Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

15. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1856.

Register.

Jahrgang 1856. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Literatur und Kunst.

Freiherr von Stein.

Das Leben des Freiherrn von Stein. Sechster Band. Berlin, G. Reimer.

Die Reaction hat nicht verfehlt, die einzelnen Aeußerungen des großen Mannes, an dessen Namen sich das Meiste knüpft, was noch jetzt Preußens Ehre und Ruhm ausmacht, für ihre Zwecke auszubeuten. Man führt gegenwärtig wieder das Feldzeichen der sogenannten ständischen Verfassung gegen die bestehende Verfassung Preußens in die Schranken und beruft sich mit besonderem Genuß auf die Autorität eines Mannes, gegen dessen einsichtsvolle und warme Vaterlandsliebe auch der entschiedenste Liberale nichts einwenden darf. Man vergißt dabei, daß in den Umständen, welche zu jeder Zeit auf die Ideen ihren Einfluß ausüben, eine wesentliche Umgestaltung eingetreten ist. Hätte der Freiherr von Stein mit seinem scharfen Instinct für alle Wahrheit, mit seinem unbeugsamen Willen, der sich von keinen Schwierigkeiten zurückschrecken ließ, bei noch ungeschwächter Lebenskraft die große und lehrreiche Entwicklung durchgemacht, die uns zu Theil geworden ist: — wir können zwar über die Einzelnheiten seiner Ansichten keine Vermuthung aufstellen, aber das dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten, er würde nicht an der Seite des Herrn von Gerlach sitzen.

Schon mehrmals wurde ausgeführt, daß die Bedeutung dieses großen Staatsmannes nicht in den liberalen Reformen liegt, an die man sich gewöhnlich bei seinem Namen erinnert, sondern in der gewaltigen Willenskraft, mit der er alle Elemente des Staatslebens zum Kampf gegen Frankreich antrieb. Er war kein Mann der Doctrin, sondern ein Mann der That. Er erkannte es als seinen Beruf, Preußen und mit ihm Deutschland der Ohnmacht zu entreißen, in die es durch eine lange herz- und gedankenlose Leitung gefallen war, und ihm ein neues Leben einzuhauchen. Als das nothwendige Mittel dazu begriff er, die verschiedenen Stände des Landes zu einer gleichmäßigen Theilnahme am Staatsleben heranzuziehen. Daher seine Gesetze über die Entlastung des Bauernstandes, über die gleiche Berechtigung der Bürgerlichen und was sonst dazu gehört. Nicht die politische Ueberzeugung, die auf einem Princip beruht, sondern die Einsicht des praktischen Staatsmannes in das, was die Umstände erforderten, hatte ihn zu diesen Neuerungen

bestimmt. Das Unglück wollte, daß ihm persönlich die weitere Durchführung dieser Gesetzgebung entzogen und daß sie in die Hände des Staatskanzlers Hardenberg gelegt wurde, eines Mannes, gegen den er eine sehr begreifliche Abneigung hegte. Man kann sich nicht leicht zwei Naturen denken, die einander mehr widerstrebten, als der rücksichtslose, leidenschaftliche, durchgreifende Charakter des Freiherrn von Stein und das schmiegsame, feine, diplomatische Wesen des Staatskanzlers, der gern allen Umständen Rechnung trug. Ein unbeschäftigter Staatsmann ist stets geneigt und fähig, die einzelnen Fehler seines Nachfolgers scharf aufzufassen; dienstfertige Freunde (hier z. B. Niebuhr, der leidenschaftlichste Feind des Staatskanzlers) thun das Uebrige und so sehen wir denn am Abend seines Lebens zu unserm tiefen Leidwesen Stein unter den Vorfechtern gegen die liberale Richtung Hardenbergs, ja zum Theil im Bunde mit Männern, die er früher bekämpft und verachtet hatte.

Sehr bezeichnend ist ein Brief des Freiherrn von Gagern an Stein vom 13. Januar 1824. „Der Ernst, der in Ihnen ist, soll nie in etwas Herbes übergehen, noch als ob alles Täuschung wäre, was früher Sie mächtig ansprach. In großen Gefahren oder Krisen bedarf man so starker Charaktere. Man sucht sie auf, man läßt sie schalten, man erkennt und verdankt ihren Werth. Denn sie helfen und geben den Begebenheiten Ausgang oder Richtung. Mir kommt es ganz natürlich vor, daß sie post studium et laborem lästig, herrisch, unnachgiebig erscheinen. Die Mittelmäßigkeit vel quasi, in ihrer großen Majorität thront wieder, und glaubt, daß zu alltäglichen Sachen die Alltäglichkeit sich am besten schicke. Sie wähnt nicht oder will nicht wissen, daß diese alltäglichen Sachen selbst altioris indaginis sind — und neue Uebel, so behandelt, herbeiführen werden, die abermals der Cur und herzhafter Aerzte bedürfen. Warum sich also darüber grämen oder vielmehr entrüsten? In dem Grad ist der Mensch nicht dankbar! Das Bewußtsein bewiesener Kraft — erzeugten Gutes, — hergestellter Unabhängigkeiten wäre mir in Ihrer Lage stets tröstend! Ja mich erhält der Ideengang aufrecht, auf den es doch nur in so viel kleinerem Maßstab anwendbar ist."

Dieser Brief gibt einen ziemlich scharfen Umriß von den Empfindungen eines Mannes, der mit stolzem Selbstgefühl sich sagen kann, daß er einst der wahre Führer der nationalen Bewegung war, der sich nun zu einer schmerzhaften Unthätigkeit verdammt sieht und nothwendig zur Opposition gegen das herrschende System geneigt ist. Das herrschende System war aber trotz aller liberalen Beimischungen derselbe Beamtenmechanismus, den Stein schon in früherer Zeit als erschlaffend für den patriotischen Aufschwung, als verderblich für den Kern des sittlichen Lebens bezeichnet hatte. Zu welcher Partei sollte er sich nun halten? Die herrschende Stimmung war zwar für ein auf der Grundlage des Bürgerthums ruhendes Repräsentativsystem, aber die dama-

ligen Vorfechter dieser Idee mit ihrer flachen rationalistischen Weisheit waren nicht im Stande, die starken Sympathien und Vorurtheile eines Mannes zu überwinden, der ihnen an politischer Bildung wie an Naturkraft so bedeutend überlegen war. Er sollte seinen Stand opfern, um einem neuen politischen Element Raum zu geben, von dem man sich damals noch keine bestimmte Vorstellung machen konnte. Dazu kam seine entschieden preußische Gesinnung. Die Vorkämpfer des Liberalismus waren meistens in Süddeutschland, und wenn ihnen auch ihr Verstand zeigte, daß Preußen bei der Entwicklung Deutschlands nicht zu umgehen sei, so war ihr Herz doch keineswegs auf Seite dieses Staats. Dieser Punkt war auch der Gegenstand fortwährender Streitigkeiten mit Gagern, und wir machen namentlich auf S. 250—254 aufmerksam, wo das Preußenthum gegen den weltbürgerlichen Diplomaten auf eine sehr entschiedene und erfreuliche Weise vertreten ist. — Stein hat in dem Adel seines Landes, als er am Ruder stand, einzelne sehr verächtliche Erscheinungen wahrgenommen; aber die edlen Männer, von denen vorzugsweise die Befreiung Preußens ausging, gehörten, so weit sie mit ihm in Berührung kamen, doch meistens dem Adel an. Den Bürgerstand konnte er als Masse achten; in der äußern Erscheinung war wenig, was ihn fesseln konnte. Von den Bürgerlichen, die damals in der Politik eine große Rolle spielten, stand ihm Niebuhr am nächsten (jüngere Männer wie Arndt sah er mehr als Untergebene an), und dieser wirklich große Mann hatte so viel kleine Seiten, daß Stein sich seiner Ueberlegenheit bewußt werden und sie als Ueberlegenheit seines Standes empfinden konnte. Der Anlage nach war Niebuhr der ideale Typus eines edlen Bürgersmannes; aber diese Anlage hatte nicht seine ganze Erscheinung erfüllt. Obgleich er klar erkannte, daß in der bürgerlichen folgerichtigen Arbeit und in der Unabhängigkeit derselben die einzige Bürgschaft für die gedeihliche Entwicklung des Staats lag, so konnte er sich doch jenes eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren, das uns Goethe in Wilhelm Meister schildert: er hatte in Beziehung auf seinen Stand ein gewisses Bewußtsein der Inferiorität und war daher argwöhnisch, mißtrauisch gegen alle Welt, fortwährend reizbar und verstimmt und geneigt, an der Möglichkeit eines gedeihlichen Ausgangs zu verzweifeln. Stein hatte fortwährend damit zu thun, ihn, den er aufrichtig schätzte und liebte, aufzurichten und in seinem wankenden Glauben zu befestigen. „Ich kann es mir nicht verhehlen," schreibt Niebuhr, 24. Februar 1824, „daß der Liberalismus ein Kreuzige allgemein über mich ausruft, und ich erfahre bei allen Gelegenheiten einen allgemeinen Consens unserer Gelehrten, mich wie einen Ausgeschlossenen und in den Bann Gethanen zu behandeln." — „Der Ausdruck von Gram und Trübsinn," antwortete ihm Stein, „der in Ihrem Schreiben, mein verehrter und edler Freund, herrscht, betrübt mich. Bekämpfen Sie diesen Hang zur Schwermuth und

blicken Sie zurück auf Ihr vergangenes Leben .... Sie betrüben sich über die Ungerechtigkeit der Menschen, über ihren Parteigeist u. s. w., ein Mann von Ihren ausgezeichneten Geisteskräften, Ihrer tiefen und ausgebildeten Gelehrsamkeit, Ihrem reinen und edlen Charakter, ist ja dem Geifer der Neider nicht erreichbar — Sind Sie nicht bisweilen zu sehr zu Mißtrauen geneigt?" — Jetzt schüttelt Niebuhr sein volles Herz aus. „Ich müßte zu viel von mir selbst sprechen, allzu wunde Stellen berühren, um es recht klar verzeihlich zu machen, daß jener Trübsinn nicht von mir weichen kann. Mir fehlt das unabhängige Gemüth, das sich gleich gesund fühlt in reiner Luft und mitten in Epidemien; je wohlthätiger Herz und Geist mir sind, je dankbarer ich sie liebe, wo sie erscheinen, um so mehr hasse ich ihr Gegentheil, und leide von ihm. E. E. sind einem eigenthümlichen Leiden, welches man im Mittelstande zu ertragen hat, nicht ausgesetzt: das ist die Tyrannei der Mittelmäßigkeit, die, im Besitz ihrer Vielstimmigkeit, Unterwerfung fordert, und den, der sie verweigert, weil er besser weiß und die kläglichen Tyrannen verachtet, als einen Rebellen befehdet und ächtet. Von dieser Noth war ich auch los, so lange wir zu Rom lebten; und es gehört zu den schweren, schweren Opfern, die ich dem Heimweh und der Antipathie meiner Frau gebracht, einen Stand aufzugeben, der mich aus dieser vermaledeiten Gleichheit heraussetzte: ich meine die Gleichheit, da ich nun nichts weiter als ein Gelehrter und Schriftsteller bin, dem der jüngste und flachste sich wenigstens gleichsetzt. So weit mag der Aerger etwas Egoistisches haben, aber nicht egoistisch ist der Mißmuth über den ausschließlich herrschenden Geist der Auflösung und Verneinung, der durchaus nichts Bestimmtes will, sondern nur nicht will .... Ich kenne keinen niederträchtigeren Egoismus, der jeden echten Kummer meidet, und sich sogar ein höhnisches Lachen aus dem bereitet, was Kummer erregen soll. Ihnen brauche ich nichts mehr zu sagen, um Ihnen mein Gefühl auszudrücken. Ich behaupte, daß das Schlimme immer schlimmer wird, je weiter man herabsteigt: daß viel mehr Böses von den Räthen als von den Ministern selbst ausgeht, und das Schlimmste gewöhnlich recht in Harmonie mit der herrschenden Meinung ist, so daß man gar keine Aussicht habe, durch Veränderung der Personen zu gewinnen. Es ist ein Jammer, daß die Regierung das Zerren und Plagen nicht läßt; es ist schimpflich, daß man sich vor Jungen fürchtet, und auf ihre Albernheit aufmerksam ist; aber darum ist es nicht weniger wahr, daß von der Preßfreiheit, wo sie in Deutschland factisch besteht, ein schändlicher Gebrauch gemacht wird, und daß man wol zweifeln kann, ob es sich doch nicht noch besser unter dem Regimente der geheimen Polizei lebe, als es unter dem der Professoren sich leben würde? Mir ist das Unerträglichste, wenn man sich durch angebliche Volkswahlen die erbärmlichsten Menschen als Respectspersonen soll aufdrängen lassen; ein Minister, den die Willkür eines Königs

hinsetzt, hat doch eigentlich keinen andern Anspruch, als daß man ihm gehorche und ihm nicht beschwerlich falle: ein Volksrepräsentant, der ebenso schoflich ist, meint persönlichen Respect fordern zu können."

Diese Klagen sind bezeichnend für den Mann, wenn man noch die entgegengesetzten ebenso häufig vorkommenden gegen den Adel in Betracht zieht, die jedes Mal eintreten, wo er eine persönliche Zurücksetzung erfährt oder zu erfahren glaubt; alsdann tritt der geheime Haß gegen einen Stand hervor, der vielleicht aus jener geheimen Gefühlsmischung zu erklären ist, einerseits die harmonische Ausbildung desselben zu bewundern, andererseits ein staatsverderbliches Element darin zu sehen. So conservativ die Gesinnung Niebuhrs und so groß seine Abneigung gegen alle gewaltthätigen Neuerungen war, so hatte er doch Augenblicke, wo sich die Gesinnung, die sich theoretisch bei ihm in der Beurtheilung der Gracchen und des Algernon Sidney zeigte, auch praktisch bei ihm Bahn brach. So hatte er noch im letzten Jahre seines Lebens einen lebhaften Streit mit dem Freiherrn wegen der Julirevolution. Er erklärte, er würde für die Absetzung Karls X. und für die Thronerhebung Ludwig Philipps gestimmt haben, welche Aeußerung von Seiten Steins eine sehr lebhafte Mißbilligung hervorrief.

Ein ähnlicher Gefühlsconflict, wenn auch nicht so stark auf die Spitze getrieben, fand sich bei den meisten bedeutenden Männern aus dem Bürgerstande, mit denen Stein zu verkehren Gelegenheit hatte. Wie sehr ihnen Stein in Bezug auf Gesinnung und Ueberzeugung nahe stand, die Haltung war durchweg eine andere; und diese ist doch für die Form des Verkehrs das Entscheidende! Nur ein sehr bedeutender Aufschwung der Zeit kann einen Mann wie Stein bestimmen, sich von seinen Standesgenossen zu trennen, und dieser Aufschwung hatte aufgehört. Die Nothwendigkeit, die untern Volksclassen zur Theilnahme am Staatsleben heranzuziehen, war wenigstens keine dringende mehr, man durfte die Zeit nicht mehr beschleunigen, wie damals, als es galt, die Franzosen zu vertreiben, ja man konnte sie abwarten. Und doch war auch hierbei die Stellung Steins maßgebend. Wäre er noch Minister gewesen, so hätte ihn sein Thätigkeitsdrang und die unmittelbare praktische Einsicht in das Gesammtleben des Staats dennoch zu durchgreifenden Maßregeln veranlaßt; so war er aber nur großer Grundbesitzer und Standesherr und sah die Staatsangelegenheiten von einem bestimmten Gesichtspunkte an.

Stein war immer ehrlich in dem Ausdruck seiner Ueberzeugungen, und so können wir von ihm auch am deutlichsten erfahren, was es mit der sogenannten ständischen Verfassung eigentlich für eine Bewandtniß hat. Es ist um so nöthiger, darauf zurückzugehn, da in unserer Zeit so mancher Wohlgesinnte durch die völlige Principlosigkeit des sogenannten Dreiclassensystems in Preußen dazu verführt wird, in der ständischen Gliederung wenigstens etwas

verhältnißmäßig Haltbareres zu erblicken. — Allein eine ständische Verfassung ist weiter nichts, als eine Adelsverfassung.

Die Sonderung der drei Stände, der Ritterschaft, des Bürgerstandes und der Bauern, gibt nur dem ersten Stande die Fähigkeit einer verhältnißmäßig richtigen Repräsentation; die beiden andern Stände dagegen läßt sie in engherzigen, einseitigen Interessen verkümmern. Selbst wenn das numerische Verhältniß günstiger wäre, würde doch aus dem ständischen Princip eine falsche Volksvertretung hervorgehen, ja man würde das Zahlverhältniß nicht wesentlich ändern dürfen, um das Princip der Repräsentation nicht noch mehr zu verfälschen. Am deutlichsten zeigt sich das beim Bauernstande, dessen natürliche und gerechte Ansprüche theils auf eine unzweckmäßige Weise erhöht, theils auf eine ungerechte Weise herabgedrückt werden. — Der Bauer ist nur ausnahmsweise befähigt, sich unter den Deputirten des Landes zu bewegen, denn dazu gehört nicht blos, daß man in der Kammer sitzt, sondern daß man auch die Fähigkeit hat, zu verstehen, was darin gesprochen wird, die Tragweite der sich kreuzenden Interessen zu übersehen und selbst ein ernstes Wort mitzureden. Wenn man sämmtliche Bauern des preußischen Staats zusammenzählt, so wird sich gewiß eine viel größere Zahl von fähigen Männern darin finden, die den übrigen Deputirten vollkommen ebenbürtig sind, als z. B. am vereinigten Landtage den Bauern zugestanden war: aber diese Männer kommen durch Bauernwahlen niemals in die Kammer. Die Bauern als Stand lassen sich durch ganz particuläre, meistens engherzige Interessen bestimmen, in der Regel wird ihr ausschließlicher Maßstab der sein, daß ihr Deputirter ihnen verspricht, die Steuern zu ermäßigen. Die aus solchen Wahlen hervorgehenden Bauerdeputirten werden in der Kammer eine höchst klägliche Rolle spielen. Als auf dem westphälischen Landtage ein Bauer seinen Landtagsmarschall, den Freiherrn von Stein fragte, wie er sich denn verhalten solle, antwortete ihm dieser streng: „Schweigen und zuhören, was klügere Männer sagen.“ — Eine solche Repräsentation ist eine Scheinrepräsentation; ebenso verwerflich, wenn sie einen wirklichen Einfluß ausübt, als wenn sie keinen ausübt. Bei den Gemeindeangelegenheiten soll der Bauer frei und unabhängig dastehen, in die Nationalvertretung aber soll er nur durch das Vertrauen und die Wahl auch der anderen Stände kommen.

Der Bürgerstand scheint nun in Bezug auf die Repräsentation in einer sehr günstigen Lage zu sein, wenn man ihn als tiers-état im Sinne des Abbé Siéyes auffaßt. Die Werthberechnungen des letztern waren zwar ungeheuer übertrieben, weil man hier die Kopfzahl nicht allein in Anschlag bringen darf, allein auf alle Fälle übertrifft die Bedeutung des Bürgerstandes für den Staat die des Adels bei weitem, sowol in Bezug auf seine Leistungen, als auf seine wirkliche Macht; und da es keine abgesonderte Erziehung für den Adel gibt, so entspricht die Zahl derer, die der Bürgerstand als seine fähigen und berech-

tigten Vertreter ins Parlament schicken kann, wenigstens bis zu einem gewissen Grad dem Zahlenverhältniß der Committenten. Die Doctrinärs des ständischen Princips sind aber keineswegs gemeint, den Bürgerstand in diesem Sinn aufzufassen. Es ist wichtig, an die Grundsätze zu erinnern, die 1822 von Ancillon im Auftrage der von dem damaligen Kronprinzen geleiteten ständischen Commission aufgestellt wurden.

„Der Bürgerstand besteht einzig und allein aus denjenigen, die ein wirkliches bürgerliches Gewerbe treiben. Allein, um in diesem Stande die Standschaft fest zu begründen, hat die Commission geglaubt, festsetzen zu müssen, daß es nöthig sein würde, um die politischen Rechte dieses Standes zu erhalten, ein städtisches Grundeigenthum zu besitzen. Durch die erste Bestimmung schließt sie von der Standschaft alle diejenigen aus, die zwar ein städtisches Grundeigenthum besitzen, aber kein bürgerliches Gewerbe treiben. Durch die zweite alle diejenigen, die, obgleich sie ein solches Gewerbe treiben, doch nicht die allgemeine Bedingung der Standschaft, den Besitz eines Grundeigenthums, erfüllen, und dadurch dem Staate nicht die gehörige Bürgschaft ihres festen Bleibens und ihrer Anhänglichkeit geben."

Zum weitern Verständniß dieser Theorie muß noch hinzugefügt werden, daß nach dem Princip der ständischen Gliederung die Landesvertretung auf Corporationen beruhen soll, um organisch aus dem geschichtlichen Leben hervorzuwachsen. Da nun die Corporationen zum größten Theil im Lauf der Geschichte zerstört worden sind, so müssen sie um des organischen Naturprocesses willen wiederhergestellt werden: — eine höchst wunderliche Vorstellung von einem Naturlauf, der durch Kunst hervorgebracht werden soll! Für die Städte sollte die Wiederherstellung der Zünfte das Mittel sein, wodurch beiläufig die in Preußen glücklich errungene Gewerbefreiheit auf das verhängnißvollste bedroht wurde.

Es erhellt, daß durch diese künstliche Einschränkung des Bürgerstandes auch ihm die ebenbürtige Stellung innerhalb der Landesvertretung genommen wird, denn aus den Zunftwahlen gehen nimmermehr die wirklichen Capacitäten des Bürgerthums hervor, sondern die engherzigen und eigennützigen Vertreter des Fachinteresses. So besteht denn der Landtag aus drei einseitigen Elementen, in denen aber der Adel, ganz abgesehen von dem numerischen Verhältniß, unendlich den Vorsprung hat, denn wie einseitig er auch in seiner politischen Ansicht sein mag, er hat doch immer eine unmittelbare Beziehung zum höheren Staatsleben; die Zünfte dagegen und die Dorfschaften sind nur particularistischer Natur; man wird ihnen daher, sobald es sich um irgendeine Frage von weiterer Tragweite handelt, regelmäßig zurufen können, sie sollen schweigen und anhören, was klügere Männer reden. — Von einer Erweiterung der Rechte der untern Stände kann natürlich keine Rede sein; dagegen scheinen sie durch

das Princip der itio in partes gegen weitere Beeinträchtigungen geschützt. Daß aber auch dieser Schutz nur ein halber ist, darüber geben uns einige Stellen in diesen Denkwürdigkeiten einen sehr interessanten Aufschluß. Vom preußischen Landtag berichtet z. B. der Präsident Schön: „Ein einziger unglücklicher städtischer Abgeordneter vergaß sich einmal das Wort: itio in partes auszusprechen, und der ganze Landtag kam in Aufruhr und fiel über ihn her, und Dohna und Brandt und mehre wollten ihn mit den Zähnen zerreißen, daß so etwas in unsren Versammlungen auszusprechen nur möglich sei." — Eine ganz ähnliche Geschichte erzählt Stein vom westphälischen Landtag. Unter diesen Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn der letztere über den Landtag im Allgemeinen folgenden Bericht abstattet:

„Wägt man die vier Stände nach ihrer specifiquen geistigen Schwere ab, so finden sich im ersten und zweiten Stand 10 geschäftsfähige Mitglieder, also beinahe 50%; im Stand der Städte 5 von 20, also nur 1/4 oder 25%; im Stand der Landgemeinden 6 oder beinahe 17%. Dieses Mißverhältniß beweiset die Gleichgiltigkeit und den Leichtsinn, mit dem bei den Wahlen, besonders in den Städten, verfahren worden, wo Gleichgiltigkeit oder erbärmliche selbstsüchtige Motive ihren Einfluß ausübten. Prüft man den in jedem Stand vorherrschenden politischen Geist, so spricht sich bei dem Adel Anhänglichkeit an das Bestehende, an die Monarchie, Stolz mit etwas Starrheit aus; in dem dritten Stand Neuerungssucht, geleitet durch neidische Eitelkeit; im vierten Stand Unbeholfenheit, Streben, sich eine Erleichterung der öffentlichen Lasten zu verschaffen und sich auf Kosten der Gutsherrn zu bereichern. Dieses Ziel hat dieser vierte Stand fest im Auge, in andern Dingen wird er von irgendeinem Intriguanten geleitet." —

Die Theilnahmlosigkeit, die hier Stein dem Bürgerstande vorwirft, entspringt aber aus ganz natürlichen Gründen. Der wahrhaft intelligente Bürger sieht sich durch die Zunftwahl alles Einflusses beraubt, ja er ist zum Theil ganz und gar ausgeschlossen; der Bürgerstand wird also nach dem Princip der ständischen Gliederung in einem ganz falschen, verzerrten Bilde dargestellt. Für die geheimen Wünsche der aristokratischen Partei ist das ganz zweckmäßig, denn sie will eigentlich nur eine Adelsvertretung; für das wahre Interesse des Adels dagegen ist es verhängnißvoll, denn es kann einem Stande nichts Schlimmeres widerfahren, als daß er sein reales Verhältniß zu den übrigen Ständen unrichtig auffaßt. Durch die Einführung einer ständischen Verfassung wird die Nationalkraft des Staats, die auf dem harmonischen Ineinandergreifen der verschiedenen Einzelnkräfte beruht, nicht verstärkt, sondern geschwächt.

In dieser Behandlung der innern Frage concentrirt sich das Hauptinteresse des Buchs; das andere, so interessant es uns auch sein muß, zu erfahren, was Stein über die Emancipation Griechenlands und ähnliche Dinge gedacht

hat, kommt doch erst in zweiter Linie. Einzelne Scenen aus dem Privatleben des großen Mannes sind köstlich; sie zeigen, daß seine Naturkraft, wo es sich um bestimmte Fragen handelte, durchaus nicht geschwächt war. Dazu rechnen wir namentlich seine Beziehungen zum Oberpräsidenten Vincke, mit dem er nicht abgeneigt war, sich in den letzten Jahren seines Lebens noch einmal zu duelliren. Ferner die Behandlung des zweideutigen Grafen Reisach und ähnliches. Den ehrlichen, schlichten Charakter des Mannes athmet die von ihm selbst entworfene Lebensbeschreibung, die der Herausgeber in der Beilage S. 155 mittheilt. Vortrefflich ist die Darstellung seiner kurzen diplomatischen Laufbahn. „Ich bat um meine Zurückberufung, da ich der Diplomatie immer abgeneigt war, wegen der Wandelbarkeit der Politik der Höfe, des Wechsels von Müßiggang und einer schlau berechneten Geschäftsthätigkeit, des Treibens, um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, der Nothwendigkeit, in der großen Welt zu leben, mit ihren Genüssen und Beschränkungen, Kleinlichkeiten und Langweile mich zu befassen und wegen meines Hanges zur Unabhängigkeit und meiner Offenheit und Reizbarkeit." — Sehr hart und zum Theil von persönlicher Abneigung eingegeben ist seine Charakteristik Hardenbergs. „Herr von Hardenberg hatte die Gutmüthigkeit und Freundlichkeit sanguinischer, genußliebender Menschen, einen Verstand, der leicht faßte, Thätigkeit, ein vortheilhaftes Aeußere. Es fehlt aber seinem Charakter sowol an einer moralischen, religiösen Base, als an Größe, intensiver Kraft und Festigkeit, seinem Verstand an Tiefe, seinen Kenntnissen an Gründlichkeit, daher seine Schwäche, sein Uebermuth im Glück, seine weinerliche Weichheit in Widerwärtigkeiten, seine Oberflächlichkeit, die durch seine Sinnlichkeit, Stolz und Falschheit geleitet, so vieles Uebel verursachten. Er entfernte alle tüchtigen Menschen, umgab sich nur mit mittelmäßigen, oft schlechten, die ihn mißbrauchten und unanständig behandelten, seine Lieblingsunterhaltung waren unzüchtige Reden; der vertraute Umgang mit nichtswürdigen Weibern, die mit seinen grauen Haaren, seinem Stolz, seiner Würde contrastirten, machte ihn noch verächtlicher; er untergrub den alten preußischen Geist der Sparsamkeit und des Gehorsams und als er starb, hinterließ er die Finanzen zerrüttet und die Staatsgeschäfte in den Händen einer Ueberzahl schlecht ausgewählter Beamten. Nicht nach dem Großen und Guten strebte er um des Großen und Guten willen, sondern als Mittel zu eignem Ruhm, daher begriff er es nicht, erreichte es nicht und ging dahin, nicht geachtet, nicht betrauert." — Einige interessante Notizen über andre Berühmtheiten kommen noch vor. So bat z. B. 1824 Fr. Schlegel, der sich in Wien zurückgesetzt fand, den Freiherrn um seine Protection beim russischen Hof und Görres suchte durch seine Vermittlung in preußischen Staatsdienst zu kommen. Von seiner Person wird uns S. 1217 folgende Beschreibung gegeben. Der Leib, in welchem diese Feuerseele

gewohnt hatte, war von mittlerer Größe, untersetzter, stämmiger Gestalt, starken Gliedern, breiter Brust und Schultern und hatte im Lauf eines langen, heftig bewegten Lebens seine zähe, ausdauernde Kraft bewährt. Noch wenige Jahre zuvor besaß er alle seine Zähne, wie sie sein Vater im 81. Jahre mit ins Grab genommen hatte. Aus der breiten, gewölbten Stirn und der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Munde sprach der scharfe, durchdringende und umfassende Geist, die mächtige unverwüstliche Willenskraft, die, wo Pflicht gebot, vor keinem Hinderniß zurückwich; und die rasche Beweglichkeit seines Wesens spiegelte sich in den feinen braunen Augen, wie auf den feinen schmalen Lippen der Ausdruck des strengen Ernstes mit kindlicher Milde und Gutmüthigkeit oder raschem Spotte leicht abwechselte. Rasch und bestimmt, wie sein ganzes Sein, sein Empfangen und Urtheilen, sein Wollen und Ausführen, war seine Bewegung. Seine Rede kurz und entschieden, wie er sie auch bei andern liebte; schwatzen und um die Sache herumgehen, war ihm ein Greuel. Sein Gang fest und kräftig, wobei er sich im Alter eines Krückstockes, seines „braunen Hengstes“ bediente, mit dem er sich auf seinen täglichen Spaziergängen, in Frankfurt wie auf dem Lande, nöthigenfalls vor den Füßen freie Bahn machte. Fremde Hilfe, wo sie etwa aus guter Absicht geleistet werden wollte, wies er mit Entschiedenheit zurück, wie er auch zu nahe körperliche Berührung, selbst der Seinigen, schroff ablehnte. Sein Anzug einfach, dem Bedürfniß gemäß; ein dunkelblaues oder schwarzes Kleid bezeichnete den Vertrauten Alexanders mitten unter den glänzenden Uniformen des kaiserlichen Hauptquartiers zu Kalisch, wie später in der ländlichen Zurückgezogenheit in Cappenberg. Man muß die Stelle selbst nachschlagen, die weitere Beschreibung seiner Lebensgewohnheiten ist sehr interessant, aber sie ist zu lang, um hier mitgetheilt zu werden.

Das Bild des großen, echt deutschen Mannes, der das schönste Blatt unsrer Geschichte vollgeschrieben hat, wird durch die Haltung seines Alters nicht im mindesten verdunkelt und wir müssen dem Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten, in deren Anordnung wir manches anders wünschten, den größten Dank wissen, daß er sich niemals durch falsche Pietät gegen diesen oder jenen hat verleiten lassen, irgendetwas zu unterdrücken. Eine Heldengestalt wie Stein bedarf der Beschönigungen nicht; sie ist in zu großen Zügen auf die Tafel der Geschichte gezeichnet, als daß kleine Züge in Betracht kommen könnten. Aber eins müssen wir denjenigen, die sich auf Steins Alter berufen, um ihre antiquirten Doctrinen der Welt durch ein leuchtendes Beispiel zu empfehlen, in Erinnerung bringen: Stein war ein alter Mann. „Es fehlt nicht,“ schreibt er Juli 1824 an Gagern, „an mancherlei Ursachen zu gegründeten Klagen. Der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten ist nirgend, am wenigsten in Deutschland, erfreulich. Das

Streben nach phantastischer Freiheit der einen, die Bemühungen der andern, den menschlichen Geist zu lähmen u. s. w., alles das betrübt jeden Redlichen, der nur in dem Blick nach dem Ueberirdischen Trost und Beruhigung finden kann. Um ihn ungestört darauf verwenden, von einer Welt, die mich anekelt, abwenden zu können, deshalb ist mir Einsamkeit theuer. Zu allem diesem treten noch die Beschwerlichkeiten des Alters; von ihnen die empfindlichste, das Verschwinden der Zeitgenossen, unter ihnen der Freunde der Jugend, der Gefährten unsrer Thätigkeit, die uns mit Liebe und Theilnahme umgaben; statt ihrer stehen wir unter einem uns fremden Geschlecht, uns unverständlich, und wir ihnen, isolirt, Freunde- und Freudenlos." — Wem fällt dabei nicht Goethes schöner Spruch ein:

Ein alter Mann ist stets ein König Lear,
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen.
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre thöricht, zu verlangen
Komm, ältle Du mit mir. —

Ehrfurcht vor dem hohen Greise, dessen schöne Stirn der Lorbeerkranz glorreicher Tage schmückt; aber man wolle uns nicht zumuthen, die Stimmung seines Alters als die letzten Resultate der menschlichen Weisheit zu verehren. Goethe und Stein endigten mit der Philosophie der Resignation, als aber der eine den Faust schrieb und der andere die Franzosen aus Deutschland verjagte, haben sie nicht resignirt und auch uns, dem Geschlecht der Gegenwart wird jede andere Stimmung besser stehn, als stilles Entsagen.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Der wasunger Krieg.

Der dreißigjährige Krieg war beendigt, der größte Theil von Deutschland lag wie ein Kirchhof in Todtenruhe. Die Mehrzahl der Aecker war mit Unkraut bedeckt, die Kraft der großen Städte gebrochen, viele Familien der adligen Grundbesitzer ausgestorben; was von Menschen das Ende dieses Kampfes erlebte, war muthlos, verarmt, verdorben. Wo das Unwetter des Kriegs hingeschlagen hatte — und es gab wenig Landschaften, die es nicht getroffen — da hatte es die Bewohner weggesengt, die Häuser zerrissen, die Felder verwüstet. Zahlreiche Dörfer waren ganz vom Erdboden verschwunden, in andern standen Scheuern und Ställe leer, mit zertrümmerten Thüren; der Wind hatte

den Samen der Waldbäume an die verfaulten Balken geworfen, verkrüppelte Kiefern und Fichten waren über den Trümmern aufgeschossen und der Wolf heulte um die unheimliche Stätte. Nicht viel besser war es in den Städten. Gedrückt und verschüchtert saß der Handwerker in seinem öden Hause, in dem die zügellosen Haufen aller Parteien nach der Reihe ihn und die Seinen mißhandelt hatten, und in den großen Reichsstädten sahen die Enkel der alten Geschlechter, welche einst in ihre weiten Speicher die Kostbarkeiten der ganzen Welt mit dem Selbstgefühl reicher Handelsherrn zu Kauf und Verkauf eingeführt hatten, daß der Credit ihrer Häuser vernichtet, die alten Handelsstraßen verödet waren, und kleinmüthig hörten sie, daß das Geld und die Waaren, der Stolz und der Reichthum jetzt außerhalb der deutschen Grenzen in fremden Ländern sich aufsammelten. Die Blüte einer großen Nation, ein glänzendes, farbenreiches Leben, war in Greuel und Blut untergegangen. Wol war einem Theil des Landes der Sieg gewonnen, der protestantische Glaube war gerettet, den Eroberungsplänen der Habsburger war ein Ziel gesetzt. Aber es war ein theuer erkaufter Sieg. Daß die Hälfte des mittlern und nördlichen Deutschlands in dem Kriege starb und verdarb, das dürfen wir ohne Uebertreibung annehmen. Mehr als die Hälfte war es in der Mark, in Schlesien, Pommern, Sachsen und Thüringen. Und unter denen, die das Schwert verschont hatte, wüthete in den ersten Friedensjahren noch der Hunger und die Pest.

So kam es, daß hundert Jahre nach dem Krieg das deutsche Volk in Kraftlosigkeit und Siechthum lag. Unterdeß gingen die größten Aenderungen im Gemüth der Einzelnen, wie in dem Bau der Staaten vor sich. Die alten Feudaleinrichtungen des Mittelalters waren durchlöchert, wie die Mauern der Städte, die festgeschlossenen Kreise der Privilegirten aller Stände, die Verbände des Adels, das Selbstregiment der Communen, die Kraft der Zünfte, die große Mannigfaltigkeit der Gesetze, Rechte und Statuten hatte ihre Bedeutung verloren. Nur eins war übrig geblieben, ja es war größer geworden, die Macht derer, welche Soldaten hielten, Gewalt und Einfluß der Fürsten. Aus den Resten des Volks suchten diese sich ein neues Volk zu bilden, über welches der Landesherr mit seinen Dienern unbeschränkt herrschte. Wie Colonisten auf frischem Boden, setzten sie neue Marksteine des Lebens auf und zogen für sich eine neue unterthänige Bevölkerung. Sie befahlen Kinder zu zeugen und zu arbeiten, um wieder Einkünfte zu erhalten, Soldaten zu drillen und das eigne Ansehn unter ihres Gleichen zu mehren. Einzelne staatskluge Fürsten legten in dieser Zeit den Grund zur Größe ihres Hauses. Aber nicht allen wollte ähnliches gelingen, wie den Hohenzollern, welche in stetem Kampf mit den Slawen sich eifrig und stark erhielten. Wie alles in Deutschland einschrumpfte und kleiner wurde, so auch der Egoismus der Herrschenden. Sie hielten gern viele Soldaten, auch kleine Landesherren warben zuweilen ganze Heere und vermie-

theten sie regimenterweise gegen gute Bezahlung an das Ausland; sie wurden stolzer und hochfahrender auch gegen den übrigen Adel und die Theorie von der Ebenbürtigkeit und das Hofceremoniell bildeten sich grade in dieser Zeit am schroffsten aus, aber sie waren, wie ihre Unterthanen, meist von beschränktem Gesichtskreis, unwissend, oft roh und kläglich in ihrem Thun. Wenn sie doch Bildung und feinere Sitte suchten, so fanden sie in Deutschland wenig davon und mußten nach Frankreich hinübergehn, wo sie den Firniß des französischen Hofes sich zu theurem Preise kauften. — Wol war es ein elendes Jahrhundert, das schlechteste der deutschen Geschichte. Das Land zersplittert in eine Unzahl Souveränetäten von jeder Kleinheit, das Volk arm an Idealen, an Kraft und Geist. Außer einigen glücklichen Soldaten und wenigen guten Hausherrn im Purpur hat Deutschland in diesem Jahrhundert nur zwei große Männer hervorgebracht, Leibnitz und Friedrich Wilhelm, den Kurfürsten von Brandenburg.

Es war am Ende dieser argen Zeit, bereits einige Jahre nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, als mitten in Deutschland zwischen den thüringischen Staaten Gotha und Meiningen, Händel ausbrachen, welche unter dem Namen der wasunger Krieg bekannt sind. Für die Kriegsgeschichte haben sie keine Wichtigkeit, um so charakteristischer sind sie für Bildung und Zustände der Periode, in deren Ende sie fallen. All das Misère im deutschen Reich, die Verkommenheit des bürgerlichen Lebens, die rohe Unsittlichkeit der damaligen Politik, Kleinlichkeit, Weiberintriguen und Zopf erscheinen dabei so massenhaft, daß sie wol Heiterkeit erregen könnten, wenn nicht der bittere Ernst, die Gemeinheit des politischen Treibens so stark ans Licht träte. Das Detail dieser Begebenheit findet sich in einer kleinen Schrift: Der wasunger Krieg zwischen Sachsen-Gotha-Altenburg und Sachsen-Weimar, 1747 bis 1748, von A. von Witzleben. (Gotha, H. Scheube). Der Verfasser, preußischer Major, gegenwärtig Commandeur des koburg-gothaischen Regiments, ist als tüchtiger Offizier und militärischer Schriftsteller rühmlichst bekannt. Das vortrefflich geschriebene Buch enthält die quellenmäßige Darstellung des ganzen Kampfes. Für den Zweck dieser Blätter aber ist von nicht geringerer Bedeutung ein Tagebuch, welches der gothaische Lieutenant und Adjutant Rauch, Theilnehmer an der militärischen Expedition, im Jahre 1747 niederschrieb. Das Manuscript ist im jenaischen Kalender von 1847 (Jena, Frommann) abgedruckt, die Handschrift selbst gehört der Familie des Präsidenten Heß zu Gotha. Aus diesem Tagebuch werden im Folgenden einige Bruchstücke mitgetheilt. Zum Verständniß desselben ist aber eine kurze Erzählung der Ereignisse nöthig, welche den Krieg verursachten.

Im Fürstenschloß zu Meiningen hatte unter den Hofchargen die Frau Landjägermeisterin Christiana Auguste von Gleichen den ersten Rang. Unter den andern hoffähigen Damen war auch eine Frau von Pfaffenrath, zwar eine

geborne Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsräthin und Frau eines eben erst geadelten Mannes, den sie noch dazu auf nicht ganz regelmäßigem Wege geheirathet hatte. Natürlich konnte sie nur nach dem Patent ihres Mannes rangirt werden, aber leider erhob sie Prätensionen, weil sie selbst vom hohen Adel war. Als sich nun im October 1746 die Thüren des Speisezimmers öffnen sollten und der Page schon zum Gebet bereit stand, da trat der Oberstallmeister an die Frau Landjägermeisterin und sagte: „Serenissimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damens haben soll." Frau von Gleichen erwiderte, das werde sie sich nicht gefallen lassen, aber Frau von Pfaffenrath hatte eine günstige Aufstellung genommen und schnitt der Frau Landjägermeisterin den Vortritt ab, bevor diese es hindern konnte. Doch die entschlossene Frau Landjägermeisterin war weit entfernt von feiger Submission. Sie eilte um den Tisch zu dem herzoglichen Cabinetsminister und gab ihm die Erklärung ab, welche einer Dame von Charakter nach so unerhörter Beschimpfung ziemte: „Wenn Frau von Pfaffenrath mir nach der Tafel wieder vorgeht, so werde ich dieselbe mit Aufopferung ihres Reifrocks zurückziehen und ihr ein paar Worte sagen, welche sehr verdrießlich werden können." Der Cabinetsminister war in der größten Verlegenheit, er kannte den resoluten Charakter der Frau von Gleichen. Endlich gab er ihr als erfahrener Diplomat den Rath, sich vor dem Gebet vom Tische zu erheben, dann werde sie jedenfalls als erste herausgehen und den Vortritt haben. So maintenirte die Frau Landjägermeisterin ihren Posten, aber sie hatte sich sehr alterirt; und alterirt war der ganze Hof; ja er spaltete sich in zwei Parteien. — Dieser Streit der Damen setzte das ganze heilige römische Reich in Bewegung, verursachte einen Feldzug zwischen Gotha und Meiningen und wurde erst durch Friedrich den Großen in einer Weise beendigt, welche ganz der Unwürdigkeit des Anfangs und dem weiteren Verlauf dieser Action entsprach.

Frau von Gleichen wandte sich an den abwesenden Herzog um Reparation. Sie erhielt eine starke und ungnädige Antwort. Empört durchforschte sie das frühere Leben ihrer Feindin und verbreitete eifrig ein anonymes Schreiben, in welchem die Liebesabenteuer der Comtesse mit mehr Energie als Zartgefühl dargestellt wurden. Ueber dies Pasquill oder „libellum famosum" beklagte sich wieder Frau von Pfaffenrath bei dem Landesherrn, Anton Ulrich, der damals, wie fast immer, im Auslande lebte, und seitdem begann ein Verfahren gegen die Frau Landjägermeisterin, welches selbst damals für hart und grausam galt. Sie sollte der Frau von Pfaffenrath kniend Abbitte thun und sie auf das wehmüthigste und bußfertigste um Vergebung bitten; und als sie sich mit den Worten weigerte: „Lieber sterben", wurde sie nach dem Rathhause in Arrest gebracht und dort von zwei Musketieren bewacht; auch ihr Mann ward in ein ungesundes Gefängniß gesteckt. Unerschüttert durch so viel Leiden, bat die

Frau Landjägermeisterin in einem schönen Briefe voll Selbstgefühl und nobler Gesinnung den Herzog um die Befreiung ihres Gatten, ihre Dimission aus dem Hofdienst und die Erlaubniß einer gerichtlichen Defension gegen die Pfaffenrath. Alles wurde ihr abgeschlagen. Im Gegentheil wurde sie von zwei Musketieren in die Stube der Pfaffenrath getragen, um abzubitten und als sie sich wieder weigerte, fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umschloß sie mit einem Kreis von Soldaten und der Landrichter las ein Decret ab, das Pasquill solle vor den Augen der Landjägermeisterin durch den Schinder verbrannt werden, und jedermann solle bei hundert Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängniß verboten sein, noch von der Sache zu sprechen. Der Brief wurde von dem Henker verbrannt und Frau von Gleichen wieder in das Gefängniß zurückgeführt.

Jetzt aber erhoben die Freunde der Gleichen Klage beim Reichskammergericht. Dem wiederholten Mandat des Reichskammergerichts an den Herzog Anton Ulrich und seine Regierung, die gleichenschen Eheleute freizugeben und nach geschriebenem Recht zu verfahren, wurde nicht gehorcht. Darauf erhielt der Herzog Friedrich III. von Gotha von demselben Gericht das Commissariale, die Frau von Gleichen und ihren Ehemann gegen alle fernere Gewalt zu schützen und selbige aus der Gefangenschaft in Meiningen in sichere, doch ohnnachtheilige Verwahrung zu bringen. Herzog Friedrich forderte von Meiningen die Auslieferung der Gefangenen, man ließ aber seinen Beauftragten nicht in die Stadt, nahm ihm seine Briefe nicht ab, sondern bedeutete ihn, wenn Gotha etwa die Befreiung mit Gewalt erzwingen wolle, so habe man auch zu Meiningen Pulver und Blei. Denn zwischen Meiningen und Gotha bestanden zahlreiche Händel und große Erbitterung.

Darauf rüstete Herzog Friedrich von Gotha zu bewaffneter Execution. Er war ein wehrhafter Herr, der in holländischem und in kaiserlichem Dienste gegen Subsidien 6000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavalerie unterhielt. Außerdem besaß er eine große Anzahl Geschütze und ein starkes Offiziercorps mit mehrern Generalen. Die Wehrkraft von Meiningen dagegen war gering, sie bestand fast nur aus Landtruppen (Milizen) von geringem militärischen Geschick. Diese zog man zusammen und befestigte Meiningen, so gut man in der Eile konnte. Es war aber vom Kriegsgott nicht bestimmt, daß Meiningen selbst das Kampfobject werden sollte, denn die losgelassene Kriegsfurie begnügte sich, um die meiningensche Landstadt Wasungen zu rasen. Und zwar war es ein verhängnißvoller Zufall, daß grade dieser Ort Schauplatz des Kriegs werden mußte, denn von Alters her galt er für das Schilda oder Schöppenstädt Meiningens, und von seinen Rathsherrn wurde erzählt, daß dieselben einst versucht hätten, einen Kürbis, der ihnen als arabisches Pferdeei untergeschoben war, auszubrüten, was ihnen jedoch nicht gelang.

Von jetzt übernimmt der gothaische Lieutenant Rauch als Theilnehmer am Kriege den Bericht. Er erzählt in seinem Tagebuch, wie folgt:

„Den 15. Februar früh Punkt ein Uhr brach unser ganzes Commando von Tambach auf und marschirte mit brennenden Flambeaus durch den Wald, über den sogenannten Rosengarten, daß wir mit Anbruch des Tages bei dem hessischen Dorfe Flohe eintrafen; unser Herr Gott wußte, wo wir hin wollten, aber wir nicht. Wir setzten unsern Marsch immer fort, durch Stadt Schmalkalden durch und grade auf Mittelschmalkalden zu.

Als die Garde zu Pferde an dem meiningschen Dorfe Niederschmalkalden ankam, stand ein Lieutenant mit ungefähr 24 Mann Landmiliz uns quer vor dem Wege und ließ uns nicht passiren. Hier mußten alle drei Corps Halt machen. Der Major von Benkendorff nebst dem Oberstlieutenant ritten auf den dastehenden commandirenden Lieutenant zu; der Herr Major fragte ihn: Was das wäre oder was das heißen sollte, daß er uns nicht wollte passiren lassen, ob dieses hier nicht eine offene Landstraße wäre? Der Lieutenant beantwortet mit ja! es wäre eine Landstraße, aber er hätte Befehl, uns nicht passiren zu lassen. Der Herr Major von Benkendorff mochte ihm sagen, was er wollte, der Lieutenant gab ihm dennoch kein Gehör; der Major griff in seine Tasche und wollte ihm einen Brief zeigen, welchen er auch nicht annahm. Darauf der Major dem Lieutenant sagte: Wenn er ihn mit seinem Volke nicht passiren ließe, so würde er durchsetzen.

Der Lieutenant gab kurze Antwort: das könnten wir thun, vor Gewalt könne er nicht. Der Herr Major ritt sogleich zur Garde, ließ das Seitengewehr ausziehen und rückte auf den Lieutenant zu und wollte sehen, ob er etwa sich sollte behandeln lassen, aber er wich nicht von der Stelle. Der Major fragte ihn noch einmal, ob er wollte Feld geben oder nicht? Er blieb bei seinem Worte: Nicht von der Stelle, er hätte Befehl von seinem Herrn. Darauf commandirte der Major an die Garde: Marsch! Marsch! und setzte durch.

Bei diesem Durchjagen mochte wol ein Pferd dem meiningschen Lieutenant einen Schub auf die Seite gegeben haben, daß er im Wege herumtaumelte. Der Lieutenant aber erholte sich, ergriff sein Gewehr und schoß den Wachtmeister Starke von der Garde, weil er hinten schloß, in den Hintersten, daß sich auch sein Pferd mit ihm bäumte und er den Hals bald dazu gebrochen, wenn nicht ein Reiter zugesprungen und das Pferd beim Zügel gefasset. Mein guter alter Lieutenant aber, als er geschossen, begab sich aufs Laufen. Der Reiter, Namens Stähm aber, jaget ihm sogleich nach und will ihm den Kopf entzwei hauen; der Lieutenant aber hält sein Gewehr übern Kopf quer vor, daß auch der Reiter Stähm den Pulversack an dem Gewehrlauf halb durchgehauen. Mein alter Lieutenant aber will weiter laufen und springt über einen Graben weg, daß ihm der Reiter nicht kann nachfolgen, und denkt, er ist nun fort.

Der Grenadier Hellbich aber schlägt an, und schießt me.
Zimmermann im Laufen hinter das rechte Ohr, so daß er a.
ten lag und keine Ader zuckte. Die Landmilizen, so noch darum ,
das Spiel mit an. Die Grenadiers aber machten etliche Feuer von
naten unter sie, daß sie anfingen und sprangen über Zäune und Feld.
weg. Da lag nun der alte Lieutenant Zimmermann; ich sprang hinzu u.
gedachte, er möchte nur eine Blessur haben, er aber war todt.

Unterdessen blieben wir immer in unserm Marsche hinter der Garde her; im Augenblick, ehe wir uns es versahen, kam der Major von Benkendorff mit der gesammten Garde wieder zurück und konnte nicht durch, weil sie im Dorfe alle Straßen mit Wagen und Karren versperrt hatten, und kam just noch zum Lustfeuer der Granaden. Der Herr Major rief sogleich den Bauern zu, sie sollten den Schultheißen, oder wer ihre Obrigkeit im Dorfe wäre, herauskommen lassen, wenn sie ihr Dorf nicht wollten angesteckt haben.

Augenblicklich waren alle Wagen und Karren aus dem Wege geräumt, daß wir konnten gerade durchmarschiren. Mittlerweile läuft die verjagte Landmiliz gerade auf das Dorf Schwallungen zu, welches wir wieder zu passiren hatten und wo wiederum ein Offizier mit 30 Mann Landmiliz commandirt stand, und verkündiget, was von uns in dem Dorfe Niederschmalkalden geschehen. Der Offizier aber, welcher ein Schuster seiner Profession war, als er von den geflüchteten Leuten einen solchen Rapport erhält, nimmt seine Mannschaft, die mit ihm gehen will, und reißt aus nach Wasungen zu, ehe er uns zu sehen bekommt. Wir aber wissen von dem ganzen Handel nichts, ob dort wieder Volk steht oder nicht. Unterwegs aber kommt ein Mann zu uns und erzählt uns, wie in dem Dorfe Schwallungen ein Offizier mit Volk da stände, und das Thor besetzt hätte. Wir kehren uns aber an alles nicht, setzen unsern Marsch immer fort. Als wir vor dem benannten Dorfe bald ankamen, setzten wir uns in Züge, machten die Bajonetts wieder auf, und gedachten: wie wird es nun da zugehen. Wir marschirten fort; als wir ans Thor kamen, war Offizier und alles Volk davon gelaufen, und war nicht ein einziger Mensch, der uns einen Widerstand thun wollte. Wir marschirten mit unsern aufgepflanzten Bajonetten gerade durch, da sahen wir die zurückgebliebenen Leute des ausgerissenen Schusterfähndrichs in der Montirung und den Patrontaschen aus den Bodenfenstern gucken.

Mein guter Schusterfähndrich war weg, und hatte sich mit der Mannschaft, so mit ihm gegangen, in Wasungen in das Thor postirt, wo wieder ein Lieutenant, welcher wol ein guter Bartputzer war, welches ich aus der Erfahrung nach diesem bekam, weil er mich selbst barbieret, stand und unser erwartete. Das Thor zweimal mit Blockthoren fest zugemacht, aber eine Schildwache stand außen, worauf der Major von Benkendorff dieser

...ef? sie sollte aufmachen. Die Schildwache aber excusirte sich, sie könne es nicht; benannter Herr Major fragte sie: wer sonsten? sie antwortet: der Lieutenant. Der Major sagte: er solle seinen Lieutenant rufen, worauf er eiligst lief und ihn herausholte. Da kam mein guter Bartputzer Lieutenant angestiegen, der Mann war vor Angst schon todt, und im Gesicht weißer als sein Hemd. Der Herr Major redet ihn mit harten Worten an: was das wäre, daß die Thore zugemacht wären; ob hier nicht eine offne Landstraße durchginge? Er beantwortet es mit ja! — Also, sagte der Major von Benkendorff, sollte er augenblicklich aufmachen oder wir wollten es selbst thun. Als er dieses Compliment von dem Herrn Major solenniter bekam, war er vollends halb todt. Er bat um Pardon, er könne nicht aufmachen, sondern die Rathsherren, die hätten das Thor verschlossen. Die Antwort war: er möge gleich die Rathsherren beischaffen. Mein Gott! wer war froher als der gute Barbier, der lief als wenn ihm der Kopf brennte, unterdessen aber der Schusterfähndrich ließ sich nicht hören noch sehen. Endlich kamen die Rathsherren herbei. Als ich diese Männer sah kommen, zu dem kleinen Pförtchen herauskriechen, dachte ich: was Teufel! sind das Rathsherren? das mögen wohl schöne sein. Der Rathsherr sah doch noch ein bischen reputirlich aus, aber der Bürgermeister war bis in die Kniekehlen voller Kuhmist, und mußte eben vom Stallausmisten geholt worden sein. Hierauf fragte der Major von Benkendorff: ob sie die Rathsherren wären? sie antworteten: ja, was unser Begehren wäre? Der Major fragte: ob das hier nicht eine Landstraße auf Nürnberg wäre? sie sagten: ja. Warum sie denn die Thore zumachten und versperrten, und uns nicht durchpassiren lassen wollten? Der Rathsmeister aber antwortet: sie hätten Befehl von ihrer Herrschaft, kein Volk durchpassiren zu lassen, deswegen müßten sie das Thor zuhalten, und sie müßten thun, was ihnen ihr Herr beföhle. Der Major von Benkendorff aber wiederholte vorige Worte, und sagte zu ihnen: sie müßten uns aufmachen und nur geschwind, denn wir müßten weiter marschiren, und wenn sie nicht aufmachten, so würden wir es selbst thun. Der Rathsmeister beantwortete dieses und sagte: wir könnten machen was wir wollten, er aber dürfe uns nicht aufmachen, noch viel weniger aufmachen lassen. Der mit Kuhmist beschmierte Bürgermeister aber fing an: Je! wenn wir weiter marschiren wollten, so könnten wir ja da hinten weg marschiren. Ich gedachte bei mir, wenn du nur solltest den verfluchten kothigen Kerl gleich umbringen. Der Herr Major rief mir sogleich zu, alle Zimmerleute vom ganzen Commando sollten hervorkommen, welches sogleich geschah. Hierauf fragte der Major nochmals, ob sie im Guten aufmachen wollten, sonst ließ er die Thore sogleich einhauen; sie thäten jetzt sähen, daß wir selbst aufmachen könnten, wenn sie ihre Thore nicht lieber ganz behalten wollten.

Der Herr Major gedachte, sie würden sich resolviren und aufmachen, aber

sie sagten, sie machten nicht auf, und wir könnten thun was wir Hierauf rief der Herr Major: Allons Zimmerleute! hauet die Thore Darauf fingen die Zimmerleute an zu hauen., Wie sich das Pochen und Krachen anfinge, hätte ein Mensch sehen sollen, wie die Rathsherren, worunter der dreckige Bürgermeister mit war und der halbtodte Bartputzer Lieutenant anfingen zu laufen, als ob sie der Teufel fortführte. Augenblicklich waren beide Thore eingehauen und marschirte das ganze Commando mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen zur Stadt hinein.

Als wir nun zum Thore hineinmarschirten, standen der gute Barbierlieutenant und der Schusterfähndrich mit ihrer Mannschaft da, präsentirten ihr Gewehr und salutirten alle beide vor unsern Offizieren des Commandos. —

So besetzte das gothaische Commando die Stadt Wasungen und blieb daselbst im Quartier. — Ach, aber nicht ohne schmerzliche Perturbation! —

Den 22. Mai, am 2. Pfingsttage 1747 mußte vermuthlich beim Herrn Major v. S . . . ein Rapport eingelaufen sein, von dem wir Offiziers alle nichts erfuhren. Hierauf war ein Laufen und Rennen nach dem Bären, zu dem Geheimenrath Flörcke, daß es ganz erstaunlich war; bald liefen sie hinein in den Bären, bald wieder heraus. Ich dachte: was Teufel ist das? Doch gedachte ich, wenn etwas passirt, mußt du es doch erfahren. — Die Bürgersleute fingen selbst an und fragten: Was läuft aber der Herr Commandant so in den Bären? Ja ich konnte keine Antwort darüber geben.

Während des vielen Laufens und Rennens ging ich mit dem Fähndrich Köhler an die Thore, um die Schildwachen zu visitiren, und als wir an das Oberthor kamen, kamen uns die Majors v. S . . . und v. B . . und der Capitän v. W . . . . . . entgegen. Der Major v. S . . . ging gerade auf mich los und fragte mich insgeheim, ob ich etwas Neues wüßte? Ich antwortete: Nein! darauf er mir sagte, ob ich wüßte, daß uns die Meininger heute Nacht attaquiren wollten? Ich antwortete: Immerhin, wenn sie kommen, müssen sie anpochen, wir wollen schon mit ihnen fertig werden. — Ob ich denn meine Frau nicht wollte fortschicken? — Nein, sagte ich, sie ist am heiligen Abend erst gekommen und geht nicht eher wieder weg, als den Tag nach Pfingsten. — Ja wenn aber die Meininger kommen? — So hänge ich ihr auch einen Degen um, war meine Antwort, so mag sie sich auch mit wehren. —

Hier fing der Major v. S . . . an und sagte: Ich sollte hier meine Disposition machen, wie alle Thore und Posten besetzt werden sollten. Da hieß es recht: mit sichtlichen Augen betrogen werden. Vor menschlichen Augen Disposition zu machen und sie nicht zu halten! —

Alle Vorschläge, die ich nach meinem einfältigen Lieutenantsverstand gethan, wurden gut acceptirt und kurz ausgezogen, um sie bei der Parole auszugeben. —

Als ich nun hinunter kam, rief ich zum Volk: richt Euch! und alles Plaudern hab' ein End'. — Darauf fing ich auf dem rechten Flügel zu richten an, aber kaum hatte ich 4 bis 5 Rotten gerichtet, kam der Capitän W...... gelaufen und sagte mir: ob ich denn nicht gehört, ich sollte gleich mit ihm kommen. Hier bricht der Anfang von ihrem geschlossenen Kriegsrath aus. — Ich säumte nicht lange, sondern lief gleich zum Herrn Major und fragte, was er zu befehlen hätte, worauf er mir zur Antwort gab, ich sollte 30 Dragoner nehmen und hinunter nach dem Bären marschiren und mich beim Geheimrath Flörcke melden, um ihn nach Schwallungen in Sicherheit zu bringen. Ich antwortete ihm sogleich: Herr Major, bitte um Vergebung, das kommt mir nicht zu und ich thue es nicht, es sind andere Offiziers da, die dazu zu commandiren sind, aber ich nicht. — Kurzum, ich hörte nun, daß mich der Herr Geheimrath haben wollte. Wer hätte sich einen solchen Streich träumen lassen sollen? ich hätte davon etwas wissen sollen! tausend Schwerenoth! ich hätte den Geheimenrath aus Wasungen bringen wollen; lieber in die Werra hätte ich ihn geführt. — Hier half nun keine weitere Vorstellung, ich sollte und mußte fort. Das war der erste Streich! — Darauf ich dem Major zur Antwort gab: so muß ich mir's für eine Ehre schätzen, da so viele Offiziers beim Commando sind und der Geheimrath so gutes Vertrauen auf mich setzt; worauf ich noch die Ordre erhielt, daß ich dem Unteroffizier am untern Thore sagen solle, daß er ihm es melden ließe, sobald ich mit dem Geheimrath hinaus wäre; das war der zweite Streich. Wer hätte sich solche (ich will nicht schreiben, wie ich denke) Streiche einbilden können? Als ich hernach dahinter kam, da wünschte ich, daß alle Pferde vor dem Wagen krepirt wären, damit ich nicht durch solche List aus Wasungen wäre gebracht worden. —

Ich ging nun fort, nahm 1 Corporal, Görnlein, und 29 Dragoner, und marschirte vor den Bären, wo ich einen Wagen vor der Thüre fand, den Kerl oder die Bedienung aber in der Thüre stehen sah. Ich rief ihm zu, er solle seinem Herrn melden, daß ich da wäre, worauf mir der Herr Geheimrath aus dem Wagen zurief: ich bin schon da. Ich detaschirte hierauf den Corporal mit 14 Mann hinter den Wagen und marschirte mit den übrigen vor demselben her.

Als ich nun an das Unterthor kam, rief ich den Unteroffizier und befahl ihm, dem Herrn Major melden zu lassen, daß ich und der Herr Geheimerath auspassirt wären. Mittlerweile steht das Volk in größter Confusion auf dem Sammelplatz; aber als der Gefreite gemeldet hatte, daß ich mit dem Geheimenrathe hinauspassirt wäre, stellt der Major gleich die Ordre, daß alles Volk die Gewehre ansetzen und in seine Quartiere gehen solle, um seine Bagage zu holen; als dieses weg war, schickt er nach den Wachen und läßt

sagen, daß alles sogleich abgehen und sich bei seinem Quartier versammeln sollte, welches denn auch geschieht. Hier werden alle Vorposten vergessen. Endlich durch Lärmen und Schreien werden solches auch die außenstehenden Posten gewahr und gehen ohne Befehl weg. Wie nun die Leute von den Wachen auf den Markt kommen, so sehen sie schon einige Leute wieder mit ihrer Bagage aus den Quartieren kommen, und nun setzen sie ihre Gewehre auch hin und gehen auch fort, um ihre Bagage zu holen. Unterdessen schickt der Major fort, läßt alle unsere Patente abreißen und in den Pulverwagen schmeißen.

Doch noch nicht genug. — Die Zeit mochte ihm wol zu lange werden, bevor die Leute wieder zusammenkamen, oder hatte ihn die Todesangst schon strangulirt, oder wurde er von seinen Herren Kameraden dazu animirt, kurzum: er beschließt, einstweilen den Aufbruch zu machen, geht hinunter zum Volk und ruft: Allons! Marsch! obgleich das Volk noch lange nicht zusammen gewesen. Hier fragte der Hauptmann Brandis, welcher nicht mit in ihren Kriegsrath consentiret, was das wäre? worauf ihm der Major v. S... antwortet, sie marschirten in das breitunger Amt. Der gute Mann, welcher vor dem meininger Thore lag, läuft nun geschwind nach Hause, wirft seine Sachen zusammen in den Mantelsack und läßt sie hereinschleppen. Der hätte auch können verloren gehen. —

Als nun der Capitän Brandis mit dem Musquetier, welchem er seine Sachen aufgepackt hatte, wieder auf den Sammelplatz kam, so war alles weg, und es standen nur noch einzelne Gewehre da. Er schickte also seinen Kerl fort und wartete auf die übrige Mannschaft. Nun muß jedermann glauben: erstlich hat der Major v. S... nicht gewartet, bis alles Volk wieder beisammen gewesen, noch viel weniger hat er an die Artillerie gedacht, daß solche auseinander genommen und in die verdeckten Wagen gepackt würde, sondern er hat blos Marsch! Marsch! gerufen, und die kranken Offiziers (den Capitän Ruprecht) und die kranken Soldaten vergessen; auch ist er, ohne die Truppen aufgestellt zu haben, fortmarschirt, sowie der Hirte das Vieh zum Thore hinaustreibt, und ist solches ein so schändlicher Anblick gewesen, daß es nicht genugsam zu beschreiben. —

Hier kömmt nun der Capitän Brandis mit den noch gesammelten Leuten die Stadt hinunter marschirt, worauf die Bürger ihnen nachrufen: da laufen sie wie die Spitzbuben; am Tage sind sie hereinmarschirt und des Nachts laufen sie wieder fort, wie die Schelme und Diebe. Mein guter Major S... ist auf und davon; der Capitän Brandis verbeißt alles mit Geduld und marschirt immer mit seinem Trüppchen sachte nach. Als er heraus vor die Stadt auf eine Anhöhe kommt, machen einige Wasunger ein bischen Feuer hinter ihm her, welches wol so versteckte Leute gewesen sind; und als er eine Ecke

weiter fortmarschirt, so findet er unsere Artillerie in einem Hohlwege liegen, ohne einen Mann zur Bedeckung dabei, und es liegen bald die Räder, bald die Lafetten oben, und bald bleibt gar ein Stück stehen; denn da es an Ketten fehlte, so hatten die Kanoniers die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden und diese zerrissen alle Augenblicke. Der Capitän Brandis bleibt aber mit seiner Mannschaft bei der Artillerie.

Nun muß ich meine gute Veranstaltung besorgen und in Richtigkeit bringen. Als ich an den Ort Schwallungen herankam, ließ ich mein Volk und den Wagen Halt machen, ging hin zu dem Geheimenrath und fragte: wo soll ich Sie hinbringen lassen? worauf er mir halbtodt antwortete: ins obere Wirthshaus. Das wußte aber der Teufel nicht, bis sich ein Dragoner fand, der früher da gelegen, und uns hinführte; denn ich wußte weder um das Dorf, noch wo das Wirthshaus lag, es war blind Erden finster, und regnete, als wenn man das Wasser mit Stützen vom Himmel herunter gießen thäte. — Als ich nun an das bestimmte Wirthshaus ankam, ließ ich das Thor öffnen und den Wagen in den Hof fahren; der Geheimerath stieg mit seinem Canzlisten, der bei ihm war, aus und retirirte sich in eine obere Stube, da er schon besser als ich da Bescheid wußte. Ich besetzte gleich den Wagen auf jeder Seite mit einer Schildwache, weil die Kanzlei darin lag, die übrigen Leute ließ ich das Gewehr an das Haus vor dem Regen sicher stellen und setzte noch eine Schildwache dabei, damit Gewehr und Geheimerath zugleich bewacht würden. Ich bekümmerte mich auch nicht weiter um den Geheimenrath, denn ich hatte ihn auf Anordnung des Majors v. S . . . in Sicherheit gebracht, ungefähr so, wie die Küchlein vor dem Ratz sicher sind, da es ein meiningsches Dorf war, und man nach der Beschreibung keine ärgere Schelme im ganzen Lande finden konnte, als die Bewohner von Schwallungen.

Ich hatte nun meiner Ordre nachgelebt, und schickte darauf meinen Unteroffizier zu dem Lieutenant Kriegsheim, der mit 40 oder 50 Dragonern in benanntem Dorfe lag, die alle in guter Ruhe lagen und von unsern Händeln nichts wußten, und ließ ihm sagen: es wäre Lärm im Brotsacke, ich hätte den Herrn Geheimenrath anhero gebracht, er möchte kommen und mich ablösen. Eine kurze Weile darauf kam auch der Lieutenant, der sich sehr verwunderte, daß ich als Adjutant mit einem Commando hierher käme; es käme ihm ganz so à propos heraus.

Ich sagte: mir kommt es noch bedenklicher vor. Dieses half nun alles nichts; ich bat ihn, er sollte nur machen und seine Leute herbeischaffen, damit ich wieder mit meinem Commando nach Wasungen abmarschiren könnte; worauf er sich alle Mühe gab und selbst fortlief. Als er ungefähr funfzehn Mann zusammen hatte, sagte ich zu ihm, er sollte Posten fassen, ich wollte mich einstweilen wieder auf den Marsch begeben, welches er denn auch that

und ablösen ließ. Nun mußte ich ja wol respectswegen zum Herrn Geheimenrath gehen und ihn fragen: ob er etwas nach Wasungen zu befehlen habe, worauf mich der Mann anfuhr als einen Scheundrescher, und mich fragte: ob ich keine Disposition oder Ordre habe, hier zu bleiben? Ich war aber auch geputzt und begegnete ihm mit der schönsten, unvergleichlichsten Antwort: Nein, der Teufel hat mir weder Ordre noch Disposition gegeben, hier zu bleiben, und es ist auch meine Function nicht gewesen, Sie hierher zu bringen. — Das sollte ich mit dem Major S . . . ausmachen. — Worauf ich ihm wieder antwortete: das werde ich auch thun. — Darauf redete er mir zu und fragte: was ich in Wasungen thun wollte? das ganze Commando marschire ja aus und würde gleich kommen. — So, fing ich an, ist die Karte so gemischt? Das ist recht gut. — Als ich nun noch in der Stube des Herrn Geheimeraths stand, hörte ich Pferde trappeln, und ich hinaus, die Treppe hinunter und fragte, wer da wäre. Da bekam ich die Antwort: wir sind es. Da erschrak ich, daß mir fast Hören und Sehen verging, da waren es die beiden Herren Majors, die sogleich vom Pferde herab und der Treppe hinauf sprangen nach des Kriegsraths Stube zu und ich hinterdrein. Da wollten sie nun wol einander Rapport thun, daß sie für ihre Person glücklich aus dem belagerten Wasungen gekommen wären; aber ich ließ den Herrn Major v. S . . . nicht zu Worte kommen, sondern fragte ihn: Herr Major, was für eine Manier ist das, daß man mich mit einer solchen List aus Wasungen schickt, auch mir nicht sagt, daß man ausmarschiren will, und ich noch Frau und Kind und mein ganzes bischen Vermögen darin habe? Ist das Kriegsgebrauch? Ich weiß nicht, ob diese Dinge mit Geld erkauft sind, oder was ich denken soll. Sind das die Projecte, die heute am Tage gemacht worden? Ins Teufels Namen, ich bin heute nicht jung oder Soldat geworden, vielleicht weiß ich so gut und besser als Sie, was zum Handwerk gehört. Ich war in einer solchen Wuth, daß ich auch mein Leben gleich mit ihm angesetzt. —

Nun, mein lieber Leser, ist hier zu merken, daß bis dato noch nicht ein einziger Mann vom ganzen Commando weder zu hören noch zu sehen, und ich noch nicht wußte, wie der ganze Umstand war. Der Major v. S . . . wollte mich trösten, ich sollte, sagte er, mir wegen meiner Sachen nicht leid sein lassen, er stände mir dafür; ich antwortete ihm aber gleich: Herr Major, wie können Sie für meine Sachen stehen? Warum sind Sie denn nicht gestanden und haben mich mit einem solchen Betrug aus Wasungen geschickt? das ist nicht erlaubt. Endlich wollte der Herr Geheimerath seine Worte auch dazu geben, und zwar mit einer solchen Bedingung, als der Herr Major sollte mich doch abführen, so viel war seine Meinung. Ich fing aber an und sagte: Mord Sacrament, hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen; wenn ich ein Commandant bin und etwas thun will, so muß ich auch meinen Unter-

gebenen sagen, was geschehen soll und was sie thun sollen; aber so ist es wider die Ehre meines Herrn gehandelt.

Darauf ging ich aus der Stube fort und als ich zur Wache herunter in den Hof kam, so kam der gothaische Bürger Pleißner, ein Zinngießer, welcher zu eben der Zeit in Wasungen spielen gewesen war, in den Hof eingetreten, und sagte von freien Stücken zu mir: Daß Gott erbarm, Herr Lieutenant, was war das für ein Augenblick in Wasungen, mir ist angst und bange geworden als unsre Leute ausmarschirten, da ich doch ein gothaischer Bürger bin. Als unsre Leute zum Unterthore hinausmarschirten, so kam die Landmiliz zum Oberthore herein und visitirte alle Häuser, auch hat der Fähndrich Christ schon einen Mann von Capitän Brandis Compagnie, der auf Schildwache vergessen worden war und in sein Quartier gehen wollte, um seine Bagage zu holen, nach Meiningen führen lassen. Die Miliz ist ganz des Teufels, sie visitirt alle Häuser und sagt, sie wolle alles nach Meiningen bringen.

Einem jeden Menschen will ich zu überlegen geben, wie mir zu Muthe wurde. Der Hauptmann Ruprecht und viele Soldaten waren in Wasungen krank zurückgelassen worden, meine Frau und Kind und mein bischen Lumpen war auch noch darin, und als ich nun hörte, daß der Musquetier Huthmann schon nach Meiningen abgeführt worden sei, da wurde es mir vollends schwarz vor den Augen. — Ich fragte den Bürger, wo denn unsre Leute wären? Ach, sagte der, draußen liegen sie alle truppweise unter den Brunnen, und der Hauptmann Brandis ist fast noch bei Wasungen. Die Stücke liegen alle im Wege, das unterste Theil zu oben, sie können gar nicht fort, denn sie haben keine Ketten, womit sie die Stücke anbinden, sondern sie haben Lunten dazu genommen und die reißen alle Minuten entzwei. Ich bin lange dabei geblieben, aber die Wasunger feuerten hinter uns her, daß es vom Teufel war, und weil es auch so stark regnete, wollte ich nur machen, daß ich unter Dach käme. Unsre Leute liegen so zerstreut auf der Straße umher, daß sie in zwei Stunden noch nicht alle da sind, und außer dem Capitän Brandis habe ich auch keinen Offizier gesehen. Die Leute fluchen, daß der Himmel herunter fallen möchte; mir ist angst und bang geworden und ich bin fortgelaufen.

Da stand ich und wußte meines Leibes keinen Rath, und war auch noch immer kein Mann vom ganzen Commando zu hören noch zu sehen, und regnete ganz erstaunlich. Endlich kam der alte Grenadiercorporal Döhler mit ungefähr zehn Grenadieren mitten durch das Dorf und den tiefsten Koth gewatet; ich erkannte seine Stimme von weitem, seine Leute fluchten ganz erstaunlich, und ich rief ihnen zu: Was hilft das Fluchen, es ist doch nun nicht anders zu machen. Ei Sapperment, sagte der Corporal, ich habe zwei Campagnen mitgemacht, aber solch einen Haushalt habe ich noch nicht erlebt. Ist das erlaubt, unser Hauptmann liegt noch in Wasungen krank und unser Herr

Major, der sich unsrer annehmen sollte, der ist mit dem Major von S ... zum Teufel; wir sind verlassene Leute, aber hole mich der Teufel, ich will mit den paar Mann, die ich hier habe, gerade nach Gotha marschiren. Ich fragte ihn, wo denn die andern Grenadiers wären, aber er wußte nicht, ob sie voraus oder zurück waren. Einen Offizier, sagte er, haben wir nicht, und es nimmt sich auch keiner unsrer an, und so ging ein jeder hin, wohin er wollte. — Er wußte nicht, daß die Majors im Wirthshause waren. Hatte aber der alte Corporal ein loses Maul gehabt, so hatten es die Grenadiere noch viel ärger.

Hier hatte ich nun genug zu thun, die Grenadiers zu besänftigen, und das ging so fort, alle viertel- oder halbe Stunden ein Trüppchen, und hatten die erstern gelärmt, waren die andern noch viel schlimmer. Endlich kam auch, ganz zuletzt, die Artillerie an, da es sonsten gebräuchlich, die Artillerie, in was für Umständen man auch marschire, entweder vorn oder in der Mitte zu bewahren, sowie ein Mensch seine Seele bewahrt. Hier konnte man sehen, daß dieser Commandant noch nie Artillerie bei einem Corps oder einer Armee hatte marschiren sehen, die doch nach Kriegsgebrauch jedes Mal bedeckt werden mußte.

Das Volk wurde aber immer wilder, und ich mußte ihm zureden, daß es sich vor den Bauern scheue, die zu ihren Bodenfenstern herausschauten, uns zuhörten und ihr Gespött darüber hatten. —

Endlich fügte es Gott, daß es mit regnen aufhörte. Ein Dragoner hatte uns auf eine Wiese geführt, welche hart am Wege lag, worauf ich den rechten Flügel an denselben stellte und das Commando richtete und nachgehends in Züge und halbe Divisionen eintheilte. Als ich im Abtheilen war, kamen einige Pferde, die ich von weiten wohl hörte, gejagt, so denke ich: es kömmt der Feind daher; ich rief und schrie sogleich nach dem rechten Flügel, es sollten einige Mann ausrücken und anrufen, und lief selbst zu und riß einem Grenadier sein Gewehr aus der Hand, weil ich meines während des Abtheilens weggegeben, und setze mich mit einigen Grenadieren mitten in den Weg und rief: Wer da? — Darauf antwortete mir eine wohlbekannte Stimme, welche ich sogleich für die des Herrn Majors von Benkendorff erkannt hatte, wie er denn meine Stimme auch beim Anrufen gleich erkannt hatte, und rief: kennt Ihr mich nicht? Ja, lieber Gott! an der Stimme erkannte ich ihn, aber in der Finsterniß war das früher unmöglich. Hier sendete Gott den Jacob zu den Kindern in der Wüste; hier traf das Wort ein: keinen hat Gott verlassen, der ihm vertraut allezeit.

Sein erstes Wort war: Kinder, was macht Ihr da? Ich erwiederte: Herr Major, das weiß unser Herr Gott, aber ich nicht; wir sind herausgeführt worden, daß wir nicht wissen, wie wir herausgekommen sind. Er fragte weiter:

Seid Ihr alle marschirt? — Ja, da ist niemand mehr drinnen als die Kranken und was sie gefangen genommen. — O Mondieu! sagte er, wir müssen wieder hinein, und sollten wir alle davor sitzen bleiben, wo sind Eure Herrn Majors? Im schwallunger Wirthshaus. — Darauf rief er: Allons Kinder! zumarschirt, und jagte was er konnte nach dem Wirthshause zu, wo er sie wol bei einer guten Bouteille Wein angetroffen haben mochte, den guten Abend aber und das Compliment, so er ihnen geboten haben mag, habe ich nicht gehört. —

So weit der wackere Rauch. — In seinem weitern Verlaufe erzählt das Tagebuch, wie die gothaischen Truppen sich ermannten, wieder nach Wasungen zurückzogen, dort die Meininger, welche ebenfalls eifrig waren, wegzulaufen, herausschlugen und sich von neuem festsetzten.

Unterdeß war in Meiningen selbst die größte Bestürzung, und in dieser Gemüthsstimmung setzte man Frau von Gleichen mit ihrem Manne in einen Wagen und schickte sie den gothaischen Truppen zu. Dort war man aber gar nicht erfreut, die Veranlassung der Händel beseitigt zu sehen, und die armen Hofchargen fanden einen sehr kalten Empfang. Beider Gesundheit war durch Aerger, Gram und die lange Kerkerhaft gebrochen, schon im Jahre 1748 starb Herr von Gleichen und bald darauf seine Frau. Unterdeß schwirrten die Flugschriften und die Promemorias, Mandate des Reichskammergerichts und ministerielle Sendschreiben über diese Affaire in Deutschland hin und her, die gothaischen Truppen hielten Wasungen besetzt, Anton Ulrich weigerte sich hartnäckig, die Entschädigungsansprüche Gothas anzuerkennen, und zahlreiche fürstliche Stimmen wurden laut, welche den Spruch des Reichskammergerichts und die Execution der Gothaer als eine Verletzung der Souveränitätsrechte eines deutschen Regenten verurtheilten. Das that auch Friedrich der Große.

Da, als der Herzog von Gotha grade in zweifelhafter Situation war, bot sich für ihn eine neue Aussicht und ein neues Streitobject. Der Herzog von Weimar war gestorben und hatte verfügt, daß sein Vetter in Gotha während der Minderjährigkeit seines einzigen Sohnes die Vormundschaft führen sollte. Schnell setzte sich der Herzog von Gotha in den Besitz der Vormundschaft, ließ sich huldigen, und wieder entbrannte ein heftiger Zank mit Anton Ulrich und dem Herzog von Koburg, welche das Recht der Gothaer auf die Vormundschaft bestritten. Da stellte Friedrich II. von Preußen dem bedrängten Herzog von Gotha seine guten Dienste in Aussicht, wenn dieser ihm die auserwählte Gardemannschaft von Weimar, 200 Mann, als ein kleines Geschenk offeriren und ihn dadurch obligiren wollte. Dies geschah. Mit 200 Mann weimarischer Garde erkaufte sich der Herzog von Gotha seine Bestätigung als Administrator dieses Landes und die Beendigung des wasunger Streites. Zweihundert Landeskinder von Weimar, welche der Streit gar nichts

anging, wurden in willkürlichster Weise weggegeben, wie eine Herde Schafe. Ein fremder Fürst verschacherte sie gegen alles Recht, und der große Friedrich forderte und nahm sie als Löwenantheil an der Beute.

Solcher Art war das öffentliche Recht, die Bildung und das Treiben in Deutschland in dem Jahrhundert, welches von Thoren die gute alte Zeit genannt wird.

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Die Angeln, ihr Haus und der Hausgeist Niß Puck.

Das Land, welches im Volksmunde Angeln heißt, gehört zum Theil unter das Amt Gottorf, zum größeren Theil unter das Amt Flensburg und umfaßt gegen 15 Quadratmeilen. Die Bodenverhältnisse sind dieselben wie im südöstlichen Schleswig und wie auf der Ostküste Holsteins. Seen von Bedeutung, erwähnenswerthe Berge, Flüsse von einiger Länge und Tiefe hat das Ländchen nicht aufzuweisen, Landschaftsbilder von besonderer Schönheit ebensowenig.

Um vieles interessanter als das Land sind seine Bewohner, die Angler oder Angliter, welche in ihrem gegenwärtigen Zustande in erfreulichster Weise zeigen, welch ein herrlicher Kern im deutschen Bauernstande liegt, und welcher Entwicklung derselbe fähig ist.*)

Der Druck, den die deutschen Edelleute im Mittelalter auf das Landvolk Angelns ausübten, muß sehr schwer gewesen sein, wenn auch gewiß nicht schwerer, als der, welcher auf den Leibeigenen Fühnens und Seelands lastete. Die Sage erinnert sich mit Vorliebe an Beispiele hochmüthiger und grausamer Gutsherrn.

In der strurdorfer Kirche durften Prediger und Küster den Gottesdienst nicht eher beginnen, als bis die Edelfrau von Tollgaard in der Kirche eingetroffen war, und sie ließ oft lange auf sich warten.

Frau Ida von Rumohr auf dem Gute Röest ließ den leibeignen Mägden, wenn sie nicht gut genug gesponnen hatten, Garnfäden um die Finger wickeln und zündete diese dann an. Eine Kammerjungfer, die ein Versehen begangen, gebot sie an den Ofen zu binden, der sodann stark geheizt wurde. Die Dame fuhr hierauf mit der Seelenruhe eines guten Gewissens im Schlitten nach der Kirche. Als sie zurückkehrte, war die arme Dirne verbrannt, und die Lippen waren so zusammengedorrt, daß die Zähne fletschend hervorragten. „Was, du Hündin! Weisest du mir noch die Zähne?" rief die Gräßliche, als sie in das

---

*) Ueber das Verhältniß der dänischen Nationalität in Angeln im nächsten Brief.

4*

Gemach trat und gab der Leiche einen Schlag, daß sie in Staub zusammenfiel.

Dasselbe wird von einer Frau von Zagow erzählt, die einst auf Satrupholm wohnte, und zahlreich sind die Sagen von Adeligen, welche als leidenschaftliche Jäger die Saaten ihrer Gutsunterthanen verwüsteten, ebenso zahlreich die geschichtlich verbürgten Beispiele anderer, die ihre Bauern mit rücksichtsloser Härte um ihr Letztes brachten.

Diese gute alte Zeit, die ein wenig nach Onkel Toms Hütte schmeckt, ist in Angeln längst und vollständiger begraben, als in andern Strichen der Herzogthümer. Als der Adel dem Landvolke die Fesseln der Leibeigenschaft anlegte, wurde zugleich zur Niederlegung der Bauernstellen geschritten. Man nahm den Leuten ihr Land, vergrößerte damit die Hoffelder und verwandelte die Hufner in Tagelöhner, die nun ihren bisherigen Feldbesitz zu Gunsten des Edelmanns bearbeiten mußten. So blieben in Angeln wie, mit Ausnahme der Marschen und einiger sächsischen Dörfer auf der hohen Geest, in ganz Schleswig und Holstein nur sehr wenige freie Bauern mit eignem Grundbesitz übrig. Es gab zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts hier fast nur adelige Güter, Kronbesitzungen und Kirchengut. Dieses unnatürliche Verhältniß konnte vor dem Geiste der neuern Zeit nicht bestehen. Der Bauer mußte aufhören, Sache, und er mußte aufhören, eigenthumslos zu sein. Die schlechte Wirthschaft vieler Adeligen, welche sich genöthigt sahen, ein Recht und ein Stück Land nach dem andern zu verkaufen oder zu verpachten und für solche kleine Parcellen keine Käufer oder Pächter ihres Standes fanden, die Gutherzigkeit anderer, namentlich aber auch die zahlreichen Domänen in dieser Gegend erleichterten den Fortschritt zum Bessern in Angeln mehr wie anderwärts. Schon vor anderthalbhundert Jahren begannen einzelne Gutsherrn die Frohnden gegen eine Ablösungssumme aufzugeben. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden dann die Domänen mit Ausnahme der Waldungen in kleinere Stücke zerschlagen und theils zu vollkommen freiem Besitz verkauft, theils in Pacht gegeben. Ebenso zerfielen einige der in den Händen des Adels befindlichen Güter ganz oder theilweise. Die Parcellen der niedergelegten Krongüter wurden meist Erbpachtsstellen, und dasselbe war in Angeln mit der Mehrzahl der abgetrennten Stücke der Privatgüter der Fall. In diesem Falle bleibt dem Verkäufer nur das todte Eigenthumsrecht. Der Erbpächter übt alle Befugnisse eines wirklichen Besitzers aus, kann sein Grundstück nach Belieben vererben oder verkaufen und hat nur eine jährliche, für alle Zeiten festgestellte Pachtsumme, Kanon genannt, zu erlegen und bei Verkäufen den Consens des Obereigenthümers einzuholen. Etwas Aehnliches sind die Festestellen, an denen das Obereigenthum dem Staate zusteht, die aber von ihrem Inhaber, welcher statt des Kanons beim Besitzantritt ein für alle Mal eine Geldsumme zu zah-

len hat, gleichfalls veräußert werden können. Der Zeitpacht ist in Angeln seltener als in Schwansen und andern einst in vollem Besitze des Adels befindlich gewesenen Strichen der Herzogthümer, und was bis zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Leibeigenschaft übrig geblieben war, wurde von Friedrich VI. im Jahre 1804 aufgehoben.

Diese Veränderungen haben, da sie hier in größerm Umfange stattfanden, als anderwärts, auf das Wesen und die Physiognomie des Bauernstandes auch stärker gewirkt. Nirgend sieht man so deutlich die wohlthätigen Folgen der Befreiung von naturwidrigen Banden, nirgend wird die Landwirthschaft sorgsamer betrieben, nirgend ist mit der Hebung des Selbstgefühls der Trieb nach Bildung so lebendig geworden, nirgend zeigen sich so schöne Talente zur Selbstregierung in communalen Angelegenheiten, als in Angeln.

Das, was das heutige Angeln vor andern Gegenden auszeichnet, hat aber noch einen andern Erklärungsgrund. Der Angle ist ein Grenzbewohner in noch eigentlicherem Sinne als die südlich der Schlei wohnenden Stämme. Er ist der letzte Schleswiger nach Norden, der die deutsche Sprache spricht, und er ist, da er früher einen andern Dialekt redete, wiederholt Gegenstand der Bestrebungen gewesen, welche alle einst mehr oder minder dänischen Bezirke der dänischen Sprache zurückerobern wollten. Er hat den neuen Besitz aber lieb gewonnen und mag nicht von ihm lassen, und so sind die Angriffe auf denselben Ursache gewesen zur Aufbietung aller in dem begabten Volke liegenden Geisteskräfte, zur Hinlenkung der Gemüther auf die vom Süden kommenden geistigen Güter überhaupt und zur Erweckung des Bewußtseins über die politische Lage. Die Erhebung und der Krieg gegen Dänemark haben hier Unsägliches genützt, und vielleicht noch mehr haben die letzten fünf Jahre und ihr stiller, leider für Deutschland nur zu stiller Kampf zur Entwicklung der Verstandes- und Willenskräfte dieser wackern Grenzleute beigetragen. In dieser Hinsicht sind die Leiden, die sie erduldet, ein Segen für sie geworden, und wenn ihre Gegenwart düster ist, so wird die Zukunft, auf die sie hoffen, um so heller strahlen.

Eine Andeutung in Betreff des Charakters der Angeln habe ich Ihnen früher gegeben. Wenn ich dieselbe hier weiter ausführe, so versteht es sich von selbst, daß ich nur von der Regel spreche und Ausnahmen zugebe. Nur die Baschkiren und Kalmücken sind alle nach einem Muster geschnitzt, civilisirte Stämme aber erzeugen um so mehr Abweichungen von dem Gesammtcharakter, je entwickelter in ihnen das geistige Leben ist, welches auf die Bildung wirklicher Individuen hinstrebt.

Es gibt Merkmale, die im Allgemeinen als Stammeseigenthümlichkeiten betrachtet werden können. Der Angle hat statt des Phlegma, welches in Hol-

stein vorherrscht, ein melancholisches Temperament, und es dürfte nicht zu viel behauptet sein, wenn man sagt, er sei eine sinnigere, den geistigen Interessen mehr zugewandte Natur als der Niedersachse. Er begreift leicht und lernt gern. Er ist ferner zu Mißtrauen und Argwohn geneigt und, wo er im Rechte zu sein glaubt, äußerst hartnäckig. Was man sonst als unterscheidende Merkmale seines Charakters angeführt hat, seinen Stolz gegenüber dem weniger Begüterten, seine Liebe zu klingender Münze, sein Hängen am Hergebrachten ist theils in jüngster Zeit verschwunden, theils gilt es von den Bewohnern der Marschen in gleichem Grade, theils ist es Kennzeichen des gesammten deutschen Bauernstandes.

Der Angle ist melancholischen Temperaments. Er gibt sich gern Grübeleien hin, denkt fleißig an das Ende und spricht gern von Gegenständen der Religion. Früher war viel Aberglaube im Lande; doch waren die Gestalten desselben nicht so finstrer und grausamer Art als die friesischen Gespenster und Herensagen. So fröhliche Gesichter und so herzliches Lachen, so lärmende Lust und so unermüdliche Tanzfreudigkeit wie bei unsern Kirmsen und Erntefesten sind in Schleswig-Holstein überhaupt selten anzutreffen. In Angeln scheinen sie völlig unmöglich zu sein, und wo sich bei Erntebieren und Ringreiten eine Neigung dazu verrieth, hörte ich es als verderbliche Neuerung und unnützen Skandal mißbilligen. Selbst bei jüngern Leuten fand ich bisweilen einen Hang zu Gedanken an den Tod. Aeltere sollen zuweilen ihren Sarg vorausbestellen und als stetes Memento mori neben ihr Bett setzen. Der Grund dieser eigenthümlichen Geistesrichtung ist vielleicht in dem häufigen Vorkommen von Fiebern und Schwindsuchtsfällen zu suchen, welche letztere wiederum von einigen durch die hohen Knicks, die zu viel Lebensluft ausströmen, von andern wol richtiger durch den Umstand erklärt werden, daß die Sitte, womöglich in der Familie zu heirathen, ein weniger gesundes Geschlecht erzeuge. Der Aberglaube, der ziemlich viele Beispiele von Teufelserscheinungen, von Pfarrern, welche mit Hilfe der Bücher des Cyprianus Zauberkünste übten, von Heren, Erdgeistern und Hauskobolden zu erzählen wußte, ist fast ganz ausgerottet, doch sind noch hin und wieder Seher anzutreffen, welche die Zukunft schauen, und erst vor zwei Jahren erblickte einer derselben am hellen Tage auf der Spitze des söruper Kirchthurms eine schwarz-roth-goldene Fahne, die unter den jetzigen Verhältnissen niemand anders dort aufgepflanzt haben konnte, als die in die traurige Gegenwart auf einen Augenblick hereinragende bessere Zukunft.

Der Angle ist ferner ein Mann von schnellen Begriffen und großer Leselust. Eine Freude soll es gewesen sein, die Leute sich während der Erhebung über alles dahin Gehörige rasch orientiren zu sehen und den Versammlungen beizuwohnen, in denen sie sich über ihre Angelegenheiten beriethen. Manche

Rede, die hier gehalten wurde, sagte mir ein gut unterrichteter Freund, hätte ihrem Inhalte, manche selbst ihrer Form nach recht wohl von einem Wollsacke in Westminster gehalten werden können. Die Armenpflege ist durch die Gemeinden selbst aufs verständigste geordnet, und wo sie sich einigermaßen selbst regieren, offenbaren sie ein ungewöhnliches Talent zur Verwaltung. Die Schulen waren bis auf das wahnsinnige Sprachedict sehr gut eingerichtet und ebenso gut besucht. Jetzt ist das Gegentheil der Fall. Die Kirche versäumte früher niemand, den nicht die unabweisbare Nothwendigkeit daheim bleiben hieß. Jetzt fährt man statt zum Gottesdienste spazieren oder setzt sich in die Schenke, um mit Gleichgesinnten über die gute alte Zeit zu philosophiren und Schandgeschichten von den Geistlichen auszutauschen, die inzwischen leeren Bänken predigen. Frömmere lesen ihr Gesangbuch, ihre Bibel oder Postille. Wieder andere studiren agronomische oder historische Bücher, von denen ich bei den Wohlhabenden wohlausgewählte kleine Bibliotheken antraf. Sehr fleißig werden von den letztern auch die Zeitungen gelesen, und ich fand eine Kenntniß der politischen Verhältnisse, die mich unter Bauern des mittlern Deutschlands in Erstaunen versetzt haben würde, hier aber sich sehr wohl begreifen ließ.

Ein besonders hervorstechender Charakterzug des Anglen ist seine übergroße Vorsicht, die bei Gesprächen leicht in ein mißtrauisches Aushorchen ausartet. Man hat diese argwöhnische Manier mit der Natur des Landes in Verbindung gebracht, dessen hohe Hecken allenthalben Hinterhalte gestatten und so den zwischen ihnen Gehenden auffordern, auf der Hut zu sein, und man hat auf die dänischen Spione hingewiesen, welche die Patrioten allerdings veranlassen können, auf ihrer Hut zu sein. Das mißtrauische Wesen liegt aber tiefer begründet und wird auf die Zeiten zurückzuführen sein, wo der Ausdruck: „He is 'nen fühnschen Keerl" entstand. Ein fühnenscher Kerl ist in Angeln die Bezeichnung für einen arglistigen, schmeichlerisch heimtückischen Gesellen. Daß man grade einen Inseldänen so auffaßte, zeigt, daß die Angeln über die Eigenheiten dieses Volkes zu allen Zeiten ihre Ansicht hatten. Die Leibeigenschaft mag dann den auf diese Weise entstandenen Hang gesteigert haben und die jetzige Zeit ist nicht dazu angethan, die Leute von ihrer Gewohnheit abzubringen. Diese ist übrigens mehr von komischer, als verletzender Wirkung. Es ist ohne Zweifel angenehmer, mit offnen Seelen zu thun haben, als mit solchen, die erst ihr Terrain sondiren, ehe sie mit der Sprache herausgehen. Aber scherzhaft bleibt es, den Anglen, der bei seinem Pfarrer ein Testament bestellen oder mit seinem Gutsherrn einen Vertrag abschließen will, erst von aller andrer Dinge Großmutter reden zu hören, bis er, schon nach der Thürklinke fassend, mit verschmitzter Miene umkehrt und mit einem „Ach, wat ek se noch seggen wöllt" sein eigentliches Anliegen vorbringt.

Die grobkörnige, häufig auch vollkommen grobe Biederkeit des Holsteiners ist infolge dessen selten in Angeln. Oefter begegnet man duldsamen, wenigstens scheinbar rücksichtsvollen, bisweilen geschliffenen, um nicht zu sagen geriebenen Charakteren. Ist das Vertrauen aber einmal gewonnen, so hat man auf Treue und Ehrlichkeit und auf volle Kundgebung dessen zu rechnen, was die Herzen bewegt.

Die Hartnäckigkeit der Angeln, die sie mit ihren südlichen Nachbarn gemein haben, zu tadeln, finde ich in diesen schweren Zeiten keine Veranlassung. Harte Nacken beugen sich schwer vor dem Unrechte. Man erzählte mir, bei Berathungen über Gemeindeangelegenheiten hätten halsstarrige Köpfe die Gewohnheit, nicht eher von ihrer Meinung zu lassen, bis „ihnen flau geworden" sei d. h. bis sie vor Hunger matt geworden seien. Hoffen wir, daß sie ihren Widerstand gegen das Dänenthum nicht eher aufgeben, als bis ihnen flau wird. Wir haben allen Grund, zu glauben, daß letzteres nimmer geschieht; denn für den Magen und seinen vornehmeren Vetter, den Geldbeutel, ist in einem Lande, wo man im dritten Jahre eines schweren Krieges an Errichtung von Sparkassen denken konnte, wol hinreichend gesorgt.

Der Hochmuth der Großbauern, gegenüber dem „kleinen Manne", ein Hochmuth, der selbst in der Kirche sich breit machte, den Vortritt an Gottes Tische beanspruchte und den wackern Pastor in Grundhof einst bewog, einen Todtenkopf mit auf die Kanzel zu bringen und die andächtige Gemeinde (ich meine sogar in gebundener Rede) zu fragen, ob es ein Bohlsmann oder ein Inste gewesen, muß sehr abgenommen haben, da nirgend mehr über ihn geklagt wird. Das Hängen am Hergebrachten kann nicht sehr allgemein gewesen sein oder nicht auf alles Alte sich bezogen haben, da der Angle eine Menge von Neuerungen im Betrieb der Landwirthschaft bereitwillig anerkannt und eingeführt, da er seine alte Tracht schon längst mit mehr oder minder modischen Kleidern vertauscht und da er, wo die Umstände es gestatteten, sein Haus bequemer und stolzer gebaut und eingerichtet hat, wie seine Väter. Ist er, wie alle Bauern, ein eifriger Anbeter Gott Mammons, so hat er sich deshalb noch nicht den Vorwurf gefallen zu lassen, ein Filz zu sein. Für Vertheidigung ihrer Rechte ist den Angeln kein Opfer zu groß gewesen, den Armen wird überall geholfen, die Gastfreundschaft ist namentlich bei Besuchen aus dem Süden fast unbegrenzt, der Luxus endlich, der mit schönem Vieh, schönen Wagen, schönen Möbeln, Häusern und Kleidern getrieben wird, dürfte sich ebensowenig mit dem Vorwurfe des Geizes vertragen, als die dreihundert und vierhundert Gäste, die zu großen Hochzeiten geladen werden und der Roth- und Weißwein, der bei solchen Gelegenheiten in Strömen fließt.

Die Edelhöfe in Angeln sind meist von sehr bescheidener Art. Es sind

einige große Güter da, wie z. B. Rundhof und die Baronie Gelting, aber so viel mir bekannt, hat kein einziges derselben Gebäude, die man in unserm Sinne ein Schloß nennen könnte. Ein freundliches, gewöhnlich nur aus einem erhöhten Parterre bestehendes Wohnhaus nebst den nöthigen Ställen und Scheunen, umgeben von einem „Hausgraben", den alte Bäume beschatten, ist in der Regel alles, was zu einem angelschen Edelhofe gehört. Wie die Ritter bis auf wenige aus dem Ländchen verdrängt sind, so sind auch die Burgen verschwunden. Die adligen Güter sind, mit Ausnahme von einem halben Dutzend, sämmtlich in den Händen Bürgerlicher und nur ihre zum Theil eigenthümlichen Privilegien erinnere noch daran, daß sie einst einer bevorrechteten Classe gehörten. Diese Privilegien haften übrigens auch an den Parcellen und so kommt es vor, daß Bauern, die kaum funfzig Tonnen Land besitzen, auf demselben die Rechte adliger Herren ausüben.

Fällt nun an den Rittergütern die Unscheinbarkeit ihrer Höfe auf, so staunt man bei den größern Bauerngütern über das Gegentheil. Der Hof eines angelschen Hufners unterscheidet sich in der That nur wenig von dem eines kleinern adligen Gutes. Man sieht ein nach der Straße hin offenes Viereck vor sich, dessen Hintergrund das Wohnhaus einnimmt, während Stall und Scheune die beiden andern Seiten bilden. Alles ist geräumig und massiv gebaut und selbst auf eine gewisse Gefälligkeit der Form ist gesehen. Vor dem Hause, welches von gelbgrauen oder rothen Ziegeln erbaut ist, stets ein Strohdach hat und zu dessen bunt angestrichener Thür zuweilen eine steinerne Treppe hinaufführt, steht gewöhnlich eine lebendige Colonnade verschnittener Bäume. Hohe breite Fenster mit weiß und grün gemalten Rahmen und vielen kleinen Scheiben nehmen einen großen Theil der Vorderwand ein, über deren Mitte sich manchmal ein verzierter Giebel erhebt. Im Innern gibt es eine Menge verschiedener Gemächer, unter denen eine Art Salon nicht fehlen darf, der mit Modemöbeln ausgestattet sein muß. Mahagonisecretäre, elegante Schreibtische und Sophas mit Roßhaarüberzügen, theure Polsterstühle, Uhren, Silberzeug, Nippes sind hier etwas Gewöhnliches. Als die Pianinos aufkamen und der Baron von Gelting eins verschrieben hatte, waren binnen zwei Jahren acht Stück im Kirchspiele und ich glaube, daß wenigstens ein einfaches Pianoforte als grabezu erforderlich zur Vollständigkeit eines wohlhabenden Hauses betrachtet wird, gleichviel, ob jemand da ist, der das Instrument zu spielen versteht.

Fast jedes Dorf hat mehre dieser stolzen Höfe, die sich nur durch ihre Strohbedachung und durch den Mangel eines Ringgrabens von den hiesigen Edelhöfen unterscheiden. Besonders viele sah ich in Steinkirch und Satrup, besonders schöne in Riebye bei Gelting, und bei Toestorf hat sich der Bauer Petersen auf einem Hügel eine Villa erbaut, die so geschmackvoll und reich

eingerichtet und so bedächtig mit allen Bedürfnissen eines vornehmen Haushalts versehen ist, daß kein anspruchsvoller Städter Anstand nehmen dürfte, seine Sommerresidenz darin aufzuschlagen.

Diese luxuriöse Bauart ist, wie ich mir sagen ließ, erst in den letzten funfzehn Jahren allgemeiner geworden. Die ältern Häuser sind nicht so massiv und geräumig und noch weniger so elegant ausgestattet. Sie bestehen aus Fachwerk, das mit Ziegeln ausgefüllt ist und der Bauer wohnt darin, gleich seinem Nachbar jenseits der Schlei, mit seinem Vieh unter einem Strohdache. Dänische Schriftsteller haben einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen dem alten angelschen Hause und dem des Niedersachsen finden wollen. Ich vermochte nichts Anderes der Art zu entdecken, als daß jenes Schornsteine hat und dem dänischen Norden den Rücken kehrt, und daß bei ihm die Einfahrt sich nicht auf der schmalen, sondern in der Mitte der breiten Seite befindet. Das Haus zerfällt dadurch in eine östliche und eine westliche Hälfte. In jener wohnt der Bauer, in dieser steht rechts und links von der Tenne sein Vieh. Die Wandbetten mit ihren Thüren oder Schiebern, die Bezeichnungen der Hauptgemächer, die großen, bunten, mit Messing- oder Eisenblumen verzierten, mit Wäsche und Kleidern gefüllten Koffer sind dieselben, wie in Holstein. Nur der „Pesel", in Angeln auch „Saal" genannt, ist gewöhnlich geräumiger, als dort. Er ist der Ort, wo die drei großen Feste im bäuerlichen Leben gefeiert werden. Im Pesel wird der zukünftige Besitzer der Hufe oder Kathe getauft, im Pesel versammeln sich die bevorzugten Gäste zum Schmause, wenn der Gereiste die Braut heimführt, und ebenda wird das „Arsbeer" ausgerichtet, wenn der Sarg hinausgetragen ist, der die Wirthin oder den Wirth aufgenommen hat.

Neben dem Hause ist die „Abnahme", wo der altgewordene Vater des Hofbesitzers nach Uebergabe des Eigenthums an den Sohn mit der altgewordenen Mutter die letzten Tage verbringt, ein Wagenschuppen, ein Gebäude, in welchem die Geräthschaften zum Betriebe der Milchwirthschaft aufbewahrt werden, und zuweilen noch eine Scheune oder ein Stall. Der Obstgarten führt den Namen „Apfelhof", der Gemüsegarten heißt „Kohlhof".

Der Stolz des echten Anglen ist sein Kuhstall, der Stolz der echten Anglin ihre Milchkeller. Die Kuhrace des Ländchens gehört zu der gesuchtesten der Herzogthümer. Man kann bisweilen in den Fall kommen, stundenlange Gespräche über die Vorzüge einer „Quie" oder „Starke", d. h. Ferse, anhören zu müssen. Ein schöner „Viehstapel" hellt die finsterste Miene im Nu auf. Häufig sind die Beispiele, daß ein wohlhabender Bauer, gleich den ägyptischen Priestern, die einen neuen Apis suchten, meilenweit und wochenlang umherzieht, um das Ideal einer guten Milchkuh, das ihm der Tod genommen, wiederzufinden, und häufig geschieht es, daß er dann für einen schwarzen Fleck oder einen weißen Strich oder eine Form der Hörner, die er einmal so und nicht

anders haben will, zehn und zwanzig Thaler über den wirklichen Werth zahlt. Roth aber müssen in Angeln alle Rinder sein und nur große Dekonomen gestatten sich mitunter das Vergehen gegen die Geschmacksrichtung des Volks, auf ihren Koppeln eine weiße oder schwarze Kuh sehen zu lassen.

Ich darf ein angelsches Haus nicht verlassen, ohne einer kleinen Persönlichkeit gedacht zu haben, die früher in jeder wohl bestellten Haushaltung als nothwendig vorausgesetzt wurde und unter Angeln von altem Schrot und Korn noch jetzt ihre Freunde hat. Ich meine den kleinen Niß Puck, jenen bald tückischen, bald neckischen, bald segenbringenden Hauskobold, über den mir ein werther Freund, dem ich hiermit nochmals danke, eine Anzahl schätzbarer Notizen mittheilte.

Niß Puck ist nach der Meinung jenes Freundes ein angler Landeskind und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Vetter des berühmten Puck aus Shakespeares Sommernachtstraum, der den Angeln von Hengist bei der Eroberung Britanniens geholfen haben wird, während der andere als Stammhalter und Erbe auf der väterlichen Hufe zurückblieb. Sein Name Niß ist Diminutivum, entstanden aus Johannes und größerer Deutlichkeit halber mit einem Spitznamen verbunden, der entweder Frosch oder Buckel bedeutet, so daß Niß Puck etwa als Hänschen mit dem Buckel oder Hänschen Froschwanst zu verdeutschen wäre. Niß hört übrigens diesen Namen keineswegs gern und pflegt ihn bei Gelegenheit durch einen empfindlichen Schabernack zu rächen.

Vor vielen Jahren, als die verstorbene Großmutter des erwähnten Freundes noch jung war, erzählte man, daß der Hausgeist Niß bei deren Großeltern auf dem Hofe L. von Urzeiten her sein Quartier gehabt habe. Er trug dazumal kurze Kniehöschen von Zwillich, lange Strümpfe, mit Schafpelz gefütterte Pantoffeln oder Schlurren, wollene Hemdärmel ohne Jacke und eine Zipfelmütze mit einer rothen Quaste. Seine Wohnung hatte er in einem Winkel des Stalles, wo zugleich die Hauptbühne seiner Thaten war, die in Abwartung des Rindviehs, Striegeln der Pferde, Beaufsichtigung des Gesindes und andern häuslichen Geschäften bestanden und für die man ihm jeden Abend einen Teller mit Grütze geben mußte. Bei Tage war er in der Regel nicht sichtbar, sondern schlief in einer abgelegenen Ecke des Heubodens. Bald nach Sonnenuntergang aber war er auf dem Platze, um an die Inspection der Wirthschaft zu gehen und sich gelegentlich durch Nachholung versäumter Arbeiten nützlich zu machen, wobei er manchmal in früher Morgenstunde von Knechten oder Mägden überrascht wurde. Gingen diese an die Arbeit, so zog er sich zurück; indeß geschah es bisweilen auch, daß er noch ein Weilchen, Allen sichtbar, auf der obersten Sprosse der Bodenleiter sitzend, der Beschickung des Viehs zuschaute und wenn man es zu seiner Zufriedenheit machte, wohlgefällig mit den Beinen hin und her baumelte.

Ein Freund von Lob und Schmeichelworten, für Wohlwollen und Gefälligkeiten dankbar, war er äußerst empfindlich, wenn man ihn neckte oder respectswidrig von ihm redete. Am allerwenigsten ließ er sich von den Dienstleuten Ungehörigkeit gefallen.

Doch beschränkte Niß seine Wirksamkeit nicht auf den Hof L., sondern suchte auch die Nachbarn heim, wie man an dem plötzlichen Umschwunge der Verhältnisse zu Gunsten dieser Nachbarn sehr bald inne wurde. Wo eine träge Frau oder ein streitsüchtiger Mann im Hause war, ging er vorüber. Merkte er wo einen bösen Kettenhund, so kam er gewiß nur einmal. Erfuhr er auf einer Hufe üble Behandlung, benahm sich ein Hauswirth undankbar gegen ihn, so rächte sich der Kobold unverzüglich durch Störung der nächtlichen Ruhe, durch Lähmung des Viehs, durch Milchverminderung bei den Kühen und andere Bosheiten.

Auf dem Hofe L., seiner engern Heimath, that er alles, was in seinen Kräften stand, den Stall in guter Ordnung zu halten. Vor allem sorgte er dafür, daß die Kühe gehörig gefüttert waren, und pflegte zu dem Ende nicht nur den Nachbarn, sondern auch seinem eignen Quartiergeber das frisch ausgedroschne Getreide von der Tenne zu stehlen, um solches dem Viehe in die Krippe zu schütten. Der Urgroßvater erwähnter Großmutter verwies ihm dergleichen Unfug einmal allen Ernstes und gebot ihm den Unterschleif sein zu lassen, da die Drescher dadurch an ihrer Quote gekürzt würden. Niß hörte ihm demüthig zu, schlug aber die Predigt in den Wind; denn bald darauf sah man ihn wieder im Schneelicht mit einem leeren Sacke unterm Arm über den Hofraum schlüpfen und in der Scheune verschwinden, aus der er später schwerbeladen auf Umwegen nach dem Stalle zurückschlich. Der Viehstapel auf dem Hofe L. gedieh dabei natürlich wie nirgend anderwärts.

Proben der Art, in welcher Niß sich gegen das Gesinde benahm, erzählte die Großmutter mehre recht ergötzliche. Ein eben angezogener Knecht, der sich vielfach ungeberdig bezeigte, sich in die Hausordnung nicht schicken mochte und insbesondere an der ungenirten Einmischung des Kobold in die Angelegenheiten des Stalldepartements Anstoß nahm, hatte sich allerhand unziemliche Aeußerungen in Bezug auf Niß erlaubt, von „Düwelspack“ und „Aastüg“ geredet und sich vermessen, „dat Untüg“, wenn es ihm in den Weg geriethe, mit dem Stallbesen zu regaliren. Spät Abends, als dieser Zänker im Stalle nach seiner Schlafstätte suchte, hörte er bereits den Puck auf dem Boden rumoren und ramentern, und kaum war er eingeschlafen, so war Niß an seinem Bette. Der Knecht füllte die Bettstelle seiner Länge nach nicht ganz aus und das benutzte der Kobold zu einem sehr unangenehmen Possenspiel. Er trat an das Fußende des Bettes, deckte den Schlafenden auf und schrie, wie verwundert über die mangelnde Länge: „Wat is dat? To kort!“ Damit faßte

er den aus seiner Ruhe aufgeschreckten Burschen bei den Zehen und zog ihn, als ob er ein Mißverhältniß ausgleichen wollte, mit gewaltsamem Ruck herunter, daß die Fußsohlen gegen die Bettwand prallten. In demselben Augenblicke war er aber schon am Kopfende und schrie lachend: „To lang!" worauf er den unseligen Gegenstand seines Muthwillens an den Haaren heraufzerrte. So ging das Spiel fort bis der Tag graute.

Der Weihnachtsabend wurde damals, wie überall in der germanischen Welt, so auch auf dem Hofe L. nach alter Sitte durch einen großen Schmaus gefeiert. Der geräucherte Schweinskopf mit Grünkohl, Reis, Aepfelkuchen, das starke Weihnachtsbier, ein Dessert von Wallnüssen, Pfefferkuchen, Aepfeln und Rosinen spielten damals ihre Rolle wie noch heute im Lande Angeln. Sogar das Vieh im Stalle und die Sperlinge auf dem Hofe wurden eigens mit Hafergarben bedacht. Nach aufgehobener Tafel begaben sich die Dienstboten nach dem Stalle, wo eine Laterne am Tragebalken des Bodens befestigt und sodann nach dem Takt einer Geige ein kleiner Ball begonnen wurde. Niß, der an diesem Tage als Hausfreund ebenfalls reichlicher als gewöhnlich bewirthet worden war, verließ seinen Winkel, um zunächst durch die Luke dem Vergnügen zuzuschauen und dann, als der Jubel sich steigerte, Stufe für Stufe die Leiter herabzukommen und sich unter die tanzenden Paare zu mischen. Durch seine Grimassen und Capriolen brachte er die allgemeine Lust auf den Gipfel der Ausgelassenheit. Je bunter es herging, desto besser behagte es ihm. Er schien des vollsten Uebermuths, die Gesellschaft des maßlosen Lachens kein Ende finden zu können. Als Tänzer und Tänzerinnen endlich doch ermatteten, hatte Niß ein neues Reizmittel entdeckt. Er begann das Vieh, das in seinen Ständen neben der Diele dem Spectakel bisher mit der ihm eignen Seelenruhe zugeschaut hatte, dermaßen zu äffen, daß es, wie von der allgemeinen Lustigkeit angesteckt, ebenfalls aus Leibeskräften zu tanzen und zu hüpfen anfing. Kühe und Kälber blökten und brüllten, schlugen hintenaus, sprengten die hölzernen Halskoppeln, mit welchen sie befestigt waren, taumelten durcheinander, als wollten sie den Reigen der Menschen nachmachen und geberdeten sich zum Todtlachen. Es war eine heillose Verwirrung. Erschreckt über diesen Ausgang, eilte eines der Mädchen ins Haus nach dem Großvater, der alsbald erschien und als er den angerichteten Schaden übersah, den Junker Niß tüchtig ausschalt. Beschämt schlich dieser sich davon und ließ sich darauf ein ganzes Jahr nicht wieder blicken.

Wo es eines jener ländlichen Feste zu feiern gab, welche alljährlich einmal wiederkehrend die Einförmigkeit des Dorflebens auf einen Tag unterbrachen, war Niß sicherlich zur Hand, um in seiner Weise sich bald näher, bald entfernter zu betheiligen. Beim Viehaustreiben im Mai, beim Schweineschlachten im November, vorzüglich aber beim Erntebier pflegte er sich, was

sonst nie geschah, selbst am hellen Tage zu zeigen. Wenn die Arbeit des Mähens vollendet ist und die letzten Halme unter der Sense der Schnitter gefallen sind, putzen die Arbeiter die letzte Garbe mit Blumen und Bändern auf, richten sie so ein, daß sie einigermaßen an eine menschliche Gestalt mit Armen und Beinen erinnert und ziehen hiernach, den Schnitter, der den letzten Sensenhieb gethan, mit seiner Mäherin voraus, in Procession nach dem Hofe, wo man die Figur, welche Fock oder Fuke genannt wird, unter gewissen Ceremonien abliefert, wofür der Gutsbesitzer sich dadurch bedankt, daß er den Leuten entweder im Freien oder im Milchkeller einen Schmaus und einen kleinen Ball gibt, was in Angeln Erntebier heißt.

Bei solchen Gelegenheiten guckte Niß gern aus der Giebelluke, um sich nach dem ankommenden Zuge umzusehen und vor demselben auf übliche Weise die Honneurs zu machen. Als dies einmal geschehen war, und die Procession der Schnitter sich bereits um die Ecke begeben hatte, gerieth Niß auf den unglücklichen Einfall, den bellenden Kettenhund damit necken zu wollen, daß er ihm bald das eine, bald das andere Bein von oben herab vorhielt. Unglücklicherweise fügte es sich, daß bei dieser Belustigung ihm einer der Pantoffeln entglitt und dem rasenden Köter grade in den Rachen fiel. Niß schrie und lamentirte erbärmlich. Er konnte mit seinen zarten Füßen nicht barfuß gehen, und gleichwol getraute er sich nicht, dem bösen Hunde seine Beute zu entreißen. Endlich erbarmte sich eine Magd seiner, und sie hatte es nicht zu bereuen; denn einen Freundschaftsdienst läßt der Kobold niemals unvergolten.

Nicht immer jedoch hat Niß Puck die im Ganzen harmlose Laune, mit der er auf dem Hofe L. auftritt. An manchen andern Stellen kennt man ihn nur, oder doch vorzugsweise, als bösartigen, menschenfeindlichen Poltergeist, der nicht Ruhe noch Frieden, weder Segen noch Gedeihen in dem Hause aufkommen läßt, wo er sich eingenistet hat. Von dem alten Herrenhofe N., der seit Menschengedenken unaufhörlich und in kurzen Zwischenräumen aus einer Hand in die andere übergegangen, war die Sage verbreitet, daß Niß dort hause und den Eignern auf jede Art ihr Besitzthum zu verleiden strebe, indem er es sich in den Kopf gesetzt habe, auf diese Manier eine Familie, die ihm befreundet gewesen, wieder in den Besitz des Gutes zu bringen, welches ein leichtsinniges Glied derselben einmal im Würfelspiele verschleudert. Mißwachs und Viehseuchen, welche nur diesen Hof betrafen, vertrieben nun allerdings einen Käufer nach dem andern von dem Gute. Die Nachkommen der alten Besitzer aber kehrten trotzdem nie in ihr Erbe zurück. Endlich brannten sämmtliche zum Hofe gehörende Gebäude ab, der damalige Eigenthümer ließ sich anderswo nieder und der alte Haupthof ward zu einem bloßen Pachthofe eingerichtet, in welchem Zustande er sich noch heute befindet. Das frühere herrschaftliche Wohnhaus wurde nicht wieder aufgebaut, Park und Garten blieben

wüste liegen, und auch Niß, der wol an seinem Vorhaben verzweifeln mochte, ließ nach dem Brande nichts mehr von sich merken.

Im Allgemeinen war er der Mann nicht, der leicht los zu werden war. Im Gegentheil, er war fast so unentrinnbar wie ein böses Gewissen.

Ein Bauer, den er bis zur Verzweiflung geplagt hatte, versuchte alles Erdenkliche, Beschwörungen, Räucherungen u. s. w., um den Störenfried zu verscheuchen. Umsonst! der böse Geist quälte ihn nach wie vor. Da dachte er endlich: Gehst du nicht, so gehe ich, und damit ließ er sein sämmtliches Hab und Gut auf Wagen laden und nach einem andern Hause fahren. Als der letzte Wagen abgehen sollte, sah der Bauer von ungefähr nach oben, und siehe, da saß auf der obersten Kiste, die der Wagen trug, Niß Puck, schaukelte sich wohlgemuth und rief: „Hei, wi flütten!"*)

Die letzten Nachrichten, die man von ihm hat, stimmen darin überein, daß er weggeblieben — an dem einen Orte, weil das alte Geschlecht, bei dem er hausgewohnt und heimisch gewesen seit Jahrhunderten, allmälig gestorben und verdorben und dessen Erbgut in fremde Hände übergegangen war, — an dem anderen, weil er es vorgezogen, den Hofbesitzer zur Gründung eines häuslichen Herdes an anderer Stätte zu folgen, statt sich mit dem Nachfolger zu verständigen, — an dem dritten, weil er sich mit der jungen Hausfrau, die der Sohn des alten Herrn heimgeführt, nicht zu befreunden vermochte, — am vierten endlich, weil er der Modernisirung des Hauses oder der neuen Stalleinrichtung seinen Beifall versagen zu müssen glaubte.

Merkwürdig bleibt es indessen, daß Niß sich so lange seinen ursprünglichen volksthümlichen Charakter zu bewahren gewußt hat und nicht zum grausen Gespenste wurde, wie Wodan, der nächtliche Jäger, auf seinem dreibeinigen Rosse, wie Frau Hulda mit ihrem schauerlichen Leichenconducte, wie König Abels Hofgesinde auf dem Mövenberg und wie der alte Graf Geert mit seinen drei großen Hunden auf den nunmehr doch geschleiften Wällen Rendsburgs. Sicher steckte in dem Phantasiebilde Niß Puck ein Stück jener unverwüstlichen Lebenskraft, welche die Zeit überdauert und den Menschen zu hohen Jahren bringt — ein Stück ursprünglicher Volksnatur, das sich unverändert erhalten von den ältesten Zeiten her, und das ist der Grund, aus dem ich ihm hier ein kleines Denkmal gesetzt habe neben dem Angelnhaus, dessen Dämon oder Genius er war.

Literatur.

Es liegen uns eine Reihe vortrefflicher Werke vor, namentlich historischen Inhalts, zu deren ausführlicher Besprechung wir erst allmälig Zeit gewinnen werden,

*) d. h. Juchhei, wir ziehen aus!

und auf die wir daher zum Schluß des Jahres unsre Leser vorläufig aufmerksam machen. — Zunächst ist das langersehnte, von ganz Europa mit größter Spannung und Begierde erwartete Werk endlich erschienen: die Fortsetzung von Macaulay. Sie enthält in der tauchnitzischen Ausgabe, die gleichzeitig mit dem englischen Original erschienen ist, fünf Bände und geht bis zum Jahre 1697. Ein sehr reichhaltiges Register über die sämmtlichen acht Bände ist hinzugefügt, aber etwas fehlt daran, was wir erwartet hatten, nämlich die Zusätze, Berichtigungen und Erläuterungen zu den vorigen Bänden, die in manchen Punkten, z. B. in Beziehung auf Penn, doch wol nothwendig sein dürften. — Von Mommsens „römischer Geschichte", diesem geistvollen bedeutenden Werk, ist der zweite Band erschienen. Er umfaßt die Geschichte der römischen Bürgerkriege bis auf Sullas Tod; der dritte Band, der im nächsten Monat erscheinen soll, wird bis zur Schlacht bei Thapsus gehen. Die Kaisergeschichte soll dann in ein bis zwei Bänden bearbeitet werden; wir hoffen, daß sich die Zahl auf drei ausdehnen wird. — Derselben Sammlung (Berlin, Weidmann) gehört der erste Band der giechischen Alterthümer von Schömann an, so wie die griechische Mythologie von Preller (2 Bde.). — In das Gebiet der Alterthumswissenschaft schlägt ferner der erste Band der Geschichte der Logik im Abendlande von Prantl (Leipzig, Hirzel). — Ein sehr wichtiges Werk ist ferner die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, in Monographien dargestellt von Robert von Mohl (1. Bd. Erlangen, Enke); sodann die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in den katholischen Ländern des deutschen Reichs, besonders im 18. Jahrhundert, von Warnkönig (Erlangen, Enke). — Von Giesebrechts Kaisergeschichte ist der erste Band, die Geschichte der sächsischen Kaiser, vollendet. — Von der Geschichte Wullenwevers von Waitz ist der zweite Band erschienen (Berlin, Weidmann). — Einen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts hat David Strauß in dem Leben des Dichters Nicodemus Frischlin gegeben. (Frankf. a. M. Literarische Anstalt). — Daran schließt sich die Monographie über Scaliger von Bernays (Berlin, Hertz). — Die Geschichte der deutschen Freiheitskriege von Major Beitzke ist mit dem dritten Bande vollendet, (Berlin, Duncker und Humblot). Daran schließt sich der Feldzug des dritten deutschen Armeecorps in Flandern vom Obristlieutenant Bucher (Leipzig, Costenoble), und F. L. Jahns Leben von Pröhle (Berlin, Franz Duncker). — Sehr zahlreich sind die Beiträge zur Kunstgeschichte. Die erste Stelle nimmt darunter die Geschichte der Architectur von Lübke ein (Leipzig, Graul); sodann das Handbuch der Kunstgeschichte von Springer (Stuttgart, Rieger); beide Werke durch zahlreiche Illustrationen erläutert. Von Försters Geschichte der deutschen Kunst ist der dritte Band (Leipzig, T. O. Weigel), von Brunns Geschichte der griechischen Künstler der zweite Band (Braunschweig, Schwetschke), von Stahrs Torso der zweite Band erschienen (Braunschweig, Vieweg). — Außerdem erwähnen wir noch die Studien Schlossers über Dante (Leipzig, Winter) und den deutschen Liederhort von Erk (Berlin, Enslin). —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mozarts Leben.

W. A. Mozart von Otto Jahn. 1. Theil. Mit 2 Bildnissen Mozarts und einem Facsimile seiner Handschrift. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1856. —

Wenn eine Biographie Mozarts den Namen eines so gründlich forschenden und fein urtheilenden Mannes an der Spitze trägt, wie der Verfasser auf dem Gebiete der Alterthumskunde und der musikalischen Kritik ist, so verspricht sie eine so reiche Ausbeute neuen Materials und eine so eingehende Verarbeitung desselben, daß für die, welche eine Art berufsmäßiges Interesse an der künstlerischen Individualität Mozarts und an seinem Einflusse auf die Entwicklung der Musik haben, eine Empfehlung des Buchs kaum nöthig scheint. Bücher wie dieses haben aber ihrer Natur nach zugleich Anspruch, von einem größeren Publicum beachtet und benutzt zu werden. Die Musik ist in diesem Augenblick in Deutschland ziemlich die populärste aller Künste; und während unter der großen Masse ihrer Erzeugnisse weitaus der größte Theil zuletzt doch nur dem Zeitvertreib dient, ein kleinerer, aber desto anspruchsvollerer Theil dagegen das Barocke mit dem Originellen, das Effectvolle mit dem Schönen, bisweilen wol auch das Unverständige mit dem Großen und Erhabenen zu verwechseln in Gefahr ist, ergreift Mozarts anmuthige Schönheit, wie die Gestalten der griechischen Götterwelt, immer noch eine Menge von Gemüthern, die, ungerührt von der Musik der Zukunft, sich ihrer Genügsamkeit an der Musik der Vergangenheit in aller Stille herzlich erfreuen. Solchen Lesern nun, die weder Musiker von Fach sind, noch Kunstgeschichte berufsmäßig treiben, aber sich für einen ihrer großen musikalischen Lieblinge lebhaft interessiren, könnte der Anblick dieses ersten, über 700, wenn auch nicht gar zu eng gedruckte Seiten starken Bandes, doch wol eine kleine Angst vor allzuviel Gelehrsamkeit oder sonstigen Weitläufigkeiten einjagen; und Schreiber dieses muß gestehen, daß er mit Rücksicht auf das Publicum, in dessen Händen er das Buch am liebsten sähe, selbst den Anflug einer ähnlichen Empfindung gehabt hat. Gleichwol darf er hinzusetzen; daß er bei genauerer Prüfung und mit Abrechnung einiger Nebenpunkte, wohin er namentlich die Analysen der den ältern Opern Mozarts zu Grunde liegenden Texte rechnet, die ohne Verlust etwas kürzer ge-

faßt sein könnten, zu der Einsicht gekommen ist, daß der Verfasser seine Aufgabe in engeren Grenzen zu lösen nicht wohl im Stande gewesen sein würde.

Die Ursache davon ist vor allem das, was den Verfasser veranlaßt und berechtigt hat, den vorhandenen Biographien Mozarts gegenüber dem Gegenstande eine neue umfassende Arbeit zu widmen, die Sorgfalt nämlich und der glückliche Erfolg, mit welchem es ihm gelungen ist, sich des gesammten über die äußern Lebensverhältnisse, den innern Entwicklungsgang und die Leistungen Mozarts jetzt noch zugänglichen Materials zu bemächtigen. Die reichste Quelle dieses Materials war bis jetzt die Biographie von Nissen, dem durch seine Verheirathung mit der Witwe Mozarts die sich auf ihn beziehenden Familienpapiere und Familientraditionen zugänglich geworden waren; und Nissens Buch ist bei der Verzettlung vieler Originaldocumente auch jetzt noch für den Verfasser in vieler Beziehung Quelle geblieben. Aber die Art, wie Nissen seine Hilfsmittel benutzt und verarbeitet — oder vielmehr nicht verarbeitet hat, rechtfertigt den Wunsch nach einer Biographie, die mehr ist, als bloße Materialiensammlung; zumal da der Verfasser sich überzeugen mußte, daß Nissen den wichtigsten Theil der Correspondenz Mozarts, den aus den Jahren 1777—1781, den er in Salzburg vergleichen konnte, nicht blos im Einzelnen ungenau und willkürlich wiedergegeben, sondern auch ausführliche Nachrichten über wichtige Verhältnisse und Begebenheiten ganz unterdrückt hat. Außerdem hat dem Verfasser ein längerer Aufenthalt in Wien nicht nur die Handschriften Mozarts auf der kaiserlichen Bibliothek, sondern auch die reiche Sammlung von Aloys Fuchs zugänglich gemacht; mit ähnlicher Gefälligkeit, wie Fuchs, gestatteten ihm die Herren André in Frankfurt, die in ihrem Besitze befindliche Sammlung der Originalhandschriften Mozarts zu benutzen; und da ihm auch noch von anderen Seiten her ergänzende Mittheilungen geboten worden sind, so darf er sich des Glückes rühmen, nicht allein die Compositionen Mozarts mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen vollständig, sonder weitaus die meisten unmittelbar aus seiner Handschrift kennen gelernt zu haben.

Ein so ausgiebiges Material würde sich nun nicht leicht wieder in den Händen eines Mannes zusammengefunden haben, der zu seiner Ausbeutung gleich befähigt gewesen wäre. Denn in der That vereinigen sich musikalische Kenntniß und Befähigung, Geschick und Uebung in historischer Untersuchung, künstlerischer Sinn, und die Grundlagen einer allgemeinen wissenschaftlichen Durchbildung, die zu einer solchen Arbeit sämmtlich gleich unentbehrlich sind, nur äußerst selten in dem glücklichen Verhältnisse, von dem dieses Werk ein so schönes Zeugniß ablegt. Durch die Fülle des Materials und durch die Art, wie der Verfasser dasselbe zu verarbeiten befähigt war, ist nun freilich das Buch so angewachsen, daß der vorliegende Band nur die ersten 21 Lebens-

jahre Mozarts umfaßt: seine Knabenjahre, mit den in diese Periode fallenden Kunstreisen, und seinen Aufenthalt in Italien und Salzburg bis zum J. 1777.

Die Knabenjahre Mozarts haben rücksichtlich der Art, in der sich seine musikalische Anlage fast schon in der frühesten Kindheit zu erkennen gibt, noch jetzt den Reiz des Außerordentlichen und Miraculösen, den sie damals überall, wo der Vater den Sohn hinführte, gleichmäßig ausübten; aber das Interesse daran gewinnt seinen rechten Beziehungspunkt erst durch die späteren Schöpfungen Mozarts; ohne die Leistungen des Mannes wäre der Knabe doch nur eins jener Wunderkinder gewesen, die wie eine ungewöhnliche meteorische Erscheinung vor dem Auge des erstaunten Beobachters vorüberziehen, ohne eine bemerkbare Spur ihres Daseins zu hinterlassen. So wenig daher auch der Verfasser dem Leser das Vergnügen an den vielen merkwürdigen, in die Kindheit seines Helden fallenden Thatsachen verkümmert, so ist es doch hauptsächlich die freilich in ganz rapiden Progressionen fortschreitende Entwicklung des Componisten, auf welche er die Aufmerksamkeit des Lesers lenkt. Rücksichtlich der in dem vorliegenden Bande behandelten Lebensperiode findet sich jedoch, man weiß nicht, soll man sagen der Verfasser dem Leser, oder der Leser dem Verfasser gegenüber wenigstens in einer Beziehung in einer ungünstigen Stellung. Von den spätern Compositionen Mozarts hat jeder eine eigne, selbstgewonnene Anschauung; und in seiner eignen Erfahrung für eine Analyse derselben in technischer und ästhetischer Beziehung ausreichende Anknüpfungspunkte. Von den in diese frühere Lebensperiode fallenden Compositionen dagegen sind außer der Oper la finta giardiniera, einigen Kirchenstücken und manchen kleineren Clavier- und Instrumentalsachen die allermeisten nur handschriftlich vorhanden; die Opern la finta semplice und die fast gleichzeitig nach Rousseaus devin de village bearbeitete Operette Bastien und Bastienne (beide aus dem 12. Lebensjahre Mozarts), die Opern Mitridate rè di Ponto, il sogno di Scipione, Lucio Silla, il rè pastore, das Oratorium la Betulia liberata, die meisten Messen und sonstigen Kirchenstücke, endlich der größte Theil der Instrumentalcompositionen sind für die meisten Leser bloße Namen. Gewiß ist es ein großes Verdienst des Verfassers, daß er dieser ganzen Reihe von Compositionen, die er zum Theil für die Kunstgeschichte erst entdeckt hat, eine sachkundige und eingehende, technische und ästhetische Charakteristik gewidmet hat; aber so lange nicht, wie jetzt mit der Oper il rè pastore geschehen ist, die Kenntniß dieser Dinge wenigstens durch Clavierauszüge möglich gemacht ist, fehlen für den Verfasser und seine Leser die Bedingungen eines unmittelbaren geistigen Verkehrs, zu welchem anzuregen die Darstellung doch übrigens so vortrefflich geeignet ist. In dieser Beziehung wird der für den zweiten Theil noch übrige Stoff dem Verfasser die Arbeit erleichtern und dem Leser den Ge-

nuß um vieles erhöhen; wie denn überhaupt erst mit der Vollendung des Ganzen auch ein in sich vollendeter Totaleindruck erreicht werden kann.

Was in dieser Hinsicht — wenn auch ohne Schuld des Verfassers — dem Leser zu wünschen übrigbleibt, wird ihm reichlich vergütet durch die Art und Weise, wie die Entwicklung Mozarts innerhalb des ganzen ihn umgebenden Complexes persönlicher, örtlicher und sachlicher Verhältnisse zur Anschauung gebracht wird. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, alles, was sich nicht nur auf die Glieder der mozartschen Familie, an ihrer Spitze den gescheidten, tüchtigen, gewissenhaften und umsichtigen Vater, und deren nächste Freunde, sondern auch auf Personen bezieht, mit denen Mozart entweder in Salzburg oder auf seinen Reisen in nähere oder entferntere Berührung gekommen ist, mit dem sorgsamsten Fleiße zu erforschen, und seine Darstellung hat dadurch ein individuelles Leben und eine wohlthuende Anschaulichkeit gewonnen. Wer es weiß, welche Mühe dergleichen Untersuchungen über untergeordnete Personen und Verhältnisse, meist aus dem Gebiete des Theater- und Hoflebens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, machen, — Nachforschungen, deren Ergebniß oft eine Anmerkung von ein paar Zeilen enthält, obwol sie den Suchenden Tagelang aufgehalten haben mögen, — wird dem Verfasser die sorgfältige Berücksichtigung dieser Nebenpunkte zu danken wissen, um so mehr, als es mit der in den Anmerkungen enthaltenen Gelehrsamkeit ohnedies jeder Leser halten mag, wie er will. Noch werthvoller und belehrender ist aber die Darlegung der Bedingungen, welche für die Kunstübung des jungen Mozart in den zu jener Zeit ausgeprägten musikalischen Formen gegeben waren. Die Nachweisung, wie und auf welche Veranlassungen die Opera seria die Gestalt bekommen hatte, in der sie Mozart in Italien vorfand, wie die Opera buffa sich von ihr abzweigte und warum die letztere Elemente in sich aufzunehmen im Stande war, die ihr rasch die Vorliebe des Publicums erwarben, die Erörterungen über die Entstehung des Oratoriums, über die verschiedenen Formen der Kirchenmusik und die Gründe ihres Zurückgehens von ihrem alten strengen, ursprünglich auf dem Chorgesang beruhenden Charakter, über die damals üblichen Formen der Instrumentalmusik, über das Verhältniß der letzteren zum Gesang — alle diese Schilderungen und Erörterungen geben nicht nur ein lebendiges Bild des damaligen musikalischen Lebens und Treibens, sondern sie sind auch für Mozart und die Richtungen, in welchen wir ihn in dieser Periode als Künstler sich bewegen sehen, gradezu entscheidend. Durch diese kunstgeschichtlichen Episoden allgemeineren Inhalts erreicht der Verfasser, was sich durch historische Untersuchung überhaupt für das Verständniß des Entwicklungsganges eines Künstlers erreichen läßt. Was sich erreichen läßt; — denn wie genau auch die historische Forschung in das kleinste Detail der äußern Bedingungen und Umgebungen eines solchen Lebens-

gangs eindringen möge, der eine Hauptfactor, das künstlerisch begabte Individuum selbst, das Talent und Genie in seiner unmittelbaren Naturbestimmtheit, bleibt einfach eine Thatsache, ein Gegebenes, das man zu nehmen hat wie es ist und dessen Bedingungen rückwärts zu verfolgen jeder historischen Analyse und jeder philosophischen Construction schlechthin versagt ist. In der Art, wie sich die gesunde und unerschöpflich reiche Naturkraft Mozarts innerhalb der gegebenen Verhältnisse regt und ausbreitet, liegt übrigens manches, was für aufstrebende Talente, wenn sie es ehrlich meinen, tröstlich und ermuthigend, für Naturen aber, die nach leeren Idealen haschen, überaus beschämend ist. Mozart war gewiß eine musikalisch begabte Natur wie irgendeine. Die Feinheit und physiologische Reizbarkeit des Gehörs, die ihn als Kind die Stimmung zweier Violinen bis auf einen halben Viertelton unterscheiden ließ, und ihm den Ton einer Trompete ohne Verbindung mit andern Instrumenten bis zur Gefahr einer Ohnmacht unerträglich machte; die sichere und momentane Leistungsfähigkeit, mit welcher er als heranwachsender Knabe jede musikalische Aufgabe, die ihm ohne Rücksicht auf sein Alter vorgelegt wurde, prompt und sachgemäß zu lösen im Stande war; die Fassungskraft, die ihn befähigte, Allegris Miserere nach einmaligem Anhören aus dem Gedächtniß aufzuschreiben d. h. im Grunde: es reproducirend selbst zu componiren; — diese und eine Menge ähnlicher Züge sind Aeußerungen einer geistigen Individualität, deren angeborne Heimath das Reich der Töne ist; dergleichen Dinge laufen überdies neben dem Reichthum und der Schönheit seiner eignen Schöpfungen fast nur äußerlich nebenher. Und dennoch sehen wir diese reichbegabte Natur nirgend ungehalten über die zum Theil wirklich engen Formen der damaligen Kunstübung; nicht blos der Knabe, sondern auch der Jüngling bewegt sich gern und eifrig innerhalb ihrer Schranken; er macht an und in ihnen, wenn auch in der früheren Zeit unter der Leitung des verständigen Vaters, eine ernste, strenge, geduldige Schule. Aber er sucht ihnen abzugewinnen, was sich ihnen abgewinnen läßt; er weiß, ohne sie gewaltsam zu zerbrechen, ihnen einen Inhalt zu geben, der seinem künstlerischen Sinne entspricht; er findet seine Befriedigung nicht an den Formen selbst, sondern an der Art, wie er sie behandelt und ausfüllt. Für uns, die wir gewohnt sind, daß der Künstler und das Kunstwerk seine Bedingungen schlechthin fordert, und es begreiflich finden, wenn der erstere sich in seinem Schöpferdrange sogleich gelähmt fühlt, wenn ihm diese Bedingungen nicht geboten werden, macht es einen fast wehmüthigen Eindruck zu sehen, wie Mozart bei seinen Compositionen bald auf den Geschmack des Publicums, bald auf die Launen und die Kehlen der Sänger und Sängerinnen, bald auf die Besetzung des Orchesters, bald auf das Verhältniß zwischen Sänger und Orchester, bald auf die Neigungen und Idiosynkrasien dieses oder jenes großen Herrn Rücksicht nehmen muß. Mozart

selbst wurde über dergleichen Dinge gar nicht wehmüthig und ungeduldig; er meint auch nicht, daß seiner Künstlerehre durch die Nothwendigkeit solcher Accomodation Eintrag geschehe; sondern er macht sich frisch und munter ans Werk; er arbeitet aus der Fülle seiner musikalischen Conceptionen rüstig und unermüdlich; er sucht jedem Werke so viel Schönheit und Kunst zu verleihen, als es ihm grade jetzt unter diesen bestimmten Verhältnissen möglich ist, und so kommt er und mit ihm die Kunst vorwärts. Da ist nichts von idealem Weltschmerz, nichts von der Klage zu spüren, daß dem Genius die Flügel gebunden sind; und ebendeshalb fliegt er, zunächst zwar nicht in den dritten Himmel einer entlegenen Zukunft, aber er hebt sich in der Atmosphäre der Gegenwart und hebt sich dabei denn doch allmälig so hoch, daß eine Zeit, die damals, als er schuf, eine weitentlegene Zukunft war, immer noch staunend und dankbar zu ihm aufblickt. Von der Gebundenheit an die überlieferten Formen, an denen er als Jüngling lernte, hat er sich freilich als Mann befreit; er wäre eben nicht, was er ist, wenn er nicht diese Fesseln abgestreift und das musikalische Kunstwerk in eine höhere Sphäre emporgehoben hätte; aber seine Entwicklung geht mitten durch diese Formen hindurch und eben weil er sie beherrschen gelernt hatte, war er später im Stande, sie zu überwinden.

Die Zeit, in welche dieser höhere Aufschwung fällt, ist dem zweiten Theile vorbehalten. Daß dem Verfasser die Stimmung bleiben werde, die grade eine solche Arbeit verlangt und die in diesem Bande den Leser so wohlthuend anspricht, dafür bürgt uns das Interesse, das derselbe für den Gegenstand hat; und mit der Stimmung, hoffen wir, soll auch die Kraft aushalten. Der Dank der Wissenschaft, den der Verfasser schon jetzt verdient hat, ist etwas zu Unpersönliches; er erinnert zu sehr an die Repositorien in öffentlichen und Privatbibliotheken, auf denen die „Wissenschaft“ in Reihe und Glied steht, als daß wir nicht Bedenken tragen sollten, den Verfasser auf ihn allein anzuweisen. Wir hegen die Hoffnung, daß er sich des Danks vieler gebildeten Menschen zu erfreuen haben werde; was für diese aus dem Buche an Kenntniß, Einsicht und richtigem Urtheil abfällt, möge das Capitel bilden, dessen sich der Verfasser als seines wohlerworbenen Eigenthums erfreuen könne.

Das Leben Mozarts möge man aus dem Werke selbst kennen lernen, doch einige reizende Züge aus seiner frühen Kinderzeit seien hier so mitgetheilt, wie sie bei Jahn (S. 28 ff.) in der Darstellung eines Zeitgenossen Mozarts stehen:

„Die meisten Anekdoten aus den Kinderjahren Mozarts, welche sein wunderbares Genie bezeugen, sind einem Briefe Schachtners entnommen, welchen ich vollständig mittheile. Andreas Schachtner war Hoftrompeter, ein Amt, das in damaliger Zeit eine höhere musikalische Ausbildung verlangte als heutzutage; er war aber nicht allein ein tüchtiger Musiker, sondern zeichnete

sich auch durch literarische Bildung aus, er machte dichterische Versuche und wir werden ihn später bei deutschen Operntexten für Mozart betheiligt finden. Er verkehrte sehr viel im mozartschen Hause, und wie warm und treu er an demselben hing bezeugt dieser Brief, welchen er bald nach Mozarts Tode an dessen Schwester schrieb. Die Wärme und Treuherzigkeit, die Unmittelbarkeit der Erinnerungen, welche sich darin ausspricht, kann in jeder Bearbeitung nur verlieren; auch deshalb gebe ich ihn wörtlich"

„Hochwohledelgeborne gnädige Frau!"

„Deroselben sehr angenehmes Schreiben traff mich nicht in Salzburg, sondern in der Hammerau an, wo ich eben bey meinem Sohne, dortigem Mitbeamten beim Obverwesamt auf einen Besuch war; aus meiner sonstigen Willfahrigkeit gegen Jedermann, und vorzüglich gegen das Mozartische Haus, können Sie schließen, wie sehr leid mir war, daß ich nicht auf der Stelle ihren Auftrag befriedigen konnte. Zur Sache also! auf Ihre erste Frage was Ihr seel. Hr. Bruder in seiner Kindheit (NB. außer seiner Beschäftigung in der Musik) für Lieblingsspiele hatte: auf diese Frage ist nichts zu beantworten: denn sobald er mit der Musik sich abzugeben anfieng, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte soviel als todt*), und selbst die Kindereyen und Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant seyn sollten, von der Musik begleitet werden: wenn wir, Er und Ich, Spielzeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, so leer ging, einen Marsch dazu singen und geigen. Vor dieser Zeit aber, eh er die Musik anfieng, war er für jede Kinderey, die mit ein bischen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Ich ward ihm daher, weil ich, wie Sie wissen, mich mit ihm abgab, so äußerst lieb, daß er mich oft zehnmal an einem Tage fragte, ob ich ihn lieb hätte und wenn ich es zuweilen, auch nur zum Spaß verneinte, stunden ihm gleich die hellichten Zähren im Auge, so zärtlich und so wohlwollend war sein gutes Herzchen."

„Zweite Frage, wie er sich als Kind gegen die Großen benahm, wenn sie sein Talent und Kunst in der Musik bewunderten?"

„Wahrhaftig da verrieth er nichts weniger als Stolz oder Ehrsucht: denn diese hätte er nie besser befriedigen können, als wenn er Leuten die die Musik wenig oder gar nicht verstanden, vorgespielt hätte, aber er wollte nie spielen,

---

*) „Als Kind und Knab warst Du mehr ernsthaft als kindisch", schreibt L. Mozart 16. Febr. 1778 „und wenn Du beym Clavier saßest oder sonst mit Musik zu thun hattest, so durfte sich niemand unterstehen dir den mindesten Spaß zu machen. Ja Du warest selbst in Deiner Gesichtsbildung so ernsthaft, daß viele einsichtsvolle Personen wegen dem zu früh aufkeimenden Talente und Deiner immer ernsthaft nachdenkenden Gesichtsbildung für Dein langes Leben besorgt waren."

außer seine Zuhörer waren große Musikkenner, oder man mußte ihn wenigstens betrügen, und sie dafür ausgeben."

„Dritte Frage, welche wissenschaftliche Beschäftigung liebte er am meisten?"

„Antw. Hierinfalls ließ er sich leiten, es war ihm fast Einerley, was man ihm zu lernen gab, er wollte nur lernen und ließ die Wahl seinem innigst geliebten Papa*), welches Feld er ihm zu bearbeiten auftrug, es schien, als hätte er es verstanden, daß er in der Welt keinen Lehrmeister noch minder Erzieher, wie seinen unvergeßlichen Herrn Vater hätte finden können"**).

„Vierte Frage, was er für Eigenschaften, Maximen, Tagesordnung, Eigenheiten, Neigung zum Guten und Bösen hatte?"

„Antw. Er war voll Feuer, seine Neigung hieng jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermangelungsfalle einer so vortheilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reitz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht im Stande war."

„Einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von seinem vier- bis fünfjährigen Alter, auf deren Wahrhaftigkeit ich schwören könnte."

„Einsmal ging ich mit Hrn. Papa nach dem Donnerstagamt zu Ihnen nach Hause, wir trafen den vierjährigen Wolfgangerl in der Beschäftigung mit der Feder an."

„Papa: was machst du?"

„Wolfg.: ein Concert fürs Clavier, der erste Theil ist bald fertig."

„Papa: laß sehen."

„Wolfg.: ist noch nicht fertig."

„Papa: laß sehen, das muß was sauberes seyn."

„Der Papa nahm ihms weg, und zeigte mir ein Geschmiere von Noten, die meistentheils über ausgewischte Dintendolken geschrieben waren (NB. der kleine Wolfgangerl tauchte die Feder aus Unverstand allemal bis auf den Grund des Dintenfasses ein, daher mußte ihm, sobald er damit aufs Papier

---

*) Er war so folgsam selbst in Kleinigkeiten, daß er nie eine körperliche Strafe halten hat. Den Vater liebte er ungemein zärtlich. Jeden Abend vor dem Schlafengehen mußte ihn dieser auf einen Sessel stellen und mit ihm zweistimmig eine von Wolfgang ersonnene Melodie mit einem sinnlosen wie italienisch klingenden Text Oragnia figa ta fa singen, worauf er dem Vater die Nasenspitze küßte, ihm versprach, wenn er alt wäre, ihn in einer Glaskapsel bei sich zu bewahren und in Ehren zu halten (Brief 12. Febr. 1778) und sich zufrieden ins Bett legte. So pflegte er auch oft zu sagen: „nach Gott kommt gleich der Papa".

**) Auf einem besonderen Zettel ist angemerkt

„Zur dritten Frage."

„Was man ihm immer zu lernen gab, dem hieng er so ganz an, daß er alles Uebrige, auch sogar die Musik auf die Seite setzte, z. B. als er Rechnen lernte, war Tisch, Sessel, Wände, ja sogar der Fußboden voll Ziffern mit der Kreide überschrieben."

kam, ein Dintendolken entfallen, aber er war gleich entschlossen, fuhr mit der flachen Hand darüber hin, und wischte es auseinander, und schrieb wieder darauf fort), wir lachten anfänglich über dieses scheinbare gallimathias, aber der Papa fieng hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, über die composition an, er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Thränen, Thränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. Sehen Sie, Hr. Schachtner, sagte er, wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ists nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre. Der Wolfgangerl fiel ein: Drum ists ein Concert, man muß so lange exercieren bis man es treffen kann, sehen Sie, so muß es gehn. Er spielte, konnte aber auch just soviel herausbringen, daß wir kennen konnten, wo er aus wollte. Er hatte damals den Begrif, daß Concert spielen und Mirakel wirken einerley sein müsse."

„Noch Eins."

„Gnädige Frau! Sie wissen sich zu erinnern, daß ich eine sehr gute Geige habe, die weiland Wolfgangerl wegen ihrem sanften und vollen Ton immer Buttergeige nannte. Einsmals, bald nachdem Sie von Wien zurückkamen, geigte er darauf und konnte meine Geige nicht genug loben; nach ein oder zween Tagen kam ich wieder ihn zu besuchen, und traf ihn als er sich eben mit seiner eigenen Geige unterhielt an, sogleich sprach er: Was macht Ihre Buttergeige? geigte dann wieder in seiner Phantasie fort, endlich dachte er ein bischen nach, und sagte zu mir: Hr. Schachtner, Ihre Geige ist um einen halben Viertelton tiefer gestimmt als meine da, wenn Sie sie doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das letztemal darauf spielte. Ich lachte darüber, aber Papa, der das außerordentliche Tönegefühl und Gedächtniß dieses Kindes kannte, bat mich meine Geige zu hohlen, und zu sehen, ob er recht hätte. Ich thats, und richtig wars."

„Einige Zeit vor diesem, die nächsten Tage, als Sie von Wien zurückkamen, und Wolfgang eine kleine Geige, die er als Geschenk zu Wien kriegte, mitbrachte, kam unser ehemalige sehr gute Geiger Hr. Wentzl seel., der ein Anfänger in der Composition war, er brachte 6 Trio mit, die er in Abwesenheit des Hrn. Papa verfertigt hatte, und bat Hrn. Papa um seine Erinnerung hierüber. Wir spielten diese Trio, und Papa spielte mit der Viola den Baß, der Wentzl das erste Violin, und ich sollte das zweite spielen. Wolfgangerl bat, daß er das zweite Violin spielen dörfte, der Papa aber verwieß ihm seine närrische Bitte, weil er noch nicht die geringste Anweisung in der Violin hatte, und Papa glaubte, daß er nicht im mindesten zu leisten im Stande wäre*). Wolfgang sagte: Um ein zweites Violin zu spielen braucht es ja

*) Es kann kein Zweifel sein, daß er sich schon früher auf der Geige versucht habe.

wohl nicht erst gelernt zu haben, und als Papa darauf bestand, daß er gleich fortgehen und uns nicht weiter beunruhigen sollte, fieng Wolfgang an bitterlich zu weinen und trollte sich mit seinem Geigerl weg. Ich bat, daß man ihn mit mir möchte spielen lassen; endlich sagte Papa: Geig mit Hrn. Schachtner, aber so stille, daß man dich nicht hört, sonst mußt du fort. Das geschah, Wolfgang geigte mit mir. Bald bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich da ganz überflüssig seye; ich legte still meine Geige weg und sah Ihren Hrn. Papa an, dem bei dieser Scene die Thränen der Bewunderung und des Trostes über die Wangen rollten; und so spielte er alle 6 Trio. Als wir fertig waren, wurde Wolfgang durch unsern Beyfall so kühn, daß er behauptete auch das erste Violin spielen zu können. Wir machten zum Spaß einen Versuch, und wir mußten uns fast zu Tode lachen, als er auch dieß, wiewohl mit lauter unrechten und unregelmäßigen Applicaturen doch so spielte, daß er doch nie ganz stecken blieb."

„Zum Beschluß. Von Zärtlichkeit und Feinheit seines Gehörs."

„Fast bis in sein zehntes Jahr hatte er eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn sie allein, ohne andere Musik geblasen wurde; wenn man ihm eine Trompete nur vorhielt, war es ebensoviel als wenn man ihm eine geladene Pistole aufs Herz setzte. Papa wollte ihm diese kindische Furcht benehmen, und befahl mir einmal trotz seines Weigerns ihm entgegen zu blasen, aber mein Gott! hätte ich mich nicht dazu verleiten lassen. Wolfgangerl hörte kaum den schmetternden Ton, ward er bleich und begann zur Erde zu sinken, und hätte ich länger angehalten, er hätte sicher das Fraise [Krämpfe] bekommen."

„Dieses ist beyläufig womit ich auf die gestellten Fragen dienen kann, verzeihen Sie mir mein schlechtes Geschmier, ich bin geschlagen genug, daß ichs nicht besser kann. Ich bin mit geziemend schuldigster Hochschätzung und Ehrfurcht Euer Gnaden

Salzburg den 24. April 1792. Ergebenster Diener

Andreas Schachtner

Hochfürstl. Hoftrompeter."

---

wobei ihm die ersten Handgriffe gezeigt werden mußten; hier handelt es sich aber von regelmäßiger Unterweisung und regelrechtem Spiel.

Rußlands Politik und Hilfsquellen.

Picard, Le Gouvernement des Czars et la Société Russe. 1853. — Tengoborski, Sur les finances de la Russie. 1854. —

Seit Peter dem Großen war die russische Politik im Innern Absolutismus, nach Außen Universalherrschaft. Als Peter der Große im Jahre 1714 die Schweden in Finnland und in der Ostsee besiegt, die Alandsinseln genommen hatte und triumphirend in Petersburg einzog, sagte er zu den Abgeordneten der Stände seines Reiches: „Einst hätten die Künste und Wissenschaften in Griechenland ihren Sitz; von da verbreiteten sie sich über Italien und über die übrigen Länder Europas. Durch die Nachlässigkeit unsrer Vorfahren machten sie in Polen Halt und konnten zu uns nicht gelangen. Jetzt ist die Reihe an uns, wenn ihr in meinen Unternehmungen mich unterstützt, wenn ihr arbeitet und gehorcht." Derselbe Gedanke ist leitend in der Denkschrift, welche das „Testament Peters des Großen" genannt wird. Durch die russische Civilisation wollte er die Welt unterjochen: Rußland civilisiren wollte er ohne die Mitwirkung einer starken und freien Aristokratie, ohne den Beistand einer unabhängigen Geistlichkeit, lediglich durch den Despotismus über Leib und Seele. Bis auf Katharina II. hatte Peter der Große nur schwache Nachfolger. Diese Kaiserin hatte nur einen Gedanken: erobern und herrschen; sie setzte in der auswärtigen Politik die Ueberlieferungen Peters fort. Unter ihr erfolgte die Zerstücklung Polens und mit derselben die Gründung des russischen Einflusses auf den Occident, unter ihr wurde die Krim eine russische Provinz und ein Stützpunkt der Angriffe Rußlands auf die Türkei und Persien. Fortan galten den Russen der Sund und die Dardanellen als die Endpunkte „russischer Meere", deren Küsten Rußland gehören müßten. Für die wahre Civilisation ihres Volkes that Katharina nichts. Wol wollte ihr Enkel, der gemäßigte und aufgeklärte Alexander das russische Volk geistig und sittlich veredeln. Er versuchte Reformen in der Verwaltung und unter der Geistlichkeit. Er dachte sogar an Aufhebung der Leibeigenschaft. Aber seine Kräfte waren für dies Riesenwerk zu schwach. Er starb entmuthigt und an Rußlands Civilisation und Zukunft verzweifelnd.

Mit der Thronbesteigung seines Bruders Nikolaus trat der Gedanke Peters des Großen wieder in volle Kraft; nur wurden bei der Ausführung desselben die Zeitverhältnisse und die moralischen und materiellen Kräfte des Landes berücksichtigt. Nikolaus gelangte auf den Thron, nachdem er eine Verschwörung niedergeworfen, an welcher direct oder indirect der ganze hohe Adel Rußlands Theil genommen und welche nichts Geringeres bezweckt hatte als die Aus-

rottung der kaiserlichen Familie und die Errichtung einer Republik.*) Nikolaus schrieb diesen verwegenen Versuch der schwachen Regierung seines Vorgängers zu. Er hielt den Adel nieder theils durch Furcht, theils durch Gunstbezeigungen. Er beraubte ihn alles politischen Einflusses und schwächte ihn, indem er die Theilung der Erbschaften gestattete und ihm keine Leibeignen mehr schenkte. Er führte in der Verwaltung alle Reformen ein, welche ausführbar waren, ohne seine Autokratie zu beeinträchtigen. Er suchte den Einfluß aufzuheben, welchen die Ideen des Auslandes in Rußland ausüben konnten. Er unterdrückte in der Presse, in dem Unterricht und in den Sitten jeden Versuch, die Lehren politischer Freiheit oder privater Unabhängigkeit einzuführen und verhinderte die Reisen des russischen Adels in das Ausland, insbesondere in diejenigen Länder, deren politische Zustände mit dem System der Zaren in Widerspruch standen. Seine Politik führte zur Schwächung des Adels, zur Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft, zum Kriege. Die Leibeigenschaft behielt er bei, um den Adel für seine politische Nichtigkeit zu entschädigen. Der Krieg aber wurde für ihn unvermeidlich, weil er den höhern Ständen ein Feld der Thätigkeit, den niederen eine Genugthuung geben mußte.

Der Herzog von Ragusa, welcher von Karl X. nach Petersburg geschickt war, um der Krönung Nikolaus I. beizuwohnen, sagte nach einer Unterredung mit dem Kaiser: „Das ist der civilisirte Peter der Große!" Der Ausspruch ist oft wiederholt, aber nichts weniger als richtig. Nikolaus fand eine Bevölkerung von Russen, Polen, Finnen und Deutschen vor, von welchen die drei letzteren Stämme auf einer weit höheren Stufe der Bildung standen als die Russen. Statt nun die Russen auf diese Stufe zu erheben, strebte er darnach, die intelligenteren Stämme auf die Bildungsstufe des weniger vorgerückten Stammes herabzudrücken. Sofort nach seiner Thronbesteigung hob er trotz der Verträge alle Privilegien und Freiheiten der deutschen und skandinavischen Stämme seines Reiches auf und unterwarf sie vollständig dem russischen Regime. Später benutzte er den Aufstand Polens von 1831, um die Verfassung abzuschaffen, welche Alexander I. unter Garantie des wiener Congresses diesem Lande gegeben hatte, und um in die Stelle des Code Napoleon, welcher bis dahin in dem Königreiche Polen beibehalten worden, die bürgerlichen Gesetze des russischen Reiches zu setzen. Endlich zwang er in Polen und Lithauen seine griechisch-katholischen Unterthanen, ihrem Cultus zu entsagen und statt ihrer bisherigen Bischöfe russische Bischöfe anzunehmen, zu denen sie kein Vertrauen hatten und die ihnen Abneigung einflößten. Nikolaus machte sich zum Werkzeuge des russischen Systems. Während in den übrigen Ländern Europas die bürgerliche und die Strafgesetzgebung verbessert, die Rechte und Freiheiten der Bürger erweitert wurden, behielt Rußland unge-

*) Rapport de la Commission d'enquête. St. Petersbourg 1826.

ordnete und vielfach sich widersprechende Gesetze, eine ruinirende Procedur ohne Oeffentlichkeit, eine barbarische Strafgesetzgebung, Bestechlichkeit des Richterstandes, Willkürherrschaft der Polizei und Leibeigenschaft.

Dieselbe Politik, welche im Innern unbeschränkte Alleinherrschaft erstrebte, nahm nach Außen die Suprematie in Anspruch. Knechtschaft und Unwissenheit im Innern, Krieg und Eroberung nach Außen waren die Bedingungen des autokratischen Systems. Es fragt sich nur, ob die gegenwärtigen materiellen Kräfte Rußlands zu Krieg und Eroberung ausreichen. Ein russischer Staatsmann und Publicist, Herr v. Tengoborski, versicherte vor mehrern Monaten, daß die russische Armee, die 1853 8 bis 900,000 Mann betragen habe, auf 1,250,000 werde gebracht und daß die Unterhaltung dieser Armee, da jeder Mann jährlich 400 Franken koste, 500 Millionen Franken erfordern werde. Hiernach ist die russische Armee zahlreicher und wohlfeiler zu unterhalten, als die Armee irgendeines andern europäischen Staates; aber die Ereignisse der letzten Jahre haben bewiesen, daß sie in moralischer und taktischer Beziehung anderen Armeen nicht gewachsen ist. Nun hat Rußland freilich außer seiner Armee noch zwei gewaltige Vertheidigungsmittel: das Klima und die Entfernungen, aber diese Mittel nützen nur gegen den Invasionskrieg, zum Eroberungskrieg Rußlands helfen sie so wenig wie die russische Armee.

Untersuchen wir ferner die finanziellen Kräfte Rußlands. Nach Herrn v. Tengoborski betrugen die Einkünfte Rußlands im Jahre 1853 897,232,000 Franken (224,308,000 Rubel.) In diesem Budget figurirten die Ausgaben für eine Armee von 900,000 Mann mit 336,800,000 Franken und die Ausgaben für die Marine mit 57,600,000 Franken. Zusammen betrug also das Militärbudget 394,400,000 Franken. Durch eine Vermehrung der Landarmee mit 450,000 Mann, welche 200 Millionen kosten, müßte demnach das Militärbudget für das Jahr 1854 524 Millionen betragen. Diese Summe gibt aber nur die Kosten für den Effectivbestand an; die Kosten für die Truppenmärsche, für das Material, für die Munition sind nicht mit einbegriffen. Veranschlagt man diese Kosten auf 100 Millionen, so müssen die Ausgaben Rußlands für das Jahr 1854 überhaupt 1200 Millionen betragen.

Nach Herrn v. Tengoborski betrugen die Einnahmen Rußlands 1853 897,232,000 Franken und erreichte die Verminderung der Einnahmen im Jahre 1854 höchstens eine Summe von 57 Millionen Franken, so daß die Einnahmen Rußlands 1854 etwa 840 Millionen Franken betrugen. Rechnet man nun auch, daß die Einnahmen in diesem Jahre durch die Emission von Serienbillets um 60 Millionen, durch den Ertrag der russischen Anleihe um 100 Millionen, durch die Besteuerung der geistlichen Güter und durch die freiwilligen Geschenke ebenfalls um 100 Millionen vermehrt worden sind, so bleibt doch bei

einer Ausgabe von 1200 Millionen nur eine Einnahme von 1100 Millionen, also ein Deficit von 400 Millionen für das erste Kriegsjahr. Dieses Deficit muß für das Jahr 1855 noch ungleich größer werden. Zu den ordentlichen Einnahmen von 840 Millionen können in diesem Jahre höchstens 60 Millionen außerordentliche Einnahmen kommen, so daß bei einer Gesammteinnahme von 900 Millionen für 1855 ein Deficit von 300 Millionen Franken bleiben muß. Dieses Deficit könnte nun, wird man sagen, gedeckt werden durch eine Anleihe oder durch eine neue Besteuerung oder durch die schwebende Schuld.

Die consolidirte Schuld Rußlands überschritt nicht 1600 Millionen Franken vor der letzten Anleihe und ist durch diese Anleihe etwa um 400 Millionen vermehrt worden. Man kann nun behaupten, eine Vermehrung der russischen Schuld um ein oder zwei Milliarden Franken während der Dauer des Krieges werde mit den Hilfsquellen des Reiches in keinem Mißverhältniß stehen. Es handelt sich aber nicht darum, ob Rußland für eine solche Summe zahlungsfähig ist, sondern ob die ausländischen Capitalisten sie ihm darleihen werden. Nachdem diese Capitalisten im Anfang des Krieges sich geweigert haben, Rußland die Summe von 200 Millionen Franken darzuleihen, ist nicht zu erwarten, daß sie jetzt, wo der Krieg für Rußland eine unglückliche Wendung genommen, ihm 2 Milliarden leihen werden. Die neueste Anleihe von 50 Millionen Rubel mit dem petersburger Hause Stieglitz und Comp. hat selbst auf der berliner Börse troß der gemachten Concessionen kein günstiges Schicksal zu erwarten.

Es bliebe ihm also übrig, zu den einheimischen Capitalien, zu der schwebenden Schuld seine Zuflucht zu nehmen. Diese Schuld hat aber bereits eine unglaubliche Höhe erreicht. Außer dem Theile dieser Schuld, welcher in circulirenden Serienbillets zu einem Werthe von 300 Millionen Franken (75 Millionen Rubel) besteht, circuliren noch für 800 Millionen Papiergeld oder Creditbillets, die nur durch den Staatscredit garantirt sind. Auf 1100 Millionen aber ist die schwebende Schuld nicht einmal zu veranschlagen. Es bestehen noch im russischen Reiche „unter ausdrücklicher Garantie der Regierung" Creditanstalten, Lombards und Banken, welche eine Masse von Capitalien mit 4 Procent jährlich zu verzinsen haben. Diese Capitalien betragen nach dem Bericht des Finanzministers vom 1. Januar 1853 die Summe von 806,683,233 Rubel oder 3,224,332,932 Franken, eine Summe, welche größtentheils durch Hypothekentitel repräsentirt wird, die erst in langer Zeit realisirt werden können.

Die schwebende Schuld wird die russische Regierung also schwerlich erhöhen können. Es bliebe ihr also, um ein Deficit von 300 Millionen zu decken, nur die Besteuerung übrig. Nach dem russischen Publicisten ist die steuerbare Materie in Rußland noch lange nicht erschöpft, wie in vielen andern

Ländern. Der Tabak bringe nicht ganz 12 Millionen Franken, das Salz nicht ganz 40, die Patente gäben noch nicht 16 Millionen, alle diese Materien könnten stärker besteuert werden. Nun ist aber der Tabak bei weitem weniger in Rußland verbreitet, als in Deutschland, Frankreich und Spanien und der Consum desselben würde reißend abnehmen, wenn der Preis durch eine Steuererhöhung vermehrt würde. Namentlich würden die ohnehin schon schwer besteuerten reicheren Classen weit weniger Havannahcigarren verbrauchen, welche am meisten Steuern abwerfen. Das Salz dagegen wird hauptsächlich von dem armen Bauer verbraucht, der den Preis desselben schon jetzt zu hoch findet. Eine noch größere Erhöhung dieses Preises durch eine vermehrte Salzsteuer würde also eine höchst unpopuläre und unkluge Maßregel sein. Was die Patente oder die Gewerbesteuern betrifft, so lasten sie hauptsächlich auf den Banquiers, den Manufacturisten und Kaufleuten. Obgleich diese Steuern sehr hoch sind, so bringen sie doch nur einen verhältnißmäßig geringen Ertrag wegen der geringen Anzahl der Besteuerten. Sollen sie mehr einbringen, so müßten sie auf die mittleren und niedrigsten Classen der Arbeiter ausgedehnt werden. Diese Maßregel ist aber um so schwieriger auszuführen, als jene Arbeiter schon jetzt in einer sehr traurigen Lage sich befinden. Nimmt man aber auch an, daß die Steuern vom Tabak, vom Salz und von den Patenten um 40 Millionen Franken erhöht würden, so würde dieses Plus kaum das Deficit in den Zolleinnahmen decken, welches schon 1854 auf 24 Millionen Franken veranschlagt wurde und welches 1855 ganz erheblich gestiegen sein muß. Die Hauptquelle der Steuereinnahme ist freilich in Rußland die Steuer auf den Branntweinverkauf. Diese Steuer liefert den dritten Theil der Gesammteinnahme. Sie ist aber bereits von 1839 bis 1853 fortdauernd erhöht worden und betrug während dieser Periode jährlich im Durchschnitt 328 Millionen Franken, während sie vor 1838 nur 200 Millionen ergab. Wollte man diese Steuer noch mehr erhöhen, so würde der Consum des Branntweins geringer werden und die Regierung würde dadurch mehr verlieren als gewinnen. Es würden außerdem die großen Branntweindestillationen zu Grunde gehen, bei denen eine große Anzahl von Edelleuten betheiligt ist.

Somit sind die Steuerquellen Rußlands in eben dem Maße erschöpft als die Hilfsmittel der Anleihe und der schwebenden Schuld. Nur in einem Punkte ist Rußland europäischen Ländern überlegen, in der Getreideproduction. Rußland ist das einzige Land in Europa, wo die Getreideproduction rascher zunimmt als die Masse der Bevölkerung. Namentlich in Polen übersteigt das gewonnene Getreide den einheimischen Bedarf und kann von dort in großen Massen dem Auslande zugeführt werden. Alles Getreide, welches aus Odessa und Riga verführt wird, ist bekanntlich polnisches Getreide. Auch das russische Getreide, welches aus dem asowschen und weißen

Meere kommt, ist allerdings bedeutend; das Ausfuhrverbot desselben wird jedoch Europa weniger hart treffen, wenn es sein Korn aus den Donaufürstenthümern, aus der Levante und aus Polen beziehen kann. Daß es, wie Herr Picard hofft, gelingen werde, diese Kornkammer Polens von dem russischen Reiche abzutrennen, ist sehr zu bezweifeln. Aber jedenfalls ist bei einem Friedensschluß mit Rußland der ökonomische Gesichtspunkt sehr zu berücksichtigen: der Umstand, daß, wenn ein Getreidemangel in Europa eintritt, der Kaiser von Rußland durch ein Ausfuhrverbot Europa aushungern kann. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß bei dem Ueberfluß an Getreide die Bevölkerung Rußlands, welche in den letzten funfzig Jahren sich verdoppelt hat, bei derselben Progression gegen Ende dieses Jahrhunderts die Zahl von 130 Millionen erreichen wird, während in dem übrigen Europa die Bevölkerung schon wegen den Auswanderungen keineswegs in gleichem Maße zunimmt. Es ist dies eine große Gefahr für Europa, welcher vorzubeugen eine Hauptaufgabe bei einem Friedensschluß sein wird.

Reisebilder.

Helgoland. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Franz Duncker. —

Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahr 1855. Von M. G. Saphir. Leipzig, Hartleben. —

Nach Constantinopel und Brussa. Ferienreisen eines preußischen Juristen. Berlin, Schneider & Comp. —

Die Insel Helgoland, der beliebte Badeort, hat in neuester Zeit auch als britischer Werbeplatz die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gezogen, und man ist geneigt gewesen, allerlei Möglichkeiten, wodurch diese Insel einmal für England oder für Deutschland ein sehr wichtiger maritimer Punkt werden könnte, zu erdenken. Der Verfasser der ersten unter den genannten Schriften, durch vieljährigen Aufenthalt auf das genaueste mit der Natur Helgolands und den Sitten seiner Einwohner vertraut, hat sich nun die Mühe gegeben, die Geschichte der Insel, ihre Bedeutung, ihre gesetzlichen Einrichtungen u. s. w. in einer streng wissenschaftlichen Form zusammenzufassen. Man kann den kleinsten Gegenstand ebenso gründlich behandeln, als den großen, und so ist diese Monographie in ihrer Art ein Musterwerk, obgleich wir uns der Bemerkung nicht erwehren können, daß eine gedrängtere Darstellung dem Erfolg des Buchs keinen Schaden gethan haben würde; 600 Seiten über die Insel Helgoland

wird für die meisten Leser doch etwas zu viel sein. Der Verfasser hält sich so objectiv, als die Sache erfordert; wo er aber einmal auf politisches Raisonnement eingeht, und das geschieht namentlich in Bezug auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit, freuen wir uns, mit ihm vollständig übereinstimmen zu können. Er stellt die Schmach Deutschlands mit einer edlen Wärme dar, aber er ist keineswegs hoffnungslos, und da es keinen Punkt gibt, der für die einstige Entwicklung unsers Vaterlands so wichtig wäre, als diese bisher so unglücklich geführte Angelegenheit, so ist auch in dieser Hinsicht das Buch eine beachtenswerthe Erscheinung.

Wenn wir in der Darstellung Helgolands von der Person des Verfassers wenig bemerken, so drängt sich diese in den pariser Briefen um so zudringlicher auf, und leider müssen wir zusetzen, es ist keine sehr anziehende Persönlichkeit, die uns begegnet. Diese Art von Humor, die weiter nichts ausdrückt, als eine Mischung von krankhaft gesteigerter Anmaßung und unsicherm Selbstgefühl, sollte doch endlich aus der Literatur verschwinden. — Wir wollen einige Belege anführen. — Herr Saphir kommt in Dresden an; er will etwas zu essen haben, aber sämmtliche Kellner sind von dem Gedanken erfüllt, daß Pepita da ist (S. 11.) „Die Pepita sprach wie Recha zu Nathan dem Weisen: Du athmest Wand an Wand mit ihr und eilst nicht, deine Recha zu umarmen? Sie haben eine lebendige Phantasie, können Sie sich die Pepita als Recha denken und mich als Nathan? Warum nicht? Weise bin ich doch wol genug? An Kameelen fehlts mir auch nicht u. s. w." — „Ich ließ fragen, ob die Pepita mich empfangen wollte; das Stubenmädchen meinte, sie wüßte nicht, ob die Pepita so spät Abends noch empfangen würde, ich beruhigte die Zweiflerin über diesen Punkt, und als sie zurückkam und mir die Kunde brachte, die Pepita will mich vorlassen, sah sie mich erstaunt an und dachte: Daß muß ein großes Thier sein!" — Darauf hat Herr Saphir noch mehre weitere Gedanken und fährt dann S. 13 fort: „Das alles dachte ich, als ich der Pepita Abends — um die Geisterstunde — ins spanische Auge sah, und ich las darinnen Seite 18, Zeile 20 u. s. w.: Carrachos! Ihr Deutsche seid doch rechte —! Hier schlug die Pepita das Auge nieder, wodurch ich nicht weiter lesen konnte. Ein Auge war ihr vor Schlaf schon zu, sie kam mir vor wie die Eboli und ich wie Carlos. Beim wunderbaren Gott! das Weib ist schön! Dann betrachtete ich ihre Haare und sagte zu mir: Vergessen Sie nicht, mein Prinz, das ist spanischer Haarboden! Ich entfloh und schlief darauf so ruhig, als hätte ich gar keine Gemüthsbewegung gehabt, und sah zwischen mir und der Pepita nichts als ein doppeltes t, ein tt, eine Thür und: die Tugend! Bei ähnlichen Gelegenheiten empfehle ich Vätern, Müttern, Ehemännern immer nur das doppelte t: Thür und Tugend. Es ist immer besser zwei Schildwachen als eine." — In dieser faden Weise geht es weiter fort. Auch die

pariser Industrieausstellung, der Hauptgegenstand des Buchs, wird mit derselben Art von Humor behandelt. — Noch einen Zug schöner Bescheidenheit wollen wir anführen (S. 224). Es bezieht sich auf das alte Verhältniß Saphirs zu Börne. Dieser sagte einmal zu seinem Freunde: Nun, Saphir, helfen Sie mir an nichts denken. Er behauptete nämlich, er befinde sich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denke. Das könne er aber nicht allein, dazu müsse ihm immer jemand helfen; namentlich aber, sagte er, gelänge es ihm ganz und gar, an nichts zu denken, wenn ein deutscher Professor mit ihm discurire. Aber, erwiderte Saphir, ich bin ja kein Professor, im Gegentheil, ich leide an Diarrhöe. — Ferner S. 225: „Ich arbeite sehr schnell; eines Tages kam Börne gegen zwölf Uhr Mittags zu mir hinauf und sagte: Heute haben Sie Ihre Vorlesung im Salon Bossange, über was werden Sie lesen? — Heute? rief ich erschrocken aus; heute? Schwerenoth, daran hab ich ganz vergessen! Nun muß ich mich gleich darüber machen. — Sie haben gewiß über dem Boeuf gras gestern, über dem Zug des Faschingsochsen, daran vergessen. — Gewiß! aber der Ochs muß mir das vergüten! Einer hilft dem andern! Ich werde über den Zug des Faschingsochsen durch Paris lesen. — Gut, sagte Börne, ich will euch nicht stören, thut als ob ich gar nicht hier wäre. — Er setzte sich an den Kamin, ich an den Schreibtisch, und mein Ochs hatte in einer Stunde solche Fortschritte gemacht, daß wir beide ein bischen ruhen konnten. — Wie sind Sie glücklich, sagte Börne, so geschwind zu arbeiten, ich kann das nicht! — Ja, entgegnete ich, daher hält Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine aber ist bald zerbrochen und unbrauchbar!" — Es macht doch einen wohlthuenden Eindruck, wenn berühmte Männer auch einmal bescheiden sein können. — An dem Besuch bei dem sterbenden Aristophanes fehlt es natürlich auch nicht. Heine schreibt von seinem neuen Freunde (S. 230): „Herr Saphir ist einer der geistreichsten Männer Deutschlands, und wir haben sehr viel gemeinschaftliche Feinde; dabei soll er sehr gutmüthig sein, was doch auch eine gute Eigenschaft ist." — Heine erzählt, daß er jährlich 6000 Franken von seiner Familie und 6000 Franken von Campe in Hamburg habe. Das sind jährlich 12,000 Franken Renten (3200 Thaler); er brauche aber wenigstens 20,000 Franken. — Es ist schmählig, was Deutschland seine Dichter hungern läßt! Herr Saphir hat vor einem Vierteljahrhundert ein Büchlein geschrieben: Die Napoleoniden. „Ich sang jene Lieder des Schmerzes über den Untergang einer erhabenen Erscheinung, als es höchst unrathsam war, eine solche dichterische Begeisterung für den vom Himmel gestürzten Halbgott zu manifestiren u. s. w." Diese Gedichte hat er die Ehre gehabt, Sr. Majestät dem jetzigen Kaiser zu überreichen. „Es wäre nicht sehr zu verwundern, wenn die Napoleoniden der Gegenwart einen Dichter freundlich aufnähmen, einen Dichter, dem die französische Literatur so schmeichelhafte An-

erkennung zollt, und der zur Zeit, als jede Leier über Napoleon schwieg, den großen Helden beweinte und besang. Die Napoleoniden sind alle, alle ausgezeichnete Geister, ungewöhnliche Menschen, welthistorische, bedeutsam, intensiv interessante Persönlichkeiten; das ist wahr und das wird niemand in Abrede stellen, den politischen Standpunkt ganz außer Acht lassend. Ich habe sonst nichts von den Napoleons gewünscht, nichts gewollt, nichts wünschen gewollt. Deutsche Gerüchts- und Neuigkeitsfalschmünzer haben drucken oder schreiben lassen, ich hätte von Napoleon 20,000 Franken erhalten. So dumm kann nur ein deutscher Zeitungscorrespondent sein! Ich wollte Napoleon hätte mir 20,000 Franken gegeben, damit ich in der Lage gewesen wäre, sie ihm demüthigst zurückzustellen. Ich hätte 20,000 Franken ebensowenig angenommen, als 1000, als 10 Franken . . . . . Es war mir interessant, jene Lieder dem Neffen dessen, der mich zu ihnen begeisterte, überreichen zu können. Es ist ein historisches Factum, ein historisches Curiosum, ein historisches Unicum. Es ist für mich, für mein Leben, für meine Memoiren, für das Geschick meiner Dichtung ein interessanter Moment.“ — Neben diesen Faseleien finden sich aber zuweilen auch recht interessante und eindringende Beobachtungen. Als Probe wollen wir auszugsweise seine Beschreibung des Kaisers mittheilen.

Ludwig Napoleon ist von mittlerer Statur, sein erster Anblick, seine Haltung militärisch. Sein Gesicht ist scheinbar unbewegt, sein Mund ist blaß, und die feinen schmalen Lippen werden selten geröthet, aber sie sind geistreich geschnitten. Seine Augen sind glanzlos, aber man irrt, wenn man sie ausdruckslos nennt. Wenn man lange in diese Augen hineinschaut, und nicht nur lange, sondern tief hinein, so liegen weit, weit im Hintergrunde die lauernden Blicke zusammengekollert wie ruhende Löwen im Hintergrunde ihrer Zelle, und nach und nach richten sie sich auf und kommen, im Kreise sich bewegend, vorsichtig, langsam vorwärts bis an das äußere Augengitter, und dann gewinnen sie ein dunkles Glühen, eine um sich schauende Flamme, dann sieht man die arbeitenden Gedanken in ihrem Kreise, dann belauschen diese Blicke mit tiefdringender Gewalt und Starrheit sich und alles um sich herum und beobachten aus ihrer Höhle heraus alles, was in der Runde herum geschieht und vorgeht: Menschen, Dinge, Ereignisse, stets auf dem Anschlag, stets sich und die Welt beobachtend. Napoleon spricht langsam, er kehrt das Wort erst erwägend um, bevor er es ausgibt, aber nicht aus Geiz und nicht weil ihm das Wort nicht zu Gebote steht, sondern deshalb, glaub ich, um diesem Worte mehr Sicherheit zu geben, um dem Worte und dem Hörer zu zeigen, daß er sich nicht leichtsinnig von seinen Worten trennt und daß er die Wichtigkeit der Worte kennt, indem er sie nur langsam entläßt. — Ein großer Meister ist Napoleon im Zuhören; man sieht, wie er hört. Er faßt nicht schnell, langsam, aber erschöpfend und für immer. Während der andere spricht,

schält er ordentlich langsam das Gehörte, wirft die Schale weg und behält den Kern. Er sagt zuweilen ganz offen und ehrlich: Dites-moi cela encore une fois, je ne peux pas vous suivre! Eine große Tugend Ludwig Napoleons ist, wie ich aus seiner Umgebung und von andern weiß, er verträgt einen Widerspruch! Er scheint ihn sogar zu interessiren, er hört ihn ruhig an, schweigt und — gibt nie was zu! Sein Wille ist eisern, sein Ausspruch ein Hammer, sein Entschluß ein altnapoleonischer Tagesbefehl: er schneidet alles durch!

Wenn in diesen Briefen die Persönlichkeit des Verfassers nicht sehr empfiehlt, so stellt sich uns der preußische Jurist, der seine Ferien dazu benutzt, Konstantinopel und Brussa zu besuchen, um so liebenswürdiger dar. Es ist eine Ferienreise im vollsten Sinn des Worts, und man wird daher nichts Anderes erwarten, als leichte, flüchtige Eindrücke; aber diese Eindrücke sind so lebhaft wiedergegeben, daß man fotwährend angezogen wird. Am interessantesten ist die Audienz bei Abd-el-Kader, bei dem der Reisende durch Vermittlung des Gouverneurs von Brussa eingeführt wird. Die Reisenden hatten eine endlose Folge von krummen und winkligen Gassen zu durchwandern, ehe der Führer vor einer Thür stillstand, die in einen geräumigen Hof führte, in dem mehre Araber in ihren weiten Mänteln an einem Springbrunnen sich die Füße wuschen. Eine freie Treppe führte in den Vorsaal eines geräumigen hölzernen einstöckigen Hauses, das in der Mitte des Hofs stand. Abd-el-Kader war grade beim Gebet, nach einer Viertelstunde trat er ein. „Er war von mittlerer Größe. Sein Körperbau, seine Glieder waren fein; aber seine Bewegungen hatten dieselbe anmuthige, elastische Leichtigkeit, die wir an den echt arabischen Pferden bewundern. Er trug einen weiten, togaähnlichen, blauen Mantel von dünnem Wollenzeuge, darunter ein rothes Unterkleid und ein weißes Hemd. Ohne Schuhe oder Strümpfe, waren die Füße bis zu dem Knie bloß, nur der Oberkörper war, während er saß, von dem blauen, anmuthig sich faltenden und schmiegenden Mantel verhüllt. Auf dem Kopfe trug er einen weißen Turban mit blauer Binde. Sein Gesicht war Seele durch und durch. Ein schmales Oval, nur so viel Fleisch, um die Linien zu mildern, leuchtete aus ihm der kühne, kräftige Geist, der den Körper nicht abzehrt, aber schlank und fein erhält, als biegsamer, elastischer Diener seines Herrn. Ein feines Kinn, ein kleiner Mund, eine reine Nase, eine hohe freie Stirn, aber vor allen zwei dunkle große Augen, die Feuer, Sanftmuth und Klugheit vereinten. Ein schwarzer Bart, aber nicht zu dicht, hob die geistigen Theile des Gesichts." — Er grüßte freundlich, und ging schnell nach dem Divan, setzte sich, zog die bloßen Füße nach sich hinauf, die ihm während der Unterhaltung als Spielwerk für seine Hände dienten, und erwartete die Eröffnungen der Fremden. Die Unterhaltung hatte ihre besondern Schwierigkeiten. Der Emir

versteht nur Arabisch, sein Dolmetscher nur Arabisch und Türkisch, der Dolmetscher der Fremden nur Türkisch und Französisch; so mußte jedes einfache Wort doppelt übersetzt werden. Die Reisenden gaben dem Emir ihre Bewunderung zu erkennen, daß er so lange gegen die Franzosen gekämpft. — „Es war meine Pflicht, mein Vaterland zu vertheidigen; ich würde es noch länger gekonnt haben, wenn ich mehr Geld gehabt hätte." Wir stören Sie doch nicht? — „O nein, ich freue mich, Fremde zu sehen, der Tag ist ja so lang." Dann kam die Rede auf den Krieg gegen Rußland. Abd-el-Kader erwies sich als praktischer Mann, indem er immer zunächst nach den Geldmitteln der kriegführenden Staaten fragte. Die Reisenden erkundigten sich naiv, für wen er in diesem Kriege Partei nähme. Anfangs verstand Abd-el-Kader die Frage nicht, nach deutlicherer Erfassung sagte er: Für den, auf dessen Seite das Recht ist. — — Geschichten ähnlicher Art, stets sehr unterhaltend, kommen in dem Buch noch mehre vor. Der preußische Jurist hat übrigens eine außerordentliche Theilnahme für die Türken gefaßt, und es scheint, als ob es jedem Reisenden so geht, der unbefangen die natürlichen Eindrücke auf sich wirken läßt. Freilich ist mit solchen unmittelbaren Eindrücken noch nicht alles gesagt, und die Hoffnungen, die hier in Bezug auf die Culturentwicklung der Türkei ausgesprochen werden, scheinen uns etwas voreilig zu sein. Der Verfasser stellt den Koran mit den Katechismen der verschiedenen christlichen Confessionen in Parallele und kommt zu dem Resultat, daß die mahomedanischen Dogmen dem Bewußtsein der Gebildeten im Abendland näher stehen, als die christlichen. Es kommt aber nicht darauf an, was im Buche steht, sondern was in das Fleisch und Blut der Menschen übergegangen ist; und hier dürfte es doch wol zweckmäßiger sein, mit unsern sittlichen Ueberzeugungen auf dem Boden fest zu wurzeln, wo wir geboren sind. Der Fanatismus der christlichen Völker gegen die Türken konnte aufhören, sobald sie aufhörten, uns gefährlich zu sein, und in diesem Augenblick haben sie sogar unsre lebhaftesten Sympathien, weil sie gegen denselben Feind zu kämpfen haben. Aber der Stamm ist doch zum Untergange bestimmt, wie jedes Volk, das nicht im Stande ist, zu arbeiten, und all unsre Hoffnungen können nur darauf gehen, daß dieser Untergang nicht zu einer Zeit eintritt, wo Rußland davon Gewinn zieht.

Der Feldzug der Verbündeten in Bessarabien und seine Strategie.

Es ist eine Frage, die schon während der vorjährigen Winterruhe lebhaft besprochen wurde und sich in der jetzigen aufs neue und mit mehr Grund als

damals, aufdrängt: ob die verbündeten Mächte im nächstfolgenden Feldzuge den Kriegsschauplatz über Bessarabien ausdehnen und sowol in der Krim, als auch von der Donau her agiren werden.

Da die Krim für die Verbündeten ein Feld geworden ist, das sie, so lange der Krieg fortgesetzt wird, nicht freiwillig aufgeben können, ohne damit ihrem eignen Interesse einen empfindlichen Schlag zu versetzen — ganz abgesehen von den militärischen Schwierigkeiten, die es haben würde — so liegt uns die Frage so: ob der Zweck, Rußland vom schwarzen Meere abzudrängen, durch ein doppeltes Vorgehen von den in der Krim eingenommenen Positionen und von der Donau aus erreicht werden kann. Bei der Besprechung derselben enthalte ich mich absichtlich, eine Theilnahme Oestreichs anzunehmen; denn es steht für mich als unabweislich fest, daß dem wiener Cabinet eine directe Action gegen Rußland nur dann räthlich erscheinen würde, wenn die gewisse Aussicht vorhanden wäre, das Zarenreich zu einer Macht zweiten Ranges zu reduciren. Denn, um zu wiederholen, was ich neulich in Ihren Blättern zu entwickeln Gelegenheit hatte, für Oestreich gilt in der Politik nichts höher, als ein nach jeder Richtung hin offenes Feld der Allianz und man legt dort in entscheidenden Kreisen der Möglichkeit einer Combination im Osten, um mit derselben gegen den Westen zu demonstriren, mindestens heute noch denselben Werth bei, wie der entgegengesetzten Chance.

Man wird bei Berechnung der räumlichen Ausdehnung bevorstehender Operationen am sichersten gehen, wenn man sich über ihre Zielpunkte Gewißheit verschafft. In der strategischen Kunstsprache nennt man solches Ziel das Operationsobject; die Kräfte, welche darauf losgehen (Armee) umfaßt man mit dem Namen des Subjects; man versteht ferner unter der Operationslinie die Hauptrichtung (im engeren Sinne Hauptstraße), auf der sie sich dem Object annähern, und begreift unter dem Begriff der Operationsbasis die Grundlinie, längs welcher man bei Beginn des Unternehmens seine Streitmassen entwickelt und von der man ausgeht. Hiernach ist klar, daß, im genauen Wortausdruck, der Abstand oder die Entfernung der Operationsbasis vom Operationsobject der Hauptsache nach die Ausdehnung des Operationsfeldes (in Bezug auf den ganzen Feldzug Kriegstheater genannt) bestimmt. Aber dabei ist noch mancherlei Nebensächliches in Betracht zu ziehen, von dem ich gleich sprechen werde.

Indem eine Operation ihrem Ziele entgegenrückt, können selbstredend die für sie verwendeten Kräfte aus vielen Gründen nicht eine einzige Bewegungslinie innehalten, sondern sie werden auf die Benutzung von mehrern angewiesen sein, die in der Regel am zweckmäßigsten parallellaufende sind. Militärisch ausgedrückt heißt das: eine in irgendwelcher Hinsicht bedeutendere

Operation kann nicht in einer einzigen Colonne ausgeführt werden; vielmehr erheischen es die Gesetze der strategischen Dynamik, daß die betreffenden Kräfte eine gewisse Breitenausdehnung einnehmen. Die kunstgerechte Bezeichnung für diesen letzteren Begriff ist Fronte. Daß man im taktischen Sinne (auf dem Schlachtfelde) eine Fronte herstellt, indem man seine Streitmacht senkrecht auf die eigne Angriffsrichtung oder auf die des Feindes, nebeneinander in linearer Form, entwickelt, weiß jedermann; weniger geläufig indeß ist die Vorstellung, daß die Nothwendigkeit, auf jedwedem Schlachtfelde Fronte zu formiren zugleich die Bedingung des Marschirens in mehrern Colonnen nebeneinander enthält, indem anderen Falles der Aufmarsch zu viel Zeit hinwegnehmen würde. (Daß diese Regel, wie eine jede andere, ihre Ausnahmen hat, versteht sich von selbst.) Zu dieser lediglich die Bereitschaft für taktische Entscheidungen: Schlachten, Treffen, Gefechte, betreffenden Rücksicht tritt eine andere, nicht minder bedeutende, auf die Verpflegung Bezug nehmende. Es ist leicht faßlich, daß eine Streitmasse, welche in einer einzigen Colonne marschiren würde, direct nur in linearer, also geringster Dimension das durchzogene Land in Contribution setzen könnte, und die Queue der Heersäule auf das angewiesen wäre, was Tête und Centrum übriggelassen, — ein Quantum, welches sich in vielen Fällen auf nichts reduciren dürfte. Marschirt dieselbe Streitmacht dagegen in mehrern Colonnen nebeneinander, so setzt sie unter allen Umständen eine Fläche in die Nothwendigkeit, ihr den Bedarf an Lebensmitteln für Menschen und Pferde zu liefern, und die Queue kommt weniger in den Fall, infolge des Verbrauchs der Spitze und der Mitte, Mangel zu leiden, weil jede Colonne verhältnißmäßig kurz ist. — Hierzu treten noch andere Umstände und Verhältnisse, welche in den ununterbrochenen Beziehungen, die eine operirende Truppenmasse mit ihrer rückgelegenen Basis zu erhalten hat, ihren Ausgangspunkt finden. Gelänge es nämlich dem Feind, diese rückwärtige Verbindung aufzuheben, mit anderen Worten, die Operationskräfte von der Basis abzuschneiden, so würden diese sich in der Verlegenheit befinden, so lange als sie die fragliche Communication nicht wiedergewonnen, alles dessen entbehren zu müssen, was sie im Wege der Contributionen nicht beizutreiben vermögen, weil es sich auf dem fraglichen Flächenraum nicht vorfindet, also im Besonderen Munition und Kriegsmaterial aller Art, den nachgesandten Ersatz an Mannschaften, Pferden u. s. w. Eine solche Lage ist unter allen Umständen eine äußerst peinliche, auch wenn sie sich blos auf einige Tage beschrankt; gefährlich wird sie, je nach dem numerischen Verhältnisse, in welchem die feindlichen Massen, welche die Unterbrechung unsrer Verbindung mit der Basis bewirkten, zu den diesseitigen Operationstruppen stehen, und zwar darum, weil die Wahrscheinlichkeit, die Communication wiederzugewinnen, in umgekehrter Proportion zu ihm steht, oder mit anderen Wor-

ten, eine um so bedingtere wird, je stärker der abschneidende Gegner ist. Sofern man diese Beziehungen einer im Felde agirenden Truppenmacht zu ihrer Basis richtig aufgefaßt hat, wird es nicht schwer sein, sich klar zu machen, wie auch sie ein Marschiren in verschiedenen Colonnen nebeneinander erheischen, weil der Feind zunächst nur mittelst einer Umgehung sich zwischen unsre Heeresmacht und ihre Basis einschieben kann, und diese selbstredend eine um so schwierigere Unternehmung wird, je weiter er dazu ausholen muß d. h. je mehr in der Breite (Fronte) unsre nebeneinander marschirenden Colonnen sich ausdehnen. Die Schlußfolgerung, daß die Sicherheit der Verbindung mit der Basis der frontalen Ausdehnung einer in der Bewegung begriffenen Armee stets proportional sei, würde indeß nichtsdestoweniger eine unhaltbare Consequenz sein, weil unser Gegner, falls wir unsren Colonnen eine zu geringe Stärke geben und sie zu weit auseinanderziehen, anstatt die lange und schwache, also auf einem einzelnen Punkte wenig widerstandsfähige Linie zu umgehen, es räthlicher finden wird, sie zu durchbrechen, in welchem Falle er entweder durch einen der Zwischenräume, welche je zwei unsrer Colonnen zwischen sich lassen, hindurchgeht, oder, wenn sie ihm dies streitig zu machen suchen, sie mit überlegener Macht aus dem Wege drückt.

Allerdings ist der Einwand gerechtfertigt, daß feindliche Operationen nothwendig an dieselben Gesetze, wie die unsrigen, gebunden sein müssen, und daß ein Gegner, der unsre Angriffs- oder Vertheidigungslinie durchbricht oder umgeht, durch eben diese Linie von seiner eignen Basis abgeschnitten werden wird; indeß läßt sich dagegen erinnern, daß seine Verhältnisse durch mancherlei Umstände andere sein können, daß es ihn in eine von der unsrigen durchaus verschiedene Lage versetzen wird, wenn er der Vertheidiger und seine Basis aus diesem Grunde eine concentrisch um das Operationsfeld gebogene ist, mithin ihm der Rückzug wie die Verpflegung in einer oder zwei Flankenrichtungen offen steht, sodann wenn er im Rücken der angreifenden Armee eigne Festungen vorfindet, welche diese noch nicht genommen, und durch deren Entsatz er sich alle Vortheile einer Basis zwischen der unsrigen und der Armee, gegen welche er agirt, verschaffen kann u. s. w. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß der Feind in der Regel den Durchbruch oder die Umgehung zu einer Waffenentscheidung benutzen d. h. mit dem strategischen Vortheil den taktischen zu verbinden suchen wird, weil die Umstände mit seltenen Ausnahmen hierzu günstig sein werden. Daß sie es sein werden, dafür liegt der Beweis in der Möglichkeit der in Rede stehenden Operationen, denn mit Evidenz darf geschlossen werden, daß, wo immer nur eine Armee in zu weitgedehnter, dünner Fronte auseinandergezogen worden ist, sie auch nicht Zeit finden wird, sich zu einer Erfolg

versprechenden Schlacht zu concentriren, was nach einem Durchbruch des Feindes unter allen Umständen in zwei Hälften geschehen müßte, wie denn andererseits der bei einer Umgehung behuf des Widerstandes gegen dieselbe allein in Betracht kommende äußerste Flügelpunkt die für eine Concentrirung allerungünstigste Lage hat, weil die verschiedenen Truppentheile, um dahin zu gelangen, den möglichst längsten Weg zu machen haben.

Die hiermit entwickelten Schwierigkeiten, welche sich den Operationen im Felde entgegenstellen, sind indeß nicht so aufzufassen, als beruhe ihre Beseitigung in einem glücklichen Treffen des rechten Maßes zwischen frontaler Ausdehnung und frontaler Stärke, dergestalt, daß man zur Sicherung seiner Unternehmung auf keine anderen Verhältnisse und Bedingnisse zu rücksichtigen hätte. Vielmehr wird man es sich leicht klar machen können, daß die Gefahr einer Umgehung so lange fortbestehen wird, als es über beide oder einen unsrer Flügel hinaus einem Raum gibt, durch welchen hierdurch marschirend der Feind in unsren Rücken gelangen kann, wie denn auch die räumlich-strategischen Verhältnisse noch insofern eine bedrohliche Gestalt einnehmen können, als unsre Flanke d. h. der Raum, welchen die marschirenden Colonnen seitwärts unbetreten lassen, vom Gegner, ohne daß er zu dem Ende eine Umgehung vorzunehmen brauchte, mit seinen Streitmassen direct erreicht werden kann. Gegenüber solchen Bedrohnissen kann man sich eine relative Sicherheit nur unter zwei Voraussetzungen verschaffen, zunächst, wenn man im Stande ist, im Vorschreiten seine beiden Flügelpunkte an ein fortlaufendes Hinderniß anzulehnen, wie solches Fluß- und Gebirgslinien, auch Seeküsten, wenn der Feind nicht die Mittel hat, auf denselben zu landen, darbieten, und welches dann die Deckung der strategischen Flanke mit übernimmt; und sodann, falls man eine ausreichende Tuppenmasse besitzt, um zur Wahrung gegen eine einfache oder doppelte Umgehung ein oder zwei in der Verlängerung der Fronte detaschirte Flügelcorps zu formiren, und eine oder beide strategische Flanken (d. h. den Raum seitwärts) durch Vorkehrungen ähnlicher Art decken zu können. Unter diesen beiden Methoden wird man der ersteren dann den Vorzug geben, wenn das Flügel und Flanke sichernde Hinderniß nicht zu weit entlegen ist, man also beim frontalen Vorgehen sich nicht zu weit ausdehnen muß, um mit demselben ununterbrochene Fühlung zu behalten; unter allen anderen Umständen ist die Sicherstellung durch Corps vorzuziehen und zwar wird diese Maßregel eine um so größere Garantie geben und mit einem begrenzten Truppenquantum um so leichter zu bestreiten sein, je kleiner der Kriegsraum an und für sich ist, und umgekehrt um so mehr Gefahren für uns übriglassen und eine um so stärkere Streitmacht erheischen, je weiter das fragliche Theater sich ausdehnt, und je nachdem man anstatt eines Flügels deren zwei, und anstatt einer Flanke beide zu schützen hat.

Ich hoffe hiermit in ausreichend faßlicher Weise die Einflüsse entwickelt zu haben, welche der Kriegsraum auf die Bestimmung der Größe der Angriffskräfte in jedwedem Feldzug ausübt; man wird daraus erkennen, daß der Kampf wider einen Feind von gegebener Stärke ein durchaus verschiedener ist, je nachdem derselbe uns in einem weitgedehnten oder engbegrenzten Theater erwartet und daß wir unter letzterwähnten Umständen zur Lösung unsrer Aufgabe vielleicht nur die Hälfte und möglicherweise eines noch geringeren Theiles derjenigen Mittel bedürfen werden, welche die ersteren erheischen.

Was den bessarabischen Feldzug angeht, so wird seine räumliche Ausdehnung, wie die eines jeden andern, durch die Entfernung des Operationsobjects von der Basis bestimmt. Sie wird eine andre sein, je nachdem man Akerman und Kischenew, oder Odessa, oder endlich Nikolajew zum Ziel nimmt, und kann sich zu ungeheuern Proportionen steigern, falls man sich vorsetzte, weit über die Grenzen der fraglichen Provinz hinaus bis Kiew zu gelangen. Was meine Ansicht über diesen Punkt betrifft, so erscheint mir, wie ich auch bereits vor einem Jahre in Ihren Blättern Gelegenheit genommen, mich zu äußern, die Fixirung des Objects bei Perekop als die einzig wohlgetroffene Wahl, weil nur in diesem Fall die durch Bessarabien vorschreitenden Operationen sich in directe Beziehung zu denen in der Krim setzen und hier die zu vollbringende Arbeit, den Feind aus der Halbinsel zu delogiren, erleichtern würden.

Da man nicht annehmen kann, daß die verbündeten Mächte bei Festhaltung ihres Campagneentwurfes eine solche Hauptrücksicht außer Acht lassen werden und dieselbe zu gebietend auftritt, um, nachdem sie einmal erkannt worden, nicht alle Dispositionen von sich abhängig zu machen, so erscheint es als eine gerechtfertigte Voraussetzung, daß die etwaigen Operationen sich wirklich, behufs des strategischen Hauptvorgehens, auf der Linie vom Pruth über Odessa, Nikolajew und Cherson gegen die Landenge bewegen und hier ihr nächstes Ziel in der großen und entscheidenden Alternative finden werden, entweder die russische Krimarmee zum Rückzug zu bestimmen oder sie mit Hilfe der jetzt in Taurien versammelten verbündeten Streitkräfte in eine Klammer zu fassen und zur Capitulation zu bringen.

Nachdem hiermit ein fester Gesichtspunkt für die Beurtheilung der räumlichen Beziehungen des Feldzugs gewonnen worden, ist es an der Zeit, diese letzteren selbst hier des Naheren zu erörtern. Dem oben Gesagten zufolge erscheint es zunächst wichtig, daß der rechte Flügel der vorrückenden Armee seinen Weg die Seeküste entlang zu nehmen hat, daß mithin aus dieser Richtung (von rechts her) keine feindliche Bedrohung, weder durch eine Flügelumgehung, noch durch einen Einbruch in die strategische Flanke, welche das Meer selbst deckt, zu befürchten ist. Dagegen bietet sich nach links hin innerhalb der Di-

stancen, die von einer weiten Frontspannung noch durchmessen werden möchten, durchaus keine Hindernißlinie dar, in der man eine Garantie, sei es gegen die Ueberflüglung oder gegen einen directen Flankenstoß finden könnte. Unermeßliche weite Räume dehnen sich hier zwischen Pruth, Dniester und Dniepr aus und finden erst eine feste Grenze in der undurchdringlichen Sumpfregion der Pinsker und Rokitnobrüche, welche sich vom Bug (Bog) aus (hierunter den polnischen Fluß verstanden) bis zum letztgedachten Hauptstrom (Dniepr) erstrecken. Es ist dies ein strategisches Feld, welches nur eine Macht mit Angriffsmassen auszufüllen vermöchte: Oestreich. Die Theilnahme dieses Großstaats am Kriege würde zugleich im Stande sein, die in Bessarabien wider Rußland engagirten Streitkräfte von den umfassenden Maßnahmen zur Deckung ihres linken Flügels und der links gewendeten strategischen Flanke zu entbinden. Daß auf eine derartige Cooperation durchaus nicht gerechnet werden kann, weiß heute ein jeder.

Der Verfasser denkt sich nicht nur den rechten Flügel, sondern die ganze Hauptmasse der Angriffsarmee auf der großen Straße längs der Küste und den ihr zunächst gelegenen, parallellaufenden Nebenwegen vorgehend und zwar aus doppelten Gründen: zunächst weil eine derartige Disposition die Verpflegung, welche sich auf die großen Ortschaften an der Küste und auf die Flotte stützen wird, ganz außerordentlich erleichtert und dann, weil auf dieser Linie die Punkte gelegen sind, in denen und um deren willen der Feind voraussichtlich Widerstand leisten wird. Wollte man umgekehrt mit dem Gros eine mehr mittlere Richtung innehalten, so würde man, abgesehen davon, daß man kaum diesem Zweck entsprechende Straßen finden dürfte, nicht nur die Verpflegung des Armeecentrums unter viel schwierigeren Verhältnissen zu bewerkstelligen haben, sondern, der verzögernden Einflüsse nicht zu gedenken, die hieraus entstehen möchten, würde auch ein besonderer Aufenthalt und mithin eine Verzögerung in der Aufeinanderfolge der Schläge und Bewegungen dadurch entstehen, daß man, um den Gegner in seinen Hauptvertheidigungspositionen, die eben an der Küste liegen und voraussichtlich Odessa und Nikolajew sind, anzugreifen, eine Rechtsconcentrirung vornehmen müßte, um darnach sich wieder nach links hin auseinanderzuziehen.

Der linke Armeeflügel könnte im Gegensatz zur Mitte und zum rechten, welche letztere beide hier das Heeresgros darstellen, etwas weiter binnenwärts geschoben werden, dergestalt, daß er bei Beginn des Feldzuges oder nachdem der Pruth überschritten worden, welcher Fluß in Verbindung mit dem Mündungsdelta der Donau die Bedeutung einer ersten Basis erhalten würde, den Weg auf Bender zu nehmen hätte, während die Hauptmasse (die Rechte und das Centrum) den Dniester bei Akerman erreichte. Ein solches Arrangement

würde den doppelten Vortheil bieten, daß dadurch nicht nur die Bewegungen des Gros gedeckt würden, sondern es wäre damit auch zugleich ein linksseitiges Pivot in für die letzte Einigung zu taktischen Combinationen in nicht zu weit entlegener Distance gewonnen, auf welchem die Hauptarme sich angriffsweise drehen und den Feind, indem der linke Flügel refüsirt bliebe und ihn beschäftigte, der rechte Flügel und das Centrum aber vorgingen und ihn in Flanke und Rücken faßten, in die Alternative des sofortigen Rückzuges oder die Gefahr einer großen Katastrophe versetzen könnte. Es ist wahr und ich bin, in Erinnerung an frühere, bei Gelegenheit der Besprechung der Dispositionen zur Almaschlacht bekannte strategische Maximen am wenigsten in dem Fall es leugnen zu können, daß es ein ungleich nachdrücklicheres Verfahren sein würde, wenn man seine Streitmassen rechts zurückhielte, mit dem linken Flügel, wo alsdann der Hauptaccent unsrer Kraft gelegen sein müßte, vorginge, um den Feind von hier aus zu debordiren und, nachdem er im glücklichsten Falle die Schlachtentscheidung angenommen und umfaßt worden, rechtswärts auf das Meer zu werfen; allein die Aussicht darauf, daß er in die Falle gehen werde, ist im Grunde genommen doch zu gering, um darauf das Angriffsarrangement basiren und die weiter oben auseinandergesetzten Vortheile, die ein Operiren mit dem Gros in der dichtesten Nähe des Meeres bietet, um deswillen opfern zu können. Außerdem kann in besonders günstigen Fällen, wo ein Agiren mit dem linken Flügel sich vorzugsweise empfiehlt, in verhältnißmäßig nicht allzugroßer Zeit, durch Seitwärtsschiebung einer Anzahl Divisionen aus der Mitte jener für den betreffenden Zweck ausreichend verstärkt werden. Die Lehre aber wollen wir aus der hier dargelegten Sachlage gleich im voraus entnehmen: daß, wenn auch die Rechte und das Centrum bestimmt sind, die Hauptmasse der Angriffsarmee in sich zu einigen, dennoch die linke nicht zu schwach gemacht, nicht etwa blos als ein fliegendes Corps organisirt werden darf, damit sie im Stande ist, die doppelte, ihr aufzuerlegende Function zu erfüllen: Pivot für die Bewegungen des Gros zu sein und unter Umständen, in der Eile verstärkt, als solches selbst zu operiren.

In der letzteren Bestimmung liegt noch eine andere, bereits flüchtig berührte Bedingung ausgesprochen, auf die ich hier aber aus Gründen der größern Verständlichkeit noch behufs näherer Prüfung zurückkommen muß. Die Größe der Entfernung, welche die Mitte von dem linken Armeeflügel scheidet, wird das Maß der Schwierigkeiten ausdrücken, die einer Verlegung der operirenden Hauptmassen von rechts nach links entgegenstehen. Es ist mithin klar, daß, um dieselben nicht allzusehr anwachsen zu lassen, der linke Flügel niemals in die Stellung eines detachirten und außer directer Verbindung mit dem Gros stehenden, durch weite Distancen von ihm geschiedenen Armeecorps treten darf.

Aus der Beschränkung, welcher die Bewegungen des linken Flügels unterliegen, erhellt die Unmöglichkeit, in welcher er sich befindet, Functionen, die von den besprochenen gesondert und räumlich mit ihnen nicht zu vereinigen sind, auf sich zu nehmen. Er kann daher nicht als ein Flügelcorps angesehen werden, welches dem Feinde auf den Leib geht, wo er erscheint und was mit jener Ungebundenheit agirt, welche allein das Bewußtsein einer selbstständigen Bestimmung verleiht. Um also den Eventualitäten gewachsen zu sein, die in der Möglichkeit eines Erscheinens des Feindes in weiter Distance links von unsrer Fronte ihren Boden finden, bedarf es, außer dem eigentlichen linken Flügel noch eines mobilen, völlig selbstständig gemachten, mithin für jede taktische Aufgabe die specifischen Mittel umfassenden linken Flügelcorps, dessen Actionssphäre im voraus schwer abzugrenzen ist und über welches nur im Allgemeinen zu sagen ist, daß es sich stets in annähernd gleicher Fronthöhe mit der Hauptarmee wird befinden müssen.

Wenn auch die Grundbestimmung des fraglichen Corps als eine Offensivdefensive bezeichnet werden muß, indem es vornehmlich den linken Flügel des Operationsheeres decken soll, so mag es doch gleichwol zur reinen Offensive übergehen, wenn eine glückliche Gestaltung der Verhältnisse, die sich schon jetzt als eine mögliche voraussetzen läßt, dazu einladen sollte. Es sind dies solche, die sich aus einer entscheidenden Niederlage des Feindes in einer Hauptschlacht, welche ihm das Gros geliefert, und in deren Folge er geworfen würde, ergeben möchten. Wirft der Stoß ihn auf die Seeküste, so hat das Flügelcorps allerdings wenig mit der Katastrophe selbst zu thun, in die der Gegner alsdann unfehlbar verwickelt wird; geschieht aber das Werfen in entgegengesetzter Richtung, so ist die Versuchung groß, seinen Marschcolonnen in die linke Flanke zu fallen, oder gar ihren Têten den Weg zu vertreten. Wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß dem Flügelcorps behufs einer Steigerung des strategischen Erfolges unter der Voraussetzung solcher Fälle eine möglichst große Stärke zu geben wäre, so würde dies wiederum ein Fehlschluß sein. Denn offenbar ist seine tiefer eingreifende, offensive Thätigkeit eine durch die Erfolge der Hauptmacht bedingte; insofern man nun eine Verstärkung des Flügelcorps nur auf Kosten der letzteren ausführen kann, würde man die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Schlages vermindern, indem man die Mittel zu seiner Ausbeutung vermehrte, folglich nicht logisch handeln.

Es ist endlich hier noch eins zu erwähnen. Beim weiteren Vorgehen wird man mit *einem* Flügelcorps behufs der linkswärtigen Deckung nicht ausreichen: es wird zunächst die Gefahr sich geltend machen, daß der Feind von der Flanke des Kriegsraumes aus (von Norden her) im Rücken dieses Corps auftritt, und nachdem dies wirklich geschehen, würden peinliche Verlegenheiten daraus erwachsen, wenn man nicht Streitmittel in Bereitschaft hielte, die den

feindlichen Gegenangriff in Schach zu halten vermöchten. Es ist das die Flankendeckung, deren Nothwendigkeit, neben der Flügeldeckung, bereits ohne Bezugnahme auf die der gegenwärtigen Erörterung unterliegenden localen Verhältnisse weiter oben besprochen wurde.

Das Flankencorps hat selbstredend nach der Richtung hin Fronte zu machen, in welcher die Bedrohung erfolgt. Es wird, das ist klar, am zweckmäßigsten situirt sein, wenn es sich in der Mitte des zu deckenden Raumes aufgestellt befindet; und zwar wird, da dieser ein mit dem Vorschreiten der Hauptarmee stetig wachsender ist, seine Postirung sich dieser Bedingung gemäß von Zeit zu Zeit zu ändern haben. Es ist zugleich selbstverständlich, daß seine Aufgabe mit der Steigerung der räumlichen Ausdehnung der zu deckenden Flanke eine immer größere, schwierigere wird, und die mithin billigerweise ein entsprechendes Anwachsen der bezüglichen Mittel (Streitkräfte) erheischt. Es ist daher ein denkbarer Fall, daß der weiter vorgetriebene Angriff anstatt eines Flankencorps deren zwei bedürfen wird.

Daß die Basis außerdem unter den Schutz besonderer Streitkräfte zu stellen ist, erwähne ich, als sich ebenfalls an und für sich verstehend, hier nur beiläufig.

Es scheint mir mit dem oben Gesagten die Aufgabe, welche ich mir in diesem Abschnitt des Aufsatzes stellte: Die Ansprüche, welche die Beschaffenheit des Kriegsraumes in Betreff der Größe der Angriffskräfte erhebt, festzustellen, gelöst zu sein. Ich bewies die Nothwendigkeit einer in ungleiche Hälften getheilten Hauptarmee, eines detaschirten Flügelcorps, eines oder zweier Flankencorps und einer Besetzung der Basis mit entsprechenden Massen. Hinzuzufügen wäre allenfalls noch, daß auch die Zwischenbasen (Dniester, Bug) nicht ohne Deckung gelassen werden dürfen; indeß nimmt die Befestigungskunst hierbei das Wichtigste auf sich. Zu festen Ziffern gelangte ich in dem Obigen noch nicht; auch kann dieses letztere Resultat erst auf Grund einer Schätzung der feindlichen Streitkräfte erreicht werden, denen die diesseitigen entsprechen müssen.

Es wird, bevor ich auf die Ermittlung der feindlichen Streitkräfte und daraus zu ziehende Schlüsse auf den seitens der Verbündeten benöthigten Kraftaufwand eingehe, nothwendig sein, das russische Defensivsystem gegenüber einem Angriffe von der unteren Donau und dem Pruth her in der Richtung auf Perekop klar zu machen.

Die heutige Kriegswissenschaft erkennt in der Defensive, ganz allgemein genommen, die andere Form des Krieges und einen zweiten Weg, um zu dessen Endzweck, dem Sieg, zu gelangen. Wenn General von Willisen, (dessen Verdiensten um ein richtiges Verständniß der strategischen Mechanik niemand williger seine Anerkennung zollen kann, als der Verfasser) im Widerspruch damit dem

Satze Geltung zu verschaffen suchte: „Die Defensive ist eine Lehre der Erhaltung"*), so hat dies nur insofern Sinn, als er den Begriff der Vertheidigung im allerengsten und abstractesten Sinne erfaßt, in welchem sie allerdings nur eine Abwehr ist. Ein Staat entscheidet sich dazu, seiner Kriegführung die defensive Form zu geben, wenn er zu der offensiven nicht die ausreichenden Mittel besitzt, was selbstredend immer eine numerische Verhältnißfrage sein wird, wenn nicht moralische Elemente überwiegend in Betracht kommen. Wären die Ressourcen eines Staates dermaßen gering, daß sie keine Hoffnung zu einem Erreichen des vorgesteckten Zieles, welches der Sieg ist, übriglassen, so würde es ein Verstoß gegen alle politisch-militärische Logik sein, wenn derselbe deßungeachtet zum Kriege schritte, da das Ende desselben ihn unter allen Umständen in ungünstigerer Lage wie der Anfang vorfinden würde. Eine Ausnahme hiervon wird nur insofern bestehen, als der Krieg von der anderen Macht in der Absicht provocirt wird, die Existenz des anzugreifenden Theiles selbst in Frage zu stellen, und falls die für solchen Zweck verfügbaren Mittel den Erfolg außer Zweifel stellen. Der Widerstand gegen einen solchen Versuch scheidet alsdann aus dem Bereich der normalen Kriegsverhältnisse aus und wird zu einem besonderen Fall, der von seinem eignen Standpunkt aus beurtheilt sein will. Wiewol im Interesse der zarischen Politik in preußischen Organen wiederholt der Versuch gemacht worden ist, Rußland als gegenwärtig in seiner Existenz bedrohte und lediglich im allerengsten defensiven Sinne kriegführende Macht darzustellen, so müssen wir doch auf das allerbestimmteste dagegen protestiren, und, auch wenn das Vorgehen in Kleinasien uns nicht zum Gegenbeweise diente, schon der jetzigen Proportion der Streitkräfte wegen und sollten wir auch von dieser Abstand nehmen, dann ganz gewiß aus Vorsicht der Annahme beipflichten, daß jedem russischen Rückgange vorerst nur das Princip des reculer pour mieux sauter zu Grunde liegt.

Also der Zar betrachtet seine defensive Kriegsform, nicht minder wie die verbündeten Mächte ihre offensive, als ein Mittel zum Siege, und er wird darnach seine Dispositionen treffen. Da man nun niemanden schlägt, wenn man ihm beständig ausweichen wollte, so wird, auch wenn die russischen Massen sich, gegenüber dem Einbruch ihrer Gegner in Bessarabien, zurückziehen sollten, dieser Rückgang dennoch derart angelegt sein, daß er zum Vorgehen umschlagen kann, wenn der geeignete Moment gekommen. Mit anderen Worten: die Defensive wird hier, wie in allen anderen normalen Fällen, sofern sie sich auf einen rationellen Calcül gründet, beim etwaigen Rückgehen nur die Herbeiführung von Verhältnissen bezwecken, die ihr den Uebergang zum Angriff gestatten.

---

*) Siehe „Theorie des großen Krieges" Seite 127.

Diese Verhältnisse sind unter allen Umständen solche, welche das beiderseitige Kraftmaß zum Mittelpunkt haben, weil aus einer günstigeren Proportion derselben für die Vertheidigung allein die Möglichkeit der Offensive resultirt. Bestimmter ausgedrückt ist also die Anbahnung dieser günstigeren Proportion die Hauptsache; was, außer vielen Zufälligkeiten, die dazu beitragen mögen, vorzugsweise dadurch geschehen kann, daß man entweder die feindlichen Kräfte durch Kämpfe, in denen sie härter als die unsrigen mitgenommen werden, den Consequenzen einer schnelleren Verminderung anheim gibt, oder sie zwingt, sich über große Räume auszudehnen, wodurch sie nicht unmittelbar und im eigentlichen Sinne vermindert, aber jedenfalls auf dem Punkt, wo sich die Entscheidung vollzieht, geschwächt werden. Ich erinnere unter Bezugnahme auf einen früheren Aufsatz („Ueber den modernen Festungsbau und Belagerungskrieg") daran, daß in der ersteren Methode das Grundprincip der Befestigungen ausgedrückt liegt, und daß die letztere nur eine ausnahmsweise Anwendung findet, indem sie seitens des die Vertheidigung führenden Staates einen ausgedehnten Raumbesitz voraussetzt. Beispielsweise ist Rußland unter den europäischen Großmächten diejenige, welche sich am meisten in der Lage befindet, das Princip, die feindlichen Angriffskräfte durch die Größe des ihnen überlassenen Raumes zu zersplittern, geltend zu machen, und umgekehrt Preußen diejenige, deren Territorialverhältnisse sich am wenigsten dazu eignen, weshalb es ein ganz richtiger Gedanke des berliner Cabinets war, nachdem der wiener Congreß den Gebietsbestand definitiv festgestellt, sofort seine Hauptkräfte auf die Fortificirung seines Staatsgebiets zu verwenden, indem es damit die einzig mögliche Grundlage für eine preußische Defensive schuf, welche ihre Mittel nicht in der Größe des Raumes suchen kann, da sie nur über einen verhältnißmäßig kleinen verfügt.

Da ein sehr weiter Raum die Stützung der innerhalb desselben agirenden Vertheidigungskräfte durch Befestigungen nicht ausschließt, so befindet sich Rußland in der besonders günstigen Situation, für seinen Widerstand beide Methoden zur Anwendung zu bringen, was in der Weise möglich ist, daß es sich, nicht wie im Jahre 1812 ohne Vertheidigung, wesentlich gefechtslos, sondern stationsweise, von Befestigung zu Befestigung zurückzieht. Die Zersplitterung des Gegners durch die Distancen, welche er hinter sich läßt, wird dadurch allerdings verlangsamt, aber die Gesammtentwicklung behufs seiner beschleunigten Reducirung auf ein geringeres Kraftmaß als das der Vertheidigung wird dadurch in erhöhetem Grade an Sicherheit gewinnen.

Die Frage, welche sich hiernach zunächst aufdrängt, ist die, ob der Rückstoß, für welchen der Zeitpunkt gekommen sein wird, sobald die Defensive das numerische Uebergewicht gewonnen hat, ein auf die Fronte des Angreifers gerichteter oder gegen seine Flanke gewendeter sein soll. Bei Wahl der letzteren

Richtung wird in der Regel die Unmittelbarkeit und das Ueberraschende der Rückwendung der Größe des strategschen Erfolges zum Opfer gebracht werden müssen, diese aber reichlich entschädigen; mithin ist sie die bessere.

So weit über die Verhältnisse der russischen Vertheidigung im Allgemeinen, jetzt zu ihrer Stellung auf dem speciell in Frage gebrachten Kriegstheater und gegenüber dem auf ein bestimmtes Ziel (Perekop) gewendeten Angriff.

Man kann nicht leugnen, daß die Lage des Kriegsschauplatzes und die angenommene Hauptrichtung des Offensivstoßes innerhalb desselben, Rußland in der Benutzung seiner Raumverhältnisse nicht durchaus freie Hand läßt, aber der Gebrauch, den es von denselben zu Gunsten seiner Defensive machen kann, wird immerhin noch sehr in Betracht zu ziehen sein. Da die Bewegung des Armeegros des Angreifers der Seeküste entlang vor sich gehen wird, so ist, wie bereits bewiesen, nur ein Flügel und desgleichen nur eine Flanke (hierunter die des rückwärtsgelassenen Raumes verstanden) zu decken; anstatt zweier Flügelcorps, deren sie beim Vordringen gegen die Landesmitte bedürfen würde, hat die Offensive daher nur eins, und dem entsprechend nur einfache Flankendeckungsmittel nöthig. Diese Umstände ermäßigen die beim Vormarsch gegen das Object vor sich gehende Zersplitterung der Angriffsstreitmacht auf das halbe Maß dessen, wie sie sich anderen Falls gestalten würde. Aber dazu tritt noch ein anderer Umstand, der in dem nämlichen Sinne wirkt, hinzu. Die Operationslinie vom Pruth nach Perekop ist verhältnißmäßig keine sehr ausgedehnte. Sie hat fast nur den dritten Theil der Länge von derjenigen, welche der große Napoleon im Jahre 1812 zwischen der Weichsel und Moskau durchmessen, und kann ebensowenig mit einer von Odessa oder Riga aus auf Moskau gerichteten auch nur entfernt in Vergleich gestellt werden. Dadurch verkürzt sich der Raum, welchen die vorrückende Angriffsarmee hinter sich läßt, in welchem außerdem nur die eine Flanke in dem vorliegenden Falle des Schutzes bedarf, ganz außerordentlich und in dem nämlichen Verhältnisse vermindern sich die Kraft zersplitternden Wirkungen, welche von ihm ausgehen. Um von der Küste des schwarzen oder baltischen Meeres aus die russische Reichsmitte (Moskau) zu erreichen, würde man, rechts und links von der Operationslinie einer ganzen Reihe staffelförmig aufgestellter Flankencorps und zahlreicher Zwischenbasen bedürfen, die diesen unerläßlichen Maßregeln zu bringenden Opfer an Kräften und Mitteln würden enorm sein und es ist die Frage, ob man, wenn man auch stark wie der große Kaiser der Franzosen vor vierunddvierzig Jahren (1812) ausmarschirte, letztlich als Heeresgros eine ausreichende Truppenmacht zur Stelle bringen würde. Für den Angriff auf der hier in Rede stehenden Linie kann diese Möglichkeit aus bloßen Raumesrücksichten weniger in Zweifel gestellt werden. Was sich für Rußland hieraus folgert ist dies: daß es doppelte Ursache hat, der Aufforderung,

sich durch Befestigungen zu verstärken, zu entsprechen; auch hat es diese Sachlage so wohl begriffen, daß bereits gegenwärtig die Fortificirung der in Betracht kommenden Hauptpunkte als beendet angesehen werden kann.

Dieses vorausgeschickt, gehe ich nunmehr zur Ermittlung der russischen Streitkräfte und der schließlichen Schlußziehung auf das für den Angriff benöthigte Kraftmaß über.

Ich nehme an, daß Rußland keine Detaschirungen von der Krim aus nach dem neu sich öffnenden Kriegsschauplatz wird vornehmen können, indem seine Truppen sich dort im Schach gehalten befinden und keine Verminderung dulden. Sodann ist als gewiß vorauszusetzen, daß von den Streitkräften am baltischen Meere ebenfalls ein Abzug nicht zu machen ist, und die meisten der in Polen zur Zeit aufgestellten Regimenter dort verbleiben müssen, um dieses immer, wenn auch nicht so wie vordem, zur Erhebung bereite Land niederzuhalten. Hiernach verbleiben, um zunächst eine bessarabische Armee zu formiren, nur die Truppen unter Lüders Oberbefehl, welche ihre Sammelpunkte bei Ismael, Odessa, Nikolajew und Cherson haben. Die bei Ismael kann man auf etwa 10,000 Mann, die in Odessa auf etwa ebensoviel, und nicht höher die in Cherson anschlagen, was mit 25,000 Mann, die bei Nikolajew versammelt sind, im Ganzen 55,000, und, wenn man besonders reichlich schätzt, 60,000 Mann sind. Es ist das, wie gesagt, die bessarabische Armee, von der man annehmen kann, daß sie in der Nähe des Pruth in ihrer Gesammtstärke concentrirt werden kann, weil eine Anzahl schon jetzt im Anzuge nach der Küste des schwarzen Meeres begriffener Druschinen im Stande sein wird, an den Punkten, welche die fraglichen Truppen zu verlassen haben, deren Stelle auszufüllen. Auf die sogenannte Reservearmee von Perekop, die mit 25,000 Mann wol sehr hoch berechnet ist, wird für die Vertheidigungszwecke westwärts von der Dnieprlinie nicht zu zählen sein, indem sie in diesem Falle ihre Functionen, für die lebendigen Massen der Defensivmittel in der Krim ein großes Depot zu bilden, sie zu decken, wenn der Angreifer von Eupatoria aus vorgehen sollte, gegen ihn zu demonstriren u. s. w. sodann aufgeben müßte. Dagegen ist die ganze Armee des Reichscentrums, deren Aufstellung durch die Punkte Schitomir und Kiew bezeichnet wird, und von der man weiß, daß sie unter Paniutines Befehl steht, für den Süden zur Verfügung. Der Verfasser befindet sich nicht in der Lage um auch nur mit annähernder Gewißheit angeben zu können, auf wie hoch dieses Heer der Mitte sich belaufen mag; er schätzt es, auf Grundlage keines anderen Motivs als eines gewissen Gehörs für der Wahrheit nahe kommende Ziffern auf zwischen 30 und 40,000 Mann und glaubt voraussetzen zu dürfen, daß dieser immerhin beträchtliche Bestand sich mit Zuhülfenahme weiterer Druschinen und nachdem die neubefohlenen Massenaushebungen bewerkstelligt

sein werden, bis zum nächsten Frühjahr auf das Doppelte wird vermehren lassen; d. h. ich würde es als nichts Außerordentliches ansehen, wenn Paniutine im nächsten Monat März über 70—80,000 Mann disponiren könnte. Diese Masse würde, um den letztgedachten Zeitpunkt in Marsch gesetzt, im Stande sein, zu Anfang Mai bei Odessa oder Nikolajew einzutreffen, indeß würde solche Verwendung d. h. die Vereinigung der Centralarmee mit der des schwarzen Meeres (unter Lüders) kaum dem russischen Defensivinteresse entsprechen, und ist darum wenig wahrscheinlich; als viel glaublicher stellt sich dar, daß Rußland durch diese Armee den Rückstoß in die linke Flanke des Angriffs vorbereiten lassen und aus diesem Grunde sie erst spät in Action treten lassen wird. Sie kann sich inzwischen verstärken, und im Laufe des Sommers, wenn die Verbündeten am Dniepr stehen werden, den Bestand von 100,000 Mann erreichen. Der Effect, den das plötzliche Vorgehen dieser Masse bewirken würde, wäre dann sicher ein großer, vorausgesetzt, daß man seiten des Angriffs nicht rückweisende Vorkehrungen getroffen hätte.

Um es hier noch einmal zu wiederholen, sind es also, abgesehen von allen kleinen Corps, zu deren Formirung das russische Defensivinteresse sich möglicherweise bestimmen lassen mag, zwei Hauptarmeen, eine frontale von 60,000 und eine andere in der Flanke stehende von etwa 80,000 Mann (oder im schlimmsten Falle von 100,000), mit denen es die Verbündeten zu thun haben werden. Diese Verhältnisse sind insofern abnormer Art, als der Hauptaccent der Vertheidigung dabei ersichtlich im voraus auf den Rückstoß von der Seite her gelegt ist und wie eben nachgewiesen worden, gelegt werden mußte. Der Angriff wird sich ihnen gegenüber in der Nothwendigkeit befinden, seinen in die linke Flanke des Vorgangs disponirten Streitkräften eine ganz außergewöhnliche Stärke zu ertheilen, die mit 70—80,000 Mann vielleicht nicht zu hoch angeschlagen ist, wenn auch in einer besonders geschickten Hand 60,000 Mann genügen mögen. Ich nehme hier 70,000 Mann als eine mittlere Ziffer an. Die Basis am Pruth kann nicht füglich ohne 20,000 Mann gelassen werden; ebensoviel wird eine Zwischenbasis am Dniester und Bug wegnehmen, was die zur Deckung des Rückens nothwendigen Streitkräfte auf 110,000 Mann feststellt. Endlich mag das Flügelcorps mit 20,000 Mann in Rechnung gestellt werden. Da die Hauptarmee es unter allen Umständen mit 60,000 Mann zu thun haben wird, die außerdem noch durch Localtruppen um ein Bedeutendes verstärkt werden dürften (denn wir konnten uns im Obigen der Annahme nicht entziehen, daß Druschinen die Besatzungen von Odessa, Nikolajew und Cherson ersetzen würden), so scheint ihre Festsetzung auf 100,000 Mann eine gerechtfertigte zu sein. Die Gesammtmasse an Streitkräften, welche das Kriegstheater erfordert, beliefe sich, sie einbegriffen, sonach auf 230,000 Mann und

ich setze hinzu, daß diese Summe ziemlich knapp bemessen ist und daß andere Rechner möglicherweise zu einer größern gelangen werden.

Es wird kaum von irgendeiner Seite her ein Zweifel dagegen erhoben werden, daß die wider Rußland verbündeten Mächte im Stande sein werden, eine Streitmasse, wie die, welche der in vorangehendem Abschnitt angestellte Calcül ermittelte, für den großen Zweck, die Dinge in der Krim durch die Bedrohung von Perekop zum Abschluß zu bringen und eine weitgespannte Basis für einen spätern Feldzug, der sich Kiew zum Hauptoperationsobject setzen möchte, in Bessarabien zu vereinigen. Im Gegensatz zu einer früher vielfach von Russenfreunden aufgestellten Behauptung, wonach die letzte Campagne in der Krim schon die englischen Heereskräfte erschöpft und Frankreich in eine der Erschöpfung nahe Lage gebracht hätte, beweisen die Rüstungen, welche eben jetzt in beiden Ländern im Gange sind, daß der Krieg seither nur dazu beigetragen hat, die militärischen Kräfte derselben zur freieren und ausgedehnteren Entwicklung zu bringen. Die Aufstellung von einer Viertelmillion Soldaten über die heute zur Verwendung gebrachte Zahl hinaus, würde die Leistungsfähigkeit beider Mächte, die außerdem nicht allein stehen, sondern am Pontus auch auf die Unterstützung Sardiniens und der Pforte, vielleicht auch Spaniens zählen können, so wenig übersteigen, daß man dreist sagen kann, sie würden allenfalls eine halbe Million zur Stelle schaffen können; aber es gibt einen Grund, der es unwahrscheinlich erscheinen läßt, daß man schon im nächsten Frühjahr die besprochene Unternehmung einleiten werde, was mit andern Worten so viel sagen will, als daß man überhaupt die Entscheidung in der Krim durch einen Marsch vom Pruth gegen Perekop herbeiführen wird: die jenem Termin schon ziemlich weit entgegengeschrittene Zeit. Ein so unermeßliches Vorhaben, wie ein überseeischer Feldzug, bei dem dritthalbhunderttausend Mann zur Verwendung kommen, erheischt Vorbereitungen, die schlechterdings nicht in einer kleinen Zahl von Monaten beendet werden können und die spätestens gleich nach dem Fall von Sebastopol hätten begonnen werden müssen, wenn man im März oder April, ja wenn man auch nur im Mai erst schlagfertig dastehen wollte. Um diese Consequenz in ihrer ganzen Nothwendigkeit zu empfinden, möge man sich erinnern, welche außerordentliche Anstrengungen es gekostet, um im März d. J. die französische Armee in der Krim auf den Bestand von 140,000 Mann zu erheben. Die bei weitem größere Hälfte der französischen Kriegsmarine wurde zu diesem Zweck vom November v. J. (1854) an zu diesem Zwecke im Transportdienst verwendet und schließlich fehlte der gedachten Armee im entscheidenden Augenblick ihrer Wirksamkeit noch so manches. Wenn aber die Verbündeten im nächsten Frühjahr keinen bessarabischen Feldzug eröffnen werden, weil die Vorbereitungen für solches Unternehmen bis dahin nicht beendigt werden können, so entsteht die Frage, auf

welchem andern Wege sie den Widerstand des Feindes in der Krim brechen werden. Daran, daß dies von vorn her, in Fronte gegen die Mackenziehöhen möglich sei, glaubt jetzt niemand mehr; aber die Ansicht hat viele Anhänger, wonach man sich endlich dennoch zu dem entschließen wird, was von allem Anfang an das Beste gewesen sein würde, zum Vorgehen mit der Hauptangriffsmasse von Eupatoria aus, nachdem man alles schwere Material unter den Schutz der eben jetzt mit großem Eifer ihrer Vollendung entgegengeführten Befestigung von Kamiesch gestellt und auf dem Plateau des Chersonnes nicht mehr als ein paar Divisionen zurückgelassen. Insofern man zur Durchführung einer solchen Operation, die schließlich die Russen zum Rückzug nöthigen oder sie zur Capitulation bringen wird, nur etwa 70,000—80,000 Mann frischer Truppen bedarf, kann sie, wenn es den verbündeten Mächten nur um eine definitive Entscheidung in der Krim zu thun ist, im Gegensatz zu dem bessarabischen Feldzug, sogar als die bessere angesehen werden. Den letztern hatte ich hier wesentlich darum zum Thema gewählt, um an einem das Interesse in Anspruch nehmenden Beispiel die ersten strategischen Regeln und Grundsätze zu erläutern.

Literatur.

Vermischte Literatur. Horaz' Satiren und Briefe. Ins Deutsche übertragen von Fr. Frölich. Schleswig, Bruhn. — Der Verfasser ist bei seiner Uebersetzung von dem Grundsatz ausgegangen, daß es mehr darauf ankommt, dem Leser in einer klaren und einfachen Sprache den Inhalt des Originals zu erläutern, als ängstlich die Form des Originals nachzuahmen. Er hat daher zu seiner Uebersetzung den fünffüßigen Jambus gewählt und ihn mit großem Geschick angewandt, so daß ein für die Leser aller Classen zugängliches und angenehmes Buch daraus hervorgegangen ist. —

Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe. Zur Kenntniß deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes bei Jung und Alt. Von Dr. J. C. Kröger. Zweiter Theil. Leipzig, Brandstetter. — Der zweite Band dieser schätzbaren Sammlung, die mit einem sehr einsichtsvollen Patriotismus angelegt ist, enthält im ersten Abschnitt die Reformatoren Luther, Bugenhagen und Heinrich von Zütphen, im zweiten die beiden Bürgermeister Wullenwever und Heinrich Meurer, im dritten Moritz von Sachsen, Ernst von Mansfeld und Bernhard von Weimar, im vierten die Generale Werth und Dünnwald, im fünften die Wiederhersteller des Vaterlandes nach dem dreißigjährigen Kriege, den großen Kurfürsten, Herzog Ernst den Frommen von Gotha, Derfflinger, Schulenburg und den alten Dessauer, im sechsten Friedrich den Großen und seine Generale. Je häufiger es

vorkommt, daß dergleichen Unternehmungen bloße Speculationen sind, desto lebhafter müssen wir diese Sammlung bevorworten, die mit ebensoviel Verstand als richtigem Takt angelegt ist. —

Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken deutscher und ausländischer Schriftsteller älterer und neuester Zeit. Nach den Materien alphabetisch geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle. Dritte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Iserlohn und Elberfeld, J. Bädeker. — Eine bunte Sammlung der verschiedenartigsten Denksprüche, lyrisch und didaktisch, Prosa und Poesie. Die wunderlichsten Namen finden sich hier zusammen, auf Katzner folgt Goethe, auf Schiller Schilling; an den geistvollsten, tiefsinnigsten Ausspruch reiht sich zuweilen ein ganz trivialer. Zwei Ausstellungen möchten wir an dieser Sammlung machen: einmal hätte die Auswahl sorgfältiger sein können, denn es sind in der That so manche Denksprüche darin aufgenommen, die kaum werth waren, überhaupt gedacht, geschweige denn wiederholt zu werden; sodann hätte der Herausgeber es vermeiden sollen, Fragmente auszuziehen, die nur durch den Zusammenhang, in dem sie stehen, ihren wahren Sinn erhalten. Im Uebrigen stehen so viel schöne und beherzigenswerthe Wahrheiten darin, daß das Buch namentlich für Damen ein willkommenes Geschenk sein wird. —

Ueber das Tragische und die Tragödie von Robert Zimmermann. Wien, Braumüller. — Die Vorlesungen sind zu Prag im Frühjahr 1855 gehalten und legen ein günstiges Zeugniß dafür ab, daß das östreichische Publicum auch an ernsteren literarischen Gegenständen Antheil nimmt. Der Verfasser bespricht ausführlich das griechische Drama; von den neuern Poeten wird vorzugsweise Shakespeare berücksichtigt. Bei Vorlesungen kommt es nicht grade darauf an, ob in dem, was der Redner sagt, alles neu ist, wenn es nur dazu dient, die Bildung des bestimmten Publicums zu bereichern. Man sollte aber Vorlesungen nie in der Gestalt, in der sie gehalten wurden, herausgeben, denn das Buch wendet sich an ein größeres Publicum, und jene Entschuldigung kann ihm nicht zu Gute kommen. Wenn Herr Zimmermann seine Vorlesungen gründlicher durcharbeitet hätte, so würde das viele Richtige, das er sagt, und das einzelne Neue in ein besseres Licht treten. Wie es jetzt steht, treffen wir vieles an, was anderwärts schon besser gesagt ist, und das macht keinen guten Eindruck. Auch die blühende Sprache hätte er etwas mäßigen können, sie geht nicht selten in unerquicklichen Schwulst über. — Mit der Begriffsbestimmung sind wir nicht durchweg einverstanden. Das ästhetische Gefühl des Tragischen stellt der Verfasser mit dem Gefühl des Pöbels in Parallele, welcher an Hinrichtungen und ähnlichen Greueln seine Freude hat. Die Verwerflichkeit des letztern begründet er darauf, daß es sich hier um ein wirkliches, in der Tragödie nur um ein fingirtes Leiden handelt. Diese Ansicht ist zwar gangbar, wir können sie aber nicht für richtig halten. Aus jenem bestialischen Gefühl kann man gar nichts machen; die Freude am fingirten Leiden ist ebenso roh, unvernünftig und bestialisch, als die Freude am wirklichen Leiden. Das Publicum, welches sich an den fingirten Greueln in der Darstellung von Eugen Sue oder Ainsworth begeistert, ist ebenso gemein, als das Publicum, welches einer Hinrichtung nachläuft. Selbst das Publicum der Gladiatorenspiele und Stiergefechte geht von einem höhern Motiv aus; wenn es auch in der allmäligen Verwilderung

dahin kommt, an den Zuckungen des Schmerzes und des Todes einen wahnwitzigen Genuß zu haben, so freut es sich doch ursprünglich nur an der Heldenkraft und an der einen furchtbaren Kampf überstehenden Anmuth. Die Freude am Tragischen, soweit sie gesund und berechtigt ist, beruht lediglich auf der Freude an der Kraft, die eine starke Seele dem feindseligen Schicksal gegenüber entwickelt. Man muß diesen Satz fortwährend hervorheben, weil er sich nicht blos auf die Theorie bezieht, sondern auf die Praxis einwirkt; denn nach diesem Grundsatz verwerfen wir in der Tragödie alle Darstellung des Greulichen, des Entsetzlichen, des Häßlichen überhaupt, die nicht dazu dient, Kraft und Anmuth zu entwickeln. Die Kraft kann sich nicht anders darstellen, als im Kampf, im Gegensatz; aber sie ist in der Poesie nur dann darstellbar, wenn sie äußerlich unterliegend innerlich triumphirt, wenn die Seele mit dem Gefühl ihrer unendlichen Berechtigung der physischen Gewalt spottet, unter der sie scheinbar zusammenbricht. —

Geschichtstafeln zum Schul- und Privatgebrauche von Dr. Wilhelm Friedrich **Volger**, Director der Realschule des Johanneums zu Lüneburg. In drei Abtheilungen, die alte, mittlere und neuere Geschichte umfassend. Hamburg, Meißner. — Die Tafeln sind synchronistisch eingerichtet, jedoch so, daß für jede Tafel ein bestimmter Gegenstand die Grundlage bildet, während die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern summarisch daneben angeführt werden. Dadurch werden zwar viele Wiederholungen herbeigeführt, aber die Uebersicht wird allerdings sehr erleichtert. Um die Gruppirung deutlich zu machen führen wir die Inhaltsanzeige der Tafeln an, wobei wir das ziemlich summarisch behandelte Alterthum übergehen. — Das Mittelalter ist in 17 Tafeln behandelt: 1) Uebersichtstafel, 2) die Völkerwanderung, 3) die Carolinger und das Kalifat (zwei Karten), 4) Deutschland (vier Karten), 5) die Kreuzzüge, 6) Italien, Spanien und christliche Kirche, 7) England und Frankreich, 8) Nord- und Osteuropa, 9) die Byzantiner, Türken, Asien und Afrika; jede der vier letzten Gruppen in zwei Tafeln. — Die neuere Geschichte enthält gleichfalls 17 Tafeln: 1) Uebersicht, 2) Deutschland (zwei Tafeln), 3) der dreißigjährige Krieg, 4) die Hauptkriege des 18. Jahrhunderts, 5) Spanien, Italien und christliche Kirche (zwei), 6) England und Frankreich (zwei), 7) Nordeuropa, 8) Slaven und Türken (zwei), 9) Asien, Afrika, Amerika und Australien (zwei), 10) die französische Revolution, 11) die neueste Zeit (zwei). — Man sieht, daß die Gruppirung verständig ist. — Die Auswahl ist vorzugsweise nach dem Schulbedürfniß eingerichtet. Es sind durchaus nur die Hauptsachen aufgenommen und alles Detail vermieden.

Von der sittlichen Bildung der Jugend im ersten Jahrzehend des Lebens. Pädagogische Skizzen für Eltern, Lehrer und Erzieher. Von A. W. **Grube**. Leipzig, Fr. Brandstetter. — Ein wohlgemeintes Büchlein, welches der Verfasser in der Vorrede dahin charakterisirt: „Ich wollte weder eine bloße Sammlung pädagogischer Recepte, noch abstract-systematische Abhandlungen liefern, sondern es war mir darum zu thun, hineingreifend ins volle concrete Leben den Leser zugleich auf einen freien Standpunkt zu führen, wo er im Besitz des Princips den Stoff selbst beherrschen lernt." — Die Aufsätze sind meistens in den illustrirten Monatheften mitgetheilt; sie haben folgenden Inhalt: Ueber die Charakterbildung und Standeserziehung — Von christlicher Kinderzucht — Das anschauende Denken — Wollen

und Thun — Von der Macht des Beispiels — Von den praktischen Begriffen und ihrem Verhältniß zur Gemüthsbildung — Vom Gedächtniß — Ueber die Spiele und Spielfreudigkeit unsrer Jugend — Von der Einbildungskraft und ästhetischen Bildung.

Aus dem Feldlager in der Krim. Briefe des Timescorrespondenten William Russel. Deutsch bearbeitet von Julius Seybt. Leipzig, Carl B. Lorck. — Die Correspondenzen Russels in der Times, welche in Auszügen von fast allen Zeitungen der Erde nachgedruckt worden sind, erschienen als besonderes Buch zuerst in England. In dieser Sammlung schlossen sie mit dem Tode Lord Raglans; zweckmäßig hat der Uebersetzer das Werk durch spätere Briefe der Times bis zur Einnahme der Südseite von Sebastopol fortgeführt. Der gute Eindruck, den die Berichte des Engländers in der Times machten, wird durch ihre Zusammenstellung in einem Bande nicht verringert. Mit Vergnügen folgt man der ruhigen, oft glänzenden Darstellung eines vielerfahrenen und gemäßigten Mannes und einen mächtigen Eindruck macht es auf den Leser, noch einmal die Heldenthaten, die Leiden und das Ungeheure der zweijährigen Campagne wie im Fluge durch seine Seele ziehen zu lassen. Aber auch die humoristische Beigabe fehlt der Erzählung nicht. Das kalte Blut sowol als das Behagen des Berichterstatters fesseln nicht nur an die Erzählung, sondern auch an den Erzähler selbst. Es ist wahr, daß Briefe nach den Eindrücken des Tages und der in keinem Falle vollständigen Autopsie auf Schlachtfeldern geschrieben nicht immer geeignet sind, ein vollständiges Bild von dem Geschehenen zu geben, wol aber können diese Mittheiler allen Anspruch erheben, den ein unbefangener Beobachter machen kann, welcher in ausgezeichneter Weise das Talent besitzt, gut zu sehen und zu hören. Und reichlich findet sich in dem Tagebuch alles das, was einer zusammenhängenden historischen Darstellung nur Nebensache sein kann, spannendes und pittoreskes Detail, gute Laune, hübsche Schilderungen und vor allem ein muthiges Männerherz, das in dem Sturm der furchtbarsten Kämpfe höher schlägt, und doch niemals so unruhig, daß der Blick des Berichterstatters dadurch getrübt, das freie Urtheil befangen würde. So ist das Buch ein gutes Unternehmen und den Lesern d. Bl. angelegentlich zu empfehlen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Erzerum.

Die Stadt Erzerum, die Hauptstadt des türkischen Armeniens und des Paschaliks oder Ejalets Erzerum, ist eine der vorzüglichsten und reichsten Städte der asiatischen Türkei und höchst wichtig durch ihre militärische Lage, da sie gewissermaßen den Grenzmittelpunkt gegen die beiden benachbarten Mächte, Rußland und Persien, bildet. Erzerum liegt am Ostende der weiten, vom nördlichen Euphratarme bewässerten Hochebene, im Owathale, das mit Dörfern besäet ist und auf zwei Seiten von der Stadt beherrscht wird, während diese gegen Norden und Osten an Berge stößt. Ihre geographische Lage ist unter 39° 55' nördlicher Breite und 41° 18' östlicher Länge von Greenwich, also südlicher als die von Konstantinopel und Trapezunt. Die Entfernung von Kars beträgt ungefähr 25, die von Tiflis 60 Meilen. Erzerum theilt sich gleich den meisten größern Städten der Türkei in Festung und Stadt, was etwa der bei uns gebräuchlichen Bezeichnung innere und äußere Stadt entspricht. Auf dem höchsten Punkte der Festung liegt die Citadelle, Itsch-Kale genannt, welche die ganze Stadt beherrscht und aus einem mit acht Thürmen besetzten länglichen Viereck von hohen und dicken Mauern besteht. Die östlich diese Citadelle berührende Festung hat vier Thore und eine doppelte, mit Zinnen versehene Ringmauer von gleicher Stärke wie die der Citadelle, mit einem ringsum laufenden äußern und innern Graben, die innere Mauer ist durch 62 Thürme verstärkt. Auf der Nordseite befindet sich in der Ringmauer eine beträchtliche Lücke, welche nicht durch das russische Geschütz im Jahre 1829, sondern durch ein Erdbeben entstanden ist. Auch die weiten, mit Schutt bedeckten Plätze im Innern der Festung verdanken diesem Naturereigniß ihr Dasein. Obgleich seit jenem Erdbeben mehr als zwanzig Jahre verstrichen sind, so hat die türkische Indolenz doch bis vor kurzem noch nicht an die Ausfüllung jener Mauerlücke und an den Wiederaufbau der eingestürzten Häuser gedacht. In der Stadt oder vielmehr in den außerhalb der Festung liegenden Vorstädten, die sich gegen den mit der Citadelle in gleicher Höhe liegenden Top-Dagh (Kanonenberg) hinziehen, sind dagegen die Trümmer fast ganz verschwunden. Außer den erwähnten Befestigungen besitzt Erzerum noch einen Graben mit Erdaufwurf, der sich um die Festung und die Stadt hinzieht.

Dieses Vertheidigungswerk entstand 1829 durch die vereinten Anstrengungen der Stadtbewohner, wurde aber schlecht benutzt, denn bei der Demoralisation der türkischen Armee nach den erlittenen Niederlagen zwangen die Einwohner nach den ersten Kanonenschüssen den Seraskier, die Stadt ohne weitere Vertheidigung den zum Sturme bereit stehenden Russen zu übergeben. Die hohen Hügel in der Nähe der Stadt erleichtern einem guten europäischen Belagerungsheer die Arbeit sehr, und das Erscheinen russischer Schlachthaufen und Geschütze auf diesen Höhen — in Verbindung mit dem Umstande, daß die Russen hinter den Mauern von Erzerum in den hoffnungsreichen Armeniern und den mißvergnügten Janitscharen Bundesgenossen fanden — war es, was die Uebergabe fast ohne Kampf herbeiführte. Heutzutage würde Rußland solche Bundesgenossen nicht finden. Mit dem Verlust von Erzerum würde die Türkei nicht blos eine gute Operationsbasis gegen Transkaukasien, sondern auch den Mittelpunkt einer Defensivlinie einbüßen, die im Quellengebiete des Araxes und des Euphrat und im Knotenpunkte verschiedener Hauptstraßen unschätzbaren Werth hat, abgesehen davon, daß sie damit zugleich hohe Zolleinnahmen einbüßte und durch eine solche Schlappe, welche auf den verschiedenen Karawanenstraßen bald weit verbreitet werden würde, einen moralischen Schlag erhielte. Aber die Wichtigkeit des Platzes wird überschätzt, wenn man annimmt, daß eine russische Besitznahme von Erzerum das türkische Reich seiner Verbindung mit den südlicher gelegenen asiatischen Provinzen berauben würde, eine Annahme, die selbst in der Zeit unbegründet gewesen wäre, als Mehemed Ali von Aegypten sich im Besitz der Tauruspässe befand und der Großherr, um mit Bagdad frei verkehren zu können, Kurdistan unterwerfen mußte.

Die Straßen der Stadt sind schlecht und unreinlich, die Häuser meist von Stein gebaut, mit platten, rasenbedeckten Dächern, worauf Vieh weidet. Die Bazars, welche mit allen Waaren des Morgenlandes gefüllt sind, haben nur zum Theil Bogenhallen und sind meist terrassenförmig angelegt, so daß man auf steinernen Stufen emporsteigt. Ueber die Straßen, welche dazwischen hindurchgehen, sind Brücken geschlagen. Die zwanzig Moscheen bieten mit ihren bleibedeckten Kuppeln und den unzähligen Minarets und vergoldeten Halbmonden in der Ferne einen prächtigen Anblick dar. Die größte Moschee ist die in der Festung liegende Ulu-Dschami, ehemals eine griechische Kirche zu St. Stephan, ein festes Gebäude von großer Ausdehnung, mit Raum für 8000 Menschen und mit zwei geriesten Minareten, deren rothe Backsteine eine blaue Einfassung haben, was dem Bau ein hübsches Aussehen gibt. Diese Moschee wird übrigens nicht mehr zum Gottesdienst benutzt, sondern dient, mitten unter bewohnten Gebäuden, ohne Blitzableiter zum Pulvermagazin. Die übrigen Moscheen liegen sämmtlich in der Stadt. Die

Armenier griechischen Bekenntnisses und die katholischen Armenier haben je eine Kirche; es sind stattliche Gebäude, sie haben aber nichts Erhabenes, Kirchenartiges, sondern sehen vielmehr mit ihrer länglich viereckigen Gestalt und ihrem mit rothen Ziegeln bedeckten Giebeldache wie Magazine aus. Die Kirche der griechischen Armenier, welche die große Mehrzahl der in Erzerum wohnenden Christen bilden, ist ganz aus rothem Granit erbaut, einem Material, welches die zahllosen Grabsteine des umliegenden großen Kirchhofs liefern mußten. Außerdem zeichnen sich aus: die riesenhaften Karawanserais oder Chane, dreizehn an der Zahl, die Bäder, ein Zollhaus (in Erzerum befindet sich das Hauptzollamt, weshalb alle die Stadt berührenden Reisenden daselbst verweilen müssen) und manche andere merkwürdige Gebäude, besonders auch ein altes Kloster, das, in die ersten christlichen Jahrhunderte hinaufreichend, den Türken zum Arsenal diente, und worin die Russen im Jahre 1829 eine Menge der schönsten altarabischen Waffen aus der Khalifenzeit fanden. Zu den Merkwürdigkeiten der Festung gehört auch ein Thurm, der bis 1829 eine Schlaguhr enthielt, welche damals von den Russen mitgenommen und nicht wieder zurückgegeben wurde. Obgleich kein Fluß die Stadt Erzerum bewässert, so ist doch in allen Straßen Ueberfluß an Wasser, und in vielen Häusern der Reichen findet man Brunnen mit herrlichem Quellwasser, welches aus den nahen Bergen hergeleitet wird. — Erzerum ist nicht blos der Sitz eines Paschas von drei Roßschweifen, mit dem Titel eines Vali oder Vicekönigs, sondern auch eines armenischen Erzbischofs und eines griechischen Bischofs. — Rücksichtlich der Bevölkerung hat sich die Stadt nur langsam von dem Schlage erhoben, den ihr die Besetzung durch die Russen im Jahre 1829 und die Auswanderung vieler fleißigen Armenier nach den russischen Provinzen (s. unten) zufügte; während ihre frühere Bevölkerung im Jahre 1827, vor der Eroberung durch die Russen, auf ungefähr 130,000 Seelen geschätzt wurde, belief sie sich im Jahre 1829 kaum noch auf 15,000. Jetzt mag sie wieder an 80,000 (nach andern jedoch nur etwa 33,000) betragen, wovon zwei Drittheile Moslems und ein Drittheil Christen sind. Die große Mehrzahl der letztern besteht, wie bereits erwähnt, aus nichtunirten Armeniern; katholische Armenier gibt es nicht mehr als etwa achtzig Familien, und noch schwächer sind die Nationalgriechen vertreten. Außer den türkischen Unterthanen gab es bis in die neueste Zeit unter den Einwohnern Erzerums auch etwa 1000 russische Unterthanen, theils Moslems, theils Christen. Abgesehen von den Consuln, deren Beamten und einigen nordamerikanischen Missionären, gibt es in Erzerum keine Franken. Da das türkische Gesetz, das bis in die neueste Zeit jedem Christen, welcher kein Unterthan der Pforte ist, den Besitz von unbeweglichen Sachen untersagte, in Erzerum mit großer Strenge gehandhabt wurde, so war die Ansiedlung von Franken hier sehr erschwert. Die Christen wohnen fast alle außerhalb der

Festung in der Stadt, und die fränkischen Consulate befinden sich im nördlichen Theil derselben. Das beste und schönste Haus der Stadt besaß der britische Consul unter dem Namen eines Pächters, als nomineller Eigenthümer galt ein Muselmann.

Erzerum ist die gewerbreichste Stadt Armeniens. Besonders erwähnenswerth sind die Fabriken für Seidenzeuge, Baumwollenwaren, Ledermaroquin, Teppiche, Kupfergeschirr und andere Metallwaaren, und die in Erzerum verfertigten Säbel nach Damascenerart gelten für die besten im osmanischen Reiche. Besonders aber ist es der lebhafte Handel, namentlich der Transitohandel, durch welchen die Stadt es zu einem im Orient seltenen Zustand der Blüte gebracht hat. Seinen bedeutenden Waarentransit verdankt Erzerum seiner geographischen Lage, welche ihm zugleich eine große politische und strategische Bedeutung verleiht. Auf dem Handelswege von Trapezunt nach Mittelasien und im Brennpunkte mehrer andern Handelsstraßen gelegen, die es beherrscht, und die von hier im Osten nach Persien, im Norden nach Kars und mithin nach Georgien oder Grusien, im Westen nach Tokat und Angora in Anatolien oder Kleinasien, im Nordwesten nach dem Pontus Euxinus, im Süden und Südosten nach Kurdistan und Mesopotamien führen, ist Erzerum ein Hauptstapelplatz, welcher den Handel zwischen Europa und der Hafenstadt Trapezunt einerseits und Kaukasien, Persien, Vorder- und Mittelasien andrerseits vermittelt. Karawanen aus Konstantinopel, Smyrna, Arabien, Persien u. s. w. strömen hier das ganze Jahr hindurch zusammen, und hier findet Tausch oder Verkauf und die Anordnung zur weitern Versendung statt. In den Karawanserais findet man die reichsten orientalischen Stoffe aller Art, Perlen, Edelsteine ꝛc. Auf den wöchentlich stattfindenden Märkten wird unter anderm auch ein lebhafter Handel mit Pferden getrieben, unter denen es echt arabische gibt, welche von den Karawanen aus Mekka gebracht werden. Im Sommer sind die Märkte mit Früchten überhäuft, welche größtentheils aus Erzingan kommen. In jeder Jahreszeit herrscht ein großes Gewühl und Getümmel von Menschen, Pferden, Maulthieren und Kameelen, und immer treibt sich in den Straßen und Bazaren eine Menge von Persern, Kurden, Grusiern ꝛc. umher. — In der Nähe von Erzerum befindet sich der Berg Egerli-Dagh mit dem Riesengrabe des Bakaam Ben Baur (Bileam Ben Beor), armenische Klöster und schöne Gräber.

Erzerum wird von einigen für die alte armenische Stadt Aziris (Arzes), Hauptstadt von Großarmenien, angeblich von einem armenischen Prinzen erbaut, von andern für römischen Ursprungs (Arx Romanorum, Ars el Rum, Arzerum, Ars der Römer) gehalten. Einige halten Erzerum für die von Theodosius dem Großen erbaute, in der Folge als Handelsplatz berühmte Bergfestung Theodosiopolis. Gewiß ist wenigstens so viel, daß die Stadt durch

Anatolicus, einen griechischen Feldherrn, unter der Herrschaft des Theodosius Mauern erhielt. Nach dem Untergange des armenischen Reichs war die Stadt die Residenz eines der zahlreichen armenischen Fürsten. Die Mongolen eroberten sie 1241. Im Jahre 1472 kam sie mit Großarmenien unter persische und 1522 unter türkische Herrschaft. Der Statthalter Abasi empörte sich 1627, worauf Chalil die Stadt siebzig Tage lang erfolglos belagerte; erst 1628 ward sie von Abasi selbst an Chosrew übergeben; am 23. Juli ward hier der Friede zwischen den Türken und Persern geschlossen. Der Eroberung dieses Bollwerks der Türkei gegen Rußland und Persien durch die Russen im Jahre 1829 ist bereits oben kurz Erwähnung geschehen; bei dem Interesse, welches sich heutzutage an diese Gegenden als einen der Schauplätze des gegenwärtigen orientalischen Krieges knüpft, dürfte es nicht überflüssig erscheinen, wenn wir hier die damaligen Kriegsoperationen unter Paskewitsch etwas ausführlicher besprechen, und schließlich von der strategischen Bedeutung reden, welche Erzerum durch seine geographische Lage erhält.

Als Rußland am 26. April 1828 der osmanischen Pforte den Krieg erklärte, stand der Ueberwinder Persiens, Graf Paskewitsch-Eriwansky, mit dem abgesonderten kaukasischen Armeecorps an den Ufern des Arares, im Besitz der von Persien abgetretenen Khanate Eriwan und Nachitschewan, einer festen Basis zu den entschiedensten Operationen gegen die asiatische Türkei. Während nun in Europa das russische Heer unter Wittgenstein über die Donau bis tief in die Bulgarei eindrang und am 11. October 1828 den Küstenpunkt Varna eroberte, beherrschte die russische Flotte unter Admiral Greigh das schwarze Meer, indem sie sowol die europäische, als die asiatische Türkei bedrohte, die Operationen der Landarmee unterstützte und in Tscherkessien die Festung Anapa (Juli 1828) eroberte. Gleichzeitig eröffnete Paskewitsch den Feldzug in Armenien. Am 15. Juli 1828 schon nahm er die Grenzfestung Kars mit Sturm, hierauf die Festung Achalkalaki, welche bis dahin der Stützpunkt für die Räuberbanden an der Grenze von Imeretien gewesen war, schlug dann das türkische Heer unter Pascha Mustapha und Mehemed Kios aus seinen Verschanzungen bei der Festung Achalzyk heraus (am 21. August), erstürmte diesen Platz am 24. August, nahm die Citadelle mit Capitulation und eroberte die Festung Azkur (Azchur). Nun drang er in das Paschalik Erzerum ein und bemächtigte sich durch Wegnahme der festen Stadt Bajazet (am 8. Sept.), der Stadt Diadin und des Forts Toprak-Kale, der Karawanenstraße zwischen Tauris und Erzerum. General Sipiäghin hatte zu gleicher Zeit mit dem Reservecorps die wegen ihrer Lage bedeutende Festung Poti, auf einer Insel an der Mündung des Phasis (Rioni), am 27. Juli mit Capitulation genommen. Dadurch beherrschte jetzt Rußland den Handel und die Schiffahrt nach Trapezunt, nach Batum und andern Küstenplätzen des schwarzen Meeres.

die in dem Sultan Mahmud II. den fanatischen Verfolger ihrer Glaubensbrüder in Konstantinopel hassende armenische Bevölkerung des Landes erleichterte die Fortschritte der russischen Waffen in dem unwegsamen Gebirgslande; andererseits leisteten die ihren Unterdrücker Mahmud verfluchenden Janitscharen dem Feinde keinen entschlossenen Widerstand. In der schlechten Beschaffenheit der Wege und in dem Mangel an Proviant lagen die größten Hindernisse. Ende Octobers setzte der Winter den Fortschritten der russischen Waffen ein Ziel. — Die Türken eröffneten im März 1829 den Feldzug durch einen Angriff auf Achalzyk, aber Paskewitsch nöthigte sie, nachdem er über den Kur gegangen und ihnen in den Rücken gefallen war, zum Rückzuge. Der Seraskier von Erzerum hatte inzwischen am Fuße des Gebirges Saganlu ein Heer von 30,000 Mann aufgestellt und beabsichtigte, wie es schien, in Verbindung mit seinem Unterfeldherrn Hagki Pascha, unter dem 20,000 Mann standen, auf der Südseite nach Kars vorzudringen. Allein Paskewitsch täuschte beide durch ein kluges Manöver, indem er mit seinem linken Flügel das befestigte Lager des Hagki bedrohte, während er am 25. Juni 1829 mit dem rechten Flügel das rauhe Gebirge nach einem Nachtmarsche von vierzig Wersten, ohne Widerstand zu finden, überstieg und das türkische Lager am 30. umging. Der Seraskier hatte indessen von dem gelungenen Uebergange der Russen Nachricht erhalten und eilte mit der Hauptmacht herbei, um den abgeschnittenen Hagki zu unterstützen. Doch noch ehe er dessen Lager erreichen konnte, ging Paskewitsch dem Seraskier entgegen, schnitt ihn durch einen kühnen Angriff am 1. Juli von seinem Lager und von Hagki ab, brachte ihm eine vollständige Niederlage bei, zerstreute sein Heer gänzlich und erbeutete sein Lager mit der Artillerie. Nun kehrte Paskewitsch schleunigst um, damit er Hagkis verschanztes Lager früher angreifen könne, als der Seraskier im Stande sei, seine zersprengten Truppen wieder zu sammeln, und so gelang es ihm, nachdem er ungehindert über einen fast unwegsamen Theil des Gebirges gezogen war, dem Hagki Pascha in den Rücken zu fallen, am 2. Juli seine Batterien zu erstürmen, sein Lager zu erobern und seine Streitkräfte zu vernichten. Der tapfere Hagki gerieth mit 1200 Mann in Gefangenschaft; außer seinem Geschütz wurden große Vorräthe erbeutet. Die Türken waren durch diesen doppelten Sieg der Russen, über den Seraskier bei dem Dorfe Kaïnly und über Hagki Pascha bei Milli-Djusé, entmuthigt und gelähmt und die beiden Niederlagen verbreiteten im ganzen Lande Verwirrung und Schrecken. Dem Pascha von Wan gelang es zwar um dieselbe Zeit über das Gebirge Ala-Dagh bis Bajazet vorzudringen und am 1. Juli dem russischen Befehlshaber, General Popoff, die östlichen Verschanzungen zu entreißen; allein die Türken mußten nach 32stündigem Kampfe den auf Bajazet unternommenen Sturm aufgeben und die Nachricht von der Niederlage des Seraskiers entschied ihren

völligen Rückzug am 8. Juli. Gleich nach der Schlacht bei Milli-Djusé hatte der russische Oberfeldherr ein Detachement nach Khorassan entsendet, um diese Stadt zu besetzen, während ein anderes die Türken vollends aus den Wäldern verjagte und ein drittes gegen Erzerum vorrückte. Die wichtige Festung Hassan-Kale, der Schlüssel von Erzerum, auf der Verbindungslinie zwischen Kars und Bajazet, war von den völlig demoralisirten Türken verlassen worden; Paskewitsch entsendete den General Burtzoff, um sich der auf der Straße nach Trapezunt gelegenen Festung Baiburt zu bemächtigen, während er selbst, nachdem er ein Corps türkischer Reiterei geworfen, unaufhaltsam gegen Erzerum vorrückte. Er sandte einen am 1. Juli gefangenen Janitscharenaga mit einem Aufruf an die Einwohner und die Besatzung dieser Stadt. Während die Armenier, die Mollas und die Janitscharen sich für die Unterwerfung erklärten, verwarf der Seraskier mit den ihm anhängenden fanatischen Moslems die angebotene und schon verabredete Capitulation und suchte wenigstens Zeit zu gewinnen. Noch an demselben Tage (8. Juli) nahmen die Russen im Sturmmarsch die türkische Batterie auf dem Berge Top-Dagh, welcher die Stadt und die Citadelle beherrscht. Das hier aufgeführte russische Geschütz brachte bald das der Türken, die sich in die Stadt geworfen und von da das Feuer wieder begonnen hatten, zum Schweigen. In Erzerum entstand nun eine schreckliche Verwirrung. 8000 Mann türkische Truppen, meistens Reiterei, von dem Corps des Hagki Pascha, hatten unterdessen Erzerum eiligst geräumt und waren in der Richtung nach Tokat entflohen. Die verlassene Stadt capitulirte am folgenden Tage (9. Juli 1829). Der Seraskier und vier in der Stadt befindliche Paschas geriethen in Gefangenschaft. So war Erzerum mit bedeutenden Magazinen und 150 Stück Geschütz am 9. Juli, dem Jahrestage der Schlacht von Pultawa, in die Hände der Russen gefallen. In der eroberten Provinz setzte Paskewitsch eine provisorische Regierung ein. — General Burtzoff hatte inzwischen seinen Marsch nach Trapezunt (Tarabosan) ungehindert fortgesetzt und am 19. Juli ohne Widerstand sich der Festung Baiburt bemächtigt. Er wendete sich hierauf gegen Gumisch-Khane, westlich von Baiburt, wo sich 10,000 Türken, unter dem gewesenen Pascha von Anapa, gesammelt hatten, bei denen sich viele Lasen (Lasier, Laschen, ein wildes, fanatisches Gebirgsvolk) befanden. Burtzoff griff am 30. Juli die Türken, die ihm Baiburt wieder entreißen wollten, an, fand aber in der Hitze des Kampfes seinen Tod und die Russen wurden genöthigt, sich nach Baiburt zurückzuziehen, wo sie am 4. August ankamen. Die Türken schlossen Baiburt ein. Doch jetzt zog der Oberfeldherr mit dem murawjewschen Corps heran, schlug und vernichtete am 8. August bei dem Dorfe Tschart 2000 Lasen und zersprengte am 9. August bei dem Dorfe Bahar eine andere Abtheilung von 3000 Mann. Auch der vom Sultan zum Seraskier von Erzerum ernannte Pascha von Trapezunt, Osman Chasyn-

dar Oglu, welcher in der Nähe von Gumisch-Khane auf dem Gebirge Ghiams-Dagh eine feste Stellung genommen hatte, wurde von dem Grafen Simonitsch nach einem kurzen Gefecht am 24. August in die Flucht geschlagen. Der Sieger rückte nun in Gumisch-Khane ein, das von den Türken verlassen worden war, und dessen Einwohner, meistens Griechen, ihm jubelnd entgegenzogen. Paskewitsch hatte schon das Gebirge Ghiams-Dagh überstiegen und befand sich auf halbem Wege von Erzerum nach Trapezunt, als ihn die unüberwindlichen Hindernisse des Gebirgeterrains zum Rückzuge nach Erzerum nöthigten. Er war eben im Begriff, seine Truppen in sichere Winterquartiere zu legen, als er durch armenische Kundschafter die Nachricht erhielt, daß der neuernannte Seraskier von Erzerum bei Baiburt 20,000 Mann gesammelt und den Plan habe, Erzerum mit Sturm zu nehmen. Er ließ daher, um dem Feinde zuvorzukommen, die russischen Truppen am 6. October in zwei Abtheilungen nach Baiburt vorrücken. Baiburt fiel am 9. October; zu gleicher Zeit auch die türkische Festung Olty; der zum Entsatz herbeigeeilte Seraskier zog sich in Eilmärschen zurück. Am 11. October traf die Nachricht von dem am 14. September 1829 zu Adrianopel abgeschlossenen Frieden ein, worauf der Seraskier einen Waffenstillstand antrug. Der russische Staatsrath Wlangaly unterzeichnete diesen im türkischen Lager. Infolge des bald darauf erfolgten Friedenstractats erhielt die Pforte einen Theil des Paschaliks Achalzyk nebst den ganzen Paschaliks von Kars, Bajazet und Erzerum zurück. Rußland behielt die Festungen Anapa, Poti, Achalzyk, Azkur (Azchur), Achalkalaki. Es ist außer Zweifel, daß die europäische Diplomatie mächtig zur Herausgabe jener Gebiete mitgewirkt hat, deren Besitz Rußland aufs eifrigste wünschte. Letzteres ließ späterhin keine Gelegenheit unversucht, durch Unterhandlungen mit der Pforte gegen eine angemessene Verminderung der noch schuldigen Kriegssteuer die Abtretung dieser Gebiete zu erhalten. Aber der Name von Kars tönte in den Ohren der Osmanen allzu unangenehm, als daß sie leichthin in die Hände ihres furchtbaren Nachbars die Stadt geliefert hätten, welche ihnen die stolzen Thaten ihrer Vorfahren ins Gedächtniß rief.

Die Russen wollten außer der Gebietsvergrößerung auch über die armenische Nation, selbst über die zerstreuten Gruppen, die nur der Glaube zusammenhält, einen religiösen Einfluß ausüben. Sie vermochten daher viele armenische Familien nicht blos von Erzerum und der Umgegend, sondern auch aus den übrigen Theilen des türkischen Armeniens und aus Persien, theils durch List (unter dem Vorwande, sie vom mohammedanischen Joche zu befreien), theils durch Gewalt, ihre Heimath zu verlassen und sich auf russisches Gebiet zu begeben. Allein aus den Paschaliks Erzerum, Kars und Bajazet zogen 70,000 Armenier fort, der Erzbischof von Erzerum, Garabed, nahm fast die ganze christliche Bevölkerung dieser Stadt mit sich fort. Aber um sein Ziel

mit den Armeniern zu erreichen, mußte Rußland den Sitz des armenischen Patriarchats, das Kloster Etschimadsin, innehaben; es konnte dann hoffen, durch diesen Hirtenstab die zerstreute Herde zu leiten. Diesem großen politischen Grunde muß man die Einnahme und Einverleibung der früher persischen Stadt Eriwan zuschreiben, in deren Nähe sich das ebengenannte Kloster befindet. Die kluge russische Regierung täuschte sich nicht in ihrer Voraussicht. Was Gewalt und Ueberredung nicht vermocht hatten, die der russischen Grenze nahen Armenier ihrem heimischen Boden zu entreißen, das that die Frömmigkeit, und der Patriarch, der ein Unterthan des Zaren geworden war, sah bald eine bedeutende Anzahl Auswanderer, darunter auch katholische Armenier, um seinen Sitz her sich gruppiren. In der Hoffnung, in einem christlichen Reiche mehr Schutz und Wohlwollen zu finden, als bei den Türken und Persern, gingen sie über den Araxes und Arpa-Tschai. In der That hatte man ihnen goldene Berge und selige Tage unter dem väterlichen Scepter des Moskowiters versprochen. Doch an diese glänzenden Versprechungen dachte niemand mehr, als ihre Erfüllung eintreten sollte, und die unglücklichen Auswanderer starben zu Hunderten vor Mangel und Elend. Endlich wurde ein Theil der Uebriggebliebenen nach Akhiska und in die Provinzen am schwarzen Meere geführt; doch diese Gegenden, an sich schon sehr bevölkert, gaben ihnen wenig Gelegenheit, ihre Existenz zu sichern. Zugleich rissen Krankheiten unter ihnen, welche die reine Bergluft gewöhnt waren, ein. Dennoch erlaubte die russische Regierung den Elenden nicht, in ihre frühere Heimath zurückzukehren, sondern bestrafte diejenigen hart, welche die Rückkehr zu unternehmen wagten. Die armenischen Colonien, welche sich auf den Terrassen des Allaghes angesiedelt haben, befinden sich in dem traurigsten Zustande und haben keine Zukunft. Die russische Regierung, den schismatischen Armeniern mehr geneigt, auf die sie leichter einwirken zu können hoffte, als auf die katholischen Armenier, wendete alle in ihrer Macht stehenden Mittel an, um diese zur Abschwörung ihres Glaubens zu vermögen. Abgesehen von Plackereien aller Art, trieben die russischen Behörden die Strenge auch noch so weit, sie der Priester zu berauben und den katholischen Missionären den Eintritt ins russische Gebiet zu untersagen. Einige Bekehrungen waren die Folge dieser Gewaltthätigkeiten, und diese Bevölkerungen, ohne Diener ihrer Religion, ohne Stütze ihres Glaubens, müssen unfehlbar weichen und die Zahl der russischen Unterthanen, die durch gemeinsame Feindschaft gegen die geistliche Obergewalt Roms verbunden sind, vermehren. Der armenische Patriarchensitz von Etschmiadsin übt indeß seine Anziehungskraft nicht mit gleicher Stärke in der ganzen Türkei aus. Die in der Türkei verbliebenen schismatischen Armenier konnten, als der armenische Patriarch russischer Unterthan wurde, nicht ohne Bedauern das Oberhaupt ihrer Kirche in einer Abhängigkeit sehen, von der sie selbst frei geblieben waren; sie wollten deshalb einen andern Patriarchen, der mit ihnen

auf armenischem Boden hauste und errichteten einen neuen Sitz dieser Würde. Sie wählten zu diesem Ende eine Insel mitten im Wansee, einen trübseligen Felsen, auf dem das Kloster Aghtamar (Aktamar) sich erhebt. An diesem einsamen, fast unzugänglichen Orte haben sie einen ihrer Bischöfe eingesetzt und mit dem pomphaften Namen eines Patriarchen geschmückt. Er lebte aber nicht nur in einem Zustande von Noth, der seiner Herde Schande machte und seine Würde erniedrigte, sondern auch in einer Vereinzelung und einem Mißcredit, die seinem Nebenbuhler in Etschmiadsin keine Eifersucht einzuflößen im Stande war. In der neuesten Zeit ist dieses Patriarchat auf der Insel im Wansee wieder eingegangen. Rußland kann es nicht unterlassen, in der religiösen Politik, womit es seinen Einfluß auf die Armenier deckt, zugleich seine Eitelkeit zu zeigen, was die Folge hat, daß die Armenier die Knechtschaft, in welcher selbst die höchste Würde ihrer Kirche sich befindet, gar wohl fühlen, denn über dem Patriarchenthron des Katholikos in Etschmiadsin ist die Taube, das Symbol des heiligen Geistes, durch den schwarzen Adler ersetzt, das Symbol der unumschränkten Gewalt, unter deren Druck der Patriarch lebt und handelt. Während des gegenwärtigen russisch-türkischen Kriegs finden die Russen im türkischen Armenien an den dort wohnenden Armeniern schwerlich so gute Freunde und Bundesgenossen, wie 1829. Auf der Hochebene von Erzerum wohnen jetzt Armenier und Muselmänner friedlich nebeneinander, der alte Religionshaß ist geschwunden und an seine Stelle ist Versöhnung und freundschaftliche Annäherung getreten.

Die militärische Bedeutung, welche die Festung Erzerum durch ihre günstige geographische Lage auf der Hochebene am westlichen Fuße des armenischen Hochgebirges hat, wird noch erhöht durch die Anlage der Straßenzüge, indem alle Straßen, welche aus dem russischen Georgien nach der Türkei führen, in Erzerum zusammentreffen und sich von da an wieder nach allen Richtungen hin verzweigen, wie umgekehrt alle Straßen, welche aus der Türkei nach Georgien hineinführen, in Tiflis zusammentreffen, so daß Erzerum und Tiflis wechselseitig die natürlichen Objecte eines Feldzugs auf diesem Theile des russisch-türkischen Kriegstheaters sind. Beide Objecte, die Hauptstadt des türkischen Armeniens und die Hauptstadt der transkaukasischen Provinzen Rußlands werden durch drei Hauptstraßen miteinander verbunden: die nördlichste führt durch das Thal des Kur über Achalzyk; die südlichste geht über Eriwan und bei Toprak-Kale über den Ala-Dagh; die mittlere hat zwei Verzweigungen, die in Kars (im Nebenthale des Arpa-Tschai) zusammentreffen, nämlich die Straße von Tiflis über Gumri oder über Tschalka und Achalkalaki. Von Kars führt sie dann thalaufwärts am Arares und vereinigt sich bei Hassan-Kale mit der vorigen oder der südlichen. Die erstere oder die nördliche Hauptstraße wird durch die Festungen Azkur, Achalzyk und Ardaghan vertheidigt und war früher, als

diese noch in türkischen Händen waren, eine vortreffliche Operationsbasis für die Türken, um von hier im Thale des Kur gegen die Hauptstadt Tiflis vorzudringen. Die Russen, welche früher nur Kosackenposten zum Schutze des Landes dagegen hatten, erkauften ihre Besitznahme mit großen Verlusten. Durch die Einverleibung dieser Festungen in das russische Reich ist der Nutzen derselben auf dieses übergegangen; es hat an ihnen feste Stützpunkte gegen die wilden Bergvölker und sie verschließen den Türken das Thal des Kur und den Weg nach Tiflis, der Hauptstadt Transkaukasiens. Geringer ist ihr Werth bei einem offensiven Vorgehen der Russen gegen Erzerum, da man dann immer die Festungen des schwarzen Meeres, Trapezunt u. s. w., im Rücken hat, wenn die Türken oder deren Verbündete hier die Herrschaft behaupten. Die zweite oder südliche Linie wird türkischerseits durch das feste Schloß Toprak-Kale und russischerseits durch die Hauptfestung Eriwan und das Fort Sardar-Abad gesperrt. Die dritte Linie, welche zwischen der nördlichen und südlichen liegt, hatte türkischerseits ihre Hauptvertheidigung durch die Festung Kars; die Deckung der einen Nebenverzweigung über Achalkalaki ist mit dem Verluste dieser Festung ebenfalls für die Türken verloren gegangen und der Vortheil dieser Communication den Russen anheimgefallen, in deren Hände auch Gertwiß, ein Uebergang des Kur zur Verbindung mit Achalzyk, gekommen ist. Der directe Weg auf Kars führt längs der russischen Grenze durch die befestigte Stadt Gumri. Die Russen konnten somit im Kriege gegen die Türken Achalzyk und Achalkalaki für die nördliche und mittlere, Eriwan für die mittlere und südliche Hauptstraße als Basis nehmen. Seitdem die Hauptfestung Kars genommen ist, werden die Russen wahrscheinlich den Weg über das Saganlugebirge in das Becken des Arares aufwärts einschlagen, von dessen Ursprung dann Erzerum leichter erreicht werden kann. Ist hier dann nur die zur Deckung im obern Araresthale gelegene Festung Hassan-Kale bezwungen, so kann Erzerum, die Hauptstadt Armeniens, sich nicht halten. Auf der nördlichen Straße sind Baiburt im gleichnamigen Thalkessel und Trapezunt am Pontus die Punkte, welche erst überwunden werden müssen, wenn man vom Norden her auf Erzerum operirt. Wir haben oben gesehen, wie die Russen unter Paskewitsch 1829 von Kars aus über das Saganlugebirge in das Thal des Arares zu gelangen suchten, um von hier aus thalaufwärts auf Erzerum zu operiren, da dieses fruchtbare Thal den Unterhalt der Armeen sehr begünstigt, der Weg auch sonst keine Schwierigkeiten bietet und nur die Festung Hassan-Kale zu überwinden ist. Sie hatten sich somit die nördliche Linie im defensiven Sinne gesichert und schlugen die mittlere ein, da von der südlichen nichts zu befürchten war. Der damalige Siegeslauf des russischen Oberfeldherrn dürfte auch für den gegenwärtigen Krieg die Bahn vorzeichnen.

Kunstgeschichte.

Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Dargestellt von Wilhelm Lübke. Mit 174 Holzschnitten. Leipzig, Graul. —

Handbuch der Kunstgeschichte. Zum Gebrauche für Künstler und Studirende und als Führer auf der Reise. Von Dr. A. Springer in Bonn. Mit einem Vorwort von Th. Vischer. Mit 93 Illustrationen und einem kunsthistorischen Wegweiser. Stuttgart, Rieger. —

Geschichte der deutschen Kunst von Ernst Förster. 3. Theil. Von der Mitte des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts. Mit 9 Stahlstichen. Leipzig, T. O. Weigel. —

Geschichte der griechischen Künstler. Von Heinrich Brunn. Zweiter Theil, erste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. —

Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Von Adolf Stahr. Zweiter Theil. Braunschweig, Vieweg und Sohn. —

Man hat häufig die Bemerkung gemacht, daß es kein sehr günstiges Zeichen für die Fortentwicklung der Kunst ist, wenn die Kunstgeschichte und die Kunstkritik sich zu sehr vordrängen. Sollte dieser Grundsatz unbedingt richtig sein, so müßte man grade in diesen letzten Jahren über das weitere Schicksal der Kunst die größten Besorgnisse hegen, denn noch zu keiner Zeit hatte diese Gattung der Literatur eine so außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Auf der andern Seite können wir es aber als einen Fortschritt bezeichnen, daß mehr und mehr das Philosophiren über die Kunst aufhört und statt dessen ein gründliches Studium des Technischen eintritt. Die Schriftsteller, die jetzt über Kunstgeschichte schreiben, suchen sich vorher einen klaren Blick in das zu verschaffen, worauf es eigentlich ankommt, um einerseits dem Urtheil der sogenannten Gebildeten unter die Arme zu greifen, andererseits die Künstler selbst zu fördern.

Bei keinem Zweig der bildenden Kunst ist es wichtiger, die richtigen Grundsätze so scharf und deutlich als möglich auszusprechen, als in der Baukunst. Sculptur und Malerei erleiden von der Theorie nur einen sehr mittelbaren Einfluß, denn hier tritt der individuelle Geschmack des Künstlers und seine besondere Schule in den Vordergrund, während der Architekt auf Bestellung arbeitet und daher den Bedürfnissen des gebildeten Publicums Rechnung tragen muß. Auf der einen Seite ist das Baufach der allwissenschaftlichste Zweig der bildenden Kunst, auf der andern wird am meisten darin dillet-

tirt, und aus beiden Gründen ist es nöthig, daß die ernste Theorie ein Wort mitspricht, um zunächst dem gebildeten Publicum an die Hand zu geben, was es zu wünschen habe, und dann dem Künstler möglich zu machen, die Gesetze seiner Kunst mit den Bedürfnissen und dem Geschmack des Augenblicks in Einklang zu bringen.

Das Werk von Lübke, welches wir an die Spitze gestellt haben, erfüllt diese Aufgabe in einem sehr hohen Grade. Der Verfasser hat ernst und tief über die Kunst nachgedacht, er hat die Geschichte derselben gründlich studirt, und was die Hauptsache ist, er weiß, worauf es bei einem Lehrbuch ankommt. Seine zahlreichen Illustrationen sind vortrefflich gewählt und gut ausgeführt, die Risse einfach, klar und verständlich, die Ansichten so aufgenommen, daß sie einen charakteristischen Blick gewähren, und die Beschreibung in logischer Uebersichtlichkeit geordnet. Das Charakteristische der verschiedenen Perioden wird sehr scharf und deutlich hervorgehoben, indem die Uebergangsformen mit Recht in den Hintergrund treten. Das Urtheil zeigt einen geläuterten Geschmack und ist durchaus objectiv, indem der Verfasser sich bemüht, jedem Zeitalter gerecht zu werden, welches das ernsthafte Streben nach innerer Wahrheit zeigt. Er hat keine von den kleinen Liebhabereien, die in einer Zeit heftigen Parteikampfs das Urtheil trüben, er ist aber auch ohne Nachsicht gegen alle innere Unwahrheit. Die Schreibart ist lebhaft, anschaulich, zuweilen etwas zu blühend. Auch die Anwendung der technischen Ausdrücke könnte etwas schonender sein. Der Raum, der jeder der verschiedenen Perioden gegeben ist, entspricht im Allgemeinen den Bedürfnissen; nur scheint es, daß im Anfang der Plan des Werks etwas größer angelegt war, als die Ausführung namentlich der spätern Theile; denn so interessant auch die Geschichte der beinahe neuentdeckten orientalischen Baukunst ist, so hätten wir doch gern der neuern Baukunst, namentlich der Renaissancezeit, eine etwas ausführlichere Darstellung gewünscht. Es hängt das mit einem kleinen Fehler in der Doctrin zusammen, den wir doch hervorheben müssen, weil er auch ins Praktische übergeht.

In der Einleitung adoptirt nämlich der Verfasser die Definition Schnaases, die Baukunst sei die Darstellung des Schönen in der unorganischen Natur. Nun wäre eigentlich jede Definition überflüssig, weil niemand in Zweifel darüber ist, was man unter Baukunst zu verstehen habe, und da man nur undeutliche Ausdrücke definiren soll. Aber jene Erklärung ist auch noch insofern bedenklich, als sie eine Auffassung vertheidigt, die zu Anfang des Jahrhunderts die vorherrschende war, die Trennung der Kunst vom Handwerk, und als sie in der Geschichte selbst einen sehr wichtigen Zweig der Architektur, die Privathäuser, zu sehr in den Hintergrund schiebt. Die Architektur unterscheidet sich dadurch von den andern Zweigen der bildenden Kunst, daß sie einem bestimmten praktischen Zwecke dient, und wir glauben, daß zu den Anforderungen, die

man den Architekten entgegenzubringen hat, auch diejenige gehört, daß sein Werk den Zweck nicht blos erfüllen, sondern ihn auch deutlich aussprechen muß. In den Zeiten des polizeilichen Vandalismus ging man rein vom Begriffe des Zweckmäßigen aus und schlug das Schöne mit roher Faust zu Boden. Aber die Reaction trat ebenso einseitig auf, indem sie das Schöne vom Zweckmäßigen zu emancipiren strebte, was, wenn es überhaupt bei einer Kunst möglich ist, bei der Baukunst gewiß nicht gestattet werden darf. Wenn bei der Geschichte der griechischen Baukunst die Privatwohnungen zurücktreten, so liegt das theils darin, weil man in der That in Griechenland auf den Privatbau wenig Gewicht legte, theils darin, daß unsre Kenntniß von diesem Fach zu dürftig ist, obgleich wir doch gewünscht hätten, daß Herr Lübke nicht blos den griechischen Tempel, sondern auch das griechische Theater dargestellt hätte. Aber schon bei den Römern wird der weltliche Bau wichtiger, als der heilige, und wenn man sich von der Baukunst des Mittelalters einen klaren Begriff machen will, so muß man die Schlösser, Burgen, Städte, Dörfer u. s. w. ebenso scharf ins Auge fassen, als die Kirchen. Mit der Renaissancezeit vollends tritt der kirchliche Stil allmälig hinter den weltlichen zurück, und die neueste Zeit scheint in Beziehung auf den Kirchenbau alle Productivität verloren zu haben, so daß man ganz recht daran thut, wenn man einfach auf den alten Stil zurückgeht. Aber man mag die neue Geschmacksrichtung so viel beklagen, als man will, man hat jedenfalls die Verpflichtung, darauf einzugehen, da es mit der Baukunst nicht so ist, wie mit den übrigen Künsten, die allenfalls eine Weile ruhen können, weil es gar nicht nöthig ist, daß fortwährend neue Statuen, Gemälde, Dramen u. s. w. angefertigt werden, gebaut dagegen muß werden, und wenn nicht gut und schön gebaut wird, so baut man schlecht und häßlich, was jeder Kunsttheoretiker, so viel in seinen Kräften steht, zu verhüten hat. Die Technik unsrer Zeit ist gar nicht so unbedeutend, und an Kühnheit und Unternehmungsgeist fehlt es uns auch gar nicht, wie unsre Eisenbahnbauten u. s. w. zeigen. Es kommt darauf an, daß diese Kraft sich mit Anmuth eine, denn alles, was zweckmäßig und nützlich ist, kann auch in schöner Form dargestellt werden, ohne den Zweck zu beeinträchtigen. — Nun ist das Buch so vortrefflich und entspricht einem so allgemeinen Bedürfniß, daß wir überzeugt sind, es wird noch mehre Auflagen erleben, und für diesen Fall möchten wir den Verfasser dringend auffordern, der weltlichen Baukunst überhaupt und namentlich der neuern Baukunst einen größern Raum zu geben, gleichviel ob dadurch überhaupt das Werk an Ausdehnung gewinnt. Die Kritik ist ebenso wichtig, als die Apologie; es genügt aber keineswegs, daß man den modernen Stil im Allgemeinen tadelt, man muß auch angeben, warum man ihn tadelt, um den Geschmack des Publicums wie der Künstler zu fördern. Daß der moderne Kasernenbau in seiner rohesten Form häßlich ist, weiß jedermann;

es wäre aber eine Thorheit, deshalb zu der mittelalterlichen Bauart zurückzugreifen, die unsern Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten durchweg widerspricht. Es fehlt gar nicht am guten Willen, in den neuen Stil Geschmack und Zierlichkeit zu bringen, aber man ist rathlos darüber, wie es geschehen soll, und würde daher für jeden Fingerzeig sehr dankbar sein.

Durchaus würdig reiht sich an dieses schöne Buch die Kunstgeschichte von Springer, wenn auch das bei weitem größere Gebiet, welches derselbe behandelt, eine gedrängtere und farblosere Darstellung nothwendig macht. Wenn bei dem vorigen Buch die Vertheilung der Zeitalter wenigstens bis zu einem gewissen Grad durch den Stoff bedingt war, so würde man hier, wo die Sculptur und Malerei mit aufgenommen ist, doch bedenklich sein, ob es zweckmäßig ist, die Kunst des Alterthums und des Mittelalters in 220, die neuere Kunst in 120 Seiten zu behandeln. Es scheint in der That, daß der Verfasser zuletzt zu sehr dem buchhändlerischen Bedürfniß Rechnung getragen d. h. zu hastig und abgerissen erzählt hat. Eigentlich schließt die Geschichte schon mit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Von der neuesten Kunst, namentlich der Malerei, begnügt sich der Verfasser damit, folgendes zu sagen: „Läßt man das Auge nur bei den Spitzen der modernen Kunst weilen, dann erscheint jeder Zweifel an dem kräftigen Aufschwunge der gegenwärtigen Malerei thöricht, beobachtet man aber das Kunsttreiben in den zahlreichen, untergeordneten Kunstkreisen, wie dort die leichtfertige Charge den Stil ersetzt und den gesunden Formen- und Farbensinn verdrängt, anderwärts wieder eine inhaltlose, blos äußerlich glänzende Technik als höchstes Ziel geschaut wird, noch anderwärts wieder das Ungeschick im Handwerke hinter einer vorgeblichen Gedankentiefe sich birgt und die Malerei aus ihrer natürlichen Stellung verjagt wird, um mit der Wissenschaft zu concurriren, wie vollends im wirklichen Volksleben, im Kreise der Mode und des Kunsthandwerkes noch überall der barocke Stil des 17. und 18. Jahrhunderts herrscht, so erscheint die Zukunft der Kunst keineswegs vollkommen sichergestellt." — Es liegt in diesen Bemerkungen viel Richtiges; aber betreffen sie denn wirklich blos unsre Zeit; ist in der sogenannten guten alten Zeit nicht zuweilen auch schlecht gemalt? Man darf nur im alten berliner Museum von einem Ende zum andern wandeln, um sich zu überzeugen, daß zwei Drittel dieser Schätze geradezu schlecht ist. Sind denn die Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts, die Rauch, Thorwaldsen, Gallait, Horace Vernet, Paul Delaroche, Cornelius, Kaulbach, Lessing u. s. w. so unbedeutend, daß man sich gar nicht die Mühe geben darf, in einer Kunstgeschichte auch nur ihren Namen zu erwähnen? Eine Geschichte der Baukunst mag allenfalls mit dem 17. Jahrhundert abschließen, denn was darauf folgt, hat wenigstens noch keinen bestimmten Ausgangspunkt, noch keine organische Geschichte; aber von einer Geschichte der Malerei und der Sculptur ist es ein

entschiedenes Unrecht. Ja, wir möchten noch weiter gehen. Die neueste Entwicklung der Malerei und Sculptur scheint uns grade das Rhodus zu sein, auf dem der Kunsthistoriker zu tanzen hat, denn wie sich Rafael, Michel Angelo, Albrecht Dürer, Rubens rc. zueinander verhalten, das kann heutzutage so Mancher sagen, in den Hauptsachen ist ja kein Streit mehr darüber, aber für einen Historiker, der doch zugleich auch Kritiker sein muß, ist es eine Hauptaufgabe, zur Bildung des Geschmacks nachzuweisen, was die Künstler der Gegenwart geleistet haben, zu welchem Ziel ihre Bestrebungen hinführen und worin sie irren; daß Gallait in Beziehung auf die Technik den größten Malern aller Zeiten zur Seite steht, daß die Composition der sieben apokalyptischen Reiter, der Hunnenschlacht, des Friedrichsdenkmals an Größe alles übertrifft, was seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts geleistet ist, daß in Vernets Schlachtgemälden eine neue Phase der Kunst eintritt und daß, um auf ein kleineres Genre überzugehen, die Illustrationen von Richter ein entschiedener Fortschritt gegen Chodoviecky sind, um das zu erkennen, braucht man blos nicht blind zu sein. Dem Kunsthistoriker liegt es aber auch in dem Fall, daß er alle diese Richtungen für falsch halten sollte, ob, seine Ansicht im Einzelnen nachzuweisen, denn jene Leistungen zu übergehen, ist ebenso, als wenn eine Geschichte des Theaters Calderon gar nicht erwähnen wollte, weil sie seine sittliche Tendenz mißbilligt. — Es ist dies um so mehr Schade, da Herr Springer nicht blos eine fleißige Arbeit gegeben hat, sondern auch, wo er urtheilt, ein sehr feines Verständniß entwickelt. Hoffen wir daher, daß bei einer neuen Ausgabe die Ausgleichung dieses Uebelstandes erfolgen wird.

Vielleicht wird Herr Förster im vierten Bande seiner deutschen Kunstgeschichte ernsthafter auf diesen Gegenstand eingehen; wir behalten uns vor, bei dem Erscheinen des vierten Bandes das ganze Werk ausführlicher zu besprechen. Gegen den dritten Band wird einzuwenden sein, daß er einen Zweig der Malerei, der entweder gar nicht oder doch nur sehr indirect zur Entwicklung der deutschen Kunst gehört, nämlich die niederländische Malerei seit Rubens mit zu großer Ausführlichkeit behandelt. Darf man in der Kunst auf die geographisch-politischen Beziehungen der Niederlande zu Deutschland so große Rücksicht nehmen? Die Hauptsache ist doch, daß die Richtung der niederländischen Schule ganz außerhalb der deutschen fällt, weder fördernd, noch schädlich auf sie einwirkt, wenigstens nur sehr mittelbar. Auch mit der Auswahl der Stahlstiche, die übrigens sorgfältig ausgeführt sind, können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Sechs darunter stellen uns Gemälde von Rubens dar; bei diesen geht aber die Hauptsache verloren, da der eigentliche Werth dieses großen Künstlers in der Farbe liegt. Dies ist freilich nur insofern ein Vorwurf, als dadurch anderen, wichtigeren Abbildungen der Raum entzogen wird. Nehmen wir sie als eine Zugabe, so können wir leichter dankbar sein.

Die Geschichte der griechischen Künstler von Brunn ist, wie wir schon bei der ersten Lieferung anzeigten, nicht ausschließlich, aber vorzugsweise für die gelehrte Welt bestimmt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, zu einer spätern Geschichte der griechischen Kunst, für welche die Acten noch nicht geschlossen sind, dadurch den Grund zu legen, daß er alle Nachrichten, die wir über die Künstler haben, kritisch gesichtet und chronologisch geordnet zusammenstellt. Wer auch nur eine entfernte Vorstellung davon hat, wie lückenhaft und verworren unsre Kenntnisse in dieser Beziehung sind, der wird die ernsten und besonnenen Studien des Verfassers nur mit freudigem Dank aufnehmen können. Aeußere Umstände haben das Erscheinen dieses zweiten Bandes so lange verzögert; wir wünschen lebhaft, daß dieselben beseitigt und dadurch die baldige Vollendung des Werks möglich gemacht werde. Die Abtheilung, die uns vorliegt, enthält die Maler, die Architekten, die Toreuten und die Münzstempelschneider. Es fehlen noch die Steinschneider und die Vasenmaler.

Einen ganz andern Charakter hat der Torso von Stahr. Durch den blühenden, zum Theil poetischen Stil, den wir schon in der Reise nach Italien antreffen, durch die leicht übersichtliche Darstellung, die Excurse nach allen Seiten hin, vielleicht auch grade durch die Subjectivität des Urtheils ist es Herrn Stahr gelungen, den größern Theil des sogenannten gebildeten Publicums auf seine Seite zu bringen. Der Torso ist eins der gelesensten wissenschaftlichen Bücher unsrer Tage. Wäre es nun damit abgethan, das Publicum auf eine geistvolle Weise zur Anschauung und zum Verständniß der Kunst anzuregen, so würden wir mit diesem Erfolg wol zufrieden sein; allein die Wissenschaft ist heute weiter gekommen, sie hat ein sehr reiches, zum Theil schon kritisch bearbeitetes Material aufgespeichert und wer heute über die alte Kunst schreiben will, darf sich nicht mehr den Eingebungen seines Instincts überlassen, sondern er muß durch strenge methodische Studien dies gesammte Material überwältigen. Da die Grundlage philologischer Bildung bei dem Verfasser so tüchtig ist, so ließ sich grade von ihm wol noch Höheres erwarten, als er gebracht hat, ein Werk, welches sowol dem gebildeten Publicum, als dem Kunsthistoriker imponirt.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Ein preußischer Deserteur.

Es ist der Gegenwart geläufig, unter den Rohheiten des vorigen Jahrhunderts auch das Werbesystem der Recruten aufzuzählen, und es gibt eine Menge Anekdoten über die Willkür und Härte, mit welcher die jungen Männer

zum Dienst gepreßt wurden. Aber man denkt dabei doch nicht immer an das Uebermaß von Brutalität, Verrath und Schlechtigkeit, welches mit Wissen und Willen der Regierenden aufgewandt wurde, um Menschen zu fangen. Es war in der That ein Verfahren, nicht unähnlich dem Sklaventreiben, welches jetzt an den Küsten von Afrika stattfindet, und der Unterschied besteht fast nur darin, daß die Schändlichkeit vorsichtiger, heimlicher, immer nur gegen Einzelne ausgeübt wurde. Eine Sklavenjagd aber war es in der That, denn der geworbene Soldat zur Zeit des großen Friedrich konnte erst dann seine Functionen in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben und vernichtete Hoffnungen, wie ohnmächtige Wuth gegen die Gewaltthätigen. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Desertion zwischen Spießruthen zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorsam gefuchtelt wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, bei der Attake den Muth einer wilden Bestie zeigte, nach Vorschrift verehrte und haßte und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn sein Elend auf Stunden vergessen machte, den Branntwein.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landknechtbrauch auf das Risico des Obersten stattgefunden. Der Oberst schloß den Contract mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Disciplin war locker, die Offizierstellen von Creaturen des Oberst besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Werbung der Recruten aber war in dieser frühern Zeit noch wenig organisirt und die Gaunereien, welche dabei nicht fehlen konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Autoritäten sanctionirt. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, reformirte gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältniß der Regimenter zum Landesherrn, die Werbung geschah fortan in seinem eignen Namen, er ernannte den Obersten und die Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerschaaren zu einem stehenden Heere mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit strenger Mannszucht, willenlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der größte Fortschritt seit

Einführung des Feuergewehrs und Preußen verdankt der frühen und rücksichtslosen Annahme des neuen Systems sein militärisches Uebergewicht in Deutschland, während z. B. in Oestreich bis zum Jahre 48 und in England bis zur Gegenwart mehrfache Uebelstände des alten Söldnerheeres conservirt worden sind. Wenn aber die directe Abhängigkeit der Heere vom Landesherrn ein großer Fortschritt war, — stehendes Heer statt der Söldnerhaufen, modernes Militärregiment statt der mittelalterlichen Feudaleinrichtungen — so war doch die neue Institution zunächst kein Fortschritt in der politischen Sittlichkeit. Denn die Landesherrn selbst wurden viel gewaltthätigere und gefährlichere Werber, als die Hauptleute der alten Söldner gewesen waren. Zwar wurde zur Ergänzung des Heeres sehr bald ein Cantonsystem eingeführt, d. h. die Regimenter wurden auf bestimmte Districte angewiesen, in denen die Communen ihnen Ersatzmannschaft zu präsentiren hatten, da aber in den dünn bevölkerten Ländern entbehrliches Menschenmaterial sehr wenig vorhanden und außer dem Adel, Beamten und Geistlichen auch viele andere Kategorien der Steuerzahlenden vom Kriegsdienst frei sein sollten, so reichte diese Art von Completirung nirgend aus. Als Erweiterung zu dieser Einrichtung führte Friedrich Wilhelm I. in Preußen das System der Beurlaubung ein. Darnach waren die Landeskinder als Cantonisten nur im ersten Jahre ihrer zwanzigjährigen Dienstzeit vollständig bei der Fahne, in allen spätern Jahren wurden sie nur auf etwa vier Wochen zur Uebung herangezogen. Aber dieser erste Anfang des gegenwärtigen Landwehrsystems, der in Preußen von 1733 bis 1806 bestand, vermochte nicht, das Heer vollzählig und kriegstüchtig zu erhalten, die Hälfte desselben, der Kern der Regimenter bestand immer noch aus geworbenen Inlandern und Ausländern, welche natürlich die Fahne nicht verlassen durften. So war das Heer auch in Friedenszeiten, noch mehr aber, wenn eine plötzliche Vermehrung desselben nöthig war, doch wieder auf Werbung angewiesen. Und obgleich die Uebelstände dieses Systems offen zu Tage lagen, wußte man sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, welche dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden wenig, wol aber die Unsicherheit, Kostspieligkeit und die vielen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Denn da in Kriegszeiten von mehrern Seiten geworben wurde, und zwar im Auslande, und heimlich, so machten die fremden Werber einander oft Concurrenz; Chikanen, Denunciationen, so wie Reclamationen fremder Regierungen hörten nicht auf. Die Werbeoffiziere selbst waren unsichere, ja schlechte Menschen, deren Thätigkeit und Ausgaben nur ungenügend controlirt werden konnten. Nicht wenige lebten Jahre lang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten theures Handgeld und fingen zuletzt doch nur wenige oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der

so Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten, ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, und nur selten gewannen sie eine Anhänglichkeit an ihre Fahne, sie liefen davon, sobald sie konnten, wenig abgeschreckt durch die furchtbaren Strafen, welche auf Desertion standen, beim ersten und zweiten Male Spießruthen, beim dritten Male die Kugel.

Es ist natürlich, daß bei solcher Heerverfassung die Desertionen nicht aufhörten. Es war das gewöhnliche Leiden aller Armeen und durch die furchtbaren Strafen, vollends im Felde, nicht zu verhindern. In jeder anstrengenden Campagne, nach jedem verlornen Treffen, ja selbst nach gewonnenen war die Anzahl der Desertirten unverhältnißmäßig groß, und in unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr, zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen zu einem andern, wie die Söldner im dreißigjährigen Kriege; ja das Ausreißen und Wechseln erhielt für Abenteurer einen rohen gemüthlichen Reiz, ungefähr wie das Einbrechen für manche Diebsnaturen. Ein aufgefangener Deserteur war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Uebelthäter, — wir haben mehre Volkslieder, in denen sich das volle Mitgefühl der Dorfsänger mit dem Unglücklichen ausspricht; — der glückliche Deserteur aber galt sogar für einen Helden, wie auch in nicht wenigen Volksmärchen der tapfere Gesell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Noth hilft und zuletzt die Prinzessin heirathet, ein entsprungener Soldat ist.

Es ist nur ein Zufall, daß Preußen unter den deutschen Staaten des 18. Jahrhunderts wegen seiner gewaltthätigen Werbungen am übelsten berufen war. Die Vorliebe Friedrich Wilhelm I. für große Leute, der ungeheure Menschenverbrauch in den schlesischen Kriegen Friedrich II. und vor allem der Umstand, daß in Preußen zuerst die Anfänge öffentlicher Meinung sich bildeten und dort über das Unwesen lauter geklagt und mehr geschrieben worden ist, haben diesen schlimmen Ruf verbreitet. In der That aber hatte kein deutsches Heer ein Recht, dem andern etwas vorzuwerfen. Die Oestreicher, welche damals bei weitem das meiste Material für Heerbildung in ihren Landschaften hatten, warben mit derselben rücksichtslosen Gewaltthätigkeit. Am gewissenlosesten vielleicht waren die kleinen Fürsten, welche das natürliche Bestreben hatten, ihre eignen producirenden und steuernden Unterthanen zu schonen. Es waren nicht nur die preußischen Generale, der alte Dessauer und später Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig deshalb berüchtigt,*) sondern auch andere speculative Herren, welche

*) Der letztere trieb bis zu seinem Tode, bis 1806, bei seinem Regiment zu Halberstadt einen unausgesetzten Menschenhandel, um lange Leute zu bekommen. In seiner Leibcompagnie

sich dadurch Revenüen schafften, daß sie angeworbene Regimenter in fremden Kriegsdienst vermietheten. Die Methode des Werbens ist bekannt. Sowol im Inland als im Ausland wurde geworben. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Recrut verpflichtet. Das gewöhnliche Manöver war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie dann sogleich in feste Verwahrung zu bringen und wenn sie nüchtern geworden und widersprachen, zu binden und durch jedes Zwangmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt, ihnen dort der Eid vorgelesen und die Weigerung durch barbarische Strafmittel geahndet. Nächst dem Trunk wurde auch jedes andre Verführungsmittel angewandt, die einzelnen qualificirten Subjecte wurden tagelang heimlich beobachtet und bei der ersten Gelegenheit überwältigt und fortgeführt. Für solchen unsaubern Dienst besoldete das Militärcommando besondere Werbeoffiziere, welche mit ihren Gehilfen eine ruchlose Gewandtheit im Ueberlisten der Einzufangenden haben mußten; und da ihre Uniform jedem jungen Burschen Schrecken einflößte und die Eröffnung eines Werbebureaus zur Vorsicht, ja zur Flucht aufforderte, so vermieden die Werber, sich in Uniform zu zeigen und suchten in jeder Art von Verkleidung ihre Opfer zu fassen. Auch solche, welche nach dem Gesetz vom Kriegsdienst frei waren, wurden gejagt und wenn sie das Unglück hatten, groß und stark zu sein, so vermochten die dringendsten Reclamationen ihrer Familie in der Regel nicht, sie zu befreien. Zuweilen, wenn in Kriegszeiten der Mangel an Soldaten groß war, wurden förmliche Razzias angestellt, die Thore der Städte mit Wachen besetzt und jeder Aus- und Eingehende einer sehr parteiischen Untersuchung unterworfen. Dies alles ist bekannt und in sehr vielen Familien leben noch Traditionen von dem Schrecken und den Gefahren, welche das Werbesystem den Vätern und Vorfahren bereitet hat.*)

---

war der kleinste Mann 5 Fuß 9 Zoll; noch im dritten Glied standen 14 Mann von 6 Fuß. Alle Compagnien waren größer, als jetzt die des ersten preußischen Garderegiments. Vrgl. von Griesheim, Taktik S. 75.

*) Es sei erlaubt, einige solche Züge aus der Erinnerung der eignen Familie des Verf. aufzuführen. Der Großvater des Verfassers war im Anfang des siebenjährigen Kriegs Primaner auf dem Gymnasium zu Brieg. Eine Werbecommission erschien und besetzte die Thore, durchsuchte des Abends die Häuser und fing die Menschen auf der Straße. Der Primaner hatte das Unglück, für seine Jahre ungewöhnlich groß zu sein, er hielt sich mit einem Kameraden wochenlang in einer Dachkammer versteckt und als er in Gefahr war, auch dort aufgehoben zu werden, rettete er sich durch einen verzweifelten Streich, indem er in der Dämmerung dicht hinter der ablösenden Mannschaft an das Thor marschirte und während des Ceremoniels der Ablösung in der Dunkelheit verschwand. Auf vielen Umwegen und unter großen Beschwerden schlug er sich nach Königsberg in Preußen durch, dort Theologie zu studiren. Dies Abenteuer erschien dem würdigen Herrn noch in spätern Jahren so gefährlich, daß er es mit frommen Betrachtungen über die rettende Güte des Himmels für seine Nachkommen niederschrieb; und als sein Sohn auch schnell zum wünschenswerthen Soldatenmaß heraufschoß, war die gewöhnliche ängst-

Noch schlimmer aber war das Unwesen, wenn die Werber im Auslande nach Beute suchten. Dort war es schwerer zu fangen und viel schwerer, die Beute bis an die Grenze zu schaffen, da das, was damals Gesetz hieß, den Gefangenen doch zu Gute kommen konnte. Nicht überall, denn nicht wenige Städte und kleine Landesherrn waren so gewissenlos, auch die Werbungen fremder Fürsten auf ihrem Territorium zu begünstigen oder doch zu dulden. Solche Orte waren die Mittelpunkte für ein complicirtes Gewebe von Schurkereien und Intriguen, um unwissende oder verdorbene Leute zu fangen.

In dem Folgenden sollen die Abenteuer eines armen Deserteurs mit seinen eignen Worten geschildert werden. Der Erzählende ist der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, dessen interessante Selbstbiographie schon früher in d. Bl. besprochen wurde. (Grenzboten 1855, No. 24. Seine Lebensbeschreibung zuletzt in vortrefflicher Ausstattung gedruckt: 1852. Georg Wigand. Leipzig.)

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, seiner Heimath, mit seinem Vater beim Holzfällen beschäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräckers den Rath gab, Ulrich solle mit ihm aus dem Thal in die Städte ziehn, um dort sein Glück zu machen. Unter den Segenswünschen der Eltern und Geschwister wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schaffhausen; dort wird er in ein Wirthshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennen lernt. Als sein Begleiter sich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier Handels einig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und ist aufs höchste entrüstet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienst getreten ist, sondern daß er dies ohne seine Vermittlung gethan hat und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab sich später, daß er selbst den Sohn seines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebt eine Zeitlang lustig als Bedienter bei seinem lockern Herrn, dem Italiener Markoni, in neuer Livree, ohne sich sonderlich um die geheime Dienstthätigkeit desselben zu kümmern. Er fühlt sich in seinen neuen Verhältnissen sehr wohl und schreibt einen freudigen Brief nach dem andern an seine Eltern und seine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von seinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geschickt und erst dort merkt er mit Schrecken, daß seine

---

liche Bemerkung des alten Herrn: Wachse nicht so sehr, dich werden die Werber fangen. So gewöhnte sich der Sohn in der Jugend an einen gedrückten Gang und eine krumme Haltung, er selbst hat das seinen Kindern oft erzählt. Als diese aber sein Bild in die Seele schlossen, ging er nicht mehr krumm, sondern sehr aufrecht und gerade, ja er war im Jahre 1813 selbst Kreiscommissar seines Kreises für Werbung von Recruten gewesen, und mit Mühe durch die Vorstellungen seiner Collegen gehindert worden, noch im vorgerückten Mannesalter sich selbst zum Recruten zu machen.

schöne Livree und sein ganzes lustiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm gespielt worden ist. Sein Herr ist ein Werbeoffizier, er selbst ein preußischer Recrut. Von hier an soll er selbst seine Schicksale erzählen:

„Es war den 8. Aprill, da wir zu Berlin einmarschierten, und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwerts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrichsstadt transportirte, mir ein Quartier anwies, und mich dann kurz mit den Worten verließ: „Da, Mußier! bleib Er, bis auf fernere Ordre"! Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht enmal ein Wirthshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwey andere Martissöhne befanden. Nun gieng's an ein Wundern und Ausfragen: Wer ich sey, woher ich komme und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: Ich komme aus der Schweiz, und sey Sr. Excellenz, des Herrn Lieutenant Markonis, Laquai: Die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen; ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sey, und wo er wohne. Hier fiengen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte wainen mögen; und keiner wollte das geringste von einer solchen Excellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsekost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon. Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner seyn müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte, und sagte: „Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd ich dir noch ein Commißbrodt bringen". „Was? vor mich", versetzte ich: „Von wem, wozu"? „Ey! Deine Montirung und Traktament, Bursche! Was gilts da Fragens? Bist ja ein Rekrute". „Wie, was? Rekrute"? erwiedert' ich: „Behüte Gott! da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Markonis Bedienter bin ich. So hab ich gedungen und anderst nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können"! „Und ich sag' dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh' dir dafür. Da hilft itzt alles nichts". Ich. Ach! wenn nur mein Herr Markoni da wäre. Er. Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener seyn, als seines Lieutenants? — Damit gieng er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann"! fuhr ich fort: „Was soll das werden"? „Nichts, Herr"! antwortete dieser, „als daß Er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß Ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man Ihn auf Wasser und Brodt nach der Hauptwache führt, kreutzweis schließt, und Ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis Er content ist"! Ich. Das wär' beym Sacker unverschämt, gottlos! Er. Glaub er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht,

und geht's nicht,. Ich. So will ich's dem Herr König klagen. — Hier lachten alle hoch auf. — Er. Da kömmt er sein Tage nicht hin. Ich. Oder, wo muß ich mich sonst denn melden? Er. Bey unserm Major, wenn Er will. Aber das ist alles umsonst. Ich. Nun so will ich's doch probieren, ob's — ob's so gelte? — Die Bursche lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Thür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Commisbrodt, nebst Unter= und Uebergewehr, u. s. f. und fragte: Ob ich mich nun eines Bessern bedacht? „Warum nicht"? antwortete Zittemann für mich: „Er ist der beste Bursch' von der Welt". Itzt führte man mich in die Montirungskammer, und paßte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an; gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe u. s. f. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig andern Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbey, und befahl jedem einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las' uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrern nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür was ich gern wollte — ich glaube an Aennchen; schwung dann die Fahne über unsre Köpfe, und entließ uns. Hierauf gieng ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagessen, nebst einem Krug Bier, geben. Dafür mußt ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt ich auf vier Tage wirthschaften — und sie reichten doch blos für zweene hin. Bey dieser Ueberrechnung fieng ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentiren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: „Es wird dich schon lehren. Itzt thut es nichts; hast ja noch allerley zu verkaufen! Per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar itzt doppelt armirt; das läßt sich alles versilbern. Und dann des Menage wegen, nur fein aufmerksam zugesehn, wie's die andern machen. Da heben's drey, vier bis fünf mit einander an; kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirn u. d. gl. und kochen selbst. Des Morgens um en Dreyer Fusel und en Stück Commisbrodt: Mittags hohlen sie in der Garküche um en andern Dreyer Suppe, und nehmen wieder en Stück Commis: Des Abends um zwey Pfenning Kovent oder Dünnbier, und abermals Commis." „Aber, das ist beim Strehl ein verdammtes Leben", versetzt ich; und Er: Ja! So kommt man aus, und anderst nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre Waar: Kreide, Puder, Schuhwar, Oehl, Schmiergel, Seife, und was der hundert Siebensachen mehr sind. — Ich. Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen? Er. Ja! und noch viel mehr; wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen u. s. f. wenn er solche Dinge nicht selber kann. — Damit giengen wir in unser Quartier; und ich machte alles so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatt' ich noch Vacanz; gieng in der Stadt herum auf alle Exercierplätze; sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon zum voraus der Angstschweiß von der Stirne troff. Ich bat daher Zittemann, mir bey Haus die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst du wohl lernen!" sagte er: „Aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. „Da geht's dir wie en Bliz!" Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen; wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisieren sollte u. s. f. Nach Crans Rath verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exercieren, las' im Hallischen Gesangbuch, oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah' da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaaren beschäftigen: Oder auf die Zimmerplätze: da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner. Ein andermal in die Casernen u. s. f. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterley Handthierungen trieben — von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren die spielten, soffen und haselierten; andre welche ruhig ihr Pfeifgen schmauchten und discurirten; etwa auch einer der in einem erbaulichen Buch las', und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereyen gieng's eben so her. Kurz in Berlin hat's unter dem Militair — wie, denk' ich freylich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charaktern und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brodt gewinnen kann.

Die zweyte Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatze stellen, wo ich unvermuthet drey meiner Landleute, Schärer, Bachmann und Gästli fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente (Itzenbliz) die beyden erstern vollends unter der nämlichen Compagnie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschieren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße klopfte, schoß mir das Blut in den Gipfel. Unter seinen Händen hätt' ich mein Tage nichts begreifen können. Dieß bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platze manövrirte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter sein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt capiert' ich in einer Stunde mehr als sonst in zehn Tagen.

Schärer war eben so arm als ich: Allein er bekam ein Paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brodt, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm, als auf mir. Indessen waren wir Herzensbrüder; so lang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andere mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war ein filziger Kerl und harmonierte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht

beysammen sein konnten. G. mußten wir in den H**häusern suchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach ins Lazareth. Ich und Schärer waren auch darinn völlig gleichgesinnt, daß uns das Berliner-Weibsvolk eckelhaft und abscheulich vorkam; und wollt' ich für ihn so gut wie für mich einen Eid schwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern sobald das Exercieren vorbey war, flogen wir miteinander in Schottmanns Keller, tranken unsern Krug Rupiner- oder Gottwitzer-Bier (!), schmauchten ein Pfeifgen, und trillerten ein Schweitzerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Lust zu. Etliche Herren sogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen: Meist bestand der Spielerlohn bloß in einer schmutzigen Suppe; aber in einer solchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unsre Lebensart bey Hause; wie wohl's uns war, wie frey wir gewesen, was es hingegen hier vor ein verwünschtes Leben sey, u. d. gl. Dann machten wir Plane zu unsrer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derselben gelingen möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg; und noch am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines allenfalls fehlschlagenden Versuches. Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andre Handwerksleute, oder gar in Weibsbilder verkleidt, in Tonnen und Fässer versteckt, u. d. gl., dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200. Mann, achtmal die lange Gasse auf und ab Spißruthen laufen ließ, bis sie athemlos hinsanken — und des folgenden Tags aufs neue dran mußten; die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch drauf losgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über die Hosen hinabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und todtblaß an, und flüsterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren"! Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle, und tummelten uns wacker. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt, und uns selber so, Jahr ein Jahr aus, coujonirt zu sehn; oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Querre pfahlgerad marschieren, und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen; und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stuhnd und alle Augenblick wie unter Kabisköpfe drein zu hauen drohte. Bey einem solchen Traktament mußte auch der stark-

nervigste Kerl halb lahm, und der geduldigste rasend werden. Und kamen wir dann todtmüde ins Quartier, so giengs schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurecht zu machen und jedes Fleckgen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt seyn. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Unthat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn er auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr ist's, unsre Offiziere erhielten gerade damals die gemessenste Ordre, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sey sonst so Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld. Itzt wurde Marsch geschlagen; Thränen von Bürgern, Soldatenweibern, H** u. d. gl. flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmuth und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden, und riefen: Endlich Gottlob ist unsre Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patrontasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Tornister, mit Wäsche u. s. f. bepackt; item der Habersack, mit Brodt und andrer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen; Flasche, Kessel, Hacken, oder so was; alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreutzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam, wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verschmachtete bald vor Durst.

So marschierten wir den ersten Tag (22. Aug.) zum Köppeniker Thor aus, und machten noch 4. Stunden bis zum Städtchen Köppenik, wo wir zu 30—50. zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groschen traktiren mußten. Potz Plunder, wie giengs da her! Ha! da wurde gefressen. Aber denk' man sich nur so viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Canaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine curiose Wirthschaft! In jedem Haus befand sich ein Offizier, welcher auf guter Mannszucht halten sollte; sie waren aber oft die Fäulsten.*) — —

*) Die Schlimmsten.

Bis hieher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsers Feldpredigers bey Pirna. O ja! dacht' ich: Das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Ordre erhalten, scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: „Heute giebt's was! Heut setzt's gewiß was ab"! Dann schwitzten wir Jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bey einem Gebüsch oder Gehölz vorbeymarschierten und uns verfaßt halten mußten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod, und sah, sobald man wieder ins Freye kam, sich rechts und links um, wie er am schicklichsten entwischen konnte; denn wir hatten immer feindliche Küraßiers, Dragoner und Soldaten zu beyden Seiten. —

Endlich den 22. Septbr. war Allarm geschlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung; in etlichen Minuten ein stundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerstört, aufgepackt, und Allons, Marsch! Itzt zogen wir ins Thal hinab, schlugen bey Pirna eine Schiffbrücke, und formierten oberhalb dem Städtchen, dem Sächsischen Lager en Front, eine Gasse, wie zum Spißruthenlaufen, deren eines End bis zum Pirnaer-Thor gieng; und durch welche nun die ganze Sächsische Armee zu vieren hoch spatzieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden — die ganze lange Straße durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußten. Einige giengen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den Preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter mußten ich, und so viele Tausend andre, nichts von den Umständen der eigentlichen Uebergabe dieses großen Heers. — An dem nämlichen Tage marschierten wir noch ein Stück Wegs fort, und schlugen jetzt unser Lager bey Lilienstein auf.

Bey diesen Anläßen wurden wir oft von den Kaiserlichen Panduren attaquirt, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher todt auf der Stelle blieb und noch mehrere blessirt wurden. Wenn denn aber unsre Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre fein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Pah! wenn's nur denweg hergeht, ist's so übel nicht —

Früh Morgens am 1. Oktober mußten wir uns rangiren und durch ein enges Thälchen gegen dem großen Thal hinuntermarschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunterkamen und zur großen Armee stiessen, rückten wir in drei Treffen weiter

vor und erblickten von Ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem Böhmischen Städtchen Lowositz. Es war Kaiserliche Kavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bey gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr gieng schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen, als aus den Kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment (das im mittlern Treffen stuhnd) durchschnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah' ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hosen; in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen und eine ähnliche Angst, ja Todesbläße, las' man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleisneten. Die geleerten Branzfläschgen (wie jeder Soldat eines hat) flogen untern den Kugeln durch die Lüfte; die meisten soffen ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und Morgens vielleicht keinen Fusel mehr! Itzt avanzierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Potz Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen weg — fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte; sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drey- und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Kavallerie an; wir machten Lücke und liessen sie vor, auf die feindliche losgalloppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben! Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsre Reuterey, von der Oestreichischen geschlagen, und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hatte man das Spektakeln sehen sollen: Pferde die ihren Mann im Stegreif hängend, andere die ihr Gedärm der Erde nachschleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es bereits auf dem rechten sehr hitzig zugieng. Viele meinten, wir müßten noch auf die Kaiserlichen Schanzen sturmlaufen. Mir war's schon nicht mehr so bange, wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beyden Seiten neben mir wegraffeten, und der Wallplatz bereits mit Todten und Verwundeten übersäet war — als mit Eins ungefehr um 12 Uhr die Ordre kam, unser Regiment, nebst zwey andern (ich glaube Bevern und Kalkstein) müßten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sey vorbey. Wir eilten darum mit muntern Schritten die gähen Weinberge hin-

auf, brachen unsre Hüte voll schöne rothe Trauben, assen vor uns her nach Herzenslust; und mir, und denen welche neben mir stunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsre Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchgieng, der auf der andern Seite wieder hinunterführte. Sobald nun unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, gieng ein entsetzlicher Musketenhagel an; und nun merkten wir erst, wo der Haas im Stroh lag. Etliche Tausend Kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen; dieß muß unsern Anführern verrathen worden seyn und wir mußten ihnen darum zuvor kommen: Nur etliche Minuten späther, so hatten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den Kürzern gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Todten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann giengs Hudri, Hudri, mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsre geborne Preussen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und, mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich eines Schiessens fast alle meine 60. Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war, und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles gieng in die freye Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postirten sich die Panduren wieder, und pülferten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preussen und Panduren lagen überall durcheinander; und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestossen. Und nun gieng in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausgieng; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zetter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtodten Opfer dieses Tages alle Sinnen betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa 3. Uhr seyn — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hun-

ten Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber losgieng — um diese Zeit war ich freylich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrapp noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hülf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf; hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwey Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preussen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Todte und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preussen bey mir vorbey: „Komm, „komm, Bruder„! sagten sie: „Viktoria„! Ich rispostirte kein Wort, that nur ein wenig blessiert, und gieng immer noch allgemach fort, freylich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrey-vier-fünf-sechsfachte ich meine Schrite, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von Weitem — zum letzten Mal in meinem Leben — morden und todtschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbey, das voll todter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Fluß nach herunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen so eben auch etliche Kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte, und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den Entschluß, gerad' auf sie zuzulaufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwerts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H.***. dacht' ich, hättet ihr eure Courage bey Lowositz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam, und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwerts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatronirt hatte, verlor sich bald darauf, und nahm das Füsil mit sich. Nun so seys! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf, Schenisek (es mochte eine starke Stunde unter Lowositz seyn). Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Kahn zum Transporte. Da gabs ein Zettermordiogeschrei von Män-

nern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Teich seyn, aus Furcht vor den Preußen; denn alles glaubte sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche derselben hinausgeworfen, hätten wir alle ersaufen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und diese rothen Schnurrbärte begegneten mir aufs manierlichste; gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstuhnden, noch Toback und Brannt-wein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freylich nicht wußte ob ich da mein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte — aber — und dieß war das Beßte — von dem Tumult des Tags noch einen so vertaumelten Kopf hatte, daß dieser Kapitalpunkt mir am allermindesten betrug. Morgens darauf (2. Okt.) gieng ich mit einem Transport ins Kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bey 200. andrer Preußischer Deserteurs an, von denen so zu reden jeder seinen eignen Weg, und sein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubniß, alles im Lager zu besichtigen. Offiziers und Soldaten stuhnden dann bey Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen sollten, als uns bekannt war. Etliche indessen wußten Winds genug zu machen, und ihren dießmaligen Wirthen zu schmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler; und der kleinste Zwerge rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf seiner eignen Flucht in die Flucht geschlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa 50. Mann Gefangener von der Preussischen Cavalerie; ein erbärmlich Specktackel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen; etliche übers ganze Gesicht heruntergehauen, andre ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. s. f. Da war alles ein Aechzen und Wehklagen! Wie priesen uns diese armen Wichte selig, einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu seyn; und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder seinen Duckaten Reisgeld. Dann schickte man uns mit einem Kavallerietransport, es waren unser an die 200., auf ein Böhmisches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgiengen. Dort vertheilten wir uns und bekamen Pässe, je zu 6. 10. bis 12. hoch, welche einen Weg giengen; denn wir waren ein wunderseltsames Gemengsel von Schweitzern, Schwaben, Saxen, Bayern, Tyrolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türken. Einen solchen Paß bekamen unser 6. zusammen bis Regenspurg. —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimath an, aber den schnauzbärtigen Soldaten in seiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine

Geschwister verkrochen sich, seine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen andern geheirathet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Gestalt den Sohn heraus. Aber auch sein späteres Leben in dem einsamen Thal wurde durch die Abenteuer dieser Zeit gestört. Es war ein fremdes, unheimliches Element in ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit. Wir werden so wenig als er selbst seine Desertion als ein moralisches Unrecht verurtheilen; durch Betrug und empörenden Zwang zur Fahne geschleppt, ohne ein gemüthliches Interesse an dem Kampf, in den er geschleudert worden war, wie sollte da ein Gefühl der Pflicht in einer sonst gut gearteten und feinfühlenden Natur erwachsen? — Hier aber möge sein Schicksal, das, verglichen mit dem Geschick andrer, die ein ähnliches Unheil traf, immer noch zu den günstigsten gehörte, als ein Beispiel gelten, wie die Gewaltthätigkeit der Staatsraison vor hundert Jahren mit dem Leben, der Freiheit und dem Lebensglück der Einzelnen geschaltet hat.

Correspondenzen.

Pariser Brief. — Wenn Sie dieses Schreiben erhalten ist wieder ein Jahr der Geschichte anheimgefallen, ein Jahr so reich an Ereignissen, so mannigfaltig an Erscheinungen, die den menschlichen Geist interessiren, daß es keine leichte Aufgabe ist, auch nur in summarischer Uebersicht einen vollständigen Begriff von dem Inhalte dieses kurzen Zeitabschnitts der Geschichte der Gegenwart zu geben. Die Bedeutung des verflossenen Jahres liegt in großen Ereignissen wie in kleinen Zufälligkeiten, in Einzelheiten, welche dem befangenen Auge des Zeitgenossen entgehen oder die bei ihrer idealen Beschaffenheit vor stärker auftretenden, geräuschvoller sich kundgebenden Thatsachen augenblicklich in den Hintergrund treten.

Dieses Jahr des Krieges, der Krankheit und der Noth hatte noch Thatkraft genug, die Blüten des menschlichen Fleißes und der europäischen Kunst zu hoher Entfaltung zu bringen, der Versöhnung lange entzweiter Nationen einen unverlöschlichen Ausdruck zu geben. Wir finden in dieser Gleichzeitigkeit von sonst Unvereinbarem den wesentlichen Charakter einer neuen Zeit, die zum ersten Male praktisch zur Erscheinung kommt. Das Vorrecht des Kriegers, unter dessen gewichtigem Tritte sonst alles geistige Leben verkümmern mußte, allein das Interesse und die Theilnahme der Welt in Anspruch zu nehmen, so wie er ins Feld zieht, ist nicht mehr, und trotz der Achtung, welche Männer stets erwerben werden, welche im Dienste einer Idee oder eines allgemeinen Interesses ihr Leben einsetzen, trotz der Sympathie, welche wir für Tapferkeit und geistige Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde mit Recht hegen, unsre Gedanken haben lange nicht mehr die beschränkte Richtung, welche im Kriegshandwerke, und mag es mit noch so großer Virtuosität betrieben werden, das Höchste erkennt. Unsre Anschauung hat eine wesentliche Umgestaltung erfahren und werden wir dem tapferen Angriffe auf der einen, dem hartnäckigen Widerstande auf der andern Seite die Anerkennung nicht versagen, so weilen wir

doch mit größerem Wohlgefallen bei den Fortschritten, welche den Krieg vergessen ließen und das Verhältniß der feindlich sich gegenüberstehenden Parteien um so vieles menschlicher gemacht haben. Auch Rußland, das in der Civilisation dem Westen so weit nachsteht, kann sich der allgemeinen Entwicklung nicht mehr entziehen und für dieses Land wird der Krieg durch seinen Einfluß auf die Soldaten von großen Folgen sein. Wie die Römer von ihren griechischen Sklaven Civilisation erwarben, so wird Rußland aus den Kriegserfahrungen, welche unmittelbar seine Demüthigung bedeuten und, wir hoffen, auch zu seiner Besiegung führen werden, den größten Nutzen schöpfen. Und sehen wir ins Lager der Alliirten, in die jenes großartige Schlachtfeld umgebenden Theile. Wie ganz anders äußern sich heute die Wirkungen jenes Krieges. Was der Druck von Jahrhunderten nicht vermocht, das bewirken diese wenigen Jahre des Krieges — Eisenbahn, Telegraphen, Leuchtthürme, geregelte Polizei, blühender Handel und in entfernterer Aussicht die Durchstechung der Landenge von Suez sind ebensoviele Civilisationsblüten, welche dem vom Blute so vieler Tapfern gedüngten Boden entsprießen. Wenn es noch einer Rechtfertigung dieses Krieges, einer Heiligung der Europa auferlegten Opfer bedürfte, diese noch vor dem Siege Geltung findenden Thatsachen sprechen für den Westen gegen den Osten.

Der Anfang des eben schließenden Jahres kündigte sich betrübt genug an — Krankheit und erfolglose Kämpfe hatten die trügerischen Hoffnungen auf den schnellen Fall der Festung, an deren Schicksal die öffentliche Meinung auch das Schicksal des Krieges fälschlich knüpfte, auf lange zurückgedrängt und der stolze Autokrat, welcher seiner Nation eine Mission aufbürdete, der sie nur in seiner ehrgeizigen Verblendung gewachsen war, triumphirte wieder und sah seine Anhänger sich mehren. Der „Koloß" wurde wieder in den Kinderstuben der politischen Ammen zum Gegenstande der beliebtesten Märchen und Sagen. Nur er selbst war stutzig gemacht, er fühlte, daß er der eignen Kraft zu viel zugemuthet habe und daß er sich über den Zustand der europäischen Meinung in keiner geringeren Täuschung befand als seine Diplomaten von irrigen Voraussetzungen ausgingen, als sie ihren Herrn und Kaiser auf dem falschen Wege bestärkten, den er hochmüthig eingeschlagen hatte. Kaiser Nikolaus war in seinem Stolze gebrochen und diese kräftige Natur erlag dem moralischen Kampfe, der verhaltenen Reue, die auszusprechen er auch auf dem Todtenbette nicht Muth fand. Dieser Tod war kein historisches Ereigniß, der Zar hatte sich überlebt, und auf der andern Seite war der Kampf so weit gediehen, daß Alexander II., dessen persönliche Neigungen bei selbstständiger Wahl ihn auf eine andere Bahn gezogen hätten, sich gezwungen sah, die blutige Erbschaft zu übernehmen. Es verhielt sich mit dem Tode Kaiser Nikolaus wie mit jenem von Ludwig Philipp, es verwirklichte sich keine der Voraussetzungen, die damit in Verbindung gebracht wurden, weil vorhergegangene Ereignisse diese Träger früherer Zeiten um ihre persönliche Bedeutung gebracht hatten. Wer denkt heute noch an jenen Staatsmann, welchen die öffentliche Meinung als dritten des gegenfreiheitlichen Triumvirats bezeichnete, ja wol, wer denkt noch an den Fürsten Metternich, der seine greisen Tage in stiller Zurückgezogenheit auf seiner Villa bei Wien verlebt?

Der Zar hatte wenigstens nicht den Schmerz, den Fall der Festung Sebastopol mit anzusehen — er starb im Vorgefühle dessen, was da kommen mußte. Mit

Sebastopol fiel aber auch der Nimbus der russischen Unbesiegbarkeit und der Eindruck, den dieser theuer erkaufte und lang angestrebte Sieg in Europa hervorrief, war um so größer, als der Westen mit der militärischen Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde zugleich seine geistige Hegenomie auf dem Felde der Industrie und der Kunst bethätigen konnte.

Der Besuch der Königin von England, die herzliche Aufnahme, welche sie hier gefunden, bewies, daß die nationalen Vorurtheile gern schweigen, so wie das richtige Verständniß gleichartiger politischer und geistiger Interessen zur Sprache kommt. In dieser Richtung bleibt noch vieles zu thun und die Franzosen haben die Tragweite, welche die englische Allianz für ihre freiheitliche Entwicklung auf dem Gebiete der Politik, des Handels und der Industrie nothwendig haben muß, noch lange nicht genug gewürdigt. Sie nehmen es den Engländern übel, daß sie unter den Opfern des Krieges weniger leiden, als sie selbst und sie verkennen ganz, daß dies zum großen Theil ihre eigne Schuld sei, indem sie den internationalen Verkehr nicht so zu benutzen wissen, als die modernen Carthaginienser, obgleich sie ebensoviele Mittel in Händen haben, als jene. Man darf nur den Aufschwung betrachten, welchen die Kriegsmarine in Frankreich während der Kriegsjahre genommen hat, um sich einen Begriff von den Ressourcen dieses Landes zu machen. Ist es gleichfalls die Schuld der Engländer, daß die Franzosen mit der Cultur in Algier noch nicht einmal so weit gekommen sind, daß dieses fruchtbare Land trotz gesegneter Ernten sich selbst ernährt oder gar verspricht, die Vorrathskammer des Mutterstaates zu werden? Sie haben kaum den Anfang dazu gemacht, die Civilisation dieses Landes in einem andern Sinne, als im militärischen der Niederhaltung einen Gegenstand ernster Bemühungen werden zu lassen. Je länger aber ihre innigen Beziehungen zu England dauern, um so mehr werden die beiden Nationen voneinander lernen und annehmen. Der Schlag, den die englische Aristokratie erhalten, die Reform der verrotteten Administration, die in dem Kriege mit Rußland und aus der Allianz mit Frankreich einen so wirksamen Anstoß erhalten hat; der Beginn einer dem Freihandel freundlicheren Politik in Frankreich sind wol Anfänge von solcher Bedeutung, daß man ohne Uebertreibung Größeres von der Zukunft erwarten kann. Schon aus diesem Grunde stehen wir nicht an, die Fortdauer des Krieges zu wünschen, denn wenn es jetzt zum Frieden käme, würde sich bald ein Zwiespalt geltend machen, der in der verletzten Eitelkeit der Engländer und im militärischen Stolze der Franzosen nur zu viel Nahrung fände.

Daß aber der Einfluß der englischen Bildung auf die französische nicht blos auf materiellem Gebiete sich zu äußern berufen ist, davon geben sich schon jetzt vielfache Symptome kund. Im Innern Frankreichs sieht es in politischer, wie in sittlicher Beziehung traurig genug aus, dies beweist schon die Theilnahmlosigkeit gegenüber einem Kriege, welcher einen alten Wunsch der Freiheitsfreunde erfüllend, zugleich Frankreich eine Stellung verleiht, die es seit Napoleon I. verloren hatte. Zwar glaube man nicht, daß der Rausch, welcher von der pariser demoralisirten Börse ausgehend, sich des Landes bemächtigt hat und Frankreich das Ansehen einer Nation von Agioteuren gibt, die politische Opposition erstickt hat. Der gegenwärtige Zustand der Presse und das öffentliche Unterrichtswesen verhindern zwar den energischen Ausdruck derselben, aber man stemmt sich darum mit um

so größrer Energie gegen die Tendenzen des Pfaffenthums, welche unser Regime consequent so lange unterstützt, als sie seinen Zwecken dienen. Bei der Bildungsstufe der Franzosen ist es natürlich, daß sie auf den Protestantismus, welcher ihnen in England als Hort der individuellen Freiheit in die Augen springt, mit Zuneigung blicken, und daß eine Bewegung sich Bahn bricht, welche vom Deismus Voltaires ausgehend, diesem einen positiven Inhalt zu geben sucht. Die religiöse Erziehung, welche namentlich die Frauen in Frankreich erhalten, läßt diesen Uebergang sehr vielen als wünschenswerth erscheinen und man würde erstaunen, wenn man die Anhänger zählen könnte, welche die freie protestantische Gemeinde seit dem Staatsstreiche gewonnen hat. In dem Maße, als sich Mönche und Nonnenklöster in Frankreich mehren, Dank sei es der Gastfreundschaft, welche der Kaiser diesen veralteten Anstalten verleiht, in dem Maße fallen auch die frömmsten Anhänger des Katholicismus von diesem ab, weil sie die Segnungen des alleinseligmachenden Cultus nicht mit ihrem sittlichen Wollen vereinbar finden. Es sind grade die Frommen, welche mit aller Kraft ihres Einflusses auf die Begründung einer freien Kirche hinarbeiten. Die Indifferenten haben ihre Augen auf andre Zwecke gerichtet, sie hoffen, daß der erste coup de balai, wie man hier sagt, das alte Zeug wegfegen werde.

Und somit ist auch das Verhältniß der gegenwärtigen Regierung zur Nation gegeben. Sie kann keinen festen Boden im Lande fassen, so lange sie die gegenwärtigen Bedingungen ihrer Existenz nicht umgestaltet. Es wurde oft in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß der Kaiser seit dem 2. December 1851 alles versucht, was außerhalb der liberalen Interessen gewagt werden darf, um sich die Neigung seines Volkes zu erwerben. Mehr als die Republik hat er ein Augenmerk für die Bedürfnisse der arbeitenden Classen und indem er auch der Freude am militärischen Ruhme dieses Soldatenvolkes Geltung verschafft, müßte man glauben, daß seine Regierung im Herzen des Landes große Fortschritte gemacht habe. Dem ist nicht so. Sie wird gehalten, ihre Erhaltung wird grade von denjenigen Classen gewünscht, die sich verhältnißmäßig zurückgesetzt sehen. Jetzt, wo die Presse sich nur durch Schweigen als Opposition geltend macht, gibt es nur selten Gelegenheit, positive Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung einzusammeln, da wir von dem Bestehen geheimer Gesellschaften und den daraus entspringenden Widerstandsversuchen absehen müssen. Solche Erscheinungen hat es noch unter jeder französischen Regierung gegeben und wird es so lange geben, als die Centralisation und die Vormundschaft der in Paris herrschenden politischen Partei oder das Militärregiment oberster Grundsatz bleibt. Worauf wir mehr Gewicht legen, das sind die Manifestationen, welche von der Regierung hervorgerufen, von dieser offenbar unterstützt werden.

Nehmen wir z. B. die gestrige Feierlichkeit zu Ehren der aus der Krim heimkehrenden Truppen. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß die Hälfte von Paris auf den Beinen war, um das interessante Schauspiel mit anzusehen, die tapfern Landsleute in Augenschein zu nehmen, die im Interesse einer großen Sache so vieles geduldet und zum Ruhme des Vaterlandes sich so gut geschlagen haben. Wir hatten vorausgesetzt, daß sich allgemeine Begeisterung aussprechen würde — eine jener liebenswürdigen Demonstrationen, wie sie diesem beweglichen, leicht impressionirbaren Volke so wohl anstehen. Waren doch auf eine officiöse Einladung der Re-

gierung alle Ateliers geschlossen und die Arbeiter, die Leute aus dem Volke in großer Mehrzahl vorhanden. Sie sahen ihre Brüder, die sonnegebräunten, abgemagerten Krieger, ihnen voraus die Verwundeten, alle im Feldaufzuge an sich vorübermarschiren — wir hatten darauf gezählt, eine jener begeisterten Scenen aus der Republik zu erleben, denn wenn je war es an diesem Tage an der Zeit, alles zu vergessen und nur die Sache im Gedächtnisse zu behalten, für welche die Heimkehrenden gekämpft hatten. Schreiber dieser Zeilen selbst konnte sich einer großen Bewegung nicht erwehren, wenn er die Ereignisse alle überdachte, welche der Krieg gegen Rußland bereits ins Leben gerufen hat und noch ins Leben rufen wird. — — — Und wie fiel die Aufnahme aus? Wohlwollend, herzlich, aber keine Spur von jener Trunkenheit, von jener Begeisterung, welche den Franzosen eigen ist, so wie sie in tiefster Seele bewegt werden. Es war eine elegante Manifestation, aber keine populäre und nur ganz ausnahmsweise schien die Stimmung, nach den warmen und lauten Begrüßungen zu urtheilen, mit denen Canrobert, das Linienregiment, das den Zug der Heimkommenden eröffnete und die tapfern Zuaven empfangen wurden, eine erhöhte zu sein. Die Nationalgarde, welche Spalier machte, äußerte ihre Freude ebensowenig enthusiastisch, als das Volk selbst und wer wie wir mit früheren Schauspielen ähnlicher Art Vergleiche anstellen konnte, dem mußte der Mangel an Wärme auffallen. Diese Erscheinung ist um so bemerkenswerther, als die Franzosen im Privatgespräche mit sehr betontem Selbstgefühl von ihren Truppen sprechen und alle ohne Ausnahme den Krieg billigen und es löblich von jedermann finden, den die Pflicht ruft oder der Beruf treibt, seinen Arm dem Kampfe gegen Rußland zu widmen.

Es hätte unsrer Ansicht nach nicht der Beurtheilung bedurft, welche die vom Kaiser im Manuscript gelesene Broschüre Dureyniers in England gefunden hat, um einen Mann von Napoleons Scharfblick zu überzeugen, daß er mit dem Kriege noch nicht erreicht habe, was er von diesem erwartet hatte. Die gestrige Manifestation muß genügen. Die Armee ist noch nicht befriedigt, weil sie zwar viel erobert, aber noch kein dem französischen Genie angemessenes Terrain gefunden hat und Frankreich nicht, weil es nicht die Folgen des bisher Geleisteten zu ermessen weiß oder mit Bewußtsein als unzureichend erkennt. Wir gehen einem neuen Kriegsjahre entgegen, denn so nachgiebig, als Rußland sich zeigen müßte, um in Frankreich und England die für den Krieg sprechenden Interessen zum Schweigen zu bringen, so nachgiebig wird es nicht sein.

Konstantinopel, 24. December. — Rußland und das kaspische Meer. Die Weltlage, welche der Krieg hervorgerufen, hat das Auszeichnende, daß es nicht ein Hauptpunkt ist, an welchen sich das allgemeine Interesse heftet. Die Kriegstheater in Armenien, in Imeretien, an der nördlichen cirkassischen Küste, in Taurien und an den Mündungen der Donau nehmen nur kleine Bruchstücke eines großen Bogens ein. Denn zu der nämlichen Peripherie sind auch die Punkte Reval, Kronstadt, Sweaborg u. s. w. zu rechnen; desgleichen Kola in Lappland und Petropaulowsk in Kamtschatka; die Mündung des Amur fällt in sie hinein und die der Dwina. Es liegt nicht außerhalb der Möglichkeit, daß zu der Zahl der eben genannten Kriegstheater am Pontus andere am baltischen Meere treten

werden, ja die jüngst stattgehabten Streitigkeiten zwischen dem britischen Consul, Herrn Murray und dem Hofe von Teheran, von denen man hier noch nicht weiß, welchen Ausgang sie genommen, stellen sogar die Eventualität einer Hineinziehung der Küstenländer des kaspischen Meeres in die Sphäre des Krieges für den Augenblick in den Vordergrund.

Wenn heute der Divan des Schah mit dem Vertreter Englands ernstlich brechen sollte, so würde er es nur infolge russischer Einflüsse thun. Der alsdann zwischen der großen britischen Weltmacht und Persien unvermeidliche Kampf würde von dem letzteren Reich als einen Vorstreiter und Verbündeten Rußlands geführt werden, was nicht ausschließt, daß der Krieg zunächst Persien selbst zum Schauplatz nehmen würde, von wo er alsdann die Uferländer des großen Binnensees, mit Hilfe einer dort schnell errichteten britischen Flotille entlang getragen und letztlich an die Mündung der Wolga versetzt werden dürfte. Russischerseits würde er dem vorherrschenden Einfluß in Persien, englischerseits dem festen Fußfassen an den kaspischen Gestaden und der Beherrschung dieses Meeres gelten.

In Hinsicht auf die vom modernen Zarthum gehegten Weltpläne ist es äußerst belehrend, die Vorschritte der russischen Macht, am West- wie am Ostufer der kaspischen See näher ins Auge zu fassen. Der (russische) Selbstherrscher, welcher als der erste die unermeßliche Bedeutung des großen Bassins für eine innerasiatische Politik aufzufassen verstand, war Peter der Große, und bereits unter seiner Regierung rückten die Moskowiter hier bis zu Punkten vor, die, nachher aufgegeben, erst in neuerer Zeit wieder erreicht worden sind. Daß Peter auf seinem Kriegszuge gegen Persien längs dem Westgestade des Binnenmeers tief nach Süden vordrang, der gewonnene Besitz aber nicht erhalten werden konnte, ist ziemlich allgemein bekannt. Aber nicht nur den einen Weg, um von Rußland zu Lande nach Südasien zu gelangen, quer über den kaukasischen Isthmus, sondern auch den nächstgelegenen anderen, zwischen dem kaspischen und dem Aralsee faßte er ins Auge. So weit mir bekannt, legte er vor etwa hundertundvierzig Jahren auf der steinigen Halbinsel am Ostufer des ersteren Meeres, welche vom karaganschen Gebirge durchzogen wird, und die man, gleichnamig mit der südlich davon gelegenen Wüste, Mangyschlak nennt, ein Fort an, von dem auf den Karten die Reste wol noch mit dem Namen Ujol Peitron angedeutet sind. Die drei bedeutenden Regenten, welche Rußland in den letzten neunzig Jahren aufzuweisen hat, die große Katharina, Alexander und Nikolaus, waren zu sehr von mittel- und westeuropäischen Angelegenheiten beansprucht, um ihre Aufmerksamkeit nach dieser entlegenen Weltgegend richten zu können; erst vor nicht gar langer Zeit durchreiste der russische Forscher und politische Agent Iwanin die Landschaften in der Nordostecke des großen Binnensees. Nach Andeutungen, welche Professor Neumann in der Allgemeinen Zeitung vor etwa drei Jahren gegeben, scheinen die Veröffentlichungen der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg eine genauere Einsicht in die nach dieser Richtung hin entfaltete Thätigkeit zu gestatten. Er führt an, daß Herr Iwanin auf Mangyschlak ein neues Fort (Nowopetrowsk) anlegte, und eine regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen dort und Archangel etablirte. Ziemlich gleichzeitig mit diesem Agenten durchzogen zwei andere, die Herrn Bolotoff und Chanykow die Gegenden zwischen dem Ural (Jack) und dem Aralsee, und nahmen den letzteren durch

Dampfschiffe in Besitz, von denen es heißt, daß sie stückweise von der Halbinsel Mangyschlak dorthin gebracht und sodann zusammengesetzt wurden.

Man kann sich schwer verbergen, daß, wenn diese neuere Thätigkeit vorerst auch nur den Zweck hatte, Positionen zur Ausbeutung der politischen Verhältnisse in Innerasien zu gewinnen, deren letztes Ziel dennoch weiter gelegen ist, und mit den beiden Hauptgedanken der russisch-orientalischen Politik in Zusammenhang zu bringen ist: einmal Europa von Asien durch eine territoriale Scheidewand zu trennen, und sodann Englands Herrschaft in Indien ins Herz zu treffen. Um Europa von Asien zu trennen, soll das kaspische Becken dienen, indem es ihm eine weite maritime Operationsbahn gegen Persien öffnet. Es würde nicht sehr viele Anstrengungen kosten, bei Astrachan eine russische Armee zu sammeln, sie bei Asterabad zu landen, und gegen Teheran vorrücken zu lassen. Für den anderen Zweck dagegen, nach Indien zu gelangen, was ein in ungleich weiterer Ferne gelegenes Unternehmen sein würde, will es scheinen, als wenn Rußland eine Route vorbereite, auf welcher Astrachan, Nowopetrowsk und der Aralsee die ersten Stationen sein würden. Diese riesigen Plane vereitelt England, wenn es heute, durch einen Conflict mit Persien, bis zum kaspischen Gestade gelangt.

Literatur. Periodische Werke und Fortsetzungen angefangener. Der Feldzug in der Krim 1854—1855 dargestellt in einer Sammlung von fast ausschließlich officiellen Berichten beider kämpfenden Parteien. 3. und 4. Heft. Enthaltend die Monate Mai bis September 1855 bis zur Erstürmung Sebastopols. Nebst vier Planskizzen. Leipzig, F. L. Herbig. — Die neuen Hefte bringen den wichtigsten Abschnitt des Kampfes in der möglichst vollständigen Sammlung von Documenten, welche der Oeffentlichkeit zugänglich geworden sind; außer den officiellen militärischen Berichten beider Parteien auch die wichtigern Tagesbefehle der Commandirenden, Armeebefehle, Auszüge aus amtlichen Zeitungen, nach Monaten und Tagen geordnet, und in den Skizzen eine sorgfältig gearbeitete Uebersicht der militärischen Aufstellungen, detaillirter, als dies sonst bei militärischen Gelegenheitswerken zu geschehen pflegt. So empfiehlt sich die Sammlung sowol als Lectüre für Zeitungsleser, wie als Quelle für Kriegsgeschichte. —

Von dem bereits angezeigten Wandatlas für allgemeine Erdkunde und physische Erdbeschreibung zum Gebrauch beim methodischen Schulunterricht von L. Ewald ist die zweite Blättersammlung, Europa, in Farbendruck ausgeführt von Bauerkellers Präganstalt, Jonghaus & Venator, Darmstadt, erschienen. Der Farbendruck ist kräftig und rein, die Methode der Zeichnung, Berg- und Flußsysteme von ausnehmender Deutlichkeit. Das Deckelblatt enthält eine Zusammenstellung der Höhen und die Namen aller in der Karte eingetragenen Berggipfel und eine Uebersicht über den Flächenraum der Berge und Tiefländer Europas. —

Seit die meisten Tagesblätter Deutschlands keine Sonntags- oder Montagsnummer ausgeben, sind eine Anzahl kleinerer periodischer Unternehmungen entstanden, welche bemüht sind, dem leselustigen Publicum auch für diese Tage Stoff zu geben. Ihre Einrichtung ist sehr verschieden. Außer den Berliner Montagsblättern, welche vorzugsweise politischen Inhalt haben und Localinteressen be-

sprechen, ist vor andern zu erwähnen das Bremer Sonntagsblatt, welches auch in weitern Kreisen Verbreitung gefunden hat und diese durch sorgfältige Redaction und spannenden Inhalt verdient. In ähnlicher Weise, aber anspruchsloser, sehr billig (Preis für das Vierteljahr 10 Sgr.) erscheint das Weimarer Sonntagsblatt. In dem Prospect sind eine Anzahl guter Mitarbeiter aufgeführt, und es ist dem Blatt das ernste Bestreben anzusehen, zu guter Unterhaltung zu dienen. Eine bestimmte literarische Bedeutung gewinnt es dadurch, daß es sich zur besondern Aufgabe macht, aus Weimars großer Vergangenheit und der classischen Zeit unsrer Literatur noch Unbekanntes, Correspondenzen, Traditionen und ähnliche Berichte, wie sie sich an Ort und Stelle erhalten haben, mitzutheilen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß manches noch Unbekannte von hohem Interesse dadurch zu Tage kommen kann. Beide Wochenschriften mögen sich unsere Journalleserirkel nicht entgehen lassen. —

Europäische Chronik 1855, herausgegeben von Dr. A. Buddeus. 3. Bd. Juli, August, September. Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag. — Dies neue Unternehmen hat in den neun Monaten seines Bestehens große Anerkennung und Verbreitung gefunden. Es ist in unsrer Zeit, die wir so oft als eine Periode der Abspannung beklagen, doch ein erfreuliches Zeichen, daß ein so ernst angelegtes Unternehmen schnellen Erfolg hat. Bei einer Vierteljahrsschrift hat der Herausgeber allerdings den Vorzug, mit größerer Sammlung eine Uebersicht über die Ereignisse der letzten Vergangenheit zu gewinnen; dagegen ist ein nicht gewöhnlicher Fleiß und eine unausgesetzte Sorgfalt nöthig, um aus den vagen Nachrichten, welche sich beständig ergänzen und widerlegen, das Wahre herauszufinden. Freilich noch einige andre Eigenschaften, wozu nicht in letzter Reihe ein tüchtiger patriotischer Sinn gehört. Aus der Kritik der Ereignisse, so vorsichtig sie auch auftreten muß, ist diese beste Eigenschaft des Publicisten sehr wohl herauszuempfinden. Der vorliegende Band kann vorzugsweise Interesse beanspruchen, da er die entscheidenden Affairen auf dem Kriegsschauplatz und die Berichte über die Industrieausstellung enthält. —

Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. Herausgegeben von Otto Hübner. Vierter Jahrgang. Leipzig, H. Hübner. — Auch dieser Jahrgang enthält einen Reichthum an statistischemMaterial mit der bekannten Virtuosität des Herausgebers verarbeitet. Voran stehen die Verhandlungen über den Sundzoll in den preußischen Kammern, dann kommen als Hauptartikel: der deutsche Zollverein, das deutsche Bankwesen, Versicherungswesen, Eisenbahn, Seeschiffahrt und Rhederei, Auswanderung und Telegraphenvereine. Die Fülle von wichtigem Material und die gute Redaction haben das Unternehmen zu einem unentbehrlichen Handbuch für Staatsmänner, Publicisten und Handelskammern gemacht. —

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Charaktere des sechzehnten Jahrhunderts.

1.

Nicodemus Frischlin.

Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Von David Strauß. Frankfurt a. M., literarische Anstalt. —

„Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menschenlebens bedingt ist durch Beschaffenheit und Maß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den umgebenden Kräften, in deren Wechselspiele sie sich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder siegreich sich auslebt, oder kämpfend zerbricht, oder auch gegenstandlos verkümmert: so hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichsam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meisten davon ab, ob es einer auf- oder absteigenden Geschichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder des Verfalles angehört. So durchdringt alle bedeutenden deutschen Lebensläufe von der Mitte des 15. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein, das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit; die Persönlichkeiten zeigen sich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politischen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit und dadurch an Trübung der Idee keineswegs fehlt, so verharren doch die Individuen in ihrem Dienste, bleiben objective Naturen, deren Betrachtung selbst bei tragischem Ausgang, wie Huttens, doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt. Nun pflegen aber gegen das Ende einer solchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit frischer Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausstattung an Kenntnissen und Fertigkeiten herankommt: jetzt entzieht sich der begabte Einzelne dem Dienst der Idee, gebraucht sie wol gar als Werkzeug zu persönlichen Zwecken, indem er seine Kraft, Klugheit, Gelehrsamkeit zur Geltung und Herrschaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung seiner Besonderheit, Verfolgung seiner Einfälle und Grillen, eine subjective Befriedigung sucht."

So beginnt David Strauß sein neues Werk, wiederum eine höchst dankenswerthe Bereicherung der deutschen Sittengeschichte. Es ist wunderlich, was zuweilen das Publicum an seine Schriftsteller für Forderungen stellt. Strauß hatte mit seinem Leben Jesu einen Feuerbrand in das Lager der Theologie geworfen, seine Dogmatik ging wenigstens ungefähr in derselben Richtung, und nun verlangte man fortwährend neue revolutionäre Thaten und war sehr unangenehm überrascht, als Strauß sich in gelehrte Detailstudien vertiefte, die mit dem revolutionären Trieb der Zeit nicht das Geringste gemein hatten. Sobald in Deutschland irgendeine neue Bewegung entstand, rief der französische Kritiker unsrer deutschen Zustände, Herr Taillandier: Wo ist denn Strauß? Warum gibt er nicht sein Gutachten über diese neue Wendung der Dinge ab und erfüllt damit die Verpflichtung, die er gegen das deutsche Publicum übernahm, als er das Leben Jesu schrieb? Zum Theil, wenn auch nur indirect, hat Strauß auf diese Fragen in seinem Märklin geantwortet. Er ist durchaus eine theoretische Natur. Die religiösen Fragen, die in der Zeit seines ersten Auftretens das Gemüth und die Einbildungskraft der Menge bewegten, waren für ihn nur wissenschaftliche Probleme. Die Lösung, die er überhaupt geben konnte, hat er bereits gegeben, und dieselbe auf das wirkliche Leben anzuwenden, konnte ihm nicht einfallen, weil sie ihm selbst nicht klar war. Die Stellung, die er in der revolutionären Entwicklung unsrer Tage einnimmt, ist fast eine zufällige. Strauß ist eine viel zu keusche und zarte Natur, um ernsthaft in eine Bewegung eingreifen zu können, die eine rücksichtslose und durchgreifende Hand verlangt. Das Feld, auf das er sich in neuerer Zeit begeben hat, ist vielmehr seiner Natur vollkommen angemessen. Er hat ein sehr feines Auge für einzelne feine Züge des Seelenlebens und einen ungewöhnlichen Scharfsinn, die Fäden aufzufinden, welche dieselben mit der philosophischen Entwicklung der Zeit verbinden.

Die vollständige Anschauung eines historischen Zeitalters gewinnen wir nur aus der detaillirten Darstellung, wie sie die eigentliche Geschichtschreibung nicht geben kann; und da der historische Roman bei uns nicht gedeihen will, so ist die biographische Entwicklung merkwürdiger Persönlichkeiten das einzige Mittel, diese Seite der Geschichte zu ergänzen. Mancher Leser wird sich wundern, wie man einen an sich nicht bedeutenden Mann mit so großer Ausführlichkeit behandeln darf; aber die Bedeutung ist etwas Relatives; grade seine Schwächen machen Frischlin zum getreuen Abbild seiner gleichfalls abgeschwächten Zeit.

Die Glaubensverbesserung, wie sie im Anfang des Jahrhunderts angestrebt wurde, hatte ihre productive Kraft verloren und war in dem Pfuhl theologischer Streitigkeiten versunken; dagegen versuchte der Humanismus, der zuerst von der Reformation in Schatten gestellt und beeinträchtigt war, sich von dem

kirchlichen Interesse wieder frei zu machen. Zu einer wirklichen Neubildung kam es auch auf diesem Gebiete nicht. Die bessern Köpfe suchten die neuesten grammatischen und kritischen Forschungen der Nachbarvölker für Deutschland fruchtbar zu machen, das sie in seinem theologischen Eifer außer Acht gelassen hatte. Frischlin erscheint als Epigone der großen Humanisten des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts, deren Streben weniger auf historisch-kritische Erforschung, als auf praktische Aneignung der alten Sprachen, auf verständige Auslegung und künstliche Nachbildung der classischen Sprachdenkmale gerichtet war. In seinem renommistischen Selbstgefühl dagegen, seiner unbändigen Rauflust, seinem glücksritterlichen Wandern und Dienstwechseln spukt schon etwas von der Art jener kühnen Abenteurer vor, die in der Entfesselung aller Kräfte während einer dreißigjährigen Kriegszeit sich Namen, Geltung und ungebundene Existenz zu erringen strebten. Gleichzeitig begann allmälig die deutsche Dichtung aufzublühn, und Frischlin versuchte sich nicht ohne Anlage auch auf diesem Gebiet; aber er war zu sehr Philolog, um nicht das glänzende Geschäft einer classischen Nachbildung der großen lateinischen Dichter dem mühsamen einer Arbeit auf ungeebneten Wegen vorzuziehen.

Nicodemus Frischlin wurde 1547 in Tübingen geboren und schon 1568 wurde ihm die lectio poëtices auf der Universität Tübingen übertragen. Er suchte die Formen der lateinischen Poesie, namentlich des Virgil, den er für den größten Dichter hielt, beizubehalten, dagegen christliche Ideen in dieselben einzuführen, wobei es ihm denn doch wol zuweilen unbewußt begegnete, daß der Humanismus über das Christenthum den Sieg davontrug. Sein Hauptgeschäft bestand theils in Paraphrasen d. h. in Uebertragungen aus der schwer verständlichen poetischen Sprache in das allgemein geläufige prosaische Latein, theils in Disputationen, in denen er die Schüler zu eigner Thätigkeit anzuregen suchte. Seine Arbeitskraft und seine Wirksamkeit war groß; aber die freie Art, in der er sich über seine Collegen äußerte, erregte bald die allgemeine Unzufriedenheit derselben; namentlich stellte sich der Professor Crusius, ein trockner, boshafter Pedant, an die Spitze seiner Gegner und ging bald in seinem Haß so weit, daß er darüber ein förmliches Tagebuch führte. Frischlins Gehalt war klein; er hatte sich früh verheirathet und mußte bald eine zahlreiche Familie versorgen, allein die Mißgunst des Senats schnitt ihm jede Beförderung ab. Man warf ihm vor, er sei dem Trunk ergeben, und freilich bekannte Frischlin, „daß er lieber Wein, dann Bier und Wasser trinke, überkomme auch bessere spiritus vitales und poeticos von dem Wein, dann von Bier oder Wasser, aber was thue das, wenn er und andere Poeten bisweilen einen starken Trunk, ohne Versäumniß ihres Amts, ad refectionem ingenii thue? Geistlichen Würdenträgern, Juristen, Aerzten, stehen strenge Sitten an: von einem freien und freimüthigen Dichter dürfe man nicht Gleiches fordern.“ —

Die Hauptsache war der Brotneid der gelehrten Pedanten gegen einen rücksichtslos emporstrebenden Mann, der schon damals mit dem vermessenen Unternehmen umging, eine neue Rhetorik zu schreiben.

Wenn ihm der Senat die Beförderung versagte, so gewann er dagegen die Gunst des Hofes. Seine poetische Beschreibung der würtembergischen Hochzeit und sein Lobgedicht auf den östreichischen Kaiser verschafften ihm die Stelle eines Hofdichters, er wurde fortwährend nach Stuttgart gezogen und machte sich daher in seiner akademischen Thätigkeit mehrer Versäumnisse schuldig, bald wegen einer Mahlzeit mit Fremden, bald wegen einer Reise zum Herzog oder zum Grafen von Zollern, einmal auch propter vitium horologii. Das alles war dem Senat so anstößig, daß er beschloß, sich an den Hofprediger mit einer Vorstellung zu wenden, daß man Frischlin künftig verschonen möge. Das Verhältniß zu seinen Collegen wurde dadurch nicht besser, daß er sich zuweilen seiner Hofgunst überhob, und daß er es ehrenvoller fand, hoch zu Rosse zu sein und an fürstlicher Tafel zu speisen, als der steifen Mahlzeit gelehrter Pedanten beizuwohnen. Der Senat blieb taub gegen alle Vorstellungen der herzoglichen Räthe, dem mißliebigen Collegen endlich eine angemessene Stellung zu geben, und die Gratificationen aus der herzoglichen Kasse und die Zusendungen aus dem herzoglichen Keller kamen nicht regelmäßig. Bald sollte er erfahren, daß man nicht ungestraft aus dem natürlichen Kreise seines Standes heraustritt. In seinem Umgang mit den Edelleuten, deren Sitten großentheils noch roh, deren Bildung gering, deren Hochmuth aber um so größer war, machte er sich zu gemein. So nahmen sie ihn, was die Sitten betrifft, für ihres Gleichen; da sie aber nach Rang und Stand sich hoch über ihm wußten, so sahen sie ihn doch wieder nur als ihren Lustigmacher an. Und indem er sich ebenso umgekehrt seiner Ueberlegenheit an Geist und Bildung bewußt war, erlaubte er sich, die edeln Herren mit Scherzen und Stichelreden aufzuziehen, die das eine Mal hingingen, das andere Mal aber doch auch böses Blut absetzten.

Am Schluß eines großen Trinkgelages, an dem es sehr heiter zuging, brachte Frischlin dem Obervogt von Thüringen, der eben einschlafen wollte, einen Becher zu. Aber diesem mochte mit dem Wein noch eine von Frischlins Reden im Kopfe herumgehen, oder erlaubte sich dieser jetzt, beim Zutrinken, einen Spaß, der ihm mißfiel; genug, statt Frischlins Gruß zurückzugeben, antwortete er lakonisch: „Ein Dreck;" worauf Frischlin, in solchen Fällen nie verlegen, mit aller Feinheit der besten Gesellschaft jener Zeit erwiedert: „Ich nimm euer Maul und iß den Dreck und noch mehr." Darauf wandte er sich um und trank den Becher dem nun auch aufgestandenen Hofrichter zu, indem er den Winterhut, den er abgezogen hatte, wieder aufsetzte. Während er aber trinkt, erhält er von hinten einen Schlag auf den Hut, daß ihm dieser

über die Augen herabfällt. Es war der Obervogt, der aber, bis Frischlin den Hut zurückgeschoben und den Becher niedergesetzt hatte, um sich umzuschauen, schon wieder auf beide Ellbogen gestützt am Tische saß.

Es war für einen Gelehrten doch kein gutes Spiel, mit den Junkern so familiär zu verkehren. Der wohlwollende Herzog suchte die Sache möglichst auszugleichen, aber der Schimpf blieb doch auf Frischlin sitzen. — Schlimmer wurde das Verhältniß durch die Oratio de vita rustica, die Frischlin 1578 hielt und später drucken ließ. Das Lob des Bauernstandes mochte noch hingehen, aber die Seitenhiebe auf die Edelleute waren unerträglich. „Vergleiche jetzunder mit diesem Lob der Bauern das Leben unsrer Edelleut, wie sie genannt werden, und erwäge bei dir selber, welche von beiden frömmer, heiliger, gerechter, billiger und edler seien. Dann wo hört man gräulichere Gotteslästerungen zu unsrer Zeit, dann bei den Adelspersonen? Welche die allerfrömmste sein wollen, die erheben den Bapst, nit darum, daß sie die bäpstisch Religion so hoch achten, sondern daß sie vielmehr halten auf hohe Ehr, Dignität, Würde und die feisten Kuchen der Thumbherrn u. s. w. . . . . Was soll ich aber sagen von dem grausamen Wüthen, so etliche Leutfresser unter denen vom Adel an ihren Bauern gar jämmerlich begehen? Dann wie viel meint ihr, daß an denen Orten, da die größte Straflosigkeit ist, heutigstags Edelleut seien, da ein jeder etlich gar unschuldige Bauren um schlechter Ursache willen auf den Tod oder auch gar zu Tode geschlagen hat? Und wer hat jemals gehört, daß man einen Solchen peinlich fürgestellt oder mit dem Henker gestraft hätte . . . . So du hierin einen kennest, so kennest du sie all, all stimmen zusammen; ist alles gleich und eben; einer ist an der Uebelthat schuldig, die andern vertheidigen ihn all . . . . Was ist nun das für eine Hoffahrt derjenigen, welche niemand für edel halten, er könne dann seiner Voreltern rostige Biltnissen oder Wappen aufweisen, und sein Geschlecht von seinen vier Aehnen oder Uhrähnen auswendig erzählen? Daher kommt die Verachtung der allergelehrtesten Leut, denen die allerungelehrtesten gröbsten Edling sich selbst weit fürziehen, und weil sie mit einem (weiß nit was für einem) Wahn ihres Herkommens aufgeblasen und geschwollen sind, so wollen sie allenthalben am Brett sitzen, in allen Dingen den Vorzug haben, in Höfen und Kanzleien sollen wir ihrer Gnaden froh sein und ihnen zu Füßen fallen u. s. w.“ —

Diese Rede erregte einen furchtbaren Sturm unter dem gesammten Adel. Frischlins Leben wurde mehrfach bedroht, und der verordnete Ausschuß gemeiner freier Reichsritterschaft zu Schwaben erließ eine wüthende Klagschrift an den Herzog von Würtemberg. Dem Herzog war die Sache sehr unbequem, denn er war ein friedliebender Herr, aber er hatte zugleich ein starkes Rechtsgefühl und nahm seinen Dichter in Schutz. Der Adel ließ mit seinen Ver-

folgungen nicht ab, und der Landgraf von Hessen, des Herzogs Schwager, schrieb an ihn einen ziemlich zornigen Brief, der so charakteristisch ist, daß wir ihn auszugsweise hier mittheilen.

„Wie wohl ich nun Eurer Liebden alle Kurzweil und Freude gern gönne, so kann ich E. L., als einem erst angehenden Fürsten, keineswegs gönnen, daß sie mit solchen histricis ludis, die von etzlichen scurris, so die Sache nicht verstehen und sich vor hohe Meister achten wann sie einem ein Kleck anklittern können, angerichtet, tot ecclesiarum, tot tantorumque virorum und des ganzen Adels, so dextera manus principum ist, Mißgunst und invidiam auf sich laden; darums E. L. kein Ruhm (dann E. L. kein Schüler mehr, viel weniger ein poeta lyricus ist, der ihro aus solcher Schützerei und scommatibus eine Ehre zu suchen) aber viel viel Unhails und Nachthail laichtlich erfolgen kann. E. L. denken daran, was ihrem Großherrvater ex lesione unius nobilis begegnet, und bedenken, was ihr ex lesione totius nobilitatis begegnen könnte, welches doch Gott gnädiglich wolle verhüten. Darum und diewail ich versteh, daß E. L. vom schwäbischen Adel deßwegen allberait zu etlichen Malen angelangt, auch diß Werk je länger je mehr zu E. L. Unglimpf waiter ausgebraitet wird, so rath ich E. L. mit allen Treuen, sie wollen sich zur Beweisung ihres Mißfallens also hierin erzaigen, damit sie des Adels favor daran E. L. zum höchsten gelegen, recuperiren und das Geschrai tilgen, daß sie die Stühl auf die Tisch, den Bauren über den Edelmann setzen, und um eines histrici scurrae willen den ganzen Adel ohne alle Noth auf sich laden wollen; auch sich hinfüro von ihren Literaten nicht zu sehr lassen einnehmen, denn sonst werden sie E. L. noch gar über die Bank ziehen . . . Man darf vorwahr kein Läus in Pelz setzen, ingleichen auch die Bauern nit gegen die vom Adel concitiren oder über sie erheben; dann solch Ungeziefer wegt vor sich selbst, und man hat zu schaffen es zu tilgen, wie solches die exempla vor sechzig Jahren bezeugen, da über solchen disputationibus der vom Cuntz, Bundschuh und letztlich die allgemeine Baurenaufruhr entstund, und eben durch solche captatio aurae popularis a literatis scurris ward angerichtet."

Dieser Ton verfehlte auf den Herzog, der damals doch schon 27½ Jahr alt war, seine Wirkung. „Wir wissen wohl, wie wir einen Stand vor dem andern zu halten. Aber der Ursachen halben seyn dagegen andre gute ehrliche Leut nicht gar zu Füßen zu treten, besonders ist dies bei uns una Maxima: welcher sich in seinem Stand ehrlich, aufrichtig hält und seinem Fürsten getreu und fleißig dienet, daß demselben auch, seinen donis animi nach, mit denen ihn Gott gezieret und vor andern begnadet, die Ehr zu gönnen, und etwa vor andern zu gebrauchen und herfür zu ziehn; wie man denn in allen wohlgeordneten Regimenten je einen Stand neben den andern haben und bleiben lassen muß."

Der Herzog war wohlgesinnt, aber die fortwährenden Händel waren ihm zuwider, und als Frischlin den Versuch machte, seine Rechtssache vor die kaiserlichen Gerichte zu bringen, that er Einspruch und gab ihm Hausarrest. Die Stellung des Professors wurde immer unhaltbarer, da die alten Feinde unter seinen Collegen sich wieder regten, und so kam zur guten Stunde ein Ruf nach Laibach, wo er das Rectorat einer Schule erhielt. Dort beschäftigte er sich mit der Herausgabe einer neuen Grammatik, die in der That einen wesentlichen Fortschritt im Verständniß der lateinischen Sprache enthielt, aber ebendeshalb die bisherigen Grammatiker nur um so mehr aufbrachte. Auch in Laibach fühlte sich Frischlin unzufrieden; sein Gehalt war gering und er versuchte noch einmal in Tübingen unterzukommen. Der Senat weigerte sich entschieden, der Herzog gab ihm zwar als seinem Hofpoeten eine kleine Besoldung, aber diese reichte nicht aus und er fing an, sich auf das Studium der Medicin zu legen, um eine ganz neue Laufbahn zu beginnen. Seine Gegner hatten jetzt ein neues Mittel gefunden, ihm zu schaden, sie klagten ihn des Mordes und des Ehebruchs an. Die erste Beschuldigung war ganz lächerlich, die zweite bezog sich auf eine längst verjährte Geschichte. Aber Frischlin war seiner Sache nicht sicher; als es zur Untersuchung kommen sollte, entfloh er aus Tübingen und schrieb in der Fremde eine sehr bittere Satire gegen die ganze Universität. So verscherzte er denn auch seine letzte Stütze, die Gunst des Herzogs. Weil er die philologischen Ansichten Melanchthons angriff, machte man auch seine Rechtgläubigkeit verdächtig, und so häuften sich denn die Angriffe und Entgegnungen immer mehr. Er selbst führte ein unstetes Wanderleben, in Prag, in Wittenberg, in Braunschweig (1588), überall bald wieder in Zank mit seinen Umgebungen und dabei doch nicht fest genug, um seine Sache mit Ehre und Anstand zu vertreten. Ganz heruntergekommen wurde er 1590 in Mainz auf würtembergische Requisition verhaftet und nach Würtemberg abgeführt. Dort behandelte man ihn anfangs nachsichtig, aber er beging die Unvorsichtigkeit, eine Appellation an das Reichskammergericht aufzusetzen, und diese fiel seinen Feinden in die Hände. In solchen Dingen verstanden die damaligen Souveräne keinen Spaß. Der Herzog war im höchsten Grade ungehalten, und Frischlin wurde nach Hohenurach abgeführt, wo man ihn in strenger Haft hielt. Zwar scheint man nicht die Absicht gehabt zu haben, ihn ernstlich zu verurtheilen, man wollte ihn nur demüthigen. Einen innern Halt hatte er nicht. Er reichte ein unterwürfiges Gnadengesuch nach dem andern ein, und schon fing man an, ihn milder zu behandeln, da verlor er von neuem die Geduld und machte im November 1590 einen verzweifelten Fluchtversuch, wobei er ums Leben kam.

Einen Gegensatz gegen das zerfahrene Wesen Frischlins bildet die vornehme Haltung des großen Philologen Scaliger, auf dessen Biographie von Ber-

nays wir im Folgenden eingehn; ein sehr verwandtes Bild dagegen finden wir in der Darstellung Wullenwevers durch Waitz, deren zweiter Band erschienen ist, und die in Beziehung auf die Entwicklung städtischer Demokratie die interessantesten Betrachtungen hervorruft. Auch Wullenwever, der heute so gefeierte Held der Hansa war in der Unstetigkeit und Hast seiner Entschlüsse der treue Typus einer geschichtlichen Uebergangszeit, die mit den alten Principien in unschönen Formen brechen mußte.

2.

Joseph Justus Scaliger.

J. J. Scaliger von Jacob Bernays. Berlin 1855. W. Hertz. —

Herr Bernays, ein Schüler von Ritschl, dem dies Buch gewidmet ist, hat sich der philologischen Welt schon lange aufs vortheilhafteste bekannt gemacht. Durch diese Biographie des größten Alterthumsforschers im sechzehnten Jahrhundert hat er sich ein neues Verdienst erworben. Er hat zwar keine bisher unzugänglichen Quellen benutzen können, die von Belang wären; aber eine Bearbeitung des zerstreuten, weitschichtigen und zum Theil wenig bekannten, weil schwer aufzufindenden Materials für diesen Gegenstand war ein wirkliches Bedürfniß. Herr Bernays hat sie nicht nur mit Gründlichkeit und Einsicht ausgeführt, sondern er hat auch verstanden, ihr eine sehr geschmackvolle Form zu geben und wir hoffen daher um so mehr, daß sein Buch sich einen weitern Leserkreis gewinnen wird, als den der Fachgenossen. Scaligers Persönlichkeit ist eine von denen, die nicht blos den Gelehrten, sondern jeden Gebildeten interessiren müssen; und der unvergleichliche Mann gewinnt durch die Stellung, die er in seiner von Glaubenszwist erfüllten Zeit einnahm, als Vertreter der freien Forschung gegenüber dem Autoritätsglauben, als Vorkämpfer der protestantischen Wissenschaft gegen den Jesuitismus ein doppeltes Interesse. Deshalb wollen wir einen kurzen Abriß seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit aus dem Buche des Herrn Bernays geben.

Joseph Justus Scaliger (geboren 1540) war der Sohn des gelehrten Arztes Julius Cäsar Scaliger, der sich zu Agen in Guyenne niedergelassen hatte und allgemein für einen Abkömmling der della Scala, Fürsten von Verona galt, deren Monumente dieser Stadt noch jetzt zur Zierde gereichen. Der Vater sandte den Knaben nach der lateinischen Schule in Bordeaux, wo Muret und Buchanan lehrten, nach seiner Rückkehr von dort benutzte er ihn dazu, ihm die Ergüsse seiner Muse in die Feder zu dictiren, die sich auf einige hundert lateinische Verse an jedem Abend beliefen; mehr nützte dem Sohn der Umgang des Vaters für die Kenntniß der Naturgeschichte und am meisten die Schärfung des Sinnes für Wahrheit, den Beispiel und Ermahnung in ihm

unaufhörlich rege und wach erhielten. Nie wurde er mit seinen Geschwistern vor den Greis gebracht, ohne mit dem Zuruf: „Nicht lügen!" empfangen zu werden. Nach des Vaters Tode ging der neunzehnjährige Jüngling nach Paris, um dort unter Turnabus Leitung das Griechische zu studiren, allein er zog es bald vor, das Studium auf eigne Hand zu treiben und nach zwei Jahren concentrirter Anstrengung hatte er eine tiefe und umfassende Kenntniß dieser so höchst schwierigen Sprache gewonnen, was freilich nur einem Sprachgenie, wie Scaliger es war, gelingen konnte. Er warf sich dann mit derselben Energie auf die orientalischen Sprachen und erlangte auch hier unverächtliche Kenntnisse; noch als Sechzigjähriger versuchte er in Leyden unter Anleitung eines getauften Juden des Talmudischen Herr zu werden und in Rom unterhielt er sich mit den Bewohnern des Ghetto in ihrer eignen Sprache und that sich auf die Complimente, die er von ihnen erntete, etwas zu gut. Auch für seine religiöse Entwicklung ward der Aufenthalt zu Paris entscheidend, er trat 1562 zu den Reformirten über und umfaßte fortan „die Religion und die Musen" mit gleicher Liebe. Zwei seiner Aussprüche bezeichnen charakteristisch seinen ernsten religiösen Sinn: jamais apostat n'a rien fait qui vaille puis après, und: superstitieux jamais ne fut docte.

Im Jahre 1565 und dem folgenden bereiste Scaliger Italien, in Gesellschaft des Herrn de la Rochepozay, der als französischer Gesandter nach Rom ging und mit dessen Familie er in ununterbrochenem dreißigjährigen Verkehr stand. Französische Große hatten damals noch die Sitte, bedeutende Gelehrte zu freier Haus- und Reisegenossenschaft an sich zu ziehen und Scaliger hat seinem Gönner oft auf der Reise zu Pferde den Polybius interpretirt. Der Sinn für die monumentalen Reste des Alterthums scheint ihm abgegangen zu sein, Rom ließ ihn, so viel wir wissen, ohne Eindruck; dagegen brachte er eine Sammlung alter Inschriften aus Italien mit, die das Fundament zu einer neuen Seite der Alterthumsstudien werden sollten. Interessant ist ein Gedicht aus dieser Zeit, in dem er seinem jugendlichen Haß gegen Venedig vollen Ausdruck gab. Es ist ihm die Vorrathskammer des Verbrechens, die Schätze der List und der Unthat birgt, die Werkstätte von Blut und Gift, wo die Giftmischer und Meuchelmörder reich belohnt werden und der Bravo nach dem Verbrechen stolz einhergeht. Ueberhaupt gewann er die Italiener nicht lieb. „Man muß dem Italiener nicht trauen, sagt er, denn er ist ohne Religion; er ist nur zu seiner Bequemlichkeit Christ; sie sind alle Atheisten." Auf der Rückreise besuchte er Großbritannien, doch scheinen ihn die Schotten mehr angesprochen zu haben, als die Engländer, er sagte, sie seien gute Philosophen, (obwol er selbst zu eigentlicher philosophischer Speculation durchaus keine Neigung hatte); und die Steinkohlenlager Schottlands erregten sein Interesse, aber auch die volksthümlichen Balladen. Die Engländer dagegen mißfielen ihm wegen ihres

Franzosenhasses und ihrer Ungastlichkeit, auch der Puritanismus berührte ihn unangenehm, er warnte später seinen Freund Casaubonus zu „diesen Affen" zu gehen. Auch die müssiggängerischen fellows der englischen Colleges ließ er nicht unbemerkt.

Nach seiner Rückkehr nahm er in Frankreich an dem zweiten und dritten Religionskriege (1567—70) Antheil, verlor den Rest seines Vermögens und auf den Schlachtfeldern die Mehrzahl seiner Freunde. Aus seiner Niedergeschlagenheit richtete ihn der große Jurist Cujacius in Valence auf. Dieser in seiner Großartigkeit vielleicht einzige Gelehrte lebte mit dem jungen Mann im vertrauten Umgang, führte ihn in das Studium des römischen Rechts ein und begründete unter andern seine Freundschaft mit dem spätern Geschichtschreiber und Präsidenten de Thou. Nachdem eine diplomatische Sendung nach Polen, an der Scaliger auf Cujacius Veranlassung hatte Theil nehmen sollen, unausgeführt geblieben war, verließ Scaliger das mit dem Blut der Bartholomäusnacht befleckte Frankreich und ließ sich in Genf nieder. Er sollte dort Philosophie dociren, aber er taugte nie dazu „à caqueter en chaire et pedanter" und hat in der That das seltene Glück gehabt, während zweier Jahrzehente seines Mannesalters sich ungedrückt von Amtspflichten einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit hingeben zu können. In dieser beginnt nun eine neue Epoche. Bis dahin hatte er durch die Bearbeitung lateinischer Schriftsteller und Dichter für die Textkritik den richtigen Weg gewiesen, gezeigt, wie man die Ueberlieferung der Urgestalt annähern müsse. Dies war um so nothwendiger und segensreicher in einer Zeit, wo die italienischen Philologen eine Behandlung der literarischen Ueberreste des Alterthums eingeführt hatten, die im besten Falle mehr künstlerisch, als wissenschaftlich war. Wie man sich in Italien im sechzehnten Jahrhundert bei Auffindung alter Kunstwerke beeilte, das Verstümmelte schnell auf gutes Glück zu ergänzen, um doch ein genießbares Ganze zu haben, ohne daß man dabei auf die Intention des alten Künstlers viel Rücksicht nahm — mit ähnlicher Willkür verfuhr man auch bei der Herstellung der schriftlichen Monumente. Man übertünchte die Schäden auf Gerathewohl, füllte die Lücken nach Belieben aus und blieb nicht einmal immer dabei stehn, sondern gar mancher Gelehrte fügte den alten Dichtern seine eignen Einfälle bei. Dann sank der anfänglich begeisterte Eifer ganz zur Tändelei herab, die Studien geriethen in die Gefahr, dem Genuß dienstbar gemacht zu werden und dabei suchten die Italiener für sich ein Monopol auf Classicität zu behaupten. Scaliger gab der Wahrheit in der Kritik ihr Recht wieder, das die Schönheit ihr hatte nehmen wollen und stellte den wissenschaftlichen Ernst der classischen Studien her.

Nach dieser diorthotisch-kritischen Wirksamkeit wandte sich Scaliger zu einer historisch-kritischen und trat 1583 mit einem chronologischen epochemachenden Sy-

stem auf in dem Werk de emendatione temporum; nachdem grade im Jahre vorher der verbesserte Kalender in allen katholischen Ländern Eingang gefunden hatte, wobei man vom vierten auf den funfzehnten October hatte überspringen müssen. Die Nichtkatholiken protestirten heftig gegen die von päpstlicher Autorität ausgegangene Verbesserung und einige Capitel in Scaligers Buch, die Einwendungen gegen das neue gregorianische Jahr enthielten (ohne daß er übrigens das julianische vertheidigte) machten das Buch bald zu einem in ganz Europa gekannten und besprochenen, wenn auch nicht gelesenen. Das Werk legte zu einer wissenschaftlichen Chronologie den Grund, deren Mangel weder die Begeisterung, noch die Tändelei der Italiener empfunden hatte.

Ein neuer Abschnitt wird in Scaligers Leben durch die Berufung nach Leyden gebildet, wo er bis an seinen Tod geblieben ist. Justus Lipsius, der bis 1590 dort die Professur der römischen Geschichte und Antiquitäten bekleidet hatte, erbat sich Urlaub, angeblich zu einer Badereise nach Spaa; indeß bald erfuhr man, was man vorausgesehen hatte: daß er zu Mainz mit den Jesuiten, den Lehrern seiner Jugend, in Verbindung getreten war und sich wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche hatte aufnehmen lassen. Lipsius besaß eine ungeheure Gelehrsamkeit und hat um die römischen Alterthümer und manche Schriftsteller, namentlich Vellejus und Tacitus, sich die größten Verdienste erworben, aber er war kein Genie, kein universeller Geist wie Scaliger, den er selbst „den Adler in den Wolken" genannt hat. Auf Scaliger mußte bei den damaligen religiösen und wissenschaftlichen Zuständen der Blick der Universität Leyden zuerst fallen. Doch dauerten infolge mannigfacher Verzögerungen die Unterhandlungen zwei Jahre. Sie endeten damit, daß die Universität ganz darauf verzichtete, Scaliger die Pflichten der Professur zuzumuthen, sondern nur seine Anwesenheit zu Leyden verlangte, damit er dort in Ruhe seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetze. Diese der Universität so wie Scaligers gleich würdige Berufung nahm er denn auch an. Obwol von bestimmten Leistungen entbunden, genoß er einen ihm von allen Seiten stillschweigend eingeräumten Vorrang und die Großen Hollands, sämmtlich von wahrer Bildung, wetteiferten, ihm ihre Achtung zu bezeugen, namentlich Oldenbarnevelt, Colignys Tochter, die verwittwete Prinzessin von Oranien und Prinz Moritz von Nassau, der ihm „bei Tafel den Vorsitz vor seinen fürstlichen Vettern gab" und keine zeitraubenden regelmäßigen Aufwartungen verlangte. Ueberdies stand er zu dem jedesmaligen französischen Gesandten in inniger Beziehung. Aber jeder politischen Schriftstellerei enthielt er sich aufs strengste und als Lipsius sich darauf einließ, that er den merkwürdigen Ausspruch: „Lipsius ist kein Staatsmann und kann nichts in der Politik; Pedanten können in diesen Dingen überhaupt nichts; weder ich noch ein andrer Gelehrter würde über Politik schreiben können." Trotz dieser Bescheidenheit nahm er nicht nur den lebhafte-

sten Antheil an dem Gang der Begebenheiten, sondern beurtheilte sie auch mit großem Scharfblick. Im März 1608 sagt er in einem Brief an den pfälzer Rath Lingelsheim die protestantische Union und den daraus folgenden dreißigjährigen Krieg voraus: „das eine weiß ich, daß dies Jahr etwas Ungeheures zur Welt bringen wird. Denn alles deutet auf eine große Veränderung, die sich nicht auf einen Winkel von Europa, sondern auf ganz Europa erstrecken wird. Ich treibe nicht selbst Politik, aber ich sehe, was vielleicht Erfahrenere übersehen, weil sie ihre Aufmerksamkeit schon getheilt haben. Ich wünsche nichts mehr, als daß ich mich täuschen möchte." — Aber trotz der ehrenvollen Stellung, trotz der segensreichen Wirksamkeit, die ihm gegönnt war, sehnte er sich unter jenem Nebelhimmel, wo er „die Nachtigallen nie schlagen hörte, doch immer nach dem schönen Süden zurück." Er schreibt an Casaubonus, der von Genf nach Montpellier gezogen war 1597: „Ich werde hier die Redeübungen der Frösche hören, während um dich das Schlagen der Nachtigallen schmettert. Bis jetzt haben sie sich hierher noch nicht gewagt. Schon seit drei Jahren vermisse ich ihre Klagelieder. Mich treiben die Wolken zwischen meine vier Wände: du erfreust dich mitten im Winter reiner Luft und lieblicher Fluren. Ich beneide dich."

Zunächst schloß sich in Leyden an Scaliger ein Kreis von jungen Holländern an, aus dem fast alle bedeutenden Philologen der Niederlande im 16. Jahrhundert hervorgegangen sind; unter ihnen trat Daniel Heinsius dem Lehrer am nächsten. Auf England wirkte er weniger durch persönliche Beziehungen, als durch seine chronologisch-historischen Werke, die dort am frühesten und längsten Gegenstand des Studiums und auch der Bestreitung wurden; John Salden, der Führer im langen Parlament, war der bedeutendste der Gelehrten, die sich an diesen Forschungen betheiligten. Weniger unmittelbar war Scaligers Wirksamkeit auf Deutschland, dessen Geister schon im Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Wust kirchlicher Streitigkeiten und einer jeden frischen Trieb erstickenden Erziehung gehemmt waren. Unter den deutschen Gelehrten, deren Thätigkeit durch Scaligers Rath geleitet wurde, war der heidelberger Bibliothekar, Janus Gruter, und ihn bewog und trieb Scaliger zu der ersten großen Sammlung römischer Inschriften, die das Fundament zum Studium der römischen Epigraphik legte. Von Scaliger ging nicht nur Anregung und Plan aus, auch ein großer und wichtiger Theil des Materials, das Wichtigste der Bearbeitung ist sein; und endlich mußte er sich noch zu der zehnmonatlichen Sklavenarbeit eines Verzeichnisses verstehn, ohne das die ganze Sammlung unbenutzbar gewesen wäre. Scaliger hatte eine Vorliebe für Deutschland von seinem Vater ererbt, der am Hofe Maximilians I. erzogen, lange im deutschen Heere gedient hatte: er hat eine Grabrede auf die 1529 bei Wien gegen die Türken Gefallenen verfaßt, worin er von der deutschen Sprache sagt, in dieser

Sprache rede der Geist der Natur bei seinen Erwägungen mit sich selbst, und die Erfindungen der Uhren, des Pulvers und des Bücherdrucks mit Enthusiasmus preist. Je mehr Nachsicht und Theilnahme aber Joseph Scaliger den so unendlich tief unter ihm stehenden deutschen Gelehrten bewies, desto mehr mußte es ihn schmerzen, daß er in seinen letzten Jahren die rohesten und schändlichsten Angriffe grade von Deutschland erfuhr. Seine frühere Vorliebe verwandelte sich in Abneigung, aus der Aeußerungen hervorgingen, wie folgende: „Heutzutage sind die Deutschen sehr dumm und ungelehrt. Sie kümmern sich nicht, welchen Wein sie trinken, wenn es nur Wein ist, noch welches Latein sie sprechen, wenn es nur Latein ist."

Jene Angriffe waren eine Folge von Scaligers Kampf gegen den Jesuitenorden, der überhaupt am meisten beigetragen hat, das Urtheil der Mitwelt und Nachwelt über ihn zu verwirren. Bis jetzt hatte der Orden sich noch in keiner andern Weise mit dem Stolz der neuen Zeit, der classischen Philologie, geschmückt, als indem er Philologen wie Muret und Lipsius zu sich herüberzog, von dem der letztere seine Schriften der Censur der Väter unterwarf. Nun erkannte man aber, daß man nicht länger die Gegner im Alleinbesitz des philologischen Ruhms lassen dürfe, und jüngere Ordensglieder, wie Sirmond und Petavius mußten nach Auszeichnung in diesen bisher vernachlässigten Fächern streben: wenn sie auch noch nicht sogleich gegen die beiden hugenottischen Philologen Casaubonus und Scaliger ins Feld geführt werden konnten. Den Anlaß zum Angriff auf Scaliger bot erst die zweite Bearbeitung, die er von seinem Werk de emendatione temporum 1598 erscheinen ließ, und die einige auf kirchliche Urkunden bezügliche kritische Behauptungen enthielt, die jetzt niemand mehr bezweifelt, die aber in jener Zeit angreifbar erschienen. Es handelte sich hier hauptsächlich um eine Schriftensammlung, die angeblich von Dionysius, dem Mitgliede des atheniscben Areopags herrühren sollte, der auf Paulus Predigt vom unbekannten Gotte gläubig geworden: sie war geschmiedet, um die hierarchische Verfassung mit der Autorität des apostolischen Alterthums zu bekleiden. Scaliger gab einen speciellen Beweis ihrer Unechtheit und nannte den Fälscher in seiner lebhaften Weise „einen Affen". Nun wurde in den leitenden jesuitischen Kreisen das Signal zum Angriff gegeben, und es erfolgte eine Reihe von Schmähschriften voll der gehässigsten Persönlichkeiten; und da Scaligers Sittenreinheit über Verleumdung erhaben war, wurde mit wahrhaft jesuitischer Bosheit seine Abstammung von dem veronesischen Fürstenhause della Scala in Zweifel gezogen: die Väter wußten sehr wohl, wie viel Scaliger auf diese hielt. Allen Extract des giftigsten und tobendsten Schimpfens enthielt der neunhundertseitige Quartband des deutschen Gaspar Schoppe (Scioppius), damals in Rom: „Der untergeschobene Scaliger," dessen Ton und Inhalt abwechselnd Lachen und Entsetzen erregt. Der Verfasser

spricht es unverholen aus, daß seine Absicht sei, Scaliger schon in diesem Leben ein Vorgefühl der ewigen Verdammniß zu geben, die seiner in jenem harre, und zu bewirken, daß seine grauen Haare mit Gram in die Grube fahren. Dem Buch ist eine ausführlich motivirte Bejahung der Frage einverleibt: ob Tödtung der Ketzer geboten sei, und es ist dem spätern Kaiser Ferdinand II. gewidmet, als von welchem man am ersten die praktische Befolgung dieses Gebots erwarten konnte. Trotz Scaligers Widerlegung erreichten die Jesuiten durch diese Schrift ohne Zweifel den Zweck, seine Prätentionen auf alten Adel lächerlich erscheinen zu lassen, und damit war wenigstens bei dem französischen Publicum gewiß viel gewonnen: die Taktik, den Streit von einem wissenschaftlichen Gebiet auf ein persönliches hinüberzuziehen, hatte sich auch hier bewährt. Daß Scaliger innerlich sehr tief von diesen Angriffen berührt worden, ist kaum zu glauben, sein Selbstgefühl war ein zu sicheres. Die ganz antike Naivetät, mit der er schon früher (1594) von sich gesprochen hatte, ist zu merkwürdig, um nicht einiges aus dieser Selbstschilderung mitzutheilen: „Königen, Fürsten und Großen bin ich bekannt. Ich bin weitgenannt und hochberühmt. Den Wissenschaften bin ich mit wahrer Liebe ergeben. Von jeder Ehrsucht und jedem Neide bin ich fern. Die Lüge hasse ich ebensosehr von Natur als durch die Anweisung meines Vaters tödtlich. Der Neid mag bersten! Ich kann mir selbst nicht unähnlich sein. Alle meine Feinde haben bisher die Tugend, nicht Fehler an mir angegriffen. Kann irgendein Glück diesem gleich sein?"

Ruhig fuhr Scaliger fort, sich mit seinem Hauptwerk, dem thesaurus temporum zu beschäftigen. Er hatte die Chronologie der alten Völker als einen festen Niederschlag ihrer Geschichte erkannt; die Rechnung nach Olympiaden, nach Consuln, die andern Aeren sind aus der lebendigen Mannigfaltigkeit der Ereignisse hervorgegangen, keine todte Zahlenreihe. Scaliger legte seinem Werk die lateinische Uebersetzung der eusebianischen Chronik von Hieronymus zu Grunde; aber das erste Buch mit Auszügen griechischer Schriftsteller über orientalische Geschichte, fehlte ganz, und das Uebrige war doch nur in einer Umformung durch eine zweite Hand zugänglich. Scaliger stellte sich die Aufgabe einer Ergänzung des Fehlenden und keiner Rückübertragung in die Urgestalt, also einer völligen Herstellung. Zu jener Ergänzung fehlte es aber an sicheren Quellen; doch kam Scaliger der Schrift eines Mönchs (Synullus) auf die Spur, die einen großen Theil des Eusebius enthält. Mit dem seltenen Spürtalent vereinigte sich ein ebenso seltenes Finderglück: Casaubonus entdeckte 1605 auf der pariser Bibliothek ein griechisches Manuscript, das ebenfalls eine von den Quellen des Eusebius enthielt. „Die übermäßige Freude," schreibt Scaliger auf diese Nachricht, „habe ihn fast wie einen Narren sich geberden lassen, er sei eine geraume Weile im Zimmer umhergesprungen." Er

erhielt das Manuscript, dessen Werth er vollkommen richtig beurtheilt hatte; seitdem ist es verschollen gewesen, bis erst vor funfzehn Jahren der Engländer Cramer es in Paris wieder entdeckt hat. Auf dieser Grundlage konnte Scaliger es unternehmen, in griechischer Sprache Annalen der griechischen Gesammtgeschichte aufzuführen, ein Modell, wie die antike Geschichte in antik chronographischer Form sich ausnehme. Im Sommer 1606 konnte die Frucht siebenjähriger Bemühungen erscheinen, und sogleich legte Scaliger die Hand an eine zweite Bearbeitung, deren Manuscript er in den beiden ihm noch beschiedenen Lebensjahren vollendete. Er starb am 21. Januar 1609 in den Armen seines Lieblingsschülers, Daniel Heinsius. „Bis an seine Sterbestunde — so schließt sein Biograph — lebte er als Lebendiger, theilnehmend an der Gegenwart, wie sie nun geworden, dabei weit zurückschauend in die Vergangenheit und getragen von dem Hochgefühl einer Zukunft, für die er gearbeitet hatte und von der er seinen Lohn erwartete."

Wir sprechen schließlich noch den Wunsch aus, daß Herr Bernays uns mit einer umfassenden Geschichte der Philologie seit der Wiedererweckung der Wissenschaften beschenken möchte, zu welcher ihn seine außerordentliche Kenntniß der wissenschaftlichen Zustände in jenen Jahrhunderten in so hohem Grade befähigt.

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Der Nationalitätenstreit in Schleswig.

Im vorigen Briefe sagte ich, an den Angeln zeige sichs, welch ein herrlicher Kern im deutschen Bauernstande liege. Ich habe damit ein streitiges Gebiet betreten; denn die Dänen werden das nicht Wort haben wollen, werden von unberechtigter Anmaßung sprechen und die Angeln für ihre Nationalität in Anspruch nehmen. Wohl könnte ich mich begnügen, gegen diese Behauptung mit den Worten: „Deutsch ist deutsch und bleibt deutsch!" zu verfahren, welche in Schwaben den Anfang einer Beschwörungsformel bilden, mit der man windaufgeschwollene Rinder und Schöpse curirt. Ich ziehe es indeß vor, Ihnen den Spruch, abgesehen von seiner magischen Kraft, zum Motto für diesen Brief zu empfehlen und statt mit einer Beschwörung mit einer kleinen Abhandlung über das Thatsächliche auf etwaige Einwürfe von vornherein zu antworten.

Das Thatsächliche aber ist, daß die Angeln ein aus dem innern Deutschland eingewanderter, später mit Jüten vermischter und dadurch theilweise danisirter, seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts aber in seiner großen Mehrzahl dem

Deutschthume zurückgewonnener Volksstamm sind. Von wo sie in der vorgeschichtlichen Zeit in das Land jenseit der Eider gekommen sind und wie weit sich damals die Reiche ihrer Könige erstreckt haben mögen, lassen wir dahin gestellt. Als gewiß ist nur anzunehmen, daß sie vor „Hengists und Horsas" Zug nach Britannien eine größere Strecke der cimbrischen Halbinsel als das jetzige Angeln inne hatten, und daß sie zu dieser Zeit im Wesentlichen die Sprache redeten, von der uns im „Skop", im „Beowulf" und im „Wandrerliede" schriftliche Denkmale erhalten sind — eine Sprache, die von dem Dialekte der Sachsen nur wenig verschieden gewesen sein dürfte, mit dem Dänischen aber nur das gemein hat, worin alle niederdeutschen Mundarten den skandinavischen sich nähern.

Die Auswanderung der Angeln nach Britannien, welche schon vor 449 begonnen haben muß und auch später fortgedauert haben wird, entführte den größten Theil des Stammes der Heimath, und nun begann eine Einwanderung von Jüten aus dem Norden, welche eine allmälige Umgestaltung der Sprache im Gefolge hatte. Die Angeln wurden ein Mischvolk mit einer Mundart, die, wie dies bei Grenzbewohnern häufig ist, in ihrem Wortschatze wie in ihrer Syntax beinahe ebensogut der diesseits als der jenseits gesprochenen Hauptsprache zugeordnet werden konnte, im Ganzen aber, wie zugestanden werden soll, mehr jütisch, als sächsisch war. Im weitern Verlauf der Jahre folgte auf die Einwanderung aus dem Norden eine Einwanderung aus Süden. Holsteinische Adelige kamen ins Land und machten sich zu Herren des Grund und Bodens. Andre Deutsche zogen in Masse ihnen nach. Die Reformation und mit ihr deutsche Bildung drang ein, und mit der Bildung die deutsche Schriftsprache auf der Kanzel und vor Gericht. Immer mehr zog sich das Angelndänisch — das beiläufig von einem Kopenhagener ebensowenig verstanden wurde als etwa von einem Berliner, und das selbst vom Jütischen erheblich abwich — vor dem Plattdeutschen zurück, und so ist es gegenwärtig dahin gekommen, daß nur in einigen Kirchspielen im Norden, so wie in den Dörfern an der See noch Familien anzutreffen sind, die den alten Dialekt sprechen. Mehr als neun Zehntel der Bewohner Angelns haben ihn völlig aufgegeben und von diesen behaupten, sie seien Dänen, wäre dieselbe Ungereimtheit, als wenn man behaupten wollte, die Bewohner des Königreichs Sachsen seien Wenden.

Von dänischer Sitte und Art ist, sofern dieselbe nicht zugleich deutsche ist, lediglich der plumpe Holzschuh, den ich Ihnen bereits schilderte und jener Unterschied im Bau der Häuser zurückgeblieben, von dem im vorigen Briefe die Rede war.

Ich knüpfe hieran eine kurze Geschichte des Nationalstreites im Herzogthume Schleswig überhaupt, die zum Verständniß der nächsten Briefe noth-

wendig sein wird und da sie eine Hauptfrage für uns betrifft, ausführlicher behandelt werden muß, als es in anderm Zusammenhange erforderlich sein würde.

Die **Volkssprache** in Schleswig ist, wenn wir von Angeln absehen, stets eine dreifache gewesen: die plattdeutsche, die friesische und die plattdänische. In dem südöstlichen Theile des Herzogthums, von der Eider und Levinsau bis an die Schlei, das Dannewerk und die Treene wohnten von jeher Niedersachsen. Den Südwesten des Landes von der Eider und Treene bis zur Widau bei Tondern hatten die Friesen inne. Den Norden und die Mitte zwischen Angeln und Friesen bewohnten Jüten. In dieser Abgrenzung des Sprachgebiets ist im Laufe der Zeit eine Aenderung eingetreten. Ein so totaler Umschwung ist jedoch nicht vorgegangen, wie er in einem großen Theile Deutschlands, z. B. Ostholstein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg stattgefunden hat, Gegenden, wo einst bekanntlich die wendische Sprache herrschte, während dort jetzt nur deutsch gesprochen wird. Vielmehr beschränkt sich jene Veränderung in Schleswig darauf, daß infolge naturgemäßer Entwicklung der Verhältnisse das friesische und das plattdänische Sprachgebiet etwas kleiner, das deutsche dagegen beträchtlich größer geworden ist.

Das friesische Sprachgebiet hat nämlich im Süden wie im Norden an Umfang eingebüßt. Im Süden, namentlich in Eiderstedt, auf den Inseln Pelworm und Nordstrand, so wie im südlichen Theile des Amtes Husum ist das Plattdeutsche an die Stelle des Friesischen getreten, während im Norden das Plattdänische einige Kirchspiele mit etwa viertausend Einwohnern erobert hat.

Das ursprünglich plattdänische Sprachgebiet, welches sich solchergestalt im Nordwesten des Landes, wenn gleich nicht bedeutend, erweitert hat, ist dagegen im Südosten sehr beträchtlich zurückgetreten, indem es, wie bemerkt, fast ganz Angeln mit seinen funfzigtausend Einwohnern und die unmittelbar hinter dem Dannewerk gelegenen Kirchspiele an die plattdeutsche Sprache verloren hat.

Im Centrum des Landes, zwischen den Städten Tondern, Bredstedt und Flensburg liegen ferner 16 bis 20 Kirchspiele mit einer Bevölkerung von circa 20,000 Einwohnern, wo dänisch und deutsch zugleich gesprochen wird, während die Kirchen- und Schulsprache von alter Zeit her bis auf die letzten Veränderungen die deutsche war. Wie die Bewohner dieses Bezirkes bilingues sind, so bewegen sich die Friesen da, wo die friesische, die dänische und die deutsche Sprache zusammentreffen, mit Leichtigkeit in allen drei Sprachen.

Die Grenze des deutschen und des dänischen Sprachgebiets wird, wenn man jene gemischten Districte und die Friesen zum erstern rechnet, durch eine Linie bezeichnet, die vom flensburger Meerbusen bis an die Mündung der Widau in die Nordsee — oberhalb Tondern — hinüberreicht. In Zahlen aus-

gedrückt, begriff 1851 das Gebiet mit deutscher Kirchen- und Schulsprache eine Bevölkerung von etwa 220,000, das mit dänischer eine Bevölkerung von ungefähr 120,000 und das, wo beide Sprachen in Kirche und Schule gebraucht wurden, circa 20,000 Seelen. Gegen 44,000 Schulkinder erhielten damals in deutscher, gegen 21,000 in dänischer Sprache den Unterricht. An den deutschen Schulen waren circa 700, an den dänischen nahe an 290 Lehrer angestellt. Die Gerichtssprache war bis 1838 im ganzen Herzogthum die deutsche, von da ab in den Strichen, wo die Kirche und Schule dänisch war, die dänische.

Jahrhunderte lang bestanden solchergestalt die gedachten Idiome ohne wesentlichen Streit nebeneinander und keine Klage von Seiten der plattdänisch redenden Bevölkerung ward darüber laut, daß das Hochdeutsche in den höhern Strömungen der geistigen Atmosphäre vorherrschend blieb. Die einzige hierher bezügliche Thatsache, welche ängstliche Nachspürung hat auffinden können, ist der Versuch eines haderslebener Predigers, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Betreff des Gebrauchs, die Einsetzungsworte des Abendmahls sowol in deutscher, als in dänischer Sprache auszusprechen, zu Gunsten der erstern eine Aenderung eintreten ließ und dabei von Seiten seiner Gemeinde Widerspruch fand.

Daß die hochdeutsche Sprache schon seit Jahrhunderten der höhere Einigungspunkt für das gesammte Herzogthum Schleswig war, ist theils Folge seiner engen Verbindung mit Holstein in politischer, rechtlicher und socialer Beziehung, theils das Ergebniß des mächtigen Einflusses, den schon früh die deutsche Wissenschaft und insonderheit die Reformation geübt hat, theils das Ergebniß der naturgemäßen Richtung des Verkehrs auf die beiden großen Hansestädte im Süden. Ja bevor das Hochdeutsche eindrang, nahm das Plattdeutsche dieselbe hervorragende Stelle ein. Vor mehr als sechshundert Jahren ließ sich Tondern mit den in diesem Idiom abgefaßten lübischen Rechte bewidmen und bereits zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts wurden die ursprünglich im jütischen Dialekte geschriebenen Stadtrechte von Apenrade und Flensburg ins Plattdeutsche übersetzt.

Den Inseldänen ist bei ihrem sehr reizbaren Nationalgefühle diese historische Entwicklung der Verhältnisse schon längst ein Verdruß gewesen. Die kopenhagener Politik hat sich eingeredet, daß diese Verhältnisse eine künstlich geschaffene Sache seien. Es ist bezeichnend, daß in unmittelbarer Verbindung mit den Vorgängen des Jahres 1721 die Idee auftauchte, das vermeintlich durch Ueberlistung verlorene Terrain für die dänische Sprache wiederzugewinnen und so Schleswig fester an das Königreich zu knüpfen. Man wollte nach der eigenhändigen Erklärung Friedrichs IV. Schleswig nicht offen, sondern „peu à peu incorporiren“ und damit eine vielhundertjährige Geschichte ungeschehen machen. Variationen auf dieses in Dänemark traditionell gewordene Thema sind die An-

sicht, daß die Friesen ein verdorbenes Dänisch reden und sich ebensogut zu den Dänen, als zu den Hochdeutschen halten könnten, daß die Angeln Zeit genug hätten, „umzulernen“ (laere om igjen), d. h. das vergessene Dänisch sich wieder anzueignen und daß es — der Ausspruch eines bekannten Staatsmanns — „den Schleswigern auf den Rücken geschrieben werden müsse, daß sie Dänen seien.“

Die erste praktische Kundgebung dieser Gesinnung war eine Resolution des kopenhagener Conseils vom 26. October 1739, in welcher gesagt wurde: „Da Ihro Königlichen Majestät allergnädigste Intention dahin geht, die in ziemlichen Abgang gekommene dänische Sprache in dem Herzogthum Schleswig nach und nach wieder zu introduciren, so sollen alle Pfarrämter und Schulämter so viel wie möglich mit Personen besetzt werden, welche der deutschen und dänischen Sprache so mächtig sind, daß sie ihres Amts in beiden Sprachen warten können.“ Infolge dieses Erlasses wurden 1740 die Prediger bei Flensburg, die nicht dänisch predigen konnten oder wollten, nach andern Stellen versetzt. Bald jedoch wurde man inne, daß die Beamten wie das Volk derartigen Eingriffen in die natürliche Entwicklung der Dinge entschieden abgeneigt seien. Man suchte daher durch einen äußern Anreiz die Unlust der Schleswiger, sich an der kopenhagener Universität dänische Bildung einimpfen zu lassen, zu überwinden. 1758 erschien ein Rescript, welches bestimmte, „daß Slesvicenses als rechte Dänen die Communität an der kopenhagener Universität (ein reich dotirtes Stipendium) sollten genießen können, sofern sie nicht Holsteiner, sondern geborene Dänen sind, welche in keiner Weise anders angesehen werden müssen, als was sie wirklich sind, nämlich Dänen, innerhalb der Grenzen des Reichs Dänemark geboren.“

Im Ganzen blieben diese Versuche ohne den gehofften Erfolg. Die für beide Herzogthümer gemeinsamen Synoden der Geistlichen und die Geschichte der Propstei Hadersleben zeigen vielmehr davon, daß grade im Norden Schleswigs allen derartigen Einwirkungen kräftig entgegengestrebt wurde, und daß die Prediger dieses Bezirks nach wie vor fast ausnahmslos auf deutschen Hochschulen ihre Bildung erhielten.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheinen von Seiten der kopenhagener Behörden die Bestrebungen, Schleswigs allmälige Germanisirung zu stören, vollständig aufgegeben worden zu sein. Schleswig-Holstein wurde damals officiell*) als „unsre deutschen Staaten und Provinzen“ oder „unsre deutschen Herzogthümer und deutschen Lande“ bezeichnet. Es wird diese Periode, wo die Danisirungsversuche temporär ruhten, noch jetzt in Schleswig als eine der glücklichsten unter den Oldenburgern betrachtet, wenn auch damals

*) Verordnung vom 29. Februar 1786 und Verordnung von 20. Januar 1797.

noch das Sprichwort galt: „Es ist nicht mehr wie zu Herzog Adolfs (des letzten Schauenburgers) Zeiten." Mit der Auflösung des deutschen Reichs aber schien der dänischen Politik der Zeitpunkt gekommen, die 1721 gehegten, später vertagten Pläne wieder aufzunehmen. Mittelst Patents vom 9. September 1806 wurden alle auf den Reichsverband sich gründenden Verhältnisse und Verpflichtungen für aufgehoben erklärt und die Bestimmung getroffen, daß Holstein mit dem Staatskörper der dem königlichen Scepter unterworfenen Monarchie als ein in jeder Hinsicht völlig ungetrennter Theil derselben verbunden und der alleinigen, unumschränkten Botmäßigkeit des dänischen Königs untergeben sein sollte. Es wurde die Einführung eines allgemeinen Gesetzes für den Gesammtstaat in Aussicht gestellt, und man setzte zu diesem Zwecke Commissionen nieder, deren Andenken das kopenhagener Archiv in einer Reihe mißlungener Entwürfe aufbewahrt.

Im engen Zusammenhange standen hiermit die Pläne, die Kenntniß der dänischen Sprache in den Herzogthümern mehr auszubreiten*) Zu diesem Ende sollten sowol die für Holstein als die für Schleswig ergehenden Verordnungen zugleich in dänischer und deutscher Sprache erlassen, die Bestellungen lediglich in der ersteren ausgefertigt und alle, welche in den Herzogthümern ein Amt zu erhalten oder die Advocatur auszuüben wünschten, verpflichtet werden, darzuthun, daß sie des Dänischen kundig seien.

Schleswig wurde bei diesen Plänen besonders ins Auge gefaßt. Eine Resolution vom 15. September 1810 legte der schleswig-holsteinischen Kanzlei auf: „darüber Bericht zu erstatten, was nothwendig sein möge, um die dänische Sprache beim Gottesdienste und beim Schulunterrichte, bei den Gerichten und in allen andern öffentlichen Angelegenheiten des Herzogthums, insonderheit in den Districten, Aemtern und Inseln, wo das Dänische die Sprache des gemeinen Mannes sei, allmälig, jedoch in möglichst kurzer Frist, einzuführen." Ein Seitenstück hierzu war, daß unter Nichtbeachtung des alten Landesrechts, nach welchem nur Eingeborne der Herzogthümer zu den dortigen Aemtern befördert werden sollen, am 9. November 1811 verfügt wurde, daß die im Königreich examinirten Candidaten der Theologie bei Besetzung von Pfarrstellen den Vorzug erhielten. Ferner wurden die rendsburger Militärschule und das kieler Forstinstitut aufgehoben und im schleswig-holsteinischen Heer das dänische Commando eingeführt. Wer sich zum Offizier, zum Forstmann, zum Polytechniker, zum Thierarzt ausbilden wollte, war hierdurch auf die kopenhagener Institute und damit auf Erlernung des Dänischen angewiesen.

Im Hinblick auf die Acte der Gesetzgebung und Verwaltung sahen phantasievolle Gemüther in Kopenhagen schon die Zeit kommen, in der die

*) Verfügung vom 3. December 1807, und Verfügung vom 6. Januar 1810. Desgleichen Verfügung vom 5. Juni 1813.

dänische Sprache sich bis zur Elbe ausgebreitet haben würde. Aber sie täuschten sich über die Widerstandskraft der schleswig-holsteinischen Bevölkerung und über die Macht des ihren Maßregeln entgegenwirkenden Einflusses des südlichen Hinterlandes der Herzogthümer. Der dänischen Politik ist jene Ausbreitung ihrer Sprache nicht nur nicht gelungen, sondern das Deutsche hat grade in der Zeit nach jenen naturwidrigen Maßregeln in Schleswig die meisten Eroberungen gemacht. Wie wenig Anklang die Danisirung aber in der Bevölkerung fand, ergibt sich aus dem auffallenden Umstande, daß in den Districten, in denen die Kirchen- und Schulsprache bis 1851 deutsch war, das Volksidiom aber vorwiegend dänisch ist, bei einer Vernehmung der Eingesessenen von mehr als zehntausend Menschen nur drei (und unter diesen zwei kürzlich eingewanderte Jüten) sich für einen erweiterten Gebrauch der dänischen Sprache in Kirche und Schule erklärten, alle übrigen aber entschieden gegen die beabsichtigte Neuerung Verwahrung einlegten. Dies war im Jahre 1847. Dagegen machte sich in Nordschleswig mehr und mehr das Bedürfniß geltend, daß in den Landschulen der dänisch redenden Bezirke Gelegenheit zur Erlernung des Deutschen geboten werde. In mehreren Petitionen aus verschiedenen Kirchspielen Nordschleswigs wurde dieser Wunsch bei der Ständeversammlung von 1838 laut, und zwar motivirten ihn die Bittsteller durch die Anführung, daß die dänisch redenden Einwohner Schleswigs in weit lebhafterem Verkehr mit den deutsch redenden Theilen des Herzogthums und mit Holstein stünden als mit Dänemark. Die Ständeversammlung aber erklärte sich, was Beachtung verdient, einstimmig für Beachtung des Antrags, und es wurde bestimmt, daß die Schullehrer verpflichtet sein sollten, denjenigen Kindern, deren Eltern dies wünschten, außer der gewöhnlichen Schulzeit in drei Privatstunden wöchentlich Unterricht im Deutschen zu ertheilen. In mehr als 140 Schuldistricten des nördlichen Schleswig fand seitdem dieser Unterricht statt. Es zeigt dies von dem Umfange des Bedürfnisses, da einfache Landleute ohne sehr dringende Noth sich schwer dazu entschließen, ihre Kinder außer der regelmäßigen täglichen Schulzeit von fünf Stunden noch Privatunterricht nehmen zu lassen.

Nicht so ungetheilt war die Ansicht der Versammlung über die Frage, ob es zweckmäßig sei, die dänische Sprache in den Gerichten statt der althergebrachten deutschen einzuführen. Für die Fortdauer des bisherigen Zustandes wurde namentlich angeführt, daß derselbe Jahrhunderte lang ohne Unzuträglichkeiten bestanden habe, daß die gesammte Gesetzgebung und Rechtsbildung des Herzogthums Schleswig deutsch und daß der einzige Ueberrest dänischen Rechts, das jütische Low nur in der plattdeutschen Uebertragung gesetzlich sanctionirt sei. Männer, welche, wie der Herzog von Augustenburg, weiter blickten, hegten auch die durch den Erfolg bestätigte Befürchtung, daß eine

solche Veränderung, insofern sie von den Vertretern des Volks angerathen worden, zu weitern, nicht abzusehenden Folgerungen von dänischer Seite benutzt werden könne. Die Mehrheit der Versammlung glaubte indessen dieser Gegengründe ungeachtet es als eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit anerkennen zu müssen, daß künftighin in den Bezirken, wo die Kirchen- und Schulsprache die dänische sei, letztere Sprache auch in den übrigen höhern Angelegenheiten an die Stelle der deutschen trete. Mit einundzwanzig gegen achtzehn Stimmen entschied sich daher die Versammlung für einen dahin bezüglichen Antrag, welchen durch eine Verfügung von 14. Mai 1840 entsprochen wurde.

Bei den Verhandlungen war die ganze Versammlung weit davon entfernt, diese ganze Angelegenheit als eine Parteisache aufzufassen. Sie bethätigte diese Ansicht durch die ruhige und leidenschaftslose Erörterung des Gegenstandes, welche vortheilhaft von der Art abweicht, in welcher ähnliche Sprachstreitigkeiten fast gleichzeitig in verschiedenen Theilen der östreichischen Monarchie und in Belgien in den Kammern und in der Presse behandelt wurden. In der schleswigschen Ständekammer wurde die Frage wegen Ertheilung des Unterrichts im Deutschen in den dänischen Schulen Nordschleswigs und wegen Einführung der dänischen Gerichtssprache an denselben Ausschuß verwiesen, indem die Meinung ausgesprochen wurde, daß diese Anträge durchaus nicht im Widerspruch miteinander stünden, sondern in der Sache selbst genau miteinander zusammenhingen und in gleichem Maße in den Sprachverhältnissen von Nordschleswig ihre Begründung hätten.

Namentlich legte die Versammlung gegen die Annahme Verwahrung ein, als könne die ihrerseits gezeigte Bereitwilligkeit, die Einführung der dänischen Sprache in den Gerichten anzurathen, dahin ausgedeutet werden, daß sie geneigt sei, eine Trennung der nördlichen Districte von Schleswig-Holstein und eine nähere Verbindung derselben mit dem Königreiche vorzubereiten.

In dieser Weise ließ die Ständeversammlung des Herzogthums Schleswig sich mit ebenso großer Mäßigung als weiser und schonender Berücksichtigung der Bedürfnisse die Ordnung der Sprachverhältnisse des Landes angelegen sein. Es ward dabei beachtet, daß der Nordschleswiger mit den Dänen die Sprache, mit dem Südschleswiger und dem Holsteiner alles dasjenige gemein hat, was Verfassung in staatlicher, communaler und gesellschaftlicher Beziehung, Recht, Sitte und Gewohnheit, Handel und Verkehr Eigenthümliches in sich tragen.

Aber grade diese Nachgiebigkeit hat die dänische Nation und leider unter steter Begünstigung von Seiten des verstorbenen Königs Christian des Achten, zu einer Reihe von Eingriffen in die Verhältnisse des Herzogthums verleitet, welche die Bewohner desselben als die Grundlagen ihres geistigen

Lebens schützen mußten. Wenn auch nur die im Nachstehenden mitgetheilten einzelnen Züge in Betracht gezogen werden, so wird der Ausspruch Bunsens, daß die systematisch gegen das geistige Leben Schleswig-Holsteins gerichteten Angriffe die Bevölkerung endlich zur Verzweiflung haben treiben müssen, als begründet erscheinen.

In Dänemark hatte sich bald nach Einführung der ständischen Institutionen eine Partei gebildet, die auf die verschiedenste Weise und mit allen Mitteln dahin strebte, die Herzogthümer und vor allem Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen. Es wurde die Behauptung aufgestellt, die Verdeutschung von Schleswig werde methodisch betrieben, die dänische Nationalität des Volks sei grausam unterdrückt und das Land seines selbstständigen Charakters und seiner rechten Benennung — Südjütland — beraubt. Diese Partei wirkte theils im Wege der Association und durch Aussendung von Emissären, theils durch Verbreitung populär gehaltener Tendenzschriften, durch Anlegung von Lesebibliotheken, die mit politischen Tractätchen angefüllt wurden, und durch eine in Nordschleswig gegründete Unterrichtsanstalt, die höhere Bauernschule in Rödding, welche nach ihren Statuten vorzugsweise die Politik ins Auge faßte. Besonders suchte diese Partei die dänischen Ständeversammlungen in ihrem Sinne zu leiten und um die Person des Regenten eine Camarilla zu bilden, welche unausgesetzt bemüht sein sollte, denselben durch Einflüsterungen zu Verletzungen der staatsrechtlichen Stellung der Herzogthümer zu bestimmen. Einer spätern Zeit wird es vorbehalten sein, Enthüllungen in dieser Hinsicht zu erhalten, durch welche auf die erste Anregung zu dem bekannten Antrage von Algreen-Ussing und die mit dem Offenen Briefe in Verbindung stehenden Vorgänge ein nicht eben vortheilhaftes Licht fallen möchte.

Hier habe ich mich auf ein kurzes Referat über diejenigen Angriffe zu beschränken, welche darauf berechnet waren, das geistige Leben der Herzogthümer in seiner Wurzel vernichtend zu treffen.

Als das geeignetste Mittel, einen derartigen Einfluß auf Schleswig-Holstein zu gewinnen, mußte vor allem der Plan erscheinen, die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens in dem Königreiche und in den Herzogthümern einer gemeinsamen Behörde unterzuordnen. War dies erreicht, so konnten letztere Schlag auf Schlag an ihrer empfindlichsten Seite getroffen werden, da erfahrungsmäßig in den gemeinsamen Collegien, z. B. dem Generalcommissariatscollegium, der Admiralität, der Finanzdeputation, der Staatsschuldendirection und der Generalpostdirection durchgängig nur Nationaldänen angestellt wurden. Es wurde daher dieser Plan zuerst und gleichsam vorfühlend in einer Eröffnung an die roeskilder Ständeversammlung auf die Bahn gebracht. Doch die Dänen hatten dies Mal auf das deutsche Phlegma verkehrte Rechnung gemacht. Bei der ersten Kunde eines solchen die Eigenthümlichkeiten und die

Nationalität der Herzogthümer gefährdenden Projects sprachen beide Ständeversammlungen, die schleswigsche wie die holsteinische, einmüthig die Bitte aus diesen dem allgemeinen Wunsche in den Herzogthümern wie auch den Verhältnissen in denselben völlig widerstreitenden Plan aufzugeben und sowol die Gesetzgebung als die Verwaltung des Kirchen- und Unterrichtswesens nach wie vor gänzlich abgesondert von diesen Regierungszweigen im Königreiche zu halten.

So war denn gleich zu Anfang der beabsichtigte Hauptstreich an dem einstimmigen Widerspruche der Stände Schleswigs und Holsteins gescheitert. Es gab dies jener unermüdlichen Partei, von der die Freunde Schleswig-Holsteins Energie und Ausdauer lernen können, nur Veranlassung, auf andere Mittel und Wege zur Erreichung ihrer Zwecke Bedacht zu nehmen. Mit Rücksicht hierauf wurden in den dänischen Ständeversammlungen der Jahre 1842 bis 1846 immer von neuem Anträge gestellt, welche großentheils unter der bescheidenen Bitte: „es möchten von Seiten der Regierung Veranstaltungen zur Aufrechterhaltung und zum Schutze der dänischen Nationalität in Schleswig getroffen werden," auf eine Umgestaltung der gesammten administrativen und rechtlichen Verhältnisse des Herzogthums abzielten. Dieselben gingen so weit, daß selbst der dänische Regierungscommissar, Minister Oersted, nicht umhin konnte, darauf hinzuweisen, daß diese Vorschläge, zu deren Einreichung die dänischen Ständeversammlungen durchaus nicht berechtigt seien, eine totale Umwälzung in dem Rechtszustande herbeiführen würden, welcher seit undenklichen Zeiten in dem aufs engste mit Holstein verbundenen Lande stattgefunden habe. Es wurde nämlich unter andern verlangt, daß die Unterrichtsanstalten des Herzogthums Schleswigs, so wie sämmtliche höhere Regierungs- und Gerichtsbehörden in dänischem Sinne umgestaltet würden, obgleich es auf der Hand lag, daß eine derartige Veränderung dem Wunsche und Bedürfnisse der Schleswiger und den Ansichten ihrer Vertreter von Grund aus widerspreche, und daß diese unberufene Einmischung in die innern Verhältnisse des selbstständigen Herzogthums sowol die deutsch als die dänisch redenden Bewohner des Herzogthums empfindlich kränke. Die Ansicht, es sei dies ein Mittel, das letztere enger an die dänische Monarchie zu knüpfen und die Pflicht der Selbsterhaltung rechtfertige die äußersten, an sich unzulässigen Mittel, übertönte die von besonnenen Dänen vielfach ausgesprochnen Warnungen, daß diese Bestrebungen in vielleicht nicht ferner Zukunft gradezu die entgegengesetzte Wirkung haben würden. Zur Begründung jener Anträge findet sich nichts Andres angeführt, als die durch Thatsachen nicht unterstützte Behauptung, es werde fortwährend in großen Strichen Schleswigs die dänische Sprache geflissentlich durch deutschen Unterricht ausgerottet, indem die Schulämter vorzugsweise mit deutsch gebildeten Seminaristen besetzt würden, die Besetzung der Kirchen- und Justizämter mit parteiischer

Vorliebe für das deutsche Element erfolge, endlich auch das Gymnasial- und Universitätswesen deutsch sei. Zur Würdigung dieser Klagen mag auf einige Facta und numerische Verhältnisse hingewiesen werden, aus denen theils der Ungrund dieser Behauptungen, theils die Geduld hervorleuchten wird, mit welcher die Herzogthümer die systematischen Angriffe einer fremden Nation auf ihr Volksthum eine lange Reihe von Jahren ertragen haben.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß durch eine Verfügung vom Jahre 1811 den im Königreiche geprüften Candidaten der Theologie der Zutritt zu geistlichen Aemtern in den Herzogthümern eröffnet wurde. In gleicher Weise war später, 1819, den in Seminarien des Königsreichs gebildeten und examinirten Seminaristen verstattet worden, um Schulstellen in Schleswig und Holstein sich zu bewerben. In welchem Umfange diese Anordnungen benutzt worden sind, um Predigern und Schullehrern, welche ihrer Geburt oder Bildung nach Dänemark angehörten, Anstellung in den deutschen Herzogthümern zu verschaffen, mag in Zahlen dargelegt werden.

In der Propstei Hadersleben, d. h. im östlichen Theile des gleichnamigen Amts, sind in den Jahren 1820 bis 1845 siebenunddreißig Predigervacanzen eingetreten. Zu diesen erledigten Aemtern meldeten sich zusammen 752 Supplicanten, von denen 321 in den Herzogthümern, 431 in Dänemark ihr Examen gemacht hatten. Es wurden von erstern 12, von letzteren 25 angestellt.

Die Zahl der Landschulen in diesem Bezirke beträgt 56. An diesen wurden von 1820 bis 1845 vierundvierzig Lehrerstellen neu besetzt, und von diesen wiederum vergab man 35 an Bewerber, die in Dänemark geprüft waren, 5 an sogenannte Autodidakten und nur 4 an Seminaristen, die in Schleswig-Holstein ihre Bildung erhalten und ihre Prüfung bestanden hatten.

Innerhalb der übrigen Theile Schleswigs, in denen das Dänische Kirchen- und Schulsprache ist, hatten sich die Verhältnisse fast allenthalben in ähnlicher Weise gestaltet. In dem sogenannten Westeramte Hadersleben so wie auf den Inseln Alsen und Arroe, welche unter dänischer Kirchenhoheit stehen, waren die in den Herzogthümern geprüften Bewerber fast ganz ausgeschlossen. In den Propsteien Apenrade und Tondern, wo meist Gemeindewahl stattfindet, und in den vom Herzog von Augustenburg vergebenen Patronatsstellen auf Alsen dagegen hatte der dänische Einfluß sich nicht so sehr geltend zu machen vermocht. Bei Besetzung der Schulstellen hatten indeß auch in diesen Bezirken die in Dänemark geprüften Seminaristen trotz ihrer mangelhaften Bildung so oft den Vorzug vor andern davongetragen, daß bei den Schulen mit dänischer Schulsprache auf acht im Königreiche examinirte Seminaristen nur ein auf Seminarien der Herzogthümer gebildeter kam. Ja, was mehr ist, in jenen fünfundzwanzig Jahren haben über anderthalbhundert dänische Seminaristen

Anstellung an Schulen in dem deutschredenden Theile des Herzogthums gefunden.

Diese Angaben beruhen auf amtlichen Ermittlungen. Sie werden darthun, wie sehr Grund zur Klage von Seiten Schleswig-Holsteins vorhanden war. Gleichwol verstattete sich die in Dänemark thätige fanatische Partei, mit solchen Erfolgen noch nicht zufrieden gestellt, die obenerwähnte Entstellung der Thatsachen, um ihren Zwecken dadurch einen scheinbaren Halt zu geben.

Sobald in den letzten Decennien eine Pfarrstelle in Nordschleswig sich erledigte, wurde sofort, je nach dem Einflusse, den die Propaganda am Orte gewonnen hatte, ein größerer oder geringerer Theil der Gemeindeglieder veranlaßt, an höchster Stelle um bestimmte Persönlichkeiten, bei denen allein auf das Geschick, eine politische Thätigkeit zu entwickeln und auf dänische Gesinnung, nicht auf Befähigung zum geistlichen Amte gesehen wurde, zu bitten. Auf Gegenvorstellungen, selbst wenn sie von einer bedeutendern Anzahl von Eingepfarrten unterzeichnet waren, so wie auf die aus Nordschleswig bei der Ständeversammlung in den Jahren 1840 und 1844 eingereichten Petitionen, daß nur in den Herzogthümern examinirte Theologen in Nordschleswig angestellt werden möchten, wurde vom Landesherrn — der im Stillen das Haupt der Eiderdänen war — keine Rücksicht genommen, obschon die schleswigschen Stände wiederum mit seltener Mäßigung einstimmige Anträge dahin richteten, es möge verfügt werden, daß in Zukunft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein kein Prediger oder Candidat, gleichviel ob von Geburt ein Däne oder Schleswig-Holsteiner, angestellt werden dürfe, welcher sich nicht dem theologischen Examen in den Herzogthümern unterworfen habe. Anstatt dieser billigen Bitte Gehör zu geben, wurden von Chistian VIII. Männer als Geistliche in jenen Districten eingesetzt, welche wie die Pastoren Hertel, Boisen, Boesen (jetzt Bischof von Schleswig), Feilberg und Jürgensen das ihnen übertragene Predigtamt nur zu sehr vom Standpunkt als Vehikel politischer Zwecke ansahen und unter den dänischen Eiferern den obersten Rang einnahmen.

So wie auf diese Weise die geistlichen Aemter in Nordschleswig fast ausschließlich Bewerbern in die Hände fielen, welche der Geburt und Bildung nach Dänemark angehörten, war es demnächst Plan der eiderdänischen Partei, auch in Betreff der weltlichen Behörden derartiges zu erreichen. Zu dem Ende wurde der Umstand benutzt, daß in Schleswig bis auf den heutigen Tag das jütische Low gilt, welches jedoch abgesehen von einigen Bestimmungen hinsichtlich des Erbrechts und des ehelichen Güterrechts als antiquirt zu betrachten ist. Obwol ausschließlich eine im Jahre 1592 sanctionirte plattdeutsche Uebertragung dieses Rechtsbuchs Gesetzeskraft hat und die darin enthaltenen Bestimmungen kaum den hundertsten Theil der in Schleswig geltenden Rechtsvorschriften ausmachen, endlich auch in Dänemark bereits gegen Ende des

17. Jahrhunderts durch Herausgabe des Gesetzbuchs Christians V. das jütische Low außer Kraft gesetzt war, so wurde doch — es ist in der That fast unglaublich — der Umstand, daß vor Jahrhunderten in Dänemark und Schleswig ein und dasselbe Landrecht gegolten, zur Basis der Forderung gemacht, die der Jurisprudenz sich widmenden Schleswiger zu verpflichten, auf der kopenhagener Universität, auf welcher eine Professur für schleswigisches Recht zu errichten beabsichtigt war, ihre Studien zu machen.

Dieser Plan, so wie die Anstellung von Jüten und Inseldänen als Lehrer der dänischen Sprache in allen Gelehrtenschulen Holsteins und Schleswigs, wurde im letzten Lebensjahre Christians VIII. mit Vorliebe erörtert, und zu wiederholten Malen wurden sogar amtliche Verhandlungen über diese Gegenstände gepflogen. Daneben bezeichnete man es als der Erwägung würdig, ob nicht, wie in Dänemark nach einem Reglement vom Jahre 1845 in den untersten Classen der Gelehrtenschulen die deutsche Sprache statt der lateinischen zum Gegenstande der ersten grammatischen Uebungen vorgeschrieben ist, in den holsteinischen und schleswigschen Gymnasien die dänische Sprache zu gleichem Zwecke zu benutzen sei.

Ueber den Sinn dieser Vorschläge konnte kein Zweifel obwalten, da der Landesherr plötzlich, ohne daß die zuständigen Behörden der Herzogthümer vernommen waren, durch Cabinetsrescript die Verwandlung des haderslebner Gymnasiums, welches fast drei Jahrhunderte als deutsche Lehranstalt bestanden hatte, in ein Unterrichtsinstitut mit dänischer Sprache verfügte. Sämmtliche Stadverordnete Haderslebens kamen sofort um Aufhebung dieser Maßregel ein. Desgleichen machten die Regierungsbehörden Vorstellungen. Aber weder diese noch jene fanden Beachtung. Auch der Vorschlag, der erwähnten Gelehrtenschule doch mindestens eine solche Einrichtung zu geben, daß die untern Classen sprachliche Parallelclassen seien und jedem freistehe, zu erklären, ob er den Unterricht in der deutschen oder in der dänischen Sprache haben wolle, wurde an höchster Stelle zur Gewährung nicht geeignet befunden. Dieser landesherrliche Act mußte aber um so verletzender erscheinen, als während einer längern Reihe von Jahren unter mehr als dreißig Abiturienten der haderslebner Schule kein einziger die Universität Kopenhagen besucht, alle vielmehr deutsche Hochschulen bezogen hatten und dem zufolge die Ansicht der Betheiligten über den Vorzug deutscher oder dänischer Bildung nicht zweifelhaft war.

Die dänischen Fanatiker waren auch damit noch nicht zufrieden gestellt. Bald erfuhr man, daß von der obersten Collegialbehörde in Kopenhagen weitere Schritte in dieser Richtung in Anregung gebracht seien. Es gehört hierhin unter anderm der Vorschlag, den Unterricht in einigen Disciplinen in den vier Gymnasien des Herzogthums Schleswig lediglich in dänischer Sprache ertheilen

zu lassen. Als die für diesen Zweck geeignetsten Lehrgegenstände wurden Religion und Geschichte bezeichnet. Dieselbe Behörde hielt es für angemessen, daß in den Gemeinden, in welchen im Laufe der Zeiten die dänische Sprache der deutschen gewichen sei, aber noch Ueberreste der erstern vorhanden wären, dem Dänischen wiederum Eingang in Kirche und Schule verschafft werde und zwar selbst wider den Willen der Gemeinden, die, wie man in Verblendung hoffte, nach Absterben einiger Generationen sich mit dieser Umwandlung ausgesöhnt haben würden. Es stand in Frage, ob die Geschichte des Nordens mit Beispielen des Despotismus zu bereichern sei, wie sie bis dahin nur der Süden gekannt hat. Die Frage wurde damals unentschieden gelassen. Die Dänen von 1851 haben sie, wie sogleich zu zeigen sein wird, mit Ja beantwortet und darnach gehandelt und mit den Maßregeln dieses Handels ein Seitenstück zu der Grausamkeit geliefert, mit welcher einst die andalusischen Christen von den Kalifen gezwungen wurden, die arabische Sprache anzunehmen.

So kam das Jahr 1848 heran. Christian VIII. war gestorben. Er hatte in den Herzogthümern ein Andenken hinterlassen, welches durch das Gefühl getrübt wurde, daß dieser sonst begabte Fürst für deutschen Sinn und deutsche Sitte kein Herz gehabt habe. Sein Sohn und Nachfolger wurde von der dänischen Nation als der erste aller Oldenburger begrüßt, an dem kein Blutstropfen mehr deutsch, an dem jeder Pulsschlag dänisch sei. „Saa dansk som han var ingen Konge her i mange Aar," heißt es zu seinem Lobe im tapperen Landsoldat. Noch einmal indeß schien es, als solle der Weg der Verständigung eingeschlagen werden, so wenig auch das Rescript vom 28. Januar 1848, mit dem derselbe betreten wurde, die Wünsche Schleswig-Holsteins zu befriedigen angethan war.

Da brauste vom Ufer der Seine der Sturm der Revolution durch Europa. Einer der eifrigsten Feinde Schleswig-Holsteins, der bekannte Orla Lehmann eilte aus Italien nach Kopenhagen. „Jetzt oder nie!" rief dieser Führer der Eiderdänen, und seine Gesinnungsgenossen Tscherning, Monrad und Hvidt stimmten ein in den Ruf. Am Eingange zum Casino wurde am 21. März von den Gassenbuben eine Flugschrift feilgeboten, welche mit den Worten „Krieg gegen Schleswig" angepriesen wurde. Wem der Sinn dieser Bezeichnung noch dunkel geblieben war, der konnte nach Lehmanns Rede im Casino nicht mehr in Zweifel darüber sein. Man mußte erwarten, daß die weitere Verfolgung der eiderdänischen Pläne Deutschland zur Wahrung der deutschen Interessen in Schleswig herbeiziehen werde. Lehmann rief, das Vaterland sei in Gefahr (er ist bekanntlich ein in Kopenhagen geborner Holsteiner) und Dänemark müsse Männer an die Spitze der Regierung stellen, die es retteten, für seine Ehre einstünden und es auf die Bahn der Freiheit führten. Unver-

weilt sollte dem Könige eine Adresse übergeben werden, die mit den Worten schloß: „Wir rufen Ew. Majestät an, das Volk nicht zur Selbsthilfe der Verzweiflung zu treiben. Es wurde indeß später beliebt, die Adresse nicht schon diesen Abend, sondern am nächsten Morgen durch eine Procession nach dem Schlosse zu befördern.

Der Plan gelang vollständig. Nahe an zwölftausend Menschen umlagerten am 22. März früh das Schloß Christiansburg. Der König erwiderte, dem Zwange weichend, er habe sein Ministerium bereits entlassen. Wenn er sich auf sein Volk verlassen könne, wie dieses sich auf ihn, so werde er Dänemark schon auf den Weg der Ehre führen. Selbigen Tages, achtundvierzig Stunden vor der verhängnißvollen Entscheidung, erhielten die Truppen in Seeland und Fühnen Märschordre nach der jütischen Grenze. Sodann folgte eine fieberhaft aufgeregte Ministerkrisis, in welcher der König mehrmals rathlos die Hände rang. Sein Entschluß, abzudanken, das im Staatsrath ausgesprochene Wort des nachmaligen Ministers — damaligen Magisters — Monrad: So pflanzen wir die Fahne der Republik auf!" lief von Mund zu Mund. Am 24. März gab Friedrich VII., durch mehre Nachtwachen erschöpft, die Entscheidung ab. Sie hat nicht, wie ein altes Fürstenwort sagt „Bestand, Frommen, Nutzen und Wohlfahrt der Fürstenthümer vor Augen gehabt," sondern sie setzte an die Stelle uralten Rechts und neugelobter Zusicherungen, natürlicher Entwicklung und nothwendiger Zustände das Parteistichwort, welches von der Elbe bis zur Königsau hinlänglich verstanden wurde: Dänemark bis zur Eider.

Was dieses Wort im Sinne der Dänen bedeutet, wird dem Leser aus dem Vorstehenden bereits klar geworden sein. Der Schluß dieses Briefes soll es noch deutlicher machen und die beiden nächsten Briefe werden aus der unmittelbaren Gegenwart Belege dazu liefern.

Der Krieg der dänischen Revolutionsmänner gegen das gute Recht Schleswig-Holsteins endigte mit der Niederlage derer, die sich zur Wahrung des letztern erhoben hatten. Eine Begriffsverkehrung ohne Gleichen gestattete den Dänen, den besiegten Conservatismus als Aufruhr, sich selbst als Wahrer legitimer Interessen zu bezeichnen. Gegen Aufrührer aber war alles erlaubt. Man konnte alle einst vertagten Danisirungspläne hervorsuchen, sie mit allen Mitteln in Wirksamkeit setzen und sich dazu noch rühmen, gerecht und mild zu sein. Macchiavelli hat gesagt: Besiegte Feinde muß man versöhnen oder vernichten, aber nie erbittern. Die Dänen konnten die Herzogthümer damals bis zu einem Grade versöhnen. Sie hätten vielleicht auch die deutsche Partei der Vernichtung in Schleswig nahe bringen können. Man mußte sich nicht begnügen, sie zu erbittern. Es ist die Frage, ob von Süden her mehr als eine bloße Verwahrung erfolgt wäre, wenn man die deutschen Schleswiger sämmt-

lich von Haus und Hof vertrieben und über die Eider gejagt hätte, um an ihrer Stelle Dänen anzusiedeln. Es war lediglich der Geist der Zeit, der dies verbot. Andre kaum weniger himmelschreiende, wenn auch nicht so auffallende Maßregeln ließ er zu. Der deutsche Bund hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß ein wesentliches Recht eines seiner Glieder, das Recht Holsteins auf Zusammenhang mit Schleswig und auf strenge Geschiedenheit von Dänemark ausgestrichen wurde. Die deutschen Fürsten hatten nichts dagegen gesagt, daß das ebenso gute Recht eines Mannes, der vermöge dieses Rechtes nach Aussterben des Mannsstammes der dänischen Oldenburger mit der Doppelkrone Schleswig-Holsteins geschmückt, als Gleichstehender ihrem Bunde beigetreten sein würde, mit demselben raschen Federstriche vernichtet wurde. Das deutsche Volk hatte bereits wieder zu andern Dingen geschwiegen, um nicht hier ebenfalls zu schweigen. Man hatte allenthalben klares Wasser und freie Hand und man konnte nun wahr machen, was man früher gedroht, konnte den Schleswigern auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen seien. Man verjagte alle deutschgesinnten Beamten und Prediger und trieb die Advocaten massenweise aus. Mit Ausnahme von zwölf wurden alle deutschen Justizbeamten abgesetzt, ebenso alle Bürgermeister, ebenso über achtzig Geistliche, darunter die beiden Superintendenten, ebenso eine große Anzahl von Lehrern, keiner aus andern Gründen, als weil er deutsch war und deutsch dachte und weil er Platz machen sollte für Dänen, die nun haufenweise ins Land strömten. Das deutsche Schullehrerseminar in Tondern wurde zu einem dänischen, die deutsche Gelehrtenschule in Schleswig erhielt dänische Lehrer. Die dänische Zollgrenze wurde erst bis zur Eider, dann bis zur Elbe vorgeschoben, die dänische Branntweinsteuer zum Schaden der großen Güter eingeführt, der Kanal zwischen Nord- und Ostsee aus einem schleswig-holsteinischen in einen Eiderkanal umgetauft, die deutschen Zeitungen in den Herzogthümern verboten, damit das Verständniß der neuen Zeit ungehindert von Norden einströmen könne, die deutsche Festung Rendsburg geschleift, damit diesen Verständnissen unter allen Umständen Nachdruck gegeben werden konnte. Die deutschen Soldaten, welche aus den Herzogthümern ausgehoben waren, schickte man nach Kopenhagen und dafür kamen fünftausend Jüten und Seeländer ins Land, denen in Schleswig noch eine starke, fast nur zur Niederhaltung der Gemüther geschaffene Gendarmerie zur Seite trat. In den Schulen mußten statt nach dem alten schleswig-holsteinischen Courantgelde, dem wohlverbrieften, aus Hamburg, der commerziellen Metropole beider Herzogthümer fortwährend einströmenden, nach dänischer Reichsmünze gerechnet werden. Die Rechnung nach Courant wurde sodann völlig aus Handel und Wandel verbannt, endlich die Courantmünze selbst.

Schleswig wie Holstein waren auf diese Weise so gut wie von Dänemark

verschlungen. Die Incorporation ließ dem Deutschen in Schleswig fast nichts als das deutsche Herz und die deutsche Zunge. An das Herz konnte man nicht kommen, die Zunge konnte man nicht ausreißen, wenigstens nicht mit einem Ruck. Aber man meinte es allmälig zu können. Es erschien im Frühjahr 1851 ein Edict, durch welches die Kirchenvisitatoren der Propsteien Tondern, Flensburg, Gottorf und Husum, Bredstedt angewiesen wurden, sofort die dänische Sprache in die ihnen untergebenen Kirchen und Schulen der Gegenden einzuführen, „in welchen die Volkssprache dänisch ist." Und zwar sollte dies in der Weise geschehen, daß fortan einen Sonntag um den andern dänischer Gottesdienst sein, in den Schulen aber mit Ausnahme von vier Stunden wöchentlich nur dänisch unterrichtet werden sollte.

Keine Maßregel des Danisirungssystems griff der Bevölkerung Schleswigs so sehr ans Herz, alle waren sie rechts- und naturwidrig, diese war die Krone der Ungerechtigkeit und Naturwidrigkeit. Das Edict besagte: „wo die Volkssprache dänisch ist." Hätte man diese Beschränkung eingehalten, so wäre von Ungerechtigkeit nur insofern zu sprechen gewesen, als die ungeheure Mehrzahl der Bewohner jener plattdänisch redender Districte, wenn man sie gefragt hätte, auf das entschiedenste gegen die Maßregel, die ihnen eine nutzlose und dem dänischen Schleswiger fast ebenso unverständliche Sprache, als die hochdeutsche*), zur Bildung und Erbauung vorschrieb, protestirt haben würden. So aber meinte man mit dem „ist" eigentlich oder zugleich ein „war", d. h. man schlug zu den Bezirken, wo wirklich noch durchaus das dänische Patois gesprochen wird, auch die, wo nur noch einige Familien oder einige aus Jütland eingewanderte Dienstboten dasselbe reden, ja selbst eine Anzahl von Kirchspielen, wo seit Menschengedenken keine Seele mehr jenes Halbdänisch geschweige denn die dänische Schriftsprache verstand. Statt sich auf die Wirklichkeit zu berufen, stützte man sich auf die Sprachkarten, welche die Phantasie dänischer Fanatiker entworfen hatte und statt die Gemeinden zu fragen, wo es sich um ihre heiligsten Interessen handelte, schloß man ihnen, wenn sie ungefragt sich gegen die Lüge erklärten, die ihnen eine dänische Zunge einsetzte, mit Drohungen und selbst mit Strafen den Mund. Man hatte den Körper, man wollte und mußte auch die widerspenstige Zunge haben, wo nicht von den Alten, so doch von den Jungen. Und was hat man mit den Drohungen und Lockungen, mit den Strafen der Patrioten und den Belohnungen der wenigen Apostaten bis jetzt erreicht? Nichts als die tiefste, glühendste Erbitterung und nebenher eine Verwüstung der Kirchen und Schulen, die allen Glauben übersteigt. Die nächsten Briefe werden zu den bereits mitgetheilten

*) Das südjütische Dänisch ist von dem des Kopenhageners im Wortvorrathe wie in der Syntax beinahe ganz so verschieden, wie Hochdeutsch vom Plattdeutsch.

Beispielen aus diesem Bereiche noch eine Reihe andrer, liefern. Gewonnen für das Dänenthum ist durch die Maßregel niemand, abgeschreckt viele, tiefgebeugt, wenn auch nicht gebrochen, beinahe alle die von ihr Betroffenen.

Die Parteien in Belgien.

Der Tag der Eröffnung der Kammern ist in der Hauptstadt Brüssel ein halber Feiertag und er sollte eigentlich ein ganzer sein. Aber die Belgier sind keine besonders großen Freunde von Feiertagen, die napoleonische Gesetzgebung hat von den zahlreichen kirchlichen nur noch vier bestehen lassen und die Constitution bestimmt sogar ausdrücklich, daß niemand angehalten werden kann, die Sonn- und Feiertage zu begehen. Die Gerichte halten an dem Tage keine Sitzungen, die meisten Bureaux sind geschlossen, die Universität suspendirt ihre Vorlesungen, das Athenäum schließt seine Classen und von allen öffentlichen Gebäuden flattern die Fahnen mit den Nationalfarben. Um neun Uhr wurde in der Kirche St. Jacques-sur-Caudenberg, zu deren Pfarrsprengel das Palais der Nation und das königliche Schloß gehören, eine feierliche Messe celebrirt. Gegen zehn Uhr rasselten die Trommeln durch die Straßen und die Bürgergardisten strömten auf ihre Sammelplätze. Die Bürgergarde von Brüssel besteht aus einer Compagnie Artillerie, einer Compagnie Cavalerie, einer Compagnie Scharfschützen und aus vier Legionen Infanterie, deren jede wieder aus drei Bataillonen und jedes Bataillon aus vier Compagnien besteht. Dazu kommen noch die Bürgergarden der Vorstädte, so daß die Hauptstadt des Landes ein ganz ansehnliches Contingent von bewaffneten Bürgern stellen kann, die im Nothfall ihre guten Dienste thun würden. Die Bürgergarde war zunächst dem Palais der Nation und dem königlichen Schlosse aufgestellt, die Garnison, durch Truppen von Löwen und Mecheln vermehrt, nahm den übrigen Theil der Rue royale bis zum schaerbeeker Thore ein. Punkt ein Uhr donnerten die Kanonen der Bürgergarde, zum Zeichen, daß der König sich nach dem Palais der Nation begebe. Eine Compagnie Guiden eröffnete den Zug, dann kamen drei Gallawagen, jeder mit sechs Rappen bespannt, deren zweiter die Herzogin von Brabant und die Prinzessin Charlotte enthielt. Dem Könige vorauf ritt die Cavalerie der Bürgergarde; der König hatte zur Rechten seine beiden Söhne und war von einem Gefolge von höhern Offizieren der Bürgergarde und der Armee begleitet. Der Thron war wie gewöhnlich im Sitzungssaale der Repräsentantenkammer aufgeschlagen; alle Tribünen, die öffentlichen sowol wie die reservirten, waren überfüllt, die diploma-

tische Loge fast vollständig besetzt. Der Umkreis des Saales, hinter den Bänken der Deputirten, war mit einer dreifachen Reihe von Damen in brillanter Toilette geschmückt. Der König bestieg den Thron und las die Thronrede ab, welche ihm Herr Dedecker, der Minister des Innern, überreicht hatte. Nicht eine einzige Stelle dieses ministeriellen Documents wurde mit irgend einigem Beifall aufgenommen und erst als der König und die königliche Familie sich wieder entfernt hatten, erschallten vereinzelte Bravos und der schwächer gewordene Ruf: Vive le Roi! Das war der Anfang unsrer verhängnißvollen Session. —

Im Senat ist der Fürst von Ligne wieder zum Präsidenten gewählt worden, was weiter keine politische Bezeichnung abgibt. Die Kammer der Repräsentanten aber hat mit der Bildung ihres Bureaus dem Ministerium einen Triumph verschafft; das begehrte Vertrauen hat nicht auf sich warten lassen. Herr Delehaye wurde mit 52 Stimmen zum Präsidenten gewählt, während der Candidat der Opposition, Herr Delfosse, es nur auf 35 Stimmen brachte. Zu Vicepräsidenten wählte man die Herren de Naver und Rousselle. Diese Wahlen sind wirklich bezeichnend; sie sind wie eine erste Antwort auf die Appellation an die Mäßigung, womit die Thronrede schließt, und die Antwort ist klar: zwei Ueberläufer von der Linken und ein Mitglied der Rechten! In diesen Ernennungen liegt die ganze Politik des Cabinets; das Ministerium der Conciliation stützt sich ausschließlich auf die Rechte und auf frühere Mitglieder der Linken, die von ihrer Fahne desertirt sind und ihre Ueberzeugungen verleugnet haben, um Träume von Ehrgeiz zu verwirklichen, die ihre Ohnmacht, ohne Beihilfe der Intrigue, unmöglich machen würde. Der Wind weht zum Umsturz aller Ideen der öffentlichen Moral. Herr Delehaye hat die liberale Partei im Jahre 1851 verlassen, weil kein Mann von der Linken, nicht einmal der gemäßigtste, nicht einmal der damalige Senatspräsident, Herr Dumon-Dumortier, einwilligen wollte, mit ihm in eine ministerielle Combination zu treten. Und der Ueberläufer wird auf den Schild der Präsidentschaft gehoben. Herr Rousselle ging zu derselben Zeit mit dem Schwamm des verbissenen Aergers über seine liberalen Ueberzeugungen, weil alle seine Manöver, alle Winkelzüge und Fechterkünste vergeblich waren, und niemand daran dachte, aus dem großen Manne einen Minister der öffentlichen Arbeiten zu machen. Und man macht aus dem Ueberläufer einen Vicepräsidenten. Solche Wahlen ehren sowol die Männer, die der Gegenstand derselben sind, als das Ministerium, welches sie angegeben, und die Majorität, die sie vollzogen hat. Herr de Naver ist einfach ein Klerikaler, der sich immer offen zu seiner Partei bekannt hat, und das ist auf der modernen Bühne der politischen Maskerade wenigstens ein Verdienst.

Die Klerikalen haben über diesen Erfolg die Lärmtrommel so rasselnd gerührt und einen solchen Triumphmarsch gewirbelt, daß einem die Ohren gellten.

Von der schönsten Vorbedeutung sind die ersten Handlungen der Kammer! riefen sie aus; die Politik der Conciliation, wovon das Cabinet durchdrungen und die in den Wünschen des Landes liegt, sie wird zum Heile Belgiens siegen. Die Ohnmacht jener Partei, die nur in der Verwirrung und im Umsturze ihre Rettung sucht, ist jetzt offen zu Tage gekommen; das Ministerium kann und wird nicht säumen, seine Ideen für die Wohlfahrt des Landes, die schon im voraus die Zustimmung der Majorität der Volksvertretung erhalten haben, zur Ausführung zu bringen. Vorläufig wird jedoch das Ministerium klug daran thun, mit der Befriedigung der sublimen Wünsche der Klerikalen noch eine Weile zu warten; ohnehin verstehen ja seine Clienten das Warten meisterhaft. Gleich nach dem Triumphe, während die Luft noch zitterte von den Fanfaren und dem Jubelgeschrei, kam so etwas wie eine Niederlage, und nur mit genauer Noth entging das Ministerium seinem Sturze. Die Antwortsadresse der Kammer auf die Thronrede war es, bei deren Discussion es sich zeigte, mit welcher geringen Sicherheit das Cabinet Dedecker auf eine compacte Majorität zählen darf. Schon im Senat hatte jene Stelle der Thronrede, welche sich auf milde Stiftungen und wohlthätige Anstalten bezieht, zu Debatten geführt, indem Herr van Schoor, Mitglied der Linken, sich gegen die Redaction des betreffenden Paragraphen in der Adresse aussprach, der nichts wie die platte Wiederholung der in der Thronrede beliebten Formel wäre; und ein Amendement wurde angenommen, welches die Ausübung der Wohlthätigkeit unter eine ernstliche und wirksame Controle stellt. Damit hat der Senat deutlich genug ausgesprochen, daß die Organisation und Leitung der öffentlichen Wohlthätigkeit der Civilautorität, und nicht dem Klerus und den religiösen Corporationen zustehe. Das war das erste, aber noch gelinde Sturzbad zur Abkühlung der eiserglühenden Hoffnungen der klerikalen Partei. In der Kammer der Repräsentanten kam die parlamentarische Situation noch klarer zu Tage. Hier enthielt die von der Commission vorgeschlagene Antwortsadresse eine Stelle, dahin lautend: „Die Regierung Ew. M. verlangt, in Erwiederung ihrer aufrichtigen Absichten und der Mäßigung, welche die Regel ihres Verhaltens ist, unsern legalen Beistand. Dieser Beistand wird ihr nicht fehlen, und wir werden die Größe der Pflichten, welche die Umstände unserm Patriotismus auferlegen, zu verstehen wissen." Herr Vandenpeereboom, zur gemäßigten Opposition gehörend, fand, daß diese Stelle ein Vertrauensvotum zu Gunsten des Ministeriums nicht allein für die rein administrativen, sondern auch für die politischen Fragen sein würde, für welche letztere sich die Kammer alle Freiheit bewahren müsse. Er schlug daher folgendes Amendement vor, das jene Stelle ersetzen sollte: „Die Regierung Ew. M. kann auf den Beistand der Kammer bei allen nützlichen Maßregeln zählen, die vorzuschlagen sie für nöthig halten wird; wir werden die Größe

der Pflichten, welche die Umstände unserm Patriotismus auferlegen, zu verstehen wissen." Offenbar war das eine Art von Kriegserklärung gegen das Cabinet, die so plötzlich und unerwartet auftauchte. Herr Dedecker erklärte gleich, daß die Annahme dieses Amendements ein Mißtrauensvotum sein würde; ja er machte sogar eine Cabinetsfrage daraus, und äußerte sich, daß er kein Verwaltungscommis, sondern ein wirklicher Minister sein wolle oder abdanken werde. Er verlangte, daß die Kammer anerkenne, daß das jetzige Ministerium dasjenige wäre, welches unter den gegenwärtigen Umständen dem Lande am besten zusage. Das war so aufrichtig wie möglich gesprochen. Von der Linken und von der Rechten ließen sich gewichtige Redner vernehmen. Herr Verhaegen sprach am offenherzigsten; er erklärte, daß er gegen die Adresse stimmen werde, welches auch das Schicksal des Amendements sein würde; er erkannte an, daß die Majorität der klerikalen Partei angehöre, und das Ministerium daher das Recht habe, im Sinne dieser Partei zu regieren; bis zum äußersten aber würde er die Projecte bekämpfen, die seinen politischen Ueberzeugungen entgegen wären, alle Handlungen, wodurch das Ministerium, mit Verachtung der Gesetze, seinen Freunden dienen wolle. Graf de Theur beschwor die Kammer, die Geschicke des Landes allein im Auge zu behalten, und bei der kritischen Lage Europas patriotische Rücksicht auf die Stellung Belgiens zu nehmen; er erinnerte an die lange ministerielle Krisis, deren Product das Cabinet Dedecker war, wie gefährlich die Wiederholung einer solchen Krisis sein würde, die vielleicht noch länger wie jene dauern könnte, indem die Linke jetzt noch weniger wie damals im Stande wäre, ein Cabinet zu bilden. Das endliche Resultat der Abstimmung war, daß sich 43 liberale Stimmen für das Amendement, also für den Sturz des Ministeriums, und 48 Stimmen dagegen, und somit zu Gunsten des Ministeriums, erklärten. Ein Sieg war das nicht für das Ministerium, sondern vielmehr eine harte Lehre hat es empfangen, mit derber Hand ist es aus dem zu frühzeitigen Traume seiner Siegesgewißheit aufgerüttelt worden. Von den Ministern selbst provocirt, bildet sich eine formidable Opposition. Ist eine ministerielle Majorität wirklich vorhanden? Herr Dedecker und seine Freunde haben sich zweifelsohne diese Frage schon mit Angst und Bangen gestellt. Die fünf Stimmen Mehrheit sind der Politik der Rechten zuletzt nur in dem Sinne zugefallen, als die Deputirten von Gent und Mons, die sie dem Cabinet bringen, ihr Mandat von liberalen Wählern empfangen haben. Das sind die Stützen eines Ministeriums, welches vorgibt, der Ausdruck der Wünsche des Landes zu sein: eine Minorität der Rechten, und einige Ueberläufer ohne persönlichen und politischen Werth. Für die letztern ist die Lehre ebenso hart gewesen. Im Vertrauen auf die Lauigkeit des öffentlichen Geistes, auf die Uneinigkeit, die sich noch neulich unter der Linken gezeigt hatte, glaubten sie den Namen

gemäßigter Liberalen, honnetter und unabhängiger Liberalen, womit sie das Wörterbuch der Organe der klerikalen Presse beehrt hatte, beibehalten zu können. Sie haben sich getäuscht. Heute stehen sie allein, isolirt; fünf oder sechs sind es; die einen haben Stellen erhalten, die andern warten noch darauf. Noch kurz vor der Abstimmung erweckten sie, von der Tribüne herab, Reue und Leid, kamen um Gnade flehen für ihre politischen Sünden von so vielen Jahren. Es war ein klägliches Schauspiel. Und als Antwort erhebt sich die mächtige Stimme der Linken, mit dem Nachdruck der Einstimmigkeit, um ihnen zu sagen: „Ihr gehört nicht mehr zu uns, Ihr seid Ueberläufer!" Keine Fraction der Linken war es, die so energisch gegen die Deserteure aufstand; nein, alle, zu welcher Schattirung sie auch gehörten, alle, selbst diejenigen, welche in den letzten Debatten den Wunsch nach Versöhnung am weitesten getrieben, alle vereinigten sich unter der noch stolz flatternden Fahne der politischen Moralität, des politischen Bewußtseins, um öffentlich zu erklären, daß sie keine Apostaten sein wollen. Die Klerikalen glaubten, die politische Moralität sei vorläufig verschwunden aus dem Lande; sie täuschten sich. In der Kammer der Repräsentanten ist die Macht und die Kraft einer Opposition lebendig, die den von der Reaction hingeworfenen Handschuh aufhebt, und laut proclamirt, daß sie den Principien, den Traditionen, den Interessen des Liberalismus getreu bleibt. Und nun wollen wir abwarten, ob das Ministerium, mit seiner zweideutigen Majorität von fünf Stimmen, den Versuch noch wagen wird, die Plane seiner Partei zur Ausführung zu bringen.

Das neutrale Deutschland.

Als im Jahre 1848 die schleswig-holsteinische Frage in der französischen Nationalversammlung verhandelt wurde, brachte der General Cavaignac eine Landkarte zur Sprache, die man ihm gezeigt habe und auf der Elsaß und Lothringen zu Deutschland gezogen seien. Dieselbe sei vor kurzem in Deutschland erschienen und zeige von einem Eroberungstriebe der Deutschen, der unter dem Vorwande der Nationalität sich jetzt gegen Dänemark wende und vielleicht später gegen Frankreich sich wenden werde.

Man hatte den General Cavaignac hintergangen. Man hatte ihm eine im Jahre 1848 erschienene Sprachkarte gezeigt und ihn glauben gemacht, daß dieselbe eine zukünftige politische Grenze angebe. Auf einer Sprachkarte gehört der Elsaß und der größte Theil Lothringens zum deutschen Sprachgebiet, wie ein Theil Belgiens und Savoyens zum französischen.

Anders ist es aber mit einem „Atlas spécial de la géographie physique, politique et historique de la France dressé conformément aux nouveaux

programmes de la classe de rhétorique des lycées et de l'école impériale de Saint-Cyr par François Bazin et Félix Cadet. Paris. 1855.

Die beiden Verfasser, der eine Professor der Geschichte und Geographie, der andre Professor der Logik liefern in demselben eine Karte, welche drei Arten von Grenzen Frankreichs angibt und dieselben bezeichnet als:

Limites de France Carlovingienne en 843 (Traité de Verdun).

Limites arbitraires de la France (Traité de 1814 et 15).

Limites naturelles de la France.

Diese letzte natürliche Grenze stimmt überall mit der willkürlichen überein, nur daß beim Einfluß der Lauter in den Rhein sich ihr rother Strich von dem blauen der willkürlichen Grenze trennt und dem Rhein folgend das deutsche linke Rheinufer, Belgien und einen guten Theil Hollands mit zum natürlichen Frankreich schlägt.

Dieselbe Unterscheidung der limites arbitraires und limites naturelles wiederholt sich auf einer spätern Karte, welche die nördliche Grenze Frankreichs angeben soll, in derselben Weise.

Sonst finden sich in dem Atlas nur noch natürliche Grenzen von Algerien angegeben. Eine Linie, die als limite naturelle de l'Algérie formée par une ligne d'oasis angegeben wird, schließt Stämme ein, welche sich erst vor wenigen Wochen den Franzosen unterworfen haben, und andre, die noch jetzt nicht unterworfen sind.

Es verlohnt sich kaum der Mühe, hervorzuheben, daß die Verfasser den Unterschied der natürlichen Grenzen nur gegen Deutschland, Belgien, Holland und die Araberstämme, nicht aber gegen die Schweiz und Sardinien geltend machen; sie scheinen letztere zu hoch zu stellen, als daß sie die französische Grenze um einige Meilen an den Genfersee oder an den Var vorrückten. Es wäre ebenso überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, daß sie den Lauf des alten Rheins, der bekanntlich nicht mehr Hinderniß bietet als ein gewöhnlicher Graben, nicht aber südlicher Leck oder Waal als natürliche Grenzen Frankreichs bezeichnen.

Auf ein Mehr oder Minder kommt es dabei überhaupt nicht an, genug, daß zwei öffentliche Lehrer in dem Urtheil ihrer Nation kein Hinderniß erkennen, mit Dingen hervorzutreten, die auf der einen Seite abgeschmackt, auf der andern für die betreffenden Nachbarländer eine Insulte sind, und daß die französische Jugend frühzeitig gelehrt wird, das linke Rheinufer als ein von Natur zu Frankreich gehöriges Land anzusehn, welches demselben durch Willkür entrissen ist.

Daß die französische Regierung solche Manifestationen einer den Nachbarn gefährlichen Gesinnung nicht gern sieht, versteht sich von selbst, ebensowol aber, daß sie grade wegen der Allgemeinheit der Ueberzeugung, daß der

Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei, nicht im Stande ist, gegen dieselben wie gegen die Thorheiten der Demokratie einzuschreiten.

Deutschland aber mag aus diesem allen sehen, wohin eine Politik führt, welche sich darüber nicht klar ist, daß, wie Friedrich der Große sagte: Neutralität immer die schlechteste Politik von allen ist, daß, um Achtung bei andern Nationen zu gewinnen, nicht ein Stillsitzen, sondern ein Handeln nothwendig ist. Oder warum wagten jene beiden Franzosen nicht piemontesisches Gebiet, wol aber preußisches innerhalb die natürlichen Grenzen Frankreichs zu ziehen?

Die Wirkung derjenigen Politik, welche von Deutschland seit jetzt 40 Jahren befolgt wurde, ist nach beiden Seiten hin gleich.

Wie die Franzosen betrachten auch die Russen Deutschland als ihr natürliches Besitzthum, nur daß jene sich einen Theil zu vollem Eigenthum vindiciren, diese aber das ganze als unter ihrem Schutz und Einfluß stehend ansehen. Ein Beispiel neuesten Datums kann das klar machen.

Vor kurzem begegnete der Fürst Gortschakoff in Wien einem Engländer, den er früher gekannt hatte, fragte, wie es seinem Sohne gehe. Die Antwort ist, „derselbe sei in Hannover.“ „„Und weshalb?““ „Um deutsch zu lernen.“ „„Comment! Est-ce qu'on veut nous enlever l'Allemagne aussi?““ rief der russische Gesandte aus.

Subject oder Object, Hammer oder Ambos — die Mittelstellungen sind die schlechtesten von allen. Schon der große Kurfürst hatte einst in ähnlicher Lage geäußert: Was neutral sein heißt, habe ich schon erfahren; wenn man schon die besten Bedingungen hat, wird man doch übel tractirt; ich habe auch verschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren. — Preußen sank in einen Abgrund von Unheil und Schande, als es vor 50 Jahren diese Traditionen der großen Hohenzollern vergaß. — Es sind grade funfzig Jahr, daß die Schlacht bei Jena verloren und unser Staat zerschlagen wurde, weil er die Weisheit hatte, neutral zu bleiben und die kämpfenden Staaten sich „abnutzen“ zu lassen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. — 31. December. — Die Peroten. Die Wintersaison von Pera, im Gegensatz zu der von Büjükdere hat mit einer Reihe kleiner Diners der hiesigen Diplomatie und der türkischen Würdenträger begonnen. Die größeren Zusammenkünfte, zu denen sich in der Carnevalszeit die Salons der hiesigen Gesandtschaftspalais öffnen, haben hier eine höhere Bedeutung, als anderswo, indem sie der Gesellschaft Konstantinopels die einzige Gelegenheit zu einer allgemeinen Vereinigung bieten. Daß dieselbe sich aus den verschiedensten

Nationalitäten zusammensetzt, ist genugsam bekannt. Neuerdings sind unter denselben die Engländer und Franzosen zahlreicher gewesen, immer aber bilden die Peroten das Grundelement.

Der gesellschaftliche Einfluß der Perotenfamilien beruhte in früherer Zeit darauf, daß die Peroten die westlichen wie die orientalischen Sprachen gleich gut verstanden, die Chefs ihrer Familien hatten als türkische Beamte und Geschäftsführer mit den auswärtigen Legationen dienstlich zu verkehren und spielten die Rolle von Zwischenträgern und Vermittlern gegenüber den osmanischen Großwürdenträgern. Diese früheren Functionen haben sie nur zum Theil bewahrt; aber sie haben es verstanden, das alterprobte Ansehen zu erhalten.

Die Peroten machen den doppelten und dreifachen Aufwand für die Gesellschaft, der sonst nach Stellung und finanziellen Mitteln verständig ist. Der auffallende Luxus, der sich bei Soireen oft ungeschickt, namentlich in dem Ueberladen der Frauen mit Edelsteinen kund gibt, wird möglich durch die große Einfachheit, mit welcher ihre Haushaltungen geführt werden, und durch die Höhe des hiesigen Zinsfußes.

Auch in den höher gestellten Familien Peras wird für Wohnung, Küche und Keller nicht viel mehr verausgabt, als in Deutschland in dem Hause des wohlhabenderen Handwerkers. Man schränkt sich in der Wohnung sehr ein, hält nur ein dem Besuch offen stehendes Zimmer, welches zugleich Wohn- und nicht selten auch Speisezimmer ist, worin kaum ein anderes Möblement, als ein großer Divan und ein halbes Dutzend Stühle, nebst durchgehendem, weichen Teppich und meist sehr mittelmäßigen Fenstervorhängen; darin versammelt sich im Winter, Morgens und Abends, die ganze Familie. In der rauhen Jahreszeit verzichtet man wol gar auf den soliden Ofen, und erwärmt sich am Kohlenbecken, welches zu diesem Zweck unter einen oft morschen und vor Alter wankenden Tisch gestellt wird, über den man eine dicke Friesdecke dergestalt ausbreitet, daß die Umsitzenden oder Liegenden sich dieselbe bis zu den Schultern hinaufziehen. Um die Küche bekümmern sich die Hausfrau und erwachsene Töchter des Hauses, was sich hier von selbst versteht, gar nicht; auch sieht man sie durchaus nicht als eine Institution an, die Luxuszwecken entsprechen könnte, sondern nimmt sie philosophisch als den unentbehrlichen Regulator materieller Existenz. Ihre Führung ist mit unumschränkten Vollmachten und unter Verweisung auf ein festes, nicht zu überschreitendes Budget einem griechischen Koch überlassen, der nicht Grieche sein müßte, wenn er außer seinem Lohn nicht noch anderweitigen Vortheil bei seinem Geschäft machen wollte. Wie es um die häusliche Verpflegung bestellt ist und daß ein hiesiger Europäer es sogar vorziehen würde, mit den Türken zu speisen, anstatt mit den Peroten, versteht sich hiernach von selbst. Daß Ausnahmen existiren und daß sie mit der Zeit sich vermehren, bedarf ebenfalls kaum der Erwähnung. Es gibt hier etwa ein Dutzend eigentlich perotische Familien, die ein großes Haus machen, in der Saison offne Salons halten und im Sommer in glänzenden Landhäusern am Bosporus wohnen; aber unter der großen Menge der andern verschwindet diese kleine Zahl.

Wenn diese Sparsamkeit im engern Kreise des Hauses einen prahlerischen Luxus nach außen befördert, so thut dies noch mehr der hohe Zinsfuß. Die Peroten sind wohlhabend, aber man würde irren, wenn man unter ihnen besonders große Capitalisten suchen wollte. Wie Sie wissen, gehen von der hiesigen Münze, dem Piaster, in Silber über sechzehn (in Papier jetzt dreiundzwanzig) auf einen Thaler. Es ist mithin eben nichts Großes hier Millionär zu sein, indem solcher Besitz einem deutschen Vermögen von etwa sechzigtausend Thalern entspricht. Allein diese Summe wiegt hier schwerer, als in Berlin oder Leipzig, weil sich die Möglichkeit bietet, sie mit funfzehn Procent, anstatt mit fünf, verzinslich zu machen. So zieht ein pero

tischer Familienvater aus seinem Vermögen von einer Million Piaster nicht, wie es ein deutscher höchstens könnte, funfzigtausend Piaster (dreitausend Thaler), sondern hundertundfunfzigtausend (neuntausend Thaler), ja in manchen Fällen noch um vieles mehr.

Es ist schwer, die Bedingungen aufzufinden, welche hier noch den hohen Zinsfuß aufrecht erhalten. Mir gefällt die Behauptung, daß der hohe Zins eine Folge des allmäligen finanziellen Ruins einer mächtigen und selbst in ihrem Ruin noch reichen Bevölkerungsclasse, nämlich der Türken ist. In süddeutschen Blättern tauchen wieder Tiraden über die Bedrückungen auf, denen die Rajah durch die Muselmanen unterworfen würden. Die Wahrheit ist, daß die bestehenden Verhältnisse die Rajah wohlhabend und den Muselmann zunehmend arm machen. Den stärksten Eindruck hiervon bekommt man auf Reisen im Innern des Landes. Allenthalben hört man von dem Niedergange des osmanischen Glücks und wie Juden und Griechen, Armenier und Bulgaren dadurch emporgekommen.

Literatur. Fortsetzungen angefangener Werke. Neuer Handatlas über alle Theile der Welt. von Dr. H. Kiepert. 2. Liefer. Berlin, Dietr. Reimer. — Diese Lieferung enthält auf vier Blättern Asien, Kleinasien und Syrien, Vorderasien und Afrika. Der Herausgeber hat dieser Lieferung seines bedeutenden Unternehmens ein Blatt Vorbemerkungen zugefügt, in welchen er über die Quellen seiner Arbeit an den einzelnen Karten erwünschte Auskunft gibt. Namentlich sind die Bemerkungen über die Karte von Afrika von hohem Interesse. Nicht weniger die Karte selbst. Durch eine Reihe von gefahrvollen Reisen, welche an Abenteuerlichkeit und Mühsalen den gefährlichsten Unternehmungen irgendeiner Zeit nicht nachstehen, sind große Landstriche dieses Erdtheils uns zugänglich geworden und an die Stelle der weißen Fläche, welche sonst als völlig unbekanntes Land bezeichnet war, ist ein System von Flußarmen, Gebirgszügen, Völkernamen und Ortschaften getreten. Zwar die wichtigsten Entdeckungsreisen der neuesten Zeit, die der Deutschen Barth und Vogel, konnten bei Herausgabe dieser Karte noch nicht vollständig benutzt werden. Aber auch eine Menge anderer Expeditionen sind in dem letzten Jahrzehnt ausgeführt, noch auf dem Wege oder eingeleitet. Der geographische Entdeckungstrieb, den in dieser Weise das Alterthum nicht kannte und der ein Resultat unsrer modernen Bildung ist, erstrebt mit größter Energie die vollständige Durchforschung des unbekanntesten Continents und es ist noch gar nicht abzusehen, welchen Einfluß diese Entdeckungen auf unsre Wissenschaft, wie auf Handel und Industrie haben werden. Ein unermeßliches Feld für neue Forschungen wie für industrielle Unternehmungen ist geöffnet. Nicht nur die Erdbeschreibung und alle Gebiete der Naturwissenschaften, sondern auch die Sprachwissenschaft, wie unsre Vorstellungen von Bildung, Gliederung und Entwicklung des Menschengeschlechts auf der Erde werden die größten Erweiterungen erfahren; den einzelnen kühnen Reisenden werden größere Unternehmungen mit praktischen Zwecken folgen, seit die Möglichkeit bewiesen ist, auf großen Wasserstraßen bis tief in das Innere zu dringen. Der Kaufmann mit seinen Waarenballen folgt dem Diener der Wissenschaft, Agenturen werden angelegt, politische Verbindungen mit den Despoten des Inlandes angeknüpft. So wird ein neuer Theil der Erde in den Kreis der politischen und socialen Interessen Europas hereingezogen und das Netz vervollständigt, welches durch die Interessen des Europäers in hunderttausend Fäden um den Erdball gelegt worden ist.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Fastnachtsgebräuche.

In zwei frühern Aufsätzen wurde auf die Sitten und den Aberglauben aufmerksam gemacht, welche sich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands an Ostern und Pfingsten, an den Mittsommertag und an die zwölf Nächte der Weihnachtszeit knüpfen. Die folgende Darstellung ist bestimmt, die noch fehlenden Daten aus dem Februar nachzuholen und namentlich zu zeigen, daß auch die Fastnacht mit ihren Possen und ihren Schmäusen zum Theil in das Bereich der Nachklänge des deutschen Heidenthums gehört.

An welchem Tage das Fest gefeiert wurde, dessen Erinnerungen und Reste sich mit den römischen Lupercalien und verschiedenen Einflüssen des mittelalterlichen Christenthums zu der Gestalt verschmolzen, die im Folgenden zu schildern sein wird, welcher Gottheit es galt und wie es sich ausgenommen haben mag, als Römerthum und Christenthum die Alpen noch nicht überstiegen hatten, wird immer Gegenstand bloßer Vermuthung bleiben. Daß im Februar von den alten Germanen ein großes Fest gefeiert worden ist, dürfte mehr als bloße Vermuthung sein und selbst über jene dunklern Punkte liegen wenigstens einige beachtenswerthe Andeutungen vor. Jacob Grimm hat in seiner deutschen Mythologie einen Kalender der heidnischen Feste versprochen. Das Folgende soll zeigen, wie wir uns ungefähr das Bild denken, welches dieser Kalender von der Feier entwerfen wird, deren Spuren uns in den Gebräuchen, Bauernregeln und dem Aberglauben unsrer Fastnachtszeit aufgehoben sind, wobei indeß von vornherein zu bemerken ist, daß das Ganze unsrer Darstellung bei dem uns zugemessenen Raume keinen Anspruch auf eine streng wissenschaftliche Untersuchung machen kann, sondern nur Material liefern und nebenher zu weiterem Suchen anregen soll.

Wir glauben, um das Ergebniß der nachstehenden Betrachtungen gleich zu Anfang anzukündigen, daß ein Theil der Sitten, Sagen und Redensarten, welche sich unter dem Volke an Lichtmesse und Fastnacht knüpfen, Reste eines Festes sind, mit welchem die deutschen Heiden den Frühling empfingen und wir vermuthen, daß dieses Fest von einigen Stämmen um die Zeit des Wiederauflebens des Safts in den Bäumen und des Wiedererscheinens der Lerchen

begangen wurde, wie andre den Frühling mit dem Grünwerden des Waldes und der Wiederkehr der Störche einziehen lassen. Wir meinen endlich, daß dieses Fest, wenn es überhaupt einer einzelnen Gottheit galt, in mehrern Strichen zu Ehren einer weiblichen stattgefunden haben muß. Im Folgenden geben wir, hin und wieder einen Schluß einflechtend, die Belege dazu. Sie sind in Gruppen geordnet, aus denen der Leser weitere Schlüsse zu ziehen eingeladen ist.

Im Bergischen und in der Nachbarschaft von Jülich sagt der Bauer: Im Monat Hornung regiert „dat Wif". „Das Weib" ist gegenwärtig das Weib der Weiber, Maria, deren Reinigung zugleich mit der Lichtmesse (am 2. Febr.) gefeiert wird. Einst könnte es die Erdenmutter Bertha oder Nerthus gewesen sein, deren Kräfte sich, dem Volksglauben zufolge, schon im Januar zu regen begannen.*) Maria wird auf alten Bildern häufig in einem Schiffe stehend dargestellt, der Heidenglaube scheint sich jene Göttin als auf einem Wolkenschiffe daherfahrend gedacht zu haben und wie später gezeigt werden soll ging zur Fastnachtszeit in alter Zeit an verschiedenen Orten ein Schiff durch das Land — ein Gebrauch, der von der Kirche wiederholt als ein heidnischer gemißbilligt wurde. Ebenso eiferten die frühesten deutschen Bischofe fleißig gegen das Anzünden von Lichtern am Tage Marias Reinigung und gegen die „teuflischen" Tänze an demselben, so wie gegen den Zauber, der an ihm vorgenommen wurde. Später aber nahm die Kirche diese Gebräuche theilweise auf und es entstand die Lichtmesse, die ganz so wie in der Gottesmutter die alte Erdenmutter aufgehoben blieb, eine große Anzahl jener heidnischen Teufeleien an sich aufbewahrte, während andre sich nach der weniger streng beurtheilten Fastnachtszeit hinflüchteten, welche auf diese Art ein wahres Receptaculum heidnischen Spuks und heidnischen Jubels wurde.

An Mariä Reinigung oder Lichtmeß blieben folgende Gebräuche haften: Außer der Weihe der Kerzen, die man das Jahr über in der Kirche brauchen wollte, wurde am Rhein auch eine Weihe von Lichtern zu Privatzwecken veranstaltet. Diese Kerzen sollten die Häuser vor Zauberei und Gewitterschaden schützen und man gab sie Sterbenden zur Verscheuchung böser Geister in die Hand. Jeder brachte sein Wachslicht zur Kirche mit und nach der Handlung der Weihe, während des Hochamtes, zog die Gemeinde mit angezündeten Kerzen, Marienlieder singend, durch das Kirchenschiff, wie ihre Vorfahren vielleicht — der sogleich zu erwähnende schwäbische Funkentag, das Oster- und das Johannisfeuer geben Winke zu solcher Vermuthung — brennende Spähne oder Strohbüschel tragend, Hymnen an Bertha singend, das

*) Am Tage Fabian und Sebastian (20. Januar) tritt der Saft in die Bäume, sagt man am Rhein.

Heiligthum der Erdgöttin tanzend umkreist hatten. Blieb bei diesem Umzuge auch nur eine Kerze brennen, so gab es ein gutes Bienenjahr. Auf Lichtmessen, sagt der Aberglaube, fangen die Lerchen an zu singen; hört man sie eher, so werden sie nachher wieder stumm. Wenn zu Lichtmeß die Sonne dem Pfarrer auf die Kanzel scheint, so muß der Dachs noch sechs Wochen unter der Erde bleiben, heißt es in Schwaben. Dagegen sollen im Bergischen die Weiber im Sonnenschein tanzen, damit der Flachs, (der unter der Obhut jener Göttin stand) gut gerathe. Bei diesem Tanze zu Ehren des flachsverleihenden Sonnenscheins trugen sie einst Hollundergerten (Hollunder, Frau Ellhorn in den deutschen Herzogthümern, ein heiliger Baum) in den Händen, mit denen sie die Männer schlugen, die sich der Tanzstelle näherten. Wer von Neuvermählten am Lichtmeßtage zuerst ins Bett steigt, sagt man bei Cleve, der muß zuerst sterben.

„Lichtmeß bei Tag eß
Unds Spinnen vergeß"

lautet eine schwäbische Bauernregel. Sodann galt vor Alters am Rhein der Lichtmeßtag für den Ehrentag der Verschwender und der leichtsinnigen Taugenichtse. Endlich mag der Umstand in Betracht zu ziehen sein, daß an diesem Tage bei Tübingen und in Schwäbisch-Hall das Gesinde „wandert" d. h. ab- und anzieht. Ebenso findet am Niederrhein und im Oberbergischen auf Lichtmeß der Dienstwechsel statt und die nächsten drei Tage feierten Knechte und Mägde.

Wie viel von der Bedeutung der Tage zwischen Lichtmeß und Fastnacht Erinnerung an das heidnische Fest des Februar ist, lassen wir dahingestellt. Doch mag einiges davon hier Platz finden. Am Tage nach Lichtmesse, also am 3. Februar, der dem St. Blasius geweiht ist, werden in niederrheinischen katholischen Gemeinden die Hälse gesegnet, damit sie vor Kröpfen gesichert sind. Am Agathentage, den 5. Februar, kleben die Bauern in der Gegend von Marbach und Friedingen in Schwaben Zettel mit Sprüchen und Beschwörungen an ihre Thüren, um die Häuser vor Feuer zu schützen. Am Tage der heiligen Apollonia, den 9. Februar, muß der mit Zahnschmerzen Behaftete sich im Namen der Heiligen mit einem eisernen Nagel das Zahnfleisch blutig ritzen und den Nagel dann in einen Lindenbaum schlagen, so hört der Schmerz für das ganze folgende Jahr auf. Der Valentinstag (14. Februar) ist ein Unglückstag. Das dann geworfene Fohlen oder Kalb mißräth und die dann gesetzte Henne brütet die Eier faul. Dagegen ist Petri Stuhlfeier ein Glückstag. Macht man an diesem Tage (22. Februar) den Hühnern Nester, so bekommt man viele Eier von ihnen; auch war er zu Beschwörungen zu empfehlen. Namentlich vertrieb früher der westphälische Bauer an ihm die Schlangen und Molche durch eine gewisse Ceremonie aus Stall und Haus. Morgens

bei Sonnenaufgang klopfte der Hausvater mit einem Kreuzhammer an die Eckpfosten der Gebäude in seinem Gehöfte und sprach dazu:

„Herus, herus, herus!
Schlangen us Stall und Hus!
Schlangen und Viemöllen
Hie nit herbergen söllen.
Sant Peter und die lieve Frau
Verbiet üch Hus und Hof und Au.
Viemöll und Schlangen herus!
Ueber Land und Sand,
Durch Hecken und Strüch,
Durch Lohf und Gras,
In die dieven Kuhlen,
Da söllt ihr versuhlen."

Dieser Brauch wird im Siegnerland das „Sutvugeljagen" genannt und kann zu einer andern Ceremonie des heidnischen Frühlingsfestes, dem Austreiben oder Austragen des Todes oder Winters gestellt werden.

Von größter Wichtigkeit für die Feststellung der Gestalt jenes Frühlingsfestes der germanischen Heiden ist die Sitte des sogenannten Biikenbrennens, die früher in Nordfriesland herrschte und die wir mit dem schwäbischen Funkentage zusammenhalten dürfen. Am Tage Petri Stuhlfeier zündete man auf der schleswigschen Insel Silt auf gewissen Hügeln große Feuer an und die Schiffer, die am nächsten Morgen wieder in See gingen, tanzten mit ihren Frauen und Bräuten um die Flammen, indem sie dabei brennende Strohwische schwangen und in einem fort „Wedke teare! oder „Vike tare!" d. h. liebes Wodanchen, riefen. Die Morsumer brannten ihr Feuer auf dem Hilligenhoog, d. i. Heiligenhügel ab, die Keitumer auf dem Wedes- oder Winjshoog. Noch im vorigen Jahrhundert wurde das Fest auf der ganzen Insel gefeiert und am Tage nachher gezecht und geschmaust. Der Eifer der Prediger vermochte nichts zur Ausrottung. Da geschah es einst, als die Rantumer wie gewöhnlich in der Nacht vor dem Petritage den Wede angerufen und sein Feuer angezündet hatten, daß sie, heimgekehrt und zu Bett gegangen, plötzlich geweckt wurden und zu ihrem Erstaunen auf dem Berge abermals eine gewaltige Flamme emporlodern sahen. Sie eilten hin, um sie zu löschen. Da erblickten sie ein schwarzes Ungethüm, gleich einem ungeheuern Pudel auf der Höhe und weil sie nun fürchteten, es sei der Teufel, so gelobten sie, das Biikenbrennen fürderhin sein zu lassen. Die andern Dörfer folgten ihrem Beispiel. Die Kinder jedoch setzten die Sitte hin und wieder fort und auf Westerlandföhr und Oberlandsilt zünden sie noch heute am 22. Februar die Feuer an.

Man vergleiche hiermit den Umstand, daß an demselben Tage früher auf Silt das große Frühlingsthing (Thing = Volksversammlung zum Zwecke der Gerichtspflege) gehalten wurde und man hat dasselbe Fest vor sich, welches in andern Gegenden mit der Fastnacht oder dem ihr folgenden Sonntage, wieder in andern mit Ostern oder mit der Walpurgisnacht verbunden, aus dem Heidenthum ins Christenthum hereinragt und halten wir dies fest, so liegt der Schluß nicht fern, daß der Narrenzug der Fastnacht manchen seiner Grundbestandtheile nach kein andrer, als der Herenzug nach dem Blocksberge ist, von dem in

einem frühern Artikel dieses Zusammenhangs die Rede war. Die Kirche verwandelte, wo sie die heidnischen Feste nicht zu vernichten oder sich nicht zu assimiliren vermochte, die Ceremonien derselben entweder in Narrethei oder in Zauberei und Teufelsspuk, wie sie die Götter, welche ihre Heiligenglorie nicht annehmen wollte, entweder zu lustigen Fratzen und Kinderscheuchen oder zu Teufeln und Gespenstern herabsetzte. Die Fastnacht ist, wenn man von ihr das römische und das christliche Element, das unzweifelhaft in ihr vorhanden ist, abzieht, ein Stück jener Narrethei, der Tanz und Schmaus der Hexen auf dem Blocksberge ein Stück jenes Teufelsspuks, zu dem das hier früher, dort später abgehaltene, hier dem Wuotan, dort vielleicht dem sommerlichen Gotte Fro, dort endlich der Erdmutter Bertha oder Holda zu Ehren gefeierte Frühlingsfest herabgesunken war.

Von mittelalterlichen Schriftstellern wird der Fastnachtszug gradezu als Darstellung des wilden Heeres bezeichnet und daß dieser Ausdruck nicht blos symbolisch gemeint war, läßt sich aus mancherlei Ueberbleibseln der alten Sitte vermuthen. Wir zählen, indem wir das wilde Heer als eine Verdüsterung des Umzugs Wuotans oder Frau Holles auffassen, dahin zunächst den alten fränkischen Gebrauch, nach welchem man am Fastnachtsabend einen feurigen Pflug (das Symbol Berthas) so lange umherzog, bis er in Trümmer fiel. Ferner gehört hierher das Schiff, welches in den Niederlanden und noch in der neuesten Zeit in Ulm zu Fastnacht umhergeführt wurde; denn auch das Schiff war, wie bereits bemerkt, ein Attribut jener Göttin und die Geistlichen wußten das; denn sie nannten es ein „Teufelsschiff". Sodann mag hier der Zimbertsfeier in der Grafschaft Mark gedacht werden, in deren Namen schon ein Anklang an die Göttin Bertha gefunden werden könnte. Dieselbe findet am Donnerstag vor Fastnachten statt, wird am Rhein Hubestofent oder Mötzenbestohd, auch Weiberfastnacht genannt und bestand früher darin, daß die Burschen des Dorfes, einen Anführer mit einem Spieße voran, einherzogen und mit einem Bettelliede Gaben einsammelten, die in Fischen und Mehlklößen bestanden. Man machte dabei einen großen Lärm und zündete den Mädchen, die ihren Rocken nicht rein abgesponnen hatten, den darauf noch befindlichen Flachs an, damit Bertha, die zu dieser Zeit ebenfalls umherziehend gedacht wurde, um die Fleißigen zu belohnen und die Faulen zu bestrafen, nicht Ursache zu letzterem habe. Bei Köln reißen sich an diesem Tage die Weiber einander die Mützen vom Kopfe und laufen mit fliegenden Haaren wie Bachantinnen umher.

Die eigentliche Fastnacht ist im katholischen Deutschland noch allgemein ein Fest der Mummerei und der tollsten Ausgelassenheit. Man hat die Verkleidungen mit der römischen Sitte, die Ausgelassenheit damit erklärt, daß man sich noch einmal recht austoben und noch einmal recht zechen und schmau-

sen wolle, ehe die Zeit der Trauer und der Entbehrung beginnt. Schon der Name Fastnacht (die Feste der germanischen Heiden, z. B. Mainacht, Mittsommernacht und Weihnacht wurden wol meist des Nachts gefeiert), noch mehr das Vorhergehende, namentlich aber das Folgende dürfte zeigen, daß damit nicht alles erklärt ist.

Auf der Rhön herrscht der Fastnachtsgebrauch, daß Knaben und Mädchen mit brennenden Strohwischen durch die Felder laufen, um „den bösen Säemann zu vertreiben" — was aber hat dieser mit den römischen Lupercalien und den christlichen Fasten zu schaffen? In Franken umflocht man an demselben Tage ein altes Rad mit Stroh, trug es auf einen Berg und ließ es angezündet unter Jubelgeschrei ins Thal hinablaufen — das Rad aber war in alter Zeit entschieden ein Symbol Wuotans, des Himmelsgottes. Am Niederrhein bediente man sich zur Vermummung gewisser Larven, die auch bei der „Thierjagd", einer Katzenmusik, welche bösen Ehemännern gebracht wurde, eine Rolle spielten, der Bunglarve, des Bömann oder Bumann, des Grimes, des Ipekrätzers u. a. m. Eine Andeutung, daß sich hinter der Posse ein Götterzug verbirgt, kann darin erblickt werden, daß im Odenwalde am Sonnabend vor Fastnachten die Bäuerinnen leckere Speisen kochten und diese die Nacht über bei offenen Thüren auf dem Tische stehen ließen, „damit die Engel sich davon zulangten," die man sich also in dieser Zeit umherwandernd dachte und statt deren einst andere Himmlische umherziehen mochten. In Faurndau bei Göppingen in Würtemberg ließ man sonst stets etwas vom Fastnachtsschmause übrig für die „Erdwichtele", die einzigen göttlichen oder halbgöttlichen Wesen, welche hier aus der Heidenzeit deutlich im Volksbewußtsein zurückgeblieben waren. In Forbach stellten sich alljährlich zwölf Seeweiblein aus dem berüchtigten Mummelsee zum Fastnachtstanze ein. In Wiesensteig spielte früher bei dem Mummenschanz der Fastnacht die Darstellung eines Gespenstes, welches in Schwaben als wilder Jäger und Anführer des wüthenden Heeres auftritt und schon durch seinen Namen, einen Beinamen Odins in der Edda, auf seine Bedeutung hinweist, der „Breithut" (in der Edda sidhötte) eine Rolle. Zu Bretten in Baden schreckt man die Kinder, die beim Backen der Fastnachtsküchlein nicht aus der Küche weichen wollen, mit der „Fastenmutter", die mit Nadeln sticht.

Von Wichtigkeit sind ferner die Observanzen, die sich im Volksaberglauben an die Fastnacht knüpfen. Hierher gehören zunächst die Fastnachtsspeisen, von denen einige in christlicher Zeit aufgekommen sind, andere wahrscheinlicher, gleich dem Eberkopfe der Weihnacht, in die Heidenzeit hinaufreichen. Wer im Ansbachschen zu Fastnacht Hirsebrei ißt, dem geht das ganze Jahr das Geld nicht aus, und wer am Aschermittwoch kein gelbes Muß in der Schüssel hat, wird vor Martini zum Esel. In Sachsen bäckt man zu Fastnacht eine eigenthümliche Sorte Buchweizenkuchen, „Plinsen" genannt, in Mecklenburg „Heet-

weggen", heiße Wecken, rautenförmige Brote in der Form eines Rades mit vier Speichen, die aus feinem Mehl, Eiern, Butter und Gewürz bestehen und in Milch gekocht werden. Ferner muß der Bretzeln oder Hornaffen gedacht werden, die ursprünglich vielleicht auch das Sonnenrad vorstellen sollten. Endlich gehören die Fastnachtskringeln oder Kreppeln hierher, denen man jetzt die Gestalt eines länglichen Vierecks mit gezähntem Rande gibt.

Andere Observanzen der heiligen Zeit, die wir beiläufig erwähnen, sind folgende: Fastnachts die Bäume beschnitten, sichert dieselben gegen Raupen und Milben. Fastnachts die Aepfel- und Birnbäume mit Strohkränzen umwunden macht, daß sie reichlich tragen. Fastnachts in Marias Namen Milch gegessen, schützt vor Sonnenstich im Sommer. Fastnachts früh nüchtern und schweigend gedroschen, vertreibt die Maulwürfe. Wer dagegen an diesem Tage spinnt, dem mißräth der Flachs — denn er hat, fügen wir (auf Grund einer ähnlichen abergläubischen Vorschrift für den Dreikönigstag, an dem Berchta im Orlagau und in Kärnthen umherzieht) hinzu, die Göttin nicht geehrt, der dieser Tag in einigen Gegenden besonders heilig war. Um Fastnacht sahen früher allgläubige Leute häufig an den Katzen Spuren von Anschirrung, indem die Haare an Hals und Schultern zusammengedrückt und diese Stellen bisweilen sogar wund waren. Sie erklärten sichs mit dem Glauben, daß die Thiere Hexen gezogen hätten; wir glauben richtiger zu rathen, wenn wir meinen, sie könnten der Göttermutter, die mit einem Katzengespann fuhr, als Zugthiere gedient haben. Wer im Ansbachschen Fastnachts Strohseile knüpft und auch nur ein einziges davon zu einer Garbe unter einen ganzen Schober Getreide nimmt, der bewahrt sein Korn vor Mäusefraß. Wer auf der Rhön an diesem Tage um seinen Gartenzaun geht, dem kann das ganze Jahr über keine Planke davon gestohlen werden. In der Matthiasnacht, die auf Petri Stuhlfeier folgt, flechten in verschiedenen Gegenden Nordwestdeutschlands die Mädchen einen Kranz von Epheu oder Wintergrün und einen zweiten von Stroh, gehen damit an eine Quelle, zünden Lichter um dieselbe an, und werfen die beiden Kränze hinein. Dann umtanzen sie das Wasser unter dem Gesange von sogenannten Schweigtagsfreiersliedern oder Gesängen zum Lobe Marias und gehen hierauf rücklings nach der Quelle, um einen der Kränze herauszugreifen. Fassen sie einen grünen Kranz, so bedeutet es Glück, bekommen sie dagegen einen Strohkranz in die Hand, so zeigt es Unglück an.

Wieder andere norddeutsche Fastnachtsgebräuche sind: Die Aufpflanzung von Tannenbäumen vor den Thüren, das Beschenken mit grünen Sträußen, das Umhertragen von Tannenzweigen und das Schlagen mit denselben. Wo man diese Zweige blos schenkt, nennt man es „einen grünen Fastelabend bringen." Wo man, wie in Leipzig, damit schlägt, sagt man, man wolle „die Asche abkehren." Für beides wird ein Geschenk gereicht, und beides weist auf

ähnliche Reste des altgermanischen Frühlingsfestes z. B. auf die Umgänge der schlesischen Sommerkinder und auf die Sitte des Sommertags am Rhein hin, die einige Wochen später im Jahre ihre Stelle haben. In Niedersachsen nannte man früher das Schlagen mit solchen Ruthen „Heetweggenstäupen", und zwar wurde es besonders von den Burschen an ihren Mädchen vollzogen, die, in ihrem Bette überfallen, auf nicht allzu decente Weise so lange geschlagen wurden, bis sie sich mit einem Heetweggen lösten. Eine zartere Variation des Gebrauchs, die noch jetzt vorkommt, war die, daß man sich blos die Finger stäubte oder mit hübschen, aus Silberdraht geflochtenen Ruthen sich beschenkte, die mit allerhand Nippes der witzigen Liebe, Wickelkindern, Störchen, sich schnäbelnden Täubchen geschmückt waren. Eine noch seltsamere und unerklärlichere Gewohnheit war die, daß man die Hunde peitschte, wenn man am Fastnachtsmorgen aufgestanden war.

Vor allen wunderliche Fastnachtsgebräuche hat Schwaben aufzuweisen, und auch hier findet sich manches, was einen älteren Ursprung vermuthen läßt. Der letzte Donnerstag vor der Fastnacht heißt zu Altdorf bei Weingarten der „gumpige", weil an ihm vor dem Rathhause ein Tanz aufgeführt wird und gumpen im hiesigen Dialekte hüpfen heißt. Der darauf folgende Freitag wird der „bromige" genannt, weil man an ihm sich gegenseitig die Gesichter zu schwärzen (schwäbisch: bromen) sucht. Der Sonnabend aber führt den Namen „schmalziger Samstag", da an ihm die Hexen und die bösen Weiber Schmalzküchlein backen sollen. Ein ähnliches Gebäck sind die fetten „Fastnachtsöhrle", von denen man, wie anderwärts den Wichteln oder Engeln, dem Fuchse zwei Stück unter einen Baum legt, damit er sich das Jahr über nicht an den Hühnern vergreife.

In Friedingen an der Donau ging früher in der Fastnacht ein Bettelmann herum, knallte mit der Peitsche, jauchzte hell auf und sammelte in seinen Schmotzblatter, d. h. Fettnapf, Fastnachtskuchen und Eier, wobei er in einem langen Bettelspruche erklärte, er sei aus fremden Lande von seinem Herrn gesandt, um zu sehen, wie man seine Angelegenheiten im Stande und ob das Gut sich vermehrt habe, zugleich aber den gebührenden Tribut zu erheben. In Ulm wird, wie bemerkt, noch jetzt bisweilen ein Umzug mit einem Schiff gehalten. Wenn noch Schnee liegt, wird es auf einen Schlitten gestellt, und dann fahren die Leute darin unter Musik und Jubel in der Stadt umher. In Bühl und auf den Fildern spielt zu Fastnacht der sogenannte „Barbiertanz" eine Hauptrolle. Der Doctor Eisenbart muß jemand rasiren und zwar mit einem Löffel, wobei er beständig hüpfend das bekannte Lied vom Doctor Eisenbart singt. Darauf schneidet er einem Höckerigen seinen (künstlichen) Buckel herunter. Endlich muß er einem Kranken zur Ader lassen, wobei ihm das Unglück passirt, daß der Patient ihm unter den Händen stirbt und trotz aller Be-

mühungen des Doctors todt bleibt, bis dieser endlich zum letzten Mittel greift und ihm vermittelst eines Rohrs durch den Hintern wieder Leben einbläst.

Wichtiger als diese plumpen Späße ist ein Gebrauch, der gleichfalls in Bühl zu Fastnachten vorkommt und entschieden an den märkischen Schimmelreiter erinnert, welcher einige Wochen vor Weihnachten umherzieht und aller Wahrscheinlichkeit nach Ueberreste einer Procession zu Ehren Fros oder Wuotans oder eines Umzugs dieser Götter selbst ist. Man füllt nämlich einen Sack mit Heu oder Häckerling, deckt ein weißes Laken darüber, macht vorn einen Pferdekopf mit langen Ohren aus den Zipfeln des Tuchs und zäumt diesen Sack auf wie ein Pferd. Dann nehmen ihn zwei Bursche auf die Schultern, aber so, daß ihr Kopf und Oberleib unter der Decke verborgen bleiben; ein Dritter setzt sich auf den Sack, reitet im Dorfe umher und sucht seinen Gaul zu verhandeln. Die Käufer erkundigen sich nach den Eigenschaften des Schimmels und fragen z. B. ob er nicht schlage oder beiße, und so wie der Reiter versichert, daß er niemandem etwas thue, und sie ihm nahen, schlägt er hinten und vorn aus, zum großen Ergötzen der Zuschauer. Das Pferd wird merkwürdigerweise der „Golisch Bock" genannt, ein Ausdruck, der an den Klapperbock mahnt, welcher in Pommern hin und wieder den Schimmelreiter begleitet. Beim Herumziehen werden Geld und Victualien eingesammelt, die man nachher gemeinsam verzehrt.

An verschiedenen schwäbischen Orten herrscht dagegen eine Sitte, die mit dem bekannten Todaustreiben fast völlig übereinstimmt. In Bühl, in Friedingen und in Wurmlingen bei Rotenburg wird nämlich „die Fastnacht begraben." Ein Bursch wird in Stroh eingeflochten und an einem Seile als „Bär" im Dorfe herumgeführt, um nach der Flöte des Führers vor jedem Hause zu tanzeu. Dieser Bärentanz wird den Montag und Dienstag fortgesetzt. Am Aschermittwoch wird dann ein falscher Strohmann gemacht, in einen Sarg gelegt und unter Trauermusik hinausgefahren, um auf dem Felde eingescharrt zu werden. Als Zehrung bekommt er einige Fastnachtsküchlein mit auf den Weg. Bei diesem Begraben der Fastnacht wird in Wurmlingen eine Rede gehalten, die alles Lächerliche und Seltsame, das während des letzten Jahres im Orte vorgekommen ist, offen Preis gibt. Namentlich ergießt sich der Spott des Redners über alle Mädchen, denen sich etwas anhängen läßt. In Rottweil wurde der „Fastnachtsnarr", der gleichfalls in Stroh gehüllt einherschritt, am Aschermittwoch betrunken gemacht und dann unter einem großen Strohhaufen begraben, wobei sich ein gewaltiges Jammern und Wehklagen erhob. In Altdorf und Weingarten wurde der Fastnachtsnarr ins Wasser geworfen, eine Sitte, die wie der augsburger „Wasservogel" als Abart des Todaustreibens aufzufassen ist, und zu der ein Gebrauch, der früher in Munder-

kingen an der Donau herrschte, ein interessantes Seitenstück bildet. Hier mußte nämlich am Aschermittwoch der jüngste Bürger der Stadt d. h. derjenige, welcher zuletzt Hochzeit gehalten, dreimal in den Marktbrunnen springen. Alle Bürger begleiteten ihn vom Rathhause bis zur Stelle, er trug weiße Hosen und eine rothe Weste. Ehe er hineinsprang, wurde das etwa zehn Fuß tiefe Wasser umgerührt, so daß es recht wallte. Dann brachte der Springer ein Vivat aus, worauf er seinen Sprung that. Sobald er wieder emportauchte, reichte man ihm eine Stange, damit er wieder herauf kommen konnte.

Dann sprang er auf dieselbe Weise noch zweimal hinab und brachte jedes Mal ein Hoch aus; das erste galt dem Liebchen, das zweite dem König, das dritte gewöhnlich dem Magistrat. Den Beschluß machte ein Schmaus. Jetzt ist das Brunnenspringen bei Strafe verboten. Mit der rheinischen Weiberfastnacht trifft die früher in Dornhan übliche Sitte zusammen, nach welcher dort am Aschermittwoch die Weiber Meister waren und jede Frau im Orte auf Kosten der Gemeinde einen Schoppen Wein trinken durfte. Auch dieser Brauch ist schon geraume Zeit abgeschafft.

Auch in Weilheim bei Tübingen feierten ehedem die verheiratheten Frauen um Fastnachten ein Fest, wobei sie in gewissem Grade die Stelle der Männer einnahmen. Sie hatten nämlich das Recht, alle Jahre um die Zeit, wo man die Eichen fällt und abschält, sich eine Eiche auszusuchen und zu verkaufen, das gelöste Geld aber zu vertrinken. Die einzige Bedingung war, daß sie den Baum selbst umhauen mußten. Später wurde ihnen statt der Eiche eine runde Summe Geldes gegeben, welche der Dorfschultheiß auszahlen mußte. Es gingen um die genannte Zeit drei bis vier Weiber zu ihm und sagten, indem sie ihre Aexte zeigten: „Wir wollen unsre Eiche hauen." Darauf bekamen sie das Geld und vertranken es mit ihren Nachbarinnen auf dem Rathhause. War der Wein so theuer, daß die Summe nicht ausreichte, so sammelte man freiwillige Beiträge. Eine Frau, die diesem Trunke nicht beiwohnen konnte, durfte sich ein halbes Maß ins Haus holen lassen; erschien sie jedoch, so konnte sie trinken so viel sie mochte und vertragen konnte.

Von ganz besonderem Interesse für unsern Zweck ist endlich die seltsame Ceremonie, welche im Rheingau Hallfeuer, in Oberschwaben, wo sie noch in den letzten beiden Jahren an vielen Orten vorgenommen wurde, Funkenfeuer heißt und mit jenem ganz oben im äußersten deutschen Norden, auf der Nordseeinsel Silt üblichen Biikenbrennen große Aehnlichkeit hat. Der erste Sonntag nach Fastnachten wird in dieser Gegend fast allgemein der weiße Sonntag genannt, wobei zu bemerken ist, daß die weiße Farbe in der deutschen Götter- und Gespensterwelt stets die Bedeutung des Lichten und Guten hat. Andere nennen ihn auch wol den Funkentag oder den Scheibensonntag. An

demselben findet eine eigenthümliche und sehr charakteristische Volkslustbarkeit statt, bei der man im Allgemeinen folgendermaßen verfährt:

Man sammelt im Dorfe von Haus zu Haus Holz und Stroh, baut davon auf einer Anhöhe einen Scheiterhaufen, steckt in die Mitte desselben eine mit Lumpen behangene Strohpuppe, die „eine Hexe" vorstellen soll, und zündet mit einbrechender Dunkelheit den Holzstoß an. Während er und die „Hexe" (die gleich dem ausgetragenen und ersäuften Tode und gleich der begrabenen Fastnacht beinahe unzweifelhaft den Winterriesen der Heidenzeit in sich birgt) miteinander verbrennen, singen die Anwesenden ein geistliches Lied. So weit ist die Ceremonie völlig dieselbe, die wir in den norddeutschen Osterfeuern und in dem Baakenbrennen vor uns haben, welches letztere in Ditmarschen in der Walpurgisnacht stattfindet. Dann aber beginnt die Hauptfeierlichkeit, das sogenannte „Scheibenschlagen". Man macht sich dünne runde Holzscheiben von der Größe eines Handtellers, bohrt in die Mitte ein Loch, steckt sie an zugespitzte Stöcke, hält sie an diesen in das Feuer und schwingt sie, sobald sie brennen, etliche Male, um sie schließlich mit aller Kraft emporzuschleudern. Dabei bedient man sich einer länglichen Scheibenbank mit drei Füßen, die man dergestalt in den Boden treibt, daß der Sitz der Bank eine schräge Fläche bildet. Um die Schwungkraft zu steigern und die Scheibe möglichst hoch zu treiben, streift man mit dem Stocke über diese schiefe Fläche, sobald die Scheibe abspringen soll. Während des Schwingens sagt man das erste Mal folgenden Spruch:

„Scheible aus und ein!
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheibe soll der heiligen Dreifaltigkeit sein."

So in Tettnang und im Kloster Weingarten. Die zweite Scheibe verehrt man gern der Landesregierung, und die dritte wird entweder zu Ehren des Pfarrers, des Schultheißen, des Schätzchens oder irgendeines guten Freundes geschlagen. In Altshausen lautet der Spruch:

„Scheib auf, Scheib ab
Die Scheib geht krumm und grad,
Die Scheib geht rechts und links,
Geht aus und ein,
Geht dem (oder der) N. N. zum Fenster hinein."

In Friedingen an der Donau hält man das Scheibenschlagen stets auf einer Anhöhe, die das „Härtle" — der kleine Hain — heißt. Jetzt herrscht die Sitte des Scheibenschlagens noch in der Umgebung von Altdorf, Wolperschwende, Blitzreute, Baienfurt, Frohnhofen, ferner im Wiesenthal, bei Ravensburg, Tettnang, Leutkirch, Wangen und Waldsee. Die Scheiben trägt man an einer Schnur und hat immer auch mehre Schleuderstöcke bereit. In der Nachbarschaft von Wangen schießt man auch während des Scheibenschleuderns.

Auf den hiesigen Bergen hat man am Funkensonntage einen prachtvollen Anblick, denn man sieht dann nicht blos in der unmittelbaren Umgebung, sondern auch in der Schweiz, in Tirol und Vorarlberg Feuer auflodern und feurige Scheiben steigen. Dieselbe Sitte kommt hier und da in Baiern vor, und selbst die deutschen Dörfer in Graubündten üben den alten Brauch und haben ähnliche Sprüche dabei.

In Oberschwaben werden am Funkensonntage „Funkenringe" gebacken, das Stück zu einem Kreuzer. Sie haben die Form von Bretzeln, werden aber dann mit frischem Teig überschüttet und so in Fett gebacken, wodurch der Ring größer und zackig wird.

Im Wiesenthale ziehen die Burschen nach dem Scheibenschlagen herum und sammeln Küchlein von den Mädchen ein, deren sie beim Abschnellen ihrer Scheiben gedacht. Dabei singen sie:

„I ha euer Tochter Schibe g'schlage,
Ir' wer mers Küchle nit versage.
D' Schibe fahre hin und her,
Mer esse d' Küchli alli gern.
D' Küchli raus, d' Küchli raus,
's is e schöni Tochter im Haus."

Der Aehnlichkeit dieser Volkslustbarkeit mit dem friesischen Gebrauche des Biikenbrennens ist bereits gedacht. Wie aber erklärt sie sich? Das Christenthum gibt so wenig wie das römische Heidenthum eine Deutung an die Hand. Eher findet sich eine solche in der Meinung der alten Leute, welche einst der Ansicht waren, wenn der Mensch an diesem Tage keine Funken mache, so mache der Herrgott welche durch ein Wetter. Man könnte vermuthen, daß statt des Herrgotts früher der Gewittergott genannt worden sei, und danach schließen, die Feier habe dem Donner gegolten, und es sei vielleicht an diesem Tage dessen Sieg über den Winter gefeiert worden. Andrerseits weisen die feurigen Scheiben, die durch die Luft laufen, wie das fränkische Fastnachtsrad bergab, auf die Sonne und den Himmelsgott Wuotan. Es wird kaum möglich sein, hier etwas Gewisses aufzustellen. Nur das scheint gewiß, und wird durch die zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit geschlagene erste Scheibe und durch das am Holzstoß gesungene geistliche Lied bestätigt, daß wir nicht blos eine Fastnachtsposse, sondern den Rest einer religiösen Feier vor uns haben. Dies aber gibt uns die Erlaubniß, auch in denjenigen Gebräuchen, Sprüchen und Meinungen der Zeit von Lichtmesse bis Fastnachten, welche keine Anknüpfung an Christliches und Römisches zuzulassen scheinen, bis auf weiteres Spuren eines deutschheidnischen Frühlingsfestes zu erblicken.

Glauben und Wissen.

Dr. Friedrich Fabri, Pfarrer, Briefe gegen den Materialismus. Stuttgart, 1856.

In letzter Zeit ist durch Bücher und Zeitschriften eine solche Flut verschiedenartiger Ansichten über den Materialismus und verwandte Begriffe ergossen worden, daß jemand, der sich für die Sache interessirt, kaum alles zu lesen im Stande ist. Leider ist überdies die Ausbeute, welche diese Lectüre gibt, eine verhältnißmäßig geringe, so daß wir nicht für nöthig gehalten haben, unsren Lesern damit beschwerlich zu fallen. Denn der Streit dreht sich theils um Punkte, über welche lediglich mit Worten gefochten werden kann, theils fehlt es manchen Schriftstellern an positiven Kenntnissen und an reiflichem Nachdenken. Einzelne Abhandlungen machen um so erfreulichere Ausnahmen.

Wir möchten aber die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf das obengenannte Buch deshalb lenken, weil es von einem Theologen infolge einer Aufforderung durch den Herausgeber einer kirchlichen Zeitschrift verfaßt worden ist; der Verfasser muß es sich deshalb gefallen lassen, als Träger der Ansichten seiner Glaubenspartei betrachtet zu werden. Er kann dies um so mehr, da er durchaus kein schlechtes Buch geschrieben hat, obwol es in der Hauptsache äußerst dürftig ist, es scheint ihm ernstlich um die Sache zu thun und seine Polemik ist, wenn auch nicht immer gründlich, durchgehends treffend. Allein dafür, daß er sich ausdrücklich vorgenommen hat, die jetzt gebräuchliche frömmelnde Phrasenmacherei bei Seite zu lassen, übersieht man gern einige Schwächen, zu welchen wir insonderheit seine Neigung zum Wunderbaren und zur Verdächtigung der Naturwissenschaft rechnen. Er sympathisirt mit dem thierischen Magnetismus, mit der Manifestation der Jenseitswelt in das Diesseits, ist erzürnt über die Leichtfertigkeit, mit welcher die Naturforscher diese Dinge abfertigten und findet ein weiteres lehrreiches Exempel des unter letzteren herrschenden aprioristischen Dogmatismus in ihrem Unglauben des nach seiner Meinung von Reichenbach experimentell festgestellten Oddynamids.*) Besonders aber nimmt er es sehr übel, daß Burmeister die Berechnungen über die Abkühlungszeit des Erdballs als unsicher bezeichnet, während doch angeblich exacte Rechnungen der Art schon in die Schulbücher gedrungen seien. Da kommen ihm denn auch die newtonschen Gravitationsgesetze verdächtig vor, weil ein Herr Richers an denselben zweifle und er meint, das Wunderbare wollten die

*) In seiner neuesten Schrift „Wer ist sensitiv, wer nicht" hat Reichenbach unter andern Kennzeichen der „Sensitiven" uns das angegeben, daß sie sämmtlich gute, ja berühmte Tischrücker seien und daß alles, was sie anfaßten, gleich anfangen wolle sich zu drehen!

Naturforscher hauptsächlich deshalb nicht anerkennen, um nicht eine Revision ihres Systems vornehmen zu müssen.

Der Verfasser erklärt schon im Anfange seines Buches seine Absicht, zu beweisen, daß kein Unterschied stattfinde zwischen Wissen und Glauben, und daß die entgegengesetzte, weit verbreitete Ansicht irrig sei. Da der größte Theil seiner Schrift nur Verneinungen fremder Ansichten, untermischt mit dem Vorwurfe enthält, daß diese nur zerstörender, nicht schaffender Natur seien, so wird man natürlich auf die positiven Gedanken des Verfassers selbst immer gespannter. Wirklich findet man auch dort kaum irgendeine der üblichen Phrasen, dagegen aber eine erschreckliche Wüstenei und Einöde. Wir haben zwar oft wahrzunehmen geglaubt, daß frömmelnde Personen ihre unklaren Begriffe über das Wesen des Glaubens durch Redensarten verhüllten, aber etwas so Nüchternes und Oberflächliches von einem gebildeten Geistlichen zu hören, mußte uns sehr befremden. Sollte wirklich seine Glaubensrichtung allgemein zu solchen Ansichten führen? Das erscheint uns doch fast unglaublich!

Man könne, sagt uns der Verfasser, alles bezweifeln bis auf das Denken, aber dieses selbst müsse in Frage gestellt werden, wenn nur das verstandesmäßig Erwiesene Geltung haben solle. Wie aber bei diesem Fundamentalbegriffe alles Wissens müsse man in jeder einzelnen Wissenschaft von Axiomen ausgehen, welche nicht bewiesen werden könnten, dennoch aber geglaubt würden. Alles Beweisen sei also nichts, als die Zurückführung irgendeiner Wahrheit auf die gläubig angenommene Denknothwendigkeit des menschlichen Geistes, nichts als eine subjective Vergewisserung, daß etwas wahr und wirklich sei; selbst Glaube und Unglaube wurzelten daher schließlich in demselben Princip der Erkenntniß. In jedem Erkenntnißacte nämlich, sinnlicher wie übersinnlicher Art, seien die Seelenthätigkeiten zu unterscheiden; zuerst komme die Wahrnehmung, dann der Beifall, die Bejahung des Wahrgenommenen, endlich der logische Schluß, die eigentliche Erkenntniß; die Reihenfolge sei also stets sensus, fides, intellectus. Der inneren Wahrnehmung aber, auf welcher der Glaube beruhe, komme eine viel höhere Realität und Evidenz zu, als der sinnlichen; doch müsse man sie nicht von vornherein leugnen, sondern ihr stille halten und lauschen, sonst erführe man in seinem Leben nichts von ihr, sondern bleibe ein geistiger und geistlicher Nichtswisser. Die Existenz des Uebersinnlichen könne nicht bewiesen werden, sondern man könne dieselbe nur entweder glauben oder nicht glauben, ein Mittelding sei nicht denkbar und deshalb auch in religiösen Dingen kein Gegensatz zwischen Glauben und Wissen. Wer an die Worte des Lehrers nicht glaube, könne überhaupt nichts lernen und nichts wissen, überall sei der Glaube an Axiome vorausgesetzt, also sei in keiner Weise einzusehen, warum es leichter und vernünftiger wäre, die Realität des Sinnlichen zu glauben, als die des Uebersinnlichen. Aber nothwendig sei es, des

letzteren als einer gewissen Thatsache inne geworden zu sein, weil alle Erkenntniß auf Erfahrung beruhe und die Vernunft nur erfahrener Thatsachen denkend sich bemächtigen, sonst nur leugnen könne. Wer aber diese innerlichen Thatsachen erfahren, der würde nur lachen können, wenn ihm jemand dieselben abstreiten wolle, wie auch der Naturforscher sich seine Erfahrungen nicht absprechen lasse. Beim Christenthum endlich handle es sich nicht wesentlich um Dogmen, sondern um diese innerlichen Erfahrungen und Thatsachen; die eigentliche Substanz des christlichen Bewußtseins sei die durch den Glauben vermittelte fortwährende Präsenz Christi.

Weil also, lehrt der Verfasser, alles Wissen eitel ist und auf unerweislichen Voraussetzungen beruht, so kann man im Grunde glauben oder nicht glauben, was man Lust hat; er findet demgemäß für gut, sich an seine subjectiven sogenannten innern Erfahrungen und Thatsachen zu halten. Warum diese glaubwürdiger sein sollen, als die mittelst der Sinne gewonnenen Kenntnisse, sagt er nicht, schaltet hier also eines seiner unerweislichen Axiome ein. Wir dagegen sind nicht im Stande, jenen sogenannten Glauben von den Einbildungen eines Wahnsinnigen zu unterscheiden, denn auch dieser erfährt in sich sehr bestimmte Thatsachen, er lacht derer, welche sie ihm abstreiten wollen, er ist im Sinne des Verfassers gläubig bis zum Märtyrerthum, denn nicht selten opfert er unter bewußter Seelenqual Gott sein Liebstes, seine Kinder, ja sich selbst, er ist im Stande, um Gott wohlgefällig zu werden, sich selbst ans Kreuz zu schlagen. Wenn man allgemein jeden Gedanken, welcher mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht, Wahn nennt, so bedroht uns mit demselben jedes Denken, welches von unerwiesenen, willkürlichen Hypothesen ausgeht und die Sophisterei des Verfassers, Axiome, die unwiderleglich sind und keines Beweises bedürfen, mit Hypothesen zu vermengen, für welche keine Beweise zu finden sind, würdigt den Glauben zu einem bloßen subjectiven Meinen herab, welches den Wahn, ja selbst den Wahnsinn in sich schließen kann. Wirklich fußen auf dieser Art von Glauben die Schwärmer und die Abergläubigen, indem sie ihre subjectiven Meinungen höher schätzen, als vernünftige Erkenntniß der Wirklichkeit und es ist daher auch die Hinneigung zum Wunderbaren, welche wir bei unserm Verfasser finden, nichts Zufälliges.

Der Begriff, welchen sich derselbe von der Methode der Naturforschung macht, ist ein so verkehrter, daß wir diese des Gegensatzes halber mit einigen Worten erläutern wollen. Der Kern der heutigen Naturwissenschaft ist bekanntlich die Mathematik, die zwar nicht alle Disciplinen, aber grade diejenigen vollständig beherrscht, welche als Astronomie und Physik dem Wunderglauben am meisten sich widersetzen; wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob der Verfasser auch die Axiome der Mathematik als willkürliche Glaubenssätze zu bezweifeln und ob er das „System" jener Wissenschaften, wie eine

Verfassung, wegzuradiren räthlich findet. Was namentlich die newtonschen Anziehungsgesetze betrifft, so hat neuerdings die Berechnung des Neptun durch Leverrier sie in einer so glänzenden Weise bestätigt, daß wenig Aussicht sie zu widerlegen bleibt; wer es dennoch vermöchte, der würde als zweiter Newton verehrt werden, denn in den mathematischen Wissenschaften enthält jede Widerlegung zugleich eine tiefere positive Erkenntniß; jede „Revision" lehrt Unerkanntes begreifen und rückt das Unbegreifliche, anscheinend Wunderbare weiter hinaus. Die übrigen Disciplinen sind allerdings von der Mathematik nicht in dem Maße durchdrungen, wie die genannten, aber auch sie verdanken ihre Fortschritte einer vortrefflichen und bewährten Methode, welche erst seit etwa 25 Jahren sich ausgebildet hat. Einestheils sind nämlich alle unbestimmten Redensarten (wie Lebenskraft, dynamische Wirkungen u. dgl.) ausgemerzt und an ihre Stelle das Wort „unbekannt" gesetzt (was unserm Verfasser auch nicht gefällt S. 64), dadurch also das Erkannte von dem noch zu Erkennenden geschieden, anderntheils betrachtet man, um Täuschungen über das sinnlich Wahrgenommene zu entgehen, keine Beobachtung als wahr, bevor sie — von allen Beobachtern bestätigt worden ist, so daß sich Streitigkeiten darüber, ehe ein sicheres Resultat gewonnen wird, oft jahrelang hinziehen. Davon hat unser Verfasser gar keinen Begriff, er hält Reichenbachs Oddynamid „auf das reichlichste" durch Experimente bewiesen, während dieser als einziger Beobachter mit allen andern Naturforschern in Widerspruch steht. Wenn also auch wirklich, wie Verfasser behauptet, neun Zehntel unsers Wissens auf Autoritätsglauben beruhten, so würden wir doch nicht den Glauben an die Autorität gewissenhafter Forschung für geistige Taschenspielereien opfern, welche uns das Od glauben und die Schwere bezweifeln lehren will; noch weniger aber werden wir das letzte selbst erkannte Zehntel gewissenlos in die allgemeine Begriffsverwirrung hinterdrein werfen. Wo ist die Gewähr, daß der Verfasser seine sogenannten inneren Thatsachen richtig beobachtet hat, wo seine unbestreitbaren Axiome, wo der Beweis richtiger Folgerungen? Gibt es etwa im Glauben eine nothwendige Uebereinstimmung oder sehen wir nicht vielmehr, daß fast jeder Mensch den seinigen festhält ohne einem andern die Richtigkeit desselben nachweisen zu können? Nein, wenn der Glaube nichts Anderes sein soll, als subjectives Meinen und ein Nachbeten eingelernter Sätze, wenn ein protestantischer Geistlicher über unser höchstes geistiges Gut nichts Anderes zu sagen weiß, als daß der Autoritätsglaube, eine fromme Gemüthsbeschaffenheit und eine (vieldeutige) fortwährende Präsenz Christi ihn ausmache, dann muß ein Laie sich berechtigt halten, das wahre Wesen des Glaubens gegen den frommen Theologen zu vertheidigen!

Glauben und Wissen erscheinen zunächst als Resultate zweier entgegengesetzter, in ihrem Ausgangs- und Endpunkte aber identischer Seelenthätig-

keiten. Unmittelbar beruht jedes Wissen auf Begriffen und auf Erkenntniß, welche nur durch das Denkvermögen, welches wir Geist nennen wollen, beschafft werden können. Der Glaube dagegen entspringt wesentlich der höchsten Entfaltung der Gemüthsthätigkeit, welche wir als Gewissen bezeichnen wollen; das Pflichtgefühl, die Liebe, die Rührung, das Mitleiden, die Begeisterung für das Edle, Wahre, Geistigschöne und Erhabene sind die Functionen des Gewissens und zugleich die Grundlage wahrer Religion. Die Rührung, sagt ein Naturforscher, ist das Begreifen des Gemüths, die Liebe sein Nachdenken und diese befähigt uns, göttliche Empfindungen nachzubilden, wie die Vernunft göttliche Gedanken zu begreifen. Der Glaube also, dem Gemüth oder dem Gewissen entsprungen, hat zunächst mit dem Wissen, mit der Erkenntniß nichts gemein; ihm zu den Empfindungen auch Worte und Begriffe zu leihen, wird nur durch die Nothwendigkeit des Wollens und Handelns geboten. Wie in niederer Gemüthssphäre Interessen, Leidenschaften, Affecte die Antriebe zu Willensacten geben, so thut es auch das Gewissen; insonderheit erzeugt die Ehrfurcht vor Gott, vereint mit der Liebe zu den Nebenmenschen, das Bedürfniß eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses und gemeinsamen Gottesdienstes. Sobald aber irgendein dem Gemüth entstammender Antrieb zur That werden soll, muß das Ziel der Handlung gedacht sein, also eine Thätigkeit des Geistes mit der gemüthlichen sich vereinigen.

Zum Behufe der Religion und des Gottesdienstes nun fühlen wir uns vor allem gedrungen (obwol nur mit sehr unvollkommener Erkenntniß ausgerüstet), uns einen Begriff von Gott zu bilden; wir müssen uns ferner über die schwierigsten Dinge mit unsren Nebenmenschen verständigen und haben endlich nicht allein völlig rein und gewissenhaft, ja begeistert zu empfinden, sondern auch diese tiefsten und innerlichsten Bewegungen des Gemüths in widerstrebende Worte zu fassen; erst nachdem dies alles geschehen, können wir unsern Glauben bekennen. Selbstverständlich wäre kein einzelner Mensch im Stande, aus eigner Kraft diese Aufgaben zu lösen; doch zum Glück hat uns Christus durch Lehre und That eine wahrhaft überirdische und göttliche Tiefe, Reinheit und Kraft des Gemüths offenbart und ist dadurch zum Vorbild und Prüfstein der nach ihm christlich genannten Gesinnung geworden. Dennoch sind die oben bezeichneten Schwierigkeiten immer noch sehr groß, sobald man sich nicht auf ein gedankenloses Nachsprechen der von Christus ausgesprochenen Worte und seiner von den Theologen bald so, bald so verstandenen oder mißverstandenen und in andre Worte umgefaßten Lehren oder aber, wie es jetzt vielfach gebräuchlich ist, auf Phrasenmachen einlassen will; denn eignes Nachdenken, eignes Nachempfinden, eignes Wollen und Thun ist jedem unerläßlich, der die christliche Lehre sich verinnerlichen und aus bewußter Ueberzeugung sich zum Christenthum bekennen will.

Wenn demnach das Gemüth zum Denken ebenso unfähig ist, wie der Geist zum Empfinden und wenn ferner, wie die Verschiedenartigkeit des Glaubens und der Bekenntnisse beweist, die Uebertragung der Gewissensthätigkeit in Worte schwierig und trüglich ist, sollte dann durch das Gemüth überhaupt keinerlei Erkenntniß hervorgebracht werden können? Die Erfahrung beweist das Gegentheil. Untersuchen wir z. B. den Ursprung unsers Urtheils über musikalische Kunstwerke, so findet es sich, daß dasselbe in der Reaction unsers Gemüths auf den musikalischen Eindruck seine Grundlage hat. Die musikalische Schönheit läßt sich offenbar weder auf die Uebereinstimmung mit der Natur, wie bei den bildenden Künsten, noch mit der Vernunft, wie bei der Poesie versucht werden könnte, zurückführen, noch weniger aber kennen wir physikalische Gründe unsers Wohlgefallens an harmonischen Folgen, geschweige an Melodien und Klängen. Daraus folgt zwar nicht, daß nicht bis zu einem gewissen Punkte ein vernünftiges Urtheil über Musik möglich sei oder daß die Gemüthseindrücke nicht einen natürlichen Grund hätten, wohl aber, daß ohne befriedigende Erkenntniß unmittelbar durch Gemüthsbewegungen die Schöpfung und die Beurtheilung der größten musikalischen Kunstwerke ermöglicht wird. Hieraus folgt 1) daß das Gemüth durch Reaction auf die empfangenen Eindrücke ein Prüfstein des Schönen wird, uns also fast unmittelbar zur Erkenntniß desselben verhilft; 2) daß die Reactionen desselben bei den verschiedenen Menschen wesentlich übereinstimmende sein müssen, weil sonst auf die Dauer kein übereinstimmendes Urtheil, sondern gänzliche Zerfahrenheit desselben sich herausstellen würde; 3) daß die auf das Gemüth sich stützenden Urtheile im Allgemeinen trügerisch sind, indem viele Menschen durch unbedeutende, aber neue und ungewohnte Kunstleistungen zu einer unwahren, sehr vergänglichen Begeisterung hingerissen werden können. Bedenken wir aber die Nothwendigkeit einer besonderen musikalischen Anlage und Vorbildung, die Schwierigkeit, sich den gemüthlichen, nicht blos den sinnlichen, Eindrücken ganz unbefangen hinzugeben und endlich sich über die erlittenen Gemüthsbewegungen klar auszusprechen, so ist erklärlich, daß trotz der wesentlichen Uebereinstimmung der Gemüthsreaction nur wenige Menschen ein sicheres, auf die Dauer stichhaltiges Urtheil über Musik besitzen.

In der Thätigkeit des Gewissens wiederholt sich dasselbe mit dem Unterschiede, daß hier ein Unterricht zwar, doch keine specielle künstlerische Vorbildung erforderlich ist und daß uns durch die Lehre Christi eine sichere Richtschnur gegeben wurde. Wir wollen daher gern annehmen, daß das durch unser Gewissen erzeugte Urtheil über Recht und Unrecht, Sittlichkeit und Unsittlichkeit ein weit sichereres sei, als jenes ästhetische, obgleich die Erinnerung an die greulichen Hexenprocesse und an so viele schreckliche Religionsverfolgungen wol daran irre machen kann. Aber gewiß ist, daß nicht frömmelnde Redensarten,

mystische Phrasen und Autoritätenglaube, sondern nur die Zurückführung der Glaubenssätze auf unser Gewissen uns von deren Richtigkeit überzeugen kann. Was hatten denn die Heiden oder was hat heute jeder von uns angesichts der vielen historischen Greuel und Verirrungen sogenannten Christenthums für einen Grund, christliche Ueberzeugungen zu hegen? Doch wol nicht den, daß uns dieselben von Kindesbeinen an vorgesagt sind? Oder die Furcht vor der Hölle, mit welcher man uns andernfalls im Namen des allliebenden Gottes bis in alle Ewigkeit hin bedroht? Nein, selbst die vielgedeuteten und ungedeuteten Aussprüche Christi würden uns um so kälter lassen, je häufiger sie zu angeblichen Beweisen jedes theologischen Unsinns gemißbraucht worden sind — wenn nicht allen Verdrehungen trotzend die einfache Lehre Christi, der Ausdruck seiner tiefen und göttlichen Empfindungen, sein edles, erhabenes und doch so schlichtes Thun mit der unwiderstehlichen Gewalt der Wahrheit und Begeisterung Geist und Gemüth des Menschen in gleicher Weise ergriffe und fesselte.

Wollen wir also die Bewegungen unsers Gewissens als Prüfstein und als Mittel der Erkenntniß benutzen, so fragt es sich, auf welche Weise wir den drohenden Täuschungen am sichersten entgehen können. Die Beobachtung lehrt nun, daß nur die Thätigkeit der Vernunft, wenn wir unter dieser ausschließlich die Fähigkeit zu logischen Schlüssen verstehen, vor Irrthum schützen kann. Zwar täuschen uns die Sinne selbst selten oder eigentlich nie, aber durch die sinnliche Wahrnehmung allein kann keine tiefgehende Erkenntniß, nicht einmal des Sinnlichen gewonnen werden; unser Verstand dagegen befähigt uns zwar zu Urtheilen und Unterscheidungen des Sinnenfälligen, wie der Begriffe, täuscht uns aber über beides sehr häufig. Nur die Vernunft täuscht sich, so viel wir wissen, niemals, scheinbarer Irrthum liegt stets in den Voraussetzungen, während die Schlußfolgerung die bekannte, noch unerklärte Eigenschaft, unbedingt zu überzeugen, besitzt. An einer Kette von Schlüssen, deren erste Glieder unumstößliche Axiome sind, zu zweifeln, ist uns daher völlig unmöglich, ihre Resultate sind für uns absolute Wahrheiten. Da nun die Betrachtung der Mathematik, bisher der einzigen streng logischen Wissenschaft, lehrt, daß die Resultate unsers Denkens der Naturwirklichkeit völlig entsprechen, so müssen die Gesetze unsrer Vernunftbewegungen mit den Naturgesetzen identisch sein. Noch weniger aber können heterogene Gesetze die Gemüthsbewegungen beherrschen, da Geist und Gemüth nicht allein nach allgemeiner Annahme einer einheitlichen Seele entstammen, sondern auch, wie wir sahen, in der That wieder zusammenfallen und überhaupt stets in nothwendiger Wechselwirkung miteinander stehen. Wir müssen also, um die Wahrheit zu finden, die Gesetze unsers Gewissens und seiner unmittelbaren Eingebungen, also unsern Glauben mit der Vernunft zu erfassen oder wenigstens den letztern zu prüfen und zu läutern uns bemühen. Hierzu reicht, wie wir gesehen haben, ein bloßes Raisonniren des trügerischen

Verstandes nicht aus, also nicht ein Umsichwerfen mit verschiedenartigen Hypothesen, wie es der moderne Materialismus liebt, sondern wir müssen vor allen Dingen feste Axiome suchen und dann mit Schlüssen vorgehen. Diese Axiome können aber nicht in Berufung auf Autoritäten, oder auf beliebige, aus dem Zusammenhang gerissene, in der Deutung unsichere Bibelsprüche, sondern nur in unleugbar richtigen, christlichen Grundsätzen gefunden werden; ein solches allgemein anerkanntes Axiom ist z. B. der Satz, daß wir die Wahrheit und nicht die Unwahrheit suchen sollen. Da nun das vernünftig Erkannte für uns absolute Wahrheit ist, so muß jeder vermeintliche Glaubenssatz, welcher der Vernunft widerstreitet, nicht allein als unwahr, sondern auch als unchristlich und gewissenlos betrachtet werden. Da ferner absurd wäre, anzunehmen, daß unser Gewissen, welches doch das Suchen der Wahrheit verlangt und durch den eigenthümlichen Zauber der Erkenntniß belohnt, Unwahrheiten in unsern Gedanken hervorbringen könnte, so schließen wir, daß uns das Gewissen ebensowenig täuschen kann, wie die Vernunft und daß der Irrthum stets hier vom Verstande, dort von den niedern Gemüthsbewegungen, dem Selbstgefühl mit seinen egoistischen Interessen und Begierden ausgeht. Die Erfahrung bestätigt diesen Satz vollkommen, der Egoismus bemäntelt sich stets mit sophistischen Gründen und ein blos verständiges Denken findet im Egoismus seinen Glauben und seine Moral; eine höfliche Berücksichtigung des gegenseitigen Egoismus ist die Moral der Materialisten, die Herrschsucht wie der Egoismus protestantischer wie katholischer Jesuiten wehrt mit sophistischen Gründen und Autoritäten der Vernunft die Prüfung ihrer Dogmen und Meinungssysteme. Genau dasselbe lehrt die Selbstbeobachtung; wir finden stets Egoismus und Verstand im Bunde gegen Vernunft und Gewissen, niemals aber einen Widerstreit der beiden letztern. Fügen wir noch hinzu, daß die moralischen Grundsätze Ausdrücke sind, welche wir aus der Betrachtung edler d. h. aus Gewissen und Vernunft hervorgegangener Thaten abgeleitet haben, so haben wir die Elemente des Glaubens beisammen. Der Glaube ist also das Resultat unsers angestrengtesten Nachdenkens, unsrer tiefsten und innerlichsten Gemüthsthätigkeit und unsrer schönsten Erinnerungen.

Es ist aber klar, daß der ideale Glaube in Wirklichkeit durch die störenden Einflüsse der niedern Seelenthätigkeiten und durch die Unzulänglichkeit der vernünftigen Erkenntnisse vielfach gefährdet und beeinträchtigt wird. Wo namentlich die vernünftige Erkenntniß aufhört, da ist den verständigen Reflexionen ein weiter Spielraum gelassen, den wir mit subjectiven Meinungen oder Verneinungen auszufüllen geneigt und selbst genöthigt sind. Da diese an sich ebensowol richtig und gut, als falsch und schlecht sein können, dieses zu unterscheiden aber kein sicheres Mittel existirt, so kann es niemandem verwehrt sein, durch Verstandesthätigkeit die Lücken der Erkenntniß auszufüllen, mag

jene nun nach Anlage oder Gewöhnung ihren Ausgang vom Sinnlichen, vom Abstracten oder von Gemüthsbewegungen genommen haben. Aber es ist ebenso absurd zu verlangen, daß andere Menschen solche Meinungen als vernünftig oder als absolute Wahrheiten anerkennen sollen, als sie unter dem Vorwande, daß sie nothwendig christliche, heilige, gewissenhafte seien, der vernünftigen Erkenntniß entgegenzustellen; denn die Vernunft steht über dem subjectiven Glauben (Meinen) und ist mit dem wahren Glauben identisch.

Der Tannhäuser in Berlin.

Nachdem die Schule der Zukunftsmusik in immer engeren Kreisen sich den Hauptstädten des gebildeten Verkehrs genähert, ist es ihr seit dem Ende des vorigen Jahres gelungen, in Berlin den Schauplatz für eine Hauptschlacht zu finden. Was die bisherigen Concerte betrifft, so hat dieser Versuch mit einer völligen, unbedingten Niederlage geendet, mit einer Niederlage, die um so unzweifelhafter war, da von Seiten der Sieger ohne alle Hitze und Erbitterung gefochten wurde. Als Liszt sein großes Concert gab, vereinigten sich nachher Musiker und Musikfreunde zu einem heiteren Festmahle, in welchem nicht blos die liebenswürdige und geistvolle Persönlichkeit, sondern auch der große Künstler und der warme Freund alles Schönen mit aufrichtiger Huldigung gefeiert wurde; von der Musik war gar keine Rede, sie war mit einfachem Lächeln abgefertigt. Es ist darüber in Berlin nur eine Stimme, in welche Kreise man kommen mag, diese Art der Zukunftsmusik hat keine Gegenwart.

Allein in dieser Bezeichnung vereinigen sich jetzt, wo alle unbestimmt Strebende sich nach einem Bund der Ritter vom Geiste sehnen, so verschiedenartige Richtungen, daß der Erfolg der einen für den der andern noch nicht entscheidend sein kann. Während die Nachfolger Schumanns die Gesetze der Harmonik und des Rhythmus auf eine so raffinirte Weise zugespitzt haben, daß schon eine ziemlich gesteigerte musikalische Bildung dazu gehört, ihnen zu folgen, wirft Richard Wagner kurzweg alle diese Gesetze bei Seite, und kommt auf dem Wege der Reflexion beim reinsten Naturalismus an. Liszt, Joachim, Brahms können nie populär werden, denn was sie sündigen, geschieht aus Uebermaß der Kunst; Wagner dagegen ist ein demagogisches Talent; er berechtet den Instinct der Masse und weiß die Mittel, auf denselben zu wirken, sehr geschickt in Anwendung zu bringen. Dieser Instinct beruht heutzutage keineswegs auf dem rein materialistischen Interesse, vielmehr zum Theil grade auf einem nachtwandlerischen Idealismus, den man nicht blos künstlich nachbilden

kann, wenn man nicht etwas davon in der eignen Seele trägt. Und dies ist eins der wichtigsten Motive für den unbestreitbaren Erfolg der wagnerschen Oper. Freilich hat die organisirte Propaganda, die seit fünf Jahren mit einer unerhörten Ausdauer im Dienste ihres Meisters arbeitet, gleichfalls viel dazu beigetragen; aber selbst die Existenz jener Propaganda ist zum Theil die Folge jenes Idealismus, der nach dem Gesetze der Anziehung wirkt.

Da der Berliner im Allgemeinen für jede Art von Enthusiasmus schnell empfänglich ist, so hatte ich darauf gerechnet, daß wenigstens zu Anfang ein allgemeiner Rausch sich zeigen würde, wenn er auch nicht lange dauerte. Bis jetzt hat der Erfolg meine Vermuthung nicht bestätigt. Daß die musikalischen Kritiker (Rellstab, Engel, Gumprecht u. s. w.) einstimmig die neue Gattung verurtheilt haben, wäre an sich noch nicht entscheidend, weil die Kritik mit der öffentlichen Stimmung nicht immer Hand in Hand geht; was aber die letztere betrifft, so können wir einen unverdächtigen Zeugen anführen, nämlich Herrn v. Bülow, der sich hier als Hauptagent der Partei aufhält, und der in seiner Recension zugesteht, die Oper habe entschiedenes Fiasco gemacht; von einem succès d'estime könne gar keine Rede sein, die Masse sei nicht nur gelangweilt, sondern mit entschiedenem Widerwillen aus dem Stücke gegangen. Freilich setzt er hinzu, daß die fünf ersten Vorstellungen in dieser Hinsicht noch nichts beweisen, erst müsse die Masse der oberflächlichen Neugierigen sich verlaufen haben, bevor der andächtige Zuhörer eintreten könne. Die stille Gemeinde, die an keinem Ort ausgeblieben sei, wo man nur den Muth gehabt habe, mit der Aufführung fortzufahren, werde auch in Berlin eine reiche Ernte gewinnen.

Nun könnte es überflüssig scheinen, in diesem Blatt, wo vor drei Jahren bei der ersten Aufführung des Tannhäuser in Leipzig ein glänzender Kritiker die musikalische Seite dieses Dramas erschöpfend behandelt, noch einmal darauf einzugehen. Allein ich glaube, daß der Standpunkt, den die Kritik jetzt einnehmen kann, ein anderer ist. Damals handelte es sich um eine Principienfrage; die neue Gemeinde der Zukunft trat mit siegesstolzem Uebermuth in die Schranken gegen die alte Kunst, und es galt damals, die Scheide von sich zu werfen und rücksichtslos dem Gegner zu Leibe zu gehen. Von dem Principienkampfe ist jetzt nicht mehr die Rede; die sogenannten Principien Wagners sind allgemein bekannt, die Uebertreibungen seiner Fanatiker allgemein ausgelacht; zwar heißt es, daß in einem neuen Kunstwerke der Zukunft, in welchem ein Drache persönlich auftritt und eine Arie singt und welches drei Tage dauert, diese Principien zur vollsten Erscheinung kommen sollen. Allein das kann man ja abwarten, und sich vorläufig damit begnügen, die bisherigen Leistungen als Opern der herkömmlichen Art zu betrachten. Bei der Sterilität des letzten Jahrzehnts kann man in Deutschland eigentlich nur vier Opern

anführen, die einiges Interesse erregt haben: Meyerbeers Prophet, Schumanns Genoveva und Wagners Tannhäuser und Lohengrin, und von diesen dürfte wol in Bezug auf die äußere Anerkennung dem Tannhäuser die erste Stelle zukommen.

Die eigentlich musikalische Seite, die in dem vorher erwähnten Aufsatze (1853, 9. Heft) erschöpfend behandelt ist, will ich hier ganz bei Seite lassen, und mich auf das Dramatische beschränken, worauf Wagner sein Hauptgewicht legt. Daß der Componist in Beziehung auf künstlerische Einheit, auf Treue und Lebendigkeit des Ausdrucks mehr leisten kann, als bisher in den meisten Fällen geleistet worden ist, unterliegt keinem Zweifel, und Wagners Absicht ist durchaus zu billigen; nur hat er sowol in der Feststellung des ideellen Motivs wie in der Wahl der technischen Mittel so viele Fehlgriffe gemacht, daß es augenscheinlich ist, nicht die unbewußt schaffende Naturkraft, sondern die Reflexion sei seine Muse gewesen.

Die Wahl eines phantastischen Gegenstandes für ein Drama würden wir unbedingt verwerfen; für die Oper dagegen nicht unbedingt. Durch Töne kann die phantastische übersinnliche Welt uns bis zu einem gewissen Grade verständlich gemacht werden, obgleich wir in den bisherigen Opern die durchgehende Bemerkung gemacht haben, daß die rein menschlichen Motive und Stimmungen, die Naturlaute des Herzens und des Gemüths sich auch musikalisch viel besser darstellen lassen, als jener Spuk des Jenseits, zu dessen Verständniß die Phantasie sich erst künstliche Wege bahnen muß. In Beethovens Fidelio ist nichts Uebersinnliches, und doch wird man sich kaum die Möglichkeit denken können, eine der darin vorgestellten Gemüthsbewegungen musikalisch zu überbieten. Indeß das Eine schließt das Andere nicht aus. Wenn wir auch wünschen, daß in der Oper wie im Drama die natürlichen Motive überwiegen, so können wir doch der Darstellung des Uebernatürlichen die Berechtigung nicht versagen, nur müssen wir die Bedingung stellen, daß der Künstler Kraft genug besitzt, uns das Uebernatürliche wieder natürlich zu machen. Bei der bloßen Ahnung, dem Schauer, dem Grauen und was sonst zur Nachtseite der Natur gehört, darf der Künstler nicht stehen bleiben, er muß uns diese unberechenbaren Motive wieder in bestimmte verständliche Empfindungen auflösen. Und das ist Wagner nicht gelungen, zum Theil, weil er die alte nationale Sage in einer Weise idealisirt hat, die ihrer Natur widerspricht.

Die Sage vom Tannhäuser ist ein Naturproduct des Kampfes zwischen christlicher und heidnischer Bildung; die christlichen Apostel suchten die alten Naturgötter des deutschen Volkes zu vernichten, und da sie dieselben nicht einfach aus der Phantasie wegwischen konnten, so verwandelten sie sie in böse Geister. Als später durch den erweiterten Völkerverkehr auch die römische Mythologie in den Kreis der deutschen Vorstellung eingeführt wurde, vermischte

sich die Physiognomie auf eine wunderliche Weise, und Frau Hulda, die altdeutsche Göttin, die, durch den strengen christlichen Gott in eine „Teufelinne" verwandelt, im Hörselberg die frommen Christen zu sündhafter Lust verlockt, nahm in der Phantasie der Dichter, die den Virgil kannten, die Züge der alten Venus an. Der Ritter, der in dieses Zaubernetz verstrickt wurde, verfiel der Hölle nicht blos wegen seines liederlichen Lebenswandels (denn in dieser Beziehung waren die Minnesänger nicht so difficil, als sie uns Wagner darstellen will), sondern weil sie Götzendienst trieben. Das Volkslied, in welchem uns die Sage überliefert ist, hat eine sehr liebenswürdige und im Grunde ketzerische Wendung hinzugefügt: es ist vermessen von dem Papst, mit souveräner Machtvollkommenheit über die Gnade Gottes zu verfügen, denn diese ist unermeßlich. Der Papst wird durch ein Wunder beschämt, der dürre Stab in seiner Hand fängt zu grünen an, dem armen Tannhäuser ist freilich nicht mehr zu helfen, er ist gefangen in jenem Zauberkreise, zu dem kein sühnender Gott den Weg findet, allein der Priesterschaft ist eine ernsthafte Warnung gegeben.

So wie sie im Volksliede vorlag, konnte Wagner die Sage nicht brauchen; einmal verstößt der traurige Schluß gegen alles Gefühl, und dann fehlt der Handlung die für die Bühne nöthige Breite. Die letztere hat Wagner dadurch zu ergänzen gesucht, daß er die Sage vom Wartburgkriege in die Sage vom Venusberg verflocht. Ich möchte dies nicht so unbedingt tadeln, wie es der vorige Referent gethan hat, denn eine gewisse Verwandtschaft ist in der That in beiden Geschichten vorhanden, und es ist für das Verständniß der Handlung gar nicht ungeschickt, daß Tannhäuser, dessen Schuld und Reue sonst nur auf dem übersinnlichen Gebiet spielt, auch einmal im gewöhnlichen Leben zeigen muß, daß man sich nicht ungestraft im Venusberg herumtreibt. Er hat zu viel von dem süßen Gift gekostet, sein Blut ist noch unrein, und indem ihn die alte sündhafte Leidenschaft plötzlich wieder überfallt, muß er erkennen, daß man seine Vergangenheit keineswegs durch einfaches Ignoriren beseitigen kann. Der Entschluß, die Bußfahrt nach Rom anzutreten, wird durch diesen scheinbaren Umweg geschärft und gründlicher motivirt.

Desto weniger kann ich mich mit dem Schlusse einverstanden erklären, den Wagner seiner Fabel gegeben hat. Und hier zeigt sich der Grundfehler seiner ganzen ideellen Tendenz. Wagner legt seiner Behandlung einen Gegensatz zu Grunde, der weder der mittelalterlichen Dichtung, noch dem modernen Bewußtsein angehört, nämlich den Gegensatz zwischen der Liebe, die im Genuß schwelgt, und der Liebe, die vom Anschauen lebt; in diesem Gegensatz bewegt sich sein Sängerkrieg; er beherrscht die Ouvertüre, und macht sich ebenfalls im Schluß geltend, wo die eine Abstraction die andere todtschlägt. Nun wird nicht blos in unsern Tagen jene entsagende phantastische Liebe eines Mönchs oder eines

Ritter Toggenburg absurd erscheinen, sondern die Minnesänger des 12. und 13. Jahrhunderts würden in ein noch größeres Erstaunen darüber gerathen. Wagner macht nicht blos aus seinen Dichtern eingefleischte Platoniker, sondern auch die vornehmen Herrn, die das Publicum des Wartburgkrieges bilden, rufen regelmäßig der Theorie der entsagenden Liebe ihren Beifall. Im Mittelalter war es anders. Die Minnesänger waren keine Mönche; sie wußten recht gut, was Liebe heißt, und schilderten es recht lebhaft, recht sinnlich, ja sie hielten sich mit den Regungen ihres Herzens keineswegs in den Schranken strenger Sittlichkeit; ihre Neigungen waren vorwiegend ehebrecherischer Natur. Heinrich von Osterdingen wurde geächtet nicht wegen seiner unkirchlichen Liebe, sondern weil er sich mit dem Teufel eingelassen hatte und dieser Teufel doch nicht geschickt genug war, ihm die nöthige Kunst beizubringen. — Diese unhistorische Auffassung würde man bei einem Operndichter nicht rügen, wenn sie nicht auch die Wirkungen seiner Kunst beeinträchtigte; die Musik erhält dadurch einen tristen, weinerlichen Charakter, der im Anfang die Nerven auf eine unangenehme Weise reizt, gegen den Schluß hin aber eine ermüdende und einschläfernde Wirkung ausübt, um so mehr, da die musikalische Erfindung Wagners im Ganzen sehr arm ist. Bei geschickter Anwendung der musikalischen Formen hätte sich diese Armuth zum Theil verstecken lassen, bei der einseitigen Declamation dagegen und bei dem Vorherrschen der abstracten Gegensätze tritt sie zuweilen auf eine recht grelle Weise hervor. Ich will auf die Ouvertüre wenigstens hindeuten, wenn ich auch die rein musikalische Frage bei Seite lasse. Zunächst muß dabei das sehr verschiedene Urtheil in Erstaunen setzen. Ich hörte einen Verehrer Wagners sagen, er wünsche, daß diese Ouvertüre ihn durch sein ganzes Leben begleite und ihm noch in seiner Sterbestunde vorgespielt würde, um ihn auf ihren Schwingen zum Himmel zu tragen. Ein sehr gebildeter Musiker dagegen fühlte sich zu der respectwidrigen Aeußerung veranlaßt, die Ouvertüre klänge, als wenn man sieben Katzen mit den Schwänzen aneinander bände, und sie abwechselnd stachelte. Daß nun ein so verschiedenartiges Urtheil möglich ist, erklärt sich aus dem sehr einfachen abstracten Bau dieses Musikstücks, welches dem Laien seine Absicht sehr deutlich hervortreten läßt, und eine unmittelbar physische Wirkung hervorbringt, den Musiker dagegen verstimmt. Die Ouvertüre besteht aus den beiden Motiven des christlichen Pilgerliedes und des Venusberges, die zuerst hintereinander auftreten, und sich dann bekämpfen. Da nun aber diese beiden Motive nicht thematisch verarbeitet, sondern nur in einfachen Wiederholungen mit immer neuen instrumentalen Klangwirkungen dem Gedächtniß eingeschärft werden, so wird aus dem Kampfe ein unorganisches Getümmel. Das Pilgerlied tönt eintönig weiter, der Venusberg löst sich in eine Reihe widerlicher, chromatischer Violinfiguren auf, bis endlich das Christenthum im strengsten Sinne des

Worts die feindliche Macht überschreit. Auf diese Art geht es im Grunde durch die ganze Oper fort, und ich muß behaupten, daß Wagner seinen Zweck, die Klarheit, Präcision und Lebendigkeit des Ausdrucks viel besser erreicht hätte, wenn er sich statt der fortwährenden Declamation der bestimmten musikalischen Formen bedient hätte. Nur eins erreichte er durch diese Methode, daß da, wo er einmal eine bestimmte Form anklingen läßt, das erfreute Publicum es in seiner Dankbarkeit mit der Würde und Bedeutung derselben nicht genau nimmt; es freut sich selbst über das Lied des Tannhäuser an die Venus, das doch ein gewöhnlicher meierbeerscher Gassenhauer ist, es freut sich über das sentimentale Lied an den Abendstern, es freut sich mit größerem Recht über annäherungsweise ausgeführte Stellen, wie das Finale des ersten Acts und es wird selbst durch die beständigen Wiederholungen des Pilgerliedes nicht ermüdet, weil dieses in die eintönige Declamation eine gewisse Abwechslung bringt.

Daß die äußerlichen Mittel, welche Wagner anwendet, dem wahrhaft künstlerischen Zweck nicht entsprechen, hat die berliner Aufführung viel deutlicher gezeigt, als die leipziger. Bei einem armen Theater wie das leipziger kann man immer behaupten, die Ausführung entspreche nicht den Absichten des Dichters, so daß das Erhabene ins Lächerliche übergeht. Diese Ausflucht kann bei dem berliner Theater nicht gelten, das noch dazu alle seine Kräfte aufgeboten hatte. Nun trat aber ein sonderbarer Umstand ein. Unzweifelhaft ist das decorative Moment im ersten Act von der größten Bedeutung, wo die Orgien des Venusberges und später die Verwandlung in die heitere Tageslandschaft uns sinnlich die Natur des Gegenstandes einschärfen soll, während es im zweiten und dritten Act durchaus nicht darauf ankommt, in welchem Saale oder in welcher Landschaft die Geschichte vor sich geht. Nun waren aber die Decorationen in den beiden letzten Acten durchaus glänzend, während die des ersten Acts viel zu wünschen übrigließ, und zwar lag die Schuld nicht am Theater, sondern am Textbuch. Wagner ist auch als Decorateur nicht ganz so geschickt, als es den Anschein hat, denn er weiß nicht streng das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern. Er hat das Ceremoniell bei dem Empfang der befreundeten Fürsten in der Wartburg über Gebühr ausgedehnt, dagegen dem Ballet des Venusberges einen verhältnißmäßig knappen Raum zugemessen. Der Grund davon ist, daß er sich die erstere Scene in allen ihren Theilen klarer ausmalte, während ihm die zweite nur unbestimmt vorschwebte. In der That lassen sich jene phantastischen Gestalten des Venusberges in einer Novelle ganz hübsch beschreiben, die Aufführung, wenn sie naturgetreu sein wollte, würde aber ihre sehr erheblichen Schwierigkeiten haben. Und so müssen wir uns denn mit einigen Balletfiguren begnügen, die nur zur Hälfte fertig werden und in dieser Unfertigkeit das träumerisch unfertige Wesen der unter-

irdischen Welt ausdrücken sollen. Die Introduction ist entweder zu lang oder zu kurz: sie ist nicht blos Decoration und doch auch im Grunde nicht mehr, und nachdem der rothe Flor in die Höhe gezogen ist, der die beiden singenden Figuren von dem Chorpersonale trennt, machen hinter demselben die fortgesetzten Geberden der Venusdiener nur einen lächerlichen Eindruck. Bei dem Duett zwischen Venus und dem Tannhäuser hat dem Componisten offenbar eine Art musikalischer Form vorgeschwebt, allein er hat es verschmäht, dieselbe wirklich durchzuführen, und so nahmen wir davon nur den Eindruck einer heftigen Zänkerei mit uns, deren Grund wir nicht enträthseln. Auch hier zeigt sich Wagner im Ausdruck nicht ganz geschickt. Die Verwandlung soll durch den Ausruf des Tannhäuser: „mein Heil ruht in Maria!" motivirt werden, allein dieser Ausruf steht weder dramatisch noch musikalisch im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und daher überrascht uns der Erfolg auf eine unangenehme Weise. Die Ueberraschung ist im Drama nur dann berechtigt, wenn wir vorher durch die nöthige Spannung darauf vorbereitet werden. Wagner mußte die Erinnerung an die Jungfrau Maria, von der sonst im Stück nicht viel vorkommt und an die himmlischen Mächte überhaupt, klar und ausführlich entwickeln, damit wir die Hand sehen, die das Wunder thut; sonst ist es für uns nur die Hand des Maschinisten, wie in Ballanda oder Satanella. Aus diesem Grunde ist es beiläufig zu erklären, daß auf manches strebsame Gemüth die folgenden Aufführungen der Oper einen günstigern Eindruck machen, als die erste; denn bei der ersten weiß man nicht, was eigentlich vorgeht, mittlerweile hat man sich aber durch gedruckte Erklärungen davon unterrichtet und so freut man sich, das Wort des Räthsels zu haben. Das ist aber nicht das richtige Verhältniß; ein wahres Kunstwerk enthüllt uns bei jeder neuen Darstellung immer tiefere verborgene Schönheiten, über die wir bei dem ersten oberflächlichen Eindruck hinwegeilten; aber die allgemeinen Umrisse der Handlung müssen uns beim ersten Anblick klar werden. — Einen ähnlichen Fehler begeht Wagner nach der Verwandlung. Das erste Ballet mochten wir als eine allgemeine Introduction hinnehmen, aber nachher mußte uns deutlich gemacht werden, was wir eigentlich gesehen haben. Die Oper kann das auf sehr einfache Weise leisten, wie es z. B. im Vampyr, in der weißen Dame u. s. w. durch die bekannten Romanzen geschehen ist. Wir werden unter wirkliche Menschen eingeführt und da muß uns klar gemacht werden, was es im Volksglauben, der für uns dies Mal Realität sein soll, mit dem Venusberge für eine Bewandtniß hat; es muß uns erzählt und musikalisch ausgemalt werden, daß im Hörselberg, den wir vor uns sehen, eine alte Göttin haust, die mit dem Satan in ziemlich directer Verbindung steht, irrende Ritter zu schmachvoller Lust verlockt und sie endlich in die Hölle bringt. Das Lied des Hirtenknaben, bei dem sich Wagner so etwas vorgestellt hat, leistet diese Wirkung schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir es nicht ver-

stehen, obgleich die Kuhglocken bei der berliner Aufführung wegblieben. Hier, wo es einmal nöthig war, scharf und bestimmt zu declamiren, unterläßt Wagner die Declamation ganz und gibt uns eine musikalische Caprice über ein Volkslied, die an sich sehr schülerhaft ausfällt und die dem dramatischen Zwecke widerspricht. Der wohlthuende Eindruck des allmälig herankommenden Pilgerliedes ist überall nach Gebühr gewürdigt worden, wenn man auch mit Recht gewünscht hätte, daß die zweite Auflage der Ouvertüre nicht so schnell auf die erste folgen möchte.

Wagner hat das Bestreben, die einzelnen Scenen, die sonst als abgesonderte Musikstücke behandelt werden, zu einer künstlerischen Einheit zu verflechten, aber er wendet dazu ein sonderbares Mittel an, er läßt nämlich abgerissene Theile des Folgenden in das Vorhergehende hineinklingen; so verbindet er das Hirtenlied mit dem Pilgergesang durch das über alle Beschreibung lächerliche Schalmeiduett, den Pilgergesang mit dem Finale durch eingestreute Hornsignale, von denen bei der ersten Aufführung niemand begreift, was sie vorstellen sollen; bei der zweiten Aufführung weiß man es, und freut sich dieses Wissens, aber das ist doch eine ziemlich kindische Freude.

Ich habe mich bei der Maschinerie des ersten Acts länger aufgehalten, weil hier anscheinend das Meiste geleistet ist. Man sieht, daß trotzdem noch sehr viel zu wünschen übrigbleibt. Nun ist zwar trotz aller dieser Ausstellungen das wagnersche Textbuch viel geschickter arrangirt, als die meisten andern Textbücher, aber bei den andern wird auch auf diese Aeußerlichkeiten kein so großes Gewicht gelegt, sie dienen nur als gleichgiltiger Rahmen für den musikalischen Inhalt, der uns für die dramatischen Schwächen entschädigen muß. Einen solchen Ersatz bietet uns der Tannhäuser nicht; selbst die leidenschaftlichen Wagnerianer gestehen zu, daß, wenn man die Oper im Clavierauszuge durchnimmt, die Ausbeute sehr gering ist.

Daß der zweite Act ungenügend ist, gibt alle Welt zu. Hier kam es grade darauf an, musikalisch die größte Kraft zu entwickeln, denn die feindlichen Principien finden sich in unmittelbarer Gegenwart, und es muß sich entscheiden, welches von ihnen das andere überwindet. Leider ist nur die Einleitung in großer Breite ausgeführt, der Sängerkrieg selbst ist höchst oberflächlich abgefertigt. Daß die mit so großem Aufwand scenischer Mittel eingeführten Kampfrichter den Tannhäuser mit seinem Gassenhauer durchfallen lassen, ist recht und billig, aber es wird den andern Preisbewerbern auch gar zu leicht gemacht. Der Preisgesang des Herrn Wolfram ist zwar in seiner Melodie ziemlich barock und verschroben, aber eine mystische Tiefe ist darin nicht zu finden, und er verhält sich zu einem Volksliede ungefähr wie das meyerbeersche Wiedertäuferlied zu seinem Originale, nur daß sich Meyerbeer damit entschuldigen kann, in seiner verwilderten Melodie absichtlich den wüsten

Fanatismus der Wiedertäufer ausgemalt zu haben. Im Schlusse des Acts, von dem Eintritt der Elisabeth an erhebt sich der Componist wieder, und der letzte Satz ist eine der gelungensten Stellen der Oper.

Der letzte Act leistet in Beziehung auf Declamation das Höchste; gegen die Richtigkeit des Ausdrucks in dem Bericht Tannhäusers von seiner Pilgerfahrt läßt sich wenig oder nichts einwenden. Hier hatte auch der berliner Maschinist alles Mögliche geleistet; der Abendstern war getreu nach der Natur copirt, und die Stimmung der Landschaft paßte vortrefflich zu dem düstern Gemälde, das sich vor unsern Augen entrollte. Trotzdem macht der letzte Act auf jede natürliche Empfindung den ungünstigsten Eindruck, denn die ewige Declamation und die unausgesetzt verzweifelte Stimmung bringt entweder auf die Nerven einen krankhaften Reiz hervor oder, was das Natürlichere ist, sie schläfert durch ihre Monotonie ein; man kann sagen, daß zuletzt die ganze Oper einschläft; denn die letzten Ereignisse, der Tod der Elisabeth, die Rückkehr der jüngern Pilger, der Bericht von dem Wunder am dürren Holz, die Entsühnung und der Tod des Tannhäuser — das alles verschwimmt so träumerisch ineinander, daß man zerstreut wird, und die Unterschiede nicht mehr beachtet. Anstatt uns zu erheben, wie das Drama und namentlich die Oper soll, deprimirt uns der Schluß mit seiner gemachten christlichen Resignation, und wir athmen erst wieder auf, wenn wir ins Freie kommen.

Im Allgemeinen soll man jedes Kunstwerk aus sich selbst erklären, rechtfertigen oder verwerfen; aber bei Wagner drängt sich zu sehr die Ueberzeugung auf, daß er ein Romantiker ist, d. h., daß er zu künstlerischen Zwecken seine ideellen Motive erfindet und erdichtet. Er hat für seine Oper eine angemessene Färbung und Stimmung gesucht, und hat diese in einem christlichen Glauben gefunden, welcher auf die Art, wie er ihn schildert, nie existirt hat, und welcher vor allem nicht der seinige ist. Es ist im Lohengrin ganz derselbe Fall. So etwas rächt sich aber auch in künstlerischer Beziehung; sein Princip drängt sich nicht mit genialer Naturkraft hervor, welche aus der Vereinigung des Glaubens mit dem schöpferischen Talent entspringt, sondern man sieht überall, daß er sich die Stimmung erst künstlich zurecht macht. Auf den ersten Anblick sollte man sich darüber wundern, daß sich nicht die Reaction der beiden Opern bemächtigt hat. Ein musikalisch durchgeführtes, spiritualistisches Christenthum sollte den Herren Gerlach und Stahl recht gelegen kommen, aber sie merken ganz richtig, daß dies ganze Christenthum nur Flitterkram ist, mit dem sich die Blasirtheit des Unglaubens ausputzt. Und dies möchte ich auch als den Hauptgrund anführen, warum es nöthig ist, fortwährend gegen Wagner zu polemisiren. Bei den übrigen Zukunftsmusikern hat es keine Noth, denn sie finden in der Zeitstimmnng nichts Entsprechendes, wodurch sie schädlich wirken könnten. In ästhetischer Beziehung könnte man die Entwicklung des Ge-

schmacks ruhig ihrem eignen Schicksale überlassen, da auf alle Fälle die wagnerschen Opern keinen bessern den Platz vertreten; wo nichts Gutes geschrieben wird, hat auch die Mittelmäßigkeit eine gewisse Berechtigung, wenn sie mit Anstand und Schicklichkeit ausgeübt wird; und das kann Wagner niemand bestreiten.

Aber Wagners Stücke wirken schädlich, weil sie einer sehr verbreiteten Richtung im Gemüthsleben des deutschen Volks entsprechen. Man rühmt die deutsche Ehrlichkeit und mit Recht, wenn man nur einzelne Seiten des deutschen Lebens ins Auge faßt. Aber man könnte auch ein Lied von der deutschen Windbeutelei singen d. h. von der Neigung des deutschen Volks, sich in Illusionen einzuwiegen: — man nannte das sonst den deutschen Idealismus. Beides sind Charakterzüge, die eine sehr tiefe Wurzel in unserm Gemüth haben, nur muß man den einen aus allen Kräften fördern, den andern aus allen Kräften bekämpfen. In unsrer Zeit, wo keine Form in fester Geschlossenheit der andern gegenübertritt, ist es charakteristisch, daß Wagner zuerst von der sogenannten Demokratie getragen wurde. Die Erscheinung steht nicht vereinzelt da, wurden doch auch die Ritter vom Geist vorzugsweise als Handbuch der höhern Demokratie gefeiert. Die Ritter vom Geist sind aber Leute, welche von sich die Ueberzeugung haben, verkannte Genies zu sein und nebenbei die dunkle Empfindung, daß in dem Bestehenden irgendwo irgendetwas nicht in Ordnung sei und daß in Zukunft irgendwann, irgendwie, irgendwo etwas anders werden müsse. Da ihnen alles dies nur dunkel vorschwebt, so können sie natürlich für einen bestimmten Zweck nicht arbeiten, sie gründen aber doch einen geheimen Bund, der zunächst die Aufgabe hat, seine Mitglieder auf jede mögliche Weise zu poussiren. Es ist im Grunde genommen eine schöngeistige Kameraderie. Im großen Maßstabe ist das bei den Musikern der Zukunft durchgeführt und wir finden es daher sehr natürlich, daß Dankmar Wildungen sich gleichfalls in diese Association hat aufnehmen lassen. Die Zukunftsmusiker sind nicht Musiker, die eine bestimmte Ueberzeugung vertreten, sondern sehr weit auseinandergehende Richtungen und Talente, die sich aber in der Ansicht begegnen, daß Wagner, Liszt, Berlioz, Brahms, Franz, Raff u. s. w. große Männer sind. Der charakteristische Zug dieser ganzen Verbindung ist der, daß sie meistens bona fide handeln; ganz kann man zwar menschliche Gesichtspunkte nicht ausschließen. So bleibt es z. B. immer höchst merkwürdig, daß Wagner in „Oper und Drama“ die Musik von Berlioz als die Musik der absoluten Verrücktheit bezeichnet und daß seit der Gründung der Association diese beiden Größen trotzdem ganz friedlich nebeneinander gehen. Aber in der Hauptsache sind wir überzeugt und sprechen das nicht blos als eine captatio benevolentiae aus, daß die meisten Anhänger der neuen Schule von einem ehrlichen Fanatismus erfüllt sind, daß sie die feste Ueberzeugung hegen, der Welt etwas Neues

und Gutes zu bieten, grade wie so mancher ehrliche Demokrat des Jahres 1848, der eine allgemeine deutsche Republik wollte, aber mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze. Das Moment des Illusorischen, fälschlich Idealismus genannt, tritt in der Kunst ebenso bestimmt und unterscheidbar auf, wie in der Politik und Wagners musikalische Declamation hat eine auffallende Wahlverwandtschaft mit den Declamationen der politischen Idealisten; sie ist ebenso nebelhaft, ebenso träumerisch, als die Visionen jener Projectenmacher, die aus der krankhaften Uebertreibung unsrer philosophischen Speculation hervorgingen. Die wahre Kunst geht aus dem Können hervor, aus einer von überquellender Realität erfüllten Seele; die falsche Kunst entspringt aus der Reflexion über die Kunst, die nach einer phantastischen Realität sucht, um sie darzustellen, aber statt der leibhaftigen Helena nur ein Schattenbild umarmt. Und da zwischen der Kunst und dem wirklichen Leben eine beständige Wechselwirkung stattfindet, so dürfte es zweckmäßig sein, die Kunst beständig vor jenem Venusberge, einer vom Leben getrennten Schattenwelt, zu warnen, welcher die Nerven abspannt, das Blut krankhaft reizt und die Einbildungskraft mit Hirngespinnsten so übersättigt, daß sie zuletzt in matter, hoffnungsloser Blasirtheit endigt.

Ostpreußische Grenzbilder.

1.

Den Wandrer, der die ährenwallenden Ebenen und das wälderrauschende Hügelland nördlich vom Pregel nach dem mittleren Laufe der Memel zu durchstreift und seinen Blick auf die Ueberreste des Volksstammes richtet, von dem bald nur eine Sage durch diese Lande ziehen wird, mahnt es an jenes indische Märchen, das einer der Götter selbst seiner Göttin erzählte, und das ein Verbannter in der Sprache der Dämonen mit Blut auf Birkenrinde schrieb. Einem Könige sandte er es zu, der die Dichtung in Dämonensprache zurückwies. Da eilt der Verbannte, Gunadhya, mit seinem Birkenbuche in den Wald und ein Feuer anzündend liest er den säuselnden Bäumen, den flatternden Vögeln und den schlüpfenden Rehen das blutgeschriebene Märchen vor und wirft dann Blatt für Blatt in die Flammen. Die Bäume aber senken ihre Zweige lauschend nieder, die Vögel flattern, die Rehe schlüpfen herbei und horchen gelehrig dem entzückenden Märchenmund. Baum säuselt es dem Baum, Vogel singt es dem Vogel, Reh klagt es dem Reh; der Wald und die umherliegenden Lande erschallen von dem Wundermärchen; auf die Kunde davon eilt der König herbei, um der Vernichtung eines solchen Werkes Einhalt zu thun, und kommt zu rechter Zeit, um noch das letzte Blatt zu retten.

Auch den sittlichen und poetischen Kundgebungen des Stammes der Lithauer hat lange Zeit nur die Wildniß mit ihren Rehen gelauscht und von seinem ganzen Erdendasein ist nichts erhalten worden, als ein Blatt.

Wie durch ein Wunder hat sich der Rest der lithauischen Nationalität mit der kurischen, lettischen, esthnischen und livischen aus den fanatischen Vertilgungskriegen des deutschen Ordens bis in die Gegenwart gerettet, während die Existenz der Slawen des nördlichen Deutschlands in der deutschen Cultur längst erlosch. Man kann sich diese Erscheinung nur in der Weise erklären, daß das ursprüngliche heidnisch-religiöse Leben dieser Völker, indem es sich über das fremde, nur oberflächlich übertragene Christenthum hinaussetzte, ihnen in allen politischen Veränderungen eine Lebenskraft bewahrte, die sich erst in langen Zeitläuften und bei der immer heftiger andringenden christlichen Cultur abschwächen konnte. Ueberreste des Heidenthums findet man heutzutage noch bei allen jenen Völkerstämmen, so in ihrem Leben als Aberglauben und als feierlichen Gebrauch, wie in ihren Liedern als mythische, nunmehr freilich nur selten oder halbverstandene Anspielung.

Für die sociale und historische Entwicklung der Völker sind die lithauischen und finnischen Stämme verloren; nach außen hin haben sie nichts wirken können; aber desto mehr hat sich die ganze Fülle ihres Gemüthes und ihrer Liebenswürdigkeit nach innen gewandt, um am Feuer des Herdes zu wohnen und das Familienleben durch Sitte und Zartheit zu verschönen. Mit Erstaunen erfüllt es uns, welch eine immer rege Phantasie, welch eine innige Empfindung, welch ein treffender Witz selbst das kümmerlichste Leben des Leibeignen erheitert, welche holden Sterne diese Halbmenschen zu beschwören vermögen, daß sie durch die Wolken ihrer Trübsal leuchten. Zwar bei demjenigen Theile dieser Völkerstämme, der durch die traurigste Leibeigenschaft gekettet ist, durchdringt oft ein schriller Weheschrei die lieblichen Liedesklänge; aber selten ist es ein langgehaltener Klageton; am häufigsten ist es ein verzweiflungsvolles Aufjauchzen des Schmerzes, der in bitterem Lachen, mit herbem, das eigne Unglück geißelnden Witz dem instinctmäßigen Groll gegen die Härte des Herrenthums Luft macht.

Anders ist es bei den Völkerstämmen, die durch nähere Berührung mit germanischer Cultur ihre Nationalität zwar eingebüßt haben, doch unter milderen Sceptern, unter günstigeren Verhältnissen zum Theil in heitern Wohlstande leben, wie die Reste der Lithauer, deren Betrachtung unserm Geiste diese Bilder vorgeführt hat. Ihr äußeres Wohlsein hat an den vortheilhaften Veränderungen jeden Antheil genommen, durch die eine umsichtige Regierung schon eine Reihe von Jahren hindurch bemüht ist, den Zustand jener östlichen Provinzen des deutschen Geistes emporzuheben. Hier in den Hütten des Lithauers — wenn wir noch so glücklich sind, eine solche aufzufinden, die abgesondert

von den stattlichen Dörfern und fern von der reichen Stadt Tilse (Tilsit) noch alle ihre Einwohner in der ursprünglichen Nationalität bewahrte — hier finden wir Innigkeit der Familienbande, Liebe zur Natur, Empfänglichkeit für die kleinen Reize des Lebens in einer oft rührenden Weise.

Suchen wir zu diesem Zweck ein entlegenes Gehöft auf, einen Abbau, ein Ausgebautes, wie man in Ostpreußen solche von den Dörfern abgesonderte Höfe zu bezeichnen pflegt. Man wird den Weg dahin genau angeben müssen; denn durch Palven (Haideland) und Torfmoor, Gehölze und Aehrenfelder führen zu dem waldversteckten Häuschen verschlungene Pfade. Aber nur an so entlegenen Orten können wir sicher sein, das Leben der Lithauer noch in seiner unverfälschten Ursprünglichkeit anzutreffen.

Selten finden wir eine elende Hütte, die über unserm Haupte den Einsturz droht, sobald wir die Schwelle mit dem Fuße berühren. In der Regel gelangen wir durch die hölzernen, strohgedeckten, oft in kleinem Maßstabe gebauten Nebengebäude zu dem Wohnhause, das von ihnen mit einem nicht gar geräumigen Hof umschlossen wird. Es ist ein sauberes, wie die Nebengebäude hölzernes, mit einem Strohdache versehenes Gebäude, fest in seinen Fugen, die Wände in der Farbe des verwitternden Holzes schimmernd, von der weißen Tünche moderner Cultur nie berührt. Die einzige Verzierung des Hauses gewahren wir an den Fensterläden, die mit Lilienstengeln und Tulpen grün, weiß und roth recht lebhaft bemalt sind.

Um das Familienleben der Hütte in seinem charakteristischen Reize zu beobachten, haben wir den Abend gewählt; denn er hat aus Wald und Acker, aus Städtchen und Nachbarschaft Vater und Mutter, Braut und Bräutigam, Buben und Mädchen um des Herdes heiliges Feuer versammelt: wir hören schon bei unsrer Annäherung Lieder, wie Vogellieder, mit unerwarteten Aufsteigungen, mit plötzlichen Abfällen, mit schnell aufeinanderfolgenden Schlagtönen, mit jenen sanften Verschwebungen des Tones, wie sie der Musik des Volksliedes überhaupt, vorzugsweise dem Volkslied der slawisch-finnischen Stämme eigenthümlich ist. Diese Musik spottet allen künstlerischen Bestrebungen, sie in ihren Melodien festzuhalten; der Musiker soll noch gefunden werden, der mit all seiner musikalischen Empfänglichkeit, harmonischen Kenntniß, Kunst der Instrumentation diese seelenvollen, einfachen, aber ebenso sonderbaren, flüchtigen Töne ohne bedeutende Einbuße ihrer originalen Naivetät wiederzugeben vermöchte. Nach den von Nesselmann als Anhang zu seiner Bearbeitung und Uebersetzung lithauischer Volkslieder mitgetheilten Melodien hat ein königsberger Musiker wenigstens den Versuch gemacht, einige dieser Dainos für mehrstimmigen Gesang einzurichten. Der Beifall, den er dadurch eingeerntet hat, lohnt immerhin sein Bestreben, nicht sein Gelingen. Und warum sollten wir auch so sehnlich wünschen, diese eigenthümliche Musik in

steifhälsige Noten gebannt zu sehen, da die Musik unsrer Tage sich diesen frischen Klängen immermehr zu entfremden scheint und bei all ihrem Streben uns doch nur einen falschen Begriff von derselben beibringen könnte! Mögen sie nachhalten, so lang es möglich ist und dann verhallen, wie so manches Schöne verhallt ist: Hat doch auch der Untergang sein Recht, wie das Dasein.

Treten wir ein, um die Lieder zu hören, so lange sie tönen. Die Hausthür besteht in einer oberen, gewöhnlich offen stehenden und einer unteren geschlossenen Hälfte, deren jede sich in ihren eignen Angeln bewegt. Leicht öffnen wir den geschlossenen unteren Theil und treten in das enge, mit Steinen gepflasterte Vorhaus. Noch tönt der Gesang, aber sobald unsre Hand die Krampe des Einganges berührt, bricht er plötzlich ab und die scheue Ueberraschung über die fremdartigen Gestalten an der Thür nimmt alle lächelnde Sangeslust von den Lippen der Sänger.

Einer von uns muß als Nahwohnender mit den Hausleuten bekannt sein, um einen genügenden Vorwand des Besuchs mitzubringen; oder unsre Vorsicht muß uns den unabweisbaren Grund eines längern Aufenthalts in dieser Häuslichkeit eingegeben haben; denn merkte man, daß wir nur der Beobachtung halber in die Hütte drangen, so würde die Blödigkeit der Hausbewohner uns nicht den geringsten Einblick in ihr Leben verstatten. Zwar dürfen wir getrost sagen, daß wir ermüdet, daß wir hungrig und durstig sind, der echte Lithauer — freilich nicht der lithauisch-deutsche Bauer — nimmt uns gastfreundlich an seinen Herd und an seinen Tisch auf; aber die Familie zieht sich in die entferntesten Winkel der Wohnung zurück und zeigt uns nichts als die hervorgukenden Köpfe mit den langen, schlichten, hochblonden Haaren und den wasserblauen Augen. So zurückhaltend ist der Lithauer von Natur und so mißtrauisch ist er überdies in der letzten Zeit durch die vielen Besuche geworden, die ihren Zweck der Beobachtung und Nachforschung schlecht verhehlten. Selbst wenn wir als Bekannte kommen oder uns durch rasches Mitleben zutraulich gezeigt haben, wird es uns schwer fallen, die Leute aus ihrer natürlichen Befangenheit zu schmeicheln.

Wir ersehen hieraus, wie schwierig es dem culturhistorischen Forscher sein muß, über diese hinschwindenden Völkerreste thatsächliche Ergebnisse festzustellen und welche Schwierigkeiten besonders dem Freunde ihrer Poesie in den Weg treten, der es unternommen hat, ihre Liederschätze in den Tiefen aufzusuchen, wo sie wie Gold im Schachte gewachsen sind. Ist es wirklich gelungen, die zögernden, schüchternen Liedestöne wieder hervorzulocken, so wird sich wiederum dem aufschreibenden Herrn gegenüber eine Verwirrung einstellen, welche das poetische Unternehmen völlig in Stocken bringt; im günstigsten Falle wird sich der vorsingende Lithauer durch sein Zartgefühl oft veranlaßt sehen, den Text

während des Gesangs abzuändern, etwa um einzelne Derbheiten zu beseitigen, die ihn vor dem civilisirten Städter die Augen niederschlagen machen; oder wäre es auch um seiner Laune zu genügen, welche die mannigfaltigsten Varianten in die Texte der Dainos gebracht hat. Zu dictiren vermag der Lithauer nicht. Sobald er versuchen wollte, eine Daina herzusprechen, so würde ihn das Gedächtniß unbedingt im Stiche lassen und er würde sich den Inhalt immer wieder singend recapituliren müssen, um fortfahren zu können. Selbst die hingeschriebene oder gedruckte Daina vermöchte der Lithauer nicht nach dem gewöhnlichen Wortaccent, sondern immer nur nach der Melodie zu lesen: so innig sind auch hier wie bei den meisten echten Volksliedern Text und Musik ineinander verschmolzen und eins geworden. —

Was war aber der Inhalt des Gesanges, den wir bei unserm Eintritt in die Wohnung vernahmen? — Es war ein Doppellied, wie es der lithauischen Poesie eigenthümlich ist. Oft machen nämlich zwei Lieder ein Ganzes aus, so daß das zweite in möglichst wortgetreuer Wiederholung den Inhalt des ersten gleichsam parodirt. Solche Wechselgesänge gibt es zwischen Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Jüngling und Mädchen. So singt z. B. der Jüngling:

Ein Wandrer ging ich hin meine Wege, ging nicht gar weit, da traf ich ein Mädchen.

Drauf das Mädchen: Eine Wandrerin ging ich hin meine Wege, ging nicht gar weit, traf einen Knaben.

Dann der Knabe wieder: Mehr denn zweihundert, dreihundert Meilen jenseit am Wald, an der flachen Wiese. — Diese Strophe wird von dem Mädchen wörtlich wiederholt, und der Knabe fährt fort:

Es prangt mein Mädchen im Rautengarten, bei Rauten, bei Rosen, bei bunten Nelken.

Das Mädchen wiederum: Es prangt mein Knabe im Distelgarten, bei Disteln, Kletten, bei Nesselstauden.

Und nun jauchzt der Knabe abschließend auf: Ei rumai, rumai, du Grün der Raute! Wie freut mich des Mädchens so holde Schönheit! —

Und das Mädchen läßt das Liedlein neckisch verhallen: Ei rumai, rumai, du spitzer Dorn du! Wie hat doch mein Knabe so rauhe Wildheit! —

Das ist der Wechselgesang des Bräutigams und der Braut. Kein muntres Lachen, kein lauter Scherz folgt diesen Liedern; wäre auch kein Fremder dabei, die beiden Liebenden säßen sich stumm gegenüber, das Mädchen an ihrem Hochzeitskleid emsiger fortarbeitend, der Jüngling die Augen schweigend vor sich auf den Boden geheftet und mit dem Gedanken an die Hochzeit erfüllt, die er schon vorbereitet: denn Martinszeit ist nahe. Der Platzmeister ist bestellt, der mit bebändertem Hut und aufgeputztem Rock dem Brautwagen voranstürmen

soll, schneller als dieser selbst, der mit übermüthigen Gäulen bespannt den Weg daher durch das Dorf stürmt. Mehre Tage vorher sind die besten Pferde mit reinem Hafer gefüttert worden, um recht ausgelassen und „vom Haber gestochen" den Wagen nach sich reißen zu können.

Zeitgemäß hat vor einiger Zeit der Maler Löschien bei einer Gemäldeausstellung in Königsberg eine solche Heimkehr von der Trauung im Bilde vorgeführt und sich hierbei sowol durch die geschickte und sachgetreue Ausführung, als durch die Wahl des Gegenstandes manches Lob erworben. Wie hitzig und athemlos jagt hier der Platzmeister auf dem blutig gespornten Schimmel mit hochgeschwungener Peitsche, von den Buben umjauchzt, durch das Dorf dem Hause des Bräutigams zu, um der Braut den Bierkrug entgegenzubringen und alles Uebrige zu den bekannten Hochzeitsbräuchen zuzurüsten, noch bevor der Hochzeitswagen selbst ihn hat einholen können! Der aber rollt ihm unaufhaltsam nach; fast ungezügelt reißen ihn die übermüthigen Gäule fort; man glaubt, er müsse jetzt in Stücke gehn. Aengstlich, aber von den Armen des Bräutigams beruhigend umschlungen, sitzt die Braut auf dem erhöhten Strohsitz und ersehnt das Ende der Fahrt. Nach diesem Wagen kommen die übrigen daher, zweispännig, oft weit zurückbleibend, und wie auch beschleunigt, doch mit ruhigerem Rollen vorwärts eilend. Weit hinaus zum Dorfe verlängert sich der Brautzug, und es sind nicht die letzten Wagen, die hier im Aehrenfeld verschwinden oder dort auf dem Hügel vor aufwallendem Wegstaub kaum sichtbar sind. Das ganze Dorf ist in Aufruhr. Wer nicht Gast ist, der ist an die Thore geeilt und jauchzt den Neuvermählten entgegen. Das Geflügel flattert aufgescheucht empor und gackert von den Zäunen; ein paar borstige Eber sind wild geworden und galoppiren, quer durch die Umfriedung des Obstgartens brechend, weit hinaus auf die wachholderduftige Palve.

Das ist ein wahres Bild einer solchen lithauischen Hochzeit mit ihrer Wildheit, mit ihrem Jauchzen, mit ihrem Hinausstürmen aus der Ruhe der Jugend und ihrem Hineinjubeln in die Sorgen des reiferen Alters. Alles Sinnen des Knaben und des Mädchens ist ein Jahr vorher auf diese Hochzeit gerichtet, und manche Daina singt von dem wackern Mägdlein im Häuschen am blinkenden See, wo des Birkenwäldchens Saum sich hinzieht; singt von den Aeuglein, die es dem Jüngling angethan, von dem stillen, verschämten Werben durch verheimlichende Blicke und bekennende Blumensträuße; besingt den Abschied der Braut von den lieben Eltern, von dem kleinen Haus, dem leuchtenden Herd, dem grünen Garten, und singt von dem Einzug in die stattliche Wohnung des Bräutigams.

Dies Liebesleben ist der Inhalt der meisten Dainos, und diese sind so mannigfaltig variirt, daß eine Sammlung dieser Poesien eine sehr enge Auswahl zu treffen hat. Es gibt aber auch Dainos von verschiedenartigem andern

Inhalt: Es gibt deren, wenn auch wenige, mit mythologischen Beziehungen, die dem Lithauer selbst meistens unverständlich geworden sind, und deren Deutung selbst dem gelehrten Mythologen schwer fallen dürfte. Andre Dainos handeln von der Beschäftigung, von dem täglichen Leben des Lithauers. Hier ist es besonders das liebe Roß des Jünglings, der Braune, den das Lied besingt, und den des Jünglings Eitelkeit mit goldenen und silbernen Sporen antreibt und mit seidenem Zaume zügelt, wenn er zu Markte und von Markte reitet. Sehr niedlich sind die Dainos, welche Anschauungen aus der Thierwelt enthalten, wie „des Sperlings Hochzeit" und die bereits durch Adalbert von Chamisso bearbeitete Daina von dem gebratenen Sperling, bei dessen Verschmausung zwei Tonnen Bier geleert werden. — Ueberaus rührend, so enge auch der Kreis der Vorstellungen und Bilder sein mag, sind die Klagen des verwaisten Kindes; überaus ergötzlich die Neckereien des spröden Mädchens gegen ihre Bewerber, welche einen Theil der wenigen heiter gestimmten Dainos bilden. Auch der Trinklieder gibt es wenige, wenngleich, wie auch Nesselmann bemerkt, „der Lithauer der Sache weniger feind ist, als gut wäre," so daß in einem Doppelliede sogar die Jungfrau über ein Räuschchen klagt. Der Lithauer liebt in der That den Trunk, und nach der reichen Stadt Tilse oder auch nur nach den nahe gelegenen kleinen Grenzstädten zieht ihn am Markttag oft mehr das Trünkchen, das er in der Schenke nach beendetem Verkauf zu genießen hofft, als der lockende Ertrag seiner Marktwaare. Doch findet man unter den Lithauern von echter Nationalität wol kaum einen, der sich dem Trunk bis zum Ruin von Haus und Hof ergäbe. — Noch zu erwähnen wären die Kriegslieder und die Lieder mit historischen Bezügen; jene gewiß älter, ursprünglicher und volksthümlicher, diese neuerer Zeit angehörig und auf die letzten Kriege bezüglich. Diese wenigen Lieder sind die einzigen, in denen sich geringe Spuren epischer Motive finden, die sonst den lithauischen Dainos ganz fremd sind. Einer der früheren Sammler dieser Dichtungen, Rhesa, hoffte durch diese leisen Spuren irre geleitet, noch Ueberreste alter Epopöen bei den Lithauern vorzufinden; doch ist die Bekanntschaft mit dieser Poesie jetzt schon hinreichend, um diese Hoffnung niederzuschlagen. Auch nicht das kleinste epische Bruchstück ist aufzufinden. Dagegen ist diese Literatur reich an Märchen und Erzählungen, welche wol bei jedem Volke die langen Abende am flackernden Herdfeuer verkürzen, und es wäre ein sehr verdienstvolles Werk, eine Sammlung dieser Märchen zu veröffentlichen, wie solches bereis von einem preußischen Sammler versprochen worden. — Nachzuholen wäre in unserer Erwähnung noch das Todtenlied, das aber nicht, wie Rhesa thut, von der Daina als Rauda (Todtenklage) abgesondert werden darf, weil letztere als besondre Gattung ausschließlich dem lettischen Stamme angehört.

Die nacheinander erfolgten Sammlungen lithauischer Dainos reichen hin uns eine Vorstellung von dem erloschenen Leben des Volkes zu bilden und unsre Anschauungen zu ergänzen, wo der Gegenwart kein tieferer Blick in die Vergangenheit dieses Stammes vergönnt ist. Der milde Charakter des Lithauers ließ ihn ausschließlich am Ackerbau Gefallen finden, wie denn dieser auch heute die alleinige Beschäftigung des Nationallithauers ist. Die Fischerei wird nur wenig betrieben, und die kräftigen Männergestalten mit blau und rothen Kappen, die den Segen der Seen und des Haffes in die Städte Ostpreußens vertheilen, sind keine Lithauer, sondern dem kurischen Stamme verwandt. Selten treffen wir einen Handwerker unter den Lithauern, wol aber wissen diese geschickt ihr Ackergeräth eigenhändig zu verfertigen. Es ist ferner ein Irrthum, daß die nahe an der russischen Grenze wohnenden Lithauer den Schmuggelhandel zu ihrem Hauptgeschäft machen. Treffen einmal die Namen berüchtigter Schmuggler, die sogar den Raub als Handwerk treiben, mit lithauischem Klange unser Ohr, wie es in den letzten Jahren nicht selten vorkam, so dürfen wir versichert sein, daß die echte Nationalität in diesen Individuen und in ihren Familien längst erloschen ist. Der deutsch-lithauische Grenzwohner freilich, besonders an dem Grenzflüßchen Szeschupp, gibt seine Hütte und die ihm bekannten Waldverstecke in der Umgebung zum Schlupfwinkel der jenseitigen und diesseitigen Schmuggler her. Er kommt zur Nachtzeit ans Ufer neben seinen Kahn und lauscht auf einen Schlag ins Wasser, auf ein leises Pfeifen und ähnliche Signale, um den Nachen zu lösen und ihn dem jenseits harrenden, schwerbeladenen Schleicher entgegenzubringen. Ist alles in Sicherheit, so erwärmt wol ein hochloderndes Feuer am Waldessaume die Glieder des weitwandernden Schmugglers, und indem es die Ballen der eingepaschten Waaren erhellt, verhöhnt es den russischen Grenzsoldaten, der auf dem jenseitigen Ufer in seinem langen, grauen Kittel, das Gewehr geschultert, langsam über den Sand und die Haide hinwandelt und sich bessere Wachsamkeit für die Zukunft gelobt.

Solche Scenen aber erlebt der Nationallithauer nicht. Friedlich und ehrlich sammelt er die Garben seiner Mühe und bereitet sich den Genuß, die Früchte seines Ackers nach den Städten zum Verkauf zu bringen. Dann legt er seinen weißen Schafspelz ab und legt den Rock von „Wand" an — so nennt man das weißgraue, dichte Wollenzeug, das die lithauischen Frauen eigenhändig weben. Die Frauengestalten erregten früher, als man ihre Nationaltracht noch häufiger zu Gesicht bekam, durch ihre grünen, weiß und roth geputzten Leibröcke von ganz zierlichem Schnitt unsre Aufmerksamkeit. Der Kopf wurde gewöhnlich mit einem seidenen, gleichfalls in jenen Nationalfarben schimmernden Tuche umwunden; oft flatterte auch — und so finden wir es

jetzt noch am häufigsten — ein Tuch von feinem weißen Zeuge, am Halse verschlungen, um die in Flechten aufgenommenen Haare.

So erscheinen uns die letzten Repräsentanten eines Völkerstammes, der erst jetzt, wenige Jahrzehnte vor seinem völligen Untergange, durch die Bemühungen patriotischer Forscher dem Ganzen, wozu er gehört, bekannt zu werden anfängt. Es hat etwas Versöhnendes, mitten aus der socialen Nullität dieser verschollenen Menschen ihre bescheidene Lebensbefriedigung, ihre beglückende Wohlhäbigkeit herauszuempfinden. Diese Beobachtung läßt uns das Loos eines solchen Völkerstammes weniger bedauernswerth erscheinen, als das Loos ihrer Stammverwandten in dem sogenannten russischen Lithauen, welche auf den Wittinnen, breiten, flachen, mit breternem Dach versehenen, elenden Fahrzeugen, oft den Niemen hinab unsern Augen vorbeifahren. Diese Armen sind Leibeigne, dzimkis, von dzimek, Knecht, und von ihren Herren einem jüdischen Händler auf bestimmte Zeit zur Fortschaffung von Waaren überlassen. Sind diese an ihren Bestimmungsort gelangt, so wird das elende Fahrzeug zertrümmert, das Holz verkauft, und jene Unglücklichen müssen zu Fuß den weiten Weg zu den Erdhöhlen ihrer Heimath zurück. — Sollte man glauben, daß unter diesen Halbmenschen noch der Frohsinn wohnen könne? In Königsberg und Memel, wo diese Parias in ihre graubraunen, zerlumpten, oft über den nackten Leib hängenden Kitteln, mit groben Stohhüten, gewöhnlich barfuß, oft mit Bastschuhen in Scharen an den Stromufern umherlaufen, hat man selten Gelegenheit, sie in einem Augenblick der Ruhe zu belauschen. Widrige Zufälle aber haben jene Fahrzeuge mitunter auf den Wellen des Niemen, unsers Grenzflusses, eine Zeitlang festgehalten, wodurch den armen Menschen auf einige Stunden Ruhe entstand. Dann sieht man sie am Ufer um ihren großen Kessel tanzen, worin ein unsägliches Gebräu, ihr unerforschliches Mittagsessen brodelte. In wilden Sprüngen, mit ausgelassenem Lachen ließen sie ihre Kittel schlottern und zappelten sie einher, in bachantische Lust versetzt durch die arbeitlose Stunde, die Wärme des Feuers, die Dämpfe des Kessels und vor allem durch das Gezwitscher einer Kindergeige oder einer kleinen Flöte, die ein Ueberglücklicher auf dem verlockenden Markt des kleinen Städtchens nach langem innern Kampfe für wenig Pfennige erstanden hat.

Diesem Tumult schaut der Grenzlithauer vom Waldessaume lächelnd zu und ahnt nicht, daß es seine Stammverwandten sind, deren wilde Sprünge er verachtet.

Correspondenzen.

Die Friedenshoffnungen. — Die Nachricht von der unbedingten Annahme der östreichischen Vorschläge durch Rußland flog als überraschende Neuigkeit durch die

vergangene Woche. Nach der großen Freude ist eine Reaction der Stimmungen eingetreten, der ernste Wille Rußlands, Frieden zu schließen, wird bezweifelt und die Bedeutung der unbedingten Annahme herabgesetzt.

Zwar ist es noch weit bis zum Abschluß der Friedensverträge, aber was Rußland angenommen hat, sind doch die Grundbedingungen des Friedens, durch die Alliirten formulirt und durch Oestreich, (mit kleinen Abweichungen im Text) den Russen vorgelegt.

Was aber Rußland durch die Annahme der Propositionen bewilligt hat, ist doch nicht wenig und die größte Einbuße, die dieser Staat seit Peter dem Großen erfahren, denn es ist: Zunächst vollständige Aufhebung des russischen Protectorats über die Donaufürstenthümer. Die Moldau und Walachei sollen unter oberster Souveränetät der Pforte eine Organisation erhalten, welche nicht nur ihre innere Selbstständigkeit sichert, sondern auch ihre Militärkraft zu einem defensiven System (natürlich gegen Rußland) verstärkt. — Rußland tritt einen nicht unbedeutenden Grenzstrich an die Fürstenthümer und an die Souveränetät der Pforte ab. Die Freiheit der Donau und ihrer Mündungen wird durch europäische Institutionen gesichert. Jede der contrahirenden Mächte wird das Recht haben, ein oder zwei leichte Kriegsschiffe an den Mündungen des Stromes aufzustellen, welche die Ausführung der auf die Donau bezüglichen Reglements sichern sollen. Das schwarze Meer wird neutralisirt. Seinen Gewässern sind Kriegsschiffe untersagt. An seinen Küsten dürfen Seekriegsarsenale weder errichtet, noch erhalten werden. Rußland und die Türkei verpflichten sich gegenseitig daselbst nur eine Zahl leichter Schiffe von einer bestimmten Stärke für den Küstendienst zu halten. Die religiösen und politischen Rechte der türkischen Rajah sollen durch Verhandlungen zwischen der westlichen Partei und der hohen Pforte geregelt werden, bevor Rußland bei Abschluß des Friedens eingeladen wird, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. — Zum Schluß behalten sich die Westmächte vor, im europäischen Interesse noch andere Bedingungen zu stellen.

Mit welchen Erwartungen man auch den großen Ereignissen des letzten Krieges zusah, nach dem gegenwärtigen Stand der kriegerischen Operationen war ein größeres Resultat für die Alliirten nicht zu erwarten.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß zu der Zeit, in welcher die Friedensbedingungen angenommen sind, das lebhafte Gefühl von der Nothwendigkeit des Friedens für Rußland vorhanden war und ebenso gewiß ist, daß die Westmächte aus verschiedenen Gründen ein ehrenvolles Arrangement der orientalischen Angelegenheiten wünschen. Beide Theile freilich in der Ueberzeugung, daß der Friede nur so lange dauern wird, bis Rußland seinen Schienenweg nach dem schwarzen Meere gebaut hat, und bis Preußen und Deutschland in der Lage sein werden, ihre bisherige Politik zu verlassen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Stilleben eines deutschen Studenten zu Montpellier um 1555.

Wenn dies Mal der treuherzige Bericht eines lustigen deutschen Studenten Verhältnisse des südlichen Frankreichs schildert, so soll auch diese Darstellung dazu helfen, die Verhältnisse der deutschen Heimath verständlicher zu machen. Denn die Entwicklung der deutschen Universitäten, ihre Verfassung, Privilegien, viele ihrer Bräuche, ja auch die meisten Seltsamkeiten im Treiben der studirenden Jugend sind nicht in Deutschland selbst erfunden worden, sondern aus Italien und Frankreich eingebürgert, die hohe Bedeutung der Universitäten in Deutschland und die seltsamsten Erscheinungen ihres Lebens fallen erst in den Ausgang des Mittelalters, während die Universitäten Italiens und die von Frankreich schon weit in das Mittelalter zurück einen mächtigen Einfluß auf die humanistische Bildung ausübten.

Wie das akademische Leben in frühern Jahrhunderten sich von dem gegenwärtigen unterschied, sollen dieser wie spätere Berichte von Zeitgenossen zeigen. Es wird dabei Gelegenheit sein, über die abweichende Organisation der mittelalterlichen Universitäten das Nöthigste anzuführen. Hier nur einiges über Montpellier im 15. und 16. Jahrhundert, einen der berühmtesten Sitze für die Heilwissenschaft, wie für die Jurisprudenz. Der älteste Theil der hohen Schule zu Montpellier scheint eine Universität der Mediciner gewesen zu sein, die älteste Urkunde derselben ist aus dem Jahre 1180, schon damals blühte sie. Nicht lange darauf wird die Rechtsschule erwähnt. Beide bildeten längere Zeit besondere Institute; zu dem juristischen gehörten sowol die Artisten, als die Theologen, beide waren dem Rector der Juristenfacultät unterworfen. Im Besitze der vollen akademischen Bürgerrechte waren bei dieser Facultät nur die Scholaren, die Doctoren, d. h. die Lehrenden hatten nur beschränkte Rechte, obgleich sie an den Verpflichtungen der Scholaren Theil nahmen. Aus den Scholaren wurde jährlich der Rector gewählt, er durfte kein Doctor, mußte aber 25 Jahre alt und in den Wissenschaften gebildet sein. Dem Range nach ging er vor allen Doctoren und stand noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts so in Ansehn, daß ihm, wenn er auf der Straße erschien, alle Scholaren seiner Universität ihrer eidlichen Verpflichtung nach als Gefolge nachziehen mußten. Wenn der Rector daher als ein junger Herr von munterm Wesen den Trieb

hatte, auch bei unwesentlichen Veranlassungen auf der Straße zu erscheinen, so störte er dadurch den Besuch der Vorlesungen gewaltig. Ihm zur Seite stand ein Rath von 12 Consiliariis, die der Mehrzahl nach ebenfalls aus den Scholaren gewählt wurden. Dieser Rath wählte den Rector und Räthe des nächsten Jahres. Die Aufsicht über die juristische Universität führten drei Conservatoren, von denen der erste der Erzbischof von Narbonne war. Die medicinische Universität dagegen hatte zum Haupt einen vom Bischof und drei Professoren auf Lebenszeit gewählten Kanzler und zwei Conservatoren, den Bischof und Stadtgouverneur. Bei ihr wurden aber jährlich vier Baccalaureen gewählt, welche den Scholaren bei ihren Studien behilflich sein und den Professoren die zweckmäßigsten Lehrbücher vorschlagen sollten. Diese Einrichtungen des 13. und 14. Jahrhunderts bestanden in der Hauptsache auch noch im 16. Die Zahl der Nationen, in welche die Scholaren zerfielen, hatte sich vermehrt, die deutsche bildete kein geringes Bestandtheil der medicinischen Universität und die Studenten, wie die Scholaren im 16. Jahrh. bereits genannt wurden, hielten noch eifrig in Corporationen zusammen und wußten ihre Rechte auch gegen die Docenten energisch geltend zu machen. Doch war schon um das Jahr 1550 das Uebergewicht der Lehrer über die in einem ewigen Wechsel begriffene Demokratie der Hörer in der Stille entschieden, wenn auch nicht überall durch Gesetze festgestellt und vieles, was im Mittelalter mit frommem Ernst und größter Feierlichkeit behandelt worden war, z. B. die Promotionen zum Magister, Baccalaureus und Doctor, war schon damals, so weit es den Act selbst angeht, eine Förmlichkeit geworden.

Der deutsche Student, welcher hier als Erzähler eingeführt wird, ist Felix Plater, der Sohn des Mannes, dessen Selbstbiographie in d. Bl. bereits öfter erwähnt wurde. Auch Felix hat sein Leben beschrieben, das Folgende ist nach der Ausgabe von Fechter (Basel 1840) in unser Deutsch übertragen.

Felix Plater war ein lustiger Gesell, von zarter Empfindung, großem Fleiß und guten musikalischen und gelehrten Anlagen. Er nahm das Leben leichter, als sein Vater und hatte in seiner Kinderzeit trotz der beschränkten Verhältnisse des väterlichen Hauses doch schon das Glück gehabt, in Basel viele gute Leute zu finden und eine Anzahl bildender Eindrücke zu bekommen. Er hatte tüchtig Latein gelernt, schlug mit Eifer die Laute und sang und war in der Stille in ein hübsches Mädchen, seine künftige Frau, verliebt, als er unter den Segenswünschen seiner Eltern im Geleit eines erfahrenen Mannes die unsichere und schwierige Reise nach Montpellier machte, dort Medicin zu studiren. Von hier an soll er selbst die Erzählung fortsetzen.

1555.

Von der Höhe, auf welcher ein Kreuz stand, sah ich die Stadt Montpellier und das hohe Meer zum ersten Mal. Bald kamen wir zur Brücke bei

dem Wirthshause Kastelnau, darnach beim Hochgericht vorbei auf die Felder vor der Stadt, wo etliche Viertel von Menschen, die gerichtet waren, an Oelbäumen hingen, welches mich seltsam dünkte. Wir ritten so im Namen Gottes zu Montpellier bei guter Tageszeit ein, war ein Sonntag. Ich betete im Einreiten und befahl mich Gott, er wolle mir seine Gnade mittheilen, daß ich nach Vollendung meiner Studien gesund wieder heraus in meine Heimath zu den Meinen kommen möge.

Auf der Gasse begegneten uns viele stattliche Bürger von Adel und andere, die vermummt in weißen Hemden herumzogen mit Saitenspiel und Fahnen, hatten silberne Schaalen, mit Zuckererbsen nnd allerlei Confect gefüllt, in Händen, klopften daran mit silbernen Löffeln und gaben den stattlichen Jungfrauen, die auf der Gasse standen, daraus mit den Löffeln. Diese Kurzweil erheiterte mich etwas. Mein Reisegefährte zeigte mir des Apotheckers Herrn Lorenz Catalans*) Haus, so auf dem Platze stand an der Ecke, und ritt von mir in sein Haus. Als ich vor die Apothecke kam, stand der Herr Lorenz und seine Frau vor der Apothecke und sahen dem Spiel zu vor dem Laden, der verschlossen war, weil es Sonntag. Er verwunderte sich, daß ich zu Rosse still hielt, besonders da ich abstieg; ich redete lateinisch mit ihm und gab ihm die Briefe von meinem Vater — er seufzte, ließ mein Pferdlein in seines Schwagers, eines Marranen**) Stall führen und alsbald kam Johann Odratsheim, ein Straßburger, der in der Apothecke servirte, zu mir, empfing mich und führte mich hinauf ins Haus.

Alsbald vernahm ich von Herrn Catalan, daß Jacobus Meyer von Straßburg, der zum Tausch für seinen Sohn bei ihm gewohnt***), wenig Tage, bevor ich gekommen, bei ihm gestorben war, worüber er sehr trauerte, weil er besorgte, daß sein Sohn, der bei dem Vater des seligen Meyer von Straßburg war, jetzt schlecht gehalten werden möchte, und vielleicht müßte er den Tisch für ihn bezahlen. Da faßte ich denn gleich die Hoffnung, den Herrn dahin zu bereden, daß er den Sohn an meiner Statt zu meinem Vater nach Basel schickte und ich so einen Tausch bekäme.

Ich fand zu Montpellier etliche Deutsche und fing mich bald an einzugewöhnen. Es war noch gar lange hübsches Wetter (seit Ende October) und man machte erst die Oliven ab, wozu man die Bauern braucht, die sie mit

---

*) des Cataloniers.

**) Ein Moriske, getaufter Maur, aus Spanien geflüchtet, im Spanischen marrano, verbannt, excommunicirt aber auch: das Schwein.

***) Ein sehr alter Brauch, der auch in dem östlichen Deutschland bestanden und sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Familien aus verschiedenen Landschaften, welche befreundet waren oder in Geschäftsverbindung standen, tauschten ihre Söhne für einige Jahre miteinander aus, um diesen mit den geringsten Kosten Gelegenheit zu geben, Sprache und Kenntnisse des Nachbarlandes zu erwerben. Zwischen Deutschen und Slaven hieß das „auf Wechsel sein“.

langen Stangen abschlagen. Deren standen früh gar viel auf dem Platz vor der Apothecke und machten einen großen Lärm. Als ich das hörte, aufstand und zum Laden herauslugte, vermeinte ich, es wären Kriegsleute mit Spießen, und erschrack, bald aber empfing ich durch meinen Stubengenossen Bericht, daß es Arbeiter waren. Es war in diesem Monat December nicht so kalt wie bei uns, kein Eis noch Schnee. Man wärmt sich allein bei dem Feuer, das auf der gewöhnlichen Herdstätte brennt, oder die Studenten zünden Rosmarin an, der giebt eine mächtige Flamme und riecht gut. Rosmarin sah ich auf dem Felde stehen in großer Menge, so gemein, daß man solchen mit Eseln hineinführt, sich Winterzeit im Kamin zu wärmen — die Gemächer hält man zu, verschließt die Fenster, die nur Laden sind und größtentheils statt des Glases Papier haben —.

Ich fing sogleich an Lectionen zu hören und nahm den D. Saporta pro patre (zum Vater) an, da gebräuchlich ist, daß jeder Studiosus einen solchen nimmt, den er in besondern Fällen um Rath fragen kann. Ich rüstete mich ernstlich zum Studiren in der Medicin, hörte am Morgen zwei, manchmal drei, nachmittag eben so viele Lectionen. Meines Vaters ernstliches Schreiben und Mahnen vermochte viel bei mir, so daß ich emsig studirte, welches meinem alten Herrn Catalan gar wohl gefiel. Er redete allezeit Latein mit mir auf seine Weise, schlecht; und wenn ich ihm etwas lateinischer antwortete, verwunderte er sich darüber. Sonderlich aber, wenn wir nach dem Nachtessen am Herde uns wärmten, gab mir der alte Catalonier, mein Herr, eine alte lateinische Bibel, worin kein neues Testament war, darin las ich ihm und legte ihm zu Zeiten etliche Sprüche aus. Besonders da ich ihm im Propheten Baruch las, wie er gegen die Bilder und Götzen schreibt, gefiel es ihm wohl. Denn da er ein Marran war, hielt er, wie die Juden, nicht viel auf die Bilder, durfte aber nicht öffentlich dagegen reden und sagte oft: ergo nostri sacerdotes? d. i. Warum also haben sie (die Bilder) unsere Priester? Da sagte ich ihm, daß sie Unrecht thäten und daß wir es in unserer Religion nit litten, brachte viele Sprüche zum Beweise, daß es von Gott verboten war. Das gefiel dem Catalonier sehr wohl. Er sagte, wie ich bei meiner Jugend solches hätte begreifen können und so weit mit dem Studiren kommen, denn er meinte, ich wäre über die Maßen gelehrt.

In meines Herrn Haus lebte man gar gering, auf spanisch, und wie die Marranen, welche die Speisen, so die Juden meiden, auch nicht zu essen pflegen. Am Fleischtage zu Mittag ißt man eine Suppe, darauf nauraux oder Kraut gekocht mit Hammelfleisch, selten mit Ochsen, ist gut. Es ist wenig Brühe dabei, man ißt es mit den Händen, Jeder aus seiner Schüssel. Darauf das gesottene Fleisch. Item Wein vollauf, der ganz roth ist, er wird nur gewässert getrunken, welches Wasser einem die Magd bringt. Es kann sich einer viel oder

wenig Wasser ausschütten, alsdann läßt man den Wein darüber gießen. Was einer nicht austrinkt, schüttet die Magd aus, denn der Wein dauert nicht über ein Jahr, wird bald zu Essig.

Mein Herr veränderte seine Apotheke. Ich mußte in sein anderes Haus, das groß und zierlich war. Da hatte ich einen Saal inne; hernach machte ich mir ein Studiol von Dielen oben in der Kammer, das zierte ich inwendig mit Bildern und gab mir mein Herr einen vergoldeten Sessel herein, wie er mich denn ganz wohl hielt, so daß wer herein kam, sich verwunderte, daß es so schön war. Es war eine hübsche Altane hoch oben an der Schneckentreppe, von wo ich die Stadt übersah, auch bis zum Meer, das ich zu Zeiten dort brausen hörte. Da studirte ich oft und zog indische Feige, von welcher meinem Herrn ein Blatt aus Spanien zugekommen war. Ich saß auch oft unter dem Laden und schlug die Laute, wo mir die gegenüber in Herrn Georgi Haus zuhörten, sonderlich seine Schwester, die Demoiselle Martha.

Im Anfang des neuen Jahres fing sogleich allerlei Kurzweil an, sonderlich zu Nacht mit dem Hofiren mit Instrumenten vor den Häusern, mit den Cimbalen, Trommlein und Pfeifen dazu, was einer allein verrichtet; darnach mit den Schalmeien, die sehr gewöhnlich sind, item mit den Violen und mit Cithern, die damals erst aufkamen; item mit den Tänzen, die man in vornehmen Bürgerhäusern hält, wohin die Demoisellen geführt werden, und tanzt man nach dem Nachtessen bei Nachtlichtern Branle, Gaillarde, La Volte, La Tire-Chaine; das währt fast bis gegen Morgen und dauert dies Balliren bis zum letzten Tage der Fastnacht. Am Dreikönigstage hielten wir das Königreich unter uns Deutschen im Collegium, wo uns der alte Pedell kochte und war Andreas von Kroatien König. — Zwei Tage darauf hielt man's im Haus des D. Rondeletius. Von da geleiteten die Deutschen einen heim mit den Nachtlichtern. An die kam der Kapitän mit der Schaarwache, nahm Etlichen ihre Wehr und Dolche und war ein großer Lärm vor meines Herrn Apotheke. Da wollte Stephan Contzen seinen Dolch dem Kapitän nit geben. Da kam mein Herr Catalan, der begehrte, er sollte ihn ihm geben. Das geschah und ward so Ruhe. Am Morgen verklagten sie den Kapitän vor dem Baillif, man hätte wider der Deutschen Freiheit gehandelt; dem Kapitän wurde darüber ein Filz und uns ward verheißen, es solle nicht mehr geschehen. In unsers Kalenders Herrenfastnacht waren allerlei Tänze, hier und da in der Stadt mit allerlei Saitenspiel und Mummerei auf allerlei Manier, das währte auch den Montag wie auch den Dienstag, den man Mardi gras, den feisten Dienstag nennt. An diesem Tage zogen junge Bürger umher, hatten am Hals Säcke hangen voller Pomeranzen, die gar wohlfeil sind, da man das Dutzend um zwei Denar kauft. Item trugen sie Körbe statt Schilden. Als sie auf den Platz kamen bei Notre dame, unserer Frauen, warfen sie einander mit Pome-

ranzen, daß der ganze Platz voll zerbrochener Pomeranzen lag. Im Fastnachtsdienstag vor der Aschermittwoch zogen die Juristen Doctores in Gemeinschaft herum in einer Mummerei.

Eines Tages ward ich gebeten von unserm Nachbar einem Edelmann einer Demoiselle zu hofiren, was man Haubade*) nennt, da kamen wir um Mitternacht und schlug man zuerst die Trommeln, um die Nachbarn in der Gasse aufzuwecken, darauf die Trompeten, auf diese die Hautbois (Schalmeien), darnach Querpfeiffen, auf diese die Violen, zuletzt drei Lauten; es währte wol dritthalb Stunden. Darnach führte man uns ins Pastetenhaus, wo wir köstlich in Eile tractirt wurden, und Muskat und Hippokras tranken und so die ganze Nacht verging.

Mein Vater schickte mir zwei schöne Felle, grün gefärbt, daraus machte ich ein Kleid mit grüner Seide durchzogen. Da prangte ich mit und verwunderten sich die Gentilhommes, wenn ichs bei den Tänzen an hatte, denn damals waren auch noch keine ledernen Hosen bei uns im Brauch. Ich habe auch mit meinem hinkenden Schuhmacher, den wir Vulkanus nannten, abgemacht, er solle mir das ganze Jahr alle Sonntag ein neues Paar Schuhe bringen und ich soll für das ganze Jahr ihm nur drei Franken zahlen.

Einst kamen zwei baseler Guardiknechte wohlgeputzt mit ihren zerhauenen Kleidern, Wehren und Hellebarden aus des Königs von Navarra Garde, wollten heimziehen. Wir zogen mit ihnen in der Stadt herum, und hielten sie als Gäste. Sie waren früher zu Basel der Studenten Feind gewesen und hatten sich des Nachts zuweilen mit ihnen geschlagen. Da ihnen aber so viel Gutes von Studenten geschah, versprachen sie, wenn sie heimkämen, nimmermehr gegen die Studenten zu sein, sondern alle Zeit zu ihnen zu halten. Wir gaben ihnen das Geleit bis an die Brücke Kastelnau, dort letzte man sich mit einem Trunk und zum Wahrzeichen, daß sie forthin nicht mehr wider die Studenten sein wollten, taufte man sie mit einem Glase Wein, das über dem Kopf hinabgeschüttet wurde.

Ich hatte allezeit einen Trieb in mir, alles was einen Medico von nöthen, zu wissen. — Solcher Trieb machte, daß ich neben stetigem Studiren und Lection hören mich auch sehr übte, auf die Präparation von allerlei Arzeneien in der Apothecke aufzumerken, worin mein Herr sehr thätig war. Das ist mir später sehr wohl bekommen. Und außer Einsammlung vieler Kräuter, die ich in Papier zierlich einlegte, begehrte ich sehr mich sonderlich in der Anatomie zu üben. Deshalb suchte ich allerlei Gelegenheit, auch wo man ein mal heimlich ein Corpus aufschnitt, dabei zu sein, obgleich mir anfangs solches sehr abscheulich war. Ich begab mich auch aus Begier darin Fortschritte zu machen und

*) Spanisch albada, halbada, Morgenmusik.

Corpora zu bekommen mit andern welschen Studiosen zuweilen in Gefahr. Dabei half uns Dr. Gallotus, der eine Frau hatte, gebürtig von Montpellier, ziemlich reich. Er pflegte in seinem Hause oft zu verrichten, wozu er mich und etliche Andere berief, ließ uns todte Körper, die erst am Tage begraben waren, heimlich mit bewaffneter Hand vor der Stadt auf den Kirchhöfen bei den Klöstern ausgraben und dann in die Stadt in sein Haus tragen und daselbst anatomiren. Wir hatten etliche angestellt, die aufmerken mußten, wo und wann Leute begraben wurden, um uns dann zur Nacht heimlich dorthin zu verfügen. So ward ich zuerst aufgefordert am eilften Dezember 1554. Da führte uns Gallotus schon bei früher Nacht vor die Stadt in das Augustiner Kloster. Dort war ein verwegener Mönch der sich verkleidete und uns dabei half. Wir nahmen heimlich im Kloster einen Schlaftrunk, der währte bis Mitternacht, darnach zogen wir in aller Stille mit unsern Wehren vor das Kloster St. Denys auf den Kirchhof. Mykonius trug sein bloßes Schwert, die Welschen Rapiere. Da scharrten wir ein Corpus heraus, nur mit den Händen, da der Boden noch locker war. Als wir auf das Corpus kamen, legten wir ein Seil daran, und zerrten es mit Gewalt heraus, schlugen unsre Flausröcke darum und trugen es auf zwei Knitteln bis an das Stadtthor; das war um drei Uhr in der Nacht. Da thaten wir die Corpora bei Seite und klopften am kleinen Thürlein, durch welches man ein und heraus läßt. Es kam ein alter Pförtner im Hemde hervor und that uns das Thürlein auf. Wir baten ihn er möchte uns einen Trunk geben, wir stürben vor Durst. Während er den Wein holte, zogen ihrer drei die Corpora hinein und trugen sie auf den Schultern in des Gallotus Haus, das nicht fern vom Thore war. So wurde der Thorwächter nichts gewahr. Hernach haben die Mönche zu St. Denys den Kirchhof bewachen müssen, und wenn Studenten kamen, haben sie mit Flitzbogen aus dem Kloster geschossen.

Oft hielt man im Theater Anatomie, es präsidirte ein Professor und anatomirte ein Scheerer. Es kamen außer den Studenten viele andere Herrn und Bürger zum Zuschauen, wie auch Demoisellen, ob das Corpus gleich eine Mannsperson war; auch gehn viele Mönche herein. Ich schrieb viel Künste ab, die mir die Doctores vertrauten. Auch aus den Schriften des Falko, die mein Herr in einer Kammer verschlossen hielt, worein ich, solche abzuschreiben, nicht ohne Gefahr mit einer Leiter stieg. So schrieben wir einst die ganze Nacht ein Büchlein de componendis medicamentis ab — wie auch sonderlich ein Recept Haare wachsen zu machen, weil wir noch Flaum um den Mund hatten und uns gern mit dem Bart ein Ansehn gegeben hätten; bestrichen uns oft zur Nacht um den Mund und beschmutzten die Kissen und ließen uns manchmal den Mund mit den Scheermesser schaben, was zuletzt auch half.

Am dritten März 1555 ward zum Doctor der Medizin promovirt Guilelmus

Eduardus und promovirte ihn D. Saporta, in der Kirche mit großer Sollenität und Orgel. Er dankte in fünf oder sechserlei Sprachen, worunter auch die deutsche, obgleich er sonst nicht deutsch reden konnte. Man führte ihn zierlich herum mit einem seidenen Busch auf dem viereckigen Baret, mit Schalmeien, und man trug in dieser Prozession Fenchelstengel mit verzuckerten Bildern, hielt darnach eine stattliche Collation mit viel Confect, das man austheilt, mehr als einen Centner, item mit köstlichem Hippokras, und zuletzt tanzte man.

Um die Zeit erhob sich ein Rumor unter den Studenten wider die Professores, weil sie so wenig läsen. Die Studenten sammelten sich zusammen, zogen mit bewaffneter Hand vor die Collegien und wo sie Studiosos fanden, die Lection hörten, forderten sie die heraus. So hieß Hochstetter auch mich aus der Lection des Saporta, den ich nicht gern erzürnte, heraus kommen und ließ nicht nach, bis ich kam und mit einer großen Zahl anderer Studenten von allerlei Nationen fortzog auf das Parlamenthaus. Dort hatten wir einen Procurator, der in unserm Namen gegen die Doctores ihres Unfleißes halber klagte und begehrte, daß man nach altem Brauch uns wieder zwei Procuratores aus den Studenten anstellen lassen sollte, die Gewalt hätten den Professoren ihre Stipendia vorzuenthalten, im Fall sie nicht läsen; worauf die Doctores sich durch einen andern Procurator verantworten. Doch wurden zwei Procuratoren bestellt und so die Unruhe gestillt.

Am 16. October 1553 hatte man den Guillaume d'Alençon von Montauban, der ein Priester gewesen und sich zur Religion bekehrt, von Genf kam und Bücher mit sich gebracht hatte, und die längste Zeit in Gefangenschaft gehalten worden war, degradirt. Man legte ihm priesterliche Kleider an, und führte ihn auf eine Brücke.*) Dort saß der Weihbischof, der machte viel Ceremonien, las Latein, zog ihm das Meßgewand aus, legte ihm weltliche Kleider an, schabte ihm die Platte auf dem Kopf und zwei Finger und übergab ihn darnach der weltlichen Obrigkeit, die nahm ihn alsdann und legte ihn wieder gefangen.

Am 16. Jenner des folgenden Jahres hat man ihn zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn am Nachmittag und trug ihn einer auf der Achsel vor das Thor neben ein Kloster, wo die Richtstätte und ein Haufen Holz aufgerichtet war und gingen ihm zwei Gefangene nach, ein Tuchscheerer im Hemde

---

*) Brücke, schweiz. Brüge, heißt im sechzehnten Jahrhundert die hölzerne Tribüne, welche bei feierlichen Gelegenheiten, Turnieren, Schauspielen u. s. w. aufgerichtet wird, in der Regel mit zwei Treppenzugängen auf den schmalen Seiten. Sie ist ein stehender Bestandtheil sowol der shakspearischen Bühne, als der deutschen von Hans Sachs und Ayrer. Bei dramatischen Darstellungen repräsentirte sie bald den Himmel, bald die Höhe einer Mauer, bei Turnieren den Ehrenplatz, auf welchem die Kampfrichter oder die Frauen saßen. Ihre Brüstung auf der dem Publicum zugekehrten Langseite, heißt beim deutschen Theater die „Zinne".

hatte ein Bündel Stroh auf den Rücken gebunden und daneben ein ehrbarer wohlgekleideter Mann, welche aus Verzagtheit gewillt waren, öffentlich den wahren Glauben zu widerrufen. Der d'Alençon hat auf dem ganzen Weg Psalmen gesungen. Als er zum Scheiterhaufen kam, setzte er sich darauf, zog seine Kleider selbst ab, bis auf das Hemde, legte sie sauber zusammen an eine Stelle, als wollte er sie wieder brauchen und redete ernstlich mit den andern, die abfallen wollten, so daß dem im Hemde Schweißtropfen wie Erbsen groß von dem Angesicht herabflossen. Und als er durch die Canonici, die auf Rossen und Maulthieren um ihn hielten, gemahnt wurde aufzuhören, sprang er fröhlich auf den Scheiterhaufen und setzte sich in einen Stuhl, der mitten in dem Haufen aufgerichtet war. Durch diesen war ein Loch gebohrt und ein Seil durchgezogen, vorn daran ein Strick. Den legte ihm der Nachrichter um den Hals, band ihm beide Arme fest, legte die Bücher, die er von Genf gebracht, darauf und zündete den Scheiterhaufen von allen Seiten an. Der Märtyrer saß geduldig die Augen gen Himmel geheftet. Sobald das Feuer die Bücher erreichte, zog der Nachrichter das Seil und würgte ihn so, bis er sein Haupt sinken ließ, worauf er sich nicht weiter rührte und so zu Asche verbrannt wurde. Unterdeß mußten die beiden dabei stehn und zusehn und wurde ihnen ziemlich warm. Nach solchem führte man die beiden in die Stadt auf das Rathhaus. Daneben war gleich an der Kirche zu unserer Frauen eine Brücke aufgerichtet und ein Marienbild darauf, vor dem sie widerrufen sollten. Man wartete lange, zuletzt brachte man nur einen, denn der Tuchscheerer wollte nicht widerrufen und begehrte, man sollte ihn nur tödten und keine Gnade beweisen, weil er gewankt habe. Darum legte man ihn wieder ein. Den andern aber, der eine vornehme Person schien, stellte man auf die Brücke, er mußte vor dem Marienbilde knien, hatte eine brennende Kerze in der Hand. Dem las ein Notarius etwas vor, worauf er antworten mußte. So ward ihm das Leben geschenkt, aber er wurde darnach auf die Galeren geschmiedet.

Am Dienstag hernach führte man den Tuchscheerer vor, erwürgte und verbrannte ihn wie den ersten, wobei er gar standhaft war und große Reue zeigte, daß er den Willen gehabt abzufallen. Es regnete den Tag, daß das Feuer nicht brennen wollte und weil der Märtyrer nicht recht erwürgt war und große Noth litt, brachten die Mönche aus dem Kloster daneben Stroh hervor. Das nahm der Henker und holte Terebinthen in der Apothecke meines Herrn, das Feuer brennen zu machen. Als ich den Knechten, die es gaben, dies verwies, sagten sie, ich sollte schweigen, es möchte mir auch so gehn, weil ich auch Lutheraner sei. Bei dieser Märtyrer Leiden trug sich das Wunder zu, daß es an dem Tage, an welchem man den ersten verbrannte, gleich hernach stark donnerte. Die Pfaffen sagten spöttisch, der verbrannte Ketzerrauch brächte das zu Wege. Bald darauf kam ein Commissarius von Toulouse

und zog in der Stadt mit dem Baillif herum, nach Lutheranern, (so nannte man damals die reformirten Christen und war der Name calvinisch und Hugenotten noch nicht in Brauch) zu suchen, und rief man mit der Trompete aus, wer solche wüßte, solle sie bei schwerer Strafe anzeigen. Man hatte auch viel Bibeln und andre geistliche Bücher, die von den unsern gedruckt und bei einem Buchführer gefunden worden, öffentlich auf der Gasse verbrannt.

Den 28. Mai 1556 ward ich Baccalaureus in der Medicin, durch D. Saporta im collegio regio promovirt. Es disputirten nur die doctores medici der hohen Schule gegen mich und währte der Aktus von 6 Uhr früh bis 9. Darnach zog man mir ein rothes Kleid an, darin dankte ich durch ein Carmen, worin ich auch der Deutschen gedachte: im Anfange hielt ich eine lange Rede, die ich auswendig recitirte, zahlte hernach elf Franken und drei Sous und gab man mir Brief und Siegel. Die Deutschen wünschten mir Glück und ich habe ihnen zu Dank ein Banket gehalten. —

Im Frühling entschloß ich mich heimzukehren, ich kaufte ein Roß von meinem Nachbar und verkaufte meine gute Laute, die mir sehr leid that und gab meinen Gesellen in einem Wirthshause ein Gastmahl, letzte mich mit ihnen. Ich nahm Abschied von meinen Doctoren und andern guten Freunden, auch von etlichen Demoisellen. Zuletzt nahm ich Abschied von meinem Herrn Catalan, der weinte, daß ihm die Thränen herabliefen, auch von seiner Frau und allem Hausgesind. Die Deutschen, die mich geleiten wollten, kamen vor die Apotheke, wo ich aufsaß und in ziemlicher Compagnie und Reiterei ritt ich zur Stadt hinaus im Namen Gottes mit bekümmertem Herzen, denn der Abschied aus dieser geliebten Stadt, wo ich so lange gewohnt, that mir weh. Es fing mir warlich an bange zu werden, ich dachte an die Gefahr und Weite der bevorstehenden Reise und daß ich Montpellier nie mehr sehn würde, ging mir zu Herzen, daß auch mir die Augen über gingen."

So weit Felix, er gelangte glücklich in seine Heimath Basel zurück, wurde dort Doctor, heirathete seine Geliebte und wurde ein angesehener Arzt, Stadtarzt, Professor der Universität, ein tüchtiger Mann und glücklicher Gatte, der im Jahre 1614 starb. Wenn die meisten Einzelheiten, welche er aus seinem akademischen Leben anführt, auch das deutsche Universitätsleben erklären helfen, so ist doch manches Südfranzösische in dem Treiben der Stadt selbst unverkennbar. Das farbige leichte Leben mit Putz, Tanz und Saitenspiel und dazwischen der wilde Fanatismus religiöser Intoleranz, grelles Licht und schwarzer Schatten nebeneinander.

Charakteristik der alten deutschen Reichsarmee.

Es hat sich in die Heldenthaten des großen Preußenkönigs und den Schrecken, den die Franzosen über Deutschland brachten, im Angedenken des Volks eine tragi-komische Figur verwebt: die deutsche Reichsarmee. Sie hat ihren Rang in der Geschichte verdient, als ein getreues Bild des seiner Auflösung nahenden, zersplitterten, altersschwachen deutschen Reiches. — Ueber diese Heeresmacht, welche deutsche Duodezfürstenthümer und Kleinstädterei zu Deutschlands Schutze ins Feld stellten, finden sich originelle Mittheilungen aus einer Zeit: „da man kaum noch an dem doppelten Adler vor den Posthäusern und am Trauergeläute beim Hinscheiden eines Kaisers bemerkte, daß man im sogenannten römischen Reiche wäre," d. h. aus dem Letzttheil des vergangenen Jahrhunderts. Wir unternahmen es, die unter patriotischen, aber längst veralteten Betrachtungen des ungenannten Zeitgenossen zerstreuten Schilderungen zu einer militärischen Skizze zu ordnen.

„Nichts kann einem braven Deutschen kränkender sein," so lauten die ersten Ausrufungen, „als wenn er sehen und sich beweisen lassen muß, daß die Armee, welche den Namen der deutschen Armee oder der Reichsarmee führt, grade unter allen Heeren in Europa das untauglichste Heer ist. Im spanischen Successionskriege hat dieses Corps auch gefochten, aber man weiß wol wie? und im siebenjährigen Kriege haben die Reichstruppen ihre Sache so hübsch betrieben, daß man ihnen nach der Schlacht bei Roßbach den schimpflichen Namen der Reißausarmee gab, den sie leider noch in Preußen und in andern Ländern führen. Oft bin ich recht im Ernst auf Herrn Gleim böse gewesen, der in seinen Grenadierliedern die Herrn Schwaben, Mainzer, Pfälzer, Paderbörner und andere gar jämmerlich an den Pranger gestellt hat. Aber leider, sie hattens gar wohl verdient und der Abzug der Reichstruppen nach der roßbacher Schlägerei ist fast noch lächerlicher, als die Ausreißereien im Armengeckenkriege zu den Zeiten Karls VII. von Frankreich. Ein Offizier vom schwäbischen Corps sagte mir noch neulich: „er unterstehe sich, mit zwei kaiserlichen oder preußischen Bataillons und etwa mit einer einzigen Batterie von sechs Sechspfündern und zwei Haubitzen den ganzen schwäbischen Kragen, — so nennen die Schwaben selbst ihre Heldenschaft — vom Rhein bis nach Ulm zu jagen, ohne daß sich jemand umgucken würde. Ebendies gilt von den fränkischen, rheinischen, westphälischen und den übrigen Contingenten des Reichs." In diesem Tone fährt der Ungenannte fort zu klagen, es würde in der ganzen Welt ein Schimpf sein, deutscher Soldat

zu heißen, wenn nicht die braven Kaiserlichen, Preußen, Sachsen, Hessen und Hannoveraner die Ehre dieses Namens zu wahren wüßten. „Wenn ich also von der deutschen Reichsarmee rede,“ setzt er erläuternd hinzu „so verstehe ich darunter das Kreisvolk der Deutschen d. i. jene von hundertundneunzig Ständen und Ständchen des h. römischen Reichs zusammengerafften und zusammengekneteten Haufen gerüsteter und als Soldaten gekleideter Menschenkinder des schwäbischen, fränkischen, beider rheinischen, des westphälischen und andrer Kreise“ — zu deren Organisation wir nun übergehen.

Die Friedensbereitschaft dieser Reichstruppen war betrübend und lächerlich. Es waren immer nur sehr wenige Soldaten, welche die Stände und Ständchen in Friedenszeiten unterhielten, damit doch jemand an den Stadtthoren, vor den Schlössern, Zimmern, Gärten u. s. w. Schildwach stände oder säße. So hatte z. B. der Graf von Grehweiler 14, der Graf von Grumbach 12, der Fürst von Leiningen 22, der Graf von Würtemberg 8, der Fürst von Kyeburg 16, die Reichsstadt Worms 34 Mann in Friedenszeiten. Ein Feldwebel oder gar nur ein Corporal war für gewöhnlich der Commandant des ganzen militärischen Corps, alle Frühjahr zur sogenannten Exercirzeit rückte es in den fürstlichen Garten oder auf eine Wiese aus, um einige Handgriffe zu üben und blinde Schüsse abzufeuern, dann ruhten die Waffen wieder. Lehrmeister und Soldaten waren in ihrem Exercitium gleich unwissend, der Gebrauch des Stockes, damals in allen Armeen als ein unentbehrliches Zucht- und Bildungsmittel gehalten, unbekannt, weil die geprügelten Helden gleich vom Exercirplatz aus davongelaufen sein würden.

Etliche Stände hatten mehre Truppen, einzelne ganze Regimenter. Dahin gehörten vorzüglich die Kurfürsten von Pfalzbaiern, Mainz, Trier und Köln u. a. Doch waren auch diese Truppen keineswegs in gutem Stand oder von soldatischem Geiste erfüllt. Die Offizierstellen vom General bis zum Fähndrich wurden aus Gnade und Gunst vergeben, auch wol um baares Geld verkauft und auf militärisches Verdienst, auf Kenntnisse und Pünktlichkeit im Dienst gar wenig geachtet, denn man lebte in träger Unwissenheit. —

Die Mißachtung, in welcher diese Friedenshelden standen, war ebenso kläglich, als ihre Anzahl gering. „In den Reichsstädten und anderwärts“ sagt unser Gewährsmann, „wird der Soldat grade so viel geachtet, als ein Scheerenschleifer oder ein Schornsteinfeger. Sitzt er in einem Wirthshause, so muß er aufstehen und weggehen, sobald ein andrer hereinkommt und seinen Platz einnehmen will. Ueberdies gibt es in den Reichsstädten gewisse Wirthshäuser, wo Soldaten nur hin dürfen, selbst Offizieren gestattet man es nicht, gewisse öffentliche Gesellschaften zu besuchen, wohin doch jeder Kaufmann, jeder Bürger, ja jeder Ladendiener und jeder privilegirte Bartkratzer hingehen darf.

In großen Handelsstädten ist die Verachtung des Militärstandes noch

auffallender und abscheulicher. Z. E. zu Frankfurt am Main muß die Schildwache zurücktreten, wenn der Fleischer ein Kalb zum Thore hereinführt, damit das Thier nicht scheu werde und thut er es nicht, so prügelt ihn der Herr Fleischer vom Posten weg. Das ist Thatsache. Auch zu Frankfurt nennt man einen Lieutenaut zum Spott einen Herrn Leutig und das geht so weit, daß ein etwas angesehener frankfurter Patricier es sehr übel nehmen, ja vielleicht gar einen Injurienproceß darüber anfangen würde, wenn ihm der Magistrat eine Offizierstelle bei den Stadtsoldaten antrüge.

Und so ist es auch bei den Soldaten der Reichsfürsten, wenigstens der meisten. In Mainz z. B. ist nichts verachteter, als die Uniform: in keine Gesellschaft kommt der Offizier, er müßte denn vom mainzer Adel sein; denn in diesem Fall sieht man nicht auf die Uniform, die er ohnehin außer dem Dienst nicht trägt, sondern auf seine Herkunft: der Soldat aber muß vollends ganz isolirt für sich blos mit seinen Kameraden umgehen. In die Wirthshäuser, wo Soldaten hingehen, deren doch nur wenige sind — denn im Kranich z. B. oder in sonst einem angesehenen Gasthofe erhält kein Soldat einen Schoppen Wein — kommt kein Bürger, ja nicht einmal ein Schuhknecht oder Schneiderjunge, um sich nicht zu blamiren.

„Wie kann es auch anders sein! Die mainzer Soldaten stehn auf ihren Posten und schneiden Pflöckchen oder Pinnägel für die Schuster. In Gmünd — das habe ich selbst von einem Offizier — präsentirt der Soldat vor jedem gutgekleideten Mann, ja gar vor Frauenzimmern von Stande das Gewehr; hälts dann mit der einen Hand und reicht mit der andern den Hut hin für eine Gabe. Verachtung aber und Gewohnheit an niederträchtige Behandlung unterdrückt und erstickt alles Gefühl für Ehre und Schande u. s. w." —

Solche Cadres, wo sie überhaupt existirten, gaben den Stamm ab für den Fall, daß die Reichsgesetze forderten, es müsse eine Armee ins Feld gestellt werden, wozu alle und jede Stände des Reichs etwas an Mannschaft und Feldzeug, das sogenannte ständische Contingent, beizutragen hatten. — Der Reichsbeschluß schrieb den einzelnen Kreisen die zu stellende Truppenmacht vor, die Kreistage, wie zu Nürnberg, Ulm u. s. w. repartirten weiter auf die Stände und daß diese ihren Verpflichtungen nachkämen, hatten die sogenannten kreisausschreibenden Fürsten mit Güte und Gewalt und nöthigenfalls mit Execution zu überwachen. Diese Fürsten waren selbstredend die mächtigsten ihrer Kreise; so der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Constanz im Schwäbischen, der König von Preußen und der Bischof von Bamberg und Würzburg im Fränkischen, der Kurfürst von Pfalzbaiern und der Erzbischof von Salzburg im baierischen Kreise u. s. w. Sie waren den kleinern Ständen verhaßt: in seinem Selbstgefühl als Reichsstand empfing auch das kleinste Reichsstädtchen, ein Nonnenkloster, ein unbedeutender

Standesherr die gebieterische Aufforderung mit Widerwillen und vollzog sie endlich aus Furcht. — Werbung war das üblichste Mittel der Contingentsgestaltung, um so mehr, als die wenigen Mannschaften eine allgemeine Aushebung nicht erforderten; vielfach wurde auch gelost und dann kaufte der Reiche sich los und brachte irgendeinen armen Teufel, Deserteur, Landläufer, Zigeuner als seinen Stellvertreter auf, es genügte, wenn der Stand nur überhaupt so und so viel Mann stellte. Einige Stände, unter andern die Stadt Ulm, halfen sich durch Oeffnen der Zuchthäuser noch bequemer aus der Recrutenverlegenheit, andere, namentlich die Fürsten, bedienten sich der Gewalt; so wurde in Würtemberg, Baden, Constanz, Würzburg, Münster, Trier nicht gelost, sondern die Söhne der Unterthanen eingefangen und in die Uniform gesteckt. Desertirte einer, so zog der Fürst sein Erbtheil ein. So bildeten Proletarier, Landstreicher und Ausgestoßene der Gesellschaft die große Masse der Reichsarmee. — Die kleinen Contingente, jedes für sich nach Geschmack und Mitteln ausgerüstet, stießen truppweise (oft über 20) zu buntscheckigen Regimentern zusammen und die Art und Weise, wie man die Offizierstellen besetzte, konnte dieser Mannschaft würdig befunden werden. Sie waren, wo nicht ein Stand gleich eine ganze Compagnie oder gar ein Regiment stellte, einzeln, zu zweien, wie es kam, auf die Stände vertheilt. So stellte z. B. zu einer combinirten Compagnie die Reichsstadt Gmünd den Hauptmann, Rottweil den ersten, Rottenmünster den zweiten Lieutenant und Gengenbach den Fähndrich; der Magistrat zu Gmünd und Rottweil, die Aebtissin zu Rottenmünster und der Prälat von Gengenbach wählten diese Offiziere nach Gunst und Gutachten. Hatte der Stand zwei Stellen, so war es lediglich seine Sache, wen er über den andern setzte. Geld und Gut, Adel und jene verborgene, aber mächtige Triebfeder: die Weibergunst waren die gewöhnlichsten Wege zur Erreichung einer Stelle, Gastwirthssöhne und Schulzenneffen deren gewöhnliche Candidaten. Auch in der formirten Compagnie konnte doch nur der Stand seine Stelle wieder besetzen, niemand konnte aus seinem Stande heraus avanciren, daher waren unbärtige Hauptleute und eisgraue Fähndriche nebeneinander keine seltene Erscheinung. Die hohen Offiziere allein wurden von den kreisausschreibenden Fürsten bestimmt. —

Die Unteroffiziere wurden von den Reichsständen ebenso angestellt, wie die Offiziere. Wer dem Stande gefiel, einen guten Freund bei dem hochlöblichen Magistrate oder den Beichtvater des Nonnenklosters für sich hatte, ward Feldwebel, Fourier oder Corporal. Auch Subjecte, welche der Stadt zur Last fielen, wie Trunkenbolde und relegirte Studenten waren durch solche Anstellungen mit guter Art auf Seite zu schaffen. —

Nach langer Mühe, vielen Drohungen, Ermahnungen und Weitläufigkeiten waren denn endlich von den Ständen die Contingente gestellt worden und

es traten die Regimenter zusammen. Welcher Anblick! In derselben Front standen durcheinander Soldaten mit blauen Röcken und Soldaten mit weißen Röcken, mit rothem und weißem Unterfutter, gelben und weißen Knöpfen und allen Farben des Regenbogens an Rabatten und Krägen. Darin ließ sich nichts ändern, denn die Stände waren eigensinnig und auf Neubeschaffungen oder nur Austausch nicht gut zu sprechen; überdies war einmal eine leidliche Egalität mit Mühe erzielt, so brachte die nächste andere Vertheilung der ständischen Contingente von neuem alles in Verwirrung. „Es fehlt nun," sagte der badische Oberst von Sandberg beim Anblick seines Regiments, „zur vollkommenen Caricatur nichts weiter, als noch einige Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger — pfui Teufel!" Und da ritt er hin und ärgerte sich über den Anblick seiner abderitischen Mannschaft.

Diese Buntscheckigkeit beleidigte das soldatische Auge und war aller Welt Gespött; doch mußte die Unmöglichkeit eines gleichförmigen Waffengebrauchs, einer egalen Form der Uebungen noch ernstlicher zu beklagen sein. Sowol bei Infanterie als Cavalerie gaben die Stände ganz verschiedene Gewehre mit, die einen nach östreichischer, die andern nach preußischer Art, noch andere von ganz uraltem Schlage. Dieser hatte eine lange, jener eine kurze Flinte; hier mußte beim Laden Pulver aufgeschüttet, dort der Stock umgekehrt werden, denn kein Stand exercirte wie der andre. Wenn nun jedermann einsieht, daß nur die streng gleiche Form jedes Einzelnen beim Exerciren, welche zunächst auf gleicher Bewaffnung beruhen muß, den Offizier in den Stand setzt, auch den kleinsten Fehler zu bemerken und zu rügen, so kann man sich einen Begriff machen von dem Exerciren bei der Reichsarmee. „Die Recruten müssen zwar exerciren," sagt unser Berichterstatter, „aber man überläßt das ganze Exercitium einem größtentheils selbst ungeschickten Corporal. Der Hauptmann und die übrigen Offiziere geben sich nicht damit ab und wenn also der Recrut dem Corporal nur Schnaps, Wein und Weißbrot bezahlt, so sieht ihm dieser überall durch die Finger und der Recrut lernt immer — nichts! — Die Kleidung ist noch so erträglich gut, aber der Anzug der Soldaten sieht spectaculös aus. Schmuzig und malpropre sind sie im Dienst und außer Dienst; und wie ihre Kleidungsstücke, so ist ihre Armatur auch: die Gewehre sitzen fingerdick voll Rost und die Säbelgefäße voll Grünspan. Daher ist es auch begreiflich, was noch neulich ein Offizier vom Reichscorps zu mir sagte, daß, wenn eine Bataille geliefert werden sollte und die Reichstruppen nicht schon vorher zum Teufel liefen, gewiß keine zehn Gewehre bei einer Compagnie losbrennen würden. Das ist doch wahrlich ein großes Elend! Aber vielleicht hat man für die Verbesserung dieses Fehlers nicht gesorgt, weil man voraussetzte, daß es niemals zum Schießen kommen werde."

Am kläglichsten unter allen Waffen war die Reichsartillerie bestellt,

die Zahl der Geschütze unzureichend; jeder Stand hatte anderes Caliber als der andere. Kugeln, welche in den ulmer Dreipfünder paßten, waren für den stuttgarter Dreipfünder nicht zu gebrauchen. Dazu waren die meisten Röhre ausgeschossen, die Lafetten morsch und untauglich. In ganz Schwaben war nicht so viel Munition vorhanden, um nur eine Festung aus drei Batterien einen einzigen Tag über zu beschießen. — Die Reichsartilleristen waren ebenso erbärmlich, als ihr Geschütz und Munition; in Friedenszeit hielt man keine Kanoniere und bei entstehendem Kriege lernte der Soldat Hals über Kopf seine Kanone laden und abfeuern und damit war die ganze Ausbildung geschehen. Reitende Artillerie kannte man nicht. —

Die Unterhaltung der Reichstruppen verblieb den Ständen; jeder Stand, Fürst, Graf, Reichsstadt, Kloster trug seinem Offizier- oder Corporal die Fürsorge für das ständische Contingent auf. Gehörte z. B. eine Compagnie zu sechserlei Herrn, so besorgte die Verpflegung des ersten der Hauptmann, die des zweiten der Oberlieutenant, die des dritten der Fähndrich, des vierten der Unterlieutenant, des fünften ein Feldwebel, des sechsten der Fourier. Dieser Einrichtung gemäß war derjenige Vorgesetzte, von welchem der Soldat seine Bedürfnisse empfing, ihm der nächste und wichtigste und nur bei den Leuten seines Standes konnte der Hauptmann das höchste Ansehn genießen. Dazu kam, daß die Provisionen der Stände untereinander wieder sehr verschieden waren; einer gab seinem Soldaten mehre Gulden monatlich, der andere kaum einen, dieser lieferte lederne, jener tuchene Beinkleider. Von einem Herrn bekam der Soldat gute Hemden, Strümpfe und Schuhe, ein anderer ließ den seinen barfuß laufen. Der Hauptmann hatte wenig Sorge um seine Compagnie: wer klagte, ward an den Vertreter seines Standes gewiesen; verkürzte ihn dieser, so mochte er sehen, wo er Recht bekam. — Hader und Gehässigkeit wucherten üppig unter der ungleich gehaltenen Mannschaft. —

Wenn wir nach dieser Betrachtung der organischen Bildung auf den Geist der Reichsarmee eingehen wollen, so müssen wir denselben zunächst bei ihren allmaligen Trägern, den Offizieren suchen. —

Die Reichsarmee, aus all den kleinen Ständen und Ständchen zusammengesetzt, von denen einer den andern haßte mit philiströser Entfremdung und religiöser Unduldsamkeit, schlimmer als den Feind, der Hesse den Baier, der Frankfurter den Schwaben und der Mainzer den Frankfurter, diese elende Armee hatte kein Vaterland, kein gemeinsames Kampfziel, welches sie hätte zu Soldaten machen können. Konnte sich da der Offizier begeistert fühlen? Er war ja auch selbst kein Soldat, denn er diente nicht aus Neigung und Beruf, nur des Aemtchens wegen führte er den Degen, von dem den meisten nichts an der Wiege gesungen war. Einigkeit untereinander, militärisches Streben war unmöglich, denn mit der Stelle konnte sich der Ehrgeiz begraben

lassen. Widerstrebend und lässig fügte sich der ewige Lieutenant der schwachen Gewalt seines Hauptmanns, den er an militärischer Tüchtigkeit vielleicht übersah oder dessen Persönlichkeit er verachten mußte. Bei einer Compagnie gab ein Lieutenant einigen Soldaten Geld, damit sie zum Verdruß des Hauptmanns bei der Besichtigung vorschießen möchten. Es geschah. Der Hauptmann commandirte richtig, aber die bestochenen Bengel schossen vor, das ganze Regiment kam ins Plackern und der Hauptmann hatte die schwersten Unannehmlichkeiten. Selbstgefühl für sein Regiment hatte der Offizier nicht, denn nach beendigtem Feldzuge kehrte er vielleicht auf immer zu seiner Schloßwache zurück, seinen Obersten haßte er als einen unbequemen Zuchtmeister, wie sein Stand den Fürsten haßte, der jenen eingesetzt, was konnten selbst einzelne tüchtige Commandeure ausrichten gegen die allgemeine träge Gleichgiltigkeit? Bequemer Genuß der Aemter trat an Stelle von Ehrgeiz und Pflichttreue, weite Gewissen erhöhten die Einkünfte und Lebensannehmlichkeiten. Halbe Compagnien standen nur auf dem Papier und dabei wurde Kleidung, Geld und Brot von den Ständen ruhig fortgezahlt.

Für ein Contingentsregiment hätte man drei in Oestreich oder Preußen halten können. „Oft" heißt es, „geht diese Prellerei sogar ins Schmuzige und das ist doch gar nicht hübsch! Ich weiß, daß z. B. die Feldkessel beinahe jedes Jahr von den Ständen bezahlt werden und das in solcher Menge, daß sie für die Truppen, wenn sie ganz vollzählig wären, vollkommen zureichten. Aber ich habe gesehen, beim schwäbischen Corps und anderwärts, daß nicht einmal so viele Feldkessel da waren, als nur für die wenige im Lager stehende Mannschaft erfordert wurden. Zwei, drei Zelte müssen in einem Kessel zusammen kochen und die, welche noch da waren, waren alte, verdorbene Gefäße. Feldflaschen sind beinahe gar nicht da; Beile, Hacken, Spaten und Aexte fehlen gänzlich, und die Zelte, die doch oft genug neu bezahlt werden, sind zerrissen und vermodert. Lagerstroh wird genug verrechnet auf dem Papier, aber die Soldaten liegen fast auf der bloßen Erde. Das und noch viel mehr geht doch ohne Widerrede ins Schmuzige. Aber es muß ja doch alles etwas beitragen, die erbärmliche Gestalt der hochlöblichen Reichsarmee noch erbärmlicher darzustellen." —

Die Tugenden, welche den Offizierstand zieren, stimmen den Soldaten ganz von selbst zu Gehorsam und Achtung; oben kein Werth — unten Zuchtlosigkeit. Fehlt der freudige Gehorsam dem Offizier, so ist keine Subordination in allen Schichten. — Damit stand es traurig bei der Reichsarmee. Nirgend wurde so viel befohlen und so wenig gethan. Excesse, welche in jeder andern Armee das Standrecht geahndet hätte, gingen straflos durch; die Proben, welche in Lagern und auf Märschen Wetter und Mangel der Mannszucht auflegen, wurden schmachvoll bestanden. Saufen und Spielen, Marodiren und

Stehlen, damit haben diese Truppen wenigstens ihren eignen Landsleuten Schrecken eingejagt, da sie dem Feinde wenig furchtbar waren. — In einem großen Troß hatten Liederlichkeit und alle Excesse ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Ein Beispiel.

„Das Obercommando zu Kork befahl den vorigen Sommer (1795), daß die Offiziere ihre Weiber, Töchter, Mamsellen und sonstigen unnöthigen Hausrath fortschicken sollten, um den Preis der Lebensmittel durch sie nicht zu erhöhen und nicht unnöthigen Wirrwarr in den Cantonnirungsquartieren und im Lager anzurichten. Aber — waren Weiber und Töchter und Mamsellen noch nicht da, so mußten sie nun herbei, blos um dem General, Herrn von St. zu beweisen, daß er hierüber, wie sich der Herr Lieutenant*** gar höflich ausdrückte, den Offizieren keinen D— zu befehlen hätte. —

Wenn die preußische Armee ins Feld zieht, so bleiben die Offizierweiber hübsch zu Hause, und erlauben sich kaum, ihre Männer auf eine kurze Zeit im Winterquartier, wenn dieses nicht gar zu weit entfernt ist, zu besuchen und dabei thun dieses nur sehr wenige. Aber bei den Kreistruppen, besonders bei den Schwaben, Franken und Pfälzern ist das anders: da geht die Frau Hauptmännin, Frau Lieutenantin, Frau Fähndrichin, die Frau Feldwaibelin und aller Troß gleich mit und liegt da herum, wo die Männer liegen. Man merke hier, daß es bei den Kreistruppen weit mehr verheirathete Offiziers gibt, als bei den Preußen oder Oestreichern, und denke sich nun das Geschleppe! — Daß die Töchter und das andere Gefolge von Mamsellen, Kammermädchen u. dgl. nicht zu Hause bleiben, versteht sich von selbst. Herr von St. kam bald nachher ins Lager bei Marlen. Gleich rotteten sich wenigstens dreißig von den campirenden Frauenzimmern zusammen und empfingen den Herrn General so artig, daß er seinen Aerger verbeißen und zufrieden sein mußte, daß ihn die Madonnen nicht noch obendrein für die Verwegenheit hänselten, ihnen den Aufenthalt im Lager verbieten zu wollen. Aber was dem einen recht ist, dachten sie, ist dem andern billig: Herr von St. hatte ja auch seinen ganzen Hofstaat bei sich."

Wie sich die Reichsarmee schon im siebenjährigen Kriege eine ruhmwürdige Stelle im Tempel des Humors erworben hatte, so sorgte sie auch in den Rheincampagnen für Unsterblichkeit. In diesen bildete sie nicht wie zu jenen Zeiten eine eigne Armee für sich, sondern war in getheilten Corps den anderen Armeen zugetheilt. Hätten ellenlange Titel auf den Feind wirken können, so wären ohne Zweifel bedeutende Thaten geschehen, denn ein Reichs-General-Feldmarschall-Lieutenant, ein schwäbischer Kreis-General-Feldzeugmeister commandirten unter dem kaiserlichen und preußischen Oberfeldherr. Und nun diese Eifersüchtelei! Animosität spannte die Führer, Geringschätzung und hämischer Spott auf der einen, boshafter Haß und Schadenfreude auf der andern, trennte

die Armeen. Der Oestreicher, welcher sich gar viel darauf einbildete, nach seiner Meinung dem größten Herrn der Welt zu dienen, der Preuße, noch zehrend von dem Ruhme seines großen Friedrich — hielten so einen frankfurter, mainzer, pfälzer Kriegshelden nicht einmal für einen Kameraden, und die Noth mußte schon recht drücken, ehe er mit so einem trank oder gar Brüderschaft machte. — Die Eingenommenheit der Reichsgenerale gegen die Oberbefehlshaber ihrer stolzen Verbündeten ward Ursache, daß die von diesen gegebenen Befehle häufig nicht nur nicht befolgt, sondern sogar conträre Manöver und vieles Unheil gestiftet wurde, von welchem die Kriegsgeschichte gar manches zu erzählen weiß. Am höchsten aber stieg die allgemeine Erbitterung gegen die Reichstruppen, als die in Mannheim stehenden Pfälzer diese wichtige Festung den Franzosen ohne Ermächtigung des kaiserlichen Obercommandos übergaben. Die Oestreicher verwünschten laut ihre schofelen Verbündeten und diese neckten die Oestreicher mit ihren kurzen Röckeln und elendem Commisbrot. Aus der Neckerei wurde schmachvolle Schadenfreude. Lauter Jubel erscholl bei den Reichstruppen, so oft das Gerücht oder die Zeitung von irgendeiner Niederlage, vorzüglich unter den Oestreichern, etwas erwähnte und als Preußen mit Frankreich Frieden machte, gönnten sie es den Halters, daß diese nun die Franzosen allein auf dem Halse hätten und freuten sich darauf, daß diese ihnen die Flügel beschneiden würden. „Ein Unteroffizier brachte die Nachricht von der Uebergabe der Festung Luxemburg ins schwäbische Lager bei Altenheim, wo er sie einigen Offizieren beim Stabsmarketender mittheilte. Diese Nachricht, rief ein Offizier, ist Gold werth! Aha, ihr Herrn Halters, haben euch die Franzosen dran gekriegt? Allons, dem Corporal eine Bouteille vom besten für die gute Nachricht! Ein allgemeiner Jubel verbreitete sich sofort durchs ganze Lager: jeder rief dem andern zu: weißt du schon, daß die kaiserlichen Kostbeutel Luxemburg eingebüßt haben? Ach, das ist brav, erwiderte der andere: das haben die Kerls an uns verdient! Wenns nur Gottes Wille wäre, daß ihnen die Franzosen das Fell noch recht tüchtig ausgerbten."

So weit war es mit Deutschland gekommen! Es war Zeit, daß ein Sturm über das Land fuhr und auch diese Reichsarmee verwehte. Die Kriegsgeschichte und das Andenken des Volkes haben über sie gerichtet! —

Die Stärke der großen Heere Europas im Vergleich zu dem östreichischen.

Wie anmuthig auch die Friedensnachrichten in das Ohr des lange erschreckten Publicums klingen, noch schwebt so viel Pulverrauch in der politi-

schen Luft, daß die Tagesliteratur nicht vermeiden kann, von den Gewalten des Krieges zu sprechen. Und so möge man hier eine statistische Zusammenstellung der militärischen Kraft der europäischen Großmächte gerechtfertigt finden, welche vielleicht auch solchen, denen die einzelnen Zahlen ermüdend sind, interessante Resultate geben wird. Sie sind angereiht an eine Aufzählung der Heerkraft Oestreichs, als des Staates, der in den letzten fünf Jahren in seiner Militärorganisation die größte Veränderung erfahren hat.

Wenn es einen Theil der europäischen Staatsverwaltung gibt, dem die letzten Jahrzehnte zu gut gekommen sind, so ist es das Heerwesen. Seit den Freiheitskriegen war das Heer die Lieblingsbeschäftigung der meisten Regenten. In Frankreich haben die Bourbons wie die Orleans unaufhörlich daran gebessert und ihm in Algier eine großartige Schule gegeben, in Preußen, welches vorzugsweise für einen Militärstaat galt, geschah in dem langen Frieden wenigstens vieles. Oestreich begann seine Reform am spätesten, aber nach furchtbaren Erfahrungen mit der größten Energie. Am weitesten zurück blieb England troß dem vortrefflichen Material, am wenigsten glücklich in seinen großartigen Bildungen war Rußland. Aber die drei großen Armeen in der Mitte Europas, die von Frankreich, Oestreich, Preußen, haben wie im Wetteifer einen so hohen Grad von Tüchtigkeit gewonnen, daß es dem Militär, der jede einzelne näher kennen gelernt hat, sehr schwer wird, einer von ihnen vor den andern den Preis zu ertheilen. Denn so wichtig die Besonderheiten sind, welche durch die natürliche Anlage der Völker, durch Tradition, einzelne Erfindungen und originelle Institutionen in diesen drei Herren fortdauern, so werden sie doch wieder bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen durch die gemeinsame Fortbildung der Kriegswissenschaft und das viele Gute, das ein Heer vor dem andern angenommen hat. Zunächst zwar hat das französische und in geringerem Grade das östreichische Heer vor dem preußischen die Kriegserfahrung selbst voraus; nicht nur einen Kern im Feuer erprobter Kämpfer, sondern auch in der Ausbildung der Truppen und den Hilfseinrichtungen, z. B. Ambulancendienst, Intendanz und Fuhrwesen eine mehr praktische Einrichtung. Ja wenn man die drei Armeen im Großen am Tage einer allgemeinen Kriegserklärung nach ihrer Feldtüchtigkeit schätzen müßte, so wäre kein Zweifel, daß die Franzosen die erste Stelle, die Oestreicher die zweite und die Preußen erst die dritte einnehmen würden; aber auch dieser Umstand wird vielleicht dadurch aufgewogen, daß die beiden ersten Armeen bei mehrjährigen großen Campagnen weniger Aussicht haben, ihr Heer in so kriegerischer Tüchtigkeit zu erhalten, als Preußen und zwar wieder Oestreich weniger als Frankreich; während Preußen bei seiner Heerverfassung die ganze Kraft der Nation für militärische Zwecke am vollständigsten und großartigsten in allmälige Activität zu setzen vermag. Unübertroffen, und der Ruhm der französischen Armee ist die Be-

hendigkeit und Anstelligkeit ihrer leichten Infanterie und wieder einzig die nationale Tüchtigkeit der östreichischen Cavalerie; in Preußen dagegen sind für beide Truppengattungen die natürlichen Bedingungen nicht in gleicher Weise günstig; dort muß die Zucht und Bildung der Soldaten das Beste thun. Dafür ist diese auch seit der Zeit des großen Kurfürsten sorgfältiger, als bei irgendeinem andern Heer und das preußische Offiziercorps, vom Bataillonsführer herab, ist in dieser Beziehung musterhaft. Ohne großen Schaden entbehrt man in Preußen die alten ausgewetterten Unteroffiziere, welche bei Franzosen und Oestreichern mit Recht so viel gelten, denn in Preußen ist der Offizier selbst der Vormund und Rathgeber jedes einzelnen seiner Leute und die Fürsorge eines Compagnie- oder Schwadronenchefs erstreckt sich bei diesem Heer auf jede Kleinigkeit des Soldatenlebens, auf Schuhsohlen, auf den Inhalt der Feldflasche, wie auf die Lieder und Scherzreden der Mannschaft. Die Sorgfalt für den einzelnen Soldaten ist in Preußen freilich wieder aus einem andern Grunde sehr nöthig, weil dieser Staat der kleinste unter den dreien und seine natürlichen Hilfsquellen für einen langen Krieg nicht die ausgiebigsten sind. Während so das französische Heer seine beste Kraft aus der kecken kriegerischen Anlage einer elastischen Volksnatur schöpft, und das große östreichische Heer die Wucht eines reichen, in seinen Theilen sehr mannigfaltigen Besitzthums darstellt, ist die Tüchtigkeit der preußischen Armee vorzugsweise ein Product der Intelligenz und eines opfermuthigen Patriotismus der Bürger.

Zunächst das Heer, welches bestimmt ist, Habsburgs Doppeladler*) zu schützen. Keine Armee Europas hatte in den Jahren 48—50 so blutige und schwere Kämpfe durchzufechten, keine ist so gekräftigt aus dieser schweren Zeit hervorgegangen. Verbesserungen, deren Einführung vor zehn Jahren in Oestreich nicht im Bereich der kühnsten Hoffnungen gelegen hätte, sind jetzt vollendete Thatsachen. So hat das Kaiserreich noch zu keiner Zeit seit seinem Bestehen ein Heer gehabt, welches sowol an numerischer Stärke, wie Kriegstüchtigkeit aller Waffengattungen sich mit dem jetzt unter seiner Fahne stehenden messen könnte.

Der Hauptheil jedes Heeres, auf dem am Ende die letzte Entscheidung des Krieges beruht, ist seit Erfindung des Schießpulvers die Infanterie. Man hat in Oestreich auch jetzt der Verbesserung der Infanterie die vollste Aufmerksamkeit gewidmet. Sie besteht aus drei Hauptabtheilungen, die sich gegenseitig ergänzen und vereint ein treffliches Ganze bilden, der Linieninfanterie, der Grenzinfanterie und den Jägern.

Die Linieninfanterie ist allein seit 1850 durch drei neue vollstän-

*) Wir haben hier absichtlich die volle Kriegsstärke angegeben, zu welcher der Stamm vorhanden ist, und die innerhalb 3 Wochen wieder unter den Fahnen stehen kann. Durch die jetzt eingetretenen Beurlaubungen ist das Heer um 150—200,000 Mann schwächer geworden.

dige Regimenter bedeutend vermehrt worden. Sie stand früher in dem Rufe einer gewissen Schwerfälligkeit und Langsamkeit. Das Exercirreglement hatte schädliche Weitschweifigkeiten und Förmlichkeiten und ein k. k. Infanterieregiment war in allen seinen Bewegungen ungleich unbehilflicher, wie ein französisches oder preußisches. Auch auf das Tirailliren der Leute ward nicht viel gegeben, und es gab Stimmen, welche dasselbe für die Linieninfanterie überhaupt verwarfen. Gegenwärtig manövrirt die k. k. Linieninfanterie ebenso sicher nud rasch, wie die französische und preußische. Ebenso ist auch die Uniformirung durch durchgängige Einführung der Waffenröcke sehr verbessert worden, und auch die Waffen derselben sind überall in gutem Zustande.

Was man noch als einen Nachtheil der östreichischen Infanterie ansehen kann, ist die verhältnißmäßig sehr geringe Zahl der Offiziere. Ueberhaupt hat keine europäische Armee im Vergleich zu der Zahl der Mannschaft so wenige Offiziere. So hat ein k. k. Infanterieregiment bei voller Kriegsstärke von nahe an 6000 Mann, nur 7 Stabsoffiziere, eine Compagnie von 216 Mann nur 4 Subalternoffiziere, in Frankreich dagegen ein Infanterieregiment von 3351 Mann 6 Stabsoffiziere, eine Compagnie von 115 Soldaten 3 Subalternoffiziere, also fast die doppelte Zahl von Offizieren. In Preußen ein Infanterieregiment von 3006 Mann 5 Stabsoffiziere, eine Compagnie von 250 Mann 5 Offiziere. In England ein Regiment, das kaum 1000 Mann stark ist, 3—4 Stabsoffiziere, eine Compagnie von ungefähr 90 Soldaten 3 Subalternoffiziere. In Rußland sollen dem Etat nach sein bei einem Bataillon von 1000 Soldaten 18 Offiziere. In Baiern hat ein Infanterieregiment von 3000 Soldaten 4 Stabsoffiziere, und eine Compagnie von 196 Mann 4 Subalternoffiziere; in Würtemberg ein Regiment von 1790 Mann 3 Stabsoffiziere und eine Compagnie von circa 200 Mann 4 Subalternoffiziere; in Sardinien ein Regiment von 1400 Mann 5 Stabsoffiziere, eine Compagnie von 80 Mann 3 Subalternoffiziere.

Die Stärke der k. k. Linieninfanterie soll nach ihrer neuesten Formation bestehen aus: 62 Regimentern; jedes Regiment hat 4 Feld- und 1 Depotbataillon, jedes Feldbataillon 1 Grenadier- und 5 Musketiercompagnien; jedes Depotbataillon 4 Musketiercompagnien. Die Stärke einer Feldcompagnie soll inclusive der Offiziere und Spielleute = 220 Mann, die einer Depotcompagnie, die aber wol stets sehr wechseln wird, 130 Mann sein. Es würde hiernach die k. k. Linieninfanterie mit 248 Feldbataillonen, die zusammen circa 332,000 Mann enthielten, ausrücken und an Depots an 34,000 Mann zurücklassen können.

Die Grenzinfanterie, diese dem k. k. Heere eigenthümliche Truppengattung, ist seit 1850 um drei Regimenter vermindert worden, indem man die 3 Szeklerregimenter in Siebenbürgen, die sich an dem Aufstand von 1848—49

arg betheiligt hatten, auflöste. Augenblicklich zählt das k. k. Heer 14 Grenzregimenter und außerdem das titteler Grenzinfanteriebataillon. Jedes Regiment soll dem Etat nach 12 Feld- und 4 Reservecompagnien haben, welche Zahl aber in Nothfällen bei den meisten Regimentern bedeutend vermehrt werden kann. Darnach würde die Zahl der Grenztruppen an 55,000 Mann betragen, von denen immerhin 20—30,000 Mann zu einem auswärtigen Feldzug verwandt werden können. Vollständig uniformirt, exercirt und ausgerüstet wie die Linieninfanterie und mit tüchtigen Offizieren versehen, hat diese Grenzinfanterie als leichte Truppe bisher in jedem Kriege die wichtigsten Dienste geleistet. Die Leute sind fast durchgehend sehr abgehärtet, dabei von sehr scharfen Sinnen, gewandt und geübt im kleinen Krieg und Patrouillendienst. Was die Kosacken für das k. russische Heer, das sind die Grenzer für die k. k. östreichische Armee. Einige Regimenter, so z. B. die Oguliner, Likkaner, Gradiskaner und Ottochaner, haben sich schon in der Kriegsgeschichte von 1793—1815 einen Namen erworben und auch in dem ungarischen und italienischen Feldzuge die trefflichsten Dienste geleistet.

Die Zahl der Jägerbataillone ist seit 1848 von 12 auf 25 vermehrt worden und wenn man auch die Stärke der früheren Bataillone dabei etwas verminderte, so betrug diese Vermehrung doch an 38 vollständige neue Feldcompagnien, also nahe an 7600 Mann.

Die Armee zählt 25 Bataillone Feldjäger mit 140 Feld- und 15 Depotcompagnien. Jede Feldcompagnie soll auf vollem Kriegsfuß, inclusive der Offiziere, 202 Köpfe betragen, was zusammen 22,200 für den Felddienst und circa 3000 Mann für das Depot ausmachen würde.

Die Feldjäger, die sich mit Ausnahme der Militärgrenze aus allen Provinzen der Monarchie recrutiren, bestehen nur aus zuverlässigen, gewandten und besonders im Schießen geübten Soldaten und können Leute, welche sich für den Jägerdienst nicht eignen, an die Infanterieregimenter, damit sie bei diesen ihre Dienstzeit abdienen, abgegeben werden. Die Uniformirung, hellgrau mit grün, und aufgestutzten Hüten ist einfach, für den Jägerdienst zweckmäßig und dem Auge wohlgefällig; die Bewaffnung, fast durchgehends Kammerbüchsen mit Haubajonetten, vortrefflich. Außer diesen 25 Feldjägerbataillonen besteht noch das tiroler Kaiserjägerregiment mit 28 Feld- und 3 Depotcompagnien, zusammen auf vollem Kriegsfuß in der Stärke von 6890 Mann, ebenso bewaffnet und uniformirt, wie die übrigen Jäger. Die lange Dienstzeit von 8 Jahren erleichtert es ungemein, die Soldaten im sicheren Gebrauch der Büchsen, wie auch im Felddienst auszubilden, daher wir die k. k. östreichischen Jäger unbedingt zu den besten rechnen, die wir in irgend einem europäischen Heere gesehen haben. Auch ihrer Zahl nach sind dieselben am stärksten, da sie auf vollem Feldfuß inclusive der Depots an

32,500 Mann zählen, von denen an 27—28,000 Mann nöthigenfalls für den Felddienst verwendbar sind. Preußen besitzt an 10,000 Jäger in der Garde und Linie und circa 5000 Jäger Landwehr ersten Aufgebots, England ungefähr 3800 Mann Schützen, Rußland 10 Scharfschützenbataillone zu circa 12,000 Mann (die russischen Jägerregimenter unterscheiden sich nur dem Namen und den Aufschlägen nach von den Musketieren). Frankreich 20 Bataillone Chasseurs zu 26,000 Mann (außer dem algierischen Corps). Baiern 6 Jägerbataillone zu circa 6200 Mann; Sardinien 10 Bataillone Bersaglieris zu 4200 Mann.

Aber auch die übrige Linieninfanterie Oestreichs ist jetzt mit so guten Percussionsgewehren bewaffnet, daß man den Soldaten ein richtiges Zielen beibringen kann, wie auch bei jeder Linieninfanteriecompagnie 2 Corporale und 16 Soldaten, zu denen man die besten Schützen heraussucht, mit Kammerbüchsen und einem Haubajonnet, wie die Jäger, bewaffnet sind. Es ist dies eine neue Reform, die man seit 1850 eingeführt hat und die in einem Kriege sich von Nutzen zeigen wird. Von den größern europäischen Armeen hat man, so viel uns bekannt, dies bisher erst in Baiern versucht.

Eine neue Schöpfung in der k. k. Infanterie sind die 6 Sanitätsbataillone, die auf vollem Kriegsfuße 3500 Mann stark sein sollen. Die Soldaten derselben werden in ihrem für das Wohl der Truppen so wichtigen Dienst, sehr geübt und leisten in der Fortschaffung der Verwundeten von den Schlachtfeldern und Verpflegung derselben in den Hospitälern den größten Nutzen. Man stellt möglichst viele Chirurgen, Barbiere, Leute, die schon in derartigen Verrichtungen heimisch sind, ein. In dem französischen Heere sind für den Sanitätsdienst 6 Feldcompagnien zu 1800 Mann und circa 1400 Aerzte und Unterärzte bestimmt; in Baiern 1 Compagnie von circa 200 Mann; in Preußen hat man, so viel uns bekannt, noch keine besonderen Sanitätscompagnien, sondern es werden bei den einzelnen Regimentern besondere Soldaten zu diesem Dienst commandirt; in England, wo bisher alle derartigen Einrichtungen in der größten Unordnung sich befanden, sind jetzt etwa zwei Compagnien errichtet worden.

Ein anderes neues Corps der k. k. Infanterie, das erst seit 1850 errichtet wurde, ist die Stabsinfanterie, die auf vollem Kriegsfuß 1200 Mann zählen soll. Der Zweck derselben ist, im Kriege den Wachtdienst u. s. w. bei den Stäben der einzelnen Truppencorps zu versehen, wodurch man den ungemein wichtigen Vortheil erreicht, die Linieninfanterie nicht zu diesem Gebrauch zu zersplittern und ihre Leute unnütz zu ermüden oder dem eigentlichen Kampfe zu entziehen.

An sonstigen Truppen zählt die k. k. Infanterie nur noch 4 sogenannte Garnisonsbataillone, 2 Grenzcordonsbataillone in der Bukowina und

6 Disciplinarcompagnien, welch letztere auch erst in jüngster Zeit nach französischem Muster errichtet wurden. In Frankreich sind 12 Compagnien von zusammen 15—16,000 Mann.

Eine wichtige neue Schöpfung für die k. k. Armee ist die Gendarmerie, die im Jahre 1850 für den ganzen Staat errichtet wurde, während bisher nur in den italienischen Provinzen ein Gendarmerieregiment bestand. Die Gendarmerie zählt jetzt 12 Regimenter mit ungefähr 20,000 Mann, 17,000 zu Fuß, die übrigen beritten. Alle Gendarmen gehören dem Heere an und werden von Offizieren desselben commandirt, so daß man sie als eine starke Vermehrung der Armee betrachten kann. Es können jetzt immerhin bei einem größern Kriege an 20,000 Mann Truppen weniger im Kaiserreich zurückgelassen werden. Auch ist die Bestimmung getroffen, daß im Nothfall eigne Gendarmerieregimenter mit in das Feld rücken und den Dienst in der Linie gegen den Feind versehen, eine gute Elitetruppe. Frankreich hat 94 Compagnien Gendarmerie = 25,400 Mann, worunter ungefähr die Hälfte beritten ist. Preußen ungefähr 800 Mann, die eine ganz andere Organisation haben.

Die Cavalerie nahm von jeher in der k. k. Armee einen hervorragenden Rang ein. Kein Staat Europas ist durch die eigenthümliche Beschaffenheit mancher seiner Provinzen und die besonderen Anlagen, welche die Bewohner derselben für den Reiterdienst zeigen, so sehr dazu berufen, eine ausgezeichnete Reiterei in das Feld zu stellen. Polen und Ungarn liefern ihm die gewandtesten Ulanen und Husaren. Böhmen, Mähren und Steiermark kräftige, gedrungene Kürassiere. Auch an Pferden verschiedener Gattung ist in dem großen Kaiserreiche nur vorübergehender Mangel und mit Ausnahme der k. russischen wird wol keine europäische Reiterei nicht allein so gut, sondern auch so wohlfeil remontirt, wie die k. k. östreichische. Man hat 1850 die Zahl der Ulanenregimenter von 4 bis auf 12 Regimenter vermehrt, indem man 6 Chevauxlegersregimenter in Ulanen verwandelte und 2 ganz neue Regimenter, ein slavonisches und ein italienisches errichtete; andere neue Einrichtungen, z. B. Anschaffung des Bocksattels statt des früheren deutschen bei der schweren Reiterei u. s. w. berühren Einzelheiten.

Die k. k. Reiterei zerfällt ihrer Hauptunterscheidung nach in schwere und leichte. Die schwere Reiterei zählt erstens 8 Regimenter Kürassiere, das Regiment = 3 Divisionen = 6 Feld- und 1 Depotschwadron; die Sollstärke jeder Feldschwadron ist 6 Offiziere, 14 Unteroffiziere und 175 Mann, zusammen 194 Combattanten mit 180 Pferden. Eine Depotschwadron soll 140 Mann zählen. Ein Kürassierregiment würde hiernach inclusive des Stabes in das Feld rücken können mit 1200 Mann, die 1000 Dienstpferde bei sich führen sollen. Die Kürassiere recrutiren sich nur aus Böhmen, Mähren und Ober-,

Unter- und Inneröstreich und sind mit sehr starken gedrungenen Pferden jener Länder vortrefflich beritten. Die Bewaffnung besteht in geradem Stoßpallasch, 16 Mann per Escadron führen 1 Karabiner und 1 Pistole, die übrigen aber 2 Pistolen. Uniformirt sind die Kürassiere mit weißen Waffenröcken, die verschiedenfarbige Krägen und Aufschläge haben, blauen Pantalons, weißen Mänteln, wie die gesammte Cavalerie trägt, Lederhelm mit blankem Metallbeschlag und einem Brustküraß von schwarz lackirtem Eisenblech.

Will man außer den Depots keine Kürassiere im Lande zurücklassen, so kann die k. k. Reiterei ins Feld rücken mit 48 Schwadronen in einer Sollstärke von circa 9500 Mann. Rußland hat 4 Garde- und 12 Linienkürassierregimenter in einer Sollstärke von 18—19,000 Mann; Preußen 10 Garde- und Linienkürassierregimenter mit 40 Escadrons = 6000 Mann, und 8 schwere Landwehrreiterregimenter = 32 Escadrons zu ungefähr 4800 Mann, zusammen 10,800 Mann. Frankreich hat 12 Regimenter Kürassiere (außer einem Regiment Gardekürassiere, das erst in der Errichtung begriffen ist) zu 72 Feldescadrons in einer Sollstärke von circa 15,200 Mann; England hat außer einiger Garde keine Kürassierregimenter; Baiern 12 Escadrons zu einer Sollstärke von circa 1900 Mann; Hannover 8 Escadrons zu 1200 Mann. Die übrigen deutschen Bundesstaaten haben keine Kürassiere.

Zweitens 8 Regimenter Dragoner, von denen 2 erst seit 1850 bestehen, indem man 1 Chevaurlegersregiment in ein Dragonerregiment umwandelte und 1 Regiment, das 8., neu errichtete. Die Dragonerregimenter sind von gleicher Stärke, Eintheilung und Organisation, wie die Kürassiere und unterscheiden sich von letzteren wesentlich nur dadurch, daß die Leute etwas leichtere Pferde reiten und keine Kürasse tragen. Die Mannschaft derselben besteht größtentheils aus Böhmen, Mährern und Oestreichern. Sie haben ebenfalls eine Sollstärke von 48 Feldschwadronen, die 9500 Mann zählen und außerdem 8 Depotschwadronen. Die Gesammtstärke der k. k. östreichischen schweren Reiterei würde außer den Depots daher circa 19,000 Mann betragen. In England, wo wie in Oestreich die Dragoner theilweise zur schweren Reiterei gezählt werden, sind 13 schwere Regimenter derselben in einer Feldstärke von ungefähr 6000 Reitern; in Rußland, wo ein besonderes Dragonercorps besteht, dessen Mannschaft auch im Fußdienst geübt ist, 10 Regimenter auf dem jetzigen Kriegsfuß in einer Sollstärke von ungefähr 16,000 Mann. In Frankreich, wo die Dragoner zur mittleren oder Linienreiterei zählen, 12 Regimenter zu 72 Feldescadrons in einer Sollstärke von ungefähr 15,000 Mann, mit den Depots. In Preußen, wo die Dragoner gleich den Husaren zur leichten Reiterei zählen, 5 Regimenter Garde- und Liniendragoner = 20 Feldescadrons und 16 Escadrons Landwehrdragoner, zusammen ungefähr 5400 Mann. Von den übrigen deutschen Bundescontin-

genten hat Hannover 8 Escadrons Dragoner = ungefähr 1200 Mann; Mecklenburg-Schwerin 4 Escadrons = 600 Mann; Oldenburg 3 Escadrons = 400 Mann, die Hansestädte 2 Escadrons = 300 Mann. Baden 12 Escadrons zu 2400 Mann.

Die leichte Reiterei der k. k. Armee, durchschnittlich noch mehr wie die schwere durch treffliche Pferderacen und gewandte Leute begünstigt, besteht aus 12 Regimentern Ulanen, 8 Regimenter erst seit dem Jahre 1850 neu errichtet. Sie sind ungefähr zu zwei Drittheilen aus Gallizien recrutirt und größtentheils auch mit leichten und dauerhaften polnischen Pferden beritten. In der gewandten Führung ihrer Lanzen übertreffen sie die gleichartige Cavalerie jedes andern Heeres. Uniformirt sind dieselben mit grünen Kutkas, grünen Reithosen, niederen farbigen Chapkas, weißen Mänteln. Die Uniform ist reich durch große Epauletten und viele Schnüre und Franzen. Die Bewaffnung besteht in Lanzen mit schwarz-gelben Fähnlein, 16 Mann per Escadron führen Kammerkarabiner, die übrigen aber Pistolen. Das Regiment enthält 4 Divisionen, = 8 Feld- und 1 Depotschwadron und kann nach Zurücklassung des Depots mit ungefähr 1800 Mann in das Feld rücken. 12 Regimenter geben also 96 Feldschwadronen in einer Stärke von ungefähr 21,600 Mann. Außerdem 12 Depotschwadronen mit ungefähr 1800 Mann. Es ist dies eine sehr große Zahl. Rußland hat 20 Ulanenregimenter, augenblicklich wol an 28—29,000 Mann stark; Frankreich, wo die Lanciers gleich den Dragonern zur Liniencavalerie gezählt werden, 8 Lanciersregimenter mit 48 Feldescadrons, die wol in einer Sollstärke von ungefähr 9000 Mann ausrücken; Preußen 10 Garde- und Linien- und 8 Regimenter Landwehrulanen ersten Aufgebots, zusammen 72 Feldescadrons in einer Sollstärke von ungefähr 12,400 Mann. Die preußischen Ulanen werden gleich den französischen Lanciers zur Liniencavalerie gerechnet. England hat 4 leichte Ulanenregimenter in einer Feldstärke von ungefähr 2000 Mann. In den deutschen Bundescontingenten führt nur die k. würtembergische Reiterei theilweise Lanzen; sonst ist in Sardinien, Belgien, Spanien, der Türkei ein Theil der leichten Reiterei ebenfalls mit der Lanze bewaffnet; in Rußland haben auch die ersten Glieder der Kürassiere kurze Lanzen.

Ferner 12 Regimenter Husaren, durchgehends in Ungarn und Siebenbürgen recrutirt und auch nur mit kleinen, leichten, aber dauerhaften ungarischen Pferden beritten. Ungarn ist das Land der Husaren, und diese eine ganz vorzügliche leichte Cavalerie. Da ein Theil der früheren Husarenregimenter sich bei der ungarischen Revolution betheiligt hatte, so geschah 1850 eine neue Organisation derselben, wobei auch die Uniform dahin abgeändert wurde, daß 6 Regimenter dunkelblaue Attilas und enge Hosen, 6 andere aber hellblaue Attilas und Hosen erhielten. Die niederen Chakos sind verschiedenfarbig, die

Mäntel weiß. Bewaffnet sind sie mit krummen Säbeln, zur Hälfte mit glatten, zur andern Hälfte mit gezogenen Karabinern, außerdem führt jeder Mann eine Pistole. Die Stärke und Eintheilung der Husaren ist ganz dieselbe wie bei den Ulanenregimentern, 96 Feldschwadronen mit einer Zahl von ungefähr 21,600 Mann und 12 Depotschwadronen mit ungefähr 1800 Mann. Rußland hat 16 Husarenregimenter mit ungefähr 24,000 Mann, die allgemein zu dem schlechtesten Theil der russischen Cavalerie gerechnet werden; England hat 5 Husarenregimenter zu circa 3000 Mann; Preußen 13 Regimenter Garde- und Linienhusaren mit 52 Feldescadrons und 12 Regimenter Landwehrhusaren mit 48 Escadrons, zusammen ungefähr 15,000 Mann; Frankreich 9 Regimenter, das Regiment, außer dem Depot, zu 6 Feldescadrons also 54 Escadrons, die wol in einer Stärke von 10,400 Mann in das Feld marschiren. Von den deutschen Contingenten hat Hannover 8 Schwadronen Husaren von ungefähr 1200 Mann; das Kurfürstenthum Hessen 8 Schwadronen von ungefähr gleicher Stärke; Braunschweig 3 Schwadronen von ungefähr 500 Mann. Die übrigen deutschen Contingente haben keine Husaren, sondern nennen ihre leichte Cavalerie Chevaurlegers wie in Baiern und Hessen-Darmstadt, oder vernünftigerweise nur Reiter, wie in Sachsen und Würtemberg der Fall.

Die Gesammtstärke der k. k. östreichischen leichten Reiterei beträgt hiernach ohne Depots an 43,000 Mann, die schwere Reiterei ungefähr 19,000 Mann; zusammen also an 62,000 Mann vortrefflicher Reiterei ohne die Depots. Bedenklich ist aber auch hier die äußerst geringe Zahl von Offizieren; so hat z. B. ein Husarenregiment von 1800 Mann, außer dem Depot, nur 5 Stabsoffiziere und 31 Subalternoffiziere; während in Preußen ein Regiment von etwas über 600 Mann 2 Stabsoffiziere und 23—24 Subalternoffiziere hat; in Frankreich ein Regiment von circa 1500 Mann 6 Stabsoffiziere und 37 Subalternoffiziere; in England ein Regiment von höchstens 500 Mann 4—5 Stabsoffiziere und an 24 Subalternoffiziere; in Baiern ein Regiment von 950 Mann 4 Stabsoffiziere und 25 Subalternoffiziere; in Sachsen ein Regiment von 800 Mann 2 Stabsoffiziere und 21 Subalternoffiziere; in Sardinien ein Regiment von 640 Mann 2 Stabsoffiziere und 28 Subalternoffiziere. Dagegen ist eine gute Einrichtung der östreichischen Reiterei das besondere Corps der Stabsdragoner, das gebildet wird, sobald die Armee auf den Kriegsfuß kommt. Sie wurden zuerst von Radetzky während der italienischen Feldzüge errichtet, sind zur Bedeckung der Stäbe und zum Ordonnanzdienst bestimmt, wodurch vermieden wird, daß man die besten Leute und Pferde aus den Regimentern herausreißt. Die Stabsdragoner sollen dem Etat nach ungefähr 550 Mann mit 16 Offizieren zählen. In Frankreich hat man zu ähnlichem Zwecke die Guides, in Preußen die Armeegendarmen, obschon die Zahl letzterer unverhältnißmäßig schwach ist; in Würtemberg die Feldjäger.

Bedeutend sind auch die neuesten Veränderungen in der östreichischen Artillerie. Wenn auch die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere und die Kaltblütigkeit ihrer Soldaten von jeher einen guten Ruf behauptete, so war doch das Material der Feldartillerie nicht besonders; die Bespannung theilweise zu schwach, und vorzüglich störend der Umstand, daß die Führer der Kanonen nicht zur Artillerie, sondern zum Fuhrwesencorps gezählt wurden. Das alles ist jetzt anders.

Noch im vorletzten Jahre ist sie neu organisirt und hat eine veränderte Eintheilung bekommen. Sie umfaßt jetzt außer den Centralbehörden, Stäben u. s. w. 12 Regimenter Feldartillerie. Jedes auf dem Kriegsfuß 4 Batterien Fußartillerie mit 6=Pfündern; 3 Batterien Fußartillerie mit 12=Pfündern; eine lange Haubitzbatterie und 6 Batterien sogenannte Cavalerieartillerie, bei der die Mannschaft auf sogenannten Wurstwagen gefahren wird. Jede Batterie hat 8 Geschütze und hat eine 6pfündner Fußbatterie 4 Offiziere und 168 Combattanten mit 118 Pferden. Eine 12pfündner Fußbatterie hat 4 Offiziere, 192 Combattanten und 130 Pferde. Eine sogenannte Cavaleriebatterie 4 Offiziere, 178 Combattanten mit 166 Pferden. Summa 48 Batterien 6=Pfünder, 36 Batterien 12=Pfünder, 12 lange Haubitzbatterien und 72 Batterien Cavaleriegeschütze. In letzterer Zeit sind 3—4 Batterien, die statt des Pulvers nur Schießbaumwolle führen, organisirt worden.

An Pferden gebraucht diese gesammte Feldartillerie, wenn sie vollständig mobil gemacht werden soll, 27,636 Stück; an Soldaten 46,000 Mann. Das Offiziercorps eines Feldartillerieregiments besteht aus 1 Obersten, 5—6 Stabsoffizieren, 30—32 Hauptleuten und ungefähr 100 Ober= und Unterlieutenants.

Ferner ein Raketeurregiment, dem Etat nach 20 Batterien, jede Batterie zu 8 Raketengestellen. — Ein Küstenartillerieregiment, 15 Compagnien, zusammen 3400 Mann; dasselbe ist zur Bedienung der Geschütze in den Küstenforts und Strandbatterien am adriatischen Meer. — Acht Bataillone Festungsartillerie, das Bataillon durchschnittlich zu 1000 Mann gerechnet, wenn es wirklich auf vollen Kriegsfuß gebracht wird, was übrigens bisher noch niemals geschehen ist.

Die Gesammtstärke der östreichischen Artillerie, inclusive der technischen Anstalten, läßt sich, wenn alles auf vollen, etatmäßigen Kriegsfuß gebracht wird, auf ungefähr 69—70,000 Mann mit einigen 30,000 Pferden berechnen.

Will Oestreich seine volle Kriegsmacht verwenden, so wird dasselbe bei großer Anstrengung aller seiner Kräfte immerhin mit 11—1200 Geschützen aller Art seine Feldarmee ausrüsten können, ohne daß die Besatzungen der Festungen dabei allzusehr geschwächt werden dürften.

Rußland will dem Kriegsetat nach an 1400 Geschütze, die zu ihrer Bedienung an 45,000 Mann erfordern, in das Feld stellen können; England

hat 103 Batterien mit 648 Geschützen und einigen 16,000 Mann; Frankreich ungefähr 1200 Geschütze mit einigen 60,000 Mann und 50,000 Pferden, (die französische Artillerie hat im Allgemeinen stärkeres Kaliber wie die östreichische und bedarf daher auch mehr Bespannung und Mannschaft). Preußen hat ungefähr 900 Feldgeschütze mit einigen 30,000 Mann für ihre Bedienung, außerdem aber noch eine Festungsartillerie; Baiern an 28 Batterien, jede zu 8 Geschützen mit ungefähr 4500 Mann.

Man ersieht aus vorstehenden Angaben, wie verhältnißmäßig stark auch im k. k. Heere die Artillerie ist und welche Austrengungen seit dem Jahre 1850 geschehen sind, dieselbe auf solche Höhe zu bringen. Eigenthümlich ist der k. k. Artillerie, daß dieselbe keine reitende Batterien besitzt, sondern diese durch die sogenannten Cavaleriebatterien, wo die Mannschaft auf den Wurstwagen fährt, ersetzt wird. Welche Art von Artillerie für den eigentlichen Felddienst zweckmäßiger ist, kann noch als offene Frage angesehen werden. Der Vorzug größerer Wohlfeilheit ist übrigens unleugbar auf Seite der sogenannten Cavalerieartillerie.

Auch das Geniecorps ist seit 1850 vermehrt und wesentlich reformirt worden; dasselbe umfaßt jetzt außer dem starken Stabe 36 Feldcompagnien Genietruppen; die Compagnie auf vollem Kriegsfuß 220 Mann, zusammen also 7900 Mann, dann 2 Depotbataillone von 6 Compagnien zu 1200 Mann, die gesammte Stärke dieser beiden Regimenter an 10,800. Von diesen Genietruppen sind 1/4 Mineure und 3/4 Sappeure. Ferner ein Pionnier- und Pontonniercorps, was gleichmäßig im Pionnier- und Pontonnierdienst ausgebildet ist. Dasselbe hat 4 Bataillone, das Bataillon auf vollem Kriegsfuß 6 Compagnien, die Compagnie zu 229 Combattanten, so daß die Stärke desselben auf 5600 Mann berechnet werden kann. Diese Pionniere sind den verschiedenen Armeecorps je nach Bedarf zugetheilt und leisten in der schnellen Aufschlagung von Pontonsbrücken Vorzügliches. In Tuln an der Donau befindet sich die Hauptschule der Pionniere. Endlich das Flotillencorps, welches auf der Donau, dem Po und den italienischen Seen neu errichtet wurde, als man das früher auf der Donau befindliche Tschaikistencorps auflöste. Es steht unter dem Chef der Pontonniers, hat 8 Compagnien von zusammen ungefähr 1500 Mann, die 10 kleine Dampfer und 50 andere Ruder- und Segelschiffe bemannen können. Die Errichtung dieses Corps ist ein großer Fortschritt in der Vermehrung der Wehrkraft des k. k. Staates. Besonders in einem etwaigen italienischen Kriege dürften diese Boote auf dem Po, dem Gardasee, dem Lago Maggiore und den Lagunen von Venedig eine bedeutende Rolle spielen. — Rußland besitzt an Genietruppen ungefähr 14,000 Mann, was im Verhältniß zu der sonstigen Stärke der k. russischen Armee nur schwach ist. — England hat nur 23 Compagnien Sappeurs und Mineurs, die eine

Feldstärke von 2500 Mann haben sollen; außerdem ein Ingenieurcorps von circa 80 Offizieren. Frankreich hat 3 Genieregimenter, die Sappeurs- und Mineursdienste thun in einer Kriegsstärke von ungefähr 11,000 Mann; dann ein eigenes Pontonniersregiment von 2000 Mann, so daß die Stärke dieser Truppen der von Oestreich so ziemlich gleich kommt. Preußen hat inclusive der Landwehr ersten Aufgebots nahe an 8000 Mann Pionniere, die auch im Pontonniersdienst vollständig geübt werden. Baiern an 1150 Mann Genietruppen, die Mineurs-, Sappeurs-, Pionniers- und Pontonniersdienst thun müssen; auch die übrigen deutschen Bundesstaaten, welche mehr als eine Brigade ins Feld zu stellen haben, besitzen Genietruppen, zum Theil in verhältnißmäßig ansehnlicher Zahl und guter Beschaffenheit.

Bei solcher Kriegsstärke ist das Zahlenverhältniß des östreichischen Heeres zum französischen und preußischen in übersichtlicher Zusammenstellung folgendes: Infanterie (Linie incl. fr. Garde und pr. Garde und Landwehr ersten Aufgebots).

Linieninfanterie:		
Oestreich	62 Reg. = 328 Bat. = 1488 Comp. = ca. .	332,000 M.
Frankreich	104 „ = 312 „ = 1920 „ = . . .	334,000 „
Preußen	73 „ = 208 „ = 832 „ à 250 M. =	208,000 „
Reserven derselben, Depots und Ersatztruppen:		
Oestreich	62 Depotsbat. = 248 Comp. = ...	34,000 „
Frankreich	102 „ = 612 „ = ...	72,000 „
Preußen	Reserve 8 Reg und 8 combinirt. Bat. = 32 Bat. = 32,000 M.	
	Ersatztruppen 36 Bat. . . . . 36,000 „	
		68,000 „
Jäger (incl. der Depots):		
Oestreich	32 Bat. = 158 Comp. = ...	32,500 „
Frankreich	Chasseurs der Linie u. Garde 21 Bat. = 210 Comp. =	26,500 „
Preußen	Jäger der Linie und Garde incl. Reserve. = .	15,000 „
Andere leichte Infanterie:		
Oestreich	Grenzer 43 Bat. = 240 Comp. = ...	55,000 „
Frankreich	Zuaven, Fremdenlegion, eingeborne algier. Inf. (incl. Zuaven der Garde) 30 Bat. = 235 Comp.	31,500 „
Preußen	fehlt.	
Sanitätscompagnien:		
Oestreich	24 Comp. = ...	3,500 „
Frankreich	6 „ = ...	1,700 „
Preußen	nicht in Compagnien organisirt.	
Veteranen-, Disciplinarcompagnien u. s. w.		
Oestreich	Garnison- und Cordonbat., Disciplinarcomp. ca.	6,000 „
Frankreich	Veteranen- und Disciplinarbat. 18 Comp. ca.	5,000 „

Preußen Veteranen 16 Comp., Straf- und Arbeitsabtheilungen 29 Sectionen ca. . . . . 5,000 M.

Summa der Infanterie: Oestreich 463,000
Frankreich 470,700
Preußen 281,000.

Cavalerie (incl. Garde ꝛc.)

Kürassiere (u. Carabiniers):

Oestreich 8 Reg. = 48 Feld- und 8 Depotschwadr. = . 11,000 „
Frankreich (u. Carabiniers) 13 Reg. = 78 Feld- und 13 Depotescadr. = ... 16,000 „
Preußen 10 Kürassierreg. = 40 Schw. (à 150 M.) = 6000
8 schwere Landwehrreg. = 32 Schwadr. = 4800
10,800 „

Dragoner:

Oestreich 8 Reg. = 48 Feld- und 8 Depotschwadr. = 11,000 „
Frankreich 12 „ = 72 „ „ 12 „ escadr. = 15,000 „
Preußen 9 „ = 36 Schwadronen = ... 5,400 „

Ulanen:

Oestreich 12 Reg. = 96 Feld- und 12 Depotschwadr. = 24,000 „
Frankreich Lanciers 8 Reg. = 48 Feld- u. 8 Depotescadr. = 10,000 „
Preußen (incl. 2 Gardelandwehrreg.) 20 Reg. = 80 Schwadr. = 12,000 „

Husaren:

Oestreich 12 Reg. = 96 Feld- und 12 Depotschwadr. = 24,000 „
Frankreich Husaren und Chasseurs, 21 Reg. = 126 Feld- 21 Depotescadr. = ... 27,000 „
Preußen 25 Reg. = 100 Schwadr. = ... 15,000 „

Andere leichte Cavalerie:

Oestreich fehlt.
Frankreich (Spahis und Chasseurs d'Afrique) 7 Reg. ca. 8,000 „
Preußen fehlt.

Reserve- und Ersatzcavalerie:

Oestreich, Frankreich } haben dafür die Depotschwadronen.
Preußen 8 Reserve-, 40 Ersatzescadr. = ... 7,200 „

Stabs- und Nebentruppen:

Oestreich Stabsdragoner, Botenjäger ca. . . . . 1,500 „
Frankreich Garderegiment der Guides . . . . 1,200 „
Preußen Reitendes Feldjägercorps, Feldgendarmen ca. . 500 „

Summa der Cavalerie: Oestreich 71,000
Frankreich 77,200
Preußen 50,100.

Artillerie, Feldartillerie.

Oestreich	168 Batterien mit 1344 Geschützen	....	47,400 „
Frankreich	168 „ „ 1008 „	ca. ...	45,000 „
Preußen	106 „ „ 848 „	ca. ...	36,000 „

Genietruppen.

Oestreich	Sappeurs und Mineurs 48 Comp.	11,000 M.	
	Pontonniers u. Pionniers 24 „	9,000 „	
			20,000 „
Frankreich	Sappeurs und Mineurs 44 Comp. ca.	10,000 M.	
	Pontonniers 16 „ ca.	2,000 „	
			12,000 „
Preußen	20 Comp. ca.		5,000 „

Gendarmerie.

Oestreich	19 Reg.	20,000 „
Frankreich	Gendarmen über	25,000 „
Preußen	....	900 „

Bei dieser Uebersicht ist zunächst zu bemerken, daß nach preußischem Gebrauch die Offiziere bei den gewöhnlichen statistischen Angaben der Stärke nicht mit gezählt sind, und ferner, daß die preußische Formation der Landwehr bei vollständiger Kriegsstärke eine größere Truppenzahl, als hier angegeben, im Augenblick disponibel macht; ferner, daß bei diesen Angaben die Nichtcombattanten des Heers und eine Anzahl von Hilfsformationen nicht mit gerechnet sind. Im Ganzen ist die Sollstärke der resp. Armeen auf vollem Kriegsfuß, alle Hilfsformationen, Stäbe rc. eingerechnet

O. 693,000
F. 573,000
P. 525,000 (incl. 116 Bat. 104 Escadr. Landwehr zweiten Aufgebots in angenommener Stärke von ca. 100,000 Mann.)

Es versteht sich, daß diese Ziffern als ideale zu betrachten, und daß schwerlich zu irgendeiner Zeit eine der Armeen die angegebene Kriegsstärke erreichen wird, und es ist nicht zu verkennen, daß namentlich in der östreichischen Armee mit einer gewissen Liberalität die betreffenden Zahlen summirt sind. Doch wird diese Angabe genügen, um ungefähr das Kraftverhältniß der drei Staaten, so weit sich dies durch Zahlen darstellen läßt, zu verstehen. Es ist ungefähr wie 5:5:4. Allerdings ändert sich das Verhältniß, wenn man die Marine in die Berechnung hereinzieht. Denn Frankreich hat nächst England die größte Kriegsflotte der Erde: gegenwärtig ca. 450 Kriegsfahrzeuge mit ca. 15,000 Geschützen und 97—100,000 Mann Mannschaft rc., wogegen Oestreich nur 102, meist kleine Fahrzeuge mit 752 Geschützen und höchstens 10,000 Mann und Preußen nur 50 Kriegsfahrzeuge mit 240 Geschützen und höchstens 3500 Mann zählt.

Die politische Situation.

Aus London.

Es hilft wenig, die Frage zu erörtern, ob die bevorstehenden Friedensconferenzen zu einem Frieden führen werden oder nicht. Um dieselbe mit einiger Sicherheit beantworten zu können, müßte man nicht nur die finanziellen und militärischen Verhältnisse der betheiligten Staaten und vorzüglich Rußlands, sondern zugleich die Gedanken und Empfindungen ihrer Herrscher genau kennen. Indeß lassen sich einige Seiten der bevorstehenden Friedensconferenzen doch auch schon jetzt einer Betrachtung unterwerfen.

Die Friedensconferenzen werden für Rußland nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen diplomatischen Bestrebungen sein, die unausgesetzt den Krieg begleitet haben. Rußland kämpft gegen eine Coalition. Sein beständiges Bestreben ging dahin, die Allianz von Frankreich und England zu sprengen, den Hinzutritt Oestreichs zu dieser Allianz zu verhindern. Es nahm im Jahre 1854 die erste Formulirung der vier Punkte nur an, weil es sich Hoffnung machte, daß sich bei der nähern Erörterung derselben ein Zwiespalt zwischen Oestreich und seinen Decemberalliirten ergeben werde. Das Bestreben Rußlands auf den vorjährigen Friedensconferenzen war, diesen Zwiespalt hervorzubringen und zu constatiren. Es gelang ihm. Indeß der Feldzug des vorigen Jahres, wenn auch für die Verbündeten an reellen Folgen arm, war für Rußland an Verlusten reich. Die russische Armee ist schwerlich stark genug, um einem östreichischen Invasionscorps noch eine besondere Armee entgegensetzen zu können. Eine Folge der Verwerfung der östreichischen Vorschläge war unzweifelhaft, daß Oestreich aus der sonderbaren Rolle eines theoretischen Alliirten von Frankreich und England in die eines praktischen übergegangen wäre. Rußland nahm jene Vorschläge an, um diese Allianz zu verhindern. Der Schluß scheint sehr gerechtfertigt, daß Rußlands ganzes Bestreben auf den Friedensconferenzen dahin gehen wird, Interpretation der Präliminarien aufzustellen, für welche es die Zustimmung Oestreichs gewinnt.

Rußland darf sich auch dies Mal eine entfernte Hoffnung machen, daß es ihm damit gelinge. Die Einigung zwischen Oestreich und den Westmächten ist dies Mal freilich stärker, als im Jahre 1854, aber sie ist keineswegs vollkommen. Auch dies Mal gibt es einen Punkt zwischen den drei Mächten, der nicht genau festgesetzt ist. Es sind das die bekannten: conditions particulières. Diese weitbauschige Generalclausel, sehr bestimmt formulirten Friedenspräliminarien angehängt, erklärt sich nur daraus, daß die darunter befaßten Bedingungen nicht in die vier Punkte eingereiht werden können und daß Oestreich erklärte, an den vier Punkten festhalten zu wollen. Als bei den Vorverhandlungen Frank-

reich und namentlich England neue Friedensbedingungen zum Vorschein brachten, erklärte Oestreich sich im Allgemeinen damit einverstanden, verweigerte aber, dieselben in seine Vorschläge formulirt aufzunehmen. Allerdings hat Graf Buol im Allgemeinen Rußland davon in Kenntniß gesetzt, was Neues von den Westmächten verlangt und von Oestreich gebilligt werde, aber er hat keine Formulirung derselben vorgebracht. Es sind vier Punkte, welche Oestreich in St. Petersburg als unter den conditions particulières begriffen namhaft machte: 1) Nichtbefestigung der Alandsinseln, 2) Rectification der asiatischen Grenze, 3) die Theilnahme Sardiniens am Frieden und ein vierter, der mir unbekannt ist, der aber keinesfalls, wie die englischen Zeitungen angeben, die Consulate in den russischen Häfen des schwarzen Meeres betrifft.

Rußland hatte nicht ganz Unrecht, wenn es in seiner bisher nicht veröffentlichten Depesche vom 6. Januar erklärt, daß es die conditions particulières nicht annehmen könne, weil es nicht wisse, was darunter verstanden werde. Denn wenigstens bei der zweiten Bedingung kommt alles auf die nähere Formulirung an.

Erst jetzt findet zwischen Paris und London ein lebhafter Depeschenwechsel über die Formulirung dieser Punkte statt, oder ist vielmehr grade beendet; aber mit Oestreich ist noch nicht einmal der Versuch dieser Einigung gemacht worden.

Hier liegt also der Punkt, wo Rußland hoffen darf, daß es ihm noch einmal gelingt, die Allianz eines seiner continentalen Grenznachbarn mit den Westmächten zu verhindern. Sollte ihm das aber gelingen, so wird es sich schwerlich zu einem Frieden bereit finden lassen, der ihm die Abtretung von Land und Leuten auferlegt und jeden künftigen russischen Angriff gegen die Türkei zu einer Verletzung des positiven und geschriebenen europäischen Völkerrechts macht, kurz das Prälegat und Präcipuum aus der türkischen Erbschaft aufhebt, auf welches sich Rußland seit einem Jahrhundert sichere Rechnung gemacht hatte.

Rußland wird bei den Friedensverhandlungen ohne Zweifel zugleich noch den Versuch machen, die Allianz zwischen Frankreich und England zu sprengen. Der Kaiser Nikolaus glaubte nicht, daß diese Allianz möglich sei, sein Nachfolger hat noch bis vor wenigen Wochen gehofft, daß es möglich sei, dieselbe rückgängig zu machen.

Der Kaiser Nikolaus, den man in Berlin so gern den Großen nennen möchte, war durch nichts zu bewegen, an diese Allianz zu glauben. Drouyn de L'huys, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte im Jahre 1853 jedem, der es hören wollte: „Wir werden eine Allianz mit England zu Stande bringen, wir werden dann Krieg machen, und werden schließlich ganz Europa zu einen Kreuzzug gegen Rußland vereinigen." Herr von Kisselew berichtete diese und

ähnliche Aeußerungen seinem Kaiser, fügte hinzu, daß ihm selbst kein Zweifel daran sei, daß England sich mit Frankreich verbünden werde. Herr von Brunnow berichtete von London aus, daß die öffentliche Meinung das Ministerium zum Bündniß zwingen werde. Der Kaiser blieb ungerührt; er vertraute darauf, daß Lord Aberdeen zu den Leuten gehörte, deren Jugend in das Jahr 1814 fällt und die daher nicht von der Besorgniß vor Frankreich und von dem Glauben lassen können, daß das Bündniß von Chaumont die Basis auch noch der heutigen Politik sein müsse.

Man hat, wie gesagt, in Rußland auch später an dem Glauben festgehalten, daß eine englisch-französische Allianz ein Unding sei. Will man die Gründe für diesen Glauben wissen, so braucht man nur die Kreuzzeitung zu lesen, deren Gedanken gleichfalls in den Erinnerungen von 1814 festgefroren sind. „Anders, begreif ich wohl, gestaltet sich in solchem Kopf die Welt.“ In Berlin, und zwar nicht in den Kreisen der Literaten und Privaten fragt man gewissermaßen noch jetzt jeden Tag, ob die Armee von St. Omer noch nicht eingeschifft sei, um über den Kanal zu setzen und England zu erobern.

Rußland hat aber auch wirklich Versuche gemacht, das englisch-französische Bündniß zur Auflösung zu bringen. Mit dem Fall von Sebastopol glaubte Rußland den Augenblick dazu gekommen. Schon früher waren rein privative Freundlichkeiten zwischen Mitgliedern der kaiserlich russischen Familie und der Prinzessin Mathilde, frühere Fürstin Demidoff, ausgetauscht, im September begann man eine politische Verbindung anzuknüpfen und es war einer der deutschen Mittelstaaten, der es übernahm, einen Separatfrieden zwischen Rußland und Frankreich zu Stande zu bringen. Es wurden von Rußland in Betreff der orientalischen Frage die Concessionen gemacht, welche später in dem Circular vom 22. December niedergelegt sind, außerdem aber Frankreich noch specielle Vortheile in Aussicht gestellt.

Frankreich widerstand indeß diesen Versuchen. Ging der Kaiser Napoleon auf den Plan eines Separatfriedens mit Rußland ein, so war damit freilich dem französischen Ehrgeize das weiteste Feld geöffnet, ein solcher Friede führte unmittelbar zu einer Allianz der beiden kriegerischesten und offensivesten Großmächte, weite Länderstrecken wurden der Preis und die Beute dieses Bündnisses, aber auf der andern Seite enthielt dieser Separatfriede einen Bruch der feierlich gegen England übernommenen Verpflichtungen und warf den Neffen auf die verhängnißvolle Bahn des Onkels. Der Kaiser Napoleon lehnte die ihm gemachten Eröffnungen ab und theilte den russischen Versuch nach Wien und London mit. Rußland hatte sich selbst eine Grube gegraben. Denn als man in Wien die Nachricht von der Gefahr erhielt, in der man geschwebt hatte, der Gefahr, einem zweiten Erfurt, einem zweiten 1809 entgegenzugehen, entschloß man sich rasch, und entwarf jene Vorschläge, die in ihrer in Paris und

London verschärften Gestalt jetzt von Rußland angenommen worden sind. Statt Frankreich zu gewinnen, hatte Rußland nur Oestreich fester an Frankreich geknüpft. Rußland merkte, was vorging und suchte sich Oestreich zu nähern. Mit den Worten: „nun, mein lieber Graf, ich bringe Ihnen den Frieden," trat Fürst Gortschakoff in das Zimmer des Grafen Buol. Er brachte die Vorschläge, welche schon in Paris gewesen waren und welche später das Gewand des Circulars vom 22. Decbr. erhielten. Er mußte aber als Antwort hören, daß jede russische Proposition zu spät komme, weil Oestreich schon selbst Propositionen aufgesetzt und sie Frankreich und England vorgelegt habe. Das Weitere ist bekannt.

So endete dieser letzte russische Versuch, die westliche Allianz zu sprengen, in eine vollkommene Niederlage, in eine Niederlage, die von nachtheiligeren Folgen gewesen ist, als es eine Schlacht hätte sein können, die Rußland an seinen Grenzen verloren hätte.

Aus diesen Vorgängen darf man aber zugleich den Schluß ziehen, daß es Rußland schwerlich gelingen wird, auf den jetzt bevorstehenden Conferenzen die Allianz der beiden Westmächte zu sprengen.

Kann es obendrein das Hinzutreten Oestreichs zu derselben nicht verhindern, so darf man versichert sein, daß Rußland sich jeder Auslegung unterwerfen wird, welche die drei Mächte für gut finden werden, den fünf Punkten zu geben.

Ich möchte indeß noch auf ein Factum, dessen ich erwähnte, zurückkommen, weil dasselbe für uns Deutsche ein besonderes Interesse hat. Es ist eine deutsche Regierung, welche einen Separatfrieden zwischen Rußland und Frankreich zu Stande zu bringen gesucht hat. Da dieser Separatfriede gleichbedeutend mit einer französisch-russischen Allianz ist, da dieselbe nur gegen Deutschland, d. h. gegen eine der deutschen Großmächte gerichtet sein kann, so zeigt uns dies Factum, daß wir Deutsche noch ganz und gar auf dem Standpunkt von 1805 bis 1813 stehen. Es lehrt uns, was es in Wirklichkeit mit jenen Ideen von deutscher Einheit, deutscher Einigkeit, Vereinigung der Nation u. s. w. auf sich hat, mit denen sich unsere Ideologen tragen und die zu der obligaten Phraseologie officieller Reden gehören.

Rußlands Finanznoth.

Welches auch die Gründe sind, welche Rußland zur Annahme der Friedensproposition bewogen, wahrscheinlich ist, daß die finanzielle Verlegenheit des Staates keinen unbedeutenden Antheil daran hatte. Deshalb sei hier zunächst auf einen mit vieler Sachkenntniß geschriebenen Aufsatz von Aug. Picard, in der Revue des deux Mondes aufmerksam gemacht. Im folgenden Artikel benutzte

d. Bl. wenigstens einzelne Schlüsse desselben. Nach Hassels statistischen Tabellen und Malchus Statistik und Staatenkunde überstiegen die Einkünfte Rußlands vor 30 Jahren nicht 100 Millionen Thlr., nach einem neuern russischen Publicisten vor 15 Jahren nicht 163,781,000 Rubel oder etwa 175 Millionen Thlr. Vor 2 Jahren, im Jahre 1853, waren nach der Angabe desselben Publicisten die Einkünfte auf 224,308,000 Rubel (239,261,867 Thlr.) gestiegen. Die Kosten der russischen Armee in der Stärke von 900,000 Mann gibt Tegoborski auf 89,813,333 Thlr., die der Marine auf 15,360,000 Thlr an. Die eventuelle Verstärkung der Landarmee erheischt eine Ausgabe von 53,500,000 Thlr., so daß das Militärbudget vom Jahre 1854 mit 158,673,333 Thlr. abschließt.

Tegoborski gibt selbst zu, daß diese Summe vielleicht überschritten werden müsse und es liegt auf der Hand, daß die Ausgaben für das Militär während des Kriegs sich nicht blos auf dessen Unterhaltung beschränken, sondern auch die Kosten der Verpflegung auf dem Marsche, des Materials, der Munition umfassen. Der russische Schriftsteller setzt für diese Posten keinen Betrag aus, wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir ihn auf 27,000,000 anschlagen, wodurch das Militärbudget auf 185,673,333 Thlr. und — die Gesammtsumme der übrigen Ausgaben auf 135 Millionen angeschlagen — die Totalausgabe des Reichs im Jahre 1854 auf 320,673,333 gebracht wird.

Der Normalbetrag der Einnahmen für 1853 belief sich nach Tegoborski auf 239,261,867 Thlr. und da nach ihm für 1854 eine größere Verminderung als um 15,261,867 Thlr. nicht zu befürchten war, so sind die Einkünfte im letztern Jahre auf die runde Summe von 225,000,000 Thlr. anzuschlagen. Hierzu kommen 16,000,000 Thlr. durch die Ausgabe von Serienscheinen, etwa 27,000,000 Thlr. sind auf die russische Anleihe eingegangen und 27,000,000 Thlr. durch freiwillige Gaben und die den geistlichen Gütern aufgelegten Steuern. In Summa 295,000,000 Thlr. Hieraus ergibt sich für das erste Jahr des Krieges ein Deficit von 25,673,333 Thlr., welches, da an außerordentlichen Einnahmen, welche im Jahre 1854 70 Millionen Thlr. betrugen, höchstens 16 Millionen Thlr. zu erwarten sind, am Ende des v. J. auf 80 Millionen steigen muß.

Rußlands Aufgabe würde im Fall der Fortsetzung des Krieges vor allem sein, diese Lücke durch eine Anleihe oder Vermehrung der schwebenden Schuld oder Anleihe oder durch höhere Steuern zu decken.

Wir wollen untersuchen, ob dieses möglich ist und mit der Anleihe und der schwebenden Schuld beginnen.

Die consolidirte Schuld Rußlands überstieg vor dem Ausbruche des letzten Krieges nicht die Summe von ungefähr 427 Millionen Thalern, hierzu kommt die letzte Anleihe, welche, da sie nicht vollständig effectuirt werden konnte, auf nicht höher als etwa 27 Millionen Thaler anzuschlagen ist. Man hat öfter behauptet, daß eine Erhöhung der russischen Schuld von 400 bis 500 Millionen Thalern mit den Kräften des Reichs in keinem Mißverhältnisse stehe. Es kommt hier nicht auf die Zahlungsfähigkeit Rußlands an, so viel steht durch Erfahrung fest, daß ausländische Capitalisten ihre Fonds entschieden verweigerten, als es sich um eine Anleihe von einigen 50 Millionen Thalern handelte, welche Rußland beim Beginn des Krieges machen wollte. Wie kann man also annehmen, daß diese Capitalisten

jetzt, da der Krieg begonnen hat und unglücklich geführt ist, sich bei einer bedeutend größern Anleihe betheiligen werden?

Wir zweifeln nicht daran, daß Rußland zu Werken des Friedens Hunderte von Millionen mittelst einer Anleihe sich würde verschaffen können, aber zur Erbauung von Festungen, zur Fortsetzung des Krieges möchte es in Europa schwerlich Geld geliehen erhalten.

Wenn ihm daher das Mittel einer Anleihe im Auslande versagt ist, so bliebe ihm nichts weiter übrig, als sich an die Nationalcapitale zu wenden und die schwebende Schuld zu vergrößern. Aber welche Hilfe kann ihm eine Anleihe mit kurzem Fälligkeitstermin gewähren? Die schwebende Schuld hat selbst nach den Zahlen, welche Tegoborski gibt, schon jetzt eine ungeheure Höhe erreicht. Abgesehen von den Serienscheinen, welche nach diesem Schriftsteller sich auf nicht höher, als 75 Millionen Rubel (etwa 80 Millionen Thaler) belaufen, circulirt 213,333,328 Millionen Papiergeld, welches allein durch den Staatscredit gesichert ist. So groß diese Summe auch ist, so stellt sie doch noch lange nicht die Totalsumme der schwebenden Schuld dar. Es bestehen unter der Garantie des Staats Creditanstalten bei denen ungeheure Capitale gegen 4% Zinsen niedergelegt sind. Diese betrugen nach dem Berichte des russischen Finanzministers am 1. Jan. 1853 806,683,233 Rubel (107,477,764 Thaler), welche jeden Tag gehoben werden können. Diese Capitale sind von den Creditanstalten anderweitig und zwar zum bei weitem größten Theile hypothekarisch belegt und erst nach einer sechsmonatlichen, ja oft jährlichen Kündigungsfrist zahlbar. Würden einmal alle Gläubiger die Rückzahlung ihrer Capitale verlangen, so würden die Creditanstalten bei der Unmöglichkeit, ihnen gerecht zu werden, an den Staat zurückgehen müssen.

Hieraus ergibt sich unwiderleglich, daß die Regierung weder von einer Anleihe noch von der Vermehrung der schwebenden Schuld etwas erwarten kann. Es bleiben noch die Steuern, um ein Deficit zu decken, welches am Ende des Jahres 1854 27 Millionen Thaler betrug und in jedem folgenden Kriegsjahre um etwa 80 Millionen Thaler wachsen muß.

Nach dem russischen Publicisten, dessen Angaben wir auch hier zum Grunde legen, sind in Rußland die steuerpflichtigen Gegenstände so schwach belastet, daß eine Erhöhung der Steuer ohne Belästigung der Bevölkerung sehr wohl geschehen kann. Der Tabak bringt nur 3,200,000, das Salz weniger als 10,000,000, die Gewerbe nur etwa $4^1/_2$ Million.

Wir wollen untersuchen, ob diese Behauptung sich bestätigt.

Der Verbrauch des Tabaks ist in Rußland geringer, als in Deutschland, Frankreich und Spanien, besonders in den untern Classen, die ihn leicht ganz entbehren würden, wenn er plötzlich durch eine höhere Steuer vertheuert würde. Es ist erwiesen, daß der größte Theil der Tabaksteuer von den importirten Havannacigarren kommt, welche, schon hoch besteuert, von der reichen Classe consumirt werden. Es möchte mehr als zweifelhaft sein, daß eine Erhöhung der Tabaksteuer deren Ertrag verdoppelt, doch wollen wir dieses annehmen.

Der größte Theil des Salzes wird von dem armen Bauer verbraucht. Eine Erhöhung der Steuer auf dieses erste Lebensbedürfniß würde daher in hohem Grade unpopulär sein, keinesfalls aber wird man von dem armen Salzconsumenten mehr, als von dem reichen Cigarrenraucher, also etwa 3 bis $3^1/_2$ Million Thaler erheben.

Wenn die Gewerbesteuer in Rußland nur einen geringen Ertrag gibt, so liegt dieses nicht in den niedrigen Steuersätzen — im Gegentheil, diese sind sehr hoch, aber die ganze Last ruht nur auf den Bankiers, Fabrikanten und Kaufleuten im eigentlichen Sinne. Da diese Stände in Rußland im Vergleich zu andern Ländern, in denen die Industrie größere Fortschritte gemacht hat, nur schwach vertreten sind,

so ist es natürlich, daß der Gesammtertrag der von ihnen gezahlten Steuern nicht bedeutend sein kann. Um diesen Ertrag zu erhöhen, müßte man die Steuern, wie dies in andern Ländern geschehen ist, auf die mittlere und untere Classe der Bevölkerung ausdehnen; aber die Ausführung einer solchen Maßregel würde große Schwierigkeiten haben, sie würde das Loos mehrer Millionen, meist Leibeigner, erschweren, welche schon jetzt in tiefem Elende leben. Wollte man sich aber auch über diese Bedenklichkeiten fortsetzen, so würde man auch den Ertrag dieser Steuer höchstens nur verdoppeln können.

Von der Erhöhung dieser drei Steuern würde man daher etwa 10 bis 11 Millionen Thaler erwarten können. Diese Summe genügt kaum, um das Deficit der Duane zu decken, welches schon im Jahre 1854 6½ Millionen Thaler betrug und im folgenden Jahre ohne Zweifel sehr ansehnlich gestiegen ist.

Die Haupteinnahmequelle des russischen Staats ist die Getränksteuer, denn sie liefert das Drittel der Gesammteinnahme. Diese Steuer ist verpachtet und die Contracte zwischen der Regierung und den Pächtern werden in ziemlich kurzen Zwischenräumen erneuert. In den 14 Jahren von 1839 bis 1853 geschah dieses verschiedene Male und bei jedem neuen Abschlusse wurden gegen Erhöhung der Pachtsumme (welche in diesen 14 Jahren 40 Procent betrug,) den Pächtern sehr wesentliche Concessionen gemacht. Es ist daher wol mit Recht anzunehmen, daß durch diese so häufig wiederkehrenden Manöver die Steuer eine Höhe erreicht hat, über welche man nicht weiter hinausgehen kann. Der Preis der Getränke ist freilich bei keiner Contractserneuerung gesteigert, aber es gibt andere Mittel, den Pächtern die Möglichkeit zu gewähren, auf Kosten des Publicums einen höhern Zins zu zahlen. Diese Mittel hat die russische Regierung angewandt.

In Rußland ruhet die Getränksteuer vornehmlich auf dem Branntwein (votki). Für das Recht, diesen ausschließlich zu fabriciren und zu verkaufen, zahlten im Jahre 1853 die Pächter dem Staate eine jährliche Abgabe von 6,400,000 Thaler. Bei diesen Pachtungen sind viele Edelleute als Actionäre betheiligt. Die an sich schon großen Gewinnantheile steigen oder fallen, je nach der größern oder geringern Menge des abgesetzten Branntweins.

Es würde daher dem Interesse aller Theile direct entgegen sein, den Preis des Branntweins zu erhöhen, denn die Vertheuerung würde die Consumtion vermindern, der gemeinschaftliche Zweck aller ist vielmehr, den Verbrauch möglichst auszudehnen und sich durch die Menge schadlos zu halten. Deshalb verweigert die Regierung den Pächtern nicht ihren Schutz, sobald es sich um eine Vergrößerung ihrer Vortheile handelt. Ehemals waren die Kabaks (Schenklocale) in jedem Dorfe auf eine gewisse Anzahl beschränkt. Auf den Antrag der Pächter wurde diese Anzahl vermehrt und jetzt ist sie ganz unbeschränkt. Ehemals mußten die Kabaks um 10 Uhr Abends geschlossen sein, unter demselben Einflusse durften sie erst bis 11, dann bis 12 Uhr geöffnet bleiben, und jetzt ist ihr Besuch die ganze Nacht hindurch gestattet.

Diese Thatsachen gestatten nach unserer Ansicht keinen Zweifel darüber, daß Rußland eine Vermehrung seiner Einkünfte weder von den indirecten Steuern, noch von der Vermehrung der schwebenden Schuld, noch von einer Anleihe erwarten kann.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Geschichtschreiber.

Heinrich v. Sybel.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. 3 Bände I. Band 1853. II. Band 1854—55. Düsseldorf, J. Buddeus. —

Wenn d. Bl. die Arbeiten des deutschen Geistes nicht völlig mißversteht, stehen wir am Beginn einer neuen, eigenthümlichen Entwicklung der deutschen Literatur, welche in ihren Schöpfungen nicht weniger glänzend, als die des Jahrhunderts von 1750—1850 und nicht weniger verhängnißvoll für die Seelen ihres Volks, in Tendenz und Wirkungen von der jetzt abgeschlossenen sehr verschieden sein wird und im Gegensatz zu ihr wol die patriotische genannt werden darf. Als die deutsche Volksseele in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Schwäche und Verkümmerung wieder zu leben und zu schaffen wagte, war der Charakter ihrer neuen Erhebung, im Großen betrachtet, ein poetischer Enthusiasmus, kindliche Hingebung an ihre Ideale, die im Gegensatz zu den ungenügenden Erscheinungen der wirklichen Welt erfunden wurden. An dem Studium des schöpferischen Lebens antiker Völker erwuchs die deutsche Poesie, die deutsche Kunst, auch die deutsche Wissenschaft. Nicht nur Schiller und Goethe, auch die großen deutschen Philosophen und Geschichtforscher haben dieselbe humanistische Richtung, welche das ewig Schöne und allgemein Menschliche nicht vorzugsweise auf dem Boden des damaligen deutschen Lebens fand und für den Schlag des eignen Herzens und das Leben der Zeitgenossen Gesetze und Verständniß in einer fernen Vergangenheit zu finden strebte. Der ernste Forschergeist der Deutschen war in dieser Zeit mit Vorliebe bemüht, Thaten und Sinn der verschiedensten Zeiten und Völker, nicht weniger das Leben der Natur in ihrer Größe und imponirenden Originalität, anzuerkennen; und von dem Grundsatz Goethes und Schillers: nur die Ideale der Kunst sind wahr, bis zu dem Satze Hegels: was wirklich ist, ist vernünftig; von dem Stolz der Dichter bis zu der Resignation des Philosophen ist derselbe große Grundzug im Theoretischen und Schaffen zu erkennen, welcher für alle Zeit dieser Entwicklungsperiode charakteristisch sein wird. In dieser ganzen Zeit hatte die Poesie das Führeramt. Die größten Namen, die theuersten Erinne-

rungen des Volkes, die höchsten Fortschritte des deutschen Seelenlebens liegen auf ihrem Gebiete. Sie hat dem Charakter der deutschen Nation ihr Gepräge mächtig aufgedrückt. Als Lehrerin und Bildnerin hat sie gethan, was sie vermochte, hat dem erwachenden Bewußtsein der Deutschen schöne Stimmungen, neuen Schwung, Behendigkeit, sich für Hohes zu erwärmen, Opferfreudigkeit und Genuß des irdischen Daseins wiedergegeben. Aber sie konnte ihm nicht alles geben, was dem Deutschen fehlt, nicht die männliche Kraft, welche nur in den starken Strömungen der Wirklichkeit gewonnen wird, nicht die praktische Richtung auf die höchsten menschlichen Bildungen, auf das politische Leben des eignen Volkes, nicht Ausdauer, nicht sofort ein energisches Wollen. Jetzt aber, nach einigen Jahrzehnten, in denen die Ideale der Dichter verblühten, die Theorien der Philosophen in sophistischem Schulgezänk abgenutzt wurden, nach einem andern Jahrzehnt unruhiger Begehrlichkeit und nach einigen heftigen Ausbrüchen politischer Leidenschaft, jetzt, seit dem Jahre 1850, lassen sich mitten aus der Abspannung und Ermüdung, welche noch immer auf dem Volke liegt, die Anfänge einer ganz neuen Richtung, zunächst in einer Reihe von Schöpfungen Einzelner erkennen. Wieder ist es der theoretische Geist, welcher, wie stets bei den Deutschen, das Führeramt übernimmt, aber dies Mal nicht die Poesie, sondern die ernste, unbestechliche, ehrliche Wissenschaft. Während die Naturwissenschaften mit leidenschaftlichem Eifer bemüht sind, falsche Traditionen zu zerstören und die Sinne der Nation zu schärfen, erhebt die königliche Historie ihr beredtes Haupt und spricht zu dem Volke in einer Sprache, die den Deutschen ganz neu ist, mit einer Gesinnung, so groß, so männlich und so liebevoll, daß wir ihren Worten mit Ehrfurcht und froher Ahnung lauschen. Es ist eine wunderbare Sache, daß seit dem Jahre 1848 plötzlich eine Fülle von Kraft und politischer Weisheit in unsrer Geschichtschreibung zu Tage kommt. Männer aus verschiedenen Landschaften, aus verschiedenen Schulen und aus sehr verschiedenen Disciplinen sind auf einmal begeisterte Apostel derselben Kirche geworden, Richter der Vergangenheit, Lehrer der Gegenwart und Propheten der Zukunft. Gelehrte Männer, welche sonst ihre Lebensaufgabe darin fanden, die poetischen Schöpfungen der Vergangenheit zu verstehen, wie Gervinus, oder römische Inschriften, griechische Münzen und die Grundsätze des antiken Rechts zu erklären, wie Theodor Mommsen, oder die Tragiker der Hellenen zu übersetzen und den Staat Alexander des Großen zu durchpilgern, wie Droysen, stehen jetzt als Bundesgenossen auf demselben Schlachtfelde mit Schülern von Ranke, mit den Rednern der Kaiserpartei in der Paulskirche, mit von Sybel, Häusser, Duncker, Waitz u. a. Mehre von ihnen sind in unsern letzten Revolutionsjahren durch politische und parlamentarische Thätigkeit auf denselben Bänken der Paulskirche geschult worden, alle haben in den auflodernden Leidenschaften und gegenüber den Straßenkämpfen der unheimlichen

Jahre gelernt, was unserm Vaterlande Noth thut. Was sie auch für den größern Leserkreis schreiben, ihnen allen stürmt der Gedanke an die Zukunft der deutschen Nation durch das Herz, auf jeder Seite erkennt man das ernste Bestreben, das Volk zu belehren über seine gegenwärtige Stellung, über seinen Staat, seine politische Zukunft, über die großen Gefahren, welche dem deutschen Leben drohen, über die Wege zu Rettung und Sieg und dasselbe zu einem bestimmten Ziele hinzuführen. Und bei allen ist der Weg derselbe, alle die Genannten haben dasselbe Glaubensbekenntniß. Das letzte Resultat der politischen Kämpfe von 1848—1850 bildet jetzt auch die Grundlage der politischen Ueberzeugung, für welche die historischen Lehrer der Nation arbeiten: größere Concentration der deutschen Staaten und Stämme, im Anschluß an den Staatsbau, der, wie auch seine gegenwärtige Physiognomie sein möge, seinen Grundzügen nach der einzige ist, der die Möglichkeit einer großartigen deutschen Politik darbietet, an den preußischen. Aber nicht minder bedeutsam ist, daß diese feste Whiggesinnung die Gründlichkeit und Unparteilichkeit der Forschungen nicht verringert, ja die Tüchtigkeit derselben vermehrt hat. Während bis jetzt die deutsche Geschichtschreibung nur zu oft und grade in ihrem glänzendsten Repräsentanten, Ranke, am meisten in Gefahr war, aus überverfeinerter Humanität gewissenlos zu werden, und das eigne moralische Urtheil einer falschen Objectivität zu opfern, sehen wir bei all den obengenannten Männern und bei nicht wenigen, die ihnen ähnlich sind, eine sittliche Würde und eine innere Festigkeit bei Beurtheilung von Personen und Begebenheiten, welche grade uns Deutschen wie ein neues Evangelium entgegentritt. Denn auch in unsrer gutgearteten, aber verschüchterten Natur ist gegenwärtig der größte Fehler, daß wir viel mehr den weibischen Muth haben, zu leiden, als zu kämpfen, daß wir uns resigniren, wenn Schelme das Schwarz Weiß und das Schlechte gesetzlich nennen, und daß wir in unsrer höchsten Angelegenheit, dem Staat, unser gemüthliches Behagen durch unbeugsame Opposition gegen das Unrecht zu gefährden nur selten fähig sind. Da bei solchem Wesen Sittlichkeit und Urtheil der Deutschen in politischen Dingen ebenso unsicher, als im Privatleben ehrenfest sind, so thun uns jetzt vor allem Lehrer Noth, welche unermüdlich auf die Fehler der deutschen Natur und ihren hohen Beruf hinweisen und in dem Spiegel der nächsten Vergangenheit unser Bild zeigen, nicht wie wir selbstgenügsam uns gern träumen, sondern wie wir wirklich sind, und wie wir werden sollen.

Wol ist auch das charakteristisch für uns Deutsche, daß es grade bedächtige Gelehrte aus der Studirstube sind, welche nur durch gedruckte Buchstaben das Volk ermahnen und zu seiner Pflicht rufen. Aber es ist nicht das erste Mal, daß unsre Wissenschaft so Großes beginnt. Die mächtige Bewegung der Reformation leitet sich von denselben stillen Arbeitszimmern her. Immer war es unsre Art, daß starke Erhebungen des Volksgeistes vorbereitet wurden

durch die tiefen, begeisterten Ueberzeugungen Einzelner, immer ist der Kampf von der Lehre bis zur That bei uns ein gründlicher, tief innerlicher und reiner gewesen, der langsam, aber zuletzt mit unwiderstehlicher Gewalt unser ganzes Sein bewegte. Wol hat der Deutsche sich zu Zeiten auch durch das Marktgeschrei der Sophisten verführen lassen, aber eine mächtige und folgenschwere Bestimmung der Individuen zu großem Wollen war bei uns nur möglich, wenn die edelsten Empfindungen der Nation durch die Besten ihrer Zeit gesteigert wurden. Schwer und mühsam ist uns der Proceß, das in That umzusetzen, was wir als wahr erkannt haben; aber ebendeshalb ist der Kampf auch gründlicher, gewaltiger, und wenn die Zeit zum Entschluß gekommen ist, im Großen betrachtet edler und ehrlicher, als z. B. bei den Romanen. So, wenn wir jetzt an den starken Aufschwung, den die deutsche Geschichtschreibung genommen hat, auch die Hoffnung knüpfen, daß die neue Bewegung aus dem Kreise der Gelehrten wieder nach und nach die verschiedenen Schichten des Volkes ergreifen werde, erwarten wir nichts Befremdliches und Unerhörtes. Denn wer als ein Mann lehrt, mit steter Ueberzeugung in edler Art, der findet in Deutschland jetzt Hunderttausende, welche seinen Worten warme Empfänglichkeit entgegenbringen, und schnell verwandelt sich das edle Metall seiner Rede in gute Münze, welche durch das ganze Land von Haus zu Haus rollt. Grau und arm an Licht ist der politische Himmel, welcher über den deutschen Staaten hängt. Nicht wenige gibt es, und es sind nicht grade die schlechtesten Männer, welche nur Unheil, Verwirrung und Schmach von unsrer nächsten Zukunft erwarten. Solche Muthlosigkeit hat kein Recht. Noch gibt es weite Gebiete im deutschen Leben, in denen wir nicht schwach, nicht rathlos und nicht unbehilflich geworden sind; ja über den widerwärtigen Erscheinungen des Tages erheben sich schon jetzt die ersten Wahrzeichen eines bessern Lebens. Für das dämmerige Träumen und die unsichern Forderungen des vergangenen Jahrzehnts, für das phantasievolle Genießen und das abenteuerliche Hoffen ist uns das nüchterne Licht der Erkenntniß gekommen. Die Gegensätze haben sich geschieden, die großen Forderungen der Nation sind formulirt. W i r w i s s e n, w a s w i r w o l l e n, und in deutscher Weise hat die Arbeit begonnen, dies Wollen populär zu machen. Ein großer Wille, ein erreichbares Ziel, praktische und unsrer Natur angemessene Mittel, dasselbe zu erreichen! Wer das nicht anerkennt, der nehme den Kampf deutscher Wissenschaft in sich auf. Sicher kommt ihm dann die Ueberzeugung, daß wir grade jetzt etwas haben, wofür es sich zu leben lohnt; ja vielleicht empfindet er ahnend schon jetzt, was einst das letzte Urtheil unsrer Nachkommen sein wird, daß grade die Gegenwart der Anfang einer großen deutschen Zeit, und wer darin lebte und sich an dem Kampfe betheiligte, glücklich zu preisen ist.

Keine bessere Gelegenheit gibt es, solchen Betrachtungen Ausdruck zu

geben, als die Anzeige des Werkes, dessen Titel über dem Anfang dieser Zeilen steht. Heinrich von Sybel, Professor zu Marburg, ein Historiker aus Rankes Schule, ist eine Persönlichkeit, an welche man die höchsten Hoffnungen zu knüpfen berechtigt ist. Vieles Gute und manches Eigenthümliche verdankt er seinem Lehrer, das Beste sich selbst. Wie Ranke besitzt auch er in ausgezeichneter Weise die Gabe, nach großen Gesichtspunkten die Fülle des Stoffes zu ordnen, wie dieser eine Freiheit des Geistes, welche hoch über der Welt der Erscheinungen schwebt und dieselben mit souveränem Blick nach ihrem innersten Zusammenhange zu verknüpfen und für die Darstellung organisch zu gliedern weiß; wie dieser eine feine künstlerische Empfindung für das Wirksame der Composition und eine umfassende Bildung, welche jede Aeußerung des Volkslebens als charakterisirendes Moment zu benutzen weiß. Auch ihm ist die Darstellung des innerlichsten Zusammenhanges der Begebenheiten, der Kampf der Interessen und der Parteien viel mehr Hauptsache, als die Schilderung des dramatischen Ausdrucks und der imponirenden Situationen. Auch ihm hängt die rankesche Maxime an: das Allbekannte nicht zu sagen. Und auch er versteht, wo es ihm nöthig scheint, mit unübertroffener Meisterschaft sowol Staatsverhältnisse als handelnde Menschen zu charakterisiren. Eigen aber ist ihm bei aller Ruhe und vornehmen Haltung eine große ethische Kraft, rücksichtslose Wahrheitsliebe und hohe Energie des Patriotismus, eine tiefe Verachtung der Phrase und glänzender Sophismen. Seine Ansicht über die Politik Frankreichs, Rußlands, Oestreichs und Preußens ist bis ins Detail herab ganz dieselbe, welche Grundlage des Glaubensbekenntnisses für die große Partei geworden ist, der zu dienen auch der Stolz dieses Blattes ist. So ist bei ihm ein ungewöhnlicher Scharfblick und staatskluge Besonnenheit mit einem starken Gewissen und festen politischen Ueberzeugungen verbunden.

Die Geschichte der sechs Jahre von 1789 bis 1795 wird unter seinen Händen ein einheitliches historisches Gemälde, welches in drei großen Gruppen von Persönlichkeiten und Ereignissen die ungeheuren Wandlungen darstellt, durch welche sich auf dem Continent Europas der Sturz des mittelalterlichen Feudalstaats zu Gunsten des modernen Militärstaats vollzieht und die Grundlage gelegt wird zu der Politik der vier Großmächte des Festlandes, welche die Gegenwart wie die nächste Zukunft unsers Vaterlandes bestimmen. — Die drei großen Gruppen von Thatsachen sind der Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution und die Selbstvernichtung derselben, zweitens die Selbstvernichtung Polens und seine Auflösung durch die beiden letzten Theilungen, drittens die Selbstzerstörung des deutschen Reiches in dem ersten Krieg gegen Frankreich und dem erbitterten Kampf preußischer und östreichischer Interessen. Die genaue Verbindung dieser drei Zersetzungsprocesse

wird dargestellt. Der tragische Parallelismus, welcher zwischen der demokratischen Schreckensherrschaft in Frankreich und ihrer Politik und der despotischen Eroberungslust Rußlands und seiner Politik hervorbricht, und der zersetzende Einfluß dieser gleichzeitigen Activitäten auf Deutschland ist mit bewunderungswürdiger Schärfe nachgewiesen. Die ganze furchtbare Zeit wird durch eine Fülle bisher unbekannter Thatsachen und durch neue Lichter, welche auf die letzten Motive der Handelnden fallen, aufgehellt. Seine Herrschaft über den schwierigen Stoff verdankt der Verfasser der Benutzung bisher wenig oder gar nicht benutzter Materialien. Außer den bekannten neuen Quellen: Mirabeaus Briefwechsel, die Memoiren Mallet du Pans und den sehr zahlreichen neuen Departementalgeschichten Frankreichs wurden ihm wichtig die handschriftlichen Documente in den Archiven zu Paris, eine reichhaltige Sammlung von Briefen und Depeschen deutscher Staatsmänner und Feldherrn, vor allem aber die Durchforschung des niederländischen Archivs und die Depeschen des State-paper Office in London. Von den drei Theilen des Werkes enthält der erste in übersichtlicher Erzählung den Ursprung der französischen Revolution, die Entstehung der ersten Coalition gegen Frankreich, den Anfang des Revolutionskrieges und eine vortreffliche Darstellung des bis auf die neueste Zeit noch so räthselhaften Feldzugs in der Champagne; der zweite Band die innern Krämpfe Frankreichs bis zum Sieg Robespierres, das dämonische Auftreten Rußlands, die Theilung Polens und die Auflösung der Coalition. Der dritte soll den mißlungenen Versuch der Seemächte, das Bündniß gegen Frankreich zu erneuern, den Aufstand und die Vernichtung Polens, den Sturz der Jakobinerherrschaft und Abschluß der Conventregierung in Frankreich erzählen. Wenn aus dieser Angabe des Inhalts erhellt, daß die Darstellung des politischen Gewebes jener Zeit und die Aufdeckung der vielen sich durchkreuzenden Fäden die Hauptaufgabe des Verfassers war, so ist doch grade die Herleitung aller Actionen aus der Seele der Menschen, wie aus den Culturverhältnissen der verschiedenen Staaten die nicht am wenigsten glänzende Seite des Werkes. Unübertrefflich ist die Schilderung der Zustände Frankreichs beim Ausbruch der Revolution, des Grundbesitzes, des Handels, der Verwaltung, ebenso wahr die Schilderung polnischer und russischer Zustände und die Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten, sowol die leicht skizzirten, als die, welche weitere Ausführung erhalten haben, z. B. von Katharina II.

Aber merkwürdig; dicht neben einer großartigen Zeichnung der Personen und socialen Verhältnisse ist in der Erzählung eine gewisse Scheu des Verfassers vor ausgeführten Schilderungen der einzelnen Momente und Tagesscenen. Zuweilen vermeidet er grabezu, Farbe zu geben, als wenn die sinnlicher eindringende Ausführung den klaren Ton des Berichts beeinträchtigen könnte. Die bekannten Schreckenstage in Paris, der Todestag des sechzehnten Ludwig

sind, was die Darstellung des dramatischen Verlaufs betrifft, mit wenig Worten abgefertigt. Eine solche Enthaltsamkeit ist doch nicht vortheilhaft. Auch was schon hundertmal erzählt und dem Historiker und Staatsmann alltäglich ist, müssen wir, die Lesenden, in wirksamer Ausführung fordern, denn wir verlangen ein Abbild der Vergangenheit, worin auch die Proportionen der dargestellten Begebenheiten in ihrem Verhältniß zueinander von uns als wahr empfunden werden. Und grade da, wo in detaillirter Auseinandersetzung vorzugsweise Ursachen und Motive aufgedeckt werden, wo dem Lesenden eine angestrengte Thätigkeit des Verstandes und vielfaches Combiniren nöthig sind, um dem Erzähler zu folgen, bildet die plastische Anschaulichkeit der Erzählung bei einzelnen großen Momenten einen nothwendigen Gegensatz, der auch das Gemüth fesselt und den Proceß der Reception erleichtert. Wenn der Geist des Erzählers, seine Tüchtigkeit und vornehme Ruhe überall imponiren, so fehlt der Darstellung doch zuweilen, was ihn uns vertraut macht und unserm Herzen nahe bringt. Sybel hat nicht die kalte Glätte Rankes, welche den Leser empören kann, wenn eine kunstvolle Phrase da eintritt, wo wir den warmen Ausdruck von Liebe und Haß erwarten, er ist nie ohne Gesinnung, im Gegentheil, er fällt auf jeder Seite ein sicheres und rücksichtsloses Urtheil. Der Leser glaubt an seinen Charakter, aber er sucht sein Gefühl, er empfindet einen hohen Geist und eine starke Ueberzeugung, aber es fehlt ein wenig das Behagen. Wol mag es eine Streitfrage sein, wie weit der Historiker in der Darstellung der Situationen gehen dürfe. Jede Persönlichkeit wird darin ihr Recht fordern, zu große Vorsicht wird besser sein, als novellistische Schwatzhaftigkeit; und selbst die brillanten Schilderungen Macaulays dürfen manchen andern vielleicht grade an Enthaltsamkeit mahnen. Aber etwas mehr wäre dem vorliegenden Werke nützlich.

Nur soll nicht gesagt sein, daß es der Erzählung an Interesse fehlt, denn nie ist bis jetzt der Verlauf der französischen Revolution in so großartiger Weise dargestellt worden, die Fehler aller Parteien, die Hilflosigkeit des Hofes, die Intriguen der Demokraten, die Scheußlichkeit und wahnsinnige Verkehrtheit in den Principien der Jakobiner, das Assignatenunwesen, die Spoliation der Besitzenden, die furchtbare egoistische Politik der Zerstörung. Es ist fortan einem Deutschen nicht mehr möglich, mit schwacher Gemüthlichkeit die relative Berechtigung dieser Schurkenwirthschaft zu behaupten. Nie bleibt der Leser in Unsicherheit über den moralischen Unwerth der einzelnen Thaten, überall ist mit einer merkwürdig geistvollen Reflexion, ungefähr wie sie der theilnahmvolle Richter gegenüber dem Verbrecher übt, auch bei den größten Sündern, den Girondisten, Danton, Robespierre, ihr innerer Kampf und ihre Gedanken, welche sich untereinander anklagen und entschuldigen, bloßgelegt; überall ist auf die vernünftige Vergeltung hingewiesen, welche die Individuen durch ihre Thaten richtet und die Völker durch ihre Ideen. Nirgend noch ist die kalte,

vorsichtige, zähe Eroberungspolitik des lothringischen Kaiserhauses und die Gefahren, welche sie den deutschen Völkern bereitet hat, nirgend das gewaltthätige Uebergreifen des riesigen Rußlands über Deutschland mit so unwiderstehlicher Logik entwickelt worden. — Wohlthuend sticht von dieser Behandlung das Urtheil über Preußen ab, welches auch in seiner Schwäche und diplomatischen Ungeschicklichkeit immer noch das Bild eines Staates gewährt, der einen höhern Idealismus hat, als die egoistischen Wünsche der Herrschenden. Was uns aber als die Krone von allem erscheint, noch nie ist die Theilung Polens mit solcher Wahrheit und Entschiedenheit als eine Nothwendigkeit für Preußen vertreten und nie die politische Nichtswürdigkeit des polnischen Staates so eindringlich geschildert worden, als in diesem Werke. Der deutsche Stolz des Verfassers und sein großer politischer Sinn sollen diesen Theil seines Werkes jedem Preußen vertraut und theuer machen. Es ist nicht die kleinste Schmach, die wir Deutsche uns selbst zugefügt haben, daß wir die Theilungen Polens, die für uns eine Art der Selbsterhaltung waren, durch fast funfzig Jahre vom Standpunkt eines Polen oder Franzosen, oder einer verkehrten Weltbürgerlichkeit bejammert haben als eine Unthat, die wir begangen. Allerdings war es ein Unglück für Deutschland, daß Polen verschwinden mußte und Rußland unser Nachbar wurde und es war nicht weniger ein Unglück, daß Preußen nicht die Attractionskraft einer großen Ländermasse hatte, Polen, wenn es einmal nicht selbstständig leben konnte, ganz an sich zu ziehen. Ja es bleibt uns unbenommen, in der Gegenwart den Wunsch auszusprechen, daß zwischen Preußen und Rußland ein unabhängiges Polen wieder auflebe. Am Ende des vorigen Jahrhunderts aber war die preußische Occupation eines Theiles von Polen für die Existenz von Ostpreußen, wie für ganz Deutschland ein unvermeidliches, nothwendiges Factum und nur das ist höchlich zu bedauern, daß wir nicht mehr davon den Russen wegzunehmen die Kraft hatten. — Die Schilderung Polens am Ende des vorigen Jahrhunderts soll mit den Worten des Verfassers (Band 2, S. 219) hier folgen. Für die Mitarbeiter d. Bl., welche dieselbe Auffassung zu vertreten bemüht sind, war der betreffende Abschnitt bei Sybel eine sozusagen persönliche Freude.

„Seit Jahrhunderten trug damals Polen an dem Fluche der Leibeigenschaft. Neun Zehntel seiner Bewohner waren hörige Bauern, die ohne irgendeinen Rechtsschutz der Willkür ihrer Herren Preis gegeben waren. Noch bestand das alte Gesetz, welches jeden derselben im Falle des Todtschlags auf 10 Mark oder nach damaligem Geldwerthe etwa vier Thaler schätzte, im Uebrigen aber verfuhr der Herr mit der Person und der Habe seines Leibeignen nach freiem Belieben. In derselben Zeit, in welcher aller Orten sonst der Drang der persönlichen Freiheit und bürgerlicher Gleichheit begann, mit dem Ende des 17. Jahrhunderts, vollendete sich in Polen die adlige Tyrannei. Man hat

bemerkt, daß um die Mitte desselben die Abgaben und Dienste über alles Maß hinaus gesteigert wurden: die Frohnden wuchsen bis zu der Höhe von vier Tagen in der Woche, die Brutalität des persönlichen Verhältnisses übersprang alle Schranken. Die Edelleute, schrieb ein Reisender im Jahre 1781, mißhandeln jedes Mädchen, welches ihnen gefällt und jagen einen jeden, der sich dem widersetzen möchte, mit hundert Stockschlägen hinweg. Georg Forster, der sie Jahrelang in der Nähe beobachtet hatte, sprach 1791 das furchtbare Wort über sie aus: die polnischen Edelleute haben allein in Europa die Unwissenheit und Barbarei so weit getrieben, in ihren Leibeignen beinahe die letzte Spur der Denkkraft zu vertilgen. In der That, sie waren in eine in dem übrigen Welttheile unerhörte Armuth und thierische Stumpfheit versunken. In Großpolen fanden die Reisenden sie nur etwas elender, als in den schlechtesten Gegenden Deutschlands, aber doch immer viel leidlicher gestellt, als im Innern des Landes. Hier aber wohnten sie in hölzernen, mit Lehm beworfenen Hütten; das Innere derselben bildete stets einen einzigen Raum, in welchem Männer und Weiber, Menschen und Vieh zusammen hausten; es gab kein Hausgeräth als den großen Ofen, der zugleich die Schlafstätte der ganzen Familie bildete und dessen Rauch durch die Thüre und die Fugen des Gebäudes den Ausgang suchte. Dem Zustande der Wohnung entsprach die Kleidung und Nahrung: von geistiger Ausbildung war keine Rede und die allen Slawen eigne mechanische Anstellung wurde in dem armseligen Einerlei ihres Daseins nicht entwickelt. Keiner suchte etwas vor sich zu bringen, weil keiner etwas für sich oder seine Kinder erwarb; der Kantschu des Herrn trieb sie zur Arbeit und hinter dem Rücken desselben fielen sie in schlaffe Unthätigkeit zurück. Die einzige Freude war es für Männer und Weiber, in der Schenke, welche jeder Gutsherr unterhielt, allsonntäglich beim Schall der Geige im Branntweinrausche das Elend ihres Lebens zu vergessen. So waren sie so weit herabgekommen, daß sie jedes Gefühl für einen bessern Zustand und jedes Streben nach menschlicher Existenz verloren hatten. Es war beinahe unerhört seit hundert Jahren, daß es zu einer Widersetzlichkeit unter den Bauern gekommen wäre: in keiner der vielen Zwistigkeiten, durch welche der Adel den polnischen Staat zerrüttet, hätte sich unter dem Volke eine politische Regung gezeigt. Dieselbe Stumpfheit herrschte aber auch jetzt, als es sich um das Dasein des Reiches handelte. Woher hätten sie Gemeingefühl und Vaterlandsliebe nehmen sollen? Sie wußten nichts vom Staate und fragten nicht, wer sie beherrschte, weil alle Herrschaft ihnen nichts als Frohnde, Mißhandlung und Branntweinschank brachte. Um so gleichgiltiger mußte es ihnen sein, ob ihre Herren einer polnischen Republik, einer russischen Zarin oder einem deutschen König gehorchten: sie hätten das Letzte vielleicht gewünscht, wenn in ihre Hütten eine Kunde gedrungen wäre, daß ihre Stammesgenossen in West-

preußen und Galizien zwar mit harter Strenge, aber immer wie Menschen regiert wurden. Wenn man diese Verhältnisse erwägt, so wird man kaum noch von dem Untergange der polnischen Nation durch die Theilungen reden mögen. Was 1793 zu Grunde ging, war die unmenschliche Herrschaft weniger Edelleute über das polnische Volk: dieses wechselte nur die Herren und sah der Aenderung, welche ihm selbst auf der russischen Seite beinahe so viel Gutes wie Uebles bringen konnte, mit trägem Gleichmuthe zu.

Von einem dritten Stande war in Polen nicht viel zu reden. Außer Warschau gab es noch einige freie oder königliche Städte, in denen jedoch das bürgerliche Gewerbe sehr schwache Fortschritte machte, theils infolge der schlechten Verwaltung, die z. B. weder von Feuer-, noch Reinlichkeits- noch Gesundheitspolizei eine Ahnung hatte, theils weil damals erst seit dreißig Jahren ein Tribunal im Lande existirte, welches Klagen eines Bürgerlichen gegen einen Edelmann annahm. Die meisten der sogenannten Städte waren aber in noch ungünstigerer Stellung, weil sie auf adligem Boden erbaut, von dem Grundherrn fast ebenso abhängig wie die Bauern waren: ein Gesetz von 1768, welches den Herren die Halsgerichtsbarkeit wegen des unerträglichen damit getriebenen Mißbrauchs genommen, hatte ihnen zur Entschädigung die Befugniß gegeben, die Leistungen und Abgaben der Bürger willkürlich zu erhöhen. Hier gab es also keinen Rechtsschutz, keine corporative Selbstständigkeit, kein anderes Gewerbe, als einen schlaff und unergiebig betriebenen Ackerbau. Die einzige Ausnahme in der traurigen Regel bildeten die großpolnischen Bezirke, die Grenzlande der norddeutschen Provinzen, also eben die Landschaften, welche Preußen in diesem Augenblicke seinem Besitze unterwarf. Hier hatte, nicht anders als fünf Jahrhunderte früher in Brandenburg und Schlesien, die deutsche Civilisation der Eroberung vorgearbeitet. Eine Menge deutscher Handwerker und Kaufleute, durch den sichern, concurrenzlosen Absatz verlockt, hatten sich in den Städten festgesetzt; in einigen gab es 1793 kaum noch einen polnischen Bewohner, beinahe funfzehn Meilen landeinwärts erstreckte sich die Herrschaft der deutschen Sprache. Ohne daß der Staat irgendeine Unterstützung gewährte, ohne daß die Grundherren die sonst gewohnten Bedrückungen unterlassen hätten, blühte hier durch deutschen Fleiß eine stattliche Leinen- und Wollenfabrication auf. Alle Interessen wiesen natürlich auf Deutschland: das Gewerbe wünschte sich seine Absatzwege nach den Ostseehäfen; die Bürgersöhne bezogen sehr häufig die Universität in Frankfurt oder Leipzig. Hierzu kamen die religiösen Verhältnisse. Trotz aller Verfolgung hatte sich in der Nähe dieser Grenze ein zahlreicher protestantischer Adel erhalten, der zwar keinen Theil an der Regierung hatte und von dem Staate nichts als Zurücksetzung erfuhr, aber durch Ordnung und Sparsamkeit auf kleinen, selbst bewirthschafteten Gütern zu einem in Polen seltenen Wohlstande gelangte. Diese Familien, Kalkreuth, Schlich-

ting, Seydlitz, Potworowski u. s. w. waren durchgängig mit dem brandenburgischen und schlesischen Adel verwandt oder verschwägert und hatten keinen lebhafteren Wunsch, als in das geordnete preußische Staatswesen einzutreten.

Wenden wir uns nun von diesen politisch unterworfenen Classen zu dem herrschenden Theile der Nation, zu dem katholischen Adel Polens hinüber, so ist gleich bei dem ersten Blicke die Erscheinung auffallend, daß seine Zahl in steter Abnahme begriffen war. Man berechnete damals, daß bei einem allgemeinen Aufgebot höchstens 150,000 Köpfe erscheinen würden. Schon dieses Zusammenschwinden läßt auf inneres Sinken schließen und eine nähere Betrachtung zeigt denn auch sogleich einen vollständigen, materiellen und sittlichen Ruin. Die Güter der meisten waren tief verschuldet und wurden von Pächtern bewirthschaftet, welche der Sache nach Pfandgläubiger waren und aus dem Gute nur möglichst rasch ihre Forderung herauszuziehen suchten. Es leuchtet ein, daß hierbei der Bestand des Gutes nicht geschont und vor allem die Bauern in jeder Hinsicht ausgesogen wurden: das Verhältniß kam aber so oft vor, daß sich besondere Rechtsformen dafür gebildet hatten und oft genug schleppte es sich durch mehre Generationen bis zur Tilgung der Schuld fort. Ueberhaupt war es selten, daß ein großer Grundbesitzer seine Ländereien selbst verwaltete; die meisten zogen wie der gleichzeitige französische Adel das Leben bei Hof, in der Hauptstadt oder auf Reisen der heimischen Thätigkeit vor und übertrugen die Aufsicht ihrer Güter, wo sie nicht der Gläubiger davon befreite, irgendeinem ärmern Edelmann als Pächter. Der Grundmangel dieser Landwirthschaft war nun, eine natürliche Folge der unentwickelten Industrie im Lande, ein völliger Mangel an Capital. Baares Geld war selten, der Zinsfuß hoch, von vernünftigem Creditwesen keine Rede. Die wenigen Bankherren in Warschau bildeten eine wahre Macht, welche den gesammten Adel in Abhängigkeit hielt: daß einige derselben infolge der russischen Occupation 1792 ihre Zahlungen einstellten, wurde als die empfindlichste aller bisherigen Folgen des Krieges bejammert. Es fehlten also schon die materiellen Mittel zu einem umfassenden, bessernden, weiter blickenden Betriebe. An seiner Stelle hatte man nichts, als die rohe Arbeitskraft der Leibeignen, die auf Kosten der ihnen zugewiesenen Aecker die Ländereien des Herrenhauses mit Hand- und Spanndiensten nach landesüblicher, altüberlieferter Weise zu bestellen hatten. Der Ertrag war war also unendlich dürftig für sie selbst, für den Herrn und für das Gemeinwesen.

Die Herren hatten allerdings Mittel genug, sich für den Ausfall zu entschädigen, nur daß dieser Ersatz gleich verderblich für sie selbst und für den Staat war. Ihr Lieblingsspruch lautete: hochgeboren hochvermögend — mit andern Worten, da der Adel über alle Macht des Staates verfügte, so verstand

es sich ihm von selbst, daß der Staat den Adel auch ernähre. Es waren namentlich zwei Quellen, aus welchen diese Nahrung geschöpft wurde, die Käuflichkeit der Aemter und die Verwaltung der Staatsgüter. Jene hatte sogleich zur Folge, daß jedes Amt auch nur als Einnahmequelle betrachtet und benutzt wurde, was denn vor allem die Rechtspflege vollständig zerrüttete, Weitläufigkeit, Kostspieligkeit und Bestechlichkeit durch alle Instanzen verbreitete. Die Domänen bildeten eine Gütermasse von 400 bis 600 Millionen Gulden Werth und wurden größtentheils als Starostien an bedürftige oder begünstigte Edelleute ausgeliehen. Der Starost mußte dann, je nach der Länge seiner Besitzzeit, drei Viertel oder die Hälfte des Reinertrags an die Staatskasse abliefern: der Staat verschenkte damit also unmittelbar einen sehr beträchtlichen Theil seiner Einkünfte, und erlitt einen weitern und noch erheblicheren Schaden durch die Verschlechterung der Güter, da dieselben natürlich nicht mit dem Interesse des Eigenthümers bewahrt, sondern durchgängig so elend bestellt wurden, daß man auf den ersten Blick Starostenland und Erbgut voneinander unterscheiden konnte. Daß die Patrioten von 1791 zur Einziehung der Starostien geschritten waren, hatte neben der Schöpfung städtischer Verfassungen dem Hasse der adligen Opposition den schärfsten Stachel gegeben.

So rächte sich die Anarchie des Staates, welche durch die Unbändigkeit dieses Adels erzeugt worden war, an ihren Urhebern, indem sie dieselben mit selbstsüchtigem Leichtsinne und verschwenderischer Nachlässigkeit ausstattete. Noch viel verheerender aber als die Ungebundenheit nach Oben wirkte die Tyrannei nach Unten. Ist es doch überall die sicherste und gerechteste Strafe des Despotismus, daß er den Despoten selbst durch Uebermuth und schlechte Lüste entnervt. Der hervorstechende Zug des polnischen Nationalcharakters war neben Schlauheit und Muth eine höchst lebhafte Erregbarkeit, die ihn für gute und schlechte Affecte gleich empfänglich machte: mitten in seiner Verderbniß behielt dieses Volk die Fähigkeit zu hoch aufflammender Begeisterung, hatte aber nichtsdestoweniger das Gift einer verzehrenden Unsittlichkeit mit vollen Zügen in sich eingesogen. Als Kinder waren sie unter Hunderten von schmuzigen, herabgewürdigten, jeder Laune des Gebieters dienstbaren Geschöpfen herangewachsen. In den Jesuitenschulen, in welchen das damalige Geschlecht noch erzogen war, hatten sie dann mechanische Andachtsübungen, elegante Handschrift, barbarisches Latein und sonst nichts Anderes gelernt. Als Männer in den Strom der Welt und des Zeitgeistes herausgetreten, hatten sich die meisten mit der Frivolität des französischen Radicalismus erfüllt, und hier die Theorie zu der Genußsucht und Selbstsucht gefunden, zu welcher ihnen Staat und Haus die furchtbare praktische Anleitung gaben. Sie bewährten dann noch immer den alten Ruf unbändiger Tapferkeit und unerschöpflicher List, und bei keiner andern Nation fand man in gleichem Maße das Talent des persönlichen

Auftretens, Sprachgewandtheit, Galanterie, rasches Ergreifen oberflächlicher Kenntnisse. Aber an keiner Stelle reichte die Bildung so tief, um den Charakter zu gestalten, die Leidenschaft zu zügeln, die sittliche Haltung zu befestigen. Ein geordneter Haushalt war bei den Einzelnen so selten wie bei den öffentlichen Kassen; neben fürstlicher Pracht breitete sich widerliche Unreinlichkeit aus; leuchtende Toiletten waren mit Ungeziefer bedeckt und bei prunkenden Festen der Gebrauch der Schnupftücher ein unbekannter Luxus. Was für die niedern Classen der Branntwein, war der Tokaier für die höheren; mit dem Trunke wetteiferte das Spiel, dem sich Männer und Weiber jedes Alters mit rasender Leidenschaft zudrängten. Der gesellige Umgang bewegte sich in ungezwungenen Formen, ohne irgendeine Steifheit noch Einschränkung, so daß der Fremde, vor allem der herüberkommende Deutsche, anfangs des Entzückens voll war. Aber auch hier schlug die Freiheit in Zügellosigkeit um, und der Ton der vornehmen Gesellschaft traf in entsetzlicher Weise mit dem Einflusse der Leibeigenschaft zusammen. In Polen wie überall zerstörte die Sklaverei, bei der menschliche Wesen nicht als Menschen geachtet werden, in den Herren selbst den Kern aller Sitte, die Scham. Der Verkehr unter den Geschlechtern war hier ohne schützende Formen, weil die Gesinnung beider Theile Zucht und Scheu verloren hatte. Die Mädchen heiratheten, um ihre eignen Herrinnen zu werden, und nichts war leichter und gebräuchlicher, als die Scheidung einer so geschlossenen Ehe; man konnte Jahrelang mit einer Dame verkehren, ohne zu erfahren, ob sie von ihrem Manne getrennt oder mit dem wievielsten sie verheirathet sei. Den dunkelsten Zug aber dieses Bildes sei mit den Worten des königlichen Leibarztes Lafontaine anzuführen verstattet — es ist übel von solchen Dingen zu reden, aber erst durch sie wird der Sturz des polnischen Reiches verständlich —: unter unsern Krankheitsfällen verhält sich die Lustseuche gegen die sonstigen Uebel wie sechs zu zehn, unter hundert Recruten waren in Warschau voriges Jahr achtzig venerisch, und häufig habe ich junge Mädchen von zwei, drei und mehrern Jahren von angeborenen Leiden dieser Art ergriffen gesehn: wer das Uebel nicht durch eigne Schuld bekommt, der hat es entweder ererbt, oder durch die Amme erhalten, von welchen man unter zwanzig gewiß funfzehn mit diesem Uebel behaftete rechnen kann.

Wird es nöthig sein, den Staat, der von solchen Menschen beherrscht wurde, in seinen einzelnen Verwaltungszweigen zu schildern, demselben Schauspiele der Auflösung und Verwitterung in Justiz und Finanzen, in Verwaltung und Heerwesen nachzugehn, die überall wiederkehrende Verwilderung, Gewaltthätigkeit und Selbstsucht an thatsächlichen Proben zu schildern? Alle herrschenden Polen waren voll Eifer, für die Republik zu streiten und die meisten auch bereit, für das Vaterland zu sterben: aber sehr wenige mochten dem Gesammtwohl ihre Trägheit und Unbeständigkeit, ihre Vortheile und Genüsse opfern.

Kann man sich wundern, wenn der Edelmann, zerrüttet an Vermögen, Gesundheit und Sitte wie er war, für die übermächtigen Nachbarn abwechselnd nur beschränkte Verachtung und eigennützige Unterwürfigkeit hatte, wenn der Bürger die deutsche Eroberung mit Freuden, und der Bauer auch die russische Herrschaft mit Gleichgiltigkeit beginnen sah? Oder ist es befremdlich, wenn der Gutsherr, der sein Lebenlang den Bürgern seine Rechtssprüche verkauft, und der Beamte, der von jeher in dem Staate nur die Quelle der Bereicherung gesehen hatte, jetzt auch den russischen Agenten seine Wahlstimme veräußerte?

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Von Flensburg nach Tondern.

Die beiden Briefe über Angeln, die ich mit Beispielen und Beweisen für das im letzten Briefe Behauptete zu füllen gedachte, spare ich für einen andern Zusammenhang auf. Ebenso das Bild von Flensburg, seinen Zuständen und Parteien und ebenso meine Beobachtungen und Erfahrungen im Sundewitt, auf Alsen, im Haderslebenschen und in Kolding.

Gar vieles von dem, was Tagebuch und Gedächtniß aus diesen Strichen aufbewahren, verlockt zu unmittelbarer Mittheilung. Da ist die prächtige Bucht von Flensburg und das anmuthige Waldörtchen Gravenstein und die entzückende Mondnacht, die ich am Ufer seines Noors verlebte. Dort die Aussicht von der düppler Schanze, dort der sonnige Sonntag, an dem ich vom Higeberge auf Alsen über den dunkeln Buchenwald an der Küste und dem stillen blauen Belt nach dem gelben Strande von Fühnen hinüberschaute, von wo dem Lande so viel Unheil gekommen, dort neben der dürren Haide mit ihren Sagen und Runensteinen die reizende Bucht von Gjenner und die lieblichen Thäler und Hügel von Kirkebye, dort Christiansfeld, das Herrnhuterdorf, die stolze Ruine von Kolding und die stolzere Erinnerung an seine Schlacht. Da will die eine und die andere heitere Anekdote durchaus auf Plattdeutsch erzählt sein, dort und dort drängen sich Klagen auf Klagen über den Druck und die Willkür der dänischen Beamten zur Veröffentlichung und von dort her seufzen die Glocken Angelns im Chor über leere Kirchen, in Haß verwandelte Liebe und langsam dahinsterbende Gottesfurcht.

Indeß der Ostseite des Landes ist vorläufig hinreichend Rechnung getragen. Die Zeit drängt, auch der Norden und die Landesmitte und vor allem die Westseite mit ihren Marschen und ihrem grimmigen Meere fordern ihr Recht und so mögen jene anmuthreichen Landschaftsbilder bis auf weiteres mit der bloßen Erwähnung zufrieden sein, die plattdeutschen Anekdoten bis auf weiteres

sich mit ihrem Gange von Mund zu Mund begnügen und das Echo der seufzenden Glocken bis auf weiteres auf ihre Kirchspiele beschränkt bleiben. Die Zeit wird kommen, wo ihr Klagelied und ihr Hilferuf dem gesammten deutschen Volke in die Seele tönen werden.

Blicke ich nach dieser Umschau auf politischem Gebiete auf das Landschaftliche zurück, das ich nun verlasse, so tritt es an Interesse vor jenem zurück. Das Panorama, das man zu Füßen des goldnen Christophorus auf dem kappeler Kirchthurme genießt, bietet, so weit es Angeln betrifft, nichts als Hecken, umschlossene Weiden und Kornfelder, grüne Hügel, hinter denen Dörfer mit grauen Strohdächern hervorlugen und waldige Landzungen im lichtblauen Meere. Hübscher ist der nördliche Theil, den man vom Schiersberge überblickt, und wo sich über zahlreichen Buchenwäldchen mehr als ein Dutzend der stattlichsten Kirchthürme erheben. Ein sehr nettes Bild friedlichen Behagens gewinnt man vor der Schenke am Westufer des söruper Sees. Eine angenehme Ueberraschung endlich gewährt eine Stelle zwischen Gelting und Niesgrau dem Wanderer, welcher in Vergessenheit der Karte zwischen den hohen Knicks, ihren dichten Ranken und ihrer reichen Blumenpracht tief im Binnenlande zu sein glaubt und, auf einer Bodenerhebung angelangt, durch eine Oeffnung in der grünen Mauer plötzlich zur Rechten eine weite himmelblaue Meeresbucht mit weißen Segeln darauf und gelben Sandgestaden dahinter erblickt, während zur Linken in der Tiefe hinter den Schatten hoher Bäume ein sonnenheller Wiesengrund mit einer rothen Kuhherde sich streckt und weiterhin auf einer Höhe eines jener stolzen Bauernhäuser sichtbar wird, von denen das reiche Angeln so viele hat.

Folgen Sie mir jetzt über die hohe Geest nach den Marschen der Westseite. Allmälig hören die grünen Hügel, welche die Ostsee an ihrem Rande aufgethürmt hat, auf. Die Hecken um die Felder werden dürftiger und niedriger und machen bloßen Rasenwällen Platz. In den Gräben erscheint Haidekraut. Die Wege werden sandig. Statt der stolz emporragenden Buchen tritt ein ärmlicher Krattbusch von Eichen und Birken auf. Seltener und immer seltener gelangt der Wanderer zu einem Dorfe. Häufiger und immer häufiger unterbrechen Strecken voll von rostbraunem Haidekraut, gelblichem Sandhafer und graugrünen Zwergweiden die bestellten Felder, die schon längst statt des fetten blaugrünen Weizens nur bleichgrünen Buchweizen und schmächtige, dünn stehende, dürftige Roggensaaten zeigten.

Endlich, nachdem wir die Hochebene des Landesrückens erreicht haben, schwinden auch diese Zeichen gesegneter Arbeit und wir sind in einer Einöde, so wüst und trübselig, wie je ein verirrter Westwind eine durchfegte und wie je eine dem einsamen Reisenden Gedanken an den Tod und das Nichts erweckte. Er sieht sich um nach dem letzten Wäldchen, das ihm Schatten gab und ge-

wahrt eine Wand von windentblätterten, verbogenen Baumwipfeln, die auf der Ostseite unter dem Hauche des Meeres ihr angenehmes Grün bewahrten, hier aber aussehen, als ob ein vorüberstreisender Samum ihre Zweige versengt hätte. Er blickt zur Rechten und zur Linken und weit hinaus vor sich bis an die Linie, wo der blaue Himmel an die graue Erde grenzt. Fata Morgana, die Bildweberin, läßt ihr Weberschiffchen über dem Horizonte hin- und herschießen. Es flattert und zittert eine Landschaft, inselartig, im Himmelsblau. Bäume erscheinen, Thürme und Dörfer. Es ist eine freundliche Täuschung. Nur die Wüste ist Wahrheit, eine um so häßlichere Wahrheit, wenn man die Anmuth der Ostküste noch frisch im Gedächtniß hat und wenn man jene Phantasien des kunstreichen Luftgeistes in den Wolken sich bilden und wieder zerrinnen sieht.

Da streckt sich ein breiter Streifen weißen oder bläulichrothen Sandes, fast ohne allen Pflanzenwuchs meilenlang von Westen nach Osten. Es ist ein Rest jener großen Flut der Urzeit, welche einst dem Lande seine Gestalt gab. Was das Wasser nicht mehr thut, versucht jetzt der Wind, der mit dem Boden spielt, heute hier und morgen dort einen Hügel aufschüttet und ihn übermorgen vielleicht weiter trägt, wenn ihn nicht die harten Halme des Sandhafers binden, der allein hier Nahrung zu finden vermag.

Hier schließt sich an den Sand die Haide, kahl und düster, starr und lautlos. Nur in weiten Zwischenräumen sind Spuren von Menschenthätigkeit, ein Hirtenknabe, der einige magere Schafe mit grober Wolle weiden läßt, ein Stellwagen, der eine Wolke rothen Staubes aufwirbelt, ein ärmliches Hüttchen, das mit Rasen gedeckt und von verschmachtenden, krüppelhaften Bäumchen umgeben ist, einige Kühe dabei, einiges Geflügel, dahinter ein Feld mit Buchweizen, von dessen Gräben die unwiderstehliche Sandflut nur mühsam abgehalten wird.

Dort ragt eine Gruppe von Hünenbetten auf einer Bodenerhebung. Dort ringt, von wenig tröstlichem Aussehen, ein Busch zwergartiger Eichen mit dem Winde, der durch die Senkung fährt, in der sie wurzeln. Dort ist ein Wäldchen von Tannen, das die Menschenhand zum Schutze ihrer Saaten pflanzte, dem Sturme erlegen, der erst sein Mark verdorren ließ, dann seine vergilbten Nadeln hinwegwehte und bald auch die Stümpfe knicken wird, die allein noch stehen. Dort endlich schiebt sich zwischen die Haide die rothbraune, halb mit Haidekraut, halb mit Binsen bewachsene, bald staubige, bald sumpfige Gegend eines in zahllosen Blasen aufgequollenen Hochmoores mit schwarzen Tümpeln und Torfstechereien, ein ungemein trostloser Anblick!

Auf weiten Strecken ist nichts zu hören, als das Geschrei von Kibitzen. Mitunter läßt sich eine Lerche vernehmen, häufiger klingt, besonders gegen Abend, das eintönige Gequak von Fröschen aus den Lachen, in denen von

anderm Gethier nur noch die Kreuzotter, hier Hartwurm genannt, ihre Wohnung hat. Eine unendliche Melancholie überschleicht die Seele. Die Gespräche stocken. Man beeilt sich der Landschaft, die so schrankenlos weit und doch so beengend, so drückend ist, zu entfliehen, und man athmet auf wie vom Alpdrücken, wenn man ihr entflohen ist.

Die Haidewüsten Schleswigs sind namentlich zwischen Apenrade und Tondern und zwischen Schleswig und Bredstedt zahlreich und ausgedehnt. Aber sie sind unbedeutend gegen die Haiden Jütlands, durch die man tagelang wandern kann, ohne eine Menschenwohnung, ja ohne einen Menschen zu erblicken. Nicht häufig zwar, aber doch bisweilen bringt ein Bach, der aus dem Osten kommt, Leben in den Tod, Wachsthum in die öde Starrheit und das Gefühl einer Oase in das Gemüth des an ein Leben auf der Haide nicht gewöhnten Fremden. Große Ellernbrüche und sumpfiges Bultenland bezeichnen die Niederung. Wiesen begleiten den Lauf des Gewässers, und beackerte Felder folgen den Wiesen und inmitten der Wiesen und Aecker wohnt in seinem stattlichen Gehöfte der wohlhabende Geestbauer. Wo aber mehre Bäche zusammentreffend eine größre Strecke Landes bezwungen haben, da steht ein großes Dorf von strengem Charakter, weit gedehnt neben einer Kirche, die mit ihrem hohen alterthümlichen Quaderthurme, ihren gothischen Spitzbogenfenstern und ihrem Bleidache sich selbst in einer Stadt stattlich ausnehmen würde. Eine Wassermühle klappert, eine Schmiede sprüht Funken, ein großes Wirthshaus ladet zur Einkehr ein, und bisweilen schaut sogar ein Edelsitz aus einem dunkelgrünen Park hervor.

Der Bach strömt nach Westen. Wir folgen seinen Windungen und sehen uns, nachdem wir eine Zeitlang fortwährend zu beiden Seiten der grünen Niederung die graubraune Haide beobachtet, beinahe plötzlich in eine neue Welt versetzt.

Die Straße führt über einen hohen Damm. Nach rechts und nach links strecken sich in der Tiefe unabsehbare grüne Ebenen, die den Charakter einer fast wunderbaren Fruchtbarkeit tragen, große, massive, reiche Dörfer ziehen sich von Süden nach Norden hin, der Sand macht einer fetten schwarzen Thonerde Platz, auch das kleinste Fleckchen ist angebaut. Wir sind in den gesegneten Marschen der Westküste, in den Kögen der Friesen, einem Landstriche, der alles, was das Binnenland an fruchtbaren Gegenden besitzt, bei weitem übertrifft und dem selbst die humusreichen Bottoms des Mississippithales nicht gleichkommen.

Wir überblicken ein weites Land, das durch hohe Dämme in Bezirke, durch schnurgerade Gräben und Kanäle in gartenbeetartige Felder geschieden ist, an deren Stelle im Norden — der Gegend von Tondern — ungeheure Weideplätze treten. Auf den Dämmen oder Deichen liegen die Dörfer. In

der Marsch selbst gibt es nur einzelne Höfe, die auf künstlichen Hügeln — Wurten oder Warften — erbaut und gemeiniglich, gleich Edelhöfen, mit denen sie auch sonst Aehnlichkeit haben, mit tiefen, breiten Gräben umgeben sind. Auf den Feldern steht neben Strichen hoher fetter Bohnen, die, ein eigenthümliches Erzeugniß der Marsch, in der Blütezeit wie riesige Balsaminenbeete aussehen und den gewürzigsten Duft aushauchen, mannshoher, dichter, gleichähriger Weizen, Hafer, Sommer- und Wintergerste, alle so geschlossen, daß kaum ein Sonnenstrahl auf den Boden dringen mag. Dazwischen die Stoppel der letzten Rappsaat und die frisch gewendete Scholle für die nächste, oder zu andern Seiten das prunkende Hellgelb der Rapsblüte. Wer ließe sich im innern Deutschland von sechsspännigen Pflügen träumen! Und wer wüßte hier zu Lande nicht, daß man im Christian-Alberts-Koog den schweren Boden kaum mit acht Pferden bezwingt, und daß auch in andern Kögen ein Ackersmann, der zweispännig pflügte, etwas Unerhörtes wäre!

Und welch ein Anblick sind die Weideplätze! Man glaubt auf die Savannen Südamerikas versetzt zu sein. In tiefem Grase, aus dessen dichten Halmen Massen von gelben und rothen Blumen sich empordrängen, so daß weite Strecken im schönsten Farbenschimmer prangen, tummeln sich zahllose Rinder, Kühe mit strotzenden Eutern, muthwillige Fersen vom schönsten Bau, Riesenochsen mit Schultern und Wammen gleich den Preisthieren der pariser Fastnacht und der londoner Weihnachtszeit, Starken und Kälber in buntem Gewimmel Tag und Nacht, bis die Stunde kommt, wo der hamburger Schiffsschlachter oder der englische Ochsenmäkler sie abholt.

Durch dieses Paradies der Oekonomen, das ein Paradies überhaupt sein würde, wenn der Westwind hier das Gedeihen von andern Bäumen als Hollunder gestattete, rollt man bei gutem Sommerwetter auf Wegen so glatt und hart wie eine Dreschdiele, hoch über der grünen fetten Tiefe, die einst Meerestiefe war, bis endlich der letzte Deich gegen Westen hin erreicht ist — der Butendiek oder Haffdiek, welcher das Meer selbst überschauen läßt. An einigen Stellen spült die Flut bis unmittelbar an den Fuß dieser mächtigen, von Hoyer bei Tondern bis zur Eider und von dort bis über Glückstadt hinausreichenden Wallkette, mit welcher der Mensch im Laufe der Jahrhunderte sich und sein Besitzthum gegen das unaufhörlich anstürmende Meer geschützt hat. An andern hat die See Vorlande gebildet, welche bei der Ebbe völlig bloßliegen und selbst von der Flut nur bei Weststürmen bedeckt werden. Diese Watten gewahren einen eignen Anblick. Je mehr man sich der See nähert, desto seltener sieht man andere Bäume als Hollunder, und selbst dieser erscheint nur strauchartig. Am Außendeiche aber gedeiht auch nicht das kleinste Gebüsch. Nur die Melde wuchert auf dem Kamme des Walles. Der dem Meere zugekehrte Abhang aber ist blos mit einer dünnen Grasdecke überzogen, die

allein zur Schafweide zu brauchen ist. Wo die Wellen seinen Fuß bespülen, ist er mit einer Art Teppich von geflochtnem Stroh und Schilf belegt, welches verhütet, daß das Nagen der See den Wall durchlöchert, der bei den Haffdeichen blos aus Erde besteht. Hier und da ziehen sich niedrige Molen in die See hinaus, die, ebenfalls mit Geflechten überzogen, theils zur Brechung der Wellen, theils zur Festhaltung des angeschwemmten Meeresschlammes dienen. Die Bildung der Marsch dauert nämlich noch immer fort. Unaufhörlich wächst trotz des Wüthens der See, die zu wiederholten Malen — bei der sogenannten Manntränke und zuletzt noch im Jahre 1634 — mächtige Strecken der Küste überschwemmte und zerriß, das Land nach Westen hin, und nicht unmöglich ist es, daß die Inseln Föhr und Sylt in künftiger Zeit wieder mit dem Festlande zusammenwachsen, von dem sie genommen zu sein scheinen. Zunächst setzt sich jener feste Schlamm an den Molen fest. Dann füllen sich die Zwischenräume zwischen diesen aus und es entstehen Salzsümpfe, auf denen tausende von Möven, Kibitzen, Wrackvögeln und Meerschwalben schreiend und kreischend umherschwirren. Dann, wen sich „das Watt" bis zur gewöhnlichen Fluthöhe erhoben hat, zeigen sich über dem Moraste breitblättrige Wasserpflanzen und Algen, zuerst der Queller, dann der Andel, endlich der Horrich. Nachdem darauf mehre Grasarten in bestimmter Reihenfolge entstanden sind, erscheint der weiße Klee, der dem Kenner die völlige Ausbildung des Bodens und seine Eindrückungsfähigkeit anzeigt.

Die Bewohner dieses Landstreifens sind bis in die Gegend von Tondern Südjüten, wie denn auch die Landesmitte — und zwar noch einige Meilen südlicher hinab — von diesen bewohnt ist. Südlich von Tondern ist die Marsch und der Rand der Geest, wo die großen Dörfer liegen, ausschließlich von Friesen bewohnt, die früher bekanntlich den ganzen Rand der Nordsee von Schleswig bis nach Holland innehatten und ein streitbares Geschlecht waren. Ich erinnere nur an den Heldenkampf der Stedinger, an den Grütztopf und an die goldene Krone im friesischen Wappen. Mit ihren Grütztöpfen schlugen der Sage zufolge friesische Frauen einst die Dänen zurück, als die Männer die Sache der Freiheit aufgegeben hatten, und die Krone mahnt — wie ein Bauer, der das Wappen auf seinem Wagen hatte, mir mit großem Stolze erzählte — an die glorreiche Schlacht am Milderdamm — nächst denen am Dusentdüwelswarf und bei Bornhöved die glorreichste, welche das norddeutsche Volk den dänischen Königen lieferte.

König Abel, der Brudermörder, fand, als er durch sein Verbrechen zum Throne gelangt war, die einzige Einnahmequelle der damaligen Fürsten Dänemarks, die Städte, verpfändet. Er wollte sie einlösen und schrieb zu diesem Zwecke eine außerordentliche Steuer aus. Die Dänen scheinen diese Schatzung ohne Widerspruch gezahlt zu haben. Die freien Strand- und Nordfriesen aber,

denen sie ebenfalls abverlangt wurde, verweigerten sie und ergriffen die Waffen zur Abwehr des Zwanges. König Abel zog mit einem großen Heere gegen sie, und da sie es mit seinen Reitern nicht aufnehmen konnten, litt ihr Land außerordentlich. Als sie aber endlich das dänische Heer in einer Gegend gelagert sahen, die ihnen für einen Angriff günstig war — es war auf dem Königskamp in Eiderstedt — brachten sie ihm eine schreckliche Niederlage bei. Das dänische Fußvolk war von der elenden Beschaffenheit, wie es überall bei den Feudalheeren zu sein pflegte. Die Friesen dagegen waren, wie ihre Nachbarn, die Ditmarsen, eigenthümlich bewaffnet und zum Fußkampf auf einem ihnen bekannten Boden trefflich eingeübt. Als sie deshalb gegen das feindliche Lager anrückten, warteten die Dänen ihren Angriff nicht einmal ab, sondern flohen eiligst davon. Ein Versuch des Königs, sein flüchtiges Volk zu sammeln, mißglückte und führte den Verlust des größten Theiles des Heeres herbei. Auch Abel begab sich auf die Flucht. Als er aber den Milderdamm erreichte, war ein Rademacher von Nordstrand, Wessel Hummer, ihm vorausgeeilt und hielt sich in einen Siel (Schleuße), die unter dem Damme wegging, verborgen, bis der König kam; da sprang er hervor, griff ihn an und streckte ihn todt zu Boden.

Dies geschah im Jahre 1252, vier Jahre früher, als die Stammverwandten der Nordfriesen, die Westfriesen, im Kampfe für ihre Rechte den ritterlichen Kaiser Wilhelm von Holland erschlugen.

Einen hartnäckigern Kampf noch als mit den nordischen Eroberern kämpften die Friesen mit den Wellen. Beide haben schon seit geraumer Zeit nachgelassen. Von dem einen ist nur ein gewisser Nationalstolz, von dem andern nur ein gewisser Trübsinn zurückgeblieben, der aber seine Ursache vielleicht auch in dem Phlegma der Marschen und in dem nebligen Seeklima hat. Von den heutigen Friesen rühmt man, daß sie gute Rechnenmeister sind und daß sie das fetteste Vieh für die Märkte von Bredstedt und Husum ziehen. Ein anderer und besserer Ruhm aber ist, daß sie von den Marschleuten am eifrigsten und ausdauerndsten die Sache Schleswig-Holsteins unterstützt haben, was sich leider von ihren berühmteren Nachbarn, den Ditmarsen, nicht sagen läßt.

Wenn ich nun ein Wort über die Gesinnung der Bewohner Nord- und Nordwestschleswigs hinzufüge, so kann als Regel gelten, daß, während früher nur die fast ausnahmslose Mehrzahl der Wohlhabenden und Gebildeten deutsch gesinnt war, gegenwärtig auch die große Menge — so weit bei ihr überhaupt von Gesinnung die Rede sein kann — dem Dänenthume oder zum mindesten dem Kopenhagenerthume feind und wo nicht deutsch, doch schleswig-holsteinisch gesinnt ist.

Der Westen dagegen (Nordfriesland, Karrharde und Eiderstedt) ist mit seiner ganzen Bevölkerung der Sache der Herzogthümer und Deutschlands

stets mehr oder minder eifrig zugethan gewesen und ihr bis heute treu geblieben. Und bei den Nordschleswigern sind die von der Propaganda künstlich hervorgerufenen Sympathien für Dänemark gegenwärtig zum großen Theile verschwunden.

Wie selbst die dänischen Fanatiker diese Umkehr der Ansichten zugeben müssen, wenn sie dieselbe auch zum Theil in andern Ursachen suchen, als wir, zeigt der folgende Artikel aus „Faedrelandet", in welchem sich (am 12. September v. J.) eine „Stimme aus Schleswig" vernehmen ließ und den ich als ein echtes Zeichen der Zeit unverkürzt einfüge.

„Es ist hohe Zeit, daß unsre unseligen Verhältnisse hier in Schleswig dem dänischen Volke bekannt werden und namentlich dem dänischen Reichstage, welcher nun bald ein entscheidendes Wort darüber mitzusprechen hat, ob dieser Theil des dänischen Reichs, welcher neulich aus feindlicher Gewalt durch das Blut dänischer Männer befreit wurde, durch die Scheidewand einer despotischen und undänischeu Politik für lange, lange Zeiten von Dänemark losgerissen werden soll, wie der Arm vom Rumpfe. Daß doch nur jetzt der dänische Reichstag den Folgen des unwiderruflichen Schrittes, welchen zu thun er im Begriff steht, seine Augen öffnen möchte! Die Annahme des Gemeinstaatsverfassungsentwurfs wird dem dänischen Volke eine größere Gefahr bereiten, als wenn die Schlacht bei Idstedt verloren worden wäre; denn eine verlorene Idstedtschlacht würde das Selbstgefühl des dänischen Volkes zu einem neuen Versuch, zu den äußersten Anstrengungen, um Ehre und Land zu retten, entflammt haben, — würde auf jeden Fall mehr dazu beigetragen haben, das Nationalgefühl zu kräftigen, als es wegzuwehen, — würde geistig Schleswig noch näher an Dänemark gefesselt haben — würde es seiner Verpflichtung, die Stellung Schleswigs als eines Theils von Dänemark aufrecht zu erhalten, noch deutlicher bewußt gemacht haben: eine verlorene Idstedtschlacht würde nicht ein Aufgeben Schleswigs gewesen sein; allein die Annahme des Gemeinstaatsverfassungsentwurfs ist des dänischen Volkes freiwilliges Aufgeben Schleswigs, ist ein Durchschneiden desjenigen Landes, mit welchem Schleswig über 1000 Jahre an das dänische Reich geknüpft gewesen ist.

Wohl wissen wir, daß das jetzt abgegangene Ministerium ein Schreckbild aufgemauert kriegte, welches den Gedankengang der meisten, selbst den vernünftiger Leute, entsetzt und verwirrt hat — und welches an das jetzige, halbnationale Ministerium vererbt ist — die europäische Nothwendigkeit; wohl weiß man, daß Bluhmes*) klug berechneter Ausruf: „Glauben Sie, meine Herren, daß die östreichischen Truppen sich aus Holstein wegblasen lassen?" eine elektrisch hemmende Wirkung sowol auf das Volk, als dessen Vertreter geübt hat;

*) Früherer dänischer Minister.

aber auf diese Weise hat ja der idstedter Sieg die Losreißung Schleswigs vom dänischen Reiche zu einer Nothwendigkeit gemacht; auf diese Weise hat der dänische Soldat durch seinen Sieg das verloren, wofür er kämpfte, wofür er sein Leben aufopferte — die Erhaltung Schleswigs als eines Theils des dänischen Reichs.

Oder kann der dänische Reichstag es in Zweifel ziehen, daß die Annahme des Gemeinstaatsverfassungsentwurfs diese Folge haben werde? Kann er blind dagegen sein, daß durch diesen Schritt sowol die geistigen als die materiellen Bedingungen der Verbindung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark vernichtet werden? Als geistige Bedingung nennen wir gemeinsames dänisches Nationalgefühl, das Bewußtsein, dem dänischen Volke anzugehören. Dieses ist untergegangen, wenn Schleswig ein besonderer Landestheil sein soll, halb dänisch, halb deutsch und dadurch zu einem Coalitionsstaat in geistiger Bedeutung gestempelt werden soll, in welchem die feindlichen — dänischen und deutschen — Interessen ihren eignen Kampf, oder, was noch schlimmer ist, der Versöhnung überlassen werden sollen. Die deutsche und dänische Nationalität kämpft schon einen verzweiflungsvollen Kampf — verborgen den Leuten in Kopenhagen, aber nicht uns verborgen, die wir inmitten der Verwirrung wohnen; und hat erst das dänische Volk durch Annahme der Gemeinstaatsverfassung das dänische Element sich selbst überlassen und gesprochen: „Nun, ihr dänischen Schleswiger! jetzt haben wir unser Schäfchen aufs Trockne gebracht; wir haben doch etwas aus dem Schiffbruch gerettet, nun mögt ihr selbst zusehen, ob ihr stehen oder fallen könnt!" — so ist damit der Sturz gegeben, denn die deutschnationalen Sympathien sind nicht allein die stärksten, weil sie in Jahrhunderten durch eine blinde Regierung und in den letzten Decennien durch eine aufrührerisch-deutsche Fraction gekräftigt sind, sondern auch, weil sie beständig durch mächtige Impulse vom Süden unterstützt, beständig in Athem gehalten werden durch die unverdrossenen Anstrengungen der großen Menge untreuer Beamte, welche über ganz Deutschland ausgesäet sind und deren Aufgabe es ist, „den alten deutschen Michel auf die Beine zu bringen". Man will uns freilich einbilden, daß die dänische Nationalität hier in Schleswig vorwärts schreiten müßte, da nicht allein dänische Männer die Deutschen in den meisten, sowol Civil- als geistlichen Aemtern abgelöst haben, sondern namentlich das bekannte Sprachrescript für die gemischten Sprachdistricte die Festwurzelung des dänischen Elements im Volke gesichert habe. Gegen diese Maßregeln an und für sich soll natürlich nichts eingewandt werden, sie waren nothwendig und gerecht, allein sie sind nicht in einer Gestalt aufgetreten, welche dem Volke Liebe zu dem, was dänisch ist, geben konnte, sie haben im Gegentheil den Haß gegen das Dänische bestärkt. Unter Karl Moltkes türkischem Regiment ist das Dänenthum und namentlich das von ihm aufrecht erhaltene Sprachrescript unter

der Form einer Strafe für den Aufruhr aufgetreten und die Beamten können es nicht vermeiden, als türkische Paschas betrachtet zu werden. Moltke nun konnte unmöglich dänische Nationalität befördern — Nationalität ist ihm und seinen Nachbetern (z. B. der flensburger Zeitung) eine Chimäre, ein Ungeheuer, welches getödtet werden muß, wo es sich zeigt — allein er hat, ohne es zu wollen — davon fühlen wir uns überzeugt, die deutsche Nationalität dadurch befördert, daß er sie mit Gewalt unterdrückte. Alle, welche Angeln vor dem Kriege kannten, müssen erstaunen über die Fortschritte, welche das Deutsche in den dazwischenliegenden Jahren gemacht hat. Damals machte es der Bevölkerung Vergnügen*), wenn zuweilen ein dänischer Reisender ankam, der dänisch mit ihnen sprechen wollte; sie sahen doch daraus, daß gebildete Leute auch ihre Sprache verständen und daß diese nicht so erbärmlich und verächtlich sei, wie ihre in dem augustenburgischen Conspirationsnetz**) bereits lange stark befangenen Beamten ihnen einbilden wollten. Aber kommt nun in dieselben Gegenden, zu denselben Leuten! Jetzt können sie kein dänisches Wort verstehen — sie haben niemals weder dänisch gesprochen, noch verstanden; selbst wenn es ihnen nachgewiesen wird, daß sie bis vor wenig Jahren in ihren Häusern dänisch gesprochen haben, ja wenn sie auch auf frischer That mit Freunden und Nachbarn dänisch sprechend ertappt werden, so bleibt die Versicherung dieselbe, indem sie alsdann in der bekannten feinen Distinction zwischen Kopenhagenerdänisch und Kartoffeldänisch***) instruirt sind. Die Bevölkerung ist förmlich demoralisirt vom Deutschthum in den wenigen Jahren, da das Sprachrescript zu derselben in Kirche und Schule mit deren eigner Sprache gekommen ist. — Das alles, wird man sagen, ist Schuld der Insurrection. Ja freilich, denn die deutschen Lehrer der Insurrection trugen die Bevölkerung auf den Händen, setzten ihnen große Grillen von deutscher Größe und dänischer Kleinheit in den Kopf, schmeichelten ihrer Eitelkeit damit, sie zu einem Glied des großen deutschen Leibes, des europäischen Centralvolks zu machen, während sie alles verhöhnten, was dänisch war — und diese Stimmung wird unverdrossen aufrecht erhalten durch Correspondence, Emissäre und Reisen. Die deutsche Nationalitat ist der südschleswigschen Bevölkerung entgegengekommen, wie der Bräutigam der Braut. Was Wunder, daß die Braut bethört wurde von der vielen Liebe, den vielen theuren Versicherungen der Treue, der frischen Begeisterung und den süßen Worten von den Lippen des Liebhabers? — — Was thut nun das Dänenthum, um sein irregeleitetes Kind zurückzuführen? Oeffnete es ihm seine Mutterarme? War es der Mutter milde, lie-

---

*) Das ist entschiedene Selbsttäuschung.

**) ???

***) So nennt man wol den stark mit Deutsch und Friesisch vermischten dänischen Dialekt, welcher in Nord- und Mittelschleswig gesprochen wird.

bende und doch so ernste Stimme, welche an das südjütische Volk erging, als es im Begriff stand, sich seinem falschen Buhlen in die Arme zu werfen, denen es noch entrissen werden konnte? — Damals wäre es umgekehrt. Nein, Dänemark sandte ihm Karl Moltke*) mit der Verfassung vom 15. Februar in der einen Hand und der Peitsche in der andern! Er ließ seine Launen wüthen über Getreue und Ungetreue; eine solche Unterscheidung war unstatthaft; der Aufruhr war ja gedämpft, die Amnestie ertheilt, kurz das ganze Land pacificirt, folglich waren Grade in der Loyalität der Bevölkerung nicht denkbar, folglich mußten sie alle zusammen die Peitsche fühlen. Es kann nicht geleugnet werden, daß Karl Moltke auf diese Weise eine beispiellose Unparteilichkeit entfaltete. Oder glaubt man, daß es z. B. allein Angelns oder Schleswigs oder Tonderns deutsch- und aufrührerisch-gesinnte Bevölkerung war, welche er sein Regiment fühlen ließ? So fraget z. B. die treuen Nordschleswiger, fraget Leute von Alsen und Sundewitt! Fraget die augustenburgischen Untergehörigen, unter wem sie es am besten hatten, unter dem Landesverräther Herzog oder dem Minister des Königs für das Herzogthum Schleswig! Was that Karl Moltke, um das Herz des Volkes nach Norden zu wenden statt nach Süden? — Nichts, er konnte es auch nicht: er war selbst ein Deutscher, und sein Herz ist gar nicht dem Norden zugewandt. Er hielt das Sprachrescript nicht seiner Gerechtigkeit wegen aufrecht, sondern — weil es ein Gesetz war. Er entzog den Grundeigenthümern die Jagdgerechtigkeit, nicht um die königliche Kasse zu bereichern, sondern weil sie eine „Freiheit" war — und Schleswig durfte keine Frucht vom Baume der Freiheit kosten. So lange er für die Stempelpapierbrüchen schwärmte, welche doch wol hauptsächlich die Beamten trafen, hatte er auch hierin eine erwünschte Gelegenheit, den Schleswigern zu zeigen, daß sie ein strenges Regiment hätten. — Doch hier ist nicht der Ort, die Kinder der Laune Karl Moltkes bekannt zu machen; die Geschichte wird schon seiner Zeit einige Blätter zu einer „chronique scandaleuse" für das Herzogthum Schleswig in dem Zeitraume vom 2. Januar 1852 bis zum 3. December 1854 haben; — die meisten Beamten können reiche Beiträge liefern. — Aber in dieser Regierung Schleswigs von Karl Moltke ist die wesentliche Schuld davon zu suchen, daß der Nationalhaß der Deutschen gegen die Dänen gewachsen und das Nationalgefühl der treuen Dänen abgekühlt ist. Wie sollten die Schleswiger das Mutterland lieben können, wenn es ihnen nichts Anderes und nichts Besseres zu geben hatte als — Karl Moltkes eisernes Joch?

Und das Siegel auf die Trennung zwischen dem Königreich und dem Herzogthum setzte dieser selbe Mann durch die sogenannte schleswigsche Ver-

*) Minister für das Herzogthum Schleswig vom 2. Januar 1852 bis 3. Decbr. 1854.

fassung. Daß der dänische Reichstag es hat erdulden können, sich dergestalt verhöhnen zu lassen, das zu begreifen, wird einem dänischen Manne schwer. Als der König den 8. Juni 1849 das dänische Grundgesetz unterzeichnete, da war das nicht ein Provinzialgesetz, welches er einem begünstigten Theil seines Reiches gab, sondern er gab es seinem ganzen Reiche, dem Reiche Dänemark, und damit unterzeichnete er ebenso vollständig die Freiheit Schleswigs, wie die Jütlands oder Seelands. Dieses königliche Versprechen der Freiheit Schleswigs ist nicht eingelöst; Karl Moltke warf es durch seine Verfassung über den Haufen. Man wartete jetzt nur darauf, daß er selbst seine Rolle zu Ende spielen, und daß ein neues, nationales und ehrliches Ministerium das Königswort einlösen werde; man hoffte, daß die materielle Bedingung der Verbindung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark, gemeinschaftliche Volksverfassung, gegeben und damit das Königswort eingelöst werden würde. Durch dänische, mit dem Mutterlande gemeinsame Institutionen, hoffte man damals, werde das hinsiechende Nationalgefühl wieder erwachen. Darum wurde die Königsthat vom 3. December*) von jedem dänischen Manne in Schleswig mit Jubel begrüßt, die Brust athmete wieder freier, eine gesegnete Frühjahrsluft strömte uns entgegen mit Freudigkeit, mit Hoffnung, mit Dankbarkeit — aber wir haben nichts erhalten, wofür zu danken wäre.

Ranslöfs**) Ministerium ist ein stillstehendes. Wir bemerken nicht, daß er etwas ausrichtet, sei es in der einen oder andern Richtung: — nein, es ist doch wahr, der Krieg gegen die Blätter setzt eine Wirksamkeit voraus, eine doppelte Wirksamkeit, denn erst ergehen die Ordres zur Beschlagnahme und Blättervisitation, und demnächst — werden sie wieder zurückgenommen; doch davon bei einer andern Gelegenheit. Unter Ranslöfs Auspicien wird es den Schleswigern vergönnt — ihre Verfassung zu behalten: es hat in der That den Anschein, daß er auch seinen Namen auf diesen Karl Moltkeschen Bundesstein eingegraben haben will, und mittlerweile schickt der dänische Reichstag sich an, durch Annahme des Gesammtstaatsverfassungsentwurfs dem Werke Karl Moltkes die Krone aufzusetzen, des Königs Wort uneingelöst zu lassen, und Schleswig über Bord zu werfen, damit alles Dänenthum südlich der Königsau in dem Morast der „Verfassung“ erstickt werde.

Doch der dänische Reichstag hat den Gesammtstaatsverfassungsentwurf noch nicht angenommen***), an diesen Gedanken muß Schleswig sich klammern, wie der Schiffbrüchige an die letzte Planke, ja — die letzte! Es ist nur wenig Hoffnung vorhanden, daß Schleswig jetzt von dem ihm durch deutsche Despotie bereiteten Untergange erlöst werde. Aber einen tiefen, tiefen Seufzer stößt

*) Nämlich die Entlassung des Ministers K. Moltke.

**) K. Moltkes Nachfolger im Ministerium.

***) Er hat ihn bekanntlich seitdem angenommen.

unsre Mutter, unser Vaterland aus, wenn seine auserwählten Söhne, erkoren zu dessen Schutz, den Muth verlieren, und — um innerhalb ihrer eignen Schwelle Frieden zu erlangen — Schleswig, das theuer erkaufte Südjütland, dem deutschen Moloch zum Opfer hinwerfen! — Das sind gar zu starke Ausdrücke, nichtige Uebertreibungen, unüberlegte Reden — nein, nein, es ist Wahrheit — es ist eine Wahrheit, die kein dänisches Reichstagsmitglied widerlegen kann, daß, wenn es schließlich festgestellt wird, daß Schleswig nach Karl Moltkes despotischer Verfassung, das übrige Dänemark nach einem Grundgesetz, worin noch einige gute „Reste" von Freiheit aufbewahrt sind, regiert werden soll, alsdann Schleswig und das übrige Dänemark voneinander getrennt sind, sich mehr und mehr voneinander entfernen, einer verschiedenen Entwicklung, jedes nach seiner Seite entgegengehen. Denn hat Dänemark Schleswig die Freiheit genommen, welche ihm verheißen war, hat der dänische Reichstag Schleswig die Freiheit abgeschwindelt, so muß Schleswig, wenn es vermeiden will, in Karl Moltkes Zwangsjacke zu verschmachten, seine Hoffnung nach Süden richten! Das ist kein Gewäsch, noch Uebertreibung — das ist der ganz einfache, nothwendige Verlauf! Kann der dänische Reichstag eine Gesammtstaatsverfassung, wie diejenige, welche das jetzige Ministerium dem Volke angeboten hat, genehmigen, dann wird Schleswig sich wahrlich nicht der Liebe von Seiten der Vertreter des dänischen Volkes erfreuen. Was in der Welt sollte dann dänische Nationalität in Schleswig nähren und befestigen?

Nein, saget Dänemarks König: Wir wollen dein Königswort in Ehren halten, König Frederik! Schleswig muß Theil haben an unsrer Freiheit; wir haben miteinander gelitten, und du gelobtest uns, daß wir des Friedens und der Freiheit Segnungen miteinander genießen sollten. Als man uns mit Gewalt trennen wollte, da sprachst du: „Es soll nicht geschehen!" Jetzt will man es durch schöne Reden, allein wir haben nun von dir gelernt dieselben Worte zu sprechen: „Es soll nicht geschehen!"

Gib Schleswig dänische Freiheit, sonst erhält Schleswig nimmer dänisches Nationalgefühl. Nationalität kann nicht gedeihen, kann nicht Leben gewinnen und nicht Leben geben ohne Freiheit. Aber durch Theilnahme an gemeinsamen freien Institutionen, durch ein Bestreben nach Einheit und Uebereinstimmung in der Gesetzgebung, durch gemeinschaftliche Freude und gemeinschaftlichen Kummer müßten Schleswigs und des übrigen Dänemarks Herzen zusammenwachsen. Und wenn das dänische Volk Schleswig Antheil an derselben Freiheit gibt, welche es selbst hat, dann werden die deutschen Sympathien schon nach und nach wie Thau vor der Morgensonne schwinden; denn alsdann lernt der Südjüte, daß es gut ist, Däne zu sein (etwas, das Karl Moltke ihn freilich nicht gelehrt hat), und wird wol noch einmal im Laufe der

Zeit mit vollem Herzen daran mitwirken, diejenige heilige Grenzscheide zu vertheidigen, welche verrücken zu wollen er neulich mitwirkte." —

Wir haben Gründe, die Sache einigermaßen anders anzusehen. Die Nordschleswiger sind in den Hoffnungen, welche jene Propaganda erweckte, getäuscht worden. Sie haben erfahren, daß sie sich selbst besiegen halfen. Sie wissen, daß es nur ein Sieg Kopenhagens war, der erfochten wurde, und sie bedauern jetzt, dazu mitgewirkt zu haben.

Die aus Dänemark herübergekommenen, mit den Sitten und dem Charakter des Volks, mit dem Recht und Gesetz und mit allen Einrichtungen und Verhältnissen nicht bekannten weltlichen und geistlichen Beamten, so wie die von der Regierung getroffenen neuen Einrichtungen, namentlich die Aufhebung des bis 1850 gegebenen deutschen Unterrichts in den Schulen (in drei wöchentlichen Stunden), die Einführung des dänischen Zolltarifs, die Branntweinsteuer und endlich die dänische Reichsmünze, früher schon das Rechnen nach dieser zu andern Münzsystemen gar nicht passenden Münze — dies alles hat wesentlich zur Abkühlung und Ernüchterung der unnützerweise von den Demagogen erhitzten Gemüther beigetragen. Der Mangel an Vertrauen zu den jetzigen Beamten geht so weit, daß selbst enragirte Dänenfreunde unter den Bauern nördlich von Tondern sich bei schleswig-holsteinischen Juristen zum voraus Auskunft darüber geben lassen, wie ein einfacher Ueberlassungscontract, eine letztwillige Verfügung u. dgl. m. nach Form und Inhalt einzurichten, weil sie Zweifel darin setzen, daß ihre Beamten es recht zu machen verstehen. Das ist freilich nicht allein in den sogenannten dänischen Districten der Fall und ich führe es, was diese betrifft, nur zum Beweise der obigen Behauptung an. In der Stadt Tondern, die mit Schleswig um den Ruhm der besten deutschen Gesinnung streitet, sind solcher Fälle viele vorgekommen, ja, man hat sogar einen abgesetzten Beamten während seiner kurzen Anwesenheit daselbst aufgesucht und ihn über die Giltigkeit eines vom Magistrat solennisirten, höchst einfachen wechselseitigen Testaments zweier Eheleute befragt.

Was den Unterricht im Deutschen in den Schulen mit dänischer Schulsprache betrifft, so wurde derselbe, wenigstens in vielen Schulen, vor 1840 fast täglich ertheilt, so daß die befähigteren Kinder in den besseren Schulen, z. B Stübbeck bei Apenrade, recht gut deutsch lesen und schreiben lernten, durch das Sprachrescript von 1840 ward derselbe aber auf drei Stunden wöchentlich beschränkt. Indessen lernten die Kinder doch noch deutsch. Das hörte aber 1850 auf, indem der deutsche Unterricht in den dänischen Schulen ganz untersagt wurde. Die dänisch redende Bevölkerung nahm diese Maßregel an den meisten Orten mit demselben Mißfallen auf als die deutsch redende, und ich kenne eine Aeußerung eines früher sehr dänisch gesinnten Bauern in der Schluxharde, daß die Entziehung des deutschen Unterrichts sehr schlimm wäre; in seinen

Kinderjahren hätte man doch etwas Deutsch gelernt und das sei nothwendig; denn man könne ja kaum ein Stück Vieh verkaufen ohne deutsch sprechen zu können.

In Betreff der Reichsmünze sind Deutsch- und Dänischgesinnte in ihrer Ansicht völlig einig. Niemand kann mit der complicirten und zum hamburger Courant nicht passenden Rechnung fertig werden. Hamburger Courant ist der einzige Werthmesser des Volks und die Regierung wird sich lange vergeblich anstrengen, dem großen Verkehr gegenüber die Rechnung nach ihrem Münzsystem populär zu machen. Während die Deutschgesinnten der Folgen wegen sich mit ihren Aeußerungen in Acht nehmen, schimpft die frühere Gegenpartei, die mehr wagen darf, ungescheut und in den derbsten Ausdrücken über die Reichsmünze. Selbst dänische Prediger und andere Dänen erbaten sich die Angabe der Waarenpreise von den Kaufleuten in Tondern nach hamburger Courant. Da es verboten war, nach Courant zu handeln und die Gensdarmen, welche, wie früher bemerkt, die Hälfte der Geldstrafen bekommen, überall hinhorchten, so erfanden die Landleute auf den Viehmärkten in Tondern neue Bezeichnungen; sie sprachen nämlich von den preußischen Thalern als von „langen Thalern" im Gegensatz zu den „kurzen", womit sie die dänischen Reichsthaler meinten.

Die Behauptung, daß fast alle nicht Ungebildeten deutschgesinnt sind, bestätigte unter andern ein alter Bauer aus einen Dorfe bei Christiansfeld. Das Gespräch war vom Befinden des Viehstandes und der Familie allmälig auch auf Deutsch und Dänisch gekommen, wie die Leute sagen, und der Alte, welcher nicht so einfältig war, wie er sich stellte, äußerte: „Wir sind ja bei uns dänisch, das versteht sich, aber sonderbar ist es doch, daß alle im Lande, die etwas wissen und verstehen, deutschgesinnt sind; nur solche Ochsenköpfe (Fähoveder) wie ich und meinesgleichen sind dänisch."

Was nun die Westseite des Landes, besonders Stadt und Amt Tondern betrifft, so sind in der Schluxharde sehr viele Bauern und größere Hofbesitzer immer entschiedene Deutsche gewesen, während die ärmere Classe, der die Propaganda materielle Vortheile versprochen, früher dänische Sympathien hegte, die jetzt beträchtlich herabgestimmt sind. Die Bevölkerung der Karrharde war mit sehr geringen Ausnahmen stets deutsch und selbst diese Ausnahmen wurden durch die dänischen Maßregeln bekehrt, insofern nicht einzelne, gleich den flensburger Krämern, aus Interesse dänisch sind. Von dem Vorwalten des deutschen Elements in der Karrharde, trotzdem, daß dort theilweise noch ein dänisches Patois gesprochen wird, zeigt einestheils dieser Dialekt, der hier sowol in der Construction, als in den Ausdrücken mehr deutsch als dänisch ist, anderntheils die entschiedene Abneigung der Bevölkerung gegen dänische Kirchen- und Schulsprache.

Schon vor der Erhebung wollte die Regierung die Kirche und Schule

in der Karrharde, der Südtonderharde (Uberg) und dem Kirchspiel Aventoft in der Wiedingharde danisiren und forderte wiederholt Bericht von den Kirchenvisitatoren. Diese, Kammerherr und Amtmann v. Krogh und Propst Ahlmann, welche mit den Ansichten und Wünschen der Bevölkerung vertraut waren, widerriethen die Maßregel, als der Bevölkerung zuwider, man schien aber höheren Orts ihren Berichten keinen Glauben schenken zu wollen. Da erklärten sie, man möge doch die Bevölkerung ohne ihre Betheiligung selbst fragen. Das geschah, es wurde in allen Kirchspielen frei und ohne jegliche äußere Einwirkung auf die Leute von diesen abgestimmt, ob sie die Kirchen- und Schulsprache haben oder die deutsche behalten wollten, und siehe da, in den genannten Districten mit einer Bevölkerung von 10—12,000 Seelen stimmten drei, sage drei Personen, von denen wenigstens zwei eingewanderte Jüten waren, für das Dänische, alle übrigen dagegen. Das geschah in den vierziger Jahren. Die Regierung stand darauf von der Maßregel vorläufig ab. Daß die Ansicht und Stimmung der Bevölkerung seit der zwangsweisen Einführung der Sprache keine andere geworden ist, beweisen die Thatsachen, daß die Kirchen an den Sonntagen, wenn dänisch gepredigt wird, leer sind, daß alle, die es irgend vermögen, ihre Kinder in der Fremde in Pension geben, um sie deutsch unterrichten und confirmiren zu lassen; daß in sehr vielen Häusern, wo das dänische Patois früher gäng und gebe war, jetzt wenigstens mit den Kindern nur deutsch gesprochen wird; das beweisen ferner die Bittschriften, die mit Unterschriften bedeckt aus allen Kirchspielen an die Ständeversammlung eingingen um Wiederherstellung der deutschen Sprache in Kirche und Schule.

Im Widerstande gegen die dänische Kirchen- und Schulsprache ragt unter allen das Kirchspiel Eliabüll am meisten hervor. So viel bekannt, hat der Prediger nur am Generalvisitationstage, als der Bischof Boesen auf seiner Rundreise hierhergekommen war — im Sommer 1855 — durch vieles Bitten es dahin gebracht, daß einige wenige Gemeindemitglieder die dänische Predigt besuchten; im Uebrigen ist, wie ich aus bester Quelle weiß, der Gottesdienst an jedem dänischen Sonntag aus Mangel an Zuhörern ausgefallen, wogegen die Kirche an jedem Sonn- und Festtage, wenn deutscher Gottesdienst gehalten wird, gedrängt voll ist.

Als die Stände in Flensburg versammelt waren, um über die sogenannte Verfassung für das Herzogthum zu berathen, deren Entwurf auch Bestimmungen über die Sprache enthielt, regten sich alle Gemeinden wider die aufgedrungene dänische Sprache und es wurden Petitionen an die Ständeversammlung von jedem Familienvater unterschrieben um Wiederherstellung der althergebrachten deutschen Kirchen- und Schulsprache. In Leck wurde der, welcher sie zur Unterschrift herumtrug, von der Polizei angehalten und ihm die Petition weggenommen. Nachdem aber der Hardesvogt bei dem Amtmann, Grafen v. Re-

ventlow aus Tondern, der bei den Ständen königlicher Commissar war, vorgefragt und die Antwort erhalten hatte, daß man die Leute nur gewähren lassen sollte, gab er die Petition wieder frei und die Folge war, daß man in der ganzen Karrharde frei petitionirte.

Anders ging es im Kirchspiel Uberg (Südtonderharde). Dort hat der fanatische Eiderdäne Hardesvogt Kiaer das Regiment und der konnte nicht dulden, daß die Bevölkerung im Widerspruch mit seinen Bestrebungen ihre Wünsche vor die Stände brachte. Er ließ durch seine Gensdarmen die Petition wegnehmen, citirte eine Menge Petenten, stellte eine große Inquisition an und brachte es durch eingeflößte Furcht dahin, daß eine Bauerwitwe deponirte, nicht sie selbst, sondern ihre Tochter habe ihren Namen unterschrieben. Das war ein trefflicher Fund, und obgleich es sich herausstellte, daß die Tochter in der gewissen Ueberzeugung unterschrieben hatte, daß dies ihrer Mutter Wunsch sei, wurden doch sowol das junge Mädchen, als die beiden Bauern, welche die Petition zur Unterschrift vorgelegt hatten, mit bedeutender Geldbuße belegt. — Vergeblich wandte sich eine Deputation aus dem Kirchspiel an den Grafen um Befehl zur Freigabe der Petition, die schon fast von allen Gemeindemitgliedern unterschrieben war; er zuckte die Achseln und erwiderte, er sei augenblicklich Commissarius und nicht Amtmann. Die Petition blieb in Kiaers Händen und man mußte sich damit begnügen, eine den Hergang darstellende, von einigen Bauern unterschriebene Eingabe an die Stände zu machen.

Es wurde von den Dänen dem Petitioniren stark entgegengearbeitet, aber die Sprachsache war und ist zu sehr Herzenssache der Bevölkerung, als daß sie etwas hätten ausrichten können. In Ladelund soll der dänischgesinnte Kirchspielvogt sich alle mögliche Mühe gegeben und sogar Drohungen mit Strafen angewandt haben, eine Adresse für die dänische Sprache zu Stande zu bringen, es gelang ihm aber nur etwa ein halb Dutzend Unterschriften zu bekommen.

Nicht weniger entschieden deutschgesinnt, als die Bewohner der Karrharde, sind die des Kirchspiels Aventoft. Als ganz besonders rege und ausdauernde Patrioten endlich gelten die Bewohner des freundlichen und betriebsamen Fleckens Hoyer, gegenüber der Insel Sylt. Auch sie sprechen im gewöhnlichen Leben das dänische Patois. Dennoch findet man im ganzen Herzogthume keine bessern Schleswig-Holsteiner und keine eifrigern Feinde der Danisirungsgelüste. Namentlich sind alle Gebildeten und alle Besitzenden Gegner der niederdänischen und gesammtstaatlichen Bestrebungen, und obgleich der dänische Apotheker Nagel einen bedeutenden Terrorismus übt und jede Aeußerung von deutscher Gesinnung denuncirt, so will es ihm doch nicht gelingen, seiner Partei mehr Geltung und Beachtung zu verschaffen, er und sein Freund Kiaer werden schwere Arbeit haben, die fast durchgängig wohlhabenden, ungewöhn-

lich energischen und mit vielem Unabhängigkeitssinn begabten Hoyerniger zu bekehren. Auf dem eingeschlagenen Wege durch Verfolgung und Bestrafung jeder deutschen Regung gelingt es ihnen wenigstens nicht.

Die russisch-türkische Grenze in Asien und ihre Festungen.

Vor dem Jahr 1829 schützte ein Gürtel von festen Plätzen das türkische Armenien vor russischer Begehrlichkeit. In dem unglücklichen Frieden dieses Jahres verloren die Türken mit dem gebirgigen Grenzstrich, dem Paschalik Achalzyk, vier dieser Festungen. Sie wurden dem russischen Reich einverleibt als erwünschte Stützpunkte für die neuen Operationen gegen Kars und Erzerum. Diese Grenzlandschaft bildet das Terrain, welches möglicherweise jetzt bei den Friedensverhandlungen den Russen wieder abgefordert werden wird.

Achalziche, d. i. neue Festung, (von den Türken Akhiska-Kalessi genannt) bildete ehemals den nordwestlichen Theil des türkisch-armenischen Paschaliks Achalzyk, der an Imeretien und Kartalinien stieß und aus zehn Sandschaks bestand. Im Friedensvertrage von Adrianopel 1829 wurde dieser ganze Theil des Paschaliks mit Einschluß der Hauptfeste Achalzyk und der kleinern Festen Azkur (Azchur), Achalkalaki und Gertwiß mit Rußland vereinigt und daraus der Kreis Achalzyk gebildet, während die übrigen zehn Sandschaks des Paschaliks Achalzyk unter der Herrschaft der Pforte blieben. Dieser neue russische Kreis grenzt im Nordwesten an die Kreise Osurgeti und Kutaiß, im Norden und Nordosten an Tiflis, an Alexandropol und im Südosten an die türkisch-armenischen Bezirke Tschildyr und Kars. Das Becken von Achalzyk ist einer jener merkwürdigen Kessel, die Armenien charakterisiren durch die Ausfüllung tertiärer, durch vulkanische Kräfte theils gehobener, theils zerstörter Schichten. Es bildet einen Theil von dem Becken des Kur, das auf ungefähr 25 Meilen nordöstlicher Entfernung parallel mit dem Becken des Araxes und ähnlich wie dieser in einem nach Norden gewölbten Bogen von Westen nach Osten geht. Der Kur selbst ist ein nach Norden zu abfließendes Gewässer des Tschildyrgebirges, wird im Norden durch den Bordschom, der mit dem Kaukasus zusammenhängt, begrenzt und hat im Osten das Zichedschwargebirge und im Westen die Nebenarme des Tilburun und Kiratschly-Dagh. Am nördlichen Fuße des rauhen Tschildyrgebirges breiten sich mildere Ebenen aus, wie auch an den Ufern des Kur und Pozkho Bäume aus der gemäßigten Zone, als Pappeln, Nußbäume und Aprikosen, Wein (an den Felsterrassen) und Getreide gedeihen. Dagegen ist der genannte Ausläufer des Kaukasus, der Bordschom,

der sich im Westen mit den Ausläufern des Kiratschly-Dagh vereinigt, ein zerklüftetes und mit dicken, undurchdringlichen Wäldern bedecktes Gebirge. Für Rußland hat das Thal des Kur um so größere Wichtigkeit, als nicht blos die Hauptstadt Transkaukasiens, Tiflis, darin liegt, und seine Richtung von dem Centralpunkte der armenischen Hochebene ins Innere Transkaukasiens führt, sondern auch die neuerworbenen Festungen Achalzyk, Azkur, Achalkalaki und Gertwiß darin liegen und seine Straßen sperren. Die Kreishauptstadt und Festung Achalzyk liegt am linken Ufer des Pozkho (Poskho), eines Nebenflusses des Kur, zwei Stunden von diesem entfernt, und fällt auf der Südseite steil gegen ihn ab, während sie sich nach Norden und Westen aufsteigend auf den bergigen Abhängen des zum kartalinischen Gebirge gehörigen Kara-Dagh ausdehnt. Diese Bergabhänge sind von Wasserrissen und Hohlwegen zerfurcht, zwischen denen die fast durchgängig unansehnlichen Häuser in einem dichten Complex so eng zusammengedrängt liegen, daß sie weder Gassen, noch Plätze bilden, und die Verbindung im Innern nur durch ganz schmale Pfade unterhalten wird. Die meist zwei Etagen hohen Häuser haben ganz horizontale, flache Dächer, die ihnen das Ansehen hoher Terrassen geben. Die Stadt besteht aus drei Theilen: der Festung, der Alt- und der Neustadt, wovon die beiden letztern durch den Pozkhofluß voneinander geschieden sind. Die wenig geschützte Lage der durch den vorigen russisch-türkischen Krieg fast ganz zerstörten Stadt veranlaßte nämlich den Plan zu einer neuen Stadt am rechten Pozkhoufer, wo bereits ein neues Stadtviertel erbaut und von armenischen Colonisten bewohnt ist. Die Befestigungswerke bilden ein seltsames Gemisch von georgischer und türkischer Bauart. Achalzyk hat eine dreifache Befestigungsreihe, nämlich die von den Türken herrührenden, in Erde ausgeführten Befestigungswerke der Vorstädte, oder die sogenannte untere Festung, dann die eigentliche oder obere Festung, welche die Stadt mittelst einer bastionirten Mauer umschließt, die sich auf einem hohen, schwer zugänglichen Felsen ausdehnt, dessen Fuß der reißende Pozkho bespült, und endlich die ganz unabhängig von der Stadt am höchsten liegende Citadelle. Diese und die sogenannte obere Festung wurde von den Georgiern erbaut; die Volkssage schreibt die Gründung der Festung der Königin Thamar, der georgischen Semiramis, zu. Die Bergrücken und Schluchten, welche Achalzyk umgeben, erschweren die Annäherung ungemein. Seitdem die Russen im Besitz des Platzes sind, sind die Befestigungen nach den Regeln europäischer Fortification vermehrt worden. Die Stadt gewährt mit ihrer öden, aller Vegetation entbehrenden Umgebung und ihren kleinen, eng zusammengeworfenen Häusern einen ziemlich traurigen Anblick. Sie hat meist armenische Kirchen, eine Synagoge und unter den meist zertrümmerten Moscheen (einst 28, deren bedeutendste von Selim I. herrührten) eine sehr schöne, welche auf Befehl des

Kaisers in eine russische Kirche umgewandelt wurde. Bemerkenswerth sind noch die unsern der Festung gelegenen türkischen Bäder. Der früher sehr berühmte Bazar bietet jetzt einen höchst armseligen Anblick. Seitdem die russische Mauthlinie den Verkehr mit Anatolien abgeschnitten hat und Achalzyk nicht mehr der besuchte Sklavenmarkt oder der belebte Sammelplatz der Lesghier ist, hat die Stadt, deren Bewohner fast nur Kaufleute und Handwerker sind, ihre frühere commercielle Bedeutung verloren. Von der frühern Bevölkerung der einst sehr volkreichen Stadt ist seit der Besitznahme durch die Russen kaum noch eine Spur übrig geblieben, insbesondere haben sich von den türkischen Einwohnern alle Wohlhabendern nach der Türkei zurückgezogen, die übrigen leben zerstreut in den Dörfern der angrenzenden Sandschaks. Die jetzige Volkszahl beträgt nach Petermann 13,300.

Die heutige Provinz Achalzyk machte im Alterthum einen Theil der armenischen Provinz Daikch aus, welche eine der funfzehn Provinzen war, in die der armenische König Wagarschak im zweiten Jahrhundert n. Chr. sein Königreich theilte, und die ihren Namen Daikch (d. i. Land der Dake) von dem nomadischen Volk der Daker hatte, welche zur Zeit Alexander des Großen einen großen Theil von Achalzyk, Grusien, Abchasien und Mingrelien durchzogen. Die griechischen Kaiser, welche bei dem Untergange des armenischen Königreichs ihren Einfluß auch auf dieses Land ausdehnten, waren nicht im Stande, ihre dortige Herrschaft je recht zu befestigen, weil die armenischen Fürsten aus der mamigoneanischen Familie, welche ausgedehnte Erbgüter im Lande besaß, ihnen die größten Hindernisse in den Weg legten. Später kam das Land unter die Botmäßigkeit der Könige von Georgien, welche gegen das Ende des 11. Jahrhunderts sehr mächtig wurden und die Provinz anfangs Semo-Karthli, d. i. Ober- oder Hoch-Kartalinien, nannten. Achalzyk riß sich, als Georgien theils durch innere Uneinigkeit, theils durch Einbrüche von Persern und Türken sank, von demselben los und wählte eigne Fürsten. Diese sahen sich genöthigt, zu ihrer Vertheidigung Lesghier und andere Bergstämme in Sold zu nehmen, die, zufrieden mit der Erlaubniß, ungehindert die benachbarten Provinzen zu plündern, und gelockt durch den Reichthum des Landes, für immer darin blieben und sich fortwährend durch neue Zuzüge vermehrten. Alle Wagehälse des Kaukasus, welche hier Schutz gegen Blutrache und alle sonstigen Vortheile fanden, kamen in Haufen herbei und bildeten endlich einen für alle umliegenden Völker furchtbaren Kriegerstamm, welcher sich unaufhörlich nach allen Seiten hin in Raubzügen zerstreute, die ihren Weg durch die furchtbarsten Grausamkeiten bezeichneten, und durch die Georgien am meisten litt. Noch heutzutage bewohnt diesen Winkel Asiens ein durcheinandergeworfenes merkwürdiges Gewimmel der verschiedensten Volksstämme, und nur die Städte tragen den rein türkischen Charakter. Besonders

sind die Rußland nächstgelegenen türkischen Districte, wie diejenigen, welche früher zu Achalzyk gehörten, die Schlupfwinkel kriegerischer und raublustiger Stämme, wie z. B. der Lasen, Kurden, Karapapacher, Adscharen und Turkmanier. Sämmtlich durch ihre Gewandtheit zu Pferde und die Heftigkeit ihrer Angriffe berühmt, bilden sie eine äußerst leichte, namentlich für den Parteigängerkrieg brauchbare Reiterei, die jedoch in größern Schlachten in der Linie und besonders beim Agiren großer Streitmassen weniger brauchbar ist. Da die Waghalsigsten unter den Bergstämmen des Kaukasus sich hierher zurückgezogen haben, und jeder Bewohner muselmännischen Glaubens bis in die neueste Zeit aller Abgaben ledig und dafür nur verpflichtet war, im Kriegsfalle sich gut bewaffnet unter die Fahnen zu stellen, so erwächst hierdurch den Russen eine ebenso gefährliche als zahlreiche Masse von Feinden, und bei einer Invasion in das Innere der asiatischen Türkei ist es fast unmöglich, die rückwärtigen Verbindungslinien und Zufuhren an Lebensmitteln und sonstigem Kriegsbedarf gegen diese Völkerstämme sicher zu stellen, wenn es nicht gelingt, dieselben durch Güte oder Gewalt auf ihre Seite zu bringen. Ebenso ist es in der Umgegend von Trapezunt am schwarzen Meere, dessen Ufergebirge und Bergrücken nach dem Kaukasus hin die Hauptschlupfwinkel der Lasen sind. In der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1580) nahm der Beherrscher von Achalzyk, Menu-Scheher, ein Sohn Gasechs, nachdem er durch die Türken unter Amurat III. eine Niederlage erlitten hatte, den Islam und den Namen Atta Bey an und wurde zum Pascha von Achalzyk ernannt. Als solcher schlug er seinen Wohnsitz in dem Städtchen Olty auf, wo sich noch jetzt ein von den Türken ihm errichtetes prächtiges Denkmal befindet. Aber seine Nachfolger verlegten ihren Wohnsitz nach dem kurz zuvor erbauten Achalzyk, welcher Name, wie bereits angedeutet, im Georgischen neue Festung bedeutet und vergrößerten und befestigten dasselbe. Später kam es auf einige Zeit in den Besitz der Perser, aber unter Amurat IV. wurde es von den Türken unter dem Pascha Hassan nach einer 23tägigen Belagerung wieder erobert. Hassan wurde Pascha von Achalzyk und vererbte diese Würde auf seine Nachkommen. Während der ganzen Zeit ihrer Herrschaft über Achalzyk suchte die osmanische Pforte auf alle mögliche Weise das Einströmen der kriegerischen Stämme des Kaukasus zu unterhalten, welche sie anfangs gegen Georgien, dann gegen die Perser und endlich gegen Rußland vertheidigten. Sie gab ihnen Vorrechte und befreite sie von Abgaben, um dadurch immer an der Grenze ihrer kleinasiatischen Besitzungen einen Anhalt zu haben. Die unruhigen Bewohner der Provinz gingen auf die Absicht der Pforte ein, so oft sie diese nützlich fanden; war dies jedoch nicht der Fall, so kümmerten sie sich wenig um ihre Befehle. Aufgebracht über die Unbotmäßigkeit der Bewohner dieses Paschaliks, schickte Sultan Achmed III. den bekannten Pehlewom Pascha mit 25,000 Mann

auserlesener Truppen gegen sie, aber die vollständige Niederlage derselben lieferte ihm den deutlichsten Beweis, daß seine Macht gegen diese Provinz nichts vermöge. Nach dieser Erfahrung begnügten sich die osmanischen Sultane mit dem freiwilligen Gehorsam der tapfern und kühnen Bewohner dieser Provinz, gestatteten ihnen vollkommene Unabhängigkeit in der Verwaltung, und jeder Verbrecher, welcher zu ihnen floh, wurde für das Schwert des Gesetzes unerreichbar. Die Einwohner zahlten keine Abgaben an den Staat und nur unbedeutende Procente für die eingeführten Luxusbedürfnisse. Sie unterwarfen sich denjenigen Paschas, die ihnen gefielen, und schickten die andern ohne weiteres zurück. Der Divan duldete dies, weil er es nicht hindern konnte, begnügte sich, aus der Provinz gute Truppen zu ziehen, kümmerte sich aber sonst um diese Grenze gar nicht und schickte nur von Achalzyk, wie von Anapa und Poti aus häufig fanatische Glaubensprediger in den Kaukasus, um die Bergvölker gegen Rußland in Aufstand zu bringen und Unzufriedenheit in Grusien und andern russischen Provinzen zu verbreiten. Ein Beweis für die Unabhängigkeit Achalzyks von der Pforte liegt auch darin, daß der vorige Sultan, Mahmud II., den Ferman zur Vernichtung der Janitscharen dort nicht publiciren ließ, weshalb diese auch daselbst in vollkommener Freiheit lebten. Während des vorigen russisch-türkischen Krieges wurde die Festung Achalzyk trotz der verzweifelten Tapferkeit der Besatzung und der Mitwirkung eines türkischen Corps unter den Paschas Mustapha und Mehmed Kios von den Russen unter Paskewitsch erstürmt, und durch den Frieden von Adrianopel 1829 kam sie mit einem Theil des Paschaliks an Rußland (s. oben). Die Bezwingung dieser Feste und die Ansiedlung von Armeniern aus Erzerum darin hielt man für wichtig für die künftige Beruhigung und Unterwerfung der kaukasischen Bergvölker. Auch während des gegenwärtigen orientalischen Kriegs war die Provinz Achalzyk im Herbst 1853 der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen Russen und Türken.

Der bedeutenste Ort nächst Achalzyk ist die Festung Ardaghan mit dem nahegelegenen festen Schlosse Azkur oder Azchur am Eingange einer die Hauptverbindung zwischen Achalzyk und Kartalinien vermittelnden Schlucht. Westlich vom Tschildyrgebirge, in einer weiten Ebene, am Fuße eines von diesem Gebirge sich erstreckenden steilen, nur von der Südseite zugänglichen, obgleich nicht hohen Vorgebirges, am Zusammenflusse zweier kleiner Flüsse, des Gendara-Tschai und Topawaran-Tschai, liegt Achalkalaki, eine unbedeutende, von einem unregelmäßigen Viereck mit Bastionen umschlossene Stadt. Viel höher als diese liegt die ebenfalls mit Mauern umgebene Citadelle. Da aber beide von ihrer Umgebung beherrscht werden, so hat der Platz, auch seiner geographischen Lage nach, keine große militärische Bedeutung. Etwas oberhalb des Einflusses des aus der Vereinigung der beiden genannten Flüsse entstehenden Achalkalaki-

35*

Tschai in den Kur liegt auf einem unzugänglichen Felsen die kleine Festung Gertwiß (Chertwiß), die zwar nur eine geringe Besatzung faßt, aber die Brücken über die beiden sich hier vereinigenden Flüsse dominirt, zu welchen letztern zwei gewölbte Gänge den ungefährdeten Niedergang sichern. Gertwiß besteht aus drei Theilen, der Festung, die von einer starken, durch Thürme flankirten Mauer umgeben ist, der Citadelle, welche hoch darüber erhaben auf dem steilsten Punkte des Felsens steht, sehr hohe Mauern hat und ebenfalls von vier starken Thürmen flankirt ist, und der im Süden und Westen an die Festung sich anschließenden, mit weiten Gärten umgebenen Vorstadt. Die frühern Befestigungen aller dieser Plätze sind von den Russen noch verstärkt worden. Dicht an der Grenze von Armenien, in der Nähe des Arpa-Tschai liegt Gumri, von den Russen Alexandropol genannt, ein sehr wichtiger Punkt, der den Schlüssel von Armenien bildet. Der Ort liegt an einem der vielen Trachythügel, welche die dortige Gegend durchziehen. Die alte Festung steht auf der westlichen Anhöhe und besitzt nur einen armseligen Wall, welcher durch die ausgegrabene Erde des Grabens sich selbst bildete. In der neuesten Zeit haben die Russen eine neue, bessere Citadelle etwa eine halbe Stunde entfernt auf der bedeutendsten Anhöhe der ganzen Umgegend erbaut; sie hat Mauern, Kasematten und Kasernen und ist fester, als die meisten russischen Forts jener Gegenden.

Auf dem türkischen Gebiet ist an dieser Grenze der wichtigste Punkt in militärischer Beziehung die Festung Kars, die alte Hauptstadt Armeniens. Auf der südlichen Operationslinie von Eriwan nach Erzerum sind die im ehemaligen Paschalik und jetziger Liva Bajazet gelegene Stadt gleiches Namens, der Flecken Diadin, der auf der Wasserscheide zwischen dem Araxes und dem Murad (Nebenarm des Euphrat) liegt, der befestigte Ort Chamur und das Schloß Tobrak-Kale die bemerkenswerthesten Plätze. Die Stadt und Festung Bajazet oder Bajasid liegt ungefähr vier Stunden vom Südfuße der beiden Ararats, östlich von den Quellen des Euphrat, amphitheatralisch auf einem Zweige des Ala-Dagh erbaut, und hat enge, winklige Straßen. Ihre natürliche Lage macht sie unzugänglich, und außerdem wird sie noch durch einige Befestigungen oberhalb der Stadt, besonders durch ein unerstürmbares, eine Art Citadelle bildendes altes Schloß gestützt. Dennoch war sie gegen europäische Artillerie aus dem Grunde nicht haltbar zu machen, weil die Stadt von einigen benachbarten Höhen eingesehen und beschossen werden kann. Bajazat hat Getreidebau, Viehzucht, Musselinweberei, Handel mit Wein und Früchten nach Persien und Georgien und 18,000 (nach andern 30,000) Einwohner, darunter 13,000 Armenier. Die gering bevölkerten Orte Diadin und Chamur liegen am Euphrat und sind baufällige und schwach befestigte Festungen. Das auf dem Agri-Dagh liegende und im Thale den Weg von Eriwan nach Erzerum sperrende Toprak- (Toproch-)Kale ist eine kleine Stadt mit einem sehr festen

und hohen, nur von einer Seite durch einen schneckenförmigen Weg zugänglichen Felsenschlosse. Die Festung Hassan-Kale, die stets und schon seit ihrer Erbauung durch die Römer für den Schlüssel der Straße nach Erzerum galt, liegt östlich von letzterer Stadt auf einem steilen Abhange des Kiratschly, auf der Wasserscheide zwischen dem Euphrat und Araxes, und ist auf der nördlichen und nordwestlichen Seite von steinigem Gebirge, auf den übrigen Seiten aber von grasreichen Ebenen umgeben. Die Festung besteht aus einem Quadrat von 500 Ellen Länge und 175 Ellen Breite, hat doppelte Feldsteinmauern, von denen die innere mit vier viereckigen Thürmen zur Geschützvertheidigung versehen, die äußere aber mit einem Graben umgeben ist, den man mit Wasser anfüllen kann. Diese Festung ist nicht blos durch ihre Lage wichtig, sondern hatte früher auch starke Werke, die aber die indolenten Türken sehr in Verfall gerathen ließen. Baiburt oder Babert auf dem Wege von Erzerum nach Trapezunt, in dem fruchtbaren Tschorochthal, das reich an Honig, Wachs und Bauholz und berühmt durch die Schönheit der dortigen Mädchen ist, hatte früher eine alte, mitten in der Stadt auf einem hohen Felsen gelegene Festung, die aber 1829 von den Russen in die Luft gesprengt wurde. Im Jahre 1473 fiel hier eine Schlacht vor zwischen dem siegreichen Mohammed II. und Uhum Hassan, und im Jahre 1515 wurde Baiburt durch die Türken unter Bikli Mohammed Pascha erobert. Am 19. Juli 1829 nahmen es die Russen und am 7. October 1829 fiel in der Nähe eine Schlacht zwischen den siegenden Russen unter Paskewitsch und dem Seraskier von Erzerum vor. Die wichtige Fortsetzung der oben bezeichneten drei Straßen von Erzerum weiter nach Konstantinopel führt über Baiburt oder auch über Erzingan zunächst nach Siwas. Die Straße über Baiburt ist, mit Ausnahme einiger Stellen bei Kara-Hissar, bequem, wogegen die andere über Erzingan sich bergiger gestaltet. Aber beide führen durch ein fruchtbares und bevölkertes Land, durchschneiden die einzige Verbindung Stambuls mit Diarbekr und Bagdad und trennen sämmtliche asiatisch-türkische Provinzen gleichsam in zwei Theile. Sie sind daher von großer Wichtigkeit und würden, wenn die Russen einst von Erzerum aus gegen die Hauptstadt des türkischen Reichs vorrücken sollten, die natürliche Operationslinie bilden, welche sie einschlagen würden. Die Stadt Erzingan (Erz-Inghian, Ersendschan oder Arsendschan) liegt am westlichen Ende einer fruchtbaren Ebene, welche 5 Meilen lang und 3—4 Meilen breit ist. Die Dudschikberge bilden ihre Südgrenze, und an ihrem Fuße fließt der Kara-su. Der Winter ist hier nie streng, der Sommer warm. An der Nordseite der Ebene ist der Fuß der sie begrenzenden Berge mit Dörfern bedeckt, die von sehr ausgedehnten Gärten umgeben sind, woraus die benachbarten Districte bis Erzerum, Baiburt und Gumisch-Khane mit vortrefflichen Früchten, namentlich Trauben und Melonen, versehen werden. Die Ernten sind hier sehr üppig,

der Weizen ist schwer und das Stroh viel länger, als auf den Ebenen bei Erzerum. Die Mitte der Ebene ist etwas sumpfig und zeigt Spuren von Salz, bietet indeß einer großen Menge von Pferden, Hornvieh und Schafen Weideplätze dar. Es sollen gegen hundert Dörfer in der Ebene liegen. Sie ist daher zum Unterhalt von Armeen sehr geeignet. Erzingan hat nach Brant etwa 3000 Häuser oder Familien, nach andern 30,000 Einwohner. Bemerkenswerth ist noch die Stadt und Festung Sper oder Isper, die in der gleichnamigen fruchtbaren Ebene unterhalb Baiburt am Tschoroch, zwei Tagereisen von Erzerum, liegt. Die Festung liegt auf einem Felsen, ist aber nicht besonders widerstandsfähig; die Stadt zieht sich an beiden Ufern des Flusses hin.

Ein Marsch der Russen von Armenien aus durch die anatolische Halbinsel nach Konstantinopel ist, falls der Krieg fortdauern sollte, selbst nach einer Bewältigung von Erzerum kaum denkbar. Ein solcher Marsch war nur so lange ausführbar, als die Russen im ungehinderten Besitz des Pontus sich befanden und ihr Marsch durch eine mit Lebensmitteln und Verstärkungen versehene Flotte begleitet werden konnte; jetzt aber, wo die russische Flotte in dem Hafen von Sebastopol zerstört ist, die verbündeten Flotten hingegen sich auf dem schwarzen Meere in jeder Richtung frei bewegen, wäre ein solcher Marsch, der die nach glaubwürdigen Berichten ohnehin nur etwa 35,000 Mann starke russische Armee von ihrer Operationsbasis in Georgien auf eine so weite Entfernung abzöge, ein wahnsinniges Unternehmen, namentlich da diese Bewegung auf Straßen geschehen müßte, die zum Theil nur Saumwege sind. Die Russen selbst denken jetzt schwerlich an eine Bedrohung der osmanischen Hauptstadt von dieser Seite her.

Der falsche Uranios und der Grieche Simonides.

Der unbefangene Menschenfreund konnte in diesen Tagen zu Leipzig zwei schmerzliche Betrachtungen nicht von sich abhalten. Es gibt viel Betrug in der Welt und auch die Besten können irren. Die Geschichte von dem Palimpsest des Griechen Simonides läuft durch die deutschen Zeitungen. Leider haben die meisten Mittheilungen der Tagespresse über diesen gelehrten Gegenstand bis jetzt noch dieselbe Eigenthümlichkeit, welche sonst vorzugsweise die officiellen Correspondenten politischer Nachrichten auszeichnet, sie arrangiren die Thatsachen mehr im Interesse der betheiligten Personen, als im Interesse der lästigen altmodischen Wahrheit. Da es nicht wünschenswerth ist, daß bei einer wissenschaftlichen Angelegenheit derselbe Grad von Moral zu Tage komme, den wir in der politischen Presse nur zu sehr ertragen, und da die ganze Sache, um welche es sich handelt, am besten von der heiteren Seite betrachtet wird, so möge hier eine unbefangene Erzählung folgen.

Im Juli v. J. erschien in Leipzig ein geheimnißvoller Grieche, der sich Konstantin Simonides nannte, aus England kam und eine Anzahl seltener Handschrif-

ten zu besitzen vorgab. Derselbe brachte den Ruf mit, nicht grade ein antiker Charakter zu sein; er hatte schon in England durch Verkauf von Handschriften Geschäfte zu machen gesucht, war in Oxford übel angekommen, hatte aber an das britische Museum allerdings einige seiner Schätze verkauft. Wie er in den Besitz derselben gekommen, war dunkel. Mißtrauische Gemüther hatten darüber Vermuthungen, doch glaubte man nicht, daß er sich alle seine Handschriften und Pergamentblätter von außen her angeeignet, sondern daß er auch mehres davon sich selbst verfertigt habe. Er machte auch in Leipzig einige Geschäfte. Er verkaufte an die Universitätsbibliothek drei Papierblätter aus einer Handschrift vom Berge Athos und 31 Blätter einer Abschrift, die er selbst aus derselben Handschrift vom Athos gemacht haben wollte. Diese Blätter enthielten große Bruchstücke eines altchristlichen Werks, „der Hirte des Hermas", welches bis dahin nur aus einer alten lateinischen Uebersetzung und den Fragmenten der Kirchenväter bekannt gewesen war. Nach diesen drei Originalblättern und der Abschrift des Simonides wurde der griechische Text von Anger und Dindorf in Leipzig herausgegeben. Die Echtheit der drei Manuscriptblätter, welche aus einer Handschrift ausgeschnitten sind, scheint unzweifelhaft; ob die Abschrift des Simonides wirklich nach einem griechischen Manuscript copirt, oder in der behenden Art des Simonides durch seine eignen Erfindungen vervollständigt, oder gar eine von ihm verfertigte Rückübersetzung der schon bekannten lateinischen Bearbeitung ins Griechische sei, ist noch auszumachen.

Darauf brachte Simonides ein anderes Manuscript hervor, 72 Blätter einer ägyptischen Königsgeschichte des Alexandriners Uranios. Die Handschrift war ein Palimpsest d. h. eine Handschrift, auf welcher die ursprüngliche Schrift von spätern Abschreibern weggearbeitet und das Pergament von neuem beschrieben worden war. Die zweite Hand des Manuscripts hatte in den Zügen des 11. oder 12. Jahrhunderts weniger Wichtiges aufgezeichnet, die bleichen Züge der ersten Hand enthielten in Uncialen des 5. Jahrhunderts drei Bücher ägyptischer Königsgeschichten des Uranios, von den ältesten Zeiten bis auf Ptolemäus Lagi. Der Inhalt der zweiten Hand war unzweifelhaft echt, der Inhalt der ersten wurde vom Professor W. Dindorf in Leipzig trotz dringender äußerer Verdachtgründe ebenfalls für echt gehalten und das Manuscript dem Simonides für zweitausend Thaler abgekauft, wie anzunehmen unter den nöthigen Cautelen.

Professor Dindorf, nicht nur in der gelehrten Welt als Philolog und Herausgeber alter Autoren, sondern auch an der Börse Leipzigs als speculativer Geschäftsmann bekannt, legte das Manuscript der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor und bot es um den Preis von fünftausend Thalern zum Verkauf an. Er mußte einige tausend Thaler mehr fordern, als er selbst dem Simonides gezahlt hatte, weil er den Ueberschuß dazu benutzen wollte, diesen Simonides und seine Manuscripte ganz zu durchschauen, zu überwinden, kurz, mit ihm fertig zu werden — er selbst hat in seiner Darstellung der ganzen Begebenheit (Leipz. Allgem. Zeitung No. 31) diese uneigennützigen Motive sorgfältig und ungemein einleuchtend auseinandergesetzt. Die Akademie der Wissenschaften nun ließ durch eine Anzahl ihrer Mitglieder die Handschrift vielseitig untersuchen. Zwei große Namen zerlegten die Sache chemisch, ein großer Name mikroskopisch, mehre sehr große Gelehrte kritisch und das Resultat war — sie sind unsre Väter; wer es wagen wollte, auch nur den Schatten ihres Turbans zu verunreinigen, der würde durch d. Bl. zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert werden — aber was wahr ist, muß gesagt werden, das gelehrte Berlin hatte eine schwache Stunde, die Fälschung war zu geschickt gemacht, die Akademie erklärte die Handschrift für echt und beschloß den Ankauf zu befürworten. Zu dem Ankauf war eine außerordentliche Geldbewilligung durch Se. Majestät den König nöthig und diese nicht im Augenblick zu erlangen und doch er-

klärte der Verkäufer, daß er das Manuscript oder eine Anzahlung von circa 2,500 Thlrn. nach Leipzig zurücknehmen müsse. In dieser Verlegenheit schoß Prof. Lepsius von der Akademie aus eignen Mitteln die Summe von 2,500 Thalern vor, Prof. Dindorf reiste damit zurück. Lepsius, der unter den kritischen Prüfern der Akademie gewesen war und ein specielles Interesse an dem Manuscript hatte, weil er selbst dasselbe herauszugeben gedachte, darf wol entschuldigt werden, daß er auf einige Zeit an die Echtheit der Handschrift glaubte und dafür sprach, denn die alte Königsgeschichte der Aegypter ist seine Specialität und wer in diese dunkeln Studien vertieft ist, bei dem sind noch ganz andere Irrthümer und Rechnungsfehler zur Zeit natürlich. Als er nun aber die Handschrift in ruhigem Besitz hatte und außerdem Gerüchte und Bedenken von mehrern Seiten an sein Ohr drangen, ging er nochmals an eine sorgfältige Prüfung des schwer zu lesenden Inhalts, den die erste Hand geschrieben. Und da fiel ihm mehres Bedenkliche auf. Unter anderm war eine kühne Muthmaßung, welche vor einigen Jahren Bunsen in seinem Werk: Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte, zur Ergänzung einer Lücke in unsrem ägyptischen Wissen gemacht hatte, wörtlich von dem alten Griechen Uranios in seine Geschichte aufgenommen worden. Es ist aber ungewöhnlich, daß jemand das Buch eines andern ausschreibt, der erst 2000 Jahre nach ihm mit Dinte und Feder umgegangen ist. Dazu kamen noch andre innere Anzeichen der Unechtheit.

Der so entstandene Verdacht erhielt von Leipzig aus Bestätigung. Dort hatte Prof. Tischendorf in collegialischem Eifer gegen Prof. Dindorf schon seit längerer Zeit die Unechtheit der Manuscripte des Simonides behauptet, hatte aber bei diesem kein Gehör und keinen Glauben gefunden. Als ein Herr, der auch seine wissenschaftlichen Verdienste und zahlreiche hohe Anerkennungen derselben aufzuweisen hat, mußte Prof. Tischendorf über solche auffallende Ungläubigkeit mit Recht unzufrieden sein. Endlich erhält er von einem zu Leipzig lebenden Griechen, Alexander Lykurgos, Briefe des Simonides, die dieser von London aus geschrieben, aus denen ihm mit Sicherheit die Fälschung erweislich scheint. Gleich darauf erfährt er, daß sein College Dindorf der Akademie die Handschrift verkauft und der König das Geld bereits angewiesen. Sogleich telegraphirt er nach Berlin an die „maßgebende Stelle", die Handschrift sei unecht und sendet seine Beweise ein.

Eine dunkle Wolke zog jetzt über das Gestirn des Simonides. Am letzten Januar erschien Prof. Lepsius mit dem bekannten Stieber, dem Führer der berliner Schatten, in Leipzig. Das Polizeiamt Leipzigs wurde durch die Angaben des Professor Lepsius bewogen, eine Haussuchung bei Simonides vornehmen zu lassen. Man fand den Griechen selbst reisefertig, im Begriff Leipzig zu verlassen, fand bei ihm die 2000 Thaler, welche er von Professor Dindorf erhalten, und allerlei Fälschungsapparate, verschiedene chemische Dinten u. s. w., auch das erwähnte Buch von Bunsen, die Stelle roth angestrichen. Der Inculpat wurde in Verwahrung genommen. Der Traum von Uranios war zerronnen und die Verzeichnisse der ägyptischen Königsdynastien und die übelklingenden Namen ihrer Könige und Vettern — Namen, welche bis jetzt den Hauptinhalt der alten ägyptischen Geschichte bilden — werden noch fernerhin seinen Conjecturen und willkürlichen Annahmen, dem ernsten Forschersinn und der Charlatanerie unsrer Gelehrten überreiche Nahrung geben.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Neue epische Poesie.

1.

Es ist charakteristisch für die veränderte Methode, poetisch zu empfinden, daß in den letzten Jahren die Zahl der lyrischen Gedichte junger Talente auf unserm Büchermarkt abgenommen hat und dagegen eine Zunahme kleiner epischer Dichtungen zu bemerken ist. Während noch vor zehn Jahren der erste Schritt, den ein Dichter in die Oeffentlichkeit that, kaum anders geschehen konnte, als durch ein Heft Gedichte in Heines oder im schwäbischen Ton, lockt jetzt vorzugsweise die glänzende Färbung, der längere Fluß und der, wenn auch lockere, doch mit einiger Berücksichtigung des gesunden Menschenverstandes zu ordnende Zusammenhang einer epischen Begebenheit. Die Anschauungen der Dichter fahren nicht mehr vorzugsweise auf den kurzen Wogen subjectiver Empfindungen daher, sondern sie versuchen sich in längerer Strömung, in mehr plastischen Bildungen. Insofern ein Streben nach größerer Realität auch dieser Richtung zu Grunde liegt, muß sie mit Theilnahme verfolgt werden; nur ist dabei selbst für ein nennenswerthes Talent das Mißlingen viel bedenklicher, als bei kurzen Gedichten.

Zwar war es einer jungen Dichterseele bei lyrischen Gedichten sehr schwer geworden, die eigne Empfindung originell darzustellen. Denn die Fülle von vorhandenen Formen, Stoffen, lyrisch zubereiteten Ideen, von Bildern und Pointen ist gegenwärtig so groß, daß unsere poetische Sprache ganz damit gesättigt ist, und dem neuen Dichter, ohne daß er es ahnt, sich bereits in andern Gedichten vorhandene Rhythmen, Stoffe, Gedanken und Phrasen substituiren, so daß sein Gedicht für den kühlen Leser in der Regel nichts Anderes wird, als die neue Variation eines bekannten Themas. Und obgleich der Zauber, welchen nach Schiller der Stil Uhlands und Heines ausübte, die Phantasie der Schaffenden vorzugsweise in die Bahnen dieser Dichter zog, so haben doch auch andere namhafte Talente der neuern Zeit, die selbst zum großen Theil an Vorgänger sich anlehnen, wie Lenau, Freiligrath, Herwegh, ähnliche übermächtige Einwirkung auf Einzelne ausgeübt, und es ist interessant zu betrachten, wie die Flut der lyrischen Poesie, seit Goethes Jugend aus wenigen starken Quellen entsprungen, in die reihenweise hintereinander aufgestellten Schalen hinabfließt bis zur Gegenwart. Aus einer Schale in die andere, aus der ältern Dichterseele in die jüngere, oft anders gefärbt, durch manchen neuen Zufluß bereichert, im Ganzen aber sich immer mehr zertheilend bis zu

feinem Staub und dem Rinnen einzelner Tropfen. Aber wie sehr wir deshalb auch in den lyrischen Dichtungen der jungen Generation eine durchgehende Originalität vermissen, es war doch noch möglich, in dem einzelnen Gedicht mit correcter Form Artiges und Erfreuliches auszudrücken, und es ist sehr zu verwundern, daß unsere Lyrik, funfzig Jahr nach Goethe, neben wenigen sicheren, melodienreichen Talenten, wie Geibel, schon eine solche Masse unbehilflicher, schülerhafter und roher Conate zeigt.

Dagegen steht die epische Poesie ganz anders. Auch wenn sie sich nicht die unlösbare Aufgabe stellt, breite Heldenstoffe in der Art der großen epischen Dichtungen alter Zeit zu schaffen, kann sie größere Bildung und Selbstständigkeit der Dichter, eine durch künstlerische Technik geregelte Phantasie, kurz ein stärkeres Talent nicht entbehren. Schon der Vers eines solchen Gedichts bietet erhebliche Schwierigkeiten. Unsere Sprache hat bis jetzt keine Versform, welche durch häufige und erfolgreiche Behandlung für epische Zwecke so ausgebildet wäre, daß sie dem Einzelnen einen wirksamen Ausdruck seiner Anschauungen leicht machte. Was unsere Lyrik nach langer Blütenzeit zu viel hat, Appretur und Vorbilder, das hat unser Epos, welches solche Stützen vielleicht länger ertragen könnte, noch zu wenig. Weder der Hexameter von Hermann und Dorothea, noch die Stanzen der italienischen Uebersetzer, noch die Nibelungenstrophe in den kleinen Cabinetsstücken von Uhland, noch irgendein anderes strophisches Maß sind nach den metrischen Gesetzen unserer Sprache überall praktisch. Der Hexameter ist einst bei einem fremden Volk aus Klangverhältnissen der Wortsilben entstanden, die wir durch unsere Hebungen und Senkungen nur unvollständig nachahmen können, er macht, schon durch den trochäischen Fall, den er im Deutschen erhält, und gar mit möglichster Correctheit angewandt, die Diction unvermeidlich steif und pretiös und wird bei nachlässiger Behandlung nur zu leicht hart und rauh. Es gehörte der feine Sprachsinn Goethes dazu, ihn mit Freiheit zu gebrauchen. Die italienischen Strophen sind noch schlimmer, der starke Versklang und die Reimfülle stören dem deutschen Dichter die Individualisirung und verführen zu Sentenzen und poetischen Phrasen. Der Nibelungenvers hat bei dem modernen Verhältniß der deutschen Hoch- und Tiefaccente eine große Monotonie erhalten, die er im Mittelalter nicht hatte. Die Cäsur in der Mitte theilt ihn leicht in zwei klappernde Theile, und die Verbindung des Langverses zu vierzeiliger Strophe vermehrt bei langathmigen Gedichten noch diese geräuschvolle Eintönigkeit. Hier und da hat man eine freiere Behandlung desselben ohne Strophen in fortlaufendem Flusse versucht, nicht ohne Glück. Immer aber bleibt ihm eine starke, eigenthümliche Farbe, welche zu vielen Stoffen nicht paßt. Da nun die Wörter unserer Sprache einen vorwiegend trochäischen Fall haben und längere trochäische Verse deshalb nicht in festem Band zusammenzuhalten sind, sondern unvermeidlich in Stücke auseinander-

fallen, so bleibt zuletzt dem epischen Dichter kein anderes Maß, welches einen bequemen Gebrauch verstattet, übrig, als derselbe Vers, den wir im Drama ausgebildet haben, der fünffüßige Jambus. Dieser Vers, welcher zu dem gleichförmigen Fluß der deutschen Wörter den entsprechenden Gegensatz bildet, ist allerdings der handlichste. Er hat am wenigsten Farbe und läßt sich wol mit den durchsichtigen Lasuren der Malerei vergleichen, welche über jede Farbennüance des Stoffes gezogen werden können. Aber auch bei ihm sind für einen jungen Dichter zwei Schwierigkeiten zu überwinden; zunächst macht grade sein durchsichtiger, nie stark in das Ohr fallender Rhythmus eine große Herrschaft über die Sprache nöthig. Es sind feine Wirkungen mit ihm hervorzubringen, aber er verlangt eine schöpferische Kraft, welche ihn geschickt dem jedesmaligen Stoff anzupassen weiß. Grade bei ihm ist die Behandlung der Cäsuren, das Maß der rhythmischen Freiheiten, die Verwendung männlicher oder weiblicher Ausgänge und die Benutzung des Reims von großem Einfluß auf seinen Charakter, und jede Unbehilflichkeit des Dichters, die bei andern Formen durch den Klang des Metrums und des Reims überdeckt wird, tritt als Rohheit unverhüllt zu Tage. Zweitens aber ist dieses Maß, wie geschickt man es auch gebrauche, doch vorzugsweise zu ruhiger Erzählung und feiner Malerei mit kürzeren Strichen geeignet. Die Macht und Fülle langathmiger Erzählung vermag er, der aus zwei für unsere Sprache kurzen Theilen besteht, nur mit Schwierigkeit wiederzugeben*).

So leiden unsere epischen Dichter an dem Umstand, daß schon das Versmaß bei der gegenwärtigen Bildung unserer Sprache für sie beträchtliche Schwierigkeiten hat. Da aber die Wahl des Versmaßes nicht willkürlich, ja bei dem, welcher mit Beruf schafft, nicht einmal vorzugsweise das Product verständiger Ueberlegung, sondern die Folge eines innern Dranges sein wird, welcher die detaillirten Empfindungen in ein bestimmtes Maß kleidet, so ist ersichtlich, daß die Schwierigkeiten des epischen Schaffens eigentlich im Inhalt des Gedichtes liegen, sowol in der Erfindung und Composition der Erzählung selbst, als in Ton und Farbe derselben.

Das moderne Epos hat kein Gebiet von Stoffen, auf welches dasselbe vorzugsweise angewiesen ist, ja ihm fehlt grade der Kreis, in welchem sich die großen Epen früherer Zeit bewegt haben. Die Heldensagen der Deutschen und fremder Völker sind für uns schon mehr oder weniger poetisch zugerichtet, ihre Grundlage ist eine Weltanschauung und eine Stellung der Menschen zueinander,

*) Von den Theilen, in welche der jambische Fünffuß durch die Cäsur zerfällt, ist im Durchschnitt betrachtet der erste bei gehobener schmuckvoller Rede etwas kürzer, als die natürlichen Satztheile, aus denen sich die Sätze der deutschen Rede zusammenfügen, während der Nibelungenvers noch jetzt in Silbenzahl und rythmischem Fall am besten den natürlichen Satztheilen der deutschen Sprache entspricht.

welche wir nicht ohne Mühe verstehen und in welche sich eine starke productive Kraft nur mit Hindernissen und in der Regel mit Widerstreben hineinarbeitet. Für die kunstmäßige Darstellung solcher Ereignisse aber, welche in unserm Leben wurzeln, oder doch von uns modernen Menschen in ihren innern Motiven und ihrem Zusammenhange am leichtesten verstanden werden können, hat sich im Roman eine neue Form der Poesie entwickelt, welche den Vers ganz entbehrt und welche sich, gemäß unsrer Betrachtung menschlicher Verhältnisse, ähnlich zur Geschichte und Biographie verhält, wie das frühere Heldenepos zur heiligen Sage. Seit diese Gattung epischer Erzählung erfunden, hat die prosaische Darstellung das Recht, überall einzutreten, wo eine längere, reichgegliederte Erzählung mit detaillirter Ausführung verschiedener sich durchkreuzender menschlicher Interessen und eine specielle Schilderung des menschlichen Herzens, seiner Leidenschaften und Verirrungen wirksam werden soll, d. h. fast überall, wo ein Stück unsers modernen Lebens aus dem großen Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen herausgehoben und für die Kunst verwerthet wird. Dem versificirten Epos bleiben deshalb fast nur kleinere Stoffe, in denen eine einheitliche Stimmung so mächtig hervortritt, daß sie dem Dichter erlaubt, auch die Motive zu vereinfachen, den Fluß der Charaktere in ein geradliniges Bett zu leiten und der Sprache gesteigerten Ausdruck, Schwung und Klang des Verses zu geben. Von Hermann und Dorothea bis zu Byrons Don Juan zeigen solche Stoffe Einfachheit und verhältnißmäßig geringen Umfang der erzählten Begebenheit. Aber auffallend ist bei den meisten dieser Stoffe, daß auch ihre Darstellung in Prosa, als Roman oder Novelle, an sich nicht unmöglich gewesen wäre, so daß ihre Bildung in versificirter Form nicht in der Art unbedingte Nothwendigkeit genannt werden kann, wie der Ausdruck einer musikalischen Stimmung in einem lyrischen Gedicht oder der Wahnsinn Lears in dramatischer Darstellung. Wie groß auch der Unterschied in der Wirkung sei, welcher immer noch zwischen Goethes Hermann und Dorothea und einer in Prosa geschriebenen guten Novelle gleiches Inhalts stattfinden würde, es ist kein Gattungsunterschied wie zwischen der Wirkung eines lyrischen Gedichtes und eines Dramas, und es wird in dem ersten Stadium des poetischen Schaffens für die meisten Dichter sehr wohl möglich sein, den epischen Stoff, für welchen sie sich erwärmt haben, auch in prosaischer Darstellung kunstmäßig herauszubilden. Deshalb fehlt der versificirten Behandlung epischer Stoffe bei uns in vielen Fällen die Nothwendigkeit.

Ja, der Drang, einen epischen Stoff in Versen mit der traditionellen Methode der Ausführung zu behandeln, ist in vielen Fällen ein unberechtigter. Nicht selten ist es Trägheit der Phantasie, oder gar absoluter Mangel an Talent, was zum Verse treibt. Unter den epischen Gedichten der letzten Jahre sind nicht wenige — es sei hier nur Hans Haidekuckuck von Roquette er-

wähnt — deren Stoff sich viel besser für einen Roman geeignet hätte, wenn er in der Phantasie der Dichter vollständig genug herausgearbeitet worden wäre.

Bei ihm und bei andern scheinen die Erzähler in dem Wahn befangen, daß eine gewisse schwungvolle Skizzirung einzelner Situationen und tönende Worte den Mangel an verständigem Zusammenhang in der Begebenheit überdecken können. Die Begebenheit, welche im ernsten Epos erzählt wird, muß an sich fähig sein, in dem Lesenden Interesse an den Personen, durch welche sie getragen wird, zu erwecken. Sie wird nicht nur einfach, sondern auch klar, in ihrem Verlaufe verständlich und folgerichtig sein müssen. Sie wird ferner, eben weil sie von einfacher Anlage ist, auch nach eigenthümlichen Gesetzen die Steigerung des Interesses einrichten. Durch den Kampf menschlicher Leidenschaften, den Contrast der geschilderten Verhältnisse oder durch eine originelle Stimmung, welche der Dichter seiner Erzählung zu geben weiß, muß eine starke Spannung entstehn. Diese Spannung wird sich erhöhen müssen, bis gegen das Ende, wo sie in einer großen Katastrophe mit reicher Ausführung kräftig gelöst wird und die Grundstimmung des ganzen Gedichtes mit Gewalt zu Tage tritt. Ferner wird auch die Charakteristik der Menschen, deren Schicksale erzählt werden, einfach in großen Zügen geschehen müssen, aber sie soll deswegen nicht weniger wahr und interessant sein. Je weniger detaillirt die Ausführung, desto reiner müssen die Contouren sein. Die Helden dürfen nur das Nothwendige, ihrer einfachen Anlage Entsprechende sagen und thun; jede Willkür des Dichters in Schilderung von unnöthigen Zügen, jeder fremdartige Zug, auch wenn er psychologisch erklärbar ist, stört. Diese Gesetze scheinen so einfach und selbstverständlich, und doch ist in den meisten Gedichten, welche vorliegen, dagegen in auffallender Weise gesündigt. Der Vers ist ein schlechter Ueberzug für eine Erzählung ohne Interesse, ohne Zusammenhang und logische Consequenz.

Wer in Versen erzählt, wird auch in der Auswahl der charakterisirenden Momente, durch welche er schildern oder stimmen will, große Sicherheit besitzen müssen, denn ihm stehen verhältnißmäßig wenigere Momente zu Gebote, als dem Erzähler in Prosa. Ein einzelnes Bild muß oft die Stärke einer leidenschaftlichen Bewegung, zwei, drei kleine Striche vielleicht eine Oertlichkeit, z. B. einen landschaftlichen Hintergrund, lebendig vorführen. Wenn das Gemüth des Dichters das Zweckmäßige hier nicht kräftig empfindet, wird aller Wortreichthum unnütz sein. Der Vers unterstützt in großartiger Weise die Wirkung einer richtig empfundenen Charakteristik, weil er das wahr Empfundene viel eindringlicher zu sagen vermag, als der prosaische Satz, aber er wird peinlich, wenn er den Mangel solcher Empfindung durch sein Geklapper ersetzen soll. Und grade sein Klang verführt leicht zur Phrase.

Harald und Theano. Gedicht von Felix Dahn. Berlin 1855. F. A. Herbig. — Landschaft Cypern, Zeit des Galerius, die Gegensätze üppiger

Sinnengenuß und raffinirte Bildung des absterbenden Heidenthums; rohe Heldenkraft germanischer Seekönige, dazwischen die begeisterte Resignation einer jungen Christengemeinde. Die Heiden beginnen ein Fest zu Ehren der Aphrodite, unter ihnen Phalanthos; weintrunken stürmen sie in den Tempel der Göttin und feiern dort eine Orgie; ihr Bachanal wird unterbrochen durch die Schreckensnachricht, daß die fremden Barbaren nicht von der Insel verjagt sind, sondern siegreich landen. In einer Felsengrotte singt unterdeß ein Christenchor fromme Hymnen; bei ihm ist Theano, die Schwester Phalanths, eine edle, noch zweifelnde Jungfrau. Ein Haufe Trabanten naht, um die Christen einzufangen, denn Phalanth hat im Taumel beschlossen, sie zu einem lustigen Circusgefecht zu verwenden. Die Christen wissen nichts zu thun, als betend zu sterben. Theano ruft nach einem Manne — ihrem Ruf antwortet der Sachsenherzog Harald, welcher mit seiner Schar soeben gelandet ist. imponirende Begegnung, zarte Annäherung. Er verjagt mühelos die Soldaten des Phalanth, läßt den Christenhaufen zum Schutz auf seine Schiffe bringen und entläßt in ritterlicher Bewegung Theano nach der Stadt. — Hier schon wird der Leser ein anspruchsloses Bedenken nicht unterdrücken. Die Heldin Theano ist die Schwester Phalanths und süddeutsch zu reden: kaiserliche Beamtenschwester. Hat sie so wenig Einfluß auf den Bruder, daß sie ihre Freunde, die Christen, gar nicht zu schützen vermag? und kann sie, die Griechin, die züchtige Jungfrau, die Gefährdeten sofort dem eindringenden Barbaren, dem Todfeind ihres Landes und ihres Bruders, zum freundlichen Schutz empfehlen? Wenn sie aber ihrem Bruder so wenig traut, wie ist dann das Folgende möglich? — Sachsenkrieger erstürmen die Stadt, Phalanth, in der Citadelle eingeschlossen, ersinnt eine tückische List, er erklärt seiner Schwester, nach Andeutungen, die er über ihr und Haralds Zusammentreffen erhalten hat, sie müsse, um sich und ihn zu retten, den Barbarenherzog heirathen. Theano gesteht ihm, daß das auch ihr Wunsch sei, schlüpft bei Nacht herunter in die eroberte Stadt, trifft dort den Herzog Harald und verlobt sich mit ihm. Er soll am Morgen ohne Waffen, allein auf die Citadelle kommen, die Braut abzuholen. Trotz böser Prophezeihungen eines alten Waffengenossen geht Harald am Morgen allein, ohne Waffen auf die Citadelle. — Sollten in diesem Theil der Erzählung nicht wieder zahlreiche Unwahrscheinlichkeiten sein? Daß Theano der Griechenlist des Bruders so schnell glaubt, daß sie bei Nacht ohne Schutz in die eroberte Stadt, zu dem fremden Manne schleicht, und daß dieser ein so großer Thor ist, in solcher Weise zu seinen Feinden zu gehen? Sehr bedenklich! — In der Burg wird Theano eingesperrt, Phalant empfängt den ankommenden Harald und sucht ihn durch einen Becher Wein zu vergiften, Harald aber merkt die Tücke und erschlägt den schlechten Mann sofort, kämpft heldenmüthig gegen die Griechen und wird in dem Augenblick getödtet, wo die vor einem Ueberfall gewarnten Sachsen das Thor der Burg

sprengen und siegreich eindringen. Theano wird befreit, fliegt zu dem sterbenden Geliebten, die letzte Erklärung findet statt. Todtenklage, Josephus der Christ erhebt Theano. Die Sachsen ziehen nach der Heimath, die Leiche ihres Herzogs auf der Schildbahre, und singen ihr heidnisches Todtenlied. Von fern folgt ihnen ein Schiff mit Christen, darauf Theano. Die fromme Resignation des christlichen Chorals schließt.

So schwach die Handlung, so willkürlich die Erfindung, so ist doch in dem Gedicht Einiges, was zu guten Hoffnungen berechtigt. Es ist wahr, der Dichter schildert noch sehr jugendlich, und das Behagen, mit welchem er seine Helden in der Situation empfindet, ist noch gar zu treuherzig, aber er versteht zu schildern, innerhalb seiner Voraussetzungen malt er lebendig und treffend und er ist gar nicht arm an kleinen poetischen Zügen, welche dazu helfen, den Moment zu verklären. Das Ganze ist noch Situationsmalerei, aber mit warmem Herzen erfundene, der Dichter glaubt an sich. Besonders lebhaft fühlt er das Reizende der Contraste. Der Rath, welchen ihm d. Bl. geben möchte, ist, daß er zunächst seine Erfindungskraft in einfacher, logisch geordneter Erzählung übe. Sein Vers ist der gereimte jambische Fünffuß, den er gewandt zu benutzen weiß. Es sind hübsche Verse und Sätze von edler Haltung im Gedicht, dazwischen murmeln freilich prosaische Wendungen und Phrasen. Da dem Dichter die Verssprache leicht zu werden scheint, so möge er auch ein wenig an die Gefahren denken, welche dieser glatte, leicht dahinschwebende Vers bereitet. Die zierliche Ausführung in kurzen Strichen, die er befördert, gibt den Zeichnungen eines feinen, weichen Dichtergemüthes leicht etwas Geleckies. — Im Ganzen verdient der Verfasser sehr wohl die Theilnahme und Beachtung der deutschen Leser.

Der Fall von Babylon. Von Adolf Böttger. Leipzig, 1855. F. L. Herbig — Cyrus vor Babylon gegen Belsazzar. Der Hebräer Irad steht vor dem Lager des Cyrus auf Posten und denkt an seine Geliebte Thirza in Babylon und an die buhlerische Gemahlin des Belsazzar, Nerissa, die ihn durch ihr Liebeswerben gezwungen, aus der Stadt zu fliehen. — Thirza liegt in der Hütte und träumt vom Geliebten, ihr Vater betet zu Jehovah. — Am Morgen ist das Fest des Baal in Babylon. König Belsazzar hält mit Nerissa feierlichen Umzug, er sieht dabei den Hebräer Daniel und läßt ihn in die Löwengrube werfen, er sieht Thirza und beschließt, sie beim Fest seiner Wollust und dem Baal zu opfern. Ihr Vater fleht im Palast zu Nerissas Füßen um Gnade für die Tochter, sie fragt ihn nach Irad, Belsazzar kommt dazu, hört den Namen und ersticht den Hebräergreis. — Ahnungen und Schreckensvorzeichen umgeben den König beim Mahle, er bleibt trotzig, ergreift die heilige Schale Jehovahs, trinkt daraus und vergleicht sich mit Jehovah. In demselben Augenblick sinkt die Königin Nerissa von ihm vergiftet todt zu Boden,

und eine körperlose Hand schreibt an die Marmorwand riesige Zeichen. Da fängt der König doch an zu beben, seine Mutter warnt ihn, der Hebräer Daniel, der in der Löwengrube unversehrt singt, wird jetzt zu dem zagenden Könige bestellt. — Unterdeß leiten die Perser den Euphrat ab und dringen heimlich durch das Flußbett in die Stadt. — Belsazzar kämpft immer noch zwischen Ahnungen und böser Lust, Daniel warnt ihn — Thirza erwartet auf der Höhe des Baalstempels mit Schaudern die Ankunft des Königs. — Die Perser marschiren weiter vor, Irad stürzt die Treppe des Tempels hinauf, er findet die Geliebte, freudiges Wiedersehen, er sinkt mit ihr auf dem Purpurkissen nieder; er erzählt ihr, wie er sich gerettet, daß die Perser eingedrungen und unter anderem auch, daß ihr Vater getödtet sei. — Furchtbarer Kampf in den Straßen. Der Leser erfährt mit Schrecken, daß auch die Pest sich eingestellt hat. Irad will mit der Geliebten den Thurm hinunter, kämpfende Babylonier dringen auf ihn ein, er wird getödtet. Thirza trauert über ihn und fühlt in derselben Stunde, daß sie von der Pest ergriffen ist. Belsazzar stürzt durch die Schrecken der Nacht zum Thurm des Tempels, um vor seinem Tode noch einen Genuß zu haben. Er schlingt den Arm um Thirza, sie erwiedert wild seine Küsse und theilt ihm dadurch die Pest mit, sie stirbt. — Daniel triumphirt über die Befreiung Israels — Belsazzar rennt wieder mit der Pest in den Gliedern nach seinem Palast und stirbt dort, seine Mutter mit ihm. — Siegeslieder der Perser und der Juden. — Das ungefähr ist der Inhalt dieses unerfreulichen Gedichtes. Abgerissen, schattenhaft, ohne Wirkung sind die einzelnen Situationen, die Erfindung ist ärmlich, die unkünstlerische Willkür verletzend. Für die Personen sich zu interessiren ist nicht möglich. In einzelnen kleinen Zügen erkennt man das bekannte Talent des Dichters, aber die Flüchtigkeit und Rohheit der Erzählung verhindert den Genuß auch wohlklingender Verse und einzelner wirksamer Schilderungen. Auch diesem Gedicht fehlt der verständige Inhalt, dagegen welch wüste Häufung von Unmöglichkeiten! Das rapide Ausbrechen der Pest während der Straßenschlacht, das gemüthliche Niederlegen der Geliebten auf dem Thurme während der Schlacht, das unsinnige Umherlaufen des Belsazzar u. s. w. Es hätte nicht gelohnt, den Leser mit solchem Inhalt bekannt zu machen, wenn er nicht wieder charakteristisch wäre für die verschwommene, leichtfertige und gewissenlose Art des Schaffens, welche sich nicht bei Böttger allein findet. Er hat einiges Gute und nicht Weniges geschrieben, was sich Anerkennung erworben hat, er gehört, wenn nicht zu den bedeutenden, doch zu den rührigsten Talenten der jüngern Generation, und deshalb ist höchlich zu bedauern, daß er in solcher Weise zu arbeiten nicht verschmäht hat.

(Fortsetzung folgt).

Ein Conclave.

In diesen Monaten erzählten die Zeitungen von französischen Intriguen in Italien, welche schon über das Leben des jetzigen Papstes hinaus die Besetzung des heiligen Stuhls durch einen Napoleoniden intendirten. So wenig Wahres darüber zur Zeit in die Oeffentlichkeit kommen mag, so ist doch gewiß, daß es selten eine Zeit gegeben hat, wo die Persönlichkeit des zu erwartenden Papstes von so welthistorischer Bedeutung war. Seit dem östreichischen Concordat ist der Papst der innige Verbündete Oestreichs geworden und die gallikanische Kirche hat schon jetzt Ursache, mit tiefer Besorgniß auf eine Allianz zu sehen, welche ihren Freiheiten wie dem Geist des französischen Volkes in hohem Grade gefährlich werden kann. Hier sei ein Bild von den Parteien und dem Wahlkampf zu Rom aus der Vergangenheit gegeben, wol von dem interessantesten Conclave, welches bis jetzt stattgefunden.

Am 10. April 1585 starb Papst Gregor XIII. Buoncompagni nach einer kraftlosen Regierung, unter welcher die Zustände des Kirchenstaates auf einen Punkt gekommen waren, von welchem aus es nur noch eines Schrittes bedurfte, um zum gänzlichen Auseinanderfallen aller Elemente gesellschaftlicher Ordnung zu führen. Von der Wahl des bevorstehenden Conclaves hing auch damals ab, ob es noch ferner möglich sein sollte, im Kirchenstaate zu existiren, ohne selbst Dieb, Räuber, Bandit oder ohne reich genug zu sein, sich Banditen zu seinem Schutze zu halten.

Am Abend desselben Tages versammelten sich die in Rom anwesenden Cardinäle zu einer Congregation behuf Anordnung der Regierungsmaßregeln während der Sede vacante; ebenso an den beiden folgenden Tagen, worauf die Trauerceremonien begannen. Nach der ersten Trauermesse fand wieder eine Congregation statt, in welcher der spanische Gesandte im Namen seines Königs, (Philipp II.) eine Anrede an das Cardinalcollegium hielt, am 13. u. 15. April zwei andere, in welchen der Gesandte der cäsarischen Majestät (des deutschen Kaisers) und der Cardinal Este für den abwesenden französischen Gesandten die üblichen Anreden sprachen. Eine letzte Versammlung vor dem Eintritte ins Conclave fand am 20. April statt.

Eine außerordentliche Geschäftigkeit herrscht in dieser Zwischenzeit unter den Cardinälen. Außer den Congregationen und täglichen Trauerfunctionen im St. Peter nehmen zahlreiche Besuche der Cardinäle untereinander, der Factionshäupter bei ihren Anhängern und bei den Gesandten der drei katholischen Hauptmächte ihre ganze Zeit in Anspruch. Die alten Factionen befestigen sich und suchen sich zu vergrößern, neue bilden sich und suchen Anhänger bei jenen zu werben; denn wiewol die Wahl des neuen Papstes bekanntlich auf un-

mittelbare Eingebung des heiligen Geistes erfolgen soll, so verschmähen es die Cardinäle doch keineswegs, irdische Wege zu gehn und irdische Hebel in Bewegung zu setzen, auf daß die Eingebung möglichst ihren Wünschen und Interessen gemäß erfolge. Nach und nach treffen die in Rom nicht anwesenden Cardinäle ein; endlich am 21. April, dem Ostersonntage, sind die Trauerfeierlichkeiten beendet und eine große Messe mit Begleitung des ganzen Sänger- und Musikerchores der Kapelle findet wieder in St. Peter statt. Dieser Messe folgt eine Predigt de summo Pontifice eligendo, worauf sich die Cardinäle in feierlicher Procession in den Vatican begeben, wo das Conclave abgehalten wird. Zu den neununddreißig bis jetzt anwesenden Cardinälen kamen am Abend desselben Tages noch drei, die sich unmittelbar nach ihrer Ankunft ins Conclave verfügten. Diese zweiundvierzig Wähler theilten sich in sechs große Factionen, unter anerkannten, die Parole austheilenden Häuptern; die erste, an Macht und Einfluß stärkste, nannte sich nach dem Cardinal Farnese, dem Onkel des berühmten Alexander Farnese, dessen Siege damals der Sache des Katholicismus so wichtige Dienste geleistet hatten. Farnese war außerdem Cardinaldecan und hatte bereits in vier Conclaven die von ihm vorgeschlagenen Candidaten durchgesetzt. Die zweite (französische) Faction leitete der Cardinal Este, der Erbauer der weltberühmten Villa bei Tivoli, die dritte (spanische) stand unter Medici, die vierte unter Altemps, die fünfte unter Alessandrino und die sechste unter Buoncompagni, auch San Sisto genannt, dem Neffen des eben verstorbenen Papstes. Diese Faction zählte vermöge der von Gregor XIII. ausgegangenen Erhebungen fast ebensoviel Anhänger, als die übrigen Factionen zusammengenommen, denn es ist Politik der Päpste, so viel Cardinäle als möglich zu ernennen, um durch diese, ihrem Hause natürlich ergebenen, ihrem im heiligen Collegium sitzenden Nepoten die Majorität der Stimmen nach ihrem Tode zu sichern.

Die erste Handlung im Conclave besteht in der Vorlesung dreier Bullen, von denen zwei de non alienandis rebus ecclesiasticis handeln, die dritte contra simoniacos gerichtet ist. Demnächst verpflichtet sich, nach herkömmlichem Brauch und freiem Uebereinkommen, jeder einzeln eidlich zur Beobachtung gewisser Punkte, im Falle die Wahl auf ihn fallen sollte. Die sieben in diesem Falle beschworenen Punkte betreffen zum Theil die Sicherung des Einflusses des Cardinalcollegiums, zum Theil die Erhaltung des Friedens mit und unter den katholischen Mächten, die Erhaltung des Kirchengutes und des päpstlichen Territoriums. Nach diesen vorbereitenden Feststellungen beginnen die eigentlichen Wahlhandlungen. Es sind drei verschiedene Arten, auf welche die Wahl zu Stande kommen kann; die erste und am häufigsten vorkommende besteht in dem einfachen Scrutinium; die zweite Art erfolgt durch den Acceß: die Cardinäle verfügen sich einzeln zu dem Sitze desjenigen unter ihnen, zu dessen Gunsten

die Verhandlungen mehrer Factionen schon so weit gediehen sind, daß die Majorität für ihn hinlänglich gesichert erscheint. Nach einer einfachen Verbeugung vor dem Gewählten begibt sich jeder wieder an seinen Platz zurück; hat die Zahl der Zustimmenden zwei Drittel der Stimmen erreicht oder überschritten, so ist die Wahl erfolgt, andernfalls muß eine neue angeordnet werden. Die dritte Art der Wahl heißt die Adoration: beim Eintritt des Candidaten rufen seine Anhänger: Evviva il Papa! stürzen auf ihn zu und fallen vor ihm aufs Knie. Es ist dies eine etwas stürmische Art, darauf berechnet, die Zweifelhaften zu überraschen und fortzureißen; mehre Päpste haben deshalb angeordnet, daß die Adoration jedenfalls durch ein regelmäßiges Scrutinium zu bethätigen sei.

Die ersten Scrutinien sind selten mehr als ein Versuchen und Tasten, Plänkeleien zu dem Zwecke, sich eine Uebersicht über den Kampfplatz, Kenntniß von den Vortheilen und Hindernissen desselben und von der Stärke und Schwäche der Parteien zu verschaffen. Nur ausnahmsweise geschieht es, daß eine sehr starke Faction durch Ueberraschung gleich am ersten Tage eine Wahl zu Stande bringt, denn die ältern, in die Conclaveintriguen eingeweihten Cardinäle sind auf ihrer Hut und vereiteln in der Regel derartige Versuche. So geschah es auch hier. Altemps, Medici und Alessandrino hatten sich dahin vereinigt, sogleich nach dem Eintritte ins Conclave die Wahl des Donato Cesis zu versuchen und ihr dahinzielendes Manöver war in folgender Art entworfen: Mit der Nöthigung, bis zur erfolgten Wahl im Conclave zu verharren, wird es am ersten Tage nicht so genau genommen und es steht den Cardinälen frei, den Vatican noch einmal zu verlassen und bis zum Sonnenuntergang auszubleiben; sobald nun die Excludenten des Cesis sich entfernt haben würden, wollten die drei genannten Häupter mit ihrem Anhange sich in der Kapelle versammeln, die Adoration des Cesis ausführen und durch ein schnell vorgenommenes Scrutinium die Wahl durchsetzen. Dieser Anschlag konnte jedoch nicht so geheim gehalten werden, daß San Sisto, der Hauptexcludent des Cesis nicht Nachricht davon erhielt. Sein Dableiben vereitelte die Ausführung des Plans. Auch in der Folge wagten es die Includenten nicht, ihren Candidaten wieder aufs Tapet zu setzen, da sich eine Menge Cardinäle als seine Gegner gezeigt hatten, die vorher für seine Begünstiger galten.

Am folgenden Tage fand ein zweites Scrutinium statt, welches für den Cardinal Albano die meisten Stimmen, dreizehn, ergab. Auch diesem Scrutinium merkte man an, daß es noch nicht ernstlich gemeint war; wogegen sich am Nachmittage desselben Tages die meisten Häupter zu einer ernstlich gemeinten Praktik anschickten. Altemps, im Verein mit Medici und sämmtlichen Creaturen Pius IV. (Gregors XIII. Vorgänger) agitirte stark für Guiglielmo Sirleto, eine der vier Cardinäle, die Philipp II. seinen Vertrauten im Con-

clave, Medici und Madrucci, anempfohlen hatte. Gegen diese Wahl vereinigten sich Farnese, Este, Sforza und bald auch andre. Die ersteren für ihn aus dem Grunde, weil sie in dem vorangegangenen Conclave Excludenten des Sirleto gewesen waren, und es eine Conclavemaxime ist, in einem solchen Falle ein Includent zu werden; die letztern gegen ihn veranlaßt durch die Ueberzeugung, daß Sirleto — wenngleich ein Mann von Herzensgüte und Gelehrsamkeit — den Regierungsgeschäften unter den damaligen schwierigen Umständen nicht gewachsen wäre. Dann war er auch durch Neigung und Interessen eng verbunden mit dem Cardinal Como, der neunzehn Jahre lang — unter Pius IV. und Gregor XIII. — als Staatssecretär die Leitung der Geschäfte in Händen gehabt und allen Cardinälen Anlaß zu Mißvergnügen gegeben hatte. Seine Stellung wäre die frühere geworden, wenn Sirleto Papst geworden wäre.

Altemps hatte die Unterhandlungen für Sirleto mit einiger Ueberstürzung geführt, so daß seine eignen Freunde ihn in dem Verdacht hatten, es sei seine Absicht nur gewesen, dem Sirleto seinen guten Willen zu zeigen, seine wirklichen Bemühungen aber für den Cardinal Ferrerio, seinen Verwandten und intimen Freund aufzusparen, für den ihm auch Este und Farnese ihre Unterstützung zugesagt hatten. Zu derselben Zeit war von San Sisto eine Praktik für den Cardinal Castagna eingeleitet worden. Dieser, wenngleich durch Geburt und Eigenschaften hochstehend in der öffentlichen Meinung, erlangte als junger, erst seit kurzem ins Collegium getretener Cardinal nicht die Zustimmung der ältern. Erst im folgenden Conclave fiel die Wahl auf ihn. Eine von Medici ziemlich matt geführte Unterhandlung für Savello führte ebenfalls zu keinem Resultate. Colonna und Cesis, offene Gegner des Savello, erklärten dem Medici, daß sie sich von ihm lossagen würden, wenn er auf seiner Absicht bestände.

Unterdessen hatte Farnese mit aller ihm eignen Energie und Conclavepraxis zu Gunsten des Cardinal Torres eine Operation eingeleitet, deren glücklicher Ausgang seine eignen Interessen mächtig gefördert haben würde. Este und San Sisto hatten dem Farnese ihren Beistand für ihn zugesagt. Torres war jedoch nicht in Rom, ein Umstand, der es allein verschuldete, daß von ihm nicht gleich anfangs die Rede gewesen war. Da er von Tage zu Tage erwartet wurde, so beschlossen seine drei Includenten, bis zu seiner Ankunft alles aufzubieten, um das Conclave hinzuziehn und die Zwischenzeit zur Werbung neuer Parteien zu benutzen. Glückte die Verzögerung, so bot der Eintritt des Candidaten eine außerordentlich günstige Gelegenheit, durch einen schnellen und unerwarteten Schlag die Entscheidung für ihn herbeizuführen. Bei der Ankunft eines Nachzüglers versammeln sich nämlich sämmtliche Cardinäle zu seiner Begrüßung; die in das Geheimniß Eingeweihten hätten im Augenblick des Eintritts das „Evviva" gerufen und durch ihre Zahl und ihren

Ungestüm die Zweifelhaften zur Adoration fortgerissen. Der Anschlag, von Medici entdeckt, machte ihm und allen den zahlreichen Gegnern des Farnese große Sorge. In einer unter Medicis Vorsitz gehaltenen Berathung wurden alle noch vorhandenen Candidaten seiner Partei in Betracht gezogen, doch fand sich keiner unter ihnen, dessen Aussichten die des Torres überwogen hätten oder dessen Vorschlagung den Gang der farnesischen Operation auch nur aufzuhalten vermocht hätte. Für Farneses Gegner war alles verloren, sobald die Wahl des Torres durchging. Der neue Papst hätte sich dem Einflusse des schon jetzt übermächtigen Farnese nicht entziehen können; von ihm bestimmt, hätte er eine so große Anzahl neuer Cardinäle erwählt, daß durch diese, natürlich dem Farnese ergebenen, dessen Wahl nach dem Tode des bejahrten Torres gesichert war. Dieselben Betrachtungen waren es ohne Zweifel, welche den Este bewogen, im Geheimen anderweitige Anknüpfungen zu versuchen, während er anscheinend noch für Farneses und San Sistos Plan wirkte.

Zu einem andern, für den ersten Augenblick seltsam erscheinenden Versuche hatten sich die Cardinäle Alessandrino und Rusticucci vereinigt. Der Cardinal Montalto galt allgemein für einen schwachsinnigen, zu jedem Geschäfte untauglichen, dabei alten und gebrechlichen Menschen. — Nun aber verdankte er seine Erhebung zum Cardinal der Fürsprache des Alessandrino bei dessen Oheim, Pius IV.; es war somit alle Aussicht vorhanden, daß unter Montaltos Regierung Alessandrino das Ruder des Staats in seine Hand bekommen würde. Mit derselben Hoffnung und nicht geringerm Rechte durfte sich Rusticucci schmeicheln, den Montalto bei jeder Gelegenheit demüthig und bescheiden um Rath und Beistand angegangen war und für dessen dankbaren und ergebenen Schützling er sich ebenso oft erklärt hatte: „Wir werden ihn drehen und wenden nach unserm Gefallen, wie einen Spielball“ sagte einer zum andern, nachdem sich beide über die aus der Wahl Montaltos zu ziehenden Vortheile unterhalten hatten.

In der Nothwendigkeit, Verbündete für ihren Plan heranzuziehen, glaubten sie zunächst ihr Augenmerk auf Este richten zu müssen, zu dessen Verfügung alle französischen Cardinäle und viele Mitglieder andrer Factionen standen. Rusticucci, auf vertrautem Fuße mit Este stehend, unternahm es, diesen für das Unternehmen zu gewinnen. Wie erwähnt, hatte Este schon bei sich beschlossen, Farneses Sache zu verlassen; Rusticuccis Vorschlag fand deshalb williges Ohr bei ihm, um so mehr, als er gegen Montalto, als ein ruhiges, unschädliches Subject, nichts einzuwenden hatte und als er bedachte, daß ihm selbst, als dem vertrauten Freunde des Rusticucci, sein Antheil an Einfluß nicht entgehen könne, sobald Montalto auf dem Throne saß.

Mit der größten Vorsicht kehrten beide zur Zelle Alessandrinos zurück, um gemeinschaftlich weiter einzuschlagende Wege in Berathung zu ziehen. Alle

drei stimmten darin überein, daß ohne Medicis Hilfe zunächst wenig für ihre Absicht zu hoffen sei, daß aber mit dem Beitritte desselben die größre Hälfte des Werkes gethan sein würde. Als der Geeignetste für die neue Botschaft erschien Alessandrino, der mit Rusticucci befreundet war; doch da letzterer sah, daß Alessandrino Schwierigkeiten machte, erbot er, ungeduldig, sich in Rom herrschen zu sehen, sich selbst zur Uebernahme des Geschäfts. Mit großer Beredtsamkeit stellte er dem Medici die Gefahr vor, die dem heiligen Collegium von der Uebermacht des Farnese drohe, wenn zu den vier Conclaven, die er schon nach seinem Willen geleitet hatte, noch ein fünftes käme, und wenn diese Leitung zuletzt sich in ein Erbrecht der Familie Farnese umwandelte; ferner, wie schimpflich für die Kronen von Spanien und Frankreich es sei, ihre Cardinäle in so vielen Conclaven ohne Einfluß bleiben zu sehen. Er erinnerte ihn an die Verbindlichkeiten, die Montalto der spanischen Krone aus früherer Zeit her, und der Familie Medici schulde, und gab ihm zu bedenken, zu welchem Grade von Dankbarkeit dieselben den neuen Papst bestimmen müßten. Medici war alles daran gelegen, Farneses Absichten zu vereiteln. Er ging mit großer Bereitwilligkeit auf Rusticuccis Ansichten ein, und erbat sich nur eine Stunde Zeit, um seinen Anhängern Mittheilung von der Sache machen und ihre Meinung darüber anhören zu können. Er fand bei allen dieselbe Ansicht. Noch in derselben Nacht begab sich Medici mit seinen Anhängern, die alle der Ansicht ihres Führers beigestimmt hatten, in Estes Zelle, wo dieser mit Rusticucci und Alessandrino des Erfolges ihres Schrittes harrten. Ihre Freude war groß bei Medicis Ankunft, denn außer auf dessen zahlreiche unmittelbaren Anhänger konnten sie noch auf eine Anzahl von spanischen Cardinälen rechnen, die unentschieden bei andern Factionen standen, oder dem Einflusse des spanischen Gesandten gehorchten, dessen Interessen im Conclave Medici vertrat.

Es wird jetzt an der Zeit sein, uns mit der Persönlichkeit des Candidaten näher bekannt zu machen, an welchen vorher unter allen übrigen am wenigsten gedacht worden war, und der plötzlich so eifrige und einflußreiche Begünstiger gefunden hatte.

Felice Peretti war der Sohn eines sehr armen Arbeitsmannes in oder bei Montalto, einem unbedeutenden Flecken in der Mark Ancona und hütete als Knabe eine Herde Schweine. Ein vorüberreisender Franziskanermönch fragte den Kleinen nach dem Wege, ließ sich dabei in ein Gespräch mit ihm ein, und gerieth in Erstaunen über die klugen Reden und den aufgeweckten Geist desselben. So viel Geistesbegabung in Schmuz und Niedrigkeit verkommen zu lassen, schien dem mitleidigen Franziskaner Sünde zu sein. Im Einverständniß mit dem Vater nahm er den Knaben mit sich in sein Kloster, um ihn durch Unterricht in den Elementen der Wissenschaften zum Eintritt in den Orden vorzubereiten. Doch lange vor dem Alter, das Felice die Ablegung

des Professes erlaubte, hatte er schon die dazu erforderlichen Kenntnisse erlangt und mußte einem gelehrten Klosterbruder übergeben werden, der ihm im Lateinischen, Griechischen und in der Kirchengeschichte Unterricht ertheilte. Ungewöhnlich schnell war seitdem Fra Felice von Stufe zu Stufe in seinem Orden gestiegen, geschützt und gehoben von Wenigen, die nur seine außergewöhnliche Begabung im Auge hatten, gehaßt und verfolgt von Vielen, ebenfalls um jener Begabung, mehr aber noch um der ungewöhnlichen Schärfen und Härten seines Charakters, seiner Anmaßung, Herrsch- und Streitsucht willen. Doch seit seiner Erhebung zur Cardinalswürde schien sich sein Wesen nach und nach vollständig umgekehrt zu haben. Der kräftige, stolzschreitende Mann wurde zum demüthig und gebückt dahinschreitenden Greise, statt der tiefen und weiten Kenntnisse zeigte er eine Unwissenheit und Beschränktheit, die ihm von Seiten seiner Collegen die Namen „märkischer Esel" und „römisches Vieh" zuzogen. Diese Beleidigungen und tausend andre nahm er hin mit sanftem und unterwürfigem Lächeln; nur beschäftigt mit seinem Keuchhusten, seinen Gicht- und Steinschmerzen schien er Auge und Sinn verloren zu haben für alles um ihn her Vorgehende. Wenige seiner jetzigen Collegen hatten ihn als General oder Inquisitor seines Ordens, kein einziger in seinen niedern Aemtern gekannt; die Jahre und die Gewöhnung an seine jetzige Gestalt hatten bei den ersteren sein früheres Leben in Vergessenheit gebracht. Nur Farnese hatte aus der Zeit her, wo Peretti als General des Franziskanerordens vielfache Verdrießlichkeiten erregt hatte, eine üble Meinung von ihm bewahrt, und betrachtete die Umwandlung seines Wesens mit Mißtrauen; wenngleich der Stolz des mächtigen Fürsten die elende Persönlichkeit des früheren Schweinehirten keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte. Während nach dem Tode Gregors die übrigen Cardinäle alles aufboten, um für das bevorstehende Conclave ihre Interessen zu wahren und zu fördern, und ihr Verdienst in den Augen der andern ins Licht zu setzen, kroch Montalto von einem Cardinale zum andern, jeden preisend, sich jedem für verpflichtet erklärend, jeden versichernd, daß der Kirche schreiendes Unrecht geschehe, wenn er — sein Protector und Wohlthäter — nicht den päpstlichen Stuhl bestiege. Im Conclave saß er größtentheils in seiner Zelle, den Rosenkranz zwischen den Fingern oder in seinem Brevier lesend, hustend und stöhnend, als ob er nicht vierundzwanzig Stunden mehr zu leben hätte. Selten, höchstens um ein Scrutinium mitzumachen, verließ er die Zelle, und dann anscheinend mit einer gewissen Zerstreutheit oder Gedankenabwesenheit, von der er nur auf Augenblicke zurückzukommen schien, wenn er zufällig dem Farnese oder San Sisto begegnete (zwei Parteihäupter, von denen er wußte, daß sie ihm am meisten abgeneigt waren). Er sprach dann sein Erstaunen darüber aus daß das Cardinalcollegium noch immer in seiner Blindheit verharre für die so vielfachen und rechtmäßigen Ansprüche seiner Eminenz auf das Pontificat.

Uebrigens bekümmerte sich, bevor Alessandrino und Rusticucci ihn in Vorschlag brachten, niemand um ihn, als ob er gar nicht im Conclave existirte. —

Noch befand sich Montalto in völliger Unwissenheit über alles zu seinen Gunsten Geschehene. Die vier jetzt verbündeten Cardinäle warteten die Nacht ab, um sich unbemerkt in seine Zelle zu begeben und ihn von ihrer Absicht in Kenntniß setzen zu können. Alessandrino trat zuerst ein, und sagte leise — denn Farneses Zelle befand sich dicht neben der Montaltos —: Muth, Monsignore! Wir haben eine Nachricht für Euch, die Viele erwarten und nicht bekommen. Wir sind entschlossen, Euch zum Papste zu machen. Montaltos Keuchhusten schien in diesem Augenblick den höchsten Grad von Heftigkeit anzunehmen, und es dauerte ziemlich lange, ehe er Athem zur Antwort fand. Er versicherte den Herren, daß er zu träumen glaube; er könne nicht begreifen, wie vier Cardinäle von so hohen Verdiensten sich bis zu ihm hätten herablassen können, da sie doch so viele würdige und für ihre Absicht geeignetere Personen im Cardinalcollegium finden könnten. „Ich würde," fuhr er fort, „doch nur ein Papst von wenig Tagen sein. Die zahllosen Uebel, die Alter und Krankheit über mich gebracht haben, lassen mir kaum Zeit zum Athmen, und meine gänzliche Unwissenheit in den Regierungsgeschäften würde mich zum Gespött der ganzen Christenheit machen. Wolltet ihr aber auf Eurer unerhörten Absicht bestehen, so macht nur mit mir zugleich noch drei andre Päpste, die mir zur Seite stehen." — Als die Cardinäle ihn ermunterten, auf den Beistand Gottes zu bauen, mit dessen Hilfe es ihm schon gelingen würde, das Schiff der Kirche zu führen, hielt es Montalto für gut, die Fühlhörner ein wenig auszustecken, wie weit es seinen Begünstigern Ernst mit dem Geschäfte sei, und zugleich, um es ein Stück zu fördern, indem er seinerseits einen Schritt entgegenkam. „Ich kann mich nicht entschließen," sagte er, „eine so schwere Last auf meine Schultern zu nehmen; es müßte denn sein, daß die Herren sich feierlichst verpflichteten, Tag und Nacht mir zu helfen, den Staat und die Kirche zu regieren, da ich selbst mich unfähig dazu fühle." Alle vier antworteten eifrig: „„Wir wollen es, wir wollen es!"" „Bedenkt wohl, beendete Montalto seine Rede, daß Ihr alle Last und Beschwerde haben werdet, und ich den Titel und die Ehre davon." Diese Worte waren der Köder, mit welchem der schlaue Prätendent die vier Fische in sein Netz lockte, während sie selbst glaubten, einen Fang gethan zu haben, den sie sich um keinen Preis entgehen lassen dürften. Mit verdoppeltem Eifer boten sie ihren Scharfsinn auf, neue Wege zu ihrem Ziele ausfindig zu machen, und die Hindernisse zu beseitigen, die ihnen entgegenstanden, oder sich noch erheben könnten. Zwei mächtige Factionen, die überdies noch in Gemeinschaft handelten, die des Farnese und San Sisto, standen ihnen noch feindlich gegenüber; jede einzelne für sich hatte schon die Exclusion in Händen. Um dem Farnese eine gute Anzahl Stimmen zu entfremden, und

dann für Montalto zu gewinnen, verbreiteten die vier Verbündeten das Gerücht, daß der Cardinal Torres in zwei Tagen eintreffen würde, und daß Farnese in dem Falle, daß er dessen Wahl nicht durchzusetzen vermöchte, durch Verschleppung des Conclave, indem er jede andre Wahl vereitelte, sich selbst den Weg zum Throne bahnen wolle. Diesem Gerüchte schickten sie das andre nach: daß er Couriere an mehre Höfe, namentlich an den französischen geschickt habe mit der dringenden Bitte um Unterstützung seiner Candidatur, wogegen er sich, falls er Papst würde, zu wichtigen Zugeständnissen an jene Kronen verpflichtet habe.

Dem Alessandrino und Rusticucci schien jeder im Conclave verlorne Augenblick ein Jahr Verlust an ihrem geträumten Pontificate, und ihrer Thätigkeit und Schlauheit gelang es, nicht unbedeutende Erfolge hinter Farneses Rücken zu erlangen.

Eine höchst wichtige Eroberung hatte unterdessen Medici an dem großen Einfluß ausübenden Cardinal Altemps gemacht, der sich an Farnese zu rächen trachtete für die herben Worte, mit welchen er die Exclusion des von ihm — Altemps — vorgeschlagenen Sirleto begleitet hatte.

Als letzter und wie es schien schwierigster Theil der ganzen Operation war nun noch die Gewinnung des San Sisto, oder doch des größeren Theils seiner Creaturen übriggeblieben. Dieser Cardinal hatte sich, ebenso wie Farnese, offen und wiederholt gegen die Candidatur Montaltos erklärt. Gregor XIII., sein Onkel, hatte Montalto sogar eine Pension entzogen, welche Pius für die von Hause aus armen Cardinäle ausgesetzt hatte, und hatte sich ihm außerdem während seiner ganzen Regierung höchst abgeneigt gezeigt. Andrerseits hatte Farnese endlich Nachricht von der montaltoschen Intrigue erhalten und schickte sich an, derselben entgegenzutreten — glücklicherweise mit geringem Eifer, da er noch nicht ahnte, welche Ausdehnung dieselbe schon gewonnen hatte.

Um einen Anfang mit der Faction San Sistos zu machen, beschlossen die Verbündeten, sich zuerst an einige Mitglieder derselben zu machen, die vermöge ihrer Beziehungen zu dem einen oder dem andern der Includenten leichter zum Abfalle zu bestimmen sein würden. Sieben solcher Stimmen, unter ihnen die Riarios, waren schon gewonnen worden, als Farneses Auftreten zum möglichst schnellen Schluß der Praktik drängte. Riario, genau bekannt mit dem Charakter San Sistos, erbot sich zu einem Versuche, der auf die geringe Charakterfestigkeit jenes Parteihauptes berechnet war. Er begab sich in dessen Zelle und redete folgendermaßen zu ihm: Eminenz, die Werbungen zu Gunsten Montaltos haben bereits eine solche Ausdehnung erlangt, daß wir seiner Wahl sicher sind; es würde Zeit und Mühe verlieren heißen, dieser Wahl Hindernisse in den Weg zu legen, und nur Schaden und Unannehmlichkeiten würden demjenigen erwachsen, der es versuchen wollte. Als Freund kann ich Eurer

Eminenz nur rathen, in Güte zu thun, was sich mit Gewalt nicht verhindern läßt. — Diese Anrede beunruhigte San Sisto nicht wenig; aber vollständig entmuthigt wurde er, als gleich nach Riarios Entfernung Guastavillano eintrat, und — gemäß der getroffenen Verabredung — eine ähnliche, nur noch dringendere Ansprache an ihn that.

Ein Umstand hätte beinahe das ganze Werk der Verbündeten zu Falle gebracht. Der letzte Theil der Verhandlungen ging während der Nacht vor sich; Alessandrino war zu größerer Geheimhaltung seiner Besuche verkleidet von Zelle zu Zelle gegangen und von zwei Cardinälen erkannt worden. Ein solches Verfahren im Conclave wird sehr übel vermerkt, und ohne Zweifel hätte die rechtzeitige Anzeige davon an den Cardinaldecan den Werbungen für Montalto ein Ende gemacht, wo nicht das ganze Werk vereitelt. Doch die Anzeige unterblieb, und Farnese, im Vertraun auf seine Stärke und auf die feste Zusage San Sistos, nichts ohne vorherige Verabredung mit ihm zu unternehmen, schlief.

Und das Schicksal, das bis jetzt Montalto so ungemein begünstigt hatte, bot noch einmal in auffälliger Weise seinen Arm zur Ausführung des letzten, entscheidenden Schlages.

Während Montaltos Partei in äußerster Spannung den Anbruch des Tages erwartete, meldete der Ceremonienmeister die Ankunft des Cardinal Vercelli. Dem Herkommen gemäß versammelte die Begrüßung des Angekommenen sämmtliche Cardinäle im Hauptsaale. Unmittelbar darauf celebrirte der Cardinaldecan die Messe, nach deren Beendigung die Verlesung der drei Bullen de non alienandis etc. vor dem neu Eingetretenen erfolgte. Dies war der Augenblick der Entscheidung; ein günstigerer war nicht zu erwarten. — Sobald die Lesung der Bullen begonnen hatte, gab Este der Verabredung gemäß dem Alessandrino ein Zeichen, letzterer bat den San Sisto, ihm draußen einen Augenblick Gehör zu schenken, und auf dessen Zustimmung verließ er mit ihm die Kapelle. Man hatte nämlich für nöthig befunden, den San Sisto noch einmal zu überrumpeln, und ihm nicht Zeit zu lassen, sich mit Farnese zu berathen. „Monsignore," redete ihn Alessandrino an, Sie müssen wissen, daß außer Medici, Riario, Este, Rusticucci, jetzt auch Gesualdo, Vercelli und vor allem Altemps für unsren Candidaten gewonnen sind, so daß Montaltos Wahl ganz außer Zweifel steht, und in diesem Augenblicke vor sich gehen soll. Nichtsdestoweniger glaubten wir es der hohen Stellung Eurer Eminenz schuldig zu sein, die Ehre des Ausschlages Ihnen zu überlassen, so daß Montalto sein Glück Ihren Händen zu verdanken habe. Leid sollte es uns thun, wenn Sie auf Widerstand sännen, und wir gezwungen wären, ohne Sie und gegen Ihre Wünsche zu handeln." Diese Worte, zu so ungewöhnlicher Zeit und an so ungewöhnlichem Orte, und kurz nach den

gleichen Versicherungen von Seiten Riarios und Guastavillanos, vollendeten San Sistos Rathlosigkeit. Er vergaß sein dem Farnese gegebenes Wort, seine eigne Hoffnung, eine seiner Creaturen zum Papste zu machen, seine Pflichten als mächtiges Parteihaupt — seine ganze unter der Regierung seines Oheims erworbene Praxis. Er berief seine Anhänger zu sich heraus, eröffnete ihnen, daß es sich jetzt darum handle, Montalto zum Papste zu machen, und daß er ihre Meinung darüber anhören wolle. Die sieben schon für Montalto Gewonnenen ergriffen zuerst das Wort in lebhaft zustimmender Weise. Ihre Rede, und San Sistos Schwanken benahmen den andern den Muth, ihre Ansichten frei zu äußern; sie erklärten, daß San Sistos Meinung und Beschlüsse auch die ihrigen sein würden.

Das Verlassen der Kapelle — zuerst von Seiten Alessandrinos und dann San Sistos und dessen ganzem Anhange — setzte die Cardinäle in Erstaunen und ganz besonders den Farnese, der bis jetzt gewohnt gewesen war, die Päpste nach seinem Willen und seiner Weise zu machen. Nach kurzer Abwesenheit kehrten Alessandrino und San Sisto in die Kapelle zurück. „Nicht mehr um Verlesung von Bullen handelt es sich jetzt," rief Alessandrino mit lauter Stimme, „der Papst ist gemacht!" Bei diesem Losungsworte erhoben sich alle im Einverständnisse befindlichen Cardinäle, traten vor Montalto hin und küßten seine Hand, zum Zeichen ihres Glückwunsches.

Montalto war Papst! Aber noch schwebte sein Glück auf der feinen Linie zwischen Hoffnung und Wirklichkeit. Die Wahl konnte noch bestritten werden — das Scrutinium fehlte noch. Mit demüthig ergebener, fast weinerlicher Miene, als ob ihm ein Mißgeschick widerführe, nahm er die Glückwünsche auf. Doch dem Farnese waren endlich die Augen vollständig aufgegangen. Er gebot, daß jeder sich auf seinen Platz begäbe, und daß das Scrutinium vorgenommen werde. Montalto blieb noch immer derselbe, aber ein erster verrätherischer Strahl schoß unter der Decke hervor, mit der er bis jetzt seine Herrschbegier verhüllt hatte. Er flüsterte dem neben ihm sitzenden San Sisto die Worte zu: Monsignore, tragen Sie darauf an, daß das Scrutinium geschehe ohne jedes Präjudiz der Adoration. San Sisto traute kaum seinen Ohren, als er einen Cardinal, der sich bis jetzt so unwissend in allen Dingen und so widerwillig gegen seine Erhebung gezeigt hatte, auf einmal so erfahren und gewiegt — und zwar in einem der zartesten Punkte des Wahlceremoniels — und plötzlich so begierig sah, die Macht in Händen zu behalten. Nichtsdestoweniger kam er dem Wunsche nach. Doch noch ganz andere Wunderdinge waren diesem Conclave vorbehalten; von hier ab bis zum Schlusse desselben sollten die Freunde und Begünstiger Montaltos aus einer Ueberraschung in die andre, aus einem Verdruß in den andern fallen.

Das Scrutinium begann. In dem Maße, als sich beim Oeffnen der

Stimmzettel die Zahl der für Montalto lautenden der vorgeschriebenen Majorität näherte, sah man diesen sich regen und wenden, sich erheben und wieder setzen; mühsam, und doch heftig stieß er den Athem aus, nicht anders als ob ein gewaltiges Feuer in seiner Brust brenne und sich einen Ausgang suche. Bei dem letzten Namen, der die Majorität für ihn entschied, stand er aufrecht da, an Gestalt einen halben Fuß größer, als vorher; mit kräftigem Wurfe schleuderte er seinen Krückstock weit von sich und mit sonorer Stimme erscholl es aus seinem Munde: Halleluja!

Wie erstarrt sahen die Cardinäle einander ins Gesicht bei diesem Ausbruch einer länger als funfzehn Jahre verhaltenen Kraft und Leidenschaft. — Am ehesten kam Farnese zur Besinnung und zum schnellen Entschlusse. Zu Este und San Sisto hinübersehend, glaubte er auf beider Gesichtern Unruhe und Reue über ihr Handeln zu lesen, und in der Ueberzeugung, von ihnen unterstützt zu werden, rief er plötzlich: Halt! das Scrutinium kann nicht fortgesetzt werden, da ein Irrthum vorgefallen ist! Doch Montalto, entschlossenen und furchtlosen Geistes, sah ihm fest ins Gesicht. Es ist kein Irrthum vorgefallen, das Scrutinium ist gut, rief er. Mit klingender Stimme, daß es in der ganzen Kapelle wiederhallte, stimmte er das Tedeum an, und wie fortgerissen von seiner Entschlossenheit und Willensstärke, stimmten alle Uebrigen mit ein.

Bei dem kurzen Gebete, das dem Tedeum folgte, warf er sich am Altare nieder; kein Wort kam über seine fast krampfhaft geschlossenen Lippen; nur die Augen schlug er auf zum Crucifix, so leidenschaftlich, daß eine Zeitlang nur das Weiße davon zu sehen war.

Wunderbare Macht des Genies und der Willensstärke! Der Fürstcardinal Farnese, mächtig durch viele und hohe Verbindungen — von erprobter Autorität und Kühnheit der Entschlüsse — der Decan und Leiter von vier Conclaven — schickt sich zum Widerstand an und steht dann plötzlich still! So viele Parteihäupter und papstfähige Cardinäle, die noch alle ihr Glück versuchen konnten, stehen fassungslos und stumm, lassen Farnese ohne Unterstützung, und unterwerfen sich willenlos dem Factum, das rückgängig zu machen, noch in ihrer Gewalt stand! Doch: durum est, contra stimulum calcitrare! Montalto war Papst!

Funfzehn Jahre lang hatte er seine Leidenschaft fest in der Brust verschlossen — seine Neigungen unterdrückt — seiner ganzen Natur Gewalt angethan — Spott und Demüthigungen ertragen — seinen Feinden geschmeichelt und ihre Güte gepriesen — Unfähigkeit und Dummheit sich über ihn erheben — Verbrechen und Schandthaten ungestraft verüben — das Ansehn des päpstlichen Stuhles sinken, und den Kirchenstaat verfallen gesehn! — Jetzt konnte er gebieten — herrschen, Fürsten entgegentreten — seinen Feinden seine

Ueberlegenheit zeigen — die Verbrecher ausrotten, mit Feuer und Eisen in die Eiterbeulen der Gesellschaft fahren — das Ansehn des päpstlichen Stuhles herstellen — einen Schatz sammeln — großartige Bauten unternehmen — eine Flotte, ein Heer schaffen und — das Königreich Neapel, das Lehen der Kirche, Spanien entreißen, und unter die unmittelbare Herrschaft Roms bringen! —

Dem Ceremoniel gemäß nahte sich jetzt ein Ceremonienmeister und fragte kniend den neuen Papst, ob er entschlossen sei, die Wahl anzunehmen. Mit wahrhaft majestätischem Anstande und laut, daß er von allen Cardinälen gehört werden konnte, antwortete Montalto: „Wir können nicht sagen, daß Wir sie annehmen wollen, da Wir selbst das Tedeum angestimmt haben; wol aber thun Wir Euch zu wissen, daß Wir noch eine zweite annehmen würden, wenn es eine gäbe, weil wir uns bewußt sind, Kraft, Muth und Talent genug zu besitzen, um mit Gottes Beistand nicht nur eine Kirche, sondern zwei Welten zu regieren." Auf die folgende Frage, welchen Namen er als Papst zu führen gedenke, antwortete er: Sixtus der fünfte. Zwei Ceremonienmeister führten ihn nun hinter den Altar, entledigten ihn der Cardinalskleider und legten ihm den päpstlichen Ornat an: das carmoisinfarbene Unterkleid, den Chorrock, die seidene Mozzetta, das Barett von Atlas und die Schuhe mit dem goldgestickten Kreuze darauf. Auch bei dieser Handlung setzte die Lebhaftigkeit seiner Körperbewegungen und die Behendigkeit, mit welcher er die Kleider anlegte, die Umstehenden in Verwunderung, so daß Rusticucci sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Heiliger Vater, das Pontificat scheint eine gute Medicin zu sein, da es aus Greisen Jünglinge macht und aus Kranken Gesunde." „„Ihr habt nicht nöthig, Uns das zu sagen,"" antwortete Sixtus stolz, „„da Wir es aus eigner Erfahrung wissen. Als Wir Cardinal waren, gingen Wir gebeugten Hauptes, weil es Unsre Absicht war, die Schlüssel des Himmels auf Erden zu suchen; jetzt, wo Wir sie gefunden haben, blicken Wir zum Himmel, da Wir auf Erden niemandes mehr bedürfen.""

Eine Anzahl Maurer hatten während dessen die Zugänge zum Conclave und das große Fenster zu dem Balkon entmauert, von welchem herab die Benediction erfolgt; der Cardinaldecan mit dem aufgerichteten Kreuze, gefolgt von sämmtlichen Cardinälen und unter Begleitung des Sängerchores, der die Antiphonie: Ecce sacerdos magnus sang, begab sich auf den Balkon und kündigte dem unten versammelten Volke die erfolgte Wahl mit den Worten an: Annuntio vobis gaudium magnum; habemus Papam illustrissimum dominum cardinalem Perettum Montaltum, qui nomen sibi imposuit Sixtus Quintus. Der Aufforderung antwortete das tausendstimmige Evviva! des Volkes, die Kanonenschüsse von der Engelsburg herab und das Geläute aller Glocken der Kirchen Roms. — In dieser Zwischenzeit wurden

dem Papste einige Erfrischungen vorgesetzt, von denen er jedoch nur wenig genoß. Dann, nach der Rückkunft der Procession vom Balkon wurde in der Kapelle eine zweite Adoration vollzogen, dies Mal jedoch nur mit dem Kusse auf die linke Hand. Nach dieser letzten Conclaveceremonie ging die große Procession vor sich, in welcher der Papst auf einer Tragbahre (anscheinend in kniender Stellung — in Wahrheit sitzt er jedoch) in den St. Peter getragen und zum ersten Mal dem Volke vorgeführt wird. Am Haupteingange des Doms wurde er von den Canonicis empfangen und in feierlicher Procession und unter Absingung des „Ecce sacerdos magnus" an den Hauptaltar geführt. Neben demselben war ein prächtiger Thron hergerichtet, auf welchem der Papst jetzt die dritte Adoration — dies Mal wieder mit dem Fußkusse — entgegennahm.

Mit dieser letzten und größten Ceremonie ist die Papstwahl beendet und der Papst fährt unter großer Escorte und begleitet von den höchsten Würdenträgern der Kirche zu seinem Palast in der Stadt. Sieben oder mehr Tage später erfolgt die Krönung und dem allgemeinen Gebrauche gemäß enthalten sich bis dahin die Päpste der bedeutendern Regierungshandlungen und des öffentlichen Erscheinens. Doch Sixtus hatte andere Gedanken. Noch in derselben Stunde, in welcher er den Thron bestiegen hatte, wollte er sein Herrscheramt wirklich ausüben. „Laßt uns die Krone bringen," rief er, als man ihn zur Karosse führen wollte, „Wir wollen Uns jetzt gleich krönen, ohne einen Augenblick zu verlieren! Denn Wir haben beschlossen, noch an diesem Tage Unsre Regierung zu beginnen und die Bedürfnisse des Volks zu untersuchen, das eines guten Regiments nur allzubedürftig ist!" Mit Mühe brachten ihn die Cardinäle und Ceremonienmeister von dieser Idee ab. Erst als sie ihm vorstellten und durch Citate aus verschiedenen Bullen bewiesen, daß ein Papst auch vor der Krönung jede Regierungshandlung vornehmen könne, fügte er sich dem Brauche. In seinem Palast angekommen, nahm er etwas Wein und Biscuit zu sich und ruhte dann kurze Zeit aus von den Anstrengungen so vieler Ceremonien und so starker Gemüthserregungen. — Nach der Ruhe blieb ihm bis zur Abendmahlzeit noch eine Stunde Zeit. Diese Stunde benutzte er, um in einem Buche zu blättern, in welchem er seit vielen Jahren Register geführt hatte über alle wichtigen Begegnisse seines Lebens, über alle Ungerechtigkeiten, alle Gutthaten, die ihm widerfahren waren, über alle Vergehen und Verbrechen, die zu seiner Kenntniß gekommen, theils im Beichtstuhle, theils auf andern Wegen, die entweder gar nicht oder doch nur leicht geahndet worden waren. Da standen die Richter aufgezeichnet, die sich ihre ungerechten Aussprüche hatten abkaufen lassen — die Gouverneure, die sich durch Erpressungen bereichert hatten — die Großen, die sich an kein Gesetz gekehrt hatten und Banditen in ihrem Solde hielten, um jeder Gewalt trotzen zu können — die hohen

und niederen Geistlichen, die ein skandalöses Leben führten — die Blutsauger, die von der Regierung das Recht gekauft hatten, das Volk zu plündern 2c. 2c. — Eine überreiche Ernte für die Schaffots — in Rücksicht auf die Strafgelder und Confiscationen für den neu anzulegenden Staatsschatz!

Zur Abendmahlzeit ließ Sixtus die Cardinäle Alessandrino, Rusticucci, Medici, Este, Altemps und San Sisto zu sich entbieten. Wenn diesen Herren noch ein Fünkchen von Hoffnung auf Theilnahme an den Regierungsgeschäften geblieben war, so war die Rede, die ihnen Sixtus jetzt über seine Regierungsmaximen hielt, ganz geeignet, dieses letzte Fünkchen zu ersticken. „Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam" wiederholte er oft und mit einer gewissen Heftigkeit. „Christus wollte nur einen Petrus auf Erden zurücklassen, einen Pontifer, einen Statthalter, ein Haupt! Einem Einzigen gab er den Stab, seine Herde zu hüten; tu es Petrus — du, du allein sollst Pontifer sein; tibi dabo claves regni coelorum — dir allein geb ich die Schlüssel, zu öffnen und zu schließen; tibi — dir, dir geb ich die Macht, meine Kirche zu erhalten und zu regieren; dir, dir, der mein Statthalter sein soll und nicht andern, die nichts als deine Minister sind!" —

Sixtus V. regierte sehr streng. In der Ueberzeugung, daß bei der unter seinem Vorgänger eingerissenen entsetzlichen Zügellosigkeit der Bevölkerung gelinde Mittel nicht anschlagen würden, ließ er köpfen, hängen, stäupen, confisciren und verbannen, selbst bei geringeren Vergehen, so lange, bis der letzte Bandit aus dem Staate verschwunden war, man fast nie von Diebstahl, Betrug und Widersetzlichkeiten und dergleichen Vergehen hörte und jedermann still und ehrsam seines Weges ging. Er führte mit Klugheit und Energie die Geschäfte des Staates, führte Bauten aus, die noch heute zu den großartigsten und merkwürdigsten Roms gehören, demüthigte den Adel, baute Schiffe, schaffte ein Heer und sammelte bei alledem noch einen Schatz von fünf Millionen Scudi. Die drei letztern Schöpfungen glaubte Philipp II. gegen das Königreich Neapel gerichtet und nicht ohne Grund. Im fünften Jahre seiner Regierung starb Sixtus sehr schnell und gewaltsam, seinen eignen Aeußerungen und der allgemeinen Stimme nach an Gift.

Planeten- und Mondmenschen.

1.

Wenn wir im Folgenden eine Frage einführen, die an sich geringen praktischen Werth hat, so schwebt uns dabei der Zweck vor, einerseits den Unterschied zwischen der Methode deutscher und englischer Wissenschaft zu zeigen, andrerseits

aber an einem eclatanten Beispiele sehen zu lassen, wie sehr der Laie im Bereiche der Sternenkunde Ursache hat, seine Phantasie zu zügeln, sich vor Trugschlüssen zu hüten und sich des Unterschiedes zwischen Neugier und Wissensdrang bewußt zu bleiben. Die Frage, ob es auf andern Himmelskörpern menschenähnliche Wesen geben kann, ist im Vergleich mit näher liegenden Problemen der Astronomie nicht viel mehr als eine Curiosität, im Vergleich mit den Mitteln zu ihrer Lösung und den bis jetzt erreichten Resultaten in Betreff der zu beantwortenden Vorfragen gradezu eine müßige. Deutsche Astronomen haben deshalb, seit die Astrologie zur Astronomie geworden ist, nur vorübergehend einen Blick auf sie geworfen. Den Laien aber und den Dilettanten hat es auch hier, wie in andern Dingen, oft das Herz verbrennen wollen, glauben zu müssen, daß wir nichts wissen können. Mehr bewohnte Welten als eine, ist ein Lieblingsgedanke, der, wo er sich mit Gründen nicht stützen läßt, mit Vermuthungen einer stets bereiten Phantasie aufrecht erhalten wird. Bringt man es nicht bis zur Wahrscheinlichkeit, so begnügt man sich, die Möglichkeit mit gutklingenden Erfindungen auszufüllen und dann für Gewißheit zu halten. Es scheint der Größe des Schöpfers zu entsprechen, daß die ganze Sternenwelt nicht blos mit Licht, sondern auch mit Geist erfüllt ist, und es schmeichelt dem menschlichen Stolze, trotz der Berge von Schwierigkeiten zu wissen, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen. Die eigentliche Ursache dieser Neugier aber ist oft ein heimlicher Glaube an Seelenwanderung, ein unbewußter Swedenborgianismus, der sich — den Lehren des Christenthums beiläufig diametral entgegengesetzt — gewiß zu werden bestrebt ist, daß „drüben auf jenen bessern Sternen" eine verbesserte Auflage des Erdenlebens beabsichtigt, und daß der Tod nur das Verlassen einer Station der Seele auf ihrer Weltreise ist.

Bekannt sind die Aufschlüsse der schwäbischen Hellseherinnen über diesen Punkt, zahlreich die populären Schriften, in denen empfindsame Gemüther mit einigem Wissen und viel Phantasie ihre Mitmenschen auf diesem Wege über den unbehaglichen Tod trösten und auf ein schöneres, bequemeres und erleuchteteres Dasein jenseit der großen Kluft vorbereiten zu müssen meinten. Wir haben es aber hier nicht mit der populären Literatur, sondern mit den Ansichten über die Bewohnbarkeit der Sterne zu thun, welche die ausländische Wissenschaft geäußert hat, und die eben jetzt in England zu einem ziemlich erbitterten Streite zwischen den Gelehrten geführt haben.

Das erste ausdrücklich dem Gegenstande gewidmete Buch waren Fontenelles „Gespräche über die Mehrheit von Welten." Sie erschienen 1686, bewiesen im zweiten und dritten Capitel, daß der Mond und die Planeten bewohnbare Himmelskörper seien, machten auch in Deutschland, wo Gottsched sie übersetzte, ungeheures Aufsehen und äußerten allenthalben den größten

Einfluß auf die bisherige Art, über den Himmel und die Unsterblichkeit zu denken und zu dichten; denn erst nach dem Erscheinen des Buches begegnet man in Gedichten, Abhandlungen und Predigten jener Phrase von „bessern Sternen" häufiger, obwol bereits Giordano Bruno, Keppler und Tycho de Brahe ähnliche Ansichten ausgesprochen hatten.

Einige Jahre nach Fontenelle erschien der „Cosmotheoros" des bekannten Entdeckers des Saturnrings Christian Huygens, in welchem derselbe durch Analogien eine Menge wichtiger Aufschlüsse über die Thiere und Pflanzen, so wie über die Menschen auf den Planeten gewonnen zu haben glaubte. Später lieferte die eigentliche Wissenschaft nichts der Art, doch bekannten sich Laplace, William und John Herschel, Chalmers und im gewissen Sinne auch Arago zu dem Glauben an eine Mehrheit bewohnter Welten, und das Publicum verwandelte in bekannter flinker Weise das, was diese Gelehrten für möglich oder wahrscheinlich hielten, in ausgemachte, unwidersprechliche und unbeschränkte Gewißheit.

Da erschien im vorigen Jahre wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine kleine Schrift des bekannten Astronomen Whewell, in welcher dieser berühmte Gelehrte nachzuweisen versuchte, daß keiner der bisherigen Gründe für die Bewohnbarkeit andrer Himmelskörper stichhaltig sei. Man staunte in England über die Kühnheit, man war förmlich verblüfft über das Wagniß. Man erholte sich endlich und eine Flut von Recensionen und Gegenschriften suchte den Eindruck zu verwischen, den jene Broschüre auf die Gläubigen gemacht hatte. Mehre dieser Streitschriften waren mit Geschick und Kenntniß verfaßt. Die geschickteste ist die binnen kurzem in achttausend Exemplaren verbreitete Sir David Brewsters, welche unter dem Titel „More worlds than one" erschien, und von deren Inhalt wir im Folgenden einen Auszug geben.

Der Verfasser schlägt den Weg ein, daß er zunächst seine Ansicht von der Sache mittheilt und sodann erst die des Gegners anführt und widerlegt. Er zeigt — wie das in englischen Schriften gewöhnlich — zuerst die Uebereinstimmung seiner Theorie mit der Bibel, was ihm indeß selbstverständlich nur durch sehr gezwungene Deutungen einigermaßen gelingt, beschreibt dann das Sonnensystem in anschaulicher Weise, gibt hierauf einen Ueberblick über das, was die Geologie von der Structur des Erdballs und seiner Atmosphäre weiß und beginnt dann einen Vergleich zwischen diesem bewohnten Planeten und den übrigen, woraus ihm die höchste Wahrscheinlichkeit erwächst, daß auch letztere Bewohner haben.

Der erste Punkt, welcher unsre Aufmerksamkeit beansprucht — sagt Brewster, den wir nunmehr sprechen lassen — ist die Stellung der Erde im Sonnensystem. Die Stellung der Planeten betreffend kann Jupiter als der mittelste betrachtet werden. Unsre Erde ist deshalb weder der mittelste, noch der von

der Sonne entfernteste, noch der ihr am nächsten kreisende. Hinsichtlich des Lichts, das die Planeten von der Sonne empfangen, hat die Erde weder den wärmsten, noch den kältesten, noch den Mittelplatz. Hinsichtlich der Zahl von Monden haben fast alle außerhalb der Bahn der Erde sich bewegenden Planeten eine größere Zahl. Wenn wir die Erde in Bezug auf ihre Größe, ihre Gestalt, ihre Dichtheit, die Länge ihres Jahres und die Länge ihres Tages betrachten, so finden wir nichts, was uns veranlassen könnte, sie vor den übrigen Planeten ausgezeichnet zu nennen. Und so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß die Erde vom Schöpfer auch nicht allein den Vorzug erhalten haben wird, bewohnt zu sein. Um aber zu zeigen, daß die andern Planeten entweder bewohnt sind oder doch der Aufnahme von Bewohnern entgegenreifen, vergleichen wir nun die Erde mit Jupiter, einem Planeten, der von der Sonne ferner, als der unsre ist, und dann mit Venus, die ihr näher steht.

Der Durchmesser des Jupiter ist 87,000, der unsrer Erde 7926 (englische) Meilen. Die Masse des Jupiter ist 1300mal größer als die Erdmasse. Schon dies ist ein Beweis, daß er zu einem großartigen und nützlichen Zwecke erschaffen sein muß. Wie die Erde ist er an seinen Achsen abgeflacht, und er dreht sich in 9 Stunden 56 Minuten um seine Achse, welches die Länge seines Tages ist. Er hat verschiedene Klimate und verschiedene Jahreszeiten. Was aber besonders merkwürdig ist, er wird während seiner kurzen Nacht von vier Monden erleuchtet. Infolge seiner geringen Achsenneigung kann der Temperaturwechsel seiner Jahreszeiten nicht groß sein, so daß er einen steten Frühling haben mag. Die Rotation der Erde um ihre Achse bringt Luftströmungen parallel mit ihrem Aequator hervor, welche den Namen Passatwinde bekommen haben. Auf der Oberfläche des Jupiter haben die Astronomen gegen vierzig große Streifen oder Gürtel bemerkt, von denen mehre sich bis zu einer weiten Entfernung von seinem Aequator erstrecken. Große Flecken, welche ihre Gestalt wechseln, sind ebenfalls häufig auf dem Jupiter gesehen worden. Mädler ist der Meinung, daß bei der Länge des Jupiterjahres und der großen Aehnlichkeit seiner Jahreszeiten die Wolkenmassen seiner Atmosphäre ihre Gestalt und Stellung gleichmäßiger bewahren als die der Erde. Die Satelliten des Jupiter verbreiten auf ihm ein unaufhörliches Mondlicht. Sie unterliegen Verfinsterungen wie unser Mond, und sie bewirken wie dieser Sonnenfinsternisse. Sie geben ihrem Planeten vier Monate von verschiedener Länge, indem der eine aus vier Jupitertagen, der andre aus acht, der dritte aus siebzehn und der letzte aus vierzig derselben besteht.

Brewster meint, diese Aehnlichkeit Jupiters mit der Erde sei so auffallend, daß vorurtheilsfreie Gemüther dem Schlusse nicht widerstehen könnten, auch dieser Planet sei zum Sitze animalischen und intellectuellen Lebens geschaffen. Die, welche nur eine oberflächliche Kenntniß der Astronomie besitzen, könnten

indeß — fährt er fort — dagegen einige Einwendungen machen. Die Entfernung Jupiters von der Sonne ist so groß, daß die Wärme und das Licht, welches er von letzterer empfängt, nicht hinreichen, dasselbe vegetabilische und animalische Leben zu erhalten, welches auf Erden existirt. Die Kälte müßte, wenn es wahr wäre, daß die Wärme auf den Planeten allein von den Einwirkungen der Sonnenstrahlen herrührt, auf dem Jupiter so groß sein, daß Wasser nur als Eis existiren kann. Allein die Temperatur beruht auch auf andern Ursachen, auf dem Zustande der Atmosphäre und auf der innern Hitze seiner Masse. Die Temperatur unsrer Erde nimmt ab, je mehr wir uns in die Atmosphäre erheben und uns der Sonne nähern, sie nimmt zu, je tiefer wir in die Erde hinabsteigen und uns von der Sonne entfernen. Im ersten dieser Fälle wird die Vermehrung der Wärme beim Herabsteigen aus der Höhe durch die Atmosphäre hervorgebracht und auf dem Jupiter kann (man sieht, der Verfasser widerlegt Gründe zu Gunsten einer vorgefaßten Meinung mit Vermuthungen, Gewißheiten mit Möglichkeiten) die Atmosphäre so eingerichtet sein, daß sie bis zu einem gewissen Grade die aus der großen Entfernung des Planeten hervorgehende Verminderung der directen Erwärmung durch die Sonne ausgleicht. Im letztern Falle aber kann die innere Hitze des Jupiters so groß sein, daß sie seine Flüsse und Meere in flüssigem Zustande erhält. Wirft man ein, daß diese Einrichtung nicht dazu beitragen könne, das schwache Licht, welches Jupiter von der Sonne empfängt, zu verstärken, so ist der Verfasser sofort mit einer andern Hypothese bei der Hand. Dann wird die Pupille der Jupiterbewohner größer und die Retina ihres Auges reizbarer als bei uns sein, nicht zu gedenken des brillanten phosphorescirenden Lichts, welches die Sonnenstrahlen den Jupitermonden — vielleicht — entlocken mögen.

Einen andern Einwurf fertigt das Buch ebenso kurz ab. Eine Nacht von fünf Stunden scheint nicht auszureichen zur Erholung von den Arbeiten des Tages. Brewster sagt kurz und bündig, daß sie ausreiche. Eine dritte Schwierigkeit ist die Vermehrung der Schwerkraft auf einem so gigantischen Planeten wie Jupiter. Die Stämme der Bäume, die Materialien von Bauwerken, der menschliche Körper selbst würden, so scheint es, durch ihr eignes ungeheures Gewicht erdrückt werden. Brewster zeigt durch eine Berechnung, daß dem nicht so ist. Er sagt: Die Masse des Jupiter ist 1300mal größer als die der Erde, so daß, wenn beide Planeten aus derselben Materie beständen, ein 150 Pfund schwerer Erdbewohner in einer Entfernung vom Mittelpunkt des Jupiter, die dem Radius der Erde gleich wäre, 150mal 1300 oder 195,000 Pfund wiegen würde. Da aber der Radius des Jupiter elfmal größer, als der unsers Planeten ist, so wird das Gewicht von Körpern auf seiner Oberfläche sich im Verhältniß des Quadrats seines Radius vermindern d. h. im Verhältniß von 11 mal oder 121 zu 1. Ein Mensch von 150 Pfund Schwere würde deshalb,

auf den Jupiter versetzt, nur elfmal so schwer, also nur 1611 Pfund wiegen. Nun ist aber die Materie des Jupiter beträchtlich weniger dicht und folglich beträchtlich leichter als die, aus welcher die Erde besteht. Die Schwere beider Planeten verhält sich wie 24 zu 100 und vermindern wir nach diesem Verhältniß jene 1611 Pfund, so findet sich, daß das Gewicht eines Menschen von 150 Pfund auf dem Jupiter sich nur bis zu 393 Pfund steigern würde — ein Unterschied, der auch auf Erden häufig vorkommt. Ein wie wir eingerichtetes Wesen könnte folglich ohne Unbequemlichkeit auf dem Jupiter existiren und Pflanzen, Bäume und Gebäude gleich denen auf der Erde könnten wachsen und sicher stehen, so weit die Schwerkraft dabei in Frage kommt.

Wir haben aber, fährt Brewster fort, in der Wegschaffung von Schwierigkeiten und der Beantwortung von Einwürfen zu viel Rücksicht auf die beschränkte Auffassungskraft der Leute genommen, welche die einen empfanden und die andern geltend machten. Annehmen, daß die Bewohner der Planeten nothwendig Menschen oder menschenähnlich sein müssen, heißt eine geringe Meinung von jener unendlichen Schöpferkraft hegen, die dem vegetabilischen und animalischen Leben so mannigfaltige Formen und Functionen verlieh. In den zahlreichen Menschenracen, welche unsern Erdball bewohnen, ist allerdings nicht dieselbe Mannigfaltigkeit ausgeprägt, als in den sterblichen Thieren. Obschon der edelgebildete Angelsachse einen auffallenden Unterschied zu dem Neger bildet und der hochgewachsene Patagonier sich erheblich von dem winzigen Eskimo unterscheidet, so sind sie doch in ihrer allgemeinen Gestalt und Structur und in ihren physischen wie geistigen Kräften sich wesentlich gleich. Aber wenn wir in die Welt blicken und die unendlich mannigfaltigen Formen überschauen, die Erde, Meer und Luft bevölkern, wenn wir mit dem Auge des Naturforschers vom Elephanten zum Wurm, vom Leviathan zu den Infusorien, von dem Adler zum Kolibri wandern, welch eine Schönheit der Form, welch eine Verschiedenheit der Functionen und welch eine Mannigfaltigkeit von Zwecken enthüllt sich dann unsern Blicken!

So weit möchte das ganz gut sein. Was aber soll man auf dem Standpunkt deutscher Wissenschaft dazu sagen, wenn einer der berühmtesten Physiker Englands, wenn Brewster, der Secretär der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften sich zu so unphilosophischen Redensarten wie die folgenden hinreißen läßt: „In allen diesen Daseinsformen hätte Vernunft statt des Instincts gegeben sein und die dem Menschen feindlichsten, von seinen Gewohnheiten entferntesten Thiere hätten seine Freunde und Bundesgenossen statt seine Gegner und seine Beute sein können. Forschen wir tiefer in der Natur und überschauen wir die unendlichen Regionen des Lebens, welche das Mikroskop erschließt, und ziehen wir in Betracht, wie viele andre athmende Welten weit unter der Stelle liegen, die es erreicht, so bekommen wir einen Begriff der Mannigfaltigkeit intellectuellen

Lebens, womit unsre eignen Planeten und die von andern Systemen bevölkert werden können. Ist es nothwendig, daß eine unsterbliche Seele mit einem Knochengerüste verbunden und daß sie in einen Kerker von Fleisch und Haut gebannt ist? Muß sie mit zwei Augen sehen und mit zwei Ohren hören? Muß sie mit zehn Fingern fühlen und auf zwei Füßen stehen? Könnte sie nicht (das schreibt ein berühmter Physiker!) in einem Polypen mit einem Auge oder in einem Argus mit hundert Augen wohnen? Könnte sie nicht in den Riesengestalten der Titanen herrschen und die hundert Hände eines Briareus regen?

Nicht weniger mannigfaltig mögen die Functionen sein, welche die Bürger der Sphären zu erfüllen haben, nicht weniger verschieden ihre Arten zu leben, nicht weniger eigenthümlich die Oertlichkeiten, in denen sie wohnen. Wenn diese kleine Welt hienieden ihren Bewohnern solche Pflichten auferlegt und mit ihrer Erfüllung so verschiedene Freuden verbindet, wenn Pflichten, so mannigfach und so zahlreich, tausende von Jahren erfordert haben, um ihre goldnen Früchte zu reifen, welche unendlichen und zahllosen Obliegenheiten dürfen wir nicht jener Mehrheit intellectueller Gemeinschaften zuschreiben, welche sich in den himmlischen Sphären gebildet haben oder in der Bildung begriffen sind? Was für Thaten moralischen und vielleicht physischen Muthes? Was für Unternehmungen der Menschenliebe — was für Errungenschaften des Genies dürfen wir nicht in so ausgedehnten Reichen und auf so großen Weltkörpern erwarten?

Es ist schwer, neben den Entdeckungen Brewsters an die Möglichkeit von Tiraden zu glauben, in denen derselbe Gelehrte von der Größe einer Körpermasse auf die Größe des an sie geknüpften Geistes schließt, als ob die Patagonier die begabtesten, besten und menschlichsten der Menschen wären. Aber hören wir ihn weiter. Wir wollen zwar nicht wissen, was sein könnte, wenn dies und jenes wäre, sondern was sein kann, da dies und jenes so und nicht anders ist. Dennoch ist es belehrend, den Speculationen des Vertheidigers der bewohnten Sternenwelt noch etwas weiter zu folgen.

Könnte auf einem Planeten, großartiger als der unsre, nicht ein Typus der Vernunft sein, in Vergleich mit welchem der Geist eines Newton die unterste Stufe einnehmen würde? Könnten sich dort nicht weiter reichende Fernröhre und mächtigere Vergrößerungsgläser finden? Nicht feinere Processe des Beweises, nicht eine tiefer dringende Weise des Analysirens, nicht eine umfassendere Combinationsgabe? Könnte nicht die Chemie dort neue Elemente, neue Gase, neue Säuren, neue Alkalien, neue Erden und Metalle haben, die Geologie neue Felsen, neue Flötze und neue Perioden des Wechsels, und Zoologie, Mineralogie und Botanik neue Ordnungen und Abtheilungen, neue Lebensformen und neue Typen der Organisation, die allesammt höhere Ver-

standeskräfte fordern und zu einer wärmern Anerkennung der Wege und Werke Gottes führen?

Unter welchen Sonnen, welchen Klimaten und in welchen Wohnungen diese planetarischen Racen leben und sich bewegen, kann aus der Stelle, welche sie im System einnehmen und aus den Phänomenen geschlossen werden, welche sie äußern, wenn man sie mit dem Fernrohr prüft. Es ist vielleicht nicht in Städten, welche der äußersten Hitze und Kälte ausgesetzt sind, noch in Häusern mit Händen gemacht, noch auf dem geschäftigen Markte und dem lärmenden Forum, noch in der Arche, welche auf der Tiefe ruht, daß jene Thaten der Macht und Vernunft verrichtet werden. Das Wesen von anderm Bau mag seine Heimath in unterirdischen Städten, gewärmt von Centralfeuern oder in Krystallhöhlen, gekühlt von den Fluten des Oceans haben, oder es mag mit den Nereiden auf der Tiefe schwimmen oder sich mit Adlersfittigen erheben oder mit Taubenflügeln emporsteigen. Unter den dürftigen Vorstellungen, die wir von den Bedingungen des planetarischen Lebens haben, können wir einige Ideen von den Existenzen um uns sammeln. In den Städten und Wohnungen und Behausungen der Welt des Instincts auf unsern eignen Planeten können wir, so roh sie sein mögen, die Lineamente der Städte, Wohnungen und Behausungen der Vernunft in einer andern Welt verfolgen.

In der That, die deutsche Philosophie mag, wo sie sich auf das Gebiet der Naturwissenschaften wagte, manchen Fehlgriff gethan haben. Vor solchen Faseleien aber hat sie uns bewahrt. Kein deutscher Astronom und wäre er noch so sehr Phantast, dürfte es wagen, dem Publicum ein solches Panorama von Willkürlichkeiten zu zeigen, ohne sofort allen Credit einzubüßen.

Indem wir nun, fährt Brewster fort, den Beweis für eine Mehrheit bewohnter Welten fortsetzen, würde es Zeit verlieren heißen, wenn wir die Analogie zwischen der Erde und den andern vier größern Planeten des Systems in der Weise behandelten, wie wir mit Jupiter gethan haben. Bei einigen sind die Analogien größer, bei allen aber sind sie hinreichend zahlreich und mächtig, um vorurtheilsfreie Gemüther zur Zustimmung zu nöthigen.

Im Saturn, Uranus und Neptun nämlich ist die directe Hitze der Sonne beträchtlich geringer, als die, welche auf den Jupiter fällt. Aber wir haben bereits gesehen, daß in Betreff des Gesichtssinns und der örtlichen Temperatur das Licht der Sonne auf diesen Planeten so hell und die Temperatur den Jahreszeiten so angemessen sein kann, als auf unsrer Erde. Ein größrer Grad von Reizbarkeit der Membrane des Auges nebst einer erweiterten Pupille ihrer Bewohner kann dem geometrisch schwachen Lichte eine hinreichende Kraft, empfunden zu werden, verleihen, während eine andre Beschaffenheit ihrer Atmosphäre und ein feurigerer Herd ihrer innern Hitze eine angenehme Temperatur auf ihrer Oberfläche erhalten mag.

Der Planet Saturn, umgeben mit der ungewöhnlichen Zugabe eines Rings, der so eingerichtet ist, daß er ausgedehnte Gegenden seiner Oberfläche erleuchtet und umkreist von acht Monden, die ihn während der Abwesenheit der Sonne erleuchten und sich in Monaten um ihn drehen, die von einem bis achtzig Tagen lang sind, ist stets ein Gegenstand von besonderem Interesse für den Astronomen und von Bewunderung der Naturfreunde unter den Laien gewesen. Die Fläche des Rings ist parallel mit dem Aequator und hat auf ihrer Oberfläche Unebenheiten gleich Bergen. Seine acht Satelliten befinden sich in Entfernungen von ihm, welche zwischen 98,000 (englischen) Meilen, der Entfernung des dem Planeten nächsten, und fast zwei Millionen Meilen, der Entfernung des entferntesten variiren und da die ersten fünf dem Saturn näher sind, als unser Mond der Erde, so werden sie dem Planeten größere Lichtscheiben zukehren. Die Astronomen sind noch nicht im Stande gewesen, ihren Durchmesser zu messen, wenn sie aber viel größer als unser Mond sind, so muß das Firmament ein prachtvolles azurnes Gewölbe, besetzt mit mächtigen Lichtscheiben, mit mannigfachen Phasen und überspannt mit dem strahlenden Bogen des Planetenrings darstellen. Da der nächste dieser Monde, welcher Mimas heißt, seine Umdrehung binnen zweiundzwanzig und einer halben Stunde bewirkt, so müssen seine Phasen sich von der dünnsten Sichel bis zum Halbmonde innerhalb fünf Stunden vollziehen und da seine Scheibe, (wofern sie dieselbe Größe wie unser Mond hat) zweiundeinhalbmal größer erscheinen muß, so wird man die Grenze zwischen der lichten und der dunkeln Halbkugel ganz deutlich auf dem Körper des Satelliten vorrücken sehen. Aus demselben Grunde wird die Bewegung dieses Satelliten erkennbarer sein, als die Bewegung unsrer Sterne und Planeten von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange, die durch die tägliche Umdrehung der Erde hervorgerufen wird.

In Betreff der Schwerkraft auf der Oberfläche des Saturn ist die Analogie zwischen diesem Planeten und der Erde noch größer, als zwischen dieser und Jupiter. Die Dichtheit des Saturn verhält sich zur Dichtheit der Erde wie 24 zu 100, sie ist also nur etwas mehr als viermal geringer, so daß, da die Erde $5^1/_2$mal dichter als Wasser ist, die Dichtheit des Saturn $1^2/_5$ die des Wassers sein wird. Ebenso kann dargethan werden, daß Uranus und Neptun ziemlich so dicht als Wasser sind und wenn wir die Schwerkraft auf den drei größern Planeten abschätzen, so finden wir, daß dieselbe auf dem Saturn ein wenig größer und auf Uranus und Neptun ein wenig geringer, als auf der Erde ist, so daß menschliche Wesen gleich uns unter der Schwerkraft auf diesen Planeten keine Unbequemlichkeit empfinden, Pflanzen, Bäume und Bauwerke dieselbe Stärke und Dauer haben würden.

Infolge des Umstandes, daß der Saturn sich in $10^1/_2$ Stunden um seine Achse dreht, sieht man Streifen und Gürtel auf seiner Oberfläche, die un-

zweifelhaft (?) wie die auf dem Jupiter von äquatorialen Luftströmungen, gleich unsern Passatwinden hervorgebracht werden. Veränderliche Massen von Gewölk bringen Abwechslung auf seine Oberfläche, indem sie bisweilen ihren Ort ändern, bisweilen aber auch so lange ein und dieselbe Stellung behaupten, daß sie auf einer Seite der Scheibe des Planeten an demselben Orte wieder erscheinen, welchen sie fünf Stunden vorher inne hatten, als sie auf der andern Seite verschwanden.

Bei den beiden entferntesten Planeten, Uranus und Neptun, ist der Hauptpunkt der Vergleichung mit unsrer Erde darin, daß sie von Monden erleuchtet werden — Uranus von sechs und Neptun von einem oder vielleicht zweien, obschon wir nicht zweifeln, daß man finden wird, er besitze gleich den andern fernen Planeten eine größere Anzahl. Die Kraft unsrer besten Teleskope hat die Sternkundigen noch nicht in den Stand gesetzt, Wolken oder Gürtel auf diesen beiden Planeten zu entdecken und so ihre tägliche Bewegung zu bestimmen. Ebenso muß die runde Form ihrer Scheiben erst noch festgestellt werden. Aber ungeachtet des Mangels dieser Vergleichspunkte kann schon die bloße Existenz solcher großer, sich um die Sonne drehender und von Monden erhellter Kugeln von Stoff nicht verfehlen, das vorurtheilsfreie und nach dem Zwecke fragende Gemüth zu überzeugen, daß sie zu einem großen, ihres Schöpfers würdigen Zweck erschaffen sind. Auf dem gegenwärtigen Standpunkt unsers Wissens ist es unmöglich, sich einen andern Zweck vorzustellen, als den, daß sie Wohnstätten animalischen und geistigen Lebens sind.

Von Jupiter und den Planeten, die sich jenseits seiner Bahn um die Sonne drehen, gehen wir jetzt zur Prüfung von Mars, Venus und Merkur über, und hier werden wir mehr oder minder auffallende Aehnlichkeiten mit den Verhältnissen unsrer Erde finden. In dieser Gruppe von Planeten ist bis jetzt noch kein Mond oder Satellit entdeckt worden, und es ist wahrscheinlich, daß es auch keine gibt. Eine Atmosphäre von großer Höhe und eigenthümlicher Beschaffenheit, welche auf den Planeten das Licht der Sonne viele Stunden nachdem sie untergegangen, zurückstrahlt, könnte bei ihnen allen die Stelle eines Mondes ersetzen. Die Dichtheit des Mars und der Venus ist ziemlich dieselbe wie die der Erde, die des ersten nämlich ist 0,95, die der Venus 0,92, während die des Merkur ein wenig größer ist und 1,12 beträgt. Da der Durchmesser der Venus dem der Erde beinahe gleich ist, so wird die Schwerkraft auf ihrer Oberfläche fast genau dieselbe sein, und auf dem Mars und Merkur, deren Durchmesser etwa halb so groß als der Erddurchmesser ist, wird das Gewicht von Körpern etwa die Hälfte dessen sein, welches sie haben würden, wenn sie auf der Erde sich befänden.

Auf dem Mars, der Venus und dem Merkur ist die Länge des Tages fast ganz die auf der Erde — der Tag auf dem Merkur hat 24 Stunden

5 Minuten, der auf der Venus 23 Stunden 24 Minuten, der auf dem Mars 24 Stunden 7 Minuten — und auch in andern Punkten ist die Aehnlichkeit sehr auffallend. Continente und Oceane und grüne Savannen sind auf dem Mars beobachtet worden und man hat den Schnee seiner Polargegenden vor der Hitze des Sommers hinwegschwinden sehen. Auf der Venus und dem Merkur erheben sich Gebirgsketten von großer Höhe, und strahlten ihre Scheiben nicht so hell, umhüllten sie nicht so dichte Wolken, würde das Fernrohr uns noch genauere Details auf ihrer Oberfläche erschlossen haben. Die Planeten dieser innern Gruppe sind mit Atmosphären wie unsre Erde umgeben. Wir sehen förmlich die Wolken über dem Mars hinschweben, und es erscheint Land und Wasser auf seiner Scheibe. Venus und Merkur sind mit demselben zum Leben nothwendigen Medium umhüllt, und auf der Venus haben die Astronomen sogar die Morgen- und Abenddämmerung beobachtet. Diese Atmosphären sind zweifelsohne die Mittel, die große Hitze, welche Venus und Merkur von der Sonne empfangen, zu mäßigen, und demselben Zweck mag ein Mangel an jener innern Hitze, welche in der Erde existirt, entsprechen. Das intensive Licht, welches Venus und Merkur von der Sonne erhalten, kann als Einwurf gegen die Möglichkeit von Geschöpfen gleich uns auf diesen Planeten angeführt werden. Dieser Einwurf aber wird sogleich zurückgewiesen durch die Annahme, daß dieses intensive Licht entweder durch eine sehr kleine Pupille oder durch eine verminderte Empfindlichkeit der Retina oder durch beides zugleich auf das rechte Maß zurückgeführt sein kann.

Das sind die zahlreichen Analogien, welche zwischen unsrer Erde und Mars, Venus und Merkur existiren. Sie machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß diese drei Planeten, die sich mit der Erde zunächst um die Sonne drehen, von dem allmächtigen Schöpfer und Regierer des Alls für Geschlechter eingerichtet sind, welche denen, womit die Erde bevölkert ist, sehr ähnlich, wo nicht absolut dieselben sind.

In derselben, nie um Stützen der vorgefaßten Meinung verlegenen, für jeden Einwurf des Verstandes mit Phantasien gerüsteten Weise behandelt der Verfasser im nächsten Capitel die Bewohnbarkeit der Sonne. Dann werden die Kometen abgehandelt. Auch sie müssen dem Vorurtheile sich anbequemen, wenn auch nicht in dem Grade, wie die übrigen Himmelskörper.

„Nach den Ansichten Newtons, spricht der Verfasser, ist es die Bestimmung der Kometen, die von den Planeten durchlaufenen Räume mit Feuchtigkeit anzufüllen und auf diese Weise jedem Planeten, gleichviel ob erster oder zweiter Classe, die Feuchtigtigkeit zuzuführen, welche ihm durch Vegetation, Verfaulungsprocesse und andere Ursachen entzogen worden sind. Wenn die Planeten nicht von Menschen und Thieren bewohnt wären, so würde diese Versorgung mit Feuchtigkeit nicht nöthig sein und es würde eine seltsame Annahme sein, daß diese Hun-

derte von Kometen geschaffen sein sollten, blos um unsern kleinen Planeten Erde mit dem Wasser zu versehen, welches er nöthig hat.

Aber selbst wenn Sir Isaac Newtons Meinung vom Nutzen der Kometen unrichtig sein sollte, kann es nicht bezweifelt werden, daß sie eine dem ganzen Planetensysteme wohlthätige Function versehen, eine Function, welche wenig Spielraum hätte, wofern die Erde allein bewohnt wäre. Das Sonnensystem, welches aus Planeten, Kometen und Satelliten besteht, ist augenscheinlich eine einzige prächtige und organisch gegliederte Schöpfung, indem jeder Theil des Ganzen verschiedenen, aber stets glorreichen Zwecken dient. Die Function eines Kometen muß die Function aller, die Function eines Satelliten muß die Function aller, die Function eines Planeten muß die Function aller übrigen sein. Die Bestimmung der Kometen ist uns bis jetzt noch nicht enthüllt worden. Die Bestimmung unsres Mondes, der Erde Licht zu geben, muß die Bestimmung aller zweiundzwanzig Monde des Systems sein, und die Bestimmung der Erde, Bewohner zu tragen, muß die Bestimmung aller andern Planeten sein.

Mit diesem Trumpfe, der das quinctilianische „incerta certis probantur" in kühner Weise ausbeutet, schließt Brewster den Beweis seines Vorurtheils so weit es das Sonnensystem angeht. Weil unsre Kuh grau ist, müssen alle Kühe grau sein, und weil Neuseeland eine Insel ist, wo Menschenfresser wohnen, müssen auf allen Inseln, z. B. auch in England, Menschenfresser sein.

Fürwahr, das ganze Buch mahnt an einen Vergleich Schleidens, mit dem zu schließen verstattet sei.

„Siehe," sagt Schleiden, als er von der Teleologie spricht, „wie ich mir die Sache denke. Stelle dir eine Ephemere des Rheinufers vor, gib ihr Bewußtsein und Verstand, natürlich ihrer Mückennatur gemäß, gib ihr und ihrem Geschlechte die Fähigkeit der Tradition; — am Mittag, in der vollen Kraft ihrer Entwicklung geräth sie an das Münster von Straßburg und mit edlem, lobenswerthen Stolze stellt sie sich die Aufgabe, diesen Koloß kennen und verstehen zu lernen. Mit dem einzigen Maß, was ihr zu Gebote steht, mit ihrem kleinen Mückenfüßchen beginnt sie rüstig die Arbeit, unermüdet, bis der Abend des Tages und zugleich des Lebens sie unterbricht. Was sie begonnen, setzen andere fort, und nach Tausenden von Generationen ist es endlich gelungen, eines der Fenster in allen seinen Theilen auszumessen und zu beschreiben. Noch ist so gut wie nichts erreicht. Endlos liegt noch immer die Arbeit da für tausend nachwachsende Enkelgeschlechter. Aber die Eintagsfliege hat auch ihr Selbstgefühl, ihren kühnen Forschergeist; sie fängt an zu philosophiren, wie sie es nennt; mit ihrem Mückenverstande, der höchstens dem Begreifen eines Spinngewebes, des schwächsten der Häuser, wie der Koran sagt, und eines

Honigtropfens gewachsen ist, versucht sie mit dem geringen Material ihrer Kenntniß sich den genialen Gedanken Erwins von Steinbach zu entwickeln. Die Thörin!

Die neueste politische Situation.

A. L.

Schon in der nächsten Woche werden sich in Paris die Vertreter von vier Großmächten und selbst die zweier Staaten zweiten oder dritten Ranges versammeln. Preußen wird an den bevorstehenden Friedensconferenzen nicht Theil nehmen.

Diese Thatsache wird für die nächste Zukunft Preußens und damit auch Deutschlands so folgenreich sein, daß es nothwendig wird, ihre Bedeutung scharf ins Auge zu fassen.

Preußen hat einen mehrfach begründeten Anspruch darauf, an Berathungen Theil zu nehmen, durch welche die gegenwärtige Phase der orientalischen Frage erledigt werden soll. Es hat diesen Anspruch zunächst schon als Großmacht und Mitunterzeichner des achner Congreßprotokolls, wodurch sich die fünf Großmächte verpflichteten, künftig stets den Versuch zu machen, obschwebende Fragen von allgemeinem Interesse durch gemeinschaftliche Berathung zu erledigen.

Der Anspruch Preußens ist aber noch specieller begründet. Durch das von Oestreich, England, Frankreich und Preußen gezeichnete wiener Protokoll vom 9. April 1854 verpflichteten sich diese vier Mächte mit „Rußland keine irgend feste Ausgleichung zu treffen, ehe sie vorher gemeinschaftlich darüber berathen haben würden."

Endlich enthalten die jetzt zu zeichnenden Friedenspräliminarien Bestimmungen, wodurch feierlich Verträge abgeändert werden, welche von Preußen mit Mächten, welche die Präliminarien unterzeichnen werden, abgeschlossen sind. Es ist vor allem der Vertrag vom 13. Juli 1841, welcher durch die Präliminarien modificirt wird. Derselbe ist abgeschlossen auf der einen Seite von den fünf Großmächten, auf der andern von der Türkei und bestimmt, daß keine europäische Macht Kriegsschiffe durch die Dardanellen gehen lassen darf, mit Ausnahme von Schiffen, welche von den in Konstantinopel accreditirten Gesandtschaften für diplomatische Zwecke gebraucht werden. Die Präliminarien erlaubten aber jeder der zeichnenden Mächte einige leichte Kriegsschiffe an den Donaumündungen zu postiren, modificiren also einen Vertrag, auf dessen unbedingte Aufrechthaltung Preußen ein Recht hat.

Die Verletzung Preußens wird um so viel auffallender, als dasselbe seinen

Wunsch zu erkennen gegeben hat, an den bevorstehenden Friedensconferenzen Theil zu nehmen. Es hat sich ausdrücklich erboten, wenn es dazu eingeladen werde, die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen und zu versprechen, dieselben aufrecht zu erhalten. Es ist dennoch nicht eingeladen worden, man hat die Unterstützung, welche das preußische Anerbieten in Aussicht stellte, stillschweigend von der Hand gewiesen. Möglich, daß man Preußen später erlaubt, dem Friedensvertrage beizutreten, d. h. zu versprechen, den Neuerungen des europäischen Völkerrechts, die er enthalten wird, nicht entgegenzuhandeln. Man hält trotz der Verträge es nicht für nöthig, Preußen zu gestatten, vorher seine Meinung über diese Neuerungeu auszusprechen. Man stößt Preußen aus dem Rath der Großmächte aus und man verletzt zugleich vertragsmäßige Rechte, welche man ohne Noth doch nicht einmal bei einer Macht letzten Ranges verletzen würde. Oestreich ist weder kriegführende Partei, noch Vermittler zwischen den Parteien, es nimmt an den Conferenzen nur in seiner Stellung als Großmacht und als Mitunterzeichner der die orientalische Frage betreffenden Verträge Theil, einer Stellung, welche in gleicher Weise auf Preußen Anwendung findet.

Was zur Erklärung dieses Verfahrens von den Westmächten und zum Theil auch von Oestreich angeführt wird, ist das Folgende: Preußen habe seit dem Frühjahr 1854 eine Stellung eingenommen, welche mit den Verpflichtungen, die es vorher durch die wiener Protokolle übernommen habe, in Widerspruch stehe und habe dadurch seine früheren Verbündeten ihren Verpflichtungen gegen Preußen entbunden. Sein unausgesetztes Bestreben sei gewesen, Oestreich von einer Actjon gegen Rußland abzubringen und wenn dies nicht möglich gewesen, dem östreichischen Hofe die Unterstützung des deutschen Bundes zu entziehen. Statt den wiener Protokollen gemäß darauf zu halten, daß Rußland die Forderungen Europas erfülle, habe Preußen stets diejenigen Ausgleichungen des Streits empfohlen, welche von Rußland vorgeschlagen seien und Rußland als Sieger constituirt haben würden. Allerdings habe Preußen auch die fünf Punkte in St. Petersburg befürwortet, möglicherweise die Annahme derselben bewirkt,*) aber noch am 17. Septbr. habe es den Westmächten empfohlen, nun nach dem Fall von Sebastopel nicht mehr von Rußland zu fordern, als Rußland auf den wiener Conferenzen zugestanden hatte. Es sei Preußen also nur um den Frieden überhaupt, oder einen Rußland günstigen Frieden, nicht um die fünf Punkte zu thun, und da dieselben noch

*) Der preußische Gesandte begab sich am 16. Januar im speciellen Auftrage des Königs zur Kaiserin Mutter, um zu erklären, daß Preußen nichts für Rußland thun könne und daß die Coalition durch Verweigerung der fünf Punkte mehr Stärke gewinnen werde. Die Kaiserin Mutter bat den Kaiser und die Kaiserin so wie den Großfürst Konstantin zu sich. Die Thränen der Kaiserin Mutter entschieden den Kaiser, Graf Nesselrode wurde gerufen und sofort die Annahme der fünf Punkte nach Wien telegraphirt. So wird glaubhaft erzählt.

der Interpretation fähig seien, so habe sein Versprechen die fünf Punkte aufrecht zu erhalten keinen Werth. Die Empfehlung dieser fünf Punkte sei nicht im Interesse Europas, sondern im Interesse Rußlands grade in einem Augenblick geschehen, wo der Krieg gegen Rußland Erfolge versprochen habe. Lasse man Preußen an den Conferenzen Theil nehmen, so werde es stets nur den russischen Auffassungen zustimmen und dadurch den Gang der Conferenzen verzögern, dieselben vielleicht scheitern machen. Es stehe selbst zu befürchten; daß, sollten die Conferenzen fruchtlos enden, es Rußland gelungen sein werde, Preußen auch formell ganz auf seine Seite hinüberzuziehen. Wenn Preußen jeder einzelnen einseitig russischen Auslegung werde zugestimmt haben, so werde es sich schließlich dadurch als Alliirten Rußlands hingestellt haben. Es sei im Interesse Preußens selbst, es davor zu bewahren.

Diese Argumentation ist fast noch kränkender als die Ausschließung selbst. Sie geht darauf hinaus, daß man Preußen nicht als Großmacht behandeln könne, weil es nicht als Großmacht gehandelt habe und daß man Preußen von den Conferenzen ausschließen müsse, weil das preußische Ministerium des Auswärtigen so ungeschickt sein werde, die Interessen Preußens auf denselben nur zu verderben. Das Letztere ist ein Argument, an dessen Aufrichtigkeit man wenigstens bei Oestreich und Frankreich zweifeln darf, welches übrigens auch, so weit wir wissen, nur von England vorgebracht worden ist.

So beklagenswerth die Stellung ist, welche Preußen demnach einnimmt, so befürchten wir, daß die Mittel, welche Preußen in neuester Zeit angewandt hat, um sie zu verändern, nicht zum Ziele führen, ja vielmehr die Lage verschlimmern werden.

Wollte Preußen als Einzelmacht den Eintritt in den Conferenzsaal erreichen, so war allerdings vor allem nothwendig, daß es sich bei seinen früheren Verbündeten wieder Vertrauen erwerbe, und da man nicht bloßen Worten, sondern nur Personen Vertrauen schenkt, daß Personenänderungen eintraten. Begreiflicherweise wollte man in Berlin von solchen Aenderungen nichts wissen.

Preußen hat es daher versucht, als Bundesmacht Zutritt zu den Friedensconferenzen zu erlangen. Es ist von Interesse, den Gang der Verhandlungen in dieser Hinsicht zu verfolgen.

Unterm 25. Januar theilte Oestreich, ohne vorher eine Vereinigung mit Preußen versucht zu haben, nach Berlin die Vorlage, welche es an den Bundestag bringen wollte, mit. Dieselbe trägt darauf an, daß der Bund erkläre, im Verein mit Oestreich die fünf Punkte aufrecht erhalten zu wollen.

Es versteht sich von selbst, daß Preußen Bedenken trägt, nur noch durch die Vermittlung Oestreichs mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten. Für Baiern und Sachsen ist diese Stellung ganz in der Ordnung, einer Großmacht ist sie unwürdig.

Der Unzufriedenheit mit dieser Lage kam Sachsen entgegen und veranlaßte Preußen, sich mit ihm über den Entwurf eines Bundesbeschlusses zu vereinigen, der nach Abstreifung des diplomatischen Beiwerks allerdings die Aufrechthaltung der fünf Punkte, aber nur unter einer Bedingung zusagt, der Bedingung, daß der Bund als Gesammtmacht zu den Friedensconferenzen zugelassen werde.

Wenn Preußen nicht als europäische Großmacht zugelassen wird, darf man darauf rechnen, daß es als Vertreter einer Macht zugelassen werden sollte, die, wenn man ihr überhaupt den Charakter einer nicht blos fingirten Einheit zugestehen will, doch nur eine Macht zweiten Ranges ist? Dazu kommt noch, daß unzweifelhaft die Mittelstaaten viel lieber durch einen eignen Gesandten aus ihrer Mitte als durch einen preußischen und etwa östreichischen vertreten sein wollen. Und endlich, während Preußen als Großmacht mit vollstem Recht Theilnahme an den Conferenzen fordern kann, kann auch der Bund als solcher diese Theilnahme fordern? Diese Frage ist mit voller Entschiedenheit zu verneinen. Der Bund, ganz abgesehen von seiner nur fingirten Einheit, hat nicht besseren Anspruch, als Belgien, Holland, Parma, Neapel an der Regulirung der orientalischen Frage Theil zu nehmen und was würde man davon sagen, wenn es einem dieser Staaten einfiele, zu fordern, an den pariser Friedensconferenzen Theil zu nehmen? Allerdings nimmt Sardinien daran Theil, aber Sardinien ist kriegführende Macht.

Und sollte es politische Gründe geben, welche die Verbündeten bestimmen könnten, den Wunsch des Bundes zu erfüllen? Etwa das vieldeutige Versprechen, die Präliminarien aufrecht zu erhalten, geleistet von Staaten, deren Mehrzahl notorisch jedem Kriege gegen Rußland abgeneigt ist?

Kurz, der von Preußen eingeschlagene Weg kann nicht zum Ziele führen, er kann bei den Westmächten nur den Glauben erwecken, daß Preußen Oestreich d. h. ihnen selbst die Unterstützung des Bundes entziehen, und Rußland einen neuen Dienst leisten will.

Oestreich hat noch in den ersten Tagen dieses Monats Preußen Vorschläge zur Ausgleichung gemacht. Oestreich erklärte sich bereit, auf die Aneignung der Präliminarien Seitens des Bundes zu verzichten, der Bund möge dann nur das Vertrauen aussprechen, daß Oestreich und Preußen seine Interessen bei den Conferenzen wahrnehmen würden.

Preußen hat, da es sich nicht mit einer Phrase begnügen will, diese Vorschläge abgelehnt, und bei vollkommner Uneinigkeit kann die Bundesversammlung fürs erste zu keinem Beschluß kommen.

Wie dieser Beschluß aber auch ausfallen wird, er wird Preußen die Thüren des pariser Conferenzsaales nicht öffnen und wird zu den vielen vergeblichen Unternehmungen nur eine neue fügen.

Nachdem man in Berlin gesehen, daß Preußen als Großmacht zu den

Conferenzen nicht werde eingeladen werden, dürfte es den Zutritt in einer andern Eigenschaft nicht einmal wünschen. Es blieb ihm nichts übrig, als gegen die Ausstreichung des preußischen Namens aus der Liste der Großmächte zu protestiren und demgemäß eine Stellung einzunehmen, welche Europa die Ueberzeugung gab, daß ohne Preußens Theilnahme keine dauernde Erledigung der orientalischen Frage zu Stande kommen werde.

Wer den Gang der preußischen Politik seit dem Frühjahr 1854 aufmerksam verfolgt hat, kann sich nicht wundern, daß jetzt das Resultat hervortritt, daß man Preußen nicht mehr den vier europäischen Großmächten, sondern den vier deutschen königlichen Mittelstaaten zuzählt, aber jeder, welcher Preußens Bedeutung für Deutschland zu würdigen weiß, wird es beklagen, daß mit Preußen jetzt Deutschland einer gänzlichen Einflußlosigkeit entgegengeht.

Correspondenzen.

Aus Frankfurt, im Februar. In dem neuesten (dem siebenten) Heft des „Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst" erzählt der berühmte und um seine Vaterstadt sehr verdiente Reisende Dr. Ed. Rüppell in einem Aufsatz: „Schaumünzen zum Angedenken von Bewohnern Frankfurts oder in dieser Stadt gebornen Personen" u. a.: „Merkwürdigerweise sei auf keiner einzigen der acht zur Erinnerung an Goethe, diesen berühmtesten aller Frankfurter, in Frankfurt geprägten Schaumünzen angegeben, daß Frankfurt das Recht habe, als Goethes Geburtsort genannt zu werden. Als Goethe im Jahre 1815 aus sehr triftigen Beweggründen den ihm durch die Geburt gehörenden Platz im frankfurter Bürgerverband aufgegeben, was bei sehr vielen Bewohnern der Stadt böses Blut gegen ihn erregt habe, so sei dies während einer Reihe von Jahren eine Hauptveranlassung gewesen, daß mancher seiner ehemaligen Mitbürger ihn sehr einseitig beurtheilt, und es habe einer ziemlich langen Zeit bedurft, bis eine monumentale Huldigung, welche herkömmlicherweise die Geburtsstadt großer Männer diesen nach ihrem Ableben widme, verwirklicht worden." Rüppell erzählt dann, aus welchen „sehr triftigen materiellen Rücksichten" Goethe auf den Rath seines Vetters, des verstorbenen Rathes Johann Friedrich Schlosser aus dem frankfurter Bürgerbande ausgetreten und daß dies „keineswegs aus Verachtung gegen die Stadt seiner Geburt" geschehen sei. „Ein tief wurzelndes Gefühl von Mißliebigkeit gegen den die Ehre, frankfurter Bürger zu sein, angeblich so gering schätzenden Dichter sei seitdem bei einer großen Zahl seiner Landsleute zurückgeblieben, welchen der wahre Sachverhalt unbekannt geblieben. Als daher einige Jahre später mehre Frankfurter sich zu einem Comité vereinigt, um durch ein zu errichtendes öffentliches Denkmal kund zu thun, die Vaterstadt rechne es sich zur Ehre, daß innerhalb ihrer Mauern der größte lebende Schriftsteller das Licht der Welt erblickt habe, seien die dafür unterzeichneten Beiträge äußerst kärglich ausgefallen, so daß man beschlossen, einen Aufruf zu Geldspenden nicht allein an alle Deutsche, sondern an das ganze gebildete Europa zu erlassen. Massenweise seien Subscriptionslisten ausgetheilt, die man sogar in Wein-

und Bierschenken aufgelegt habe. Da habe es Goethe ersprießlich gefunden, sich die Ehre eines bei Lebzeiten in Frankfurt zu errichtenden Monumentes zu verbitten. Leider habe das Comité unterdessen von den durch Auswärtige unterzeichneten Beiträgen einen nennbaren Theil eingezogen gehabt und davon eine bedeutende Summe für sogenannte Secretariatsspesen, Druckkosten und Portoauslagen verwendet, man sei daher nicht im Stande gewesen, die Rückerstattung der empfangenen Beiträge zu verwirklichen und habe daher, als Auskunftsmittel, beschlossen, das noch vorhandene Geld zum Ankauf einer Partie Champagnerweine zu verausgaben, welche Goethe bei seinem Geburtstagsfeste zugesendet worden sei." — „Nach Goethes Ableben beschlossen die nach einer Monumentanfertigung gelüstenden Frankfurter," so erzählt R. weiter, „den hiesigen Kunstverein anzugehen, daß derselbe für eine Reihe von Jahren den fünften Theil seiner Einnahme, welchen er statutenmäßig verpflichtet war für öffentliche Verschönerungen zu verwenden, für einen zu errichtenden Fond zur Errichtung eines Goethedenkmals bestimme. Aber dieses Ansinnen fand bei den damaligen Vorstehern des Kunstvereines eine sehr feindselige Aufnahme, indem sogar einer derselben erklärte, lieber aus dem Verein auszutreten, als seine Genehmigung zu geben, daß etwas von den Einnahmen zu Ehren eines so irreligiösen Menschen, wie Goethe gewesen, der sogar Bürger zu verbleiben muthwillig verschmähet habe, verwendet würde!" Rüppell erzählt ferner, bei seiner Rückkehr aus dem Orient im Jahre 1834 habe sein Freund Heinrich Mylius (ein Frankfurter) in Mailand ihm gesagt, daß jetzt nichts mehr zu thun sei, als daß einige wenige Verehrer des großen Mannes sich einigten, um der Verpflichtung, ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, mit eignen Mitteln zu entsprechen, er, Mylius, wolle seinestheils 2000 Fl. dazu geben. Hierauf hätten ihm selbst, Rüppell, bald nach seiner Ankunft in Frankfurt bei einem zu seinen Ehren veranstalteten großen Gastmahl zehn mit Glücksgütern gesegnete Bewohner der Stadt, dreihundert Louisdor angeboten, um damit die pecuniären Opfer zu decken, welche die Veröffentlichung der Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen veranlassen würde. Rüppell habe dieses dankenswerthe Anerbieten jedoch mit der Bemerkung abgelehnt, da er sämmtliche Kosten seiner zehnjährigen außereuropäischen Wanderschaft d. h. über 60,000 Fl. Geld mit seinem eignen Vermögen bestritten habe, so betrachte er es nun als eine Ehrensache, auch die Ausgaben für die Veröffentlichung des Ergebnisses dieser Reise mit denselben Mitteln zu bestreiten. „Zugleich," fügt R. hinzu, „machte ich jenen zehn Herren den Vorschlag, die mir zugedachten 300 Louisdor, durch welche sie etwas Patriotisches zu befördern beabsichtigten, zur Errichtung eines Monumentes zu Ehren Goethes zu verwenden, in welchem Falle ein andrer wohlhabender Frankfurter zu gleichem Zweck 2000 Fl. zu entrichten erbötig sei ꝛc. Aber zu meinem großen Erstaunen lehnten alle ab, auf meinen Vorschlag irgendwie einzugehen." Hierauf zögerte Rüppell nicht. Zu ihm und Mylius gesellte sich der verstorbene würdige Frankfurter Marquard Seufferheld, „und nun wurde noch im Spätjahr 1834 der mailänder Bildhauer Pompeo Marchesi beauftragt, die sitzende kolossale Marmorstatue Goethes zu fertigen, welche auf unsere alleinige Kosten seit 1839 in der Vorhalle der Stadtbibliothek aufgerichtet ist." Dies erregte denn die Frankfurter zur Errichtung des durch Schwanthaler ausgeführten Denkmals.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das homerische Zeitalter.

Nach Grote und Schömann.

Das Unternehmen der weidmannschen Buchhandlung, die Kenntniß des classischen Alterthums durch eine Reihe von populären Handbüchern in weitern Kreisen zu verbreiten, ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Wir freuen uns, daß auch bei uns das Bedürfniß anfängt sich geltend zu machen, die Summe der Detailstudien von Zeit zu Zeit in allgemeinen Ueberblicken zusammenzufassen: noch mehr aber, daß auch an die Wissenschaft die bisher von Gelehrten oft schnöde zurückgewiesene Forderung gestellt wird, im höhern Sinne des Worts populär zu sein. Sehr oft sind jene vornehmen Seitenblicke der Gelehrten auf Popularität aus dem Bewußtsein eigner Unfähigkeit hervorgegangen; in der That erfordert die Popularitat eine ganz andre Beherrschung des Stoffs, als die Detailuntersuchung. In der letztern übertreffen wir freilich, wenigstens in den historischen Wissenschaften, alle Nationen, in der Darstellung sind uns Franzosen und Engländer bisher weit überlegen gewesen. Daß wir aber im Stande sein werden, auch diesen Kranz zu erringen, das haben in den wenigen Jahren seit 1848 zahlreiche historische Werke und vor allen Mommsens römische Geschichte gezeigt. Es wäre zu viel gefordert, daß die übrigen Bücher der weidmannschen Sammlung diesem unvergleichlichen Werke gleich kommen sollten; die Namen der Verfasser bürgen aber dafür, daß sie sämmtlich achtungswerth sein werden. Ueber Prellers bedeutendes Werk: Griechische Mythologie, werden die Stimmen getheilt sein, weil auf diesem schwierigsten und schlüpfrigsten Gebiet der Alterthumsforschung verschiedene Standpunkte auch verschiedene Auffassung bedingen. Die griechischen Alterthümer von Schömann, wovon der erste Band vorliegt, sind eine vortreffliche Leistung, was bei der gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit des Verfassers nicht zu bezweifeln war. Freilich müssen wir wünschen, daß Schömann viel mehr Nutzen aus den Resultaten Grotes gezogen hätte, als er wirklich gethan hat. Denn, obwol er gezeigt hat, daß er nicht zu denen gehört, die in lächerlicher Kleinlichkeit die Größe von Grotes Werk überhaupt nicht sehen wollen oder können, so scheint er doch weit entfernt von der Erkenntniß, daß der Blick des englischen Staatsmanns in gar vielen Punkten besser gewesen ist, als der unsrer Pro-

fessoren. Selbst in der Darstellung des homerischen Zeitalters, dessen staatliche Verhältnisse noch embryonisch sind, scheint uns Schömann (obwol dieser Abschnitt seines Buchs sehr gut ist) Grote nicht zu erreichen. An Genauigkeit der Detailforschung haben wir nicht bemerkt, daß der erste den letztern überträfe, in Zusammenfassung der Massen, perspectivischer Anordnung und klarer Anschaulichkeit der socialen und sittlichen Zustände müssen wir Grote den Vorzug geben. Wir wollen hier eine Darstellung des homerischen Zeitalters geben, wobei wir die Arbeiten beider Gelehrten benutzen.

Die homerischen Gedichte, deren Entstehung ins neunte Jahrhundert vor Christus fallen mag (Herodot sagt, Homer sei 400 Jahre älter, als er selbst), schildern uns die Sitten jener Zeit mit unwillkürlicher Treue und Genauigkeit, so fabelhaft auch die Ereignisse sind, die sie behandeln. Inwiefern die Zustände der homerischen Zeit von denen der Heroenzeit verschieden sind, die nach der wiederholten Aussage des Dichters einer fernern Vergangenheit angehört, das können wir nur ausnahmsweise bestimmen: im Allgemeinen dürfen wir annehmen, daß die Dichter ihre eigne Zeit vor Augen haben, also daß wir eine Schilderung Griechenlands im neunten Jahrhundert lesen. Wie jung war die Cultur des Westens mit der des Orients verglichen! Schon viele Jahrhunderte vor Homer waren am Nil und Euphrat Riesenwerke geschaffen worden, die wir noch anstaunen, prangten die Wände prachtvoller Paläste mit Skulpturen und Bildern, zeichneten die Weisen ihre Beobachtungen der Himmelserscheinungen auf, wurde die Fruchtbarkeit des Bodens durch kolossale Wasserbauten gesichert und erhöht. Jene bis in die graueste Urzeit des Menschengeschlechts heraufreichende Cultur des Ostens war schon in ihrem Greisenalter, als Hellas noch in der Kindheit war. Doch ist auch die Cultur Griechenlands viel älter, als die der homerischen Zeit. Unterirdische Kanäle zur Entwässerung des Landes (besonders in Böotien) und zahlreiche Ueberreste cyklopischer Bauten gehören einer vorhomerischen Periode an und während Griechenland im neunzehnten Jahrhundert nur wenige Meilen Chaussee besitzt, machten die homerischen Helden ihre Reisen zu Wagen da, wo jetzt nur Saumrosse schreiten. In der Urzeit fanden die Ansiedlungen auf natürlich festen Höhen und fern von der Küste statt, um Leben und Eigenthum vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen: mit dem Fortschritt der Civilisation zogen sie sich in die Ebene hinab und jene ersten Ringe auf den Bergen wurden nun die Akropolen der neuen Städte, wie bei Athen, Argos und Theben. Die homerische Zeit kennt schon diese vorgerücktern Zustände. Ihre ummauerten Städte in den Ebenen zeigen einen höhern Grad von Civilisation, als noch in Thucydides Zeit die Aetoler und ozolischen Lokrer kannten.

In den Staaten des homerischen Griechenlands finden wir allgemein die monarchische Regierungsform. Die Königswürde war erblich, die Verdrängung des rechtmäßigen Thronerben galt als ein bedenklicher Eingriff in die Ord-

nung. Der König berieth mit den Edeln, „den Geronten", die öffentlichen Angelegenheiten und machte die Beschlüsse dieses Raths der von ihm berufenen Volksversammlung bekannt. Er saß zu Gericht und entschied die Streitigkeiten des Volkes und wo ein König gottesfürchtig unter den Seinen waltend das gute Recht erhielt und sicherte, da brachte die Erde reichen Ertrag, da hingen die Bäume voll Früchte, gediehen die Herden und wimmelte das Meer von Fischen. Der König war der oberste Kriegsherr, seinem Aufruf zur Heeresfolge durfte sich niemand entziehen, ohne schwerer Strafe zu verfallen und Schimpf auf sich zu laden. Er brachte auch die Opfer, die sich auf den ganzen Staat bezogen, ohne daß deshalb das Königthum ein priesterliches war, sondern wie der Hausherr für seine Hausgenossen, so verrichtete er das Opfer für das Volk. Aeußerliche Abzeichen der königlichen Würde gab es nicht, das Scepter d. h. der Stab, den die Könige gewöhnlich trugen, hatten auch Priester, Seher und Herolde und höchstens war das der Könige sorgfältiger geschnitzt und mit goldnen Buckeln beschlagen. Ebensowenig hatten sie eine besondere Dienerschaft, dagegen waren sie mit Besitz und Einkünften reich ausgestattet, um die Würde des Königthums behaupten zu können. Sie besaßen große Domänen, die selbst Städte enthielten und ihr Eigenthumsrecht ging so weit, daß sie diese verschenken, ja die Einwohnerschaft auswandern und sich anderwärts ansiedeln lassen konnten. Außerdem erhielten die Könige mannigfache Gaben und Gebühren, einen Hauptantheil an der Kriegsbeute und bei gemeinsamen Mahlen größere Portionen und vollere Becher. Zur Aufrechthaltung ihres großen Einflusses auf die Völker war geistige und körperliche Tüchtigkeit unentbehrlich; sie mußten im Rath und in der Schlacht den vordersten Rang zu behaupten wissen. Auch in Wettkämpfen rangen sie mit um den Preis und in den mannigfachen Künsten und Handwerken besaßen sie mindestens die Erfahrung, die wol jedem Besitzer in einer Zeit eigen war, wo die Theilung der Arbeit noch kaum begonnen hatte. Sie wußten den Pflug und die Sense zu führen, das Schlachtmesser und das Steuerruder, die Axt und das Richtmaß. Wurden sie alt und schwach, so übergaben sie ihr Amt in kräftigere Hände und waren, wenn sie es behielten, nicht im Stande, es vor Unbill und Gewalt zu schützen. Hirten der Völker hießen die mild und väterlich waltenden Könige; aber selbst Habsucht, Laune und Gewaltsamkeit wurde von den Völkern ertragen, aus Ehrfurcht vor der Tapferkeit und Klugheit, der Macht und dem Reichthum ihrer Fürsten.

Neben den Oberkönigen gab es in jeder Gemeinde noch eine Anzahl andrer Häuptlinge, „die Geronten", eine Art von Adel, der über die Masse erhoben, aber in keiner Weise von ihr streng gesondert oder schroff gegenübergestellt war. Sie pflegte der König in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehn und diese Berathungen fanden in der Regel beim Mahle statt. Der

Einfluß des Oberkönigs in diesem Senat war vorwiegend, er hatte einen wesentlich consultativen Charakter, ohne die königliche Macht aufzuheben. Wurde dann die Versammlung des ganzen Volks berufen, so geschah es nicht, um ihren Willen zu vernehmen, sondern um ihr den gefaßten Beschluß bekannt zu machen. Der König berief die Versammlung, Herolde geboten Schweigen uud sitzend hörte das Volk die Redner an. Nur die Häuptlinge redeten, das Volk kam nur als Masse in Betracht, in der der Einzelne nichts galt, „weder im Kriege zu rechnen, noch im Rathe." Der Redner stand auf und ergriff einen Stab (Scepter), votirt ward nicht. Die Versammlung verhielt sich im Ganzen sehr unterwürfig, gewöhnlich beistimmend, selten schwankend, nie gradezu widerspenstig. Wer sich eine übelwollende Beurtheilung der von den Häuptlingen gefaßten Beschlüsse erlaubte, erschien als ein frecher Widerbeller, dessen Züchtigung als verdient allgemein Beifall fand. Die Unpopularität eines solchen Charakters im homerischen Zeitalter ist schon in der äußern Erscheinung des Thersites hinreichend dargethan; dieser Opponent ist ein Muster von Häßlichkeit und ein nichtsnutziger Gesell. Als im Fortgange der Staatsentwicklung an die Stelle monarchischer Verfassungen fast überall in Griechenland demokratische traten, schlug die Empfindung ins Gegentheil um. Die Scene von der Züchtigung des Thersites, die ohne Zweifel den Jubel der homerischen Zuhörer erregte, fand bei den Bürgern Athens lebhafte Mißbilligung. In der homerischen Zeit war die monarchische Regierung unumstößlich fest auf den Glauben an ihr göttliches Recht und die persönliche Empfindung der Völker basirt, die „Vielherrschaft" wurde allgemein als ein Uebel angesehn. Deshalb lud der König durch die Bekanntmachung seiner Beschlüsse in der Versammlung nie eine Verantwortlichkeit auf sich. Auch Recht wurde vor solchen Versammlungen gesprochen, die zwar auch hier keine Stimme hatten, aber wenigstens durch Zuruf ihre Theilnahme an der Verhandlung der Parteien zu erkennen gaben.

In seiner Götterwelt schuf sich das homerische Zeitalter ein analoges Abbild dieser Verfassung. Auch hier war der Wille des Zeus entscheidend und fand, unbedingt ausgesprochen, keinen Widerstand; aber er verschmähte doch nicht den Rath der Götter, die nach ihm die gewaltigsten waren, ja er ordnete wol auch seinen Beschluß dem andrer unter. Und wollte er seinen Willen allen verkünden, dann wurde auch im Olymp eine allgemeine Versammlung berufen, die in schweigender Ehrfurcht die Rede des Vaters der Götter und Menschen vernahm.

Ueberall zeigt die griechische Legende nur große Individualitäten, in denen die Nation aufgeht, der Völker gedenkt sie nicht oder doch nur beiläufig. Doch empfand auch diese Zeit, daß sie in dem gemeinsamen Bande, das durch die Medien von Senat und Volksversammlung alle Mitglieder des Staats zu

einem Ganzen verband, einen Vorzug vor den Gemeinschaften besaß, die diese Institute nicht hatten. Der Mangel an Rath und Versammlung bei den Cyklopen bezeichnet den gänzlichen Mangel an Civilisation. Doch freilich war auch die Gesellschaft, die die homerischen Gedichte schildern, locker und ungeordnet genug. Dies hat nun Grote vortrefflich ausgeführt, daß wir in Homer zwar eine außerordentliche Reinheit, Stärke, Richtigkeit und selbst Zartheit des individuellen sittlichen Gefühls finden, aber sehr wenige allgemeingiltige moralische Gesetze. Das persönliche Gefühl war in sehr vielen Fällen der einzige Regulator für die Handlungsweise, da es an gesetzlicher Einschränkung und noch mehr an gesetzlichem Schutz in hohem Grade mangelte.

Die Verhältnisse der Familie waren durch die Stärke und Gesundheit des natürlichen Gefühls zu einem Grade von Adel erhoben, den sie in der historischen Zeit nicht immer bewahrten. Die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern war groß und die Scheu vor dem elterlichen Fluche ein starker Antrieb zum Thun oder Lassen. Die Frau wurde zwar durch Geschenke förmlich erkauft, daher die Jungfrauen die „rindererwerbenden" hießen, denn Vieh war das gewöhnliche Tauschmittel, aber die rechtmäßige Gattin war die völlig gleichberechtigte Genossin des Mannes und stand in einer Achtung, deren sich die Frauen im Zeitalter des Perikles nicht zu erfreuen hatten. Monogamie war die ausschließliche Form der Ehe bei den Griechen; Barbarenfürsten (wie Priamus) mochten mehre Weiber haben. Wol mochte der Mann eine seiner Sklavinnen zur Concubine nehmen, aber in der Regel geschah es nur im Felde, zu Hause ward es aus Rücksicht auf die rechtmäßige Frau vermieden. Jeder wackere und verständige Mann hielt sein Weib werth und sorgte für sie und man braucht nur Andromache und Penelope zu nennen, um an die Begriffe des homerischen Zeitalters von Frauenwürde und ehelichem Verhältniß zu erinnern. Und doch ist behauptet worden, die Griechen hätten das Verhältniß der Frau zum Manne nur in dem der Schwester, nicht der Gattin gekannt! Das Verhältniß der beiden Geschlechter war überhaupt ein naturgemäßes und gesundes, von Rohheit ebensoweit, als von Ueberfeinerung entfernt. Blutsverwandte waren gewöhnlich eng befreundet. Die rechtmäßigen Kinder wurden bevorzugt, besonders bei der Erbschaft, aber auch Bastarde wurden gut gehalten und blieben nicht unbedacht. Ein Makel lastete auf ihnen ebensowenig, als im Mittelalter, wo so viele uneheliche Söhne fürstlicher Eltern sich ihrer Abkunft rühmten. Daß Töchter edler Häuser sich außer der Ehe einem Manne hingaben, gehörte zu den seltensten Ausnahmen und die Väter waren gegen Fehltritte dieser Art unerbittlich streng; ebenso gehörte Ehebruch zu den Seltenheiten.

Nächst den Familienbanden war das stärkste das der Gastfreundschaft, wie in allen wenig entwickelten gesellschaftlichen Zuständen. Nicht nur unverletzlich

wär der Gastfreund, er möchte noch so gering sein, er mochte selbst eine Schuld auf sich geladen haben: er mußte auch mit der feinsten Rücksicht behandelt werden, die der Neugierde des Bewirthenden wenigstens beim ersten Empfang Schweigen auferlegte. Wenn er Abschied nahm, erhielt er Gastgeschenke und Geleit. Die Pflichten und Rechte der Gastfreundschaft erbten sich fort und noch die Söhne und Enkel von Männern, die einer des andern Gastfreundschaft genossen, waren durch dieses Band verbunden. Nur der Cyklop d. h. der wilde Bewohner eines von der Civilisation völlig unberührten Landes ist indifferent gegen die Gebote der Gastfreundschaft. Bei allen wesentlich rohen Stämmen findet sich dieselbe Beobachtung der Gastfreundschaft und wechselseitigen Treue zwischen Verwandten und Waffengefährten, wie bei den homerischen Griechen; bei den Arabern der Wüste, den Drusen auf dem Libanon, den Indianerstämmen in Nordamerika und unsern Vorfahren im Zeitalter des Tacitus.

Außerhalb der Familie und des Gastrechts waren in der homerischen Zeit wenig moralische Kräfte so allgemein wirksam, daß sie der Verübung von Verbrechen und Unrecht nachdrückliche Hemmnisse entgegengesetzt hätten. Nicht blos Todschlag, sondern auch Mord, und nicht blos Mord in der Leidenschaft und mit Gewalt verübt, sondern auch Meuchelmord waren nicht selten, ohne daß von einem sittlichen Abscheu vor solchen Thaten, geschweige denn von einem Einschreiten der Staatsgewalt die Rede wäre. Nur den Verwandten des Erschlagenen lag die Bestrafung des Mörders d. h. die Blutrache ob, aber der Mörder konnte sich (ebenfalls wie bei den Indianern von Nordamerika und den deutschen Stämmen des Mittelalters) durch eine Geldbuße von der Verfolgung loskaufen. Fand eine solche Einigung nicht statt, so mußte er landflüchtig werden. Den Satz des mosaischen wie des späteren griechischen Rechts: „Wer blutschuldig ist, schändet das Land, und das Land kann vom Blute nicht versöhnt werden, das darin vergossen wird, ohne durch das Blut dessen, der es vergossen hat“ — diesen Satz kannte das homerische Zeitalter nicht. Auch die Begriffe über das Eigenthumsrecht können nicht sehr entwickelt gewesen sein, wenn Autolykus (Odysseus mütterlicher Großvater), sich „auszeichnete vor allen Menschen durch Diebstahl und Eid,“ d. h. Meineid: ein Vorzug, den er von dem Gotte Hermes zum Dank für seine wohlgefälligen Opfer erhalten hatte. Seeräuberei wurde zwar nicht gebilligt, aber ebensowenig verdammt und für unehrenhaft gehalten; im Ganzen erfuhr sie dieselbe nachsichtige Beurtheilung, wie im Mittelalter der Straßenraub, und man konnte einem zur See ankommenden Fremden die Frage, ob er in Geschäften oder als Pirat das Meer befahre, vorlegen, ohne ihn zu beleidigen. Einfälle in das Gebiet von Stämmen, mit denen kein freundschaftliches Verhältniß stattfand, um Vieh zu rauben, waren häufig, und wurden auch als Repressalien unternommen. Die Freier,

die Jahrelang das Hab und Gut des Odysseus aufzehrten, fanden wol Mißbilligung in Ithaka, aber so stark war die öffentliche Meinung durchaus nicht, daß sie diesem schreienden Unrecht im mindesten Schranken gesetzt hätte. Waisen waren im hohen Grade hilf- und schutzlos, ihre Jugend war traurig und ihr Eigenthum der Willkür des Stärkern anheimgegeben. Die einzige Spur des Völkerrechts in jener Zeit ist die Unverletzlichkeit der Herolde, die Botschaften auch zwischen Stämmen, die einander bekriegten, hin und her trugen.

So waren die sittlichen Zustände des homerischen Zeitalters. Lebensweise und Beschäftigung war natürlich vielmehr eine ländliche als städtische; Ackerbau und Viehzucht die Haupterwerbsmittel, Handwerke wenig, Handel so gut als gar nicht. Da selbst die Edlen nicht verschmähten, die zum Haushalt nöthige Arbeit selbst zu verrichten, da sie überdies zahlreiche Sklaven besaßen, die dazu geschickt waren, und die Fürstinnen die Kleider für Männer und Söhne selbst spannen, webten, stickten und wuschen, so konnte ein eigentlicher Handwerkerstand nicht entstehen. Doch da nicht alles von dem Hausherrn und den Hausgenossen selbst gearbeitet werden konnte, so mußte man mitunter auch Handwerker ins Haus rufen, die man „Volksarbeiter" nannte. Es waren besonders der Schmied, Lederarbeiter, Töpfer, Wagner, Maurer, Zimmermann und Baumeister, die bei der allgemeinen Nachfrage nach ihrer Arbeit von ihrer Kunst leben konnten; und zu diesen „Volksarbeitern" rechnete die homerische Zeit auch den Arzt, Propheten und Sänger. Zwar auch in der Arzneikunde, die sich wol auf Heilung von Wunden (auch durch Beschwörungen) beschränkte, waren die Edeln nicht unerfahren; aber doch waren die eigentlichen Aerzte sehr geschätzt und gesucht, und galten namentlich im Kriege viel. Auch die Sänger, die bei den Gastmählern der Könige regelmäßige Gäste waren und die Anwesenden durch Gesang und Saitenspiel erfreuten, waren hochgeehrt. Sie sangen Lieder von den Thaten der Götter und Menschen, vermuthlich recitativisch, und begleiteten sich mit Griffen in die Saiten der Cither. Auch bei andern festlichen Veranlassungen fehlte es nicht an Gesang und Spiel. Die Gabe der Prophezeihung war nicht selten, sei es, daß der Prophet in plötzlicher ekstatischer Begeisterung verkündete, was ein Gott ihm eingab, sei es, daß er verstand, die Zukunft aus Zeichen zu deuten, die dem gewöhnlichen Sinn unverständlich blieben, als Himmelserscheinungen, Vögelflug und Träume. Uebrigens waren die Orakel von Dodona und Delphi schon berühmt, und aller Wahrscheinlichkeit nach kannte man auch Todtenorakel.

Die homerischen Griechen waren, wie gesagt, bereits eine seßhafte, ackerbautreibende Bevölkerung, keine umherschweifenden Nomaden oder Jäger. Wol jagten die Edeln im Bergwalde, aber mehr um Muth, Kraft und Schnelligkeit zu erproben, als um der Beute willen, besonders Eber und Löwen. Die zahl-

reichen Erwähnungen der Löwen in den homerischen Gedichten zeigen, daß sie damals in Griechenland noch nicht selten gewesen sein können, denn diese Dichter nehmen ihre Vergleichungen nur von Dingen, die sie aus Anschauung kennen. Vierhundert Jahre später, zur Zeit der Perserkriege, kamen Löwen nur auf einem beschränkten Gebiet im Norden vor, und verschwanden allmälig ganz in Europa. Auch Fischfang wurde mit Angeln und Netzen betrieben, doch nur von Geringern; die Nahrung der Edeln war ausschließlich Fleisch.

Wenn auch die Edeln selbst die Feldarbeit beaufsichtigten und Königssöhne bei den Herden waren, so verrichteten die eigentliche Arbeit doch die Dienstleute. Dies waren theils Leibeigne, theils besoldete Freie. Sklaverei war ein Unglück, das in jener Zeit durch Kriegsgefangenschaft oder Raub jeden treffen konnte, und der im Ueberfluß aufgewachsene Königssohn, wenn er in die Hände von Piraten gefallen war, mußte oft in fremdem Lande die Schweine als Leibeigner hüten, wie der göttliche Sauhirt Eumäos. Aber darum war auch zwischen Sklaven und Freien keine weite Kluft, die Sklaven scheinen im Ganzen nicht anders behandelt worden zu sein, als die freien Dienstleute, nur die Sklavinnen wurden strenger gehalten. Persönlicher Werth verschaffte den Sklaven ihren Herrn gegenüber die Stellung fast gleichberechtigter Freunde, sie konnten Eigenthum und selbst wieder Leibeigne besitzen, und erwarben durch ihre Verdienste um ihren Herrn die Freiheit.

Handel und Schiffahrt waren, wie bemerkt, äußerst beschränkt. Zwar auf das Meer wies die Griechen schon in der ältesten Zeit die Formation ihres Landes und die Menge von Inseln an, die stehengebliebenen Pfeiler der Brücke, die einst die beiden Welttheile verbunden hatte. Aber entferntere Meere als dies Inselmeer befuhren die homerischen Griechen freiwillig so gut als nie. Libyen, Aegypten und Phönizien lag ihnen unendlich fern. Wol wagte sich ausnahmsweise ein kretischer Abenteurer nach Aegypten; bei günstigem Winde sollte man in fünf Tagen dahin gelangen können. Aber schon eine Tagesfahrt zur See galt als lange und beschwerliche Reise, und das Meer zwischen Griechenland und Libyen, hieß es, könne ein Vogel in einem Jahr nicht überfliegen. In der That kannten die meisten Griechen nur Griechenland, die Inseln und die asiatische Küste, Libyen, Phönizien und Aegypten von Hörensagen, das schwarze Meer gar nicht; und doch sind neuerdings wieder die Irrfahrten des Odysseus ins schwarze Meer verlegt worden, denen überhaupt irgendein wirkliches Terrain anweisen so viel Sinn hat, als die Geschichten von Tausend und einer Nacht localisiren. Phönizische Waaren wurden nicht von Griechen geholt, sondern von Phöniziern gebracht. Dies merkwürdige Volk, das schon längst mit seinen Colonien alle Küsten des Mittelmeeres bedeckt hatte und dessen Culmination im homerischen Zeitalter schon vorüber war, erscheint bei Homer ähnlich den Juden des Mittelalters. Ueberall waren sie

zum Gewinn listig, auch gewaltthätig, oder benutzten die Gewaltthätigkeit andrer zu eignem Vortheil. Sie brachten den griechischen Häuptlingen köstliche, bunte Prachtgewänder, Schmuck und künstliche Gefäße von Gold und Silber, die man in Griechenland noch nicht zu arbeiten verstand, und daß in den Königshäusern Zinn, Elfenbein und Elektrum prangte, war eine Frucht des phönizischen Handels mit dem fernsten Osten, so wie mit dem fernsten Westen. Was übrigens das Elektrum war, das geht aus Homer nicht hervor. An vielen Stellen kann man es allerdings für Bernstein halten, an andern durchaus nicht, und vielleicht bedeutet der Name nichts Anderes, als: glänzendes Edelgestein.

Geprägtes Geld kannten die Griechen nicht, die Werthe wurden nach Rindern abgeschätzt; eine kostbare Rüstung galt hundert, eine gewöhnliche neun Rinder. Waffen und Geräthe wurden in der Regel aus Kupfer verfertigt, Prunkgeräthe aus Gold; zwar wurde auch Eisen zu Waffen, und Silber zu Kostbarkeiten verarbeitet, aber jene beiden andern Metalle ragen ganz unverhältnißmäßig vor; für Goldschmied und Kupferschmied finden sich Namen bei Homer, für Eisen- und Silberarbeiter keine. Schömann, der dies bestritten hat, hätte aus der von Grote nachgewiesenen Analogie des alten Griechenlands mit andern halbcivilisirten Ländern sich eines Bessern belehren können. Wol überall in Europa ist auf die älteste Periode, in der alle Waffen und Geräthschaften aus Stein oder Knochen gemacht wurden, und deren Fabrikate auf den Südseeinseln genau so aussehn wie in Skandinavien, zunächst ein Zeitalter gefolgt, wo Kupfer und Gold allgemein im Gebrauch waren, und zuletzt erst die Eisen- und Silberperiode. In der letzten Zeit der Bronzeperiode fing man schon an diese beiden Metalle zu bearbeiten, aber sie waren noch selten, und in diese fallen grade die von Homer geschilderten Zustände. Wenn z. B. hin und wieder eiserne Geräthe erwähnt werden, eiserne Pfeilspitzen und Schlachtmesser, so findet auch diese Erscheinung ihre vollständige Analogie in der Uebergangsperiode zwischen dem zweiten und dritten Zeitalter in den skandinavischen Ländern. Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen, das überhaupt für die Zustände dieser drei Perioden die umfangreichste und bestgeordnete Anschauung bietet, enthält kupferne Aexte mit eiserner Schneide, offenbar in einer Zeit verfertigt, wo das letztere Metall seltener und theurer war als das erstere. Es ist merkwürdig, daß die homerische Zeit mit der skandinavischen Bronzeperiode noch in andern Eigenthümlichkeiten zusammentrifft. Beide Zeitalter kannten keine Schreibkunst und kein geprägtes Geld, und in beiden wurden die Todten nicht begraben, sondern verbrannt.

Die Kriegführung der homerischen Griechen war durchaus der der spätern entgegengesetzt. Auch hier wie überall waren es wenige hervorragende Persönlichkeiten, die den Kampf führten und entschieden, später wohlgeordnete, ge-

meinsam handelnde Massen. Wenn die Heere zur Schlacht auszogen, blieben die Völker unvollständig gerüstet und bewaffnet, meist in Wurfweite voneinander, und von beiden Seiten flogen Pfeile, Steine und Geschosse; nur die vorkämpfenden Helden, „die Rufer im Streit", rückten auf den Zwischenraum, „die Brücke des Kampfes" vor, drangen auf die feindlichen Massen ein oder fochten mit würdigen Gegnern in Einzelkämpfen, nachdem sie oft in langen Wechselreden einander herausgefordert und verhöhnt hatten. Sie waren mit Helm, Panzer, Beinschienen und großen Schilden, die den ganzen Mann deckten, wohlversehen und diese Schutzwaffen theils aus Kupfer, theils aus Leder; ihre Hauptangriffswaffe war eine große Lanze zu Wurf und Stoß, daneben auch zwei leichtere Wurfspieße und ein kurzes Schwert, ausnahmsweise der Bogen. Sie fochten theils zu Fuß, theils zu Wagen, den dann ein Freund oder Diener lenkte, und der immer mit zwei oder drei Pferden bespannt war. Reiterei war völlig unbekannt.

Die Städte des homerischen Griechenlands waren schon zu einer nicht geringen Stufe der Entwicklung gediehen. Die Ortsanhänglichkeit war bereits tief gewurzelt, das Landeigenthum erblich, und Tempel und Paläste, Häfen und Schiffswerfte, Weinberge und Gärten verliehen den Städten einen stattlichen Anblick. Das Uebergewicht der Vertheidigungsmittel über die Angriffsmittel war ganz unverhältnißmäßig, und dies Uebergewicht ist eine der Hauptursachen für das Wachsthum des bürgerlichen Lebens und den Fortschritt im Allgemeinen gewesen.

Die Kunst war noch in ihren rohesten Anfängen. Das sollte freilich keines Beweises bedürfen, wenn man die eben geschilderten Zustände in Erwägung zieht, aber da man vielfach die im Homer beschriebenen Wunderwerke für reelle Productionen der damaligen Zeit gehalten hat, so ist es wol nicht unnütz, die gänzliche Unhaltbarkeit solcher Vorstellungen zu beweisen. Werke der bildenden Kunst kommen bei Homer entweder nur als Arbeiten des Gottes Hephästos oder bei den Phäaken vor. Wer dem von Hephästos geschmiedeten Schilde Achills Realität beilegt, kann mit ebensoviel Recht die goldenen Mädchen, die der Gott zu seinem Dienste belebt hatte und auf die er sich beim Gehen stützte, für wirkliche Dinge halten und die Meisterschaft der homerischen Zeit in Verfertigung von Automaten bewundern. Wer die goldenen Knaben, die bei den nächtlichen Mahlen im Königshause der Phäaken Fackeln halten, für etwas Wirkliches hält, muß auch an die Schiffe der Phäaken glauben, denen man blos den Bestimmungsort der Fahrt anzugeben brauchte, und die dann unverzüglich den Weg ohne weitere Lenkung durch Steuer zurücklegten. Die Phäakeninsel ist ein Wunderland, das grade so viel Realität hat, als irgendeine Feeninsel in Tausend und eine Nacht, und die Versuche der Alten, sie in Corfu zu localisiren, sind grade ebenso berechtigt, wie die der

Neuern, die sie z. B. nach Phönizien verlegt haben. Was sonst von Kunstwerken bei Homer vorkommt, ist von sidonischen Männern über das Meer gebracht, und diese Arbeiten aus dem Orient, vielleicht auch einige einheimische Versuche mögen den Dichtern als Kern gedient haben, an den sie sich bei ihren Beschreibungen hielten. Wie lächerlich es sein würde, selbst in der Schilderung der griechischen Königshäuser bei Homer alles buchstäblich zu nehmen, darauf hat Schömann sehr gut aufmerksam gemacht. Griechenland selbst hatte wenig Gold und wenig Producte, gegen die es das Gold des Ostens hätte eintauschen können. Wäre es aber auch so reich als Indien gewesen, so würde die Verschwendung der edelsten Metalle, mit denen Homer die griechischen Königspaläste ausgestattet hat, sich noch nicht erklären lassen. Goldene Gießkannen und Waschbecken, goldene Pokale sind etwas Gewöhnliches, selbst ein goldner Schild kommt vor. „Aber sollte wirklich jemand im Ernste bezweifeln können, daß dies alles nur poetisches Gold sei, mit welchem ihre Heroen auszustatten den griechischen Sängern ebensowenig schwer wurde, als den mittelalterlichen Dichtern die Helden der germanischen Sage, wo es auch des rothen Goldes die Fülle gibt?" — Um wieder auf die bildende Kunst zurückzukommen, so kann bei Homer nicht einmal ein einziges Tempelidol mit Sicherheit nachgewiesen werden, also nicht einmal die Werke, von denen die bildende Kunst ihren Anfang genommen hat. Ebensowenig ist von Malerei die Rede, die Anwendung der Farben beschränkt sich auf Anstreichen von Schiffen und Rothfärben von Elfenbein. Ebensowenig gibt es eine künstlerische Architektur.

Aber diese Zeit, die von den übrigen Künsten nichts als rohe Anfänge besaß, übertraf alle Folgezeiten in einer Kunst, der Poesie. Aus der Fülle des Stoffs, welche die Sage rastlos schaffend immer neu hervorbrachte, gestalteten die Sänger Lieder, die nach Jahrtausenden in jedem cultivirten Lande jedes Alter und Geschlecht entzücken. Sie gehören zu den edelsten Besitzthümern der Menschheit, und welche Phasen unser Geschlecht auch noch durchmachen sollte, ihr Werth wird sich stets als ein unvergänglicher erweisen.

Denkwürdigkeiten des Generals Grafen Toll.

Denkwürdigkeiten des kaiserl. ruff. Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor v. Bernhardi. Erster Band. Leipzig. O. Wigand. 1856. —

Das vorliegende Werk gehört nicht in die Memoirenliteratur und kann auch, so viel sich aus dem ersten Bande ersehen läßt, nicht als eigentliche Bio-

graphie betrachtet werden. Es beginnt allerdings als Lebensbeschreibung, schiebt das biographische Element aber bald in den Hintergrund und verbreitet sich über die großen Weltbegebenheiten am Anfange dieses Jahrhunderts. Sein Hauptzweck ist offenbar, zu den bisherigen Darstellungen dieser Ereignisse Nachträge und Berichtigungen zu liefern, für deren Reihenfolge die Lebensschicksale des Grafen Toll die Richtschnur geben. Wenn es nun ausgemacht wäre, daß die in dem Werk enthaltenen kritischen Raisonnements überall den Anschauungen dieses Offiziers entsprächen und daß die thatsächlichen Berichtigungen den Papieren desselben entlehnt wären, so würde Herrn von Bernhardis Arbeit die Bedeutung zeitgenössischer Memoiren fast vollständig erreicht haben; der Herausgeber nimmt aber in seinem Urtheil oft einen andern Standpunkt ein, als Graf Toll und was die Thatsachen betrifft, so läßt er uns über die Quellen seiner Kenntniß fast überall im Unklaren.

Daß sich aus dieser Zwitterform zwischen Biographie, Memoire und historischer Kritik eines Epigonen mannigfache Uebelstände ergeben müssen, liegt auf der Hand. Sobald es jemand unternimmt, die bisherigen Darstellungen historischer Ereignisse durchzucorrigiren, das Bild, das wir uns von Thatsachen und Personen entworfen haben, oft in wesentlichen Zügen umzuzeichnen, drängt sich natürlich zunächst die Frage auf, ob und wodurch er in den Stand gesetzt ist, aus reineren und reichlicheren Quellen als seine Vorgänger zu schöpfen und genauere Information über die Begebenheiten der Vergangenheit zu sammeln? Handelt es sich um die Darstellung gleichzeitiger Ereignisse, so geben uns die amtliche Stellung des Verfassers, seine Verbindungen mit handelnden Personen ziemlich genügenden Aufschluß über die Quellen seines Wissens; wir können in diesem Falle mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen, was er mit actenmäßiger Zuverlässigkeit behaupten, was er mit hoher Wahrscheinlichkeit richtig erfahren konnte und in welchen Punkten er wie andere Sterbliche nur auf Gerüchte und Meinungen verwiesen war. Für das Werk eines Epigonen, dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind, fehlen diese Kriterien und es erfüllt den Leser mit Mißbehagen, wenn ihm von vornherein zugemuthet wird, nicht zu fragen, sondern zu glauben, da ein Eingeweihter spräche.

Selbst dann, wenn sich Herr von Bernhardi damit begnügt hätte, eine einfache Biographie des Grafen Toll zu schreiben, würden wir eine Notiz über die Quellen seiner Kenntniß kaum entbehren mögen; jetzt, wo er mit bedeutenden historischen Berichtigungen auftritt, erscheinen specielle derartige Angaben für jeden einzelnen Fall unerläßlich. Herr von Bernhardi ist nicht dieser Ansicht; er bemerkt vielmehr in dem kurzen Vorwort: „Gewöhnlich bemüht man sich in den Vorreden zu Schriften dieser Art nachzuweisen, aus welchen Quellen der Bericht geschöpft ist. Das scheint in dem gegenwärtigen Falle nicht

nöthig. Es ergibt sich aus dem Buche selbst; hoffentlich gewährt dies dem Leser die Ueberzeugung, daß der Verfasser über manches gut unterrichtet ist, und einfach und redlich sagt, was er weiß." Aus dem Buche selbst ergibt sich nun, daß der Verfasser mit dem Grafen Toll in persönlichem Verkehr gestanden hat und daß ihm auch Papiere desselben vorlagen; aber in den allermeisten Fällen bleiben wir über die Quellen seines Berichtes ganz im Dunkeln und lediglich auf seine „Redlichkeit" verwiesen. Der Verfasser hat offenbar in dem Bewußtsein seiner lautern Absicht, der Geschichte einen Dienst zu erweisen, die gerechtfertigten Ansprüche der Historiker nicht ausreichend gewürdigt; da er bei den von ihm dargestellten Ereignissen nicht selbst betheiligt war, die meisten derselben vielmehr einer vergangenen Generation angehören und da über seine persönlichen Lebensverhältnisse dem größern Publicum nichts bekannt ist, so ist es vollkommen gerechtfertigt, wenn der Historiker verlangt, daß ihm bei allen wichtigen Punkten durch eine specielle Angabe, ob sie sich auf die hinterlassenen Papiere oder auf mündliche Aeußerungen des Grafen Toll stützen oder ob der Verfasser nur angibt, was er von dritten Personen erkundet hat, ein Maßstab für die Kritik und überhaupt die Möglichkeit eines Urtheils dargeboten wird. Auch bei vielen Räsonnements ist es wünschenswerth zu wissen, in wie weit sie den Anschauungen des Grafen Toll entsprechen oder ob sie individuelles Eigenthum des Herausgebers sind; denn selbst Irrthümer Tolls können für die Geschichte ein höheres Interesse besitzen, als die treffendsten Urtheile unbetheiligter Personen.

Wir wünschen demnach lebhaft, daß der geehrte Verfasser diesem erheblichen Mangel seiner Arbeit bei den folgenden Bänden abhelfen und ihr den Werth einer authentischen Darstellung verleihen möge, auf den sie, wie wir glauben, gerechten Anspruch erheben kann. Wir müssen uns hier, um jede unerwünschte Indiscretion zu vermeiden, auf die Anmerkung beschränken, daß Herr von Bernhardi in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Grafen Toll steht, indem wir voraussetzen, daß er selbst über seine persönlichen Verhältnisse dem Publicum nachträglich so viel mittheilen wird, als zur Würdigung seines Werks nothwendig ist. Was wir darüber erfragen konnten, hat dazu beigetragen, den Eindruck der Glaubwürdigkeit, den die Arbeit hinterläßt, zu befestigen und wir nehmen deshalb schon jetzt keinen Anstand, unsre Leser auf diese wichtige und interessante Bereicherung unsrer historischen Literatur angelegentlichst aufmerksam zu machen.

Setzen wir voraus, daß Herrn von Bernhardis Bericht sich im Wesentlichen auf Tolls schriftliche oder mündliche Mittheilungen stützt, so gewinnen wir für die Bedeutung der einzelnen Theile desselben einen Maßstab in den Stellungen, welche Toll zur Zeit der Begebenheiten einnahm. Carl Friedrich von Toll stammte aus einem verarmten Zweige eines alten, ursprünglich nieder-

ländischen, dann in den russischen Ostseeprovinzen und in Schweden weit verbreiteten Geschlechts und war im Jahre 1777 bei Hapsal in Esthland, wo seine Eltern auf einem Gute in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebten, geboren. Im fünften Jahre nahm ihn ein Oheim nach Petersburg und brachte ihn in das ablige Landcadettencorps, eine Erziehungsanstalt, die sich damals unter der verständigen Leitung des Grafen von Anhalt eines besonderen Rufes erfreute und nach dem Tode desselben (1794) dem General Kutusow anvertraut wurde. Toll zeichnete sich unter seinen Mitschülern vortheilhaft aus, wurde in Kutusows Familie bekannt und bei seiner Entlassung aus der Anstalt (1796) zum Hauptmann vorgeschlagen. Da die Kaiserin Katharina in demselben Jahre starb, verzögerte sich infolge der Neuerungen, die den Regierungsantritt Pauls bezeichneten, die Anstellung Tolls; aber bei einem Besuch des Landcadettencorps wurde der Kaiser auf Tolls Geschicklichkeit im Planzeichnen aufmerksam gemacht und er ernannte ihn auf der Stelle zum Lieutenant in der „Suite des Kaisers vom Quartiermeisterwesen", die den aufgelösten Generalstab ersetzen sollte. Diese neugebildete „Suite" sollte zunächst einen großen Plan der Stadt Moskau entwerfen; Toll trug die Schrift ein und erhielt dadurch von neuem Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen. Im Jahre 1797 wurde die Suite unter den Befehl des Generals Araktschejew, über dessen Lebenslauf und Charakter Herr von Bernhardi interessante Mittheilungen gibt, 1798 unter die Leitung des General Hermann gestellt, unter welchem die Suite durch die Aufnahme der westlichen Grenzprovinzen beschäftigt wurde. Da Kaiser Paul infolge der Rüstungen Napoleon Bonapartes, die der ägyptischen Expedition galten, fürchtete, daß die französische Flotte an den Küsten des schwarzen Meeres landen könnte, schickte er Hermann nach der Krim, um Sebastopol und andre Küstenpunkte zu befestigen und trug ihm später, als die Nachricht von Bonapartes Landung in Aegypten eintraf, auf, am Dniestr ein Corps von 10,000 Mann zu sammeln. Toll befand sich im Stabe des Generals und wurde im Süden des Reichs ebenfalls zu topographischen Aufnahmen verwendet. Das Dniestrcorps, ursprünglich zu einem Zuge in die Donaufürstenthümer bestimmt, erhielt indeß im Frühjahr 1799 die Ordre, unter dem Befehl des General Rehbinder nach Italien zu ziehen, um das Corps des General Rosenberg zu verstärken. Toll fungirte auf diesem Zuge als Divisionsquartiermeister der zweiten Abtheilung, lernte in Italien Suwarows Kampfweise kennen und traf auch persönlich mit dem berühmten Feldherrn zusammen. Er wohnte hier, oft mit Recognoscirungen beschäftigt, der Belagerung der Citadelle von Tortona bei, sah das Schlachtfeld von Novi und wurde am 27. August, als er für Rosenbergs Abtheilung bei Serravalle den Lagerplatz absteckte, von Suwarow, der ihn bei dieser Beschäftigung traf und sich in ein Gespräch mit ihm einließ, zum Capitän ernannt. Im Herbst machte er den merkwürdigen Zug durch die Schweiz mit,

im Quartiermeisterstabe des Generalmajors Miloradowitsch, der unter Rosenberg befehligte; er war bei den Gefechten an der Teufelsbrücke und am urner Loch zugegen, und bei der Nachhut, als Suwarow den kühnen Zug aus dem Schächenthal in das Thal der Muotta ausführte. Auch in dem zuletzt genannten Thal blieb Rosenbergs Abtheilung zurück, um Suwarows Zug durch das Klönthal gegen Angriffe von Schwyz zu decken, und bestand hier ein glänzendes Gefecht gegen Massena, bei dem sich Toll so vortheilhaft auszeichnete, daß er den St. Annenorden dritter Classe erhielt. Rosenberg folgte dann Suwarow nach Glarus, von hier auf äußerst beschwerlichen Wegen nach Ilanz im Rheinthal, dann nach Bregenz am Bodensee; am 30. November wurde der Rückmarsch nach Böhmen angetreten. Dieser Abschnitt des Werks, der schon durch die darin geschilderten Unternehmungen Suwarows ein unverwüstliches Interesse erhält, wirft überraschende Schlaglichter auf die Natur des damaligen östreichisch-russischen Bündnisses und auf die östreichische Kriegführung, und liefert lehrreiche Details zur Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten, Weyrothers, Korsakows, vor allem Suwarows. Niemand wird den Brief Suwarows, den Herr von Bernhardi S. 41. mittheilt, ohne Interesse lesen.

Im Frühjahr 1800 zogen Rosenbergs Truppen, bei denen sich Toll fortwährend befand, nach Rußland zurück; die Generalstabsoffiziere wurden bald nach Petersburg befohlen und hier unter Befehl des Generalmajors Steinheil wieder mit Zeichnen beschäftigt. Toll wurde noch im Sommer desselben Jahres zum Major ernannt und mußte 1803 bei den großen Truppenübungen in der Umgegend von Krasnoja-Selo als Generalquartiermeister der von dem Feldmarschall Kamensky befehligten Heeresabtheilung fungiren, da mehre ältere und höher stehende Offiziere offen bekannten, daß sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlten; auch für die von dem Fürsten Wolkonsky geleiteten Uebungen mußte Toll die Dispositionen entwerfen, und wurde dadurch dem Kaiser Alexander als ein vielversprechender Offizier bekannt. Herr von Bernhardi benutzt diese Gelegenheit, die Ansichten über Taktik und Strategie, wie sie damals bei den Führern des russischen Heeres herrschten, mit großer Anschaulichkeit zu charakterisiren.

Im Jahre 1805 machte Toll den mährischen Feldzug mit, wo er im Hauptquartier des Grafen Burhöwden angestellt war. Der Verfasser setzt in Kürze den Feldzugsplan auseinander, motivirt, wie uns scheint, mit Glück seine abweichende Ansicht über die militärischen Fähigkeiten des General Mack, bespricht die Maßregeln, durch welche Preußens Beitritt zum russisch-östreichischen Bündnisse erzwungen werden sollte, und gibt eine anschauliche Schilderung von den Verhältnissen im Lager der Verbündeten vor der Schlacht von Austerlitz, wo die größeste Siegesgewißheit herrschte. Von besonderem Interesse und

von Wichtigkeit für die Beurtheilung späterer Ereignisse sind seine Mittheilungen über Kaiser Alexanders Einmischung in die Kriegführung. Kutusow war formell zum Oberbefehlshaber des russisch-östreichischen Heeres ernannt worden; „aber sein Oberbefehl," sagt Herr von Bernhardi, „blieb eine vollkommen wesenlose Form; dieser General hatte sogar jetzt weniger Einfluß auf den Gang der Operationen als zuvor, da eigentlich der junge Kaiser selbst die Leitung im Großen übernahm. Die eher zaghafte als kühne Vorsicht des vorgerückten Alters konnte freilich die Anordnungen nicht gut heißen, welche die übermäßige Zuversicht der unerfahrenen Jugend eingab, aber Kutusow war ein viel zu guter Hofmann, um seine Ansicht mit Ernst und Nachdruck geltend zu machen. Er schwieg, wenn nicht von Haus aus, doch wenigstens sehr bald, gab nach und ließ gewähren. Die Ausführung des Beschlossenen einzuleiten und anzuordnen, dazu war dann Weyrother als dienstbeflissenes Werkzeug bereit. Man könnte fragen, warum der Kaiser nicht die Sache vereinfachte und sich selbst an die Spitze der Armee stellte, um sie mit Weyrothers Rath zu befehligen, wenn er doch einmal dem alten Kutusow so wenig Einfluß gestatten wollte. Aber die Antwort ist leicht zu finden, und eine Eigenthümlichkeit in Alexanders Charakter erklärt die Sache. Aehnliche Erscheinungen kehrten unter seiner Regierung häufig wieder; er liebte es, gewisse Dinge unentschieden in der Schwebe zu lassen und sich in nicht ganz ausgesprochenen Verhältnissen zu bewegen. Das hatte seinen Grund. Die vielen guten Eigenschaften des mildgesinnten, von dem besten Willen beseelten Kaisers sind in und außer Rußland anerkannt worden; aber wer ihn am besten kannte und am meisten verehrte, wußte, daß er nicht frei von Eitelkeit sei." Er wünschte selbst als Feldherr zu glänzen, konnte sich aber von dem Gedanken an die Beweglichkeit des Kriegsglücks und an die Gefahr, daß er sich vielleicht persönlich bloßstelle, nicht losmachen; den Ruhm des Sieges wollte er genießen, doch zugleich dafür Sorge tragen, daß die aus einer Niederlage erwachsende Mißgunst sich an einen andern Namen hefte. So blieb Kutusow Oberbefehlshaber, ohne daß er die Anordnungen zur Schlacht bei Austerlitz selbst vorgeschlagen oder auch nur gebilligt hätte. Er war vielmehr für einen weitern Rückzug, für ein Hinausschieben der Entscheidung, bis die nahen Verstärkungen eingetroffen wären; aber die Umgebung des jungen Kaisers kannte nur die eine Besorgniß, daß Napoleon entkommen könne. Um so furchtbarer war die Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit nach dem Unglückstage. Toll sah bei dem Rückzuge nach der Schlacht den Kaiser, nur von seinem Leibarzt und seinem Stallmeister begleitet, querfeldein reiten; aus der Entfernung bemerkte er, wie der Kaiser abstieg, sich unter einen Baum setzte, sein Gesicht verhüllte und in Thränen ausbrach. „Verlegen standen die beiden Begleiter in der Nähe. Auch Toll ritt nun heran, stieg ab und stellte sich schweigend zu ihnen; da der Zustand sich

verlängerte, faßte er nach einigem Bedenken und Schwanken ein Herz, trat dem Kaiser näher und sprach Worte des Trostes und der Ermuthigung zu ihm. Eine verlorne Schlacht sei nicht die letzte Entscheidung des Schicksals, nicht ein Unglück, das nicht wieder gut gemacht werden könne. Natürlich konnte er in dem Augenblick und in seiner Stellung nicht auf etwas Bestimmtes und Naheliegendes hinweisen, nicht in bestimmten Maßregeln einen Grund neuer Hoffnung zeigen: seine Worte waren eben nur im Allgemeinen der Ausdruck eines männlichen Sinnes, den Unglück nicht beugt. Der Kaiser hörte ihm zu, trocknete endlich seine Thränen und erhob sich; schweigend umarmte er Toll, stieg dann wieder zu Pferde und ritt weiter nach Hodiegitz." Hier fand sich auch Kutusow ein, in dessen Hauptquartier Toll den Rückmarsch nach Rußland machte.

Im folgenden Jahre befand sich Toll im Hauptquartier des General Michelson, der die zum Angriff auf das türkische Reich bestimmte Armee commandirte, und besorgte hier mehrmals als Stellvertretender die Geschäfte eines Generalquartiermeisters. Da Michelson die Hälfte seiner Armee nach dem Norden abgeben mußte, blieben ihm nur 30,000 Mann, mit denen an einen Zug über den Balkan nicht zu denken war. Es ist bekannt, daß sich seine Unternehmungen auf die Besetzung der Donaufürstenthümer und auf einen Festungskrieg beschränkten. Auch Paskjewitsch lernte damals diesen Kriegsschauplatz kennen: er war ohne bestimmte Aufträge dem Hauptquartier beigegeben. Toll erwarb für eine persönliche Auszeichnung in einem Gefecht vor Ismail den Annenorden zweiter Classe und wurde gegen Ende des Jahres 1807 zum Obristlieutenant befördert; wichtiger für ihn war, daß der alte Fürst Prosorowski, der nach Michelsons im August erfolgtem Tode Oberbefehlshaber der Donauarmee geworden war, sich Kutusow als Gehilfen erbat, der hier wieder mit Toll zusammentraf und von dem Talent desselben eine noch höhere Meinung gewann. Als Prosorowski und Kutusow sich entzweiten und der letztere 1809 vom Heere abberufen wurde, hielt auch Toll seine Stellung im Hauptquartier für unhaltbar und bat um seine Versetzung in die Linie. Er erhielt ein Bataillon zu Shawl in Lithauen, lebte hier militärischen Studien, wurde aber schon im folgenden Jahre wieder zum Quartiermeisterwesen versetzt und 1811 zum Obersten befördert. Das war die Stellung, in welcher sich Toll beim Ausbruch des großen Krieges von 1812 befand.

Die Darstellung des Feldzugs der Franzosen in Rußland bis zum Rückzug der Russen hinter Wjäsma nimmt ungefähr die Hälfte des vorliegenden Bandes ein und bildet ohne Frage den interessantesten und dankenswerthesten Theil der Arbeit. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt nachzuweisen, daß für den Rückzug der Russen in das Innere des Reichs nicht die bewußte Absicht, die ungeheure Ausdehnung Rußlands als wichtigsten Factor zur Ver-

nichtung des feindlichen Heeres mitwirken zu lassen, maßgebend gewesen ist, sondern daß derselbe durch die ursprünglichen falschen Maßregeln bedingt und durch eine Kette von Fehlern nothwendig gemacht wurde, daß die Russen widerwillig von Ort zu Ort wichen und stets die Absicht festhielten, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Bekanntlich hat die entgegengesetzte Auffassung, die in dem Rückzug einen tiefen, auf die Ausdehnung des Reiches und seine dünne Bevölkerung wohlberechneten Plan erblickte, durch Müfflings Mittheilungen eine nicht unverächtliche Stütze erhalten, und es ist eine jetzt erwiesene Thatsache, daß einige preußische Offiziere, namentlich Knesebeck, die Natur jenes merkwürdigen Feldzugs sehr deutlich voraussahen und Zeit und Raum zu Hauptfactoren für ihre Vorschläge machten, und daß andere solchen Ideen wenigstens sehr nahe kamen, indem sie an der Möglichkeit zweifelten, daß das Requisitionssystem in einem Lande, wo weniger als 800 Menschen auf der Quadratmeile lebten, mit Erfolg durchgeführt werden könnte; woraus sich dann die Nachtheile, die einer übermäßigen Verlängerung der Verbindungslinie folgen mußten, von selbst ergaben. Wir wissen, daß Knesebeck im März 1812 dem Kaiser Alexander seinen auf die klare Erkenntniß dieser Umstände gestützten Plan eines weiten Rückzugs in das Innere des Reichs auseinandersetzte und von ihm mit der Ueberzeugung schied, daß der Kaiser für diese Ideen gewonnen sei; wir wissen auch, daß Alexander, obgleich er nie selbst formell den Oberbefehl über das Heer übernahm, es dennoch nie unterlassen konnte, auf die Leitung der Operationen mehr oder minder entscheidend einzuwirken, und wir könnten es demnach für möglich halten, daß, wenn auch im russischen Hauptquartier ganz andere Ansichten vorwalteten, durch die persönliche Einwirkung des Kaisers die Thatsachen dennoch einen Lauf erhielten, durch den sie der Ausführung des knesebeckschen Gedankens nahekamen. Dazu kommt noch, daß Müffling im J. 1819 von Phull, dessen Operationsplan dem Rückzug der Russen nach dem Lager bei Drissa zum Grunde lag, erfuhr, dieser Plan sei nur die Hälfte seiner Disposition gewesen, die andere, die den Rückzug von Drissa nach Moskau behandelt, habe nur der Kaiser gekannt; Müffling schenkte den Aussagen Phulls, die doch schon durch die Lage Drissas sehr zweifelhaft gemacht werden, ohne weiteres Glauben und meinte auch in einem Schreiben Knesebecks über seine Sendung nach Petersburg im J. 1812 die Bestätigung derselben gefunden zu haben. Allein aus diesem Schreiben geht das Gegentheil hervor: Phulls Plan ist älter als Knesebecks Unterredungen mit dem Kaiser; er lag bereits unter den Papieren des Kaisers, als Knesebeck in St. Petersburg eintraf, und wenn er mit den Gedanken des letztern so vollständig übereingestimmt hätte, wie Müffling annimmt, so würde ihn Knesebeck nicht unter den Projecten aufgeführt haben, deren Beseitigung nothwendig gewesen wäre, um seinen eignen Ideen Eingang zu verschaffen. Knese-

beck verwirft den Plan Phulls vielmehr auf das entschiedenste mit den Worten: „Phull sah nichts wie sein Lager bei Drissa;“ er hatte also über einen weitern Theil desselben, mit Dispositionen für den Rückzug nach Moskau, kein Wort gehört, und es ist vollkommen unglaublich, daß Alexander, der in langen vertraulichen Unterredungen, für welche die Nachtstunden zu Hilfe genommen wurden, die Auseinandersetzungen des preußischen Offiziers anhörte, nie die Bemerkung gemacht haben sollte, daß ihm dieselben Ideen von Phull nicht blos vorgetragen, sondern bereits zu einem ausführlichen Plane verarbeitet wären. Und die Ereignisse zeigten bald bis zur Evidenz, daß Phulls Plan nur bis Drissa reichte; sobald es sich als unmöglich erwies, sich in diesem Lager zu halten und von hier aus Napoleons Flanke zu bedrohen, war Phulls Plan definitiv beseitigt, Phull selbst, bis zu diesem Moment maßgebend, wurde eine unbedeutende, unbeachtete Persönlichkeit, der Kaiser, der sich gewissermaßen mit Phulls Ideen identificirt hatte, verließ das Heer — während es doch, wenn nun die entscheidende Hälfte des phullschen Planes hätte zur Ausführung kommen sollen, natürlich gewesen wäre, daß Phull und der Kaiser von diesem Moment ab recht eigentlich in den Mittelpunkt der Entscheidung traten. Nachdem man bis Drissa gewichen, war durchaus kein Grund vorhanden, Phulls Plan eines weitern Rückzugs, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre, plötzlich fallen zu lassen, zumal die Thatsachen, die richtigere Schätzung der napoleonischen Macht und die durch den Rückzug nach Drissa vermehrte Schwierigkeit, die Armeen Barclays und Bagrations bald zu vereinigen, die Nothwendigkeit eines noch längere Zeit fortdauernden Rückzugs ziemlich klar machten.

So viel kann man schon aus den allgemeinen Verhältnissen folgern. Herr von Bernhardi hat das Verdienst, durch geschickte Zusammenstellung beweisender Thatsachen und neue Details im Einzelnen bewiesen zu haben, daß das russische Hauptquartier nicht im entferntesten an einen Rückzug bis Moskau gedacht, vielmehr gehofft hat, den Feind innerhalb einer Linie, die durch die Düna und Beresina gebildet wird, aufreiben zu können.

Der Gedanke, daß es nothwendig sei, gegen die gewaltigen Heeresmassen Napoleons den Raum zu Hilfe zu nehmen, lag den leitenden Persönlichkeiten schon deshalb fern, weil sie sich über das Verhältniß der beiderseitigen Kräfte vollständig täuschten. Die Nachricht, die, wie Knesebeck erzählt, Tschernitschew schon im März nach Petersburg brachte, daß Napoleon 600,000 Mann nach Rußland führen werde, war auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen; man schätzte die Stärke des Gegners auf etwa 200,000 Mann, selbst Toll veranschlagte sie kurz vor dem Ausbruch des Krieges nur auf 220,000 Mann. Andererseits glaubte man in Petersburg, daß man an den Grenzen 300,000 Mann russischer Krieger zum Kampf bereit finden werde; natürlich hoffte man mit dieser

Macht die Grenzen oder mindestens die Linie der Düna und Bereszina vertheidigen zu können. Auf dieser Linie wurde deshalb die Reservearmee aufgestellt, in einem weiten Bogen von Riga und Dünamünde über Dünaburg bis Borissow, Bobruisk und Kiew; hier, in Riga, Dünaburg, Drissa, Bobruisk und Kiew waren die großen Vorräthe aufgehäuft und die Reserveparks mit dem Schießbedarf aufgestellt, hier sollte eine Linie von Festungen angelegt werden: die Arbeiten bei Dünaburg, Bobruisk und Borissow wurden in Angriff genommen, bei Drissa an der Düna ein stark verschanztes Lager errichtet. Alles beweist, daß man in Rußland der Ansicht war, man werde den Feind im Westen der Düna und Bereszina schlagen können.

Zu diesem Behuf war die russische Armee innerhalb dieses Bogens in zwei Hauptabtheilungen zerlegt, eine nördlichere unter Barclay, die über 150,000 Mann stark sein sollte, in Wahrheit aber nicht 110,000 Mann zählte und eine südlichere unter Bagration, die circa 80,000 Mann stark sein mochte, aber schon im Mai mehr als die Hälfte an die noch südlicher stehende Reservearmee Tormassows abgeben mußt. Wandte sich nun Napoleon gegen Barclay, so sollte sich dieser — nach Phulls Plan — auf das verschanzte Lager bei Drissa!!! zurückziehen — welches nach den Ansichten dieses Theoretikers als eine Flankenstellung sowol die Straße nach Petersburg, wie die nach Moskau beherrschte — während Bagration in der Flanke und im Rücken des Feindes einen aufreibenden Parteigängerkrieg führen sollte; wenn aber Napoleon den Fürsten Bagration mit Uebermacht angreifen sollte, so war diesem vorgeschrieben, nach Borrissow zu weichen, diesen vermeintlich festen Punkt zu halten, während dann Barclay gegen Napoleons linke Flanke operiren würde. Das war in den Hauptzügen Phulls Plan; obgleich er gleich anfangs durch die Theilung der Armee Bagrations, deren schwacher Rest von 35,000 Mann der ihm überwiesenen Aufgabe in keinem von beiden Fällen gewachsen war, in einem wesentlichen Punkt erschüttert wurde, hielt man doch an ihm fest, weil man nicht ahnte, daß selbst beide Armeen vereinigt nicht stark genug waren, den Heeresmassen Napoleons Widerstand entgegenzusetzen.

Herr von Bernhardi führt nun im Einzelnen aus, welche Umstände untergeordneter Natur den Rückzug des russischen Heeres von Ort zu Ort nothwendig machten. Wir müssen es uns leider versagen, ihm in das Detail zu folgen, und uns auf die Bemerkung beschränken, daß er den Nachweis führt, wie während des ganzen, durch augenblickliche Nothwendigkeiten motivirten Rückzugs überall der Gedanke an eine in nächster Frist zu liefernde entscheidende Schlacht im russischen Hauptquartier vorwaltete, wie man also das Rettungsmittel fortwährend in dem directen Gegentheil des knesebeckschen Gedankens suchte. Es war hauptsächlich der verkehrte Rückzug nach Drissa, der, weit davon entfernt, zu einem festen Stützpunkt für den Widerstand zu führen, eben

dadurch, daß er die Armeen Barclays und Bagrations noch mehr voneinander trennte, dazu nöthigte, einen Vereinigungspunkt tiefer im Innern des Reiches zu suchen; denn die Unmöglichkeit, sich in Drissa zu behaupten, wurde sofort erkannt, als man an Ort und Stelle war. Hiermit war Phulls Plan und sein Ansehen vollkommen beseitigt. Der Kaiser sprach mehre Tage nicht mit ihm, die Offiziere fingen an ihn zu meiden; auf Clausewitz Rath entschloß sich Phull nach schwerem Kampf, dem Bruche zuvorzukommen und dem Kaiser selbst zu rathen, daß er den Oberbefehl ganz in Barclays Hände legen möge. Seitdem wohnte Phull dem Kriegsrath nicht mehr bei; statt seines Planes, daß die beiden Armeen getrennt operiren sollten, wurde jetzt der leitende Gesichtspunkt, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen. Dies führte zu dem weitern Rückzuge, der wiederum nicht in der Absicht unternommen wurde, Raum zu gewinnen, in dem das feindliche Heer sich verlieren sollte, sondern lediglich in der Meinung, daß man nach der Vereinigung mit Bagration stark genug sein werde, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Das letztere blieb Barclays und des Kaisers Wunsch; nur der Umstand, daß Barclay vor dem entscheidenden Augenblick stets die Unzulänglichkeit seiner Mittel fühlte, seine Hoffnung auf die Reserven, die sein Heer verstärken sollten und auf die furchtbaren Verluste, die der Feind schon bei seinem bisherigen Vordringen erlitten, — nur dieser Umstand bewahrte Rußland davor, die Entscheidung des Feldzugs einer Schlacht anzuvertrauen, in der Barclay den Kürzern gezogen haben würde.

Toll war bis zur Ankunft in Drissa Abtheilungsdirector in der Kanzlei des Generalquartiermeisters der Armee Barclays; in Drissa wurde er selbst zum Generalquartiermeister ernannt, und seitdem kann er als die vorzüglichste Quelle für die Kenntniß der Motive betrachtet werden, welche den russischen Rückzug veranlaßten. Aus den zahlreichen interessanten Details, die Herr von Bernhardi mittheilt, können wir schließen, daß auch die Reichhaltigkeit der eigenhändigen Aufzeichnungen, die er hinterlassen, in demselben Maße wächst, je einflußreicher die Stellungen sind, in die er hinaufrückt, und es unterliegt keinen Zweifel, daß Herrn von Bernhardis Werk als die sicherste und beste Quelle für die Geschichte jenes Feldzuges betrachtet werden wird, sobald es dem Verfasser gefallen sollte, für das bisher Gegebene eine nachträgliche Uebersicht der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel zu liefern und in den folgenden Bänden die Quelle seiner Kenntniß bei den einzelnen wichtigen Punkten specieller zu bezeichnen. Wir glauben um so mehr auf die Beachtung dieses Winkes rechnen zu dürfen, als wir mit Bestimmtheit annehmen, daß der Verfasser schon jetzt mehrmals in der Lage gewesen sein wird, solchen Personen, auf deren Urtheil er Werth legt, derartige Aufklärungen zu geben und sich so durch eigne Erfahrung zu überzeugen, daß sie für eine richtige Würdigung seiner Arbeit wirklich unerläßlich sind.

Was die Darstellung betrifft, so ist sie einfach, klar und sachgemäß. Die schlichte Sprache, das unbefangene gesunde Urtheil, und die Unparteilichkeit, mit welcher der Verfasser sich davon fern hält, Toll zum Helden seines großartigen Gemäldes zu erheben, machen einen höchst wohlthuenden Eindruck, zumal da man häufig veranlaßt wird, an Müfflings Mittheilungen und dessen widerwärtig gespreiztes Wesen zu denken. Wir fühlen es überall, daß ein Mann von schlichtem, zuverlässigem Charakter zu uns spricht, der nur der Wahrheit die Ehre geben will. Der zweite Band, der den Rückzug bis Moskau und das Unglück der französischen Armee behandelt, wird, wie wir glauben, ein noch höheres Interesse beanspruchen dürfen.

Planeten- und Mondmenschen.

2.

Einem Gelehrten von durchaus anderm Schlage begegnen wir in Whewell, dem Verfasser der von Brewster angegriffenen Broschüre. Er sucht sich an das zu halten, was wir wissen, kann freilich auch in seinen Schlüssen hastige Folgerungen nicht ganz vermeiden; das Ganze macht aber den Eindruck, mit Mäßigung und Strenge gegen die anmaßende Phantasie geschrieben zu sein. Sei es, daß er zu wenig zugesteht, im Bereiche des Ungewissen ist es weiser, zu wenig, als zu viel sehen zu wollen.

Whewell beginnt damit, daß er darauf hinweist, wie die Erde Myriaden von Menschenaltern und abermals Myriaden hindurch nur eine Stätte vegetabilischen und thierischen Lebens gewesen, und daß sie vor dieser Zeit ohne das, was wir Leben nennen, gewesen ist. War also unser Planet eine lange Zeit hindurch ohne intelligente Wesen und eine noch längere sogar ohne Leben, so ist es möglich, daß die andern Planeten noch gegenwärtig keine höhern Geschöpfe als Thiere oder gar kein Leben tragen und daß es deshalb keine Mehrheit bewohnter Welten gibt. Diese Möglichkeit erhebt er zur Wahrscheinlichkeit durch ein Argument, gegründet auf die wechselseitige Beziehung eines Atoms von Zeit zu einem Atom von Raum. Er theilt die große Periode der Erdbildung in vier Zeitabschnitte und den uns bekannten Himmelsraum in vier Raumlängen und nimmt an, daß die Zahlen, welche das Alter der vier geologischen Perioden ausdrücken, den Zahlen entsprechen, welche die vier astronomischen Größen oder Raumlängen darstellen. Er stellt erstens die gegenwärtige organische Beschaffenheit der Erde, der Größe der Erde, zweitens die tertiäre Periode der Geologen, welche jener vorherging, der Größe des Sonnensystems verglichen mit der Erde, drittens die secundäre Periode der Entfernung

der nächsten Fixsterne verglichen mit dem Sonnensystem und endlich viertens die primäre Periode der Erdbildung der Entfernung der entferntesten Nebelflecken verglichen mit dem nächsten Fixsterne gegenüber.

Wir finden, sagt er, die Zeit, während welcher die Erde ihre jetzige Beschaffenheit hatte, mit der Größe der Erde zusammenstellend und diese Zeit wiederum mit der Dauer der ersten geologischen Periode, die Erdgröße mit dem Raume zwischen uns und dem entferntesten Nebelflecke vergleichend, daß die Menschheit nur ein Atom von Zeit gelebt hat, wie sie nur ein Atom des Raumes einnimmt. Wenn die Erde als Wohnstätte des Menschengeschlechts nur ein Punkt inmitten einer Unendlichkeit von Raum ist, so ist die Erde als Wohnstätte des Menschengeschlechts ebenfalls nur ein Punkt am Ende einer unendlichen Zeit. Wenn wir wie nichts in dem uns umgebenden All sind, so sind wir auch wie nichts in der verflossenen Ewigkeit oder vielmehr in der verflossenen, organisch sich entwickelnden Vorzeit, während welcher die Erde existirt hat und die Wohnstätte von Leben gewesen ist. Oder wirft man etwa ein, daß unsre Vermuthung, nur die Erde habe Bewohner, darauf hinauslaufe, daß alle andern Gegenstände des Universums vergeblich geschaffen, zwecklos ins Dasein gerufen seien? Ist etwa eine Schöpferthätigkeit dieser Art ein Widerspruch gegen den Charakter des Schöpfers? Dann hätten wir ja dasselbe vergebliche Schaffen auf Erden. Alle die ungeheuern Perioden vor der jetzigen sind von bloßem thierischen Leben erfüllt gewesen, oft, so weit wir sehen können, Myriaden von Jahren, von den niedrigsten, am wenigsten bewußten Lebensformen, von Muscheln, Korallen und Schwämmen. Warum sollten die Seen und Continente andrer Planeten nicht gegenwärtig ebenfalls mit einem Leben, nicht höher als dieses oder mit gar keinem Leben erfüllt sein? Der geistige Theil der Schöpfung ist auf den Umkreis so weniger Jahre beschränkt, während Myriaden von Jahrtausenden ohne geistiges Leben waren, warum sollte er nicht auch in den Umkreis weniger Meilen innerhalb des unermeßlichen Raums verwiesen sein? Wenn also die Erde der einzige bewohnte Ort im Werke der Schöpfung wäre, die Oase in der Wüste, so läge darin kein Widerspruch gegen die Analogie der Schöpfung.

Im weitern Verfolg seiner Absicht kommt der Verfasser des Buchs „Of the Plurality of worlds" zunächst auf die Nebelflecken zu sprechen. Ein Astronom, sagt er, welcher mit einem weittragenden Fernrohr bewaffnet ist, löst einen Nebelfleck auf und findet, daß eine lichte Wolke aus leuchtenden Punkten besteht. Aber von welcher Art sind diese Punkte? In was löst er den Nebel auf? In Sterne, sagt man gewöhnlich. Streiten wir uns nicht um Worte. Mögen diese Punkte meinethalben Sterne sein, wenn wir wissen, wovon wir reden — wenn ein Stern nur eben einen erleuchteten Punkt am Himmel bedeutet. Die Behauptungen aber, daß diese Sterne in ihrer Natur Sternen erster

Größe gleichen und daß solche Sterne unsrer Sonne gleichen sollen, sind in der That sehr kühne Annahmen, die großes Bedenken erfordern, ehe wir sie als Basis zum Bau weiterer Schlüsse verwenden können. Manche Nebelflecke sind auflösbar — auflösbar in deutlich erkennbare Punkte — gewiß eine sehr sonderbare, vielleicht eine sehr wichtige Entdeckung. Wir könnten später einmal erfahren, daß alle Nebelflecke in deutlich erkennbare Punkte sich auflösen lassen und das würde eine noch viel wichtigere Entdeckung sein. Allein worauf würde sie hinauslaufen? Was würde der einfache Weg sein, sie auszusprechen ohne Vermuthung und ohne willkürliche Annahmen? Einfach dies würden wir wissen, daß die Substanz aller Nebelflecken nicht zusammenhängend, sondern in einzelne Theile geschieden, daß sie trennbar und getrennt ist in deutlich erkennbare verschiedene leuchtende Elemente. Die Nebelflecken würden sonach gleichsam ein getüpfeltes oder gekörntes Gewebe sein, sie würden in Lichtklumpen zusammengeronnen oder ursprünglich aus solchen Klumpen gebildet worden sein.

Höchst seltsam! Aber was sind diese Klumpen? Wie groß sind sie? In welchen Entfernungen befinden sie sich voneinander? Was haben sie für einen Bau? Was für einen Zweck? Man sollte meinen, es müsse ein kühner Geist sein, der diese Fragen zu beantworten unternähme. Unzweifelhaft muß er gewöhnlichen Denkern sehr kühn vorkommen, wenn er in vollem Ernste und entschiedener Zuversicht, als ob er Auftrag und Befugniß zu seiner Lehrerwirksamkeit hätte, antwortet: „Diese Klumpen, o Mensch, sind Sonnen, sie sind so fern voneinander, als der Hundsstern von uns ist, jeder hat sein Planetensystem, das sich um ihn dreht und jeder dieser Planeten ist der Sitz animalischer und vegetabilischer Schöpfungen. Unter diesen Planeten sind einige, wir wissen zur Zeit noch nicht, wie viele, Wohnstätten mit Vernunft und Gewissen begabter Geschöpfe, die dem Menschen gleichen und das Einzige, was uns, die wir an diesem Glauben aus astronomischen Gründen festhalten, noch stört, ist der Umstand, daß wir noch nicht genau sehen, wo wir unsre Theologie an ihrem rechten Platze und in der rechten Gestalt in diesem System unterbringen sollen.“

Damit sind die Nebelfleckenmenschen, wie uns scheint, dahin verwiesen, wohin sie beim jetzigen Stande der Wissenschaft gehören, aus dem Reiche des Wahrscheinlichen in die Köpfe und Bücher derer, deren Phantasie der Wissenschaft vorauseilt und so in dem Bereiche der Willkür oder des astronomischen Aberglaubens sich soulagirt.

Whewell untersucht nun die Fixsterne und bemerkt zuvörderst, daß die Sternhaufen in dieselbe Kategorie wie die Nebelflecken gehören und daß folglich auch bei ihnen eine große Kühnheit erforderlich ist, anzunehmen, diese hellen Punkte seien Sonnen, entfernt voneinander, wie wir von dem näch-

sten Sterne. Sir John Herschel hat gesagt, daß die Form dieser Sternhaufen, wofern sie rund seien, die Existenz eines allgemeinen Bandes von der Art der Schwerkraft vermuthen lassen würde. Annehmend, daß der kugelförmige Raum vielleicht mit gleichen, sehr zahlreich und in gleichen Abständen in demselben zerstreuten Sternen angefüllt sei, die sich gegenseitig anziehen würden, hat er geschlossen, daß dann jeder Stern eine vollständige Ellipse um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt in der Mitte beschreiben würde. Hierauf bezieht sich Whewell und fügt hinzu, daß, wenn unsre Sonne dermaßen in Bruchstücke zerspränge, daß dieselben den von der Erdbahn umgürteten Raum füllten, alle diese Bruchstücke in einem Jahre sich um das Centrum drehen würden. Da nun kein Sternhaufen ein Symptom zeigt, daß seine Theile sich so rasch bewegen, so schließt er, daß die Sternhaufen, gleich den Nebelflecken, außerordentlich wenig massiv, also dunstig gleich den Kometenschweifen sein müssen.

Ueber die Doppelsterne wird dasselbe bemerkt, auch sie erscheinen als eine Art Sterndunst, der über einen beträchtlichen Raum ausgedehnt ist. Herschel betrachtet dieselben als Sonnen, begleitet von einem Planeten- und Satellitengefolge und gibt die Bedingungen zur Existenz ihrer Bewohner an. Whewell dagegen sagt, daß ihre Sonne vielmehr eine große Sphäre von leuchtender Materie zu sein scheine, und daß die in diese Atmosphäre geschleuderten Planeten statt regelmäßige Kreise zu beschreiben vielmehr in spiralförmigen Pfaden sich ihren Weg durch den nebligen Abgrund nach dem Kerne bahnen mögen.

In Betreff der einzelnen Fixsterne wird mit Recht gesagt, der einzige Beweis, daß sie die Centren planetarischer Systeme seien, bestehe in der Annahme, daß sie der Sonne in Natur und Eigenschaften gleichen und deshalb dieselben Obliegenheiten und dasselbe Zubehör haben müßten. Nun sind die Fixsterne aber nicht blos der Sonne, sondern auch den Nebelflecken und den Kometenschweifen ähnlich, und es gibt keinen auffallenden Unterschied zwischen dem eignen Lichte der Sterne und dem reflectirten Lichte der Planeten. Obschon ferner die Masse gewisser Sterne ein Drittel der Sonnenmasse ist, so kann doch ihre Materie eine Kugel gleich dem Jahresumlaufe der Erde ausfüllen, und so kann diese dunstige Materie gleichsam die Matrix oder der Grundstoff der Sonne und der Planeten eines noch in der Bildung begriffenen Sonnensystems sein. Sodann unterliegen die Sterne Veränderungen in ihrer mechanischen Stellung. Wir sehen, daß verschiedene Sterne verschiedene Farben annehmen, wie denn der Sirius von Ptolomäus als roth beschrieben wird, während er uns weiß erscheint, und wir wissen, daß unsre Erde mächtigen Veränderungen unterworfen gewesen ist, die auf Veränderungen in ihrer Beziehung zur Sonne deuten. Wenn also kugelförmige Massen von Sternendunst im Laufe der Zeit sich zu Planetensystemen gestalten können, so wird es dem, was

wir von den Regeln der Natur wissen, nicht zu widerlaufen, wenn nur wenige, oder wenn auch nur eine (unsre Erde nämlich) bis jetzt diese Beschaffenheit erreicht haben sollte. Alle übrigen, mit Ausnahme der einen, können noch in der Bildung begriffene Systeme oder Trümmer oder Funken sein, die bei der Bildung jener einen abfielen. Wir sehen endlich nicht selten Sterne verschwinden und an andern Stellen neue erscheinen. Infolge der Zeit, welche das Licht eines Sternes braucht, um bis zu unsern Augen zu gelangen, ist der Umstand, daß wir einen Stern sehen, kein Beweis, daß derselbe jetzt noch existirt, sondern nur, daß er vor so und so vielen Jahren oder Jahrtausenden existirt hat. Man kann sagen, daß ein Stern, welcher, als das Licht, bei dem wir ihn erkennen, von ihm aufging, ein bloßes Chaos war, in den Jahrtausenden, die dieses Licht bedurfte, um bis zu uns zu gelangen, zu einer geordneten Welt erwachsen sein mag. Das ist nichts als eine Möglichkeit, der wir eine andere, mindestens ebenso mögliche Vermuthung entgegenstellen können, die nämlich, daß die entfernten Fixsterne bloße Funken oder Bruchstücke sind, abgesprengt bei der Formation des Sonnensystems, längst erloschen und nur dem Anscheine nach noch leuchtend mit dem Lichte, welches sie zuerst ausstrahlten.

Wie es bei solchen Ansichten mit den Bewohnern der Fixsterne, der Doppelsterne und Nebelflecke steht, brauchen wir nicht weiter zu verfolgen. Poeten, welche sie brauchen, verlieren dabei einen nützlichen Stoff, aber es sind unsres Wissens nicht die besten, die auf diese Weise gekürzt und beeinträchtigt werden, und wären sie es, so hat die freudloseste Wahrheit den Vorrang vor dem schönsten Scheine — fiat justitia et pereat mundus.

Wenn nun Whewell, nachdem er die Dichtheit und damit die Bewohnbarkeit der Sterne für unwahrscheinlich oder doch nicht erwiesen erklärt hat, zu den Planeten kommt, so glaubt er mit größerer Bestimmtheit sprechen zu können. Die außerhalb der Erdbahn um die Sonne sich drehenden sind ihm ungeheure Wolkenbälle mit grund- und inhaltlosem Wasser in ihrem Centrum, während die innerhalb der Erdbahn laufenden Kohlen oder Massen von Schlacke wie der Mond seien. Die Satelliten des Jupiter und Saturn aber werden als Dunst bezeichnet, der sich von ihrer Atmosphäre getrennt und Kugelgestalt angenommen hat.

Whewell weiß nichts von jener stärkern Centralhitze in Neptun, Uranus und Saturn und nichts von der anders eingerichteten Atmosphäre derselben, mit welcher Brewster dort seine Planetenmenschen vor der Kälte schützt. Er weiß nur, daß sie beträchtlich weniger dicht als die Erde, und daß sie viel weiter von der Sonne entfernt sind, als diese. So ist ihm Neptun bis auf weiteres nur eine ungeheure Masse von Dunst und Wolken, Wasser und Luft, eine dunkle kalte Welt, wo das Licht der Sonne nicht im Stande ist, die

Lebenskräfte der Thiere zu entfalten, wo unsre Augen nichts sehen würden. Ziemlich dasselbe glaubt er nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft von den übrigen äußern Planeten annehmen zu müssen. Er sagt uns, daß der äußere Theil des Saturn, nach seinen Streifen und Gürteln zu schließen, höchst wahrscheinlich eine Dunstmasse ist, und daß wir demnach entweder vermuthen müssen, er habe gar keine Bewohner, oder zu glauben genöthigt sind, sie seien „gallertartige Geschöpfe, die, fast zu plump und klumpenhaft, als daß man ihnen Leben zutrauen könne, in ihrem eiskalten Wasser hintreiben und vor der Sonne auf ewig durch ihren dichtbewölkten Himmel verhüllt sind." Er kann uns nicht sagen, ob sie Augen haben oder nicht, „aber wenn sie deren hätten, würden sie schwerlich die Sonne und die acht Monde ihres Planeten erblicken. Wir brauchen ihr Loos indeß nicht zu bedauern. Der Ring und jene acht Satelliten sind ein herrlicher Anblick für das Auge der Erdbewohner und so durchaus nicht ohne Nutzen," wenn die Frage des Nutzens auf die Beziehung zu intelligenten Wesen beschränkt sein soll.

Von Jupiter wird bemerkt, es sei ziemlich sicher, daß seine Dichtheit nicht größer ist, als ob seine ganze Kugel aus Wasser bestände. Wäre dies der Fall, so müßte bei der großen Entfernung dieses Planeten von der Sonne dieses Wasser gefroren sein und an Bewohner wäre nicht zu denken. Zugegeben aber die Möglichkeit, daß ein kleiner fester Kern im Centrum wäre und daß dieser Gluten in sich berge, welche durch ihre Hitze das Wasser in flüssigem Zustande erhielten, so könnte man sich die etwaigen Bewohner des Jupiter nur als „knorpelige, zähe, klebrige Ungeheuer, als knochenlose, wässrige, weichthierartige Geschöpfe, als unvollkommene und embryonische Klumpen" denken.

Hier wie in vielem andern verliert sich der Verfasser in extremen Behauptungen. Es ist schwer einzusehen, weshalb der Jupiter grade aus Wasser bestehen soll. Seine Dichtheit ist 1,359, während Wasser 1,000, die Erde 5,66 dicht ist. Die Dichtheit des Jupiter übertrifft die gewisser Arten von Steinkohle und ist sehr viel größer als die des Bimsteins. Desgleichen kommt Kiesel und Feuerstein in einer Dichtheit vor, die geringer als die des Jupiter ist. Im Zustande des Bambussafts ist der Kiesel viel leichter als Wasser. Im Zustande von Kieselsinter ist seine Dichtheit nur 1,8, im Zustande von Opal nur 1,9, während sie in gewissen Quarzarten 2,88 beträgt. Endlich gibt es selbst Metalle, die wie das schwammige Platina eine sehr geringe specifische Schwere haben. So könnte das härteste Mineral und das compacteste Metall auf dem Jupiter existiren, ohne daß seine Dichtheit 1,359 überstiege.

Eher ist anzunehmen, daß die Schwerkraft auf dem Planeten es zu keiner Existenz menschenartiger Wesen kommen lassen würde. Dieselbe würde dritthalbmal stärker als auf der Erde sein. Ein Mensch, der dorthin versetzt würde, müßte

den Stab, den er in der Hand trüge, die Hand selbst, die Füße und alle Glieder dritthalbmal schwerer fühlen als hier. Unter solchen Umständen würden Thiere von größern Dimensionen von ihrem eignen Gewichte erdrückt werden. Ein Elephant könnte nicht traben, wenn ihm zwei oder drei Elephanten auf den Rücken geladen wären, ein Tiger oder Löwe nicht springen, wenn eine Last zwei oder dreimal so schwer wie er selbst an ihm hinge.

In Betreff der kleinern Planeten sagt der Verfasser, daß Mars mehr Wahrscheinlichkeiten darbiete, bewohnt zu sein, als irgendein andrer Planet, aber immerhin kann er ihm nur Geschöpfe von der Natur der Korallen und Mollusken, der Saurier und Iguanodons zugestehen.

Die neununddreißig Asteroiden zwischen Mars und Jupiter sieht er als bloße Klumpen von Materie an, von denen man nicht einmal wisse, ob sie sphärisch seien. Er glaubt, daß sie nicht, wie Einige annehmen, Bruchstücke eines zersprungnen Planeten, sondern vielmehr die Ergebnisse einer unvollkommen erreichten Zusammenziehung der aus Feuernebel und Sternendunst bestehenden Elemente unsres Systems sind, welche, wenn sie vollständiger und regelmäßiger vor sich gegangen wäre, einen großen Planeten zwischen Mars und Jupiter hervorgebracht haben würde. Vielleicht sind sie nur die größern Massen unter einer großen Anzahl kleinerer, die aus diesem Proceß hervorgingen und es ist sehr glaublich, daß die Meteorsteine, welche von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche der Erde gefallen sind, Ergebnisse desselben Processes sind — Stücken von Planeten, welche im Entstehen erstarrten und ihren Weg verloren, bis sie durch den Widerstand der Erdatmosphäre aufgehalten wurden. Whewell stellt als Trümmer dieser Art gegen funfzig Himmelskörper zusammen: den Mars, die dreißig kleinen Planetoiden zwischen Mars und Jupiter, die fünf Satelliten des Jupiter, die acht, welche Saturn, die sechs, welche Uranus und den einen oder die zwei, welche Neptun begleiten. Daß nur Massen von geringerer Größe außerhalb der Bahn des Mars gefunden werden, scheint ihm darauf hinzudeuten, daß die planetenbildenden Kräfte, welche von der Sonne aus bis zu dieser Grenze wirkten und welche die große Kugel der Erde hervorbrachten, jenseits dieses Punktes schwächer gewesen sind, so daß sie nur Planetoiden, Satelliten und Meteorsteine zu erzeugen vermochten. Vielleicht dürfen wir, fährt er fort, diesen Mangel an Energie in der planetenbildenden Kraft uns so vorstellen, daß in so großer Entfernung von dem Centralfeuer nicht Hitze genug vorhanden war, diese kleinern Fragmente zu einer größern Kugel zusammenzuschmelzen, oder vielmehr, daß, wofern sie in einem nebligen, vielleicht gasartigen Zustande existirten, nicht Hitze genug vorhanden war, sie in diesem Zustande zu erhalten, bis die Attraction der Theile ihrer aller sie in eine einzige Masse zusammengezogen hätte, welche sich später zu einer einzigen Kugel consolidirt haben würde.

Die beiden der Sonne nächsten Planeten, Venus und Merkur, werden ebenfalls mit wenigen Federstrichen entvölkert. Es wird zugegeben, daß das Licht und die Hitze auf der Venus nur das doppelte des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme auf der Erde sind. Die Venus mag eine Oberfläche wie der Mond besitzen oder sich langsamer und ruhiger abgekühlt haben wie im Feuer geschmolzenes Glas. Der Verfasser weiß nicht recht zu sagen, von welcher Art er sich ihre Bewohner denken soll, „es müßten denn mikroskopische Geschöpfe mit kieselhaltigen Hüllen sein, die sich neueren Forschern zufolge durch Hitze kaum tödten lassen." Von Merkur, sagt er, wissen wir noch weniger, und er hat, so weit wir urtheilen können, nicht eine einzige der Bedingungen, welche dazu gehören, wenn wir uns animalisches Leben auf ihm denken wollen.

Um nun die Ansichten, die er von den einzelnen Planeten gewonnen hat, unter ein allgemeines Princip zusammenzufassen, bekennt sich der Verfasser zu der bekannten Dunst- oder Nebelhypothese und errichtet auf ihr als Basis eine Theorie des Sonnensystems, die ihm eine gewisse religiöse Würde zu haben scheint, obwol er fürchtet, „daß sie anfänglich manchem zu hastig, zu phantastisch und sogar gegen die Ehrfurcht vor Gott verstoßend erscheinen werde."

Mit jener Nebelhypothese verhält es sich folgendermaßen. Kopernikus, Galilei, Tycho, Kepler und Newton, die keinen andern Führer als die Bibel hatten, glaubten, daß Gott durch sein allmächtiges Wort die Welten erschaffen habe und alle Dinge durch dasselbe erhalte. Nachdem er durch sein Werde die riesige Sonne entstehen und zum Mittelpunkte eines Systems hatte werden lassen, schuf er die Planeten und ihre Monde, wies ihnen ihre Stelle im Raume an und bestimmte ihre Schnelligkeit bei ihren täglichen und jährlichen Bewegungen. Damit begnügte man sich. Später kam eine andere Schule von Naturforschern auf, die mit dieser Erklärung nicht befriedigt waren. Buffon war der erste seit Entdeckung des wahren Systems der Welt, der den Versuch machte, die Entstehung der Planeten und ihrer Satelliten näher zu untersuchen. Er stellte die Vermuthung auf, daß ein auf die Sonne fallender Komet einen Strom von Materie von ihr abgerissen habe. Dieser habe sich in der Entfernung getheilt und in verschiedene Kugeln von größerem oder geringerem Durchmesser geballt, die dann in größeren oder geringeren Abständen von dem Mutterkörper ihren Kreislauf begonnen hätten, und diese Kugeln seien die Planeten und ihre Monde.

Unzufrieden mit dieser eben nicht sehr glücklichen Erklärung stellte Laplace eine andere auf. Er nahm als Urgeschaffenes unsres Systems eine Centralsonne an, deren ungeheure Atmosphäre sich durch starke Hitze über die Bahnen der letzten aller jetzt sichtbaren Planeten ausgedehnt habe. Neptun, der ent-

fernteste, wurde nach den Anhängern dieser Hypothese dadurch gebildet, daß sich die äußere Zone durch Abkühlung in einen wässerigen Planetenball zusammenzog. Durch denselben Proceß entstand Uranus, in ähnlicher Weise die andern Planeten und zuletzt Merkur, indem die Atmosphäre der Sonne jetzt bis auf den Kreis der Bahn dieses Planeten eingeschrumpft war. In derselben Weise stießen die Planeten Ringe von Dunst aus, die sich zu Satelliten verdichteten.

In der neuesten Zeit ist diese Hypothese dahin erweitert worden, daß man das ganze Universum mit Feuernebel oder Sterndunst erfüllt sein läßt. Aus irgendwelcher unbekannter Ursache ziehen zwei Theilchen dieses Nebels sich einander an, werden dann von andern umgeben und bilden mit diesen eine kleine Sonne, die sich in drehende Bewegung setzt, fortwährend wächst und die ganze Masse von dem Feuernebel, welcher sich innerhalb der Umlaufsbahn des Neptun befindet, den sie mit sich fortreißt und aus dem sich dann Planeten und Monde bilden, wie oben gezeigt.

In dieser Gestalt adoptirt Whewell die Hypothese und er wendet sie an, um zu zeigen, wie Venus und Merkur deshalb keine Bewohner haben können, weil sie noch nicht ganz aus der Atmosphäre hervorgetaucht sind, in der sie ihren Ursprung haben, aus dem Mutterlicht oder Mutterfeuer, in welchem sie zu krystallisiren begannen, wie Krystalle in ihrem Mutterwasser. Und in gleicher Weise behauptet er, daß die vier äußern Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, nicht bewohnt sein können, weil sie nichts als ungeheure Wolken- oder Wasserkugeln sind, die durch die Centralhitze der Sonne in den Grenzgegenden des Systems zurückgehalten worden.

Whewell nimmt an, daß das in der Nebelmasse der Urzeit enthaltene Feuer und Wasser sich bei der Entstehung der Planeten getrennt, und daß der feuchte Dunst und das Wasser des Systems nach den äußern Regionen getrieben worden, die soliden Massen dagegen in größerer Nähe der Sonne Platz genommen und sich vorzüglich innerhalb der Umlaufsbahn des Jupiter umzudrehen begonnen haben. Um diese Annahme zu stützen, erklärt er das Zodiakallicht für ein Zubehör der Sonne und als einen Rest des Zustandes, wo die Atmosphäre der Sonne sich über die Umlaufsbahnen der Venus und des Merkur ausgedehnt haben — Planeten, die man deshalb für unbewohnbar ansehen müsse. Und wo diese Region des Feuernebels aufhört, dessen Grenze das Zodiakallicht angibt, da beginnt die W e l t d e s L e b e n s, nämlich a u f E r d e n. Die U m l a u f s b a h n d e r E r d e i s t d i e g e m ä ß i g t e Z o n e d e s S o n n e n s y s t e m s, und nur in dieser Zone ist das wechselnde Spiel von Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit möglich.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 28. Januar. — Die Donaufürstenthümer und ihre Zukunft. — Unter den Resultaten, welche der in naher Aussicht stehende Friede mit sich bringen wird, dürfte keines wichtiger sein, als die neue politische Stellung, welche durch ihn den Donaufürstenthümern eingeräumt werden wird. Dieselben werden, wie man aus allem, was über die zwischen den vier Mächten (Türkei, Oestreich, England und Frankreich) getroffene Vereinbarung im hiesigen Publicum verlautet, keine staatliche Conföderation, sondern eine Einheit ausmachen, die, bei den beinahe 2500 geogr. □ Meilen, welche sie nach Einverleibung der von Rußland abzutretenden Gebietstheile umfassen soll, und bei den mehr als vier Millionen Menschen, die innerhalb dieses Flächenraumes seßhaft sind, immerhin schon jetzt in der europäischen Staatenwelt, auch wenn man lediglich auf diese statistischen Größen Rücksicht nimmt, etwas zu bedeuten hat; bei deren Schätzung aber, mehr vielleicht, wie sonst anderswo, noch die besonderen Vorzüge der Lage an den Mündungen und dem Niederlauf eines gewaltigen Weltstromes und recht eigentlich mitten inne zwischen der asiatischen und europäischen Welt, dem Orient und Occident, zu berücksichtigen sind.

Es ist vielleicht kein Spiel des Zufalls, sondern beruht auf einer höheren, verdeckten Logik, die in den geschichtlichen Entwicklungen sich vorfindet, daß hier, in den Niederlanden der Donau, in ähnlicher Weise, und in derselben Absicht, den Schlüssel des wichtigen Stromes nicht in die Hände einer der großen umliegenden Monarchien fallen zu lassen, ein Staat zweiter Ordnung Platz genommen hat, wie in denen des Rheins, und es mag geschehen, daß den Fürstenthümern in der Zukunft eine ähnliche Rolle zufallen wird, wie die, welche die dreizehn Provinzen vordem gespielt. Die zu erwartende Vereinigung der Moldau und Walachei wird aber muthmaßlich von größerer Dauer sein, als vordem die von Holland und Belgien, und zwar der homogenern Volksnatur wegen, und weil auch geographisch die Tiefebene der unteren Donau viel mehr ein Ganzes ist, wie das im Jahre 1815 zusammengewürfelte Staatsgebiet der vereinigten Niederlande. — Der neue Staat hat, wie nicht in Abrede gestellt werden kann, bis dahin noch keinen politischen Mittelpunkt, indem, wenn man der seitherigen walachischen Hauptstadt Bukarest die Bestimmung des Centrums geben wollte, die Moldau sich leicht möglich benachtheiligt glauben könnte, und umgekehrt, wenn man Jassy, welches außerdem für diesen Zweck äußerst ungünstig gelegen ist, erwählte, die Walachei sich factisch in diesem Falle befände. Allein die Verlegenheit, welche aus dem fraglichen Mangel entstehen mag, ist nicht eben groß, weil dieselben Umstände, welche nach der Vereinigung erstere wie letztere Hospodarenresidenz zur politischen Mitte des Ganzen ungeeignet machen, einem anderen Punkt in um so höherem Maße die Qualification zu solcher Bestimmung ertheilen: ich meine Galacz.

Galacz hat heute, in Bezug auf die Donau, etwa die nämliche Lage, wie London rücksichtlich der Themse, Hamburg, Bremen und Bordeaux in Hinsicht auf die Elbe, Weser und Gironde: d. h. es liegt auf dem Punkte, bis zu dem, vom Meere her stromaufwärts steuernd, noch größere Segel- und Dampfschiffe gelangen können. Um dieses Umstandes willen ist es der am besten situirte Seehafen der

Donau, der eine größere Bestimmung in sich trägt, als jetzt noch geahnt werden mag. Um sich eine Vorstellung von dem Wachsthum an Größe, Volksmenge und Bedeutung zu machen, in welchem die erst wenige Decennien zählende Stadt andauernd begriffen ist, und dem kaum der Krieg einen momentanen Einhalt zu thun vermochte, muß man wissen, daß vor etwa zwanzig Jahren dieser Ort erst einem größeren Dorfe glich, daß seine Einwohnermenge damals nicht über 8000 Seelen hinausstieg, während sie gegenwärtig auf 80,000 berechnet wird, daß jährlich vielleicht nur der zwölfte Theil der Schiffe an seinen Bollwerken ankerte, die sich jetzt dort einfinden. Galacz ist nicht die Landesmitte der vereinigten Fürstenthümer, aber es ist ziemlich gleichweit von den Centren der Moldau und Walachei, Jassy und Bukarest, entfernt und wird zwischen dem nächsten östreichischen und russischen Grenzpunkte künftig dieselbe Mittellage innehalten. Wer gegen die Fortdauer seines Wachsthums etwa einwenden möchte, daß der projectirte Donaukanal zwischen Czernawoda und Kustendsche ihm einen wichtigen Theil seiner Geschäfte und damit der Nahrungsquellen seiner Bewohner entziehen werde, der vergißt offenbar, daß diese Concurrenzunternehmung durch die Aufräumung des Sulinaarmes mehr wir compensirt werden wird. Außerdem ist durchaus nicht anzunehmen, daß der fragliche Kanal jemals im Stande sein wird, größere Seeschiffe, z. B. Barken (Drittehalbmaster), Vollschiffe und Klipper, geschweige denn Schraubenfahrzeuge von dem Kaliber, wie sie jetzt mehr und mehr im Handel in Gebrauch kommen, zu tragen, wogegen gewiß ist, daß die Donau, mindestens bis Galacz hinauf, für Fahrzeuge bis zu 21 Fuß Tiefgang, durch Bagger fahrbar gemacht werden kann.

Es war im Jahre 1851, als der Verfasser Galacz kennen lernte, und zwei Jahre darnach (1853), kurz vor dem Kriegsausbruch, als er sich zuletzt dort befand. Die Stadt hatte in dieser kurzen Zeitspanne sichtbare Fortschritte gemacht; der Verkehr auf dem Strome erschien ihm lebhafter, die Ausdehnung des weit sich hinbreitenden Meers von Häusern, Baracken und Buden gewachsen. Mehre massive Hochbauten hoben sich, gleich Herolden eines Eingang findenden neuen Baustils, über den niederen Hütten empor und kündeten eine nahe bevorstehende Umgestaltung an, die allerdings von dem Kriege unterbrochen und weiter hinausgeschoben wurde, die aber unausbleiblich ist, sobald die Verhältnisse, wie nunmehr zu erwarten steht, fest geworden sein werden. Der breite Strom, der sich hart an der Stadt dahin wälzt, die vielen Dampfer, Fluß- und Seeschiffe auf demselben, die fieberhafte Geschäftigkeit rings umher, endlich das Unvollendete des ganzen zwischen Stadt und Dorf und einem Jahrmarkt die Mitte haltenden Anbaues, ruft in dem Beschauer Vorstellungen wach, die er sich vordem wol von amerikanischen Städten im fernen Westen gemacht haben mag; der Schluß- und Haupteindruck aber, den man aus der Ueberschau des bunten Gemäldes in sich aufnimmt, ist der, daß man hier eine werdende kleine Welt vor sich hat, in der sich, ohne alle Leitung, die hier weder eine Regierung noch andere Institutionen ausüben, alles sozusagen von selbst macht. Wer vom Bosporus oder die obere Donau abwärts kommt, und noch die Erinnerung an die Reize der anadolisch-rumelischen Landschaft bewahrt hat, oder an die romantischen Ufer des breiten Stroms, wo er zwischen Bergketten dahinbraust, der wird die Lage von Galacz nicht eben schön finden; auf hohem Strande erbaut, schaut es von seiner der Donau zugewendeten Frontseite her über unermeß-

liche Wiesen hin, während am äußersten Horizont, in der blaugrauen Färbung, welche die Ferne verleiht, die Gipfel der Besch-Tege (Fünf-Berge) sich zeigen; aber diese Landschaft ersetzt das, was ihr an Reiz und Mannigfaltigkeit abgehen mag, durch ihre Großartigkeit. Es ist ein unermeßner Raum, welchen hier das Auge umfaßt, der nach allen Seiten hin frei ist, und die sich hier seßhaft machende Cultur zum weiteren Ausbreiten über seine Fläche einzuladen scheint.

Da der neue Staat der vereinigten Fürstenthümer in commercieller Hinsicht hauptsächlich die Bedeutung eines großen Passagelandes anzusprechen hat, so ist es selbstverständlich, daß die großen Communicationslinien, deren die Moldau und Walachei erst sehr mittelmäßige besitzen, und von denen man annehmen darf, daß sie der Mehrzahl nach ehestens durch Eisenbahnen ersetzt werden, der darin ausgesprochenen Tendenz folgen, und nicht sowol ein concentrirtes System, als vielmehr die Verbindung zwischen den östreichischen einerseits, und den türkischen andererseits, sein werden, was nicht ausschließt, daß auch sie Knotenpunkte, wie Bukarest und Jassy, und im gewissen Sinne ein Centrum, wie Galacz, erhalten werden.

Diese neuen Straßen, sowol die Eisenbahnen wie die Chausseen, deren Anlage, wie ausdrücklich bemerkt werden muß, namentlich in der Walachei keine großen Schwierigkeiten entgegenstehen, werden außer ihrer Bedeutung für den Handel auch eine erhebliche für den Krieg haben, und dürfen in dieser letzteren Hinsicht und wenn sie durch wohlgeordnete Befestigungen gedeckt sind, ein Gegengewicht gegen das große im Sinne des Angriffskrieges entworfene Schienensystem werden, welches in Rußland in der Ausführung begriffen ist, und einen so bedeutenden Druck auf die späteren Verhältnisse im Orient ausüben wird.

Der Sultan auf dem Ball und die türkischen Finanzen. Konstantinopel, 7. Febr. — Der Besuch des Sultans am Montag Abend, im Palais der französischen Gesandtschaft, bringt mich in den Fall, meinen Brief mit einer Ballbeschreibung eröffnen zu müssen. Abdul Medschid hatte alle Erwartungen getäuscht, als er, nicht wie ursprünglich angeordnet gewesen, seinen Weg von Tschiraghan aus an der Militärschule vorüber und durch die große Perastraße nahm, sondern über Tophane, wo die engen Straßen ihm nicht gestatteten, sich eines Wagens zu bedienen. Er war zu Pferde, begleitet von den Beamten des Palastes in großer Uniform und escortirt von zwanzig Mann Ulanen in rothem Paraderocke. Durch die Richtungsänderung wurden die Illuminationen längs der Häuserfronte, die sich dem großen Campo zuwendet und in der Grande Rue, desgleichen die zur Hecke formirten Truppen in der letzteren unnütz. Außerdem war Se. Majestät nicht zu so früher Stunde erwartet worden; die verschiedenen Offiziercorps der französischen Land- und Seetruppen waren zu acht Uhr Abends ins Palais beschieden worden, und der Sultan kam bereits um sieben und dreiviertel Uhr vor dessen Pforte an. Hier wurde er von Herrn Thouvenel, dem französischen Botschafter, der von seinem gesammten Gesandtschaftspersonal begleitet war, empfangen und zunächst in das Empfangszimmer eingeführt, welches ein nicht eben sehr großer Saal ist, der für diesen Abend mit dem großen Porträt des Padischahs geschmückt worden war. Den kleinen Salon, welcher durch eine Reihe von Zimmern mit dem Empfangssaal verbunden ist, und unmittelbar an den Ballsaal anstößt, hatte man

zu einem Salon de Trône eingerichtet, wenn man hierunter die Aufstellung eines weiten und prächtigen Fauteuils auf einer Estrade versteht. Nachdem der hohe Gast im Empfangszimmer einige Erfrischungen zu sich genommen, ging er, von den Kammerherrn seines Gefolges begleitet und umgeben von einer glänzenden Suite in den kleinen Salon, wo er dem dort befindlichen Bilde des Kaisers Napoleon III. eine lebhafte Aufmerksamkeit widmete. Als er auf dem Estradensitz Platz genommen, rangirten sich die inzwischen eingetroffenen osmanischen Großwürdenträger rechts, die Beamten der Gesandtschaft linker Hand. Auf diese Weise wurde Zeit gewonnen, um in dem inzwischen nach dem Thronsaal hin verschlossenen großen Ballsalon die Eingeladenen zu sammeln, die nach und nach eintrafen. Da General Larchey mit seinem Stabe inzwischen angelangt war, gab dies Gelegenheit, die noch verbleibende halbe Stunde mit einigen Vorstellungen auszufüllen. Endlich, um Dreiviertel auf neun Uhr hatten sich Damen in ausreichender Zahl eingefunden, um nach dem Salon de Trône hin die Flügelthüren öffnen zu können. Es war die Aufgabe Kiamil Beys, des Introducteurs der Gesandten, die Ankunft des Sultans im Salle du Bal zu verkünden. Der Monarch wollte, nachdem er eine Promenade durch den Saal gemacht hatte, auf dem in seiner Mitte*) aufgestellten Lehnsessel nicht eher Platz nehmen, bevor die Damen sich niedergelassen, eine Courtoisie, welche man ihm hoch aufgenommen hat. Im Allgemeinen bemerkte man, daß Abdul Medschid auf diesem Ball eine größere Ungezwungenheit und Heiterkeit, wie bei andern Gelegenheiten, wo man ihn öffentlich sah, blicken ließ. Die Zahl der Vorstellungen, die nachträglich im Ballsaal stattfanden, war sehr bedeutend, namentlich genossen alle anwesenden Frauen französischer Militärs höhern Ranges diese Auszeichnung. Erst um Dreiviertel auf elf Uhr verließ der Sultan das Palais, um den Rückweg anzutreten.

Unter den sonstigen Vorkommnissen erscheint nichts bemerkenswerth, außer dem enormen Aufschwung, welchen das türkische Papiergeld in den letzten Tagen erhalten hat. Wie Ihre Leser wissen, sind die Mehrkosten, welche der Krieg über die Summe der Einnahmen hinaus der Pforte machte, durch Benutzung sehr verschiedener Hilfsquellen gedeckt worden. Von geringer Bedeutung waren die Vorschüsse, welche einzelne zinspflichtige Provinzen auf ihren zu entrichtenden Tribut machten; desgleichen die Abzüge vom Gehalt der höheren Beamten. Die muselmanische Staatskirche lieh aus dem Fond des Wakuf bedeutendere Mittel her; am höchsten aber ist wol die Aushilfe in Anschlag zu bringen, welche im Wege der Anleihe und durch Vermehrung des Papiergeldes, (das, wie bekannt, in letzter Zeit unverzinslich war) erreicht wurde. Ich wage kein Urtheil darüber, auf wie hoch sich die Masse des nominalen Werthes der jetzt vorhandenen Kaimés (Papiergeld) beläuft; indem die während der letzten drei Jahre geschehenen Emissionen nicht zur sicheren öffentlichen Kenntniß gekommen sind; — einen Anhalt wird man aber dadurch gewinnen, wenn man unter Berücksichtigung des Grundsatzes, daß der Credit eines unverzinslichen Papiers im umgekehrten Verhältniß zu seiner Masse steht, in Betracht zieht, wie im Jahre 1854 im Sommer etwa 800 Millionen Piaster in Kaimé vorhanden waren, während der preußische Thaler, der in Silber

*) Da der Saal sehr lang und verhältnißmäßig schmal ist, tanzt man in zwei Gruppen.

16¼ Piaster Werth hat, damals mit 21 Piaster in Papier bezahlt wurde, und daß vor kurzem sein Cours 23 Piaster (Papier) war. Herr Alphons von Rothschild hat durch seine Propositionen inzwischen dieses Werthverhältniß durchaus umgestoßen und zwar dergestalt, daß der preußische Thaler schon jetzt auf etwa achtzehn Piaster Papier zurückgegangen ist und ehestens muthmaßlich unter siebzehn fallen wird, falls nicht der Paristand erreicht wird. Daß alle Vermögensverhältnisse dadurch in einem hohen Grade berührt werden, versteht sich von selbst. —

Aus der Krim reichen unsre Nachrichten, so weit sie sicher sind, nur bis zum 2. Februar. Das hier im Umlauf gewesene Gerücht von einem bereits zur Ausführung gekommenen Waffenstillstand ist darnach falsch. Im Gegensatz zu den gehegten Erwartungen kanonirten die russischen Nordforts sehr lebhaft, und auch die Batterien am jenseitigen Ufer der Tschernaja waren in ununterbrochener Thätigkeit. Das fünfte Dock, von dessen Sprengung man von Tage zu Tage zu hören erwartet, war bei Abgang der letzten Briefe noch nicht demolirt.

(Nach einem Gerücht, welches mir eben zu Ohren kommt, wäre der General Martimprey, der Chef des Generalstabes des Marschalls Pelissier, welcher sich auf dem Rückwege nach der Krim befindet, da die Beendigung der Kriegsrathssitzungen seine Gegenwart nicht mehr nothwendig macht, Ueberbringer der das Arrangement des Waffenstillstands betreffenden Befehle).

Der Großvesier Aali Pascha ist bis dahin noch nicht nach Paris abgereist, und wie man allgemein muthmaßt, wird sein Abgang sich mindestens bis Montag verschieben. Seine designirten Begleiter und Wache sind Asif Bey, Großkanzler des Divan (ein Mann, den ich heute zum ersten Mal nennen höre) und Arifi Bey, Mitglied des Bureaus der Uebersetzungen.

Die neuesten Fortschritte der Kriegsmarine. — In den jüngsten Tagen herrschte im Bosporus und im goldnen Horn eine auffallend geringere Thätigkeit, wie noch vor kurzem. Man sieht nur wenige Transportfahrzeuge, und auch einige französische und englische Linienschiffe, die neulich noch in der Meerenge ankerten, sind jetzt nicht mehr zu finden. Dagegen liegt die ganze türkische Flotte seefertig im Hafen und scheint nur eines Winkes zum Abfahren gewärtig zu sein. In ihrem neuen Oelanstrich nehmen sich diese Fahrzeuge glänzend genug aus; indeß kann man nicht leugnen, ja es müßte in Erstaunen setzen, wenn es anders wäre, daß sie von dem schweren Dienst, der in den letzten Jahren auf ihnen lastete, arg mitgenommen worden sind. Ueber ihren in England vorbereiteten Ersatz konnte ich nichts Genaues erfahren und ich bin daher ohne Nachricht darüber, ob man an dem früheren, offenbar unpraktischen Plane, große Schrauben- Zwei- und Dreidecker zu bauen, festgehalten hat oder nicht. Wenn auch die Frage, ob man den Seekrieg in Zukunft mit diesen Kolossen führen oder sich auf Fahrzeuge beschränken wird, bei denen nicht sowol die Zahl als die Schwere der Geschütze und ihre Tragweite und daneben die nautischen Eigenschaften zu leitenden Gesichtspunkten genommen werden dürften, nicht definitiv entschieden ist, kann man sie doch dieser Entscheidung als näher gerückt ansehen. Der letzte große Seekrieg, welcher der Hauptsache nach in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fällt, wurde mit einem Material geführt, welches seitdem nur allmälig und erst in den letzten Jahren schnell umgestaltet wurde,

obgleich die Bedingungen, auf denen es beruhte, länger schon durchaus unhaltbar geworden waren. In den Zeiten Nelsons durfte es für ein dem damaligen Standpunkte der Artillerie durchaus angemessenes Princip gelten, daß man rücksichtlich der Schwere der Schiffsbewaffnung nicht über den 32Pfünder hinausging. Später, in den Kriegsjahren von 1812—15, wo man englischerseits außer mit Frankreich auch mit Amerika engagirt war, hielt man an diesem Kaliber fest und vergrößerte nur die Rohrlänge, um weitere Schußdistancen zu haben. Nach wie vor galt in der britischen wie in den andern Marinen der Grundsatz, daß ein schwereres Kaliber die Bedienungsmannschaften zu sehr ermüde, weshalb man an den seitherigen Fahrzeugen festhalten d. h. die Zwei- und Dreidecker als eigentliche Schlachtschiffe beibehalten mußte, weil, wenn die Kaliber gleich angenommen sind, das einzige Mittel, einem solchen die größtmögliche Stärke zu geben, in dem Bewaffnen mit einer höchstzulässigen Anzahl von Geschützen besteht. Diese Geschütze mußten, wenn ihrer weniger als hundert waren, in drei Lagen übereinander d. h. in zwei bedeckten und einer entweder durchlaufenden oder getheilten offnen Batterie arrangirt werden (was man einen Zweidecker nennt, oder ein kleineres Linienschiff) und wenn sie mehr als hundert ausmachten, in drei bedeckten Batterien und einer offnen (was ein Dreidecker heißt); und zwar darum, weil man in einer Batterie oder Deck nicht viel mehr als dreißig Kanonen aufstellen kann, um die Länge des Schiffs nicht zu groß und, wenn es allein durch Segel bewegt wird, nicht unlenksam zu machen. Durch den Dampf, er mag mittelst der Schraube oder des Schaufelrades in Anwendung gebracht werden, ist dies durchaus anders geworden; derselbe macht die Bewegung dermaßen unabhängig von der Länge, daß man schon nach den jetzt gewonnenen Erfahrungen nicht anstehen dürfte, anstatt dreißig Geschützen und einigen, deren vierzig und funfzig in eine Batterie zu stellen. Es könnte dies Verfahren zu Schiffen führen, die anstatt 250 Fuß, was die Durchschnittslänge der neueren Schraubenlinienschiffe ist, wol 400 Fuß in der Länge messen würden; und die, wenn man sie als Dreidecker ausführte, anstatt 120—131 Kanonen, deren über 200 tragen könnten; allein bei den Fortschritten, die im Artilleriewesen gemacht worden sind, hat man keine Veranlassung mehr, zu derartigen Kolossalbauten zu schreiten. Die Erfindung der Paixhans und ihre Vortheile haben nämlich den alten Grundsatz, welcher den 32Pfünder zum größten Kaliber erhob, umgestoßen. Und indem man nach und nach 68pfündige, 86pfündige, 96pfündige u. s. w. Bombenkanonen (Paixhans) construirte, und sich überzeugte, daß deren Wirksamkeit in steigender Progression mit ihrer Größe zunehme, hat man das neue Princip adoptirt, oder man steht vielmehr im Begriffe es anzunehmen: daß im Seekrieg künftig nicht mehr nach der numerischen Ueberlegenheit an Geschütz, sondern nach der Uebermacht im Kaliber zu streben ist. Auf diesen neuen Grundsatz darf man aber die Vermuthung gründen, daß man von dem seitherigen System, mehr als zwei Geschützlagen übereinander zu arrangiren ganz Abstand nehmen wird, daß man die Fregatte (eine bedeckte Batterie und eine offene) später zum Normalschiff macht, (im Gegensatz zum Zwei- und Dreidecker) und daß schon jetzt ein etwa ausbrechender Seekrieg die ungeheuern Vortheile dieses neuen, in der französischen und englischen Marine durch einige Fahrzeuge vertretenen Systems nachweisen würde.

Was Preußen und seine werdende Seemacht angeht, so kann dieselbe von dieser Aenderung nur Vortheile ziehen, indem eine in der unteren Batterie mit Paixhans (Bombenkanonen), und auf Deck mit schwersten Pivotgeschützen (auch à la Paixhans) oder mit Karronaden bewaffnete Fregatte, deren Tragfähigkeit an die eines Zweideckers von 84 Kanonen nach dem seitherigen System hinanreichen mag, nur 22 Fuß Tiefgang hat, mithin in Swinemünde leicht einpassiren kann, während letzterer 26 Fuß bedarf. — Wenn es einen Trostgrund wider das Mißlingen der Flottenprojecte im Jahre 1848 gibt, so kann er nur darin gesucht werden, daß man sich mancher ungerechtfertigten Ausgabe, zu der das damals noch unklar vorliegende neue System hätte verleiten können, enthoben hat.

Die Leibeigenschaft in Rußland. Nur die verheiratheten russischen Leibeignen können nicht anders als mit dem Gute, auf welchem sie dienen, verkauft werden. So lange sie ledig sind — und sie dürfen sich nur mit dem Willen des Herrn verheirathen — ist es gestattet, die Leibeignen männlichen und weiblichen Geschlechts allein zu verkaufen. Der Herr braucht sie nur zu „Hausleuten“ zu machen, um über sie, wie über ein Pferd, eine Kuh, einen Hund verfügen zu können. Deshalb sucht der russische Bauer seine Kinder so früh als möglich zu verheirathen und diese stimmen in diesem Wunsche ganz mit ihren Eltern überein. Der Ehrgeiz der jungen Leute beiderlei Geschlechts besteht darin, Leibeigne zu sein, und sie haben recht, denn so lange sie „Hausleute“ sind, sind sie Sklaven, und es ist immer ein Fortschritt, aus einer Sache, ein — wenn auch nicht freier — Mensch zu werden. Es liegt auch im Interesse des Herrn, daß seine Leibeignen sich jung verheirathen, weil sie erst dann ihm eine Abgabe in Geld oder in Natur zahlen. Ihr Schicksal hängt jedoch ganz von der Willkür des Herrn ab. Ist dieser in Geldverlegenheit, so wird er eine baare Summe von 250—300 Thaler einer jährlichen Rente von 12—14 Thaler vorziehen und den jungen Menschen verkaufen, wozu ihm die Märkte wöchentlich Gelegenheit darbieten. Ist der Herr dagegen in guten geordneten Verhältnissen, so wird er den Bauer verheirathen, ihm ein Stück Land zur Bestellung anweisen und ihm die Höhe der zu leistenden Abgaben bestimmen.

Es gibt reiche russische Familien, welche Güter mit ausgedehnten und fruchtbaren Ländereien besitzen und von ihren Bauern nur eine geringe Abgabe nehmen. Auf solchen Gütern bereichern sich die Bauern und man findet bei ihnen nicht allein Bequemlichkeit und Reinlichkeit, sondern sogar Eleganz. In solchen Familien werden die jungen Sklaven nicht verkauft, und wenn diese auch nicht selten zu Hunderten zur Bedienung in die fürstlichen Paläste der Hauptstadt berufen werden, so widersetzt sich doch der Herr ihrer Verheirathung nicht und schickt das Paar nach dem Gute zurück.

Es könnte scheinen, daß bei diesen so gut situirten Leuten die Leibeigenschaft nur freundliche Seiten darböte. Leider ist dem nicht so; es gibt Institute, so ungerecht, so widernatürlich, daß nichts vermag, uns mit ihnen auszusöhnen. Grade auf diesen Besitzungen, wo der Bauer das Drückende seiner Lage wenig oder gar nicht empfindet, wünscht er um so mehr, seinen Sohn frühzeitig zu verheirathen, um die diesem alsdann zufallende Landparcelle zugleich mit der seinigen billiger zu

bewirthschaften und sich den Nutzen davon zuzueignen. Aber der älteste Sohn ist in Petersburg oder Moskau im Dienste seines Herrn und bei seiner einstigen Zurückkunft wird er einen eignen Hausstand bilden und den Nutzen von dem ihm bei seiner Verheirathung angewiesenen Lande selbst ziehen.. Der zweite Sohn ist erst 10 Jahr alt; wenn es dem Vater gelingt, diesen als heirathsfähig darzustellen, so würde er für ihn Land bekommen, und dieses in seinem eignen Interesse ein Jahrzehnt benutzen können. Er macht einen dahinzielenden Antrag bei dem Intendanten seines gütigen Herrn, welcher, wenn er Land disponibel hat, in dieser frühzeitigen Heirath nur ein Mittel, die Einkünfte der Herrschaft zu vergrößern sieht, und gern darauf eingeht. Ein Pope ist gegen eine geringe Remuneration bald gefunden. Wenn auch der Mann noch nicht heirathsfähig ist, so ist es in der Regel die Frau; diese tritt in die Familie ein und wartet, bis jener groß geworden ist. Der Schwiegervater füllt indessen seine Stelle aus. Die Folge davon ist, daß, wenn der junge Ehemann einen Bart bekommt, er sich schon von Kindern umgeben sieht, welche alle ihre Zähne haben. Er beklagt sich nicht, denn in einigen Jahren wird er es machen, wie sein Vater, ohne daß seine Frau, welcher der Gebrauch aus Erfahrung bekannt ist, etwas dagegen einwenden wird. Wir bedauern hinzusetzen zu müssen, daß diese blutschänderischen Verbindungen dem Herrn unmöglich unbekannt bleiben können.

Denjenigen, welche ihre unverheiratheten Sklaven verkaufen, fehlt es seit der Vermehrung der Manufacturen und seitdem deren Besitzer die Erlaubniß erhalten haben, die zu ihren Geschäften nöthigen Leute zu Hunderten und Tausenden zu kaufen, weder an Kauflustigen noch guten Preisen. Dieser Menschenhandel war vor Ausbruch des letzten Krieges in der schönsten Blüte. Außerdem werden, um Steppen oder sonstige unangebaute Gegenden zu bevölkern, große Massen Leibeigner in entfernte Gegenden verschickt, wobei auf Familien- und andere Bande so wenig Rücksicht genommen wird, als bei dem amerikanischen Sklavenhandel.

Man kann also die russischen Bauern in drei Classen theilen: erstens solche, welche mit ihrer materiellen Lage zufrieden sind, da sie gegen eine mäßige Abgabe fruchtbares Land bebauen, aber, selbst nach erlangtem Reichthum ihren Herrn nicht zwingen können, sie freizulassen; zweitens solche, welche schwerer belastet sind, aber bei unausgesetztem Fleiße und großen Entbehrungen ihr Auskommen finden, endlich drittens die große Mehrzahl derer, welche auf jede mögliche Weise gedrückt und gequält, ihre jämmerliche Lage mit einer Ergebung tragen, welche an das Thierische grenzt.

Was hat, so fragt man, mit Recht, der gute Wille der Regierung, was haben die Bemühungen edelmüthiger Herren um das Wohl ihrer Bauern genützt? Wir glauben, daß sich kaum ihre materielle Lage etwas gebessert, ihre sociale Stellung aber sich von Jahr zu Jahr verschlimmert hat. Ursprünglich waren die Colonisten, zwar ohne Grundeigenthum, aber doch persönlich frei, dann an die Scholle gefesselte, willkürlich mit Abgaben belastete Leibeigne, dann wurden sie gezwungen, ihre Kinder zu Hausleuten oder Fabrikarbeitern d. h. Sklaven herzugeben, und endlich entreißt man sie ihrer Heimath und verpflanzt sie in ungesunde und unbekannte Gegenden.

Literatur. Schillers Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. 2 Bde. Hannover, Carl Rümpler. — Auch dies Buch hat seine Geschichte. Eduard Boas starb, während er über einem Leben Schillers arbeitete. Das hinterlassene Manuscript umfaßte nur die Zeit bis zur Flucht aus Stuttgart. Wie viel der Herausgeber zu der Arbeit seines verstorbenen Freundes zugethan und in wie weit diese Supplemente Verbesserungen sind, ist aus dem Drucke nicht zu ersehen. Billig aber wird die Kritik sich bescheiden, an ein so überliefertes Werk nicht den strengsten Maßstab zu legen. Schiller und Goethe harren noch auf den Biographen, der nicht nur genaue Kenntniß des literarischen Apparats, sondern auch die ästhetische Bildung und den großen Sinn besitzt, das Leben dieser Dichter zu verstehen. Unterdeß ist das vorliegende Buch eine interessante und belehrende Zusammenstellung von Bekanntem und nicht Wenigem, was neu ist; werthvoller in dem erzählenden Theil, als in den Abschnitten, wo das künstlerische Urtheil des Verfassers vorzugsweise in Anspruch genommen wurde. Das Allerinteressanteste ist der Bericht über Schillers Leben auf der Karlsschule. Der Leser erhält ein hübsches Bild von einer fremdartigen Welt und der wunderlichen Gemüthsrichtung des Dichters. Wie Schiller in schlechten Gedichten und bombastischen Phrasen mit wirklicher Wärme, ja mit knabenhafter Sinnlichkeit die Geliebte des Herzogs Karl, die Gräfin Franzisca von Hohenheim, feiert; wie er in seinem schriftlichen Selbstbekenntniß gegen seinen Gott, den Herzog zugesteht, daß er ein unsauberer Gesell sei, und größere Reinlichkeit verspricht, wie er in dieser Atmosphäre von Servilismus und unsittlicher Phrasenmacherei, die sein eignes Wesen angesteckt hat, die Räuber erdenkt, die phantastische Arbeit eines Sklaven, der die Sehnsucht nach Freiheit und größrer innerer Kraft, als er selbst zur Zeit besitzt, mit grimmiger Begeisterung in sich groß zieht; endlich wie er vergebens versucht, ehrbare medicinische Dissertationen zu schreiben und die Ungeheuerlichkeit seiner Anschauungen darin zurückzudrängen. Auch aus der Zeit, in welcher Schiller Regimentschirurgus ist, kann man aus den rohen Formen, in denen er mit seinen Kameraden verkehrte, und aus seinem Verhältnisse zu Laura mehr herauslesen, als der Verfasser mittheilen will. Wer es unternehmen wollte, den Genius des Dichters in seinem Leben zu zeigen, der hätte die Aufgabe, nicht in der Art Advocat seines Helden zu werden, daß er mit Verehrung das ganze Leben desselben begleitete, sondern seine Aufgabe wäre grade die, zu zeigen, wie aus Verkümmerung, Verbildung und Rohheit, aus Trivialität und Verirrungen sich eine edle Kraft allmälig entfaltet, wie bei der ursprünglichen guten Anlage der Idealismus des Dichters sich nach langem Kampfe siegreich durcharbeitet und das Höchste bewirkt, auch den ethischen Inhalt des Mannes, seine Sittlichkeit, zu kräftigen und sein Leben nicht nur schön, sondern auch gut zu machen. Es ist nicht angemessen, Schillers Leben so zu behandeln, wie man wol das von Goethe auffassen darf. Goethe wurde verhältnißmäßig leicht mit den Erscheinungen des Lebens fertig. Er wußte durch die dämonische Kraft eines großartigen Egoismus die Herrschaft über alle Verhältnisse zu behaupten und behandelte die Menschen fast immer, wie die Bilder seiner Träume, die er an sich heranzog, mit denen er spielte, und die er wieder fallen ließ, ohne Gefahr für sich und ohne Rücksicht auf sie. Seine Berechtigung dazu lag in der maßvollen Schönheit seines Empfindens, welche auch in

seiner äußern Erscheinung zu Tage trat, im Verkehr andere mit souveräner Kraft beherrschte. Er hat manches gethan, was nicht zu rechtfertigen ist, aber er hat, einen oder zwei Fälle ausgenommen, kaum jemals ernstes Bedauern darüber empfunden, und sein langes, reiches Leben zeigt von diesem Standpunkt aus kaum eine andere Entwicklung als die, welche durch die physischen Gewalten des Lebens und äußere Verhältnisse bedingt wird. Schiller dagegen zeigt in seinem Erdenlauf sehr auffallend grade die allmälige und mühevolle Herausbildung seines ethischen Inhalts. Sein äußeres Geschick war lange Zeit ungünstig. Viele Jahre hat ihn die Sorge um das tägliche Brot schwer gedrückt. Der Schönheit, welche wir an seinen Werken bewundern, gelang es nur spät und unvollkommen, auch sein äußeres Erscheinen und Verhalten zu Menschen zu verklären. Der Kampf zwischen Geist und Körper hat bei ihm nie aufgehört, und zuletzt ist er ihm unterlegen. Sein Selbstgefühl wurde bei dem Druck äußerer Verhältnisse erst spät sicher und deshalb erst spät maßvoll und wohlthuend. Sein wunderbares Talent bedurfte die Erfahrung eines Mannesalters, um schönen Ausdruck zu finden. Seine Dichterkraft erscheint bis zum Ende seines Lebens in einer beständigen Steigerung, und erst angestrengte Arbeit und geistige Zucht, die er sich selbst auferlegte, hat ihn zu einem großen Dichter gemacht. So wenn wir Goethe betrachten dürfen als eine schöne Erscheinung, welche, einer antiken Gottheit ähnlich, mit einer ausgeprägten Persönlichkeit in die Welt tritt, und sich in auffallenden Schicksalen, mit Sterblichen verglichen, nur wenig zu ändern vermag; ist Schiller bis zum letzten Werk seines Lebens ein Werdender, dessen Fortschritte im Leben und Schaffen durch seine Reflexionen und Dichtungen, wie durch sein Thun charakterisirt werden. Der größte Theil des Zaubers, den Goethe ausübt, geht aus von seinen Jugendjahren, die er selbst zu einer großen Dichtung abzurunden vermochte. Alles Schöne, was uns Schiller gegeben, stammt aus seinen Mannesjahren, über das Unfertige seiner früheren Arbeiten kann auch die größte Pietät nicht verblenden. Welche von beiden Gestalten dem Deutschen lieber wird, das hängt freilich vom individuellen Bedürfniß ab. Vertrauter aber wird uns immer der innere Lebensproceß des Mannes sein, dessen Leben dem unsern am ähnlichsten ist, der hart gekämpft und vieles überwunden hat, um so groß und prächtig zu werden. Und deshalb würde der Biograph Schillers die Aufgabe haben, uns den Menschen zu schildern, wie er allmälig geworden ist, nichts mildernd, nichts verschweigend. Denn die Größe seines Helden liegt nicht darin, daß er groß und gut war, sondern grade darin, daß er trotz aller Hindernisse durch seine geistige Arbeit nach und nach groß und edel und gut geworden ist.

Der Krieg und seine Mittel. Eine allgemein faßliche Darstellung der ganzen Kriegskunst von W. Rüstow. 1. Lieferung. Leipzig, G. Mayer. — Der Verfasser hat sich durch seine militärischen Schriften in wenig Jahren einen bedeutenden Namen auch bei den Männern seines Fachs erworben und das hier begonnene Werk läßt daher Gutes, vielleicht Ausgezeichnetes hoffen. Die vorliegende Lieferung entwickelt die ersten Grundsätze der Kriegspolitik, den Begriff, den politischen Zweck des Krieges und die Mittel der Staaten zur Kriegführung. Da dies Capitel nur die Einleitung des Werkes bildet, so seien die Leser hier vorläufig nur auf das neue Werk aufmerksam gemacht.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Berliner Eindrücke.

1.

Das Haus der Abgeordneten.

Berlin war in den letzten Wochen so reich an Hoffesten und andern Lustbarkeiten, die zum ersten Mal in voller Zahl versammelten Pairs des Reichs mit ihren Angehörigen brachten in die vergnügungssüchtige Stadt so viel neue Elemente mit, daß man der verdrießlichen Politik im Ganzen wenig gedachte, und daß ein so bürgerliches Institut, wie die zweite Kammer, oder wie es jetzt heißt, das Haus der Abgeordneten, im Anfang wenig Beachtung fand. Allein das Interesse hat sich im Laufe der Zeit doch gesteigert, und als nach glücklicher Beendigung der Faschingszeit der Schwerin'sche Antrag eine große Scene versprach, waren die Tribünen wieder so voll, wie in den Zeiten des bewegtesten politischen Lebens. Es scheint, daß die Verfassung, der man bisher weniger Aufmerksamkeit schenkte, als sie verdiente, eine größere Theilnahme erweckt, seitdem sie in Gefahr steht, Paragraph für Paragraph aufgehoben zu werden. Die Debatte über jenen Antrag war recht geeignet, den Zuhörer mitten in das Getreibe der Parteien einzuführen, denn sie brachte die streitenden Principien, die sich bei sämmtlichen größern Fragen geltend machen, fast ohne Ausnahme zum Vorschein.

Ehe ich an die Darstellung der eigentlichen Frage gehe, kann ich als Tourist das Bedauern nicht unterdrücken, daß die zweite Kammer mit ihrer Standeserhöhung nicht auch eine angemessenere Ausstattung erhalten hat. Noch immer muß man sich durch ein Labyrinth enger Gänge winden, noch immer sitzt man im Rücken des Redners, und das angenehme Gefühl, die sämmtlichen Herren Minister vor Augen zu haben, kann doch nicht ganz für den Uebelstand entschädigen, daß man die Reden nicht hört. Wenn man sich einmal die Journalistentribüne angesehen hat, wird man die Klagen über unvollständige und ungenaue Zeitungsberichte gewiß für unbillig erklären und sich nur darüber wundern, daß die Herren noch so viel verstanden haben.

Unmittelbar vor dem Ministertisch uns gegenüber ist das Centrum, welches von den sogenannten Bethmann-Hollwegianern ausgefüllt ist, die ihren alten Namen trotz der Abwesenheit des Führers beibehalten haben. Unmittelbar

vor demselben stehen zwei Stühle, die gewöhnlich von den beiden Führern der Linken und Rechten, Schwerin und Gerlach, eingenommen werden. Es ist das für den Zuhörer ein Glück, denn wenn man einmal eine Redensart nicht verstanden hat, so kann man diese Lücke seiner Erkenntniß in der Regel aus den sprechenden Mienen der beiden Männer ergänzen, da man aus der ungetheilt gleichmäßigen Aufmerksamkeit der staatsmännisch schweigsamen Bethmann-Hollwegianer nicht viel enträthseln würde. Die Bänke der Linken sind zum Erschrecken leer, und das ist um so schlimmer, da weit über die Hälfte, vielleicht zwei Drittel derselben, von der katholischen Fraction ausgefüllt werden. Die Rechte überwiegt nicht nur durch ihre Zahl, sondern auch durch ihre beständige dramatische Action. Da ein guter Theil Beamte darin sitzt, so ist eine tüchtige Disciplin in ihr nicht zu verkennen. Die verschiedenen Gradationen des halb unterdrückten oder lauten Gesprächs, des epidemischen Niesens, des Lächelns, des schallenden Gelächters, des Geschreis sittlicher Entrüstung u. s. w. werden mit einer anerkennenswerthen Ordnung und Folgerichtigkeit angewendet. Uebrigens muß ich um der Gerechtigkeit willen die Bemerkung hinzusetzen, daß die eigentlichen Führer der Opposition, namentlich Schwerin und Auerswald, stets mit achtungsvoller Aufmerksamkeit angehört werden, wie denn auch im Laufe dieser Debatte die Persönlichkeit des Antragstellers mit Höflichkeiten von Seiten seiner Gegner überschüttet wurde.

Der Gang der Debatte ist Ihnen aus den Zeitungen bekannt; ich will sogleich auf den Kern derselben eingehen. Der Antrag des Grafen Schwerin hatte den Fehler, daß seine Tendenz nicht klar ausgesprochen war, was freilich in der Natur der Sache lag; denn wenn man eine Anklage wegen gesetzwidriger Wahlumtriebe einbringt, so scheint die natürliche Folge zu sein, daß die auf solche Art zu Stande gekommenen Wahlen für ungiltig erklärt werden. Das war im vorliegenden Fall nicht möglich, weil nach Beendigung der Wahlprüfungen an der formalen Giltigkeit der Wahlen nicht weiter gezweifelt werden konnte. Es schien mir im Laufe der Debatte, als wären die Antragsteller über ihren Zweck selbst nicht ganz einig; die einen wollten dem Wortlaut des Antrags nach auf die nachträgliche Untersuchung der Wahlumtriebe und die Bestrafung der untergeordneten Beamten antragen, die andern, und zu diesen gehörte der Graf Schwerin, wollten das ganze System des Ministeriums bei der Leitung der Wahlen als ein constitutionswidriges bezeichnen und eine Beschwerde bei Sr. Majestät dem König darauf begründen. Leider war der Antragsteller bei seiner Schlußrede so unwohl, daß sich die Tragweite seines Antrags nicht völlig übersehen ließ. Factisch war das zwar von keiner Bedeutung, denn über den Ausfall der Abstimmung konnte nicht gezweifelt werden, aber man hätte doch eine klare und entschiedene Stellung der Parteien gewünscht.

Ueber folgende Punkte war man einig. Die Opposition gestand zu, daß der Ausfall der Abstimmung auf die Giltigkeit der Wahlen keinen Einfluß ausüben sollte, ja die meisten unter ihren Rednern waren der Ansicht, daß an dem schlimmen Ausgang der Wahlen weniger die Beeinflussung derselben, als die Gleichgiltigkeit des Volks schuld sei. Dagegen wurde von Seiten der Rechten und von Seiten des Ministeriums nicht in Abrede gestellt, daß Unregelmäßigkeiten vorgekommen wären. Ueber den Umfang derselben konnte nichts festgestellt werden, da eine Prüfung der vorgelegten Actenstücke durch die Commission von Seiten der Linken, durch das Haus von Seiten der Rechten abgelehnt war. Der Minister des Innern versprach, seinerseits eine Untersuchung einzuleiten, zugleich aber erklärte der Regierungscommissar, Geheimerath Hahn, daß die Regierung sich nicht verpflichtet fühle, über das Resultat derselben dem Haus der Abgeordneten Bericht zu erstatten. Mir scheinen diese vereinzelten Thatsachen von untergeordneter Bedeutung, und ich will mich damit begnügen, den principiellen Gegensatz, wie er am bestimmtesten vom Grafen Schwerin und vom Regierungscommissar aufgefaßt wurde, hervorzuheben.

Nach der Ansicht des Grafen Schwerin hatte das Ministerium die Wahlfreiheit in drei Punkten beschränkt: 1) indem es den Beamten unmöglich machte, das verfassungsmäßig ihnen zustehende Recht der Wahl auszuüben; 2) durch willkürliche Bildung von Wahlbezirken nach Gründen politischer Opportunität; 3) durch Maßregeln gegen die Presse. Die beiden ersten Punkte wurden von den Vertretern der Regierung zugegeben, es wurde aber behauptet, daß sie keineswegs gegen die Verfassung wären; der dritte Punkt wurde bestritten. Wenn ich auf das Einzelne eingehe, so habe ich dabei nicht die Folgen im Auge, die bei der gegenwärtigen Lage der Dinge daraus entspringen können, sondern ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß in der Verfassungsurkunde Bestimmungen vorkommen, deren Unklarheit die Bildung eines wirklichen Rechtszustandes verhindert, die also ausgemerzt werden müssen, wenn nicht die Verfassung mehr schädlich als nützlich wirken soll. Ob Preußen überhaupt eine Verfassung, Kammern und dergleichen haben soll, kann dabei als eine offene Frage betrachtet werden. Die Rechte hat die Majorität; so gut sie einzelne Paragraphen streicht, so gut kann sie auch auf gesetzlichem Wege die ganze Verfassung streichen. Wenn sie das aber nicht will, so muß auch ihr daran gelegen sein, daß die Wahl nach gesetzlich feststehenden Normen erfolgt. Eine Verfassung hat nur dann einen conservativen Sinn, wenn Wählende und Gewählte möglichst unabhängig von augenblicklichen Einflüssen sind, unabhängig sowol von den wechselnden Neigungen der Menge, wie von den Einflüssen der Verwaltung, die ja auch wechseln kann, die seit 1850 bereits gewechselt hat. Wenn das nicht der Fall ist, so ist die Kammer nur ein Duplicat

der Behörden, und in politischen Dingen sind alle Duplicate vom Uebel. — Um die einzelnen Punkte zu prüfen, halte ich mich vorzugsweise an den sehr ausführlichen Bericht des Regierungscommissarius.

Was zuerst die Stellung der Beamten zur Verfassung betrifft, so behauptete er, es handle sich hier um einen Conflict nicht zwischen Pflichten und Pflichten, sondern zwischen Pflichten und Rechten. Als Staatsbürger hätten die Beamten das Recht, nach freier Ueberzeugung zu wählen, als Beamte hätten sie die Pflicht, der Regierung zu gehorchen. Auf den Einwand, daß der Diensteid die Beamten nicht zur Treue gegen das Ministerium, sondern nur zur Treue gegen den König verpflichtete, erwiderte er, daß eine solche Trennung sich nur aus pseudoconstitutionellen Begriffen herschreibe und für Preußen unstatthaft sei, da hier nicht der Wille des Ministeriums, sondern der Wille des Königs Geltung habe; das Ministerium sei nur ein dienendes Werkzeug des königlichen Willens und wer königlich (royalistisch) gesinnt sei, müsse nothwendigerweise auch ministeriell gesinnt sein.

Die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen, hat man nicht nöthig, sich auf den Unterschied des constitutionellen und des streng monarchischen Staats einzulassen. Wir können beim streng monarchischen Staat, wir können bei dem preußischen Leben und der preußischen Geschichte stehen bleiben.

Der Unterthan überhaupt hat die Pflicht der Treue gegen den Herrscher; der Beamte hat außerdem noch die Pflicht des Gehorsams, sowol gegen das Staatsoberhaupt als gegen seine Vorgesetzten, so weit das, was sie ihm auftragen, in sein Ressort gehört und mit seinem Gewissen übereinstimmt.

Aber der Beamte wie jeder andere Unterthan hat das Recht und die Verpflichtung, gegen Maßregeln der Regierung, welche ihm unheilvoll erscheinen, auf dem gesetzlich ihm offenstehenden Wege sowol seine Vorgesetzten, als das Staatsoberhaupt zu warnen. Als der Freiherr von Stein den König vor den falschen Maßregeln seiner Cabinetsregierung, als er ihn vor Haugwitz, Lombard u. s. w. warnte, erregte er zwar den Zorn des Monarchen, aber er übte einen Act der Treue aus, und so finden sich hundert Beispiele in der preußischen Geschichte, wo die Loyalität ganz andre Pflichten auferlegte, als die des maschinenmäßigen bureaukratischen Gehorsams. Es gab Zeiten, wo jeder Patriot, der überhaupt im Stande war, das Ohr des Monarchen zu erreichen, die heilige Verpflichtung hatte, denselben vor Maßregeln zu warnen, die Schmach und Verderben über das Vaterland bringen mußten. Hätte es im Jahre 1806 keine andern Patrioten gegeben, als die Anhänger von Haugwitz und Lombard, so hätten wir heute, im Jahre 1856, überhaupt keine Gelegenheit mehr, uns über den preußischen Staat zu unterhalten. — So lange nun der Staat keine gesetzlich festgestellte Verfassung hatte, gab es keinen andern Weg für diese Patrioten, als den unmittelbaren Zutritt zum König.

Sie mußten ihn überzeugen, daß seine Rathgeber sein Vertrauen nicht verdienten und so ihren Sturz herbeizuführen suchen.

Seit Einführung der Verfassung ist dieser gesetzliche Weg, der uns früher fehlte, gefunden; die Kammern sind theils Träger bestimmter Rechte der Krone gegenüber, theils Rathgeber der Krone und Theilhaber an der Gewalt der Gesetzgebung. Nach der Verfassung haben die Kammern auch das Recht der Initiative in der Gesetzgebung, wobei freilich der Krone vorbehalten bleibt, ob sie dem Gesetz ihre Zustimmung geben will. Also nicht allein das Land, sondern auch die Krone hat das Anrecht auf den verfassungsmäßigen Beirath der Kammern. Als Beamter hat der Staatsbürger die Pflicht, die Verordnung seiner Vorgesetzten zu vollziehen; als Abgeordneter hat er die Pflicht, diese Verordnungen an dem Maßstab seiner patriotischen Ueberzeugungen zu messen. Beide Pflichten stehen miteinander nicht in Widerspruch. Hat doch selbst in dieser Kammer ein großer Theil der Mitglieder der Rechten gegen einzelne Vorschläge der Minister gestimmt. Hätte im Jahre 1806 eine Verfassung bestanden und wären auch damals alle Beamten verpflichtet worden, aus Anhänglichkeit an das Königshaus Anhänger und Gesinnungsgenossen von Haugwitz und Lombard zu sein, so würde dadurch auf die Ehre des preußischen Beamtenstandes ein Fleck gekommen sein, von dem er glücklicherweise frei geblieben ist. — Ja es kann Fälle geben, wo die Treue gegen das Königshaus es mit sich bringt, von den Ansichten des augenblicklichen Trägers der Krone abzuweichen. Die Krone stirbt nicht und die Loyalität verlangt zwar Gehorsam, sie ist aber nicht abhängig von der Uebereinstimmung mit den Ansichten des augenblicklich regierenden Königs. Hat man denn das Jahr 1797 aus der preußischen Geschichte ganz vergessen?

Indeß die Mitglieder der Rechten, die sonst so eifrig gegen den französischen Constitutionalismus predigen, rufen in diesem Fall die französische Theorie zu Hilfe. Im constitutionellen Staate muß der Beamte unbedingt abhängig sein, sonst kann man mit ihm nicht regieren.

Wenn das wirklich der Fall sein sollte, so hat man die Wahl nur zwischen zwei Entschlüssen.

Entweder müssen alle Beamte vom activen und passiven Wahlrecht ausgeschlossen werden; oder sie müssen das vollkommen freie Wahlrecht haben, wie jeder Staatsbürger. — Man wird entgegnen, daß im ersten Fall das conservative Element nicht genügend vertreten wäre. Das ist gewiß richtig und ebendarum wird der zweite Entschluß zweckmäßiger sein. Glaubt man aber auch so mit den Kammern nicht regieren zu können, so fasse man einen kühnen Entschluß und hebe die Verfassung auf. Jeder Mittelweg führt zu einer falschen Vorstellung von den im Land herrschenden Ueberzeugungen, führt zu einem System gegenseitiger Uebervortheilung und Täuschung.

Bei einer Verfassung darf man doch nicht blos daran denken, was heute oder morgen, was dieses oder das nächste Jahr geschieht. Für die gegenwärtige Zeit mag es unwahrscheinlich sein, daß eine Aenderung in den Grundsätzen der Verwaltung eintritt und wenn man diesen Zustand verewigen könnte, so wäre die Abhängigkeit der Beamten allerdings ein conservatives Moment. Aber es wird doch niemand die Möglichkeit leugnen, daß einmal eine Umwandlung in den Ansichten des Königs eintreten kann, daß er sich veranlaßt sieht, sein Ministerium zu entlassen und ein neues zu bilden. Alsdann steht eine furchtbare Umgestaltung im ganzen Staatsleben bevor. Die Beamten sind bis dahin vielleicht zehn, vielleicht zwanzig Jahre lang genöthigt gewesen, sich ganz und unbedingt in die Ansichten des bisherigen Ministeriums einzuleben, sie sind, da sie nicht blos dem Ministerium Gehorsam geleistet, sondern in den Kammern ihre Stimme für dasselbe abgegeben haben, mit ihrer Ehre verpflichtet, an dem alten System festzuhalten; wenn also das neue Ministerium wirklich sich geltend machen will, so muß es damit anfangen, sämmtliche Beamte zu entlassen. Damit wäre das conservativste Moment des preußischen Staatslebens vernichtet. Wozu die unbedingte Abhängigkeit der Beamten führt, haben wir in Frankreich gesehen. — Der Stolz des preußischen Beamtenstandes lag bis jetzt darin, daß er sich einer gewissen Selbstständigkeit erfreute und noch haben wir nicht hinreichende Elemente, um diese festeste Stütze des Throns zu ersetzen. — Einer von der Rechten machte gegen den Abgeordneten Mathis, der die Frage in seiner Rede am gründlichsten behandelte und seinen sittlichen Unwillen am lautesten aussprach, die Bemerkung, der Abgeordnete Mathis würde wahrscheinlich noch viel rücksichtsloser verfahren, wenn er am Ministertisch säße. — Das ist leicht möglich, ja das wird nothwendig, wenn man sämmtliche Beamte als einer bestimmten Partei angehörig betrachtet. — Abgesehen von allen andern Uebelständen, kommt dadurch in den Kampf der Parteien eine Animosität, die auf den ruhigen Fortgang des Staats nur nachtheilig einwirken kann. So lange der Beamte als Anhänger dieses oder jenes höher gestellten Staatsmannes bezeichnet wird, bleibt er immer innerhalb des Staatsverbandes. Man lese doch nur die Briefe und andre Actenstücke aus den Zeiten des Staatskanzlers, wie sich Stein, Niebuhr u. a. über diesen Mann aussprachen und doch zweifelte keiner an der königlichen Gesinnung der Opposition. Sobald man aber von der Ansicht ausgeht, der Gegner dieses oder jenes Ministers ist ebendeshalb auch der Feind des Königs, so ist es nicht mehr ein Streit unter Mitbürgern, die nur den Patriotismus auf verschiedene Weise auffassen, sondern ein Kampf auf Leben und Tod, wie zwischen Landesfeinden. Wie der Regierungscommissar selbst dies sehr richtig bemerkte, ist das Königthum in Preußen so fest gewurzelt, daß mit wenigen Ausnahmen auch die Demokratie nicht daran zu

tasten wagte und es ist nicht weise gehandelt, diese dem Staate zu Grunde liegende Gesinnung von einer bestimmten Ansicht in untergeordneten Fragen abhängig zu machen.

Wie durchgreifend aber der Einfluß auf die Beamten gewesen ist, kann man daraus entnehmen, daß er sich bis auf die Schulzen und Dorfschulmeister erstreckte; ja ein Landrath in Oberschlesien hat sogar fünf Gebirgsführern die Legitimation entzogen, weil sie einem oppositionellen Wahlmann ihre Stimme gaben. — Die sogenannte äußerste Rechte, d. h. die Fraction Gerlach-Wagener, behauptet stets, die wahre Freiheit und das individuelle Recht gegen den bureaukratischen Absolutismus zu vertreten. Hier hatte sie nun die beste Gelegenheit, zu zeigen, daß ihre Thaten mit ihren Worten übereinstimmen. Theoretisch wird sie wol nicht daran zweifeln, daß ein Staat, wo alle Beamten bis auf die Schulzen und Schulmeister herab ihre Gesinnung nach der Gesinnung des Ministeriums richten müssen, ihrem Ideal nicht entspricht; aber praktisch findet sie es sehr bequem, auf diese Weise in der Kammer die Majorität erreicht zu haben und so ihre weitergehenden Pläne durchsetzen zu können. Wenn sie sich darin nur nicht verrechnet! Das Mittel, welches sie um ihres leitenden Zwecks willen gelten läßt, könnte sich leicht als die Hauptsache herausstellen und ein durchgreifender bureaukratischer Minister könnte die Zügel, die sie ihm in die Hände gegeben hat, leicht so straff anziehen, daß sie ihren übergroßen Diensteifer bereute.

Die wichtigste Classe der Beamten, die hier in Frage kommt, sind die Landräthe. Nach der Gerlach'schen Theorie sind sie am geeignetsten, das Land zu vertreten, weil sie aus freier Wahl hervorgegangen sind und mit allen Classen des Volks in die unmittelbarste geschäftliche Berührung kommen. Es ließe sich dafür manches sagen, wenn die Partei nicht einige wesentliche Umstände übersähe. Einmal schreibt sich ein großer Theil der gegenwärtigen Landräthe aus jener Uebergangszeit her, wo die Landräthe nicht erwählt, sondern von der Regierung ernannt wurden. Zweitens hat sich das Amt in seinen Functionen geändert; früher waren es angesehene Gutsbesitzer, die ihre einfachen Geschäfte nebenbei betrieben, im Ganzen auf eine ziemlich patriarchalische Weise, jetzt haben sich die Geschäfte so gehäuft, daß die Landräthe Beamte im vollsten Sinn des Wortes geworden sind, und daß, wenn nicht in der Regel, doch in den meisten Fällen, der Grundbesitz eine ganz secundäre Rolle dabei spielt. Sehr häufig wird das Landrathsamt von einem jungen Beamten, dessen Familie in dem Kreise angesehen ist, nur angenommen, um eine schnellere Carriere zu machen, als es die herkömmliche Anciennetät verstattet. Drittens sollen ja grade nach der neuen Theorie die Landräthe die unbedingtesten Werkzeuge des Ministeriums sein.

Der Regierungscommissarius hat aus dem ministeriellen Rescript an die

Landräthe zwar nur einiges mitgetheilt, aber dies reicht hin, um nachzuweisen, daß die Landräthe nicht als ständische, sondern als ministerielle, durchaus abhängige Beamte betrachtet werden. Auch hier erkennt man wieder die nachtheilige Vermischung von zwei entgegengesetzten Doctrinen: entweder sind die Landräthe ständische Beamte, und dann muß man ihnen eine möglichst große Unabhängigkeit dem Ministerium gegenüber einräumen; oder sie sind bloße Organe der Regierung, dann eignen sie sich wieder nicht zu Landesvertretern. Es ist das ein Streit, der in Preußen schon sehr lange spielt, der in der Stein'schen Zeit durch das sogenannte Gendarmerie-Edict nach der einen Seite hin entschieden wurde, und nun zwischen beiden beständig schwankt. Im conservativen Interesse wird es nothwendig sein, daß man sich rückhaltlos für die eine oder für die andere Seite entscheidet.

Ich gehe jetzt zu dem zweiten Vorwurf über, der vom Grafen Schwerin dem Ministerium gemacht wurde: die willkürliche Zusammenlegung von Wahlbezirken aus Gründen politischer Opportunität. Ein Mitglied der Bethmann-Hollwegschen Fraction, Herr von Bardeleben, ehemaliger Polizeipräsident von Berlin, hatte es übernommen, diesen Vorwurf ausführlicher zu motiviren. Sein Vortrag war sehr gründlich ausgearbeitet, aber er verfehlte leider seine Wirkung, weil der Redner nicht das Talent besaß, die leitenden Gesichtspunkte scharf und prägnant hervorzuheben. Desto mehr Eindruck machte die Rede eines Polen, des Herrn von Morawski, dessen außerordentliche dramatische Anlage selbst den Gegnern Bewunderung abnöthigte. Er beschränkte sich mit seiner Darstellung auf seine Provinz und wies auf der Karte nach, daß hier überall, wo eine polnische Bevölkerung zusammengedrängt saß, durch eine künstliche Zusammenlegung der Wahlbezirke derselben unmöglich gemacht war, ihre Stimme abzugeben. Die Kreise waren außerordentlich groß gemacht und zum Wahlort die entlegenste Stadt ausgesucht, so daß die Wähler zuweilen funfzehn Meilen zu machen hatten, um an Ort und Stelle zu gelangen.

Der Regierungscommissarius gab diese Anklagen zu; er erklärte, daß namentlich in den Gegenden, wo eine geschlossene nationale oder confessionelle Opposition, d. h. eine polnische oder katholische, der Regierung gegenüberstand, diese es für ihre Pflicht gehalten habe, den Einfluß derselben durch Zerstücklung oder Erweiterung der Wahlbezirke zu paralysiren. Das Recht dazu leitet die Regierung aus dem Buchstaben der Verfassung her, der es vollkommen ihrer Willkür anheimstellt, die Wahlbezirke anzuordnen, nur mit der einzigen Bedingung, diese so groß zu machen, daß wenigstens zwei Abgeordnete gewählt werden könnten.

Gegen das formelle Recht der Regierung ist in der That nichts einzuwenden; die Verfassungsurkunde ist in diesem Punkt ebenso unklar, wie in vielen andern. Auch darin möchte ich ihm beistimmen, daß es unstatthaft ist,

sie aus dem sogenannten constitutionellen Staatsrecht zu ergänzen. Aber eins hat der Regierungscommissarius übersehen. Nach seiner Theorie wäre es dem Ministerium erlaubt, z. B. Königsberg und Köln zu einem Wahlbezirk zu vereinigen. Das wäre aber offenbar gegen den gesunden Menschenverstand, und dieser ist allerdings ein Factor, den man bei der Auslegung eines Verfassungsparagraphen nicht umgehen darf. Ganz so arg ist es nun freilich in der Wirklichkeit nicht geschehen, aber daß nicht sehr viel daran fehlt, zeigt die Auseinandersetzung des Herrn von Morawski.

Erlauben Sie mir, auf diesen Fall etwas näher einzugehen. Herr von Morawski brachte in seiner Rede, wie es bei einem Polen unvermeidlich ist, die Geschichte der Theilung Polens wieder mit jenem Eifer und jener Wärme zur Tagesordnung, welche diese reichbegabte, aber unproductive Nation so sehr auszeichnen. Er äußerte in derselben, wenn die Polen thatsächlich vom Wahlrecht ausgeschlossen werden sollten, so möge man es ihnen doch auch rechtlich entziehen; er werde ganz damit einverstanden sein, weil alsdann die demoralisirenden Wahlumtriebe von seiner Provinz fern gehalten würden. Von Seiten der Rechten, die doch sonst in dieser Beziehung zwischen Rechten und Pflichten einen sehr erheblichen Unterschied macht, wurde ihm das als eine unpatriotische Gleichgiltigkeit gegen das Staatsleben ausgelegt, und doch hatte er Recht, wenn auch in einem andern Sinn, als er es meinte.

Es ist dabei ganz gleichgiltig, wie man über das historische Recht oder Unrecht der Theilung Polens denkt. Das beklagenswertheste Ergebniß dieser Theilung scheint mir darin zu liegen, daß sie Preußen in das enge Bündniß mit Rußland und Oestreich getrieben hat, und daß sie jede ernsthafte Lösung von demselben unmöglich macht, so lange nicht die Verhältnisse in Posen auf irgend eine Weise ins Klare gebracht sind. Ich verdenke es den Polen nicht, wenn sie den Verlust ihrer Nationalität als ein Unglück empfinden; ich finde es menschlich zu entschuldigen, wenn auch sehr thöricht, daß sie von Zeit zu Zeit oder eigentlich fortwährend, ihrer Sehnsucht in unklaren Verschwörungen einen Ausdruck zu geben suchen. Aber die Polen müssen auch gegen uns gerecht sein. Was sollen wir denn thun? Sollen wir eine Republik Posen herstellen? Oder sollen wir Polen an Rußland abtreten? So lange die in Posen ansässigen Polen sich als principielle Feinde des preußischen Staats darstellen, wird es dem preußischen Staat nicht zu verargen sein, wenn er sie als unterworfene Feinde behandelt. Ich finde es gerechtfertigt, daß der Provinz Posen die Landrathswahl entzogen ist; ich würde es ebenso gerechtfertigt finden, wenn man das active und passive Wahlrecht in Posen an bestimmte, sehr strenge Bedingungen knüpfte. Die bekannte Rede, die Kaiser Nikolaus 1832 in Warschau hielt, mußte zwar das nationale Gefühl auf das tiefste verletzen, aber sie drückte klar und bestimmt die Lage der Dinge aus. Der

Weg dagegen, den unsre Regierung eingeschlagen hat, um eine böswillige geschlossene Opposition zu unterdrücken, führt nicht zum Ziel. Eine Ueberlistung kann in politischen Dingen einmal wirken, aber ein fortgesetztes System der Ueberlistung bezwingt nicht, es erbittert nur. Möchte doch die Rechte stets an ihren Wahlspruch denken: Nicht Majorität, sondern Autorität! Es könnte leicht geschehen, daß sie auf diesem Wege an Autorität einbüßt, was sie an Majorität gewinnt.

Wo eine große geschlossene Opposition vorhanden ist, wirken kleine Mittel nicht viel. Das hat sich bei der sogenannten katholischen Fraction gezeigt, die aus diesem Wahlkrieg trotz aller Bemühungen der Verwaltung siegreich hervorgegangen ist. Es hat unter den Mitgliedern dieser Fraction eine große Erbitterung erregt, daß der Regierungscommissar ihnen direct entgegentrat und einen Tadel aussprach, der fast wie eine Drohung klang: so lange die Katholiken als eine geschlossene Partei der Regierung entgegenständen, würde sie dieselben auch als eine politische Partei behandeln.

Ich finde in der That das ganz zufällige Bündniß des Liberalismus mit dem Katholicismus höchst beklagenswerth und stimme darin ganz mit den Rednern der katholischen Fraction überein, die sich principiell auf das äußerste dagegen verwahrten. Aber der Regierungscommissar hatte vergessen, daß er selbst im Namen des Ministeriums kurz vorher erklärt hatte, bei den Wahlen habe man alle Parteinuancen fallen lassen und ohne Unterschied jeden conservativen Candidaten unterstützt. Ein solches Verfahren rechtfertigt doch wol die Opposition, wenn sie das Gleiche thut? Ist die katholische Fraction dadurch compromittirt, wenn auch die Demokratie für ihre Candidaten stimmt, um einen Gegner des Ministeriums in die Kammer zu bringen? So lange sich in der Kammer zwei Parteien so schroff und unvermittelt gegenüberstehen wie die Rechte und Linke, wird bei den Wahlen eine äußerliche Zusammenlegung der Fractionen nicht zu vermeiden sein. Dadurch verpfändet sich weder der Liberale dem Katholiken, noch der Katholik dem Liberalen; sie machen nur gemeinsam Front gegen die Regierung, über die sie sich beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, zu beklagen haben.

Freilich ergeben sich daraus sehr unerquickliche Erscheinungen. In der katholischen Fraction sitzen mehre Liberale, mehre Conservative. Wenn sie trotzdem in den meisten Fällen zusammen stimmen, so machen sie es damit im Grunde wie die Polen, die ihr Urtheil nicht aus der vorliegenden Sache herausschöpfen, sondern aus der Beziehung derselben zu einer bestimmten abstracten Idee. Wenn Peter Reichensperger, vielleicht der geist- und talentvollste unter den Rednern der Opposition, sich zu der Erklärung gedrängt sah, die Katholiken stimmten nur deshalb mit der Linken, weil die Rechte sie verschmäht hätte, so mußte das einen ganz wunderlichen Eindruck machen. — Ich habe

Reichenspergers Reden sehr aufmerksam verfolgt und finde in der Tendenz wie in den Motiven derselben ein ziemlich vollständiges System des Liberalismus. Wollte er nun etwa sagen, daß, wenn die Rechte seine katholischen Forderungen begünstigt, er statt dessen in seinen Reden ein System der Reaction entwickelt haben würde? Das wäre ja der alte jesuitische Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel. Ich bin weit entfernt, anzunehmen, daß das wirklich der Fall sein sollte; aber es zeigt sich doch, daß der Redner in einer falschen Position ist. Die Bildung der katholischen Partei ist ein Unglück für den Staat, aber auch ein Unglück für die katholische Kirche, denn über kurz oder lang wird sie die Bildung einer protestantischen Partei hervorrufen, und diese dürfte dann doch in Preußen das Uebergewicht erlangen. Daß gegen die katholische Kirche Recht geübt wird, muß jeder Liberale wollen, aber an ein dauerndes Bündniß mit einer Partei, die eingeständig von ihren Bischöfen geleitet wird, kann kein Liberaler denken.

So zeigten sich bei dieser Verhandlung alle Verwirrungen, an denen das gegenwärtige preußische Staatsleben leidet; sie traten auch bei der Untersuchung des dritten Vorwurfs hervor, welcher dem Ministerium gemacht war, in Beziehung auf die Beeinflussung der Presse. Diesen Vorwurf wies die Regierung zurück, und ich gehe hier gleichfalls nicht darauf ein, weil ich nur darstellen will, was ich in der Kammer gehört habe. Die Opposition schien sich auf diesen Punkt nicht vorbereitet zu haben; nur der ehemalige Redacteur der Kreuzzeitung gab die Erklärung ab, er halte es allerdings für kein passendes Mittel, jemand zu überzeugen, wenn man ihm den Mund verstopft! Indeß sprach sich bei dieser Gelegenheit der Regierungscommissarius über die öffentliche Meinung aus, und diese Erklärung verdient, wohl aufbewahrt zu werden. Er behauptete, es gebe nur in zwei Punkten eine öffentliche Meinung: die Liebe zum Königshause und der Dank gegen das Ministerium wegen Erhaltung des Friedens. Diese öffentliche Meinung sei sich nur nicht völlig klar geworden, und das Ministerium habe es daher für seine Aufgabe gehalten, sie gewissermaßen zu redigiren. Es habe nämlich der öffentlichen Meinung gezeigt, auf welche Weise die Liebe zum Königshause und der Dank gegen das Ministerium zu bethätigen sei. Ueber die Thatsache selbst will ich nicht reden, ich will nur mit Herrn Wagener daran erinnern, daß es kein zweckmäßiges Mittel ist, die öffentliche Meinung zu redigiren, wenn man ihr den Mund zustopft, und mit Herrn von Gerlach darauf aufmerksam machen, daß zwar ein jeder Friede unmittelbar segensreiche Folgen nach sich zieht, Hebung des Friedens, Steigerung des Verkehrs u. s. w., daß damit aber noch keineswegs ausgemacht ist, er sei an sich gut und segensreich. Jeder Krieg ist ein Uebel, aber mitunter kann dieses Uebel dem scheinbaren Vortheil eines schlechten Friedens vorzuziehen sein.

Lassen Sie mich noch einmal den Eindruck der ganzen Debatte resumiren. Es stehen sich in dem Hause zwei Parteien gegenüber, deren Ansichten nicht blos über einzelne mehr oder minder wichtige Punkte voneinander abweichen, sondern die dem Anschein nach auf zwei ganz entgegengesetzten Weltanschauungen beruhen, von denen die eine die Sprache der andern nicht versteht, sich in ihren Gefühlen nicht zurechtfindet, an ihre Ehrlichkeit nicht glaubt. Es ist das ein um so bedenklicheres Zeichen, da in dem Hause eigentlich nur die conservative Schicht der Bevölkerung vertreten ist. Zwar bildet die Demokratie in diesem Augenblick keine Partei, denn es fehlt ihr an einer Organisation, aber sowol in ihren einzelnen Mitgliedern, wie in der Stimmung ganzer Massen ist sie noch vorhanden, und darum nicht minder gefährlich, weil sie kein gesetzliches Mittel hat, ihren Ansichten Ausdruck und, so weit es geht, Geltung zu verschaffen. Wenn nun schon in der conservativen Partei die Kluft so ungeheuer ist, wie soll man sich vorstellen, daß das gesammte preußische Volk zu einer gedeihlichen Staatseinheit zusammengeschmolzen werden könnte?

Der Grund dieses Zwiespalts liegt nur theilweise in den Interessen, hauptsächlich in den Doctrinen. Vor mehrern Jahren erklärte der Ministerpräsident, Herr von Manteuffel, auch die Demokratie, wenn man von ihren verbrecherischen Auswüchsen absehe, habe in Preußen ihre volle Berechtigung, denn sie repräsentire ein wichtiges Moment des wirklichen Staatslebens; nur die Doctrinärs fänden in Preußen keinen Boden. Es wurden damit damals vorzugsweise die Gothaer gemeint, denen man, Gott weiß aus welchem Grunde, nachsagte, sie ließen sich in ihrem Urtheil nicht von dem Eindruck der Thatsachen, sondern von abstracten Theorien leiten. Wenn man aber jetzt die Physiognomie der Kammer ins Auge faßt, so wird man gewiß nicht behaupten können, daß die Doctrinärs auf der Linken sitzen. Alle Redner der Linken gehen ohne Ausnahme von praktischen Gesichtspunkten aus: Schwerin, Auerswald, Patow, Kühne, Wenzel, Lette u. s. w., ebenso die Bethmann-Hollwegianer, sie sind alle im praktischen Staatsleben aufgewachsen und stützen ihre Ansichten vorzugsweise auf die Erfahrung. Dagegen hört man von den hauptsächlichen Vertretern der Rechten, Gerlach, Wagener u. s. w., weiter nichts als Doctrinen. Um welche Frage des praktischen Lebens es sich auch handeln mag, sie sind augenblicklich mit ihrer Theorie des ständischen Staats bei der Hand und leiten aus dem Katechismus derselben alle ihre Bestimmungsgründe her. Unsere Freunde pflegen gewöhnlich zu behaupten, die ganze Regierungspartei lasse sich von der äußersten Rechten leiten. Das ist nicht ganz richtig, wenn man blos die praktische Seite ins Auge faßt, denn in Bezug darauf hat die Regierung das entscheidende Wort, und die äußerste Rechte weiß sich trotz ihrer Theorien sehr gut darein zu finden, daß der Einfluß des Beamtenthums

immer weiter ausgedehnt wird; aber in Beziehung auf die Doctrin geht die Färbung allerdings lediglich von der äußersten Rechten aus. Selbst der Regierungscommissarius sprach im Sinn der Gerlach'schen Theorie, wenn er auch die grellsten Stichwörter vermied; und das ist für das parlamentarische Leben ein großer Uebelstand, denn es macht die Verständigung schwer, ja unmöglich.

Der ehemalige Redacteur der Kreuzzeitung, der sich beiläufig einmal zu dem Geständniß herbeiließ, er habe sich allerdings zur Zeit seiner Redaction manche Sünden zu Schulden kommen lassen und bereue dieselben, ist unermüdlich, so wie er selbst seine Ansichten aus einem bestimmten Princip herleitet, die Ansichten seiner Gegner aus einem bestimmten Princip zu entwickeln. Sein Ideal ist nach seiner Erklärung der ständische Staat, das seiner Gegner der industrielle. Es lohnt nicht der Mühe, sich auf Wortstreitigkeiten einzulassen, wenn man nur den Sinn feststellt. Die Industrie ist eine wesentliche Thätigkeit des Bürgerthums, und insofern die Linke allerdings das Bürgerthum zur Grundlage des Staats zu erheben strebt, kann sie es sich wol gefallen lassen, mit dem Princip der Industrie identificirt zu werden. Der geläufigste Ausdruck für die beiden Gegensätze ist nicht Ständethum und Industrialismus, sondern Aristokratie und Demokratie. Die rechte Seite des Hauses, soweit sie überhaupt selbstständig ist, sucht den Adel zum Mittelpunkt des Staats zu machen, die Linke das Bürgerthum. Zunächst sind dabei die Interessen im Spiel, da jeder das Staatsleben aus dem Gesichtspunkt seines Standes ansieht; dann kommt aber die Theorie dazu. Die rechte Seite des Hauses geht nicht so weit, wie einer ihrer frühern Redner, den Adel zum ausschließlichen Träger des Staatslebens zu machen und zu diesem Zweck allenfalls die großen Städte vom Erdboden zu vertilgen, sie will im Gegentheil die Vorzüge ihres Standes auch den andern Ständen im verkleinerten Maßstabe zu Theil werden lassen. Sie weiß, daß die wichtigste Stütze des Adels der Corpsgeist ist, sie will deshalb auch das Bürgerthum in Corporationen vereinigen, wobei sich von selbst versteht, daß diese eine untergeordnete Stellung im Staatsleben einnehmen, und daß die eigentliche Regierung in öffentlichen, wie in localen Angelegenheiten Sache des Adels ist. Die linke Seite dagegen, die von dem Grundsatz ausgeht, daß bei jedem bürgerlichen Betrieb Selbstthätigkeit die Hauptsache ist, will den Einzelnen zur freien Selbstthätigkeit erziehen und zu diesem Zweck die künstlichen Schranken entfernen, die ihn daran hindern, seine Kraft nach Gutdünken zu entfalten. Sie will keineswegs dem Edelmann seine persönlichen Vorzüge nehmen, sie will ihn aber dem allgemeinen bürgerlichen Recht unterordnen. — So schroff sich dem Anschein nach diese beiden Principien entgegenstehen, so wird sich in praktischen Fragen doch meistens eine Ausgleichung finden lassen, wenn man mit gutem ehrlichen Willen daran geht und sein Auge vor den Thatsachen nicht verschließt. Es

war eine der wesentlichsten Aufgaben der gothaischen Partei, zwischen der Aristokratie und Demokratie eine Vermittlung zu suchen, und das Zweckmäßige der einen wie der andern Seite zur Geltung zu bringen. Eine solche Vermittlung wird unmöglich, sobald die eine Partei sich zur Doctrin abrundet und alle praktischen Rücksichten bei Seite setzt. Der Abgeordnete Wagener äußerte einmal, im preußischen Staat sei so lange etwas faul, als noch irgend ein Abgeordneter auf der linken Seite säße. Nun werden sich allerdings Mittel und Wege finden lassen, bei einer etwaigen neuen Wahlordnung auch dieses Ziel zu erreichen; aber es wird für die Partei kein Glück sein, wenn sie das Haus allein ausfüllt. Sie läßt sich durch das gegenwärtige Wahlresultat über die Stärke ihrer Gegner täuschen. Es ist in diesen Blättern bereits auf die Theilnahme hingewiesen, welche die neue historische Literatur bei dem gebildeten Publicum findet; es ist darauf hingewiesen, daß diese Literatur fast durchweg in Einem Sinn geschrieben ist, und daß dieser Sinn mit dem parlamentarischen Wirken unserer Partei übereinkommt. Jene Theilnahme ist einmal das Zeichen einer schon vorhandenen Gesinnung, sodann aber ein mächtiges Motiv zur Stärkung derselben. Es könnte leicht dahin kommen, daß, wenn es der Rechten gelingt, das Haus vollständig zu epuriren, sie nirgend anders mehr vertreten ist, als in diesem Hause, und wenn dann, durch den zu straff gespannten Bogen der Reaction erbittert, das Bürgerthum auch mit seinen Ansprüchen rücksichtslos hervortritt, so dürfte der Kampf doch wol ein sehr ungleicher werden.

Wider meinen eigentlichen Vorsatz habe ich mich doch bei der Darstellung einer politischen Versammlung der politischen Betrachtungen nicht erwehren können. Ich verspreche, diesen Fehler in meinem nächsten Bericht wieder gut zu machen und mich lediglich auf die äußere Physiognomie des hohen Hauses zu beschränken.

Nachtrag der Redaction. — Die Episode mit dem Grafen Pfeil in den letzten Tagen hat gezeigt, daß die Theorie von der Souveränetät der Rittergutsbesitzer, wenn sie mit ihren Consequenzen völlig ungescheut austritt, den Principien einer geordneten Regierung, welcher Parteifarbe diese auch sonst angehören möge, unbedingt widerspricht. Daß ein Stand gradezu über dem Gesetz stehen soll, kann keine Regierung zugeben, und daß auch das gegenwärtige preußische Ministerium seine entschiedenste Mißbilligung aussprechen würde, wenn ein Angehöriger dieses Standes sich öffentlich rühmt, das Strafgesetz systematisch verletzt zu haben, daran haben wir nie gezweifelt. Erfreulicher ist, daß auch die Kreuzzeitung einigen Schreck über die Consequenzen ihres Princips ausspricht; möchte sie doch recht oft Gelegenheit dazu erhalten. Ein enfant terrible ist zuweilen ein recht zweckmäßiger Bestandtheil einer Partei.

Macaulay.

The history of England from the accession of James the second. By Thomas Babington Macaulay. Copyright edition. Vol. IV—VIII. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. —

Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakobs II. Von Thomas Babington Macaulay. Uebersetzt von Prof. Friedrich Bülau. Dritter Band. 1—3. Lief. Leipzig, T. O. Weigel. —

Selten oder nie ist das Erscheinen eines neuen Buchs von der gesammten gebildeten Welt Europas und Amerikas mit so großer Spannung, oder man darf wol sagen, mit so großer Sehnsucht erwartet worden, als die Fortsetzung der englischen Geschichte von Macaulay. Selbst die unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 thaten dem Eindruck der ersten beiden Bände keinen Abbruch und seit der Zeit interessirte man sich für den Verfasser wie für einen persönlichen Freund. Man erkundigte sich nach seiner Gesundheit, nach seinen Beschäftigungen und der Muße, die ihm übrig blieb, man hoffte und fürchtete von Jahr zu Jahr, ob auch das Werk glücklich zu Stande kommen werde, man studirte die parlamentarische und schriftstellerische Vergangenheit Macaulays, mit einem Wort, der Unterschied der Nationen hatte völlig aufgehört. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn der englische Verleger das Werk in 30,000 Exemplaren abziehen ließ, wenn die ausländischen Buchhändler diesem Beispiel folgten, mit oder ohne Berechtigung, und wenn die Uebersetzer sich beeilten, Capitel für Capitel das neue Werk ihrem begierigen Publicum mitzutheilen. Die Tauchnitz'sche Buchhandlung in Leipzig hat das Verdienst, ihre Ausgabe gleichzeitig mit der englischen erscheinen zu lassen und so können wir uns Deutsche denn in allen möglichen Formen dieses Werks wie unsers eignen freuen.

Worin liegt nun der Grund dieses ungeheuern, unglaublichen Erfolgs? An dem Stoff allein gewiß nicht; denn er selbst ist schon von geschickten Schriftstellern mehrfach behandelt und an und für sich betrachtet gibt es gewiß viel dankbarere Partien in der Geschichte. Was wollen die armseligen Balgereien zwischen den Jakobiten und den Whigs sagen, wenn man damit etwa die gewaltigen Schlachten des dreißigjährigen Krieges in Vergleich stellt? Was die subalternen Intriguen der englischen Staatsmänner, wenn man sich an die glänzende Diplomatie Philipps II. oder Ludwigs XIV. erinnert? Selbst die Charaktere jenes Zeitalters sehen schwächlicher aus, als die Helden der Reformationszeit, die im vollen Glauben, im kühnen Entschluß handelten. Wenn wir von König Wilhelm absehen, tragen alle Personen, die uns Macaulay

vorführt, ohne Unterschied den Makel der Unentschlossenheit oder gar der innern Verderbniß. Die politische Umgestaltung des Reichs erfolgt nicht durch einen großen, die Einbildungskraft ergreifenden Act, sondern durch eine Reihe kleiner Intriguen, deren innere Nothwendigkeit man wol im Allgemeinen sich nachweisen mag, die aber einzeln betrachtet in einem losen, anscheinend willkürlichen Zusammenhang zueinander stehen.

Die Kunst des Geschichtschreibers hat sehr viel zu diesem Erfolge beigetragen. Er hatte seinen Stoff novellistisch, oder, wenn man will, dramatisch abgerundet, trotz der strengen chronologischen Folge griff immer ein Glied bedeutend in das andere ein, wir konnten die Charaktere in allmäliger Entwicklung verfolgen, wir begriffen in jedem Augenblick die Lage der Dinge und unsre Seele war zu einer bestimmten, das Weitere anticipirenden Erwartung gestimmt. Die Porträts traten in frischen, lebendigen Farben aus der Leinwand heraus; die Scenen und Zustände wurden uns deutlich wie in einem Roman, der Fluß der Rede war melodisch, die Empfindungen voller Kraft und aus dem Innern der Seele hervorströmend. Das alles mußte Bewunderung und Theilnahme hervorrufen, wie man an einem Kunstwerk Theil nimmt, ganz abgesehen von seinem Inhalt.

Aber es lag noch ein andrer Grund vor. Die Zeit, in welcher die ersten Bände von Macaulay erschienen, war eine kranke. Sie hatte mit kühnen Erwartungen begonnen und sie mußte eine Illusion nach der andern aufgeben. Sie hatte gehofft, daß ihr die Freiheit wie durch eine Gabe der Götter werde geschenkt werden und nun sah sie sich plötzlich alle Früchte entrissen, sie fand sich ärmer, als zuvor, denn sie hatte den Glauben an sich selbst verloren. Der große Moment hatte ein kleines Geschlecht gefunden.

Einer solchen Zeit mußte Macaulays Geschichte ein Buch des Trostes sein; man lernte aus ihr, daß die Freiheit sich nicht schenkt, daß man sie in bitterer, unbequemer, täglicher Arbeit erwerben muß; man lernte, daß es in der Geschichte noch eine höhere Macht gibt, als die geniale Begabung der Einzelnen. So schlecht es mit den Staatsmännern und Helden von 1848 beschaffen war, sie waren doch immer noch viel edler, ritterlicher, ja selbst verständiger, als die Staatsmänner von 1688. Alles, was auf der Oberfläche des Staatslebens erschien, war elend und verächtlich; aber im innern Kern des Volks schlummerte noch jene zähe Energie, die in den Zeiten der Willkürherrschaft der Stuarts dem Einzelnen den Muth gab, sich lieber die Ohren abschneiden zu lassen, als widerrechtlich einen Pfennig Steuer zu zahlen, jene Achtung vor dem Gesetz, das von der Gewaltthätigkeit der Herrscher nicht unterdrückt werden konnte, jener feste, religiöse Sinn, der zuweilen mit krankhaften Erscheinungen verknüpft, doch von dem festen Gefühl des nothwendigen Zusammenhangs zwischen Gegenwart und Zukunft durchdrungen war. Durch die Vermittlung

dieses innern Sinnes ist es gekommen, daß jene anscheinend kleinlichen Intriguen, Balgereien u. s. w. eine ewige Folge für die Entwicklung der Nation gehabt haben, daß sie fortleben in dem Gedächtniß der Menschen, wie in den wirklichen Zuständen; und weil Macaulay den großen politischen Sinn besaß, diesen innern ideellen Zusammenhang vollkommen zu durchschauen und die Kraft, ihn in großen Zügen wiederzugeben, darum ist auch für uns Deutsche seine Geschichte lebendige Gegenwart und wir können an den kleinen Intriguen zwischen Halifax und Danby einen ebenso lebhaften Antheil nehmen, als an den Schlachten zwischen Bernhard von Weimar und den Kaiserlichen, die zwar an sich die Phantasie viel lebhafter beschäftigen, die aber ohne Folge geblieben sind und die daher aufgehört haben, für uns Gegenwart zu sein.

So bedeutend Macaulay an Talent die meisten seiner Vorgänger überragt, so tritt er doch keineswegs aus der Methode der alten englischen Geschichtschreibung heraus. Die Engländer haben niemals vergessen, was in Deutschland häufig von den geistvollsten Männern außer Acht gelassen ist, daß nämlich der Geschichtschreiber zwei Aufgaben hat: einmal klar, übersichtlich und vollständig zu erzählen, sodann die Begebenheiten nach einem bestimmten, sittlich-politischen Maßstabe zu messen, um ihren innern Sinn zu begreifen und sie fruchtbar für die Gegenwart zu machen. Jene Methode, die wir bei den Deutschen so häufig antreffen, von den Begebenheiten nur den Schaum abzuschöpfen und statt der Geschichte Reflexionen über die Geschichte zu geben, würde den Engländern ebenso unverständlich sein, als jene sogenannte Objectivität, die in der Geschichte nichts sieht, als ein Schauspiel, und ihr nur ein müßiges ästhetisches Wohlbehagen entgegenbringt. Jetzt ist es Gott sei Dank auch in Deutschland damit anders geworden, und wir haben bereits bei der Charakteristik Sybels darauf aufmerksam gemacht, daß wir grade aus diesem Fortschritt der Wissenschaft auch die besten Hoffnungen für den Fortschritt in unserm nationalen Bewußtsein schöpfen.

Macaulay gehört der alten pragmatischen Schule an, aber in seiner Art ist allerdings gegen Hume ein großer Fortschritt. Er erzählt nicht blos deutlich und ausführlich, sondern er stellt lebendig und plastisch dar. Bei keinem Schriftsteller zeigt sich der Einfluß des historischen Romans in einem so günstigen Licht. Macaulay steht zu W. Scott in einem eigenthümlichen Verhältniß. Wenn er ehrlich sein wollte, so müßte er zugestehen, daß er erst von ihm gelernt hat, wie man historische Ereignisse dramatisch auseinanderlegt. Es fehlt auch nicht an einzelnen Stellen, wo er des großen Dichters rühmlichst gedenkt, aber im Ganzen vermeidet er es, von ihm zu sprechen; wo er auf ihn hindeuten muß, verschweigt er seinen Namen, ja während z. B. Lord Mahon bei jedem Ereigniß, welches bereits durch den Pinsel W. Scotts verherrlicht ist, mit Freude und Stolz auf seinen großen Landsmann hinweist, liebt es

Macaulay, die aus W. Scott bekannten Persönlichkeiten hinter fremden Namen zu verstecken, was in England, wo die Namen aller Augenblicke wechseln, sehr leicht möglich ist. Wir wollen ihm diese kleine Schwäche gern nachsehen, denn in der wirklichen Schilderung hat er W. Scott häufig nicht nur erreicht, sondern übertroffen, weil er mit der Sicherheit des Blicks und der Hand eine Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung verbindet, die W. Scott abging.

Vom ersten Augenblick seines politischen Lebens an ist Macaulay ein entschiedener Whig gewesen; aber in seiner politisch-historischen Gesinnung finden wir dennoch eine sehr lehrreiche Entwicklung. In seinen ersten kleinen Schriften kann man ihn fast als einen Radicalen bezeichnen. Die Idee der Freiheit erscheint als Haß gegen die Feinde der Freiheit, und dieser Haß ist so lebhaft, daß er jeder Empörung Recht gibt und den gewaltsamen Bruch mit einer schuldvollen Vergangenheit als das wünschenswertheste Ereigniß darstellt. Dieser revolutionären Stimmung entspricht auch seine Stellung zur Kirche. Er versäumt keine Gelegenheit, sie mit bitterm Spott zu überhäufen, und die Kühnheit seiner religiösen Ansichten ist für einen Engländer zuweilen ganz überraschend. In der Geschichte liebt er die gewaltigen, eisernen, von jener Idee und jenem Haß ganz durchdrungenen Charaktere, und die Männer von 1648 sind seine Lieblinge. Gegen alle Vermittler hat er eine unüberwindliche Abneigung, und selbst seine Beredtsamkeit hat etwas Revolutionäres. Durch vieljährige gewissenhafte Studien ist diese Stimmung wesentlich verändert worden. Die Liebe zur Freiheit ist noch ebenso mächtig in ihm, als früher, aber der Haß ist milder geworden, er ist weniger persönlich, er unterscheidet schärfer, was in den Zuständen und was in den Menschen lag. Gegen die Schlechtigkeit ist er noch ebenso unbarmherzig, wie sonst, und von jener weichmüthigen Objectivität, auch in Menschen wie Jakob II. den guten Seiten nachzuspüren, hat er noch immer keinen Begriff, aber gegen gemischte Charaktere ist er gerechter geworden, und für jene besonnenen Männer, die immer vorsichtig abwägen und bedenken, ehe sie zu einem energischen Entschluß kommen, Männer, die ihm früher verhaßt waren, hat er jetzt sogar eine gewisse Vorliebe. Schon daß Wilhelm von Oranien jetzt sein Lieblingsheld ist, wie es früher Cromwell war, deutet auf diesen Wechsel hin. Am augenscheinlichsten aber wird er bei der Zeichnung von Männern wie Halifax. Er weiß jetzt sehr wohl die politische Idee von der Partei zu unterscheiden, in der sie sich krystallisirt. In seinen Grundsätzen ist er noch immer ein strenger Whig, aber in seinem Urtheil über die historischen Whigs ist er ebenso unbefangen, als ob er außerhalb der Parteien stände, und das ist auch die einzige Unparteilichkeit, die eines Geschichtschreibers würdig ist; denn wer um der Objectivität willen seine Grundsätze und Ideen verleugnet, verdient nicht, die Vergangenheit seines Volks der Nachwelt zu überliefern.

So große Vorzüge rechtfertigen gewiß den Erfolg, den die ersten Bände seiner Geschichte davongetragen; aber jeder ungewöhnliche Erfolg ruft auch eine Reaction hervor, man schämt sich allmälig der blinden Schwärmerei, und ist um so schärfer in der nachträglichen Kritik, je weniger man sie früher für nöthig hielt. Sofort nach dem Erscheinen der beiden folgenden Bände wurden in England Stimmen des Tadels laut, die nicht nur auf die nicht abzuleugnenden Schwächen hindeuteten, sondern die den jungen Ruhm des Geschichtschreibers in seinen Grundfesten zu erschüttern suchten. Diese Kritik scheint auch vielen Anklang in Deutschland zu finden, obgleich wir überzeugt sind, daß der gesunde Sinn der Menge sich dadurch nicht wird irren lassen. Ganz unberechtigt ist der Neid seiner Fachgenossen, welche gegen die künstlerische Behandlung eines wissenschaftlichen Stoffs protestiren. Mit dieser Kritik drücken sie nichts weiter aus, als den Mangel ihres eignen Talents; denn jedes Geschichtswerk soll nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein Kunstwerk sein. Begründeter ist der Tadel gegen die zu große Breite der Sprache, und man ist um so mehr im Recht, diesen Umstand hervorzuheben, da man früher bei der gerechten Bewunderung des Ganzen auch die schwachen Seiten für mustergiltig erklärte. Die Breite liegt nicht blos in der Ausführlichkeit der Erzählung. Wenn für uns Deutsche, denen der Gegenstand ferner liegt, und die wir an einer prägnanten Darstellung überhaupt mehr Geschmack finden, mitunter zu viel Nebenumstände angeführt werden, so kann das doch auf die Engländer keine Anwendung finden, für die das Buch zunächst bestimmt ist; die Breite liegt vielmehr zum Theil in der eigenthümlichen Satzbildung, die etwas Juristisches hat, die, um ja keinen Zweifel über den Sinn der Worte zu lassen, häufig wiederholt und alle Abkürzungen durch Beziehungsbegriffe verschmäht. Dieser Tadel trifft diejenigen Stellen nicht, wo der Redner in Feuer geräth; aber in der ruhigen Darstellung hätte er allerdings durch geschicktere Gruppirung der Sätze häufig kürzer und gedrängter sein können. — Diesen nicht abzuleugnenden Fehler in der Form könnte man bei so vielen Vorzügen gern hinnehmen; dagegen ist es zu bedauern, daß Macaulay einem dritten Tadel Raum gegeben hat. Auch bei dem gewissenhaftesten und gründlichsten Geschichtschreiber wird es vorkommen, daß er in einzelne Irrthümer verfällt, denn bei der Geschichtschreibung läßt es sich nicht so machen wie beim Proceß, daß man erst alle Actenstücke abwartet, ehe man den Spruch fällt. Die frühern Bände haben viele Entgegnungen hervorgerufen, und einige derselben sind unzweifelhaft begründet. So ist es namentlich erwiesen, daß sich Macaulay zu einem der schlimmsten Vorwürfe, die er Penn macht, durch eine Namensverwechslung hat verleiten lassen. So etwas kann vorkommen, aber es ist alsdann die Pflicht des Geschichtschreibers, seinen Irrthum zurückzunehmen. Das hat Macaulay nicht gethan. Er kommt auch in diesen Bänden wieder auf

Penn zurück, gegen den er eine besondere Abneigung zu haben scheint, und überhäuft ihn mit neuen Vorwürfen. Hier war nun die beste Gelegenheit, den frühern Irrthum zurückzunehmen. Aber Macaulay sagt kein Wort. Wenn er durch die Beweise seiner Gegner nicht überzeugt war, so mußte er sie widerlegen, denn es handelte sich hier nicht um sophistische Deductionen, sondern um Actenstücke, die, wenn sie echt sind, die Sache entscheiden. Solchen Belegen gegenüber ist ein vornehmes Stillschweigen unziemlich. — Wenn man Macaulay zuweilen vorgeworfen hat, daß er um einer glänzenden rhetorischen Wendung willen nicht verschmäht, den Thatsachen Gewalt anzuthun, so ist dieser Vorwurf durchaus zurückzuweisen. Dagegen ist der in den Hauptsachen so umsichtige und liberale Mann von einem gewissen Eigensinn in den Nebensachen nicht ganz freizusprechen. — Die Hauptsache bei all diesen Vorwürfen bleibt doch der Parteistandpunkt. Man verfolgt in dem Geschichtschreiber den Whig, den man zuerst über dem künstlerischen Eindruck vergessen hatte, weil man nun dahintergekommen ist, daß die besonnene Darstellung einer politischen Idee gefährlicher ist, als eine leidenschaftliche Parteinahme.

Die neuen Bände stehen dem Stoff nach gegen die frühern dadurch im Nachtheil, daß sie nicht eine so dramatische Abrundung zulassen. Bis zum Jahr 1689 gruppirt sich alles in Anlage, Spannung und Katastrophe, die Entwicklung geht in gerader Linie vorwärts. Seit der Zeit fällt alles mehr auseinander, und das unmittelbare Interesse am Stoff muß also schwächer werden. Aber im Grunde ist der Inhalt dieser neuen Bände noch ungleich wichtiger. So pflegte man früher in Romanen mit der Hochzeit zu schließen, um den Stoff künstlerisch abzurunden, da doch die weitere Entwicklung des Ehestandes viel wichtiger ist, als die Vorbereitungen zu demselben. Dem Geschichtschreiber ist es nicht erlaubt, willkürlich den Faden abzuschneiden, und der wahre Künstler wird auch in den Stoff, der auseinanderzufallen droht, Ordnung und Folge zu bringen wissen.

Dem Anschein nach war mit der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien der große Kampf beendigt, aber auch nur dem Anschein nach. Es waren nicht nur die wirklichen Feinde der neuen Herrschaft, die sie gefährdeten, es waren ihre eignen Freunde und Werkzeuge. Die Tories hatten nur mit Widerstreben sich an dem Sturz ihres alten Königsgeschlechts betheiligt; sobald die unmittelbare Gefahr, welche ihre Kirche bedrohte, abgewandt war, mußten sich die alten Sympathien bei ihnen regen, und so entwickelte sich denn eine Reihe von Verschwörungen, die zu einem viel schlimmern Ausgang geführt haben würden, wenn nicht der Chef des Hauses Stuart eine so ganz klägliche Persönlichkeit gewesen wäre. Nicht ohne Bedenken war die Stellung der Whigs zu der neuen Regierung. Durch die Revolution war ihr Princip durchgesetzt worden und sie betrachteten das neue Staatsoberhaupt als einen

Parteiführer, der verpflichtet sei, in ihrem Sinn zu regieren. Die Partei also, auf deren Sympathien sich Wilhelm stützen mußte, war in einem gewissen Sinn antimonarchisch, und die monarchische Partei war ihm feindlich gesinnt. Dazu kam noch der religiöse Fanatismus. Mit dem Symbol der Toleranz hatte Jakob II. die allmälige Unterwerfung Englands unter das Papstthum durchzuführen gesucht. Dieser Begriff war also allen kirchlichen Parteien gleichmäßig verhaßt. Jede von ihnen beanspruchte die ausschließliche Herrschaft und verlangte die Verfolgung gegen alle Andersgläubigen. Es war den Parteien nicht blos um die Principien zu thun, sondern auch um den persönlichen Vortheil. Die Staatsämter waren damals reichlicher ausgestattet und leidenschaftlicher begehrt, als in unsern Tagen. Hätte sich nun aber auch Wilhelm unbedingt den Whigs anvertrauen wollen, so trat die zweite Schwierigkeit ein, daß diese doch eigentlich zum Theil der Geschäftsführung nicht mächtig waren. Eine durchgreifende Reform des Staatslebens war allgemein als nothwendig anerkannt, und der König hatte den ehrlichen und festen Willen, sie durchzuführen; aber er konnte sich dazu keiner andern Werkzeuge bedienen, als derjenigen, die unter dem alten Regiment groß geworden waren, und bei diesen war die Corruption in einem Grade vorhanden, wie man sie nicht leicht in einem Zeitalter wiederfinden wird: die vollständige Abwesenheit alles politischen Gewissens, eine principielle Treulosigkeit und Käuflichkeit, eine leichtsinnige, unrechtliche Verwaltung und ein einziges leitendes Streben, das Geld. Abgesehen von den Abenteurern, die sich daran gewöhnt hatten, aus der Conspiration ein Geschäft zu machen, wie Ferguson, trieben die ersten Staatsmänner und Feldherrn mit ihrer Ehre einen schimpflichen Handel. Das abscheulichste Beispiel ist Marlborough, und wir müssen es dem Geschichtschreiber Dank wissen, daß er die sittliche Verderbniß dieses großen Feldherrn ins hellste Licht gestellt hat. Selbst das Recht mußte sich den Parteileidenschaften beugen, wie die abscheuliche Geschichte des Lord Mohun zeigt. Alle diese Schäden des alten Regiments traten erst jetzt hervor, da man ernstlich Anstalt machte, sie abzuschaffen. Das neue Princip fand nur die alten Menschen vor, und die wankelmüthige Menge war schnell geneigt, die Schuld der Vergangenheit dem neuen Herrscher aufzubürden. Die wichtigsten Fragen der Verwaltung wie z. B. die indischen Angelegenheiten, das Finanzwesen, die Seemacht u. s. w., das alles war in der heillosesten Verwirrung.

Dazu kam die äußere Gefahr. Der mächtigste König in Europa sah in Wilhelm seinen persönlichen Feind und setzte alle Mittel in Bewegung, um ihn zu stürzen; und wie wenig es ihm bei der Wahl dieser Mittel darauf ankam, alle sittlichen Grundsätze mit Füßen zu treten, das zeigt die Charakteristik seines Bevollmächtigten d'Avaux. Abgesehen von den eigentlichen Jakobiten, fand er im Reich seines Gegners zwei wichtige Verbündete, die irischen Katho-

liken und die Hochländer, beide dem celtischen Stamm angehörig, beide in einem Zustand der Wildheit, der an die Indianer erinnert. Die Schilderungen der Kämpfe in Irland und Schottland sind mit einer Meisterschaft ausgeführt, wie sie selten ein Geschichtschreiber erreicht hat. Sie sind ein völlig ebenbürtiges Seitenstück zu der Schilderung der englischen Zustände von 1685 im ersten Bande. Es ist nicht blos die helle Localfarbe, nicht blos die kühne Bewegung, was diese Schilderungen so anziehend macht, es ist vor allen Dingen der große Sinn, in dem sie angelegt sind. So empfänglich die Phantasie des Geschichtschreibers ist, so lebhaft sie alles Poetische in den Zuständen aufnimmt, so wenig läßt sich der Verstand und das Gewissen Macaulays von ihr bestechen. Wir sehen mit Freude, wie die ernste Arbeit und das gesunde sittliche Verhalten über diese Naturwüchsigkeit triumphiren, die eine Schande für den Staat war. Die Unterwerfung der Hochlande hat Blut gekostet, aber sie war segensreich für die Unterworfenen selbst, und wenn in Irland nicht ein gleiches Resultat erzielt wurde, so war der König nicht daran schuld.

Diese verwirrten Zustände muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die Sympathie Macaulays für König Wilhelm, die so großen Anstoß erregt hat, richtig würdigen will. Wilhelm war keine liebenswürdige, er war im Grund auch keine heroische Natur; er war gegen seine englischen Unterthanen höchst ungemüthlich; zurückstoßend gegen die Vornehmen, die sich an ihn drängten, gleichgiltig gegen das Volk, das ihn auf den Thron gehoben. Er kannte die Menschen seiner Zeit gut genug, um sie gründlich zu verachten, so gründlich, daß er es in den meisten Fällen gar nicht für nöthig fand, ihre Verbrechen zu bestrafen. Großen, kühnen Entschlüssen war er abgeneigt; die kluge Berechnung und Erwägung aller Umstände war sein leitendes Princip. — Aber in seiner Persönlichkeit hatte das Bedürfniß der Zeit sich verkörpert. Sein Wille war fest und unbeugsam, von einer Zähigkeit, die sich von keinen Hindernissen abschrecken ließ; sein Verstand scharf und durchdringend, von keinem der damals herrschenden Vorurtheile getrübt. Seine frühere Zeit ist nicht frei von Schuld, aber er machte sie später durch eine Ehrlichkeit in seinen Mitteln und Zwecken gut, die zum Theil freilich mit der Klarheit seines Verstandes zusammenhing. Er, der einzige unter einer verderbten und schwächlichen Gesellschaft, wußte klar was er wollte, verfolgte es mit unerbittlicher Ausdauer, und das, was er wollte, war mit dem Gesammtwohl seines Staats identisch. Sein Triumph war also zugleich ein Fortschritt der menschlichen Entwicklung, und wir treten entschieden auf Macaulays Seite, wenn er ihn als seinen Helden feiert.

Die Phantasie wird in diesen beiden neuen Bänden im Ganzen weniger beschäftigt, als in den ersten; für die politisch-historische Einsicht aber sind sie noch ungleich wichtiger, und wir nehmen keinen Anstand, sie in Widerspruch

mit den meisten Kritikern an Werth den ersten vollkommen gleichzustellen. Wir möchten sie namentlich auch den Feinden des constitutionellen Princips empfehlen, die daraus lernen können, daß man ein aufrichtig constitutioneller Fürst sein kann und dabei doch eine bedeutende, einflußreiche, durchgreifende Persönlichkeit.

Um ein Bild von dem Ton des Ganzen zu geben und zugleich eine Probe von der vortrefflichen Bülau'schen Uebersetzung, von der bis jetzt drei Lieferungen vorliegen, theilen wir die Schilderung der schottischen Hochlande mit. — —

Es ist nicht leicht für einen modernen Engländer, der in einem Tage von seinem Club in der St. Jamesstraße zu seiner Jagdhütte in den Grampians übergehen kann, und der in seiner Jagdhütte die ganzen Behaglichkeiten und Ueppigkeiten seines Clubs findet, zu glauben, daß zur Zeit seiner Urgroßväter die St. Jamesstraße mit den Grampians so wenig Verbindung hatte, wie mit den Andes. Und doch war es so. Im Süden unsrer Insel wußte man kaum irgend etwas über den celtischen Theil von Schottland, und was man wußte, erweckte kein anderes Gefühl, als Verachtung und Ekel. Die Klippen und die Schluchten, die Waldungen und die Gewässer waren zwar dieselben, welche jetzt jeden Herbst von bewundernden Beschauern und Zeichnern wimmeln. Die Trosachs schlängelte sich wie jetzt zwischen riesigen, mit Ginster und wilden Rosen überzogenen Felsenmauern; Foyers kam mit demselben Sprung und demselben Geräusch, womit er jetzt in den Neßsee stürzt, jäh durch den Birkenwald herunter, und, der Junisonne zum Trotz, erhob sich der schneeige Scheitel des Ben Cruachan, wie er noch sich erhebt, über den mit Weiden bewachsenen Inselchen des Awesees. Gleichwol hatte keine von diesen Ansichten bis in einer neuen Periode die Macht, einen einzigen Dichter oder Maler aus reicheren und ruhigeren Gegenden herbeizuziehen. In der That, Recht und Polizei, Handel und Industrie haben weit mehr, als Leute von romantischen Anlagen bereit sein werden, zuzugeben, dafür gethan, in unsern Gemüthern einen Sinn für die wilderen Schönheiten der Natur zu entwickeln. Ein Reisender muß von aller Befürchtung, ermordet zu werden, oder zu verhungern, befreit sein, bevor er sich an den kühnen Umrissen und reichen Tinten der Berge erfreuen kann. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er über die Steile eines Abhanges in Entzücken gerathen wird, von der er 2000 Fuß senkrecht hinabzufallen in drohender Gefahr ist; über die kochenden Wogen eines Gießbachs, der plötzlich sein Gepäck fortschwemmt, und ihn nöthigt, um sein Leben zu laufen; über die düstre Größe eines Engpasses, wo er einen Leichnam findet, welchen Räuber eben ausgezogen und zerstückelt haben; oder über das Geschrei jener Adler, deren nächstes Mahl wahrscheinlich an seinen Augen sein kann. Um das Jahr 1730 schrieb Capitän Burt, einer der ersten Engländer, der einen Blick auf die Punkte geworfen, welche jetzt Touristen aus jedem Theile

der civilisirten Welt herbeilocken, einen Bericht von seinen Wanderungen. Er war augenscheinlich ein Mann von einem scharfen, einem beobachtenden und einem gebildeten Geiste, und würde ohne Zweifel, wenn er in unsrer Zeit gelebt hätte, mit einer Mischung von Schauer und Entzücken auf die Gebirge von Invernesshire geblickt haben. Da er aber in der Stimmung schrieb, welche in seiner eignen Zeit allgemein war, so erklärte er jene Gebirge für monströse Auswüchse. Ihre Ungestalt, sagte er, wäre so, daß die unfruchtbarsten Ebenen im Vergleich mit ihnen lieblich schienen. Schönes Wetter, klagte er, macht das Uebel nur schlimmer; denn je heller der Tag, desto unangenehmer berührten jene ungeschlachten Massen von düsterem Braun und schmuzigem Purpur das Auge. Welcher Contrast, rief er aus, zwischen diesen schrecklichen Aussichten und den Schönheiten des Richmondhügels! Einige mögen denken, daß Burt ein Mann von gemeinem und prosaischem Geiste gewesen sei; aber sie werden kaum wagen, ein ähnliches Urtheil über Oliver Goldsmith zu fällen. Goldsmith war einer der sehr wenigen Sachsen, die vor mehr als einem Jahrhundert die Hochlande zu erforschen wagten. Er sah mit Widerwillen die häßliche Wildniß und erklärte, daß er die reizende Landschaft um Leyden, die weite Fläche grünender Wiesen, und die Villas mit ihren Statuen und Grotten, zierlichen Blumenbeeten und geradlinigen Alleen bei weitem vorzöge. Gleichwol ist es schwer, zu glauben, daß der Verfasser des Wanderers und des verlassenen Dorfes von Natur an Geschmack und Empfänglichkeit den Tausenden von Commis und Putzmacherinnen nachstand, welche jetzt durch den Anblick des Katrinesees und des Lomondsees in Entzücken versetzt werden. Seine Empfindungen sind leicht zu erklären. Nicht bevor Straßen durch die Felsen gehauen, bevor Brücken über den Lauf der Bäche geworfen, bevor Gasthöfe den Räuberhöhlen gefolgt waren, bevor ebensowenig Gefahr war, in dem wildesten Engpaß von Badenoch oder Lochaber erschlagen oder geplündert zu werden, als in Cornhill, konnten Fremde von den blauen Tiefen der Seen und von den Regenbogen, die über den Wasserfällen hingen, bezaubert werden und konnten sie selbst aus den Wolken und Stürmen, die auf den Bergspitzen lauerten, ein feierliches Vergnügen schöpfen.

Die Umwandlung in der Empfindung, mit welcher die Niederlandsbewohner die hochländische Scenerie betrachteten, hing eng zusammen mit einer nicht weniger merkwürdigen Umwandlung in dem Gefühle, mit dem sie die hochländische Race betrachteten. Es ist nicht befremdend, wenn die wilden Schotten, wie sie zuweilen genannt wurden, im 17. Jahrhundert von Sachsen für bloße Wilde angesehen wurden. Aber es ist sicher befremdend, daß sie, als Wilde betrachtet, nicht Gegenstände des Interesses und der Wißbegier wurden. Die Engländer forschten damals mit überreichlicher Emsigkeit nach den Sitten roher, von unsrer Insel durch große Continente und Oceane getrennter Völkerschaften.

Zahlreiche Bücher wurden gedruckt, welche die Gesetze, die abergläubischen Vorstellungen, die Hütten, die Mahlzeiten, die Trachten, die Hochzeiten, die Leichenbegängnisse von Lappländern und Hottentotten, Mohawks und Malayen beschrieben. Die Theaterstücke und Gedichte jenes Zeitalters sind voll von Anspielungen auf die Gebräuche der schwarzen Menschen Afrikas und der rothen Menschen Amerikas. Der einzige Barbar, über den einige Kunde zu besitzen kein Wunsch bestand, war der Hochländer. Fünf oder sechs Jahre nach der Revolution veröffentlichte ein unermüdlicher Angler einen Bericht über Schottland. Er rühmte sich, daß er in dem Laufe seiner Wanderungen von See zu See und von Bach zu Bach kaum einen Winkel des Königreichs unerforscht gelassen habe. Wenn wir aber seine Erzählung untersuchen, so finden wir, daß er sich niemals über den äußersten Saum der celtischen Gegend gewagt hat. Er erzählt uns, daß er selbst von den Leuten, die dicht an den Pässen wohnten, wenig oder nichts über die gälische Bevölkerung habe erfahren können. Wenige Engländer, sagt er, hätten jemals Inverary gesehen. Jenseits Inverary sei alles Chaos. Unter der Regierung Georg I. erschien ein Werk, das einen höchst genauen Bericht über Schottland zu geben versicherte und in diesem aus mehr als 300 Seiten bestehenden Werke wurden zwei geringschätzige Paragraphen für hinreichend für die Hochlande und die Hochländer erachtet. Wir dürfen wol zweifeln, ob im Jahre 1689 einer von zwanzig der wohlbelesenen Gentlemen, die in Wills Kaffeehause zusammenkamen, wußte, daß innerhalb der vier Meere und in einer Entfernung von weniger als 500 Meilen von London viele Miniaturhöfe waren, in deren jedem ein kleiner Fürst, von Garden, von Waffenträgern, von Musikern, von einem erblichen Redner, von einem erblichen Hofdichter umgeben, einen rohen Staat hielt, eine rohe Justiz verwaltete, Kriege führte und Verträge schloß. So lange die alten gälischen Institutionen in voller Kraft waren, ist kein Bericht über sie von irgend einem zu richtiger Beurtheilung derselben befähigten Beobachter gegeben worden. Hätte ein solcher Beobachter den Charakter der Hochländer studirt, so würde er unstreitig in demselben die guten und die schlechten Eigenschaften einer uncivilisirten Nation gemischt gefunden haben. Er würde gefunden haben, daß das Volk keine Liebe zu seinem Vaterlande oder zu seinem König hatte, daß es keine Anhänglichkeit an irgend ein größeres Gemeinwesen, als den Clan, oder an irgend eine höhere Obrigkeit, als den Häuptling, kannte. Er würde gefunden haben, daß das Leben durch einen Coder der Sittlichkeit und Ehre beherrscht wurde, weit verschieden von dem, der in friedlichen und blühenden Gesellschaften eingeführt ist. Er würde erfahren haben, daß ein Stich in den Rücken, oder ein Schuß hinter dem Bruchstück eines Felsens hervor, gebilligte Wege waren, für Beleidigungen Genugthuung zu nehmen. Er würde Leute rühmend haben erzählen hören, wie sie oder ihre

Väter an erblichen Feinden in einem benachbarten Thale eine Rache geübt hätten, wie sie alte Soldaten des dreißigjährigen Krieges schaudern gemacht haben würde. Er würde gefunden haben, daß Rauben für einen nicht blos unschuldigen, sondern selbst ehrenvollen Beruf gehalten ward. Er würde überall, wohin er sich wendete, jene Abneigung gegen stetigen Betriebsfleiß und jene Neigung gesehen haben, den schwersten Theil der Handarbeit auf das schwächere Geschlecht zu werfen, welche Charakterzüge der Wilden sind. Er würde von dem Anblicke athletischer Männer betroffen worden sein, die sich in der Sonne wärmten, nach Lachs angelten, oder nach Waldhühnern schossen, während ihre bejahrten Mütter, ihre schwangeren Weiber, ihre zarten Töchter die dürftige Hafenernte einbrachten. Auch beklagten die Weiber ihr hartes Loos nicht. Nach ihrer Ansicht war es ganz angemessen, daß ein Mann, besonders wenn er den aristokratischen Titel Duinhe Wassel führte und seine Mütze mit einer Adlerfeder verzierte, seine Ruhe genoß, außer wenn er focht, jagte oder raubte. Den Namen eines solchen Mannes in Verbindung mit Handel oder mit irgend einer mechanischen Kunst zu erwähnen, war eine Beleidigung. Ackerbau war zwar weniger verachtet, indeß war ein hochgeborner Krieger doch viel anständiger beschäftigt, wenn er anderer Land plünderte, als wenn er sein eignes bestellte. Die Religion des größeren Theiles der Hochlande war ein rohes Gemisch von Papstthum und Heidenthum. Das Symbol der Erlösung wurde mit heidnischen Opfern und Beschwörungen vereinigt. Getaufte Menschen brachten dem einen Dämon Libationen von Ale, und stellten Trankopfer von Milch für einen andern hin. Seher hüllten sich in Ochsenhäute und erwarteten in dieser Bekleidung die Eingebung, welche die Zukunft enthüllen sollte. Selbst unter jenen Minstrels und Genealogen, deren erblicher Beruf es war, das Gedächtniß vergangener Ereignisse zu bewahren, würde ein Forscher sehr wenige gefunden haben, die lesen konnten. In Wahrheit er hätte wol von Meer zu Meer reisen können, ohne eine Seite gälisches Gedrucktes oder Geschriebenes zu finden. Der Preis, den er für seine Kenntniß des Landes zu zahlen gehabt haben würde, würde schwer gewesen sein. Er würde so große Beschwerden zu erdulden gehabt haben, als wenn er sich bei den Eskimos oder den Samojeden befunden hätte. Hier und da allerdings, in dem Schlosse irgend eines großen Lords, der einen Sitz im Parlamente und Geheimen Rathe hatte, und der gewohnt war, einen großen Theil seines Lebens in den Städten des Südens zuzubringen, hätte er Perücken und gestickte Röcke, Silbergeschirr und feines Linnen, Spitzen und Juwelen, französische Gerichte und französische Weine finden können. In der Regel aber würde der Reisende genöthigt gewesen sein, sich mit ganz anderen Quartieren zu begnügen. In vielen Wohnungen würden die Geräthschaften, die Kost, die Kleidung, ja selbst das Haar und die Haut seiner Wirthe seine

Philosophie auf die Probe gestellt haben. Er würde zuweilen in einer Hütte gewohnt haben, wo jeder Winkel von Ungeziefer gewimmelt haben würde. Er würde eine von Torfrauch verdickte und von hundert widerlichen Ausdünstungen verdorbene Atmosphäre eingeathmet haben. Zur Abendmahlzeit würde ihm nur für Pferde passendes Korn vorgesetzt worden sein, von einem Kuchen aus von lebenden Kühen gezogenem Blute begleitet. Einige von der Gesellschaft, mit der er geschmaust haben würde, würden mit Hautausschlägen bedeckt, und andere würden mit Theer beschmiert gewesen sein, wie Schafe. Sein Lager würde die bloße Erde gewesen sein, trocken oder naß, je wie das Wetter sein mochte, und von diesem Lager würde er halb vergiftet von Gestank, halb blind von dem Torfrauch und halb wahnsinnig von Jucken aufgestanden sein.

Das ist kein anziehendes Gemälde. Und doch würde ein erleuchteter und leidenschaftsloser Beobachter in dem Charakter und den Sitten dieser rohen Leute etwas gefunden haben, das wol Bewunderung und gute Hoffnung erregen konnte. Ihr Muth war so, wie ihn in alle den vier Theilen des Erdkreises vollbrachte Großthaten seitdem erprobt haben. Ihre innige Anhänglichkeit an ihren eignen Stamm und an ihren eignen Patriarchen war zwar politisch ein großes Uebel, hatte aber etwas von dem Wesen einer Tugend. Die Gesinnung war irregeleitet und übelgeordnet; aber immerhin war sie heroisch. Es muß eine gewisse Erhebung der Seele in einem Menschen sein, der die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, der den Führer, dem er folgt, mit einer stärkern Liebe liebt, als die Liebe zum Leben. Es war wahr, daß der Hochländer sich wenig Bedenken machte, das Blut eines Feindes zu vergießen; aber es war nicht weniger wahr, daß er hohe Begriffe von der Pflicht hatte, Bundesgenossen Treue und Gästen Gastfreundschaft zu beweisen. Es war wahr, daß seine räuberischen Gewohnheiten dem Gemeinwesen höchst nachtheilig waren. Gleichwol irrten diejenigen sehr, die da wähnten, er habe irgend eine Aehnlichkeit mit Bösewichtern gehabt, die in reichen und gut regierten Gemeinwesen vom Diebstahl leben. Wenn er die Herden der Niederlandspächter vor sich her den Paß hinaustrieb, der zu seiner heimischen Schlucht führte, so sah er sich so wenig für einen Dieb an, wie die Raleighs und Drakes sich für Diebe ansahen, wenn sie die Ladungen der spanischen Galleonen theilten. Er war ein Krieger, welcher rechtmäßige Beute des Krieges ergriff, eines Krieges, welcher während der 35 Menschenalter, die vorübergegangen waren, seit die teutonischen Eroberer die Kinder des Bodens in die Gebirge getrieben hatten, nicht einmal unterbrochen worden war. Daß, wenn er ergriffen ward, während er nach solchen Grundsätzen raubte, er, zum Schutze der friedlichen Gewerbsamkeit, mit der äußersten Strenge des Gesetzes bestraft ward, war vollkommen gerecht. Aber es war nicht gerecht, ihn moralisch in eine Classe mit den Taschendieben, die das Drurylanetheater heimsuchten, oder

den Heerstraßenräubern zu rechnen, welche Kutschen auf Blackheath anhielten. Sein ungemessener Geburtsstolz und seine Verachtung für Arbeit und Gewerbe waren zwei große Schwächen, und haben weit mehr, als die Rauheit der Luft und die Unfruchtbarkeit des Bodens, dazu beigetragen, sein Vaterland arm und roh zu erhalten. Doch selbst hier gab es einige Entschädigung. Es muß der Billigkeit gemäß anerkannt werden, daß die patricischen Tugenden nicht weniger weit unter der Bevölkerung der Hochlande verbreitet waren, als die patricischen Laster. Wie es keinen andern Theil der Insel gab, wo Leute mit elender Kleidung, Wohnung und Kost sich in einem solchen Grade in den müssigen, schlendernden Gewohnheiten einer Aristokratie gefielen, so gab es auch keinen andern Theil der Insel, wo solche Männer in einem solchen Grade die bessern Eigenschaften einer Aristokratie besaßen, Anmuth und Würde des Benehmens, Selbstachtung und jenes edle Feingefühl, welches Schande furchtbarer macht, als den Tod. Ein Gentlemen dieser Art, dessen Kleider mit dem gehäuften Schmuze von Jahren besudelt waren, und dessen Hütte schlimmer roch, als ein englischer Schweinestall, machte oft die Honneurs dieser Hütte mit einer stolzen Artigkeit, des glänzenden Cirkels von Versailles würdig. Obschon er so wenig Bücherwissen besaß, als die dümmsten Ackerjungen von England, so würde es doch ein großer Irrthum gewesen sein, ihn mit solchen Ackerjungen in dieselbe geistige Rangordnung zu stellen. Zwar können die Menschen nur durch Lesen mit irgend einer Wissenschaft tief vertraut werden, aber die Künste der Poesie und Beredtsamkeit können in einem Zeitalter, in welchem Bücher ganz oder fast ganz unbekannt sind, nahe an absolute Vollkommenheit gebracht werden, und einen mächtigen Einfluß auf den Volksgeist ausüben. Der erste große Maler des Lebens und der Sitten hat mit einer Lebendigkeit, die es unmöglich macht, zu zweifeln, daß er nach der Natur malte, die Wirkung geschildert, welche Beredtsamkeit und Gesang auf des Alphabetes unkundige Zuhörerschaften hervorbrachten. Es ist wahrscheinlich, daß in den hochländischen Rathsversammlungen Männer, die nicht zu der Aufgabe von Kirchspielschreibern befähigt gewesen wären, zuweilen Fragen von Frieden und Krieg, von Tribut und Huldigung, mit einer Halifax und Caermarthen würdigen Geschicklichkeit erörterten, und daß auf den hochländischen Banketen Minstrels, die die Buchstaben nicht kannten, sich zuweilen in Rhapsodien ergossen, in denen ein sichtender Kritiker Stellen gefunden haben könnte, die ihn an die Zartheit des Otway oder an die Kraft des Dryden erinnert haben würden. — —

Wir fügen noch die Darstellung von der veränderten Stimmung hinzu, mit welcher seit 1745 die Hochländer von ihren Mitbürgern aufgefaßt wurden.

Jene barbarischen Einrichtungen und Gebräuche, die, so lange sie in voller Kraft waren, kein Sachse ernsthafter Untersuchung werth gehalten, oder anders als mit Verachtung erwähnt hatte, hatten kaum aufgehört zu bestehen, als sie

zu Gegenständen der Wißbegier, des Interesses, selbst der Bewunderung wurden. Kaum waren die Häuptlinge in bloße Grundherrn verwandelt worden, als es Mode ward, gehässige Vergleiche zwischen der Habgier des Grundherrn und der Nachsicht des Häuptlings anzustellen. Die Menschen schienen vergessen zu haben, daß das alte gälische Staatswesen unverträglich mit der Autorität des Gesetzes befunden worden war, den Fortschritt der Civilisation gehindert, mehr als einmal den Fluch des Bürgerkriegs über das Reich gebracht hatte. Wie sie früher nur die gehässige Seite jenes Staatswesens gesehen hatten, so konnten sie jetzt nur die gefällige Seite sehen. Das alte Band, sagten sie, sei väterlich gewesen; das neue Band wäre lediglich mercantilisch. Was könnte beklagenswerther sein, als wenn das Haupt eines Stammes wegen eines armseligen Zinsrückstandes, Pächter austreibe, die sein eignes Fleisch und Blut wären, Pächter, deren Vorväter oftmals mit ihren Leibern seine Vorväter auf dem Schlachtfelde gedeckt hätten? So lange es noch gälische Räuber gab, waren sie von der sächsischen Bevölkerung als verhaßtes Ungeziefer betrachtet worden, das ohne Gnade ausgerottet werden müsse. Sobald die Ausrottung durchgeführt war, sobald das Vieh in den Perthshirepässen so sicher war, wie auf dem Smithfieldmarkte, wurde der Freibeuter zu einem romantischen Helden emporgehoben. So lange die gälische Tracht getragen wurde, hatten die Sachsen sie für häßlich, lächerlich, ja für gröblich unanständig erklärt. Bald nachdem sie verboten worden war, entdeckten sie, daß sie die reizendste Bekleidung in Europa wäre. Die gälischen Denkmäler, die gälischen Gebräuche, der gälische Aberglaube, die gälischen Verse, viele Jahrhunderte hindurch geringschätzig übersehen, begannen, von dem Augenblicke an, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zu ziehen, wo die Eigenthümlichkeiten des gälischen Stammes zu verschwinden anfingen. So stark war dieser Impuls, daß, wo es den Hochlanden galt, verständige Männer unbewiesenen Erzählungen bereitwilligen Glauben, und geschmackvolle Männer verdienstlosen Arbeiten entzückten Beifall zollten. Epische Gedichte, welche jeder geschickte und unbefangene Kritiker auf den ersten Blick als fast gänzlich modern erkannt haben würde, und die, wenn sie als moderne veröffentlicht worden wären, sofort ihren angemessenen Platz neben Blackmores Alfred und Wilkies Epigoniade gefunden haben würden, wurden für 1500 Jahr alt erklärt und ernsthaft der Iliade zur Seite gestellt. Schriftsteller von ganz anderer Art, als die Betrüger, die jene Fälschungen fabricirten, sahen, welcher ergreifende Eindruck durch geschickte Gemälde des alten hochländischen Lebens hervorgebracht werden könne. Alles was abstoßend war, wurde abgemildert; alles, was reizend und edel war, wurde vortretend ans Licht gestellt. Einige dieser Werke waren mit so bewunderngswürdiger Kunst ausgeführt, daß sie, wie die historischen Stücke Shakespeares an die Stelle der Geschichte traten. Die Gesichte des Dichters wurden für seine Leser Wirk-

lichkeiten. Die Stelle, die er beschrieb, wurde heiliger Boden, und von Tausenden von Pilgern besucht. Bald war die Phantasie des Volks so vollständig von Plaids, Tartschen und Claymores erfüllt, daß von den meisten Engländern Schotte und Hochländer für gleichbedeutende Worte gehalten wurden. Wenige Leute schienen zu wissen, daß in einer nicht fernen Periode ein Macdonald oder ein Macgregor in seinem Tartan für einen Bürger von Edinburgh oder Glasgow das war, was ein indianischer Jäger in seiner Kriegsmalerei für einen Einwohner von Philadelphia oder Boston ist. Künstler und Schauspieler stellten Bruce und Douglas in gestreiften Unterröcken dar. Sie hätten ebensogut Washington einen Tomahawk schwingend und mit einer Reihe von Skalpen umgürtet darstellen können. Endlich erreichte diese Mode einen Punkt über den es nicht leicht war, hinauszugehen. Der letzte britische König, der einen Hof in Holyrood hielt, glaubte, er könne keinen schlagendern Beweis von seiner Achtung für die Gebräuche geben, die in Schottland vor der Union geherrscht hätten, als indem er sich in eine Tracht verkleidete, die vor der Union von neun Schotten unter zehn für die eines Diebes angesehen wurde. —

Schließlich erlauben wir uns noch die geehrte Tauchnitz'sche Buchhandlung darauf aufmerksam zu machen, daß in ihrer Sammlung der Abhandlungen von Macaulay eine der interessantesten fehlt, die Abhandlung über Friedrich den Großen. Sie ist zwar sehr einseitig und parteiisch, aber doch mit vielem Geist geschrieben und nicht blos für die Charakteristik des Geschichtschreibers wichtig, sondern auch für die richtige Würdigung des großen Königs.

Heinrich Heine.

Bei dem langen schrecklichen Leiden, das den Dichter niederdrückte und das ohne Hoffnung war, wird kaum jemand Anstand nehmen, seinen Tod ein Glück zu nennen. Auch für seinen Ruf ists ein Glück. Wenn auch seine letzten Schriften noch immer Spuren jenes lebendigen dämonischen Geistes zeigen, der seine ersten Werke der Jugend so werth gemacht hat, so mußte man sie doch im Ganzen beklagen, denn es war eine Poesie des Elends und der Noth, die in wildem Behagen sich an ihrer eignen Unwürdigkeit weidete. Auch von seinem Leben wird das Sprichwort gelten, das sich schon so häufig bewährt hat: es wird durch den Tod geadelt werden.

Die ernste Kritik, der es nicht darauf ankommen kann, einer genialen Begabung zu Liebe ihre Principien aufzuopfern, hat häufig Veranlassung gehabt, die Unsittlichkeiten des Dichters zu rügen, die, was auch die Romantiker behaupten mögen, auch immer unschön sind. Das Schöne hat keinen schlimmern Feind, als denjenigen, der es vom Guten trennen will, und wenn man

die Kunst als ein ideales Spiel betrachtet, so wird sie nur dann gedeihen, wenn man sie auf dem festen Boden der Wirklichkeit aufrichtet.

Aber die Kritik hat nie oder nur in seltenen Fällen, in Fällen einer verzeihlichen Aufwallung verkannt, daß Heinrich Heine das größte Talent ist, welches während der letzten Generation sich in der deutschen Poesie entfaltet hat; ja, er überragt seine Nebenbuhler so sehr, daß, wenn man die kleinen persönlichen Beziehungen vergessen haben wird, die ganze Periode von ihm den Namen empfangen wird.

Wir haben den Ausdruck „Talent" gebraucht, ohne damit auf den Gegensatz zum Genie hindeuten zu wollen; ein Gegensatz, der sich überhaupt nicht immer scharf feststellen lassen wird. Vieles von dem, was Heine geschaffen, ist gewiß genial, so genial, daß es zu den ersten Leistungen unserer leichtern Poesie gehört; aber seinem poetischen Charakter fehlte die innere Harmonie, und darum fehlt seinen poetischen Werken die Größe. Die übermüthige Laune seiner Phantasie, sein glänzender Witz wurde zwar in vielen Fällen durch einen sehr gesunden Menschenverstand regulirt, aber nicht durch das Gewissen, und seinem scharfen Auge fehlte jene warme Liebe zur Natur, aus der allein Reichthum und Fülle der Anschauung hervorgehen.

Er ist der Erste in seiner Gattung; möchte er auch der Letzte sein! Seine Bilder sind von einem verführerischen Schimmer, aber es ist das Phosphoresciren der Fäulniß, von der seine ganze Zeit angesteckt war, und der wir uns durch mühsame Arbeit allmälig zu entwinden streben.

Voraussichtlich wird sein Tod die schon beabsichtigte Herausgabe seiner Werke beschleunigen. Es liegt nahe, bei einer solchen Ausgabe die Spreu vom Weizen sondern zu wollen, denn bei keinem Dichter liegt Gutes und Schlechtes, Edles und Gemeines so hart aneinander, als bei Heine; aber wir glauben im Interesse des ganzen Publicums zu sprechen, wenn wir wünschen, daß dieser Versuch nicht gemacht werde. Heine gehört zu den Dichtern, auf deren Werke das Publicum ein Recht hat, und die Gesammtausgabe muß alles enthalten, was er geschrieben. Auf junge Damen kann bei dieser Ausgabe keine Rücksicht genommen werden; für diese kann später eine kleine Cabinetsausgabe sorgen. Der Herausgeber wird weiter nichts zu thun haben, als das Zusammengehörige zusammenzubringen, was freilich zuweilen auch seine Schwierigkeiten haben wird.

Planeten- und Mondmenschen.

3.

Wir haben es im Vorigen absichtlich vermieden, von der Bewohnbarkeit des Mondes zu sprechen, um zum Schlusse einen deutschen Forscher neben

Brewster zu stellen. Wir meinen Professor Fechner und sein Buch „Schleiden und der Mond."*) Auch Fechner gehört — und zwar nach seinem eignen Geständniß — zu den Phantasten, aber seine Art der Beweisführung ist denn doch eine ganz andere, als die des Engländers. Ja er ist eigentlich als Fechner nichts weniger als Phantast, sondern ein gewissenhafter und gründlicher Gelehrter, begabt mit Scharfsinn und ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen der Dinge, die er behandelt. Der Phantast ist Fechners zweites Ich, ist der Dr. Mises, ein liebenswürdiger Humorist, dem wir gern zuhören, und der nur den einen Fehler hat, daß er dem Professor zu viel in seine Beweisführung hineinredet und ihn mit Einfällen unterbricht, die an sich reizende kleine Schriften geben würden, in diesem Zusammenhange aber nur den Eindruck wissenschaftlicher Behandlung schwächen, während sie ihrerseits wieder unter der Menge gelehrter Citate ersticken, welche die Beweisführung erfordert. Hätten der Professor und der Humorist stets jeder für sich geschrieben, es wäre besser für beide gewesen. Der Dr. Mises war es, der den Professor Fechner verleitete, ihm seine Kenntniß der Natur und seinen Namen zu Gebote zu stellen, als er den seltsamen Gedanken hatte, uns glauben zu machen, die Pflanzen seien im eigentlichen Sinne des Worts beseelte Wesen. Der Dr. Mises steckt dahinter, wenn der Professor Fechner in einem dreibändigen Buche zu beweisen sucht, auch die Planeten und Sonnen seien eine Art von Persönlichkeiten. Der Dr. Mises beeinträchtigt auch in der oben genannten Schrift die Wirkung dessen, was der Professor zu seiner Vertheidigung gegen Schleidens herbe Angriffe vorzubringen hat, bisweilen ziemlich erheblich. Indeß freuen wir uns, sagen zu können, daß es dem Humoristen nicht gelungen ist, den Gelehrten, dessen Schatten oder dessen Doppelgänger er ist, zu der für Humoristen und Phantasten unzweifelhaft sehr lockenden Beweisführung zu überreden, daß der Mond Bewohner habe.

Brewster wird mit den Zweifeln, die in dieser Beziehung obwalten, schnell fertig. Er sagt: Gewiß, der Mond hat keine Wolken und Seen, aber das ist kein Grund zu der Annahme, daß er keine Atmosphäre und keinen Niederschlag von Feuchtigkeit hat, der das vegetabilische Leben nähren könnte. Der Mond kann Bäche und selbst Ströme haben, die sich gleich manchen der unsern im Sande oder in unterirdischen Höhlen verlieren oder auch verdunsten. Es kann dort Quellen geben, die für die Menschen völlig ausreichen, deren Verdunstung aber doch nicht stark genug ist, um Wolken zu bilden. Die Luft mag in so geringem Maße mit wässrigen Dünsten angefüllt sein, daß derselbe nur als ein sanfter Thau herabfällt. Gibt es doch auch auf unserm Planeten Regionen, wo niemals Regen, sondern nur Thau vorkommt.

*) „Professor Schleiden und der Mond. Von G. Th. Fechner." Leipzig, Gumprecht. — Man vergleiche: „Studien. Populäre Vorträge von M. Schleiden." Leipzig, Engelmann.

Obwol John Herschel behauptet, daß es keine entschiedenen Anzeichen einer Mondatmosphäre gibt, so hat er doch eine Andeutung über das Klima des Erdsatelliten geliefert, welche eine Atmosphäre und selbst fließendes Wasser voraussetzen läßt. Das Klima des Mondes wird von ihm als sehr ungewöhnlich bezeichnet, als ein Wechsel zwischen vierzehntägigem Sonnenschein, heißer als am Mittag unter dem Aequator, und ebenso langer Kälte, schärfer und strenger als die unsrer Polargegenden. Ein solcher Stand der Dinge muß eine fortwährende Ueberführung dessen, was er an Feuchtigkeit besitzt, von dem unter dem Einfluß der Sonne befindlichen Theile nach dem entgegengesetzten veranlassen. Die Folge davon wiederum wird absolute Trockenheit unter der verticalen Sonne, fortwährendes Anwachsen von Eismassen auf der andern Seite und vielleicht zwischen beiden ein schmaler Streifen fließendes Wasser sein. Es ist somit möglich, daß Verdunstung auf der einen und Verdichtung auf der andern Seite bis zu einem gewissen Grade ein Gleichgewicht der Temperatur erhalten und die große Strenge beider Klimate mildern; allein dieser Proceß, welcher ein stetes Entstehen und Vernichtetwerden einer Atmosphäre wässrigen Dunstes einschließen würde, könnte nur innerhalb sehr enger Grenzen stattfinden.

Um einige der Hauptkrater des Mondes bemerkt man nach Herschel entschiedene Zeichen vulkanischer Ablagerungen, die aus Stoffen entstanden sein müssen, welche die Berge zu verschiedenen Zeiten auswarfen. Ebenso glaubt Herschel vollkommen ebene Flächen von entschieden alluvialem Charakter erkannt zu haben. Brewster schließt daraus, daß eine Atmosphäre dagewesen ist, welche die Verbrennung ermöglichte, und gleicherweise Wasser um eine Anschwemmung zu bewirken. Er kann dann nicht begreifen, wie neuere Schriftsteller über Astronomie die vielen Beweise für das Vorhandensein einer Mondatmosphäre, die fast allgemein anerkannt worden sind, so vollständig übersehen mochten. „Thatsachen, die vor hundert Jahren von Sternkundigen beobachtet worden sind, welche sich durch ihre Genauigkeit auszeichneten, sind nicht weniger wichtig, weil sie von den Nachfolgern derselben nicht beobachtet wurden. Man kann im 18. Jahrhundert Vulkane im Monde gesehen haben, obwol sie im 19. nicht beobachtet worden sind, und ein entschiedenes Zeichen einer atmosphärischen Thätigkeit von heute wird dadurch, daß dieses Zeichen morgen nicht sichtbar ist, nicht ins Gebiet der Fabel verwiesen."

Daß man an den dunkeln Stellen der Mondscheibe Vulkane beobachtet hat, kann Brewsters Meinung nach nicht bezweifelt werden. „Im Jahre 1772 bemerkte Beccaria und sechs Jahre später Ulloa einen hellen weißen Punkt auf der Scheibe des Mondes. Der von Ulloa und drei andern Beobachtern gesehene Punkt glich einer Oeffnung im Monde, aber Beccaria war der Ansicht, daß derselbe ganz ebenso wie der von ihm selbst gesehene, die Flamme

eines brennenden Berges sei. Mehre andre haben Phänomene von derselben Art erblickt, aber aller Zweifel über diesen Gegenstand schwand, als ein so genauer Beobachter, wie Sir William Herschel die Entdeckung von Vulkanen im Monde anzeigte. Am 4. Mai 1783 bemerkte er einen leuchtenden Punkt in dem dunkeln Theile des Mondes und zwei Berge, welche sich vom 4. bis zum 13. Mai bildeten. Am 19. April 1787 beobachtete er drei Vulkane an verschiedenen Stellen der verfinsterten Mondscheibe. Zwei von ihnen waren bereits ziemlich erloschen oder in einem Zustande, in welchem sie eben wieder ausbrechen wollten. Der dritte aber zeigte eine wirkliche Eruption von Feuer- oder Leuchtstoff. Am folgenden Tage brannte der Vulkan mit größerer Gewalt, als die verflossene Nacht und Herschel fand, daß er doppelt so groß als der zweite Jupitersatellit war und folglich mehr als drei englische Meilen im Durchmesser hatte. Sir William beschrieb die Eruption als Aehnlichkeit mit einem Stücke glühender Holzkohle habend. Diese vulkanischen Feuer (die beiläufig ebensowenig Eruptionen sein können, als die Punkte auf dem Monde, in welchen eine frühere Zeit Seen zu erkennen glaubte, wirklich Seen sind) wurden von Cassini, Capitän Kaser, Dr. Maskelyne und Admiral Smith bemerkt, welcher letztere mit Recht (?) annimmt, daß sie den angefochtenen Punkt der Existenz einer Mondatmosphäre über allen Zweifel erheben."

Wenn andere trotzdem an keine Mondatmosphäre glauben, so nimmt das den Verfasser Wunder. „Wenn sie daran festhalten, daß die Oberfläche des Mondes mit den Kratern zahlloser Tausende von Vulkanen bedeckt ist und wenn sie wissen, daß nach der Meinung aller Naturforscher Vulkane durch die ausdehnende Macht von Gasen und Dünsten entstehen, welche die geschmolzene Lava auswerfen und selbst mit ihr in den Aetherraum entweichen, wie können sie da auf die Vermuthung gerathen, daß diese Gase wieder zerstört werden und nicht, wie sie nothwendig müssen, eine Atmosphäre um den Mond bilden? Jeder Himmelskörper, dessen Oberfläche vulkanische Ventile zeigt, muß nothwendig eine Atmosphäre haben."

Laplace glaubt, daß der Mond eine Atmosphäre dünner als das Vacuum in einer Luftpumpe hat und die Astronomen Mädler und Beer sind ebenfalls zu der Ansicht gelangt, daß er eine Atmosphäre besitzt, daß dieselbe aber sehr dünn ist, indem die geringe Masse des Mondes ihn hindert, viel davon festzuhalten.

„Aber abgesehen von diesen Betrachtungen," sagt Brewster, „behaupten wir, daß jeder Planet und Satellit im Sonnensystem eine Atmosphäre haben muß. Materie ohne Wasser und gasartige Elemente, die zu ihr entweder als anhangende Substanzen oder als wesentliche Theile gehören, ist der Wissenschaft unbekannt. Das Krystallisationswasser der lunarischen Materie muß während der Thätigkeit der vulkanischen Kräfte frei geworden sein und seinen Platz um den Körper des Mondes eingenommen haben. Schließlich aber

müssen die Satelliten eine Atmosphäre haben, wegen der unbegrenzten Ausdehnung der Atmosphäre der Planeten, die sie begleiten."

Wie vorsichtig drückt sich diesen Speculationen eines Gelehrten gegenüber, der sich wiederholt gegen den Vorwurf des Phantasirens verwahrt, selbst ein deutscher Phantast aus. Fechner, der die Frage ganz als Nebenfrage behandelt (sein Buch ist im ersten Theile namentlich der Vertheidigung der von Schleiden angegriffenen Teleologie, im zweiten der Vertheidigung des Mondes gewidmet, dem Schleiden allen und jeden Einfluß auf die Erde abgesprochen hatte, während Fechner nachweist, daß er die entschiedenste Einwirkung auf das Wetter, auf Ebbe und Flut, auf den Erdmagnetismus ausübt und selbst in gewisser Beziehung zum menschlichen Organismus steht), scheint anfänglich geneigt, an Mondbewohner zu glauben. Er sagt, es scheine hier auf ein Pünktchen anzukommen, welches das punctum saliens des Mondes sei, welches die Wissenschaft früher falsch und jetzt recht gesetzt habe und dessen Verrückung alle bisherigen Ansichten von dem Erdsatelliten zu verrücken drohe.

Die Sache, auf die sich Fechner hier bezieht, ist die, daß einer neuern Entdeckung Hansens, des berühmten gothaer Astronomen, zufolge der Schwerpunkt des Mondes nicht wie bei der Erde mit dem Mittelpunkte zusammenfällt. Hansen hat gefunden, daß der Schwerpunkt dieses Himmelskörpers der von uns abgewandten Seite desselben beträchtlich näher liegt, als der uns zugewandten, indem er, vermöge ungleichförmiger Massevertheilung, nicht mit dem Mittelpunkte des Mondes zusammenfällt, sondern um ungefähr acht geographische Meilen nach der von uns abgekehrten Seite vom Centrum abliegt. Das mittlere Mondniveau liegt nach Hansens Darstellung ungefähr am Rande der uns sichtbaren Mondscheibe. Von da erhebt sich die uns zugekehrte Mondhalbkugel zu einem Berge, dessen Gipfel, in der Mitte dieser Halbkugel befindlich, jenes mittlere Niveau etwa acht Meilen überragt, während umgekehrt die von uns abgewandte Mondseite sich vom Rande an unter das mittlere Niveau vertieft, so daß die Mitte der von uns abgekehrten Mondoberfläche ungefähr acht Meilen unter jenem mittleren Niveau liegt.

Hansen hat diese richtige Entdeckung 1854 in einem englischen wissenschaftlichen Journale ausführlich dargelegt. Aus ihr aber scheint die Möglichkeit organischen Lebens auf der uns abgewandten Mondhalbkugel hervorzugehen. Auf unsern Bergen ist die Luft sehr dünn; wären sie meilenhoch, so würde auf ihren Gipfeln von Luft, von Niederschlag und von Wasser nicht viel die Rede sein können, und sie würden ebenso kahl und öde in den Himmel hineinragen, als die unsichtbare Mondhälfte. Denken wir uns diese meilenhohen Berge alle auf die eine Halbkugel der Erde zusammengeschoben, so würde diese ganze Hemisphäre vermöge ihrer Höhe wasser- luft- und pflanzenleer werden, und alles Wasser, alle Luft, alles organische Leben würden nur noch auf der

andern Halbkugel anzutreffen sein, die sich zu jener wie das Flachland zum Gebirge verhielte. Anstatt aber einen Theil der Erdmasse zu verschieben, braucht man sich nur ihren Schwerpunkt so vom Mittelpunkte verrückt zu denken, daß er der einen Seite näher liegt als der andern. Und dies ist nach Hansen eben beim Monde der Fall. Die uns zugewandte Seite desselben ist ohne Atmosphäre, ohne Wasser und ohne Leben, weil sie die Bergseite ist; die entgegengesetzte kann, als die Thalseite, eine Atmosphäre, Wasser und infolge dessen auch organisches Leben haben.

Wäre damit bewiesen, daß es Mondmenschen geben kann, so dürfte man nun vielleicht auch fragen, wie man sich dieselben zu denken habe. Fechner wirft diese Frage wirklich auf und beantwortet sie, wie uns scheint, recht glücklich. Er sagt, die Mondbewohner müssen der Beschaffenheit des Mondes entsprechen. So wie der Bau, die Kräfte, die Lebensweise des Menschen der Schwere, der Wärme, der Dichtheit u. s. w. des Erdballs entsprechen, so müssen nach teleologischer Analogie die etwaigen Bewohner jedes Weltkörpers den Eigenschaften desselben angepaßt sein. Gibt es eine Mondatmosphäre, so ist sie sicher viel dünner als die der Erde. Athmungsproceß und hiermit Stoffwechsel und mit diesem wieder Kraftentwicklung stehen folglich unter weit ungünstigern Bedingungen als auf der Erde. Dafür ist die Schwere sechsmal so gering als an der Erdoberfläche, und so bedürfen die etwaigen Mondmenschen weniger Kraft zur Tragung von Lasten und ihres eignen Körpers. An beides knüpfen sich gewisse allgemeine Bedingungen in Betreff des Körperbaus der Seleniten. Tages- und Jahreswechsel ferner fallen auf dem Monde in dem einfachen Monatswechsel zusammen; die Hauptperiodicität des Lebens ist hierdurch für die Mondbewohner einfacher als für uns bestimmt. Alle Aenderungen und Gegensätze auf dem Monde drängen sich überhaupt nach den Verhältnissen der Jahreszeit und der selenographischen Länge und Breite enger zusammen und gleichen sich darum rascher aus, haben einen beschränkteren Spielraum, aber ein lebhafteres Spiel. Die meteorologischen Verhältnisse endlich sind wegen der Kleinheit des Mondes, wegen seiner geringern Schwere, der dünnen Luft, der anders geordneten Wasservertheilung u. s. w. sehr andere als bei uns. Alles dies trägt bei, andere äußere Lebensbedingungen zu stellen, denen die innern angepaßt sein müssen.

Die Mondbewohner sind demnach kleiner, schlanker und zarter gebaut als die Menschen. Sie haben kein warmes Blut, keine große Energie des Lebensprocesses, keine starke Kraftentwicklung, sind von leicht erregbarem, wechselndem Sinne, lebhaft, flink, beweglich, doch nur so lange der Mond scheint d. h. so lange die Sonne ihn bescheint und es auf ihm Tag ist. Die übrige Zeit schlafen sie. Ihre Vernunft ist nicht hoch entwickelt. Sie studiren nicht, sie kochen nicht, alle Künste und Gewerbe, wozu es Feuer bedarf, sind ihnen

unbekannt. Sie führen dagegen ein geselliges, in allen Hauptzügen einfaches, nicht sehr abgestuftes Naturleben, das in engern Grenzen rascher variirt und oscillirt, als das Menschenleben, und wiederholen im Verhältniß zu diesem einigermaßen den Gegensatz von Mann und Weib, Kind und Erwachsener; mit einem Worte: die Mondbewohner sind — Elfen.

Scherz oder Ernst? Fragen wir den Doctor Mises, der unsrer Meinung nach diesen Excurs eingestreut hat.

Der Professor Fechner anwortet: Etwas von Ernst, wenn der Mond eine Atmosphäre hat; reiner Scherz meines Doppelgängers, wofern er keine hat. Mag nämlich die Luft auf der uns abgekehrten Mondseite viel dichter sein, als auf der uns zugewandten, so kann sie doch, falls solche irgendwo auf dem Monde vorhanden ist, nach den Gesetzen der Luftverbreitung nirgend und am wenigsten an dem für uns sichtbaren Mondrande gleich Null sein. Gesetzt aber, die Dichtheit der Luft am Mondrande ist gegeben, so läßt sich berechnen, in welchem Verhältnisse sie sich bei einer Erhebung von acht Meilen über das Niveau des Mondrandes verdünnen und bei einer Erniedrigung um ebensoviele Meilen darunter verdichten muß, wie viel also die Verdünnung auf der Mitte der uns zugekehrten, und wie viel die Verdichtung im Mittelpunkte der von uns abgekehrten Seite des Mondes betragen muß.

Nun haben wir über die Dichtheit, welche der Luft am sichtbaren Mondrande beigelegt werden kann, bestimmte Angaben. Wir können also urtheilen, ob die Verdichtung bis zur Mitte der von uns abgewendeten Mondhemisphäre groß genug ist, um zu dem Glauben zu berechtigen, daß organisches Leben dabei bestehen könne. Die Verhältnisse scheinen sich zunächst in dieser Hinsicht günstig zu stellen, namentlich wenn man berücksichtigt, daß auf dem Monde eine geringere Dichtheit der Luft hinreichen kann, die Energie des Lebensprocesses zu erhalten, die den Hindernissen der dort geringern Schwere gewachsen ist. Zwar hat Bessel bewiesen, daß die Luft am Mondrande, falls solche überhaupt vorhanden ist, allerhöchstens $^1/_{968}$ der Dichtheit unsrer Luft haben kann. Aber auch wenn wir $^1/_{1000}$ dafür setzen, haben wir, so scheint es zuvörderst, nach der Mitte des Mondjenseits zu noch mehr Dichtheit, als wir brauchen, ja als wir brauchen können. — Gesetzt, man stiege auf der Erde vom Meeresniveau acht Meilen aufwärts, so würde nach den barometrischen Formeln die Luftdichtheit sich, bei Annahme einer Temperatur der Luftsäule von 0° C auf $^1/_{1174}$ derjenigen, welche im Meeresniveau stattfindet, reduciren. Stiege man dagegen ebenso tief abwärts, so würde sich diese Luftdichtheit auf das 1235fache steigern, so daß die Luft in solcher Tiefe über anderthalbmal so dicht als Wasser werden würde. — Tragen wir dies auf den Mond über. Angenommen, die Luft hätte am Mondrande $^1/_{1000}$ der Dichtheit unsrer Erdenluft, so würde sich diese höchst geringe Dichtheit auf der Mitte der uns zugekehrten Seite,

d. h. bei einer Erhebung um acht geographische Meilen, auf $^1/_{1.174.000}$ der Dichtheit unsrer Luft vermindern, hiermit in der That verschwindend klein werden, wie wir sie wirklich finden; auf der Mitte der uns abgewandten Seite aber sich auf das 1235fache steigern, mithin fast $1^1/_4$ mal so dicht als unsre Atmosphäre werden, was bei weitem mehr wäre, als ein Mondbewohner brauchen und ertragen könnte. Wäre nun auch die Luft am Mondrande noch erheblich dünner als $^1/_{1000}$ unsrer Atmosphäre, so ließe sich doch hiernach an eine für die Bedürfnisse der Bewohnbarkeit des Mondes hinreichende Luftdichtheit denken.

Leider ist dieses günstige Ergebniß illusorisch. Die ganze Rechnung ist, sagt Fechner, nur angestellt worden, um zu zeigen, wie vorsichtig man auf diesem Felde sein muß, um nicht wesentliche Data außer Acht zu lassen. Die so starke Verdünnung und Verdichtung der Atmosphäre bei Höhendifferenzen von acht Meilen, die auf unsrer Erde stattfindet, kann auf dem Monde nicht in gleichem Maße stattfinden, und zwar deshalb nicht, weil die Schwere auf dem Monde blos ein Sechstel der Schwere auf der Erde ist und vermöge dessen die Luft sich dort mit geringerer Kraft durch ihre Schwere zusammendrückt. Ja der Unterschied ist ganz ungeheuer. Die Dichtheit der Luft nimmt bei der Erhebung von der Mondoberfläche an unverhältnißmäßig langsamer ab, als bei einer Erhebung von der Erdoberfläche, und sie nimmt beim Herabsteigen in umgekehrter Richtung ohne Vergleich langsamer zu. Indessen die Verdünnung und Verdichtung der Atmosphäre bei Erhebungen oder Vertiefungen um acht Meilen von der Erdoberfläche an nur resp. $^1/_{1174}$ und 1235 beträgt, beläuft sich dieselbe beim Auf- oder Absteigen um acht Meilen vom Niveau des Mondrandes an nur $^1/_{3116}$ und 3346, d. h. etwa ein Drittel und drei zwei Fünftel. Es würde also eine Atmosphäre, die am Mondrande $^1/_{1000}$ von der Dichtheit der unsren hätte, auf der Mitte der von uns abgewandten Mondoberfläche blos $3^2/_5$ mal $^1/_{1000}$ von der Dichtheit unsrer Erdatmosphäre haben, somit ungefähr dreihundertmal dünner als letztere sein und sich nach dem Mondrande hin natürlich noch mehr verdünnen.

Mit einer so geringen Luftdichtheit aber, sagt Fechner, läßt sich in unserm Zusammenhange nichts anfangen. Man kann sich über die hiermit zerstörte Möglichkeit von menschenähnlichen Mondbewohnern damit trösten, daß die Seleniten vielleicht ohne Luft leben können. Der Schluß aber, der im Vorigen von den Bedingungen der Bewohnbarkeit der Erde auf die Bewohnbarkeit des Mondes gezogen wurde, kann ohne eine beträchtlich dichtere Luft als die soeben beschriebene Mondluft nicht leben oder würde selbst ganz luftig sein.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. — Der Friede, wenn er ehestens zu Stande kommen sollte, wird das Interesse nicht aufheben, welches sich an diese Weltgegend knüpft, er wird es nur in andere Richtungen hineinwerfen. Was der Krieg seither berührte, war in gewissem Sinne nur die negative Seite der großen, für ihre Erledigung eine weite Epoche in Anspruch nehmenden orientalischen Frage. Der Friede wird nunmehr, nachdem die Vorbedingungen gegeben, den Zugang zur positiven Seite eröffnen.

Zu öfteren Malen habe ich Gelegenheit genommen, den Wunsch zu motiviren, daß eben diese Vorbedingungen umfassendere sein möchten, die wahre Garantien gewährten. Je weniger eine solche Ueberzeugung von dem gewonnen werden kann, was sich auf Grund der von Rußland als Basis angenommenen fünf Punkte für die ferneren Feststellungen erwarten läßt, desto näher tritt die Befürchtung: es werde nach kurzem Verlauf ein neuer Rückgriff von der positiven zur negativen Seite stattfinden d. h. der Krieg wiederholt zur Nothwendigkeit werden, damit das, was jetzt an jenen Vorbedingungen noch mangelt, ergänzt und an Stelle der unzureichenden und scheinbaren Garantien vollständige und wahre geschaffen werden.

Aus dieser Sachlage, die auch von denen, welche heute den Frieden um jeden Preis wollen, weil sie ihn brauchen, nicht in Abrede gestellt werden wird, geht zunächst eins als Nächstes und Wichtigstes hervor: daß man bei den Neugestaltungen im Bereich des osmanischen Reichs ein vorwiegendes Gewicht auf alles, was die Wehrfähigkeit des Staates angeht, wird legen müssen, weil, wenn die jetzige Kriegskrisis nicht für alle Zeiten die letzte gewesen, zunächst die Möglichkeit zu erwägen ist, wie eine nächste, ähnliche zu bestehen, und zwar glücklich zu bestehen ist, welcher Mittel man dazu bedarf, und wie diese Mittel zu organisiren sind. Das heißt mit andern Worten: die Nothwendigkeit, ein Kriegsstaat zu bleiben, ist für die Pforte eine in Betreff der obwaltenden, eben berührten Umstände ihr eingeborene, und es hieße ihre Zukunft den Chancen des Zufalls bloßstellen, wenn man diese Hauptbedingung ignoriren wollte, außerdem wäre dieser Fehler ein Verstoß der seither verbündeten Hilfsmächte gegen ihr eignes und nächstfaßliches Interesse, insofern nämlich ein neuer Angriff Rußlands auf die Türkei ihr Einschreiten unfehlbar herausfordern würde, und es selbstredend für diesen Fall von der größten Wichtigkeit ist, ob das osmanische Reich wehrfähig ist oder nicht, indem der letztere Fall eine um so größere Kraftanstrengung im betreffenden Zeitpunkte selbst, und vor demselben eine um so schlagfertigere, stete Bereitschaft von Seiten der jetzigen Allianzmächte erheischen dürfte.

Dieses Bestehenbleiben der Pforte als Militärmacht und ihre fortschreitende Stärkung als solche, würde, wenn sich dergleichen stipuliren ließe, ein sechster, und zwar der wichtigste, Garantiepunkt sein. Auch glaube ich, daß demselben durch die Neutralisation des schwarzen Meeres kaum ein bedeutender Eintrag, oder überhaupt irgend einer, der in Rechnung gebracht werden könnte, geschehen ist. Allerdings wird ein Reich, welches wie das osmanische situirt ist, die Grundbedingungen seiner Wehrfähigkeit in drei Hauptsachen suchen: in einer zahlreichen, gut bewaffneten und wohl dressirten Armee, in einer zweckmäßigen Landesbefestigung und einer die durch das Wassersystem unterbrochenen Verbindungen ausreichend ersetzenden Seemacht. Die erwähnte Neutralisation berührt die letztere sehr wesentlich — aber dennoch nicht so tief, daß nicht Auskunftsmittel verblieben; denn diese Frage liegt, was wohl berücksichtigt zu werden verdient, für die Türkei durchaus anders wie für Rußland. Wird letzteres vom schwarzen Meere mit seiner Marine ausgeschlossen, und erfüllt es pflichtmäßig die damit ausgesprochenen Bedingungen: so kann es allerdings die überschüssig werdenden Kräfte in der Ostsee zur Verstärkung seiner dortigen Flotte

zur Verwendung bringen, allein es kann nicht weder diese ganz noch einen Theil derselben, nach dem schwarzen Meer bringen, falls der Krieg es von der Innehaltung des eingegangenen Contractes entbindet. Die Pforte dagegen kann nicht nur ihre überschüssigen Mittel auf ihr Marineetablissement des Archipelagus verwenden, sondern sie kann die dortigen Geschwader auch in den Pontus einsegeln lassen, sobald der ausbrechende Krieg ihr einen Rechtsgrund dafür bietet.

Dagegen würde die Abtretung des bessarabischen Landestheils, westlich von der Linie, die zwischen dem Sasyksee und dem Platz Chotin hinläuft, militärisch für die Pforte ein kaum nennenswerther Vortheil sein, wenn nicht auch die in dies Gebiet hineinfallenden Festungen ihren Truppen geöffnet und desgleichen die in der Walachei neu auszuführenden Plätze mit türkischen Besatzungen belegt würden. Man würde Unrecht thun, wenn man dieser Behauptung gegenüber geltend zu machen versuchte, daß es im Sinne einer liberalen Auffassung der moldau-walachischen Frage sei, wenn man den osmanischen Streitkräften dies Gebiet verschlösse; denn es gibt keine Rücksichten einer höhern Liberalität, als die, welche die Aufrechterhaltung der europäischen Unabhängigkeit bezweckt. Was von einer bevorstehenden, selbstständigen Haltung der Donaufürstenthümer zu erwarten ist, weiß hier zu Lande, und bei Ihnen in Deutschland, so ziemlich jeder, der mit der Geschichte des Ostens während der letzten funfzig Jahre vertraut ist. Die Bojaren neigten, vermöge der stärksten Gravitation, der des Interesses, etwa wie die Herrn der Kreuzzeitung, von jeher zu Rußland hin, und sie werden aus dem, was die Zukunft ihrem Vaterlande bringt, ein um so stärkeres Motiv entnehmen, dieser Tendenz auch ferner zu folgen. Darnach aber ist die Frage leicht zu beantworten, was walachische Festungen hart an der Donau zu bedeuten haben würden. Um so mehr hätte man sie als russische Waffenplätze anzusehen, als den Bojaren diese Macht als der einzige Helfer erscheint, der im Stande ist, bei einem späteren Conflicte die Leibeigenschaft und alle mittelalterlichen Rechte, in Verbindung mit dem Barbarenthum, welches ihnen die Unbedingtheit der Ausübung ihrer Herrngelüste gestattete, zurückzugeben.

Ich weiß nicht, welche Instructionen der Großvezier Aali Pascha nach Paris mitnimmt; aber so viel scheint mir gewiß, daß es keinen Punkt gibt, der für die Pforte innerhalb des Kreises, welchen die fünf Punkte um ihre Forderungen ziehen, als wichtiger angesehen werden könnte, wie dieser. Wenn England und Frankreich ihr Interesse recht verstehen, werden sie nicht umhin können, der Türkei in Bezug darauf ihre unbedingte Unterstützung zu gewähren.

Die an der Pruthlinie zu errichtenden Festungen werden erwähntermaßen in die Zahl derer einzurechnen sein, in denen die Pforte das Besatzungsrecht haben wird, allein, wenn von der türkischen Regierung ein Opfer gebracht werden müßte, würde es eher hier als an der Donau statthaft sein. Die Pruthfestungen machen ein System für sich aus; sie sind außerdem zu weit vorgeschoben, namentlich der Platz Chotin (man spricht hier Hotin), als daß es wahrscheinlich wäre, die türkische Defensive werde sich jemals auf so excentrisch gelegener Linie mit ihren Hauptmassen etabliren. Aber was an der Donau liegt, links wie rechts, gehört alles zusammen, als Theile eines großen Ganzen. Die Pforte bedarf des linken Ufers, weil sie im andern Falle auf eine offensive Vertheidigung verzichten müßte, von der man weiß, daß sie unter allen die wirksamste ist. (Der Schluß im nächsten Heft).

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Neue Romane.

Westward ho! or, the voyages and adventures of Sir Amyas Leigh, knight of Bourrough, in the County of Devon, in the reign of her most glorious Majesty Queen Elizabeth, rendered into modern English by Charles Kingsley. Copyright edition. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. —

Der historische Roman hat seit der Zeit seines Erfinders W. Scott eine wesentlich veränderte Richtung erhalten. W. Scott behandelte ihn nach den Gesetzen und den Bedürfnissen der epischen Poesie; sein Hauptzweck war die ausführliche Darstellung einer rührenden oder heitern Begebenheit, die vor den Augen des Lesers allmälig sich entwickelte, von ursprünglich einfachen Anlagen zu einer immer größern Spannung führte und endlich mit einer Katastrophe schloß, die uns zugleich erschütterte oder versöhnte. Er nahm seine Gegenstände aus den geschichtlichen Zeiten, theils um eine kräftigere Localfarbe zu erhalten, theils um der einfachern, bestimmtern, dramatisch geschicktern Stoffe wegen. Leser, die leicht ermüden, haben sich über die Weitschweifigkeit seiner Beschreibungen und Charaktergemälde beschwert; sieht man aber genauer zu, so wird man finden, daß auch diese Detailmalerei fast niemals virtuosenhaft ist, sondern stets dazu dient, die Figuren und Begebenheiten in ein vollkommen deutliches Licht zu setzen. Nur selten verlangt der Dichter von seinem Leser, einen wesentlichen, zum Verständniß der Handlung nothwendigen Punkt aus eigner Phantasie zu ergänzen. Da sein Talent durchweg mehr plastisch, als musikalisch ist, meißelt er alles Einzelne mit wunderbarer Schärfe und einem fast nie irrenden Geschmack aus. Die Kunst dagegen, Stimmungen anzuregen, durch dunkle Andeutung, durch Schattenbilder ohne realen Gegenstand die Phantasie seines Lesers zur Selbstthätigkeit aufzufordern, damit sie dem Werk des Dichters zu Hilfe komme, ist bei ihm noch in der Kindheit. Seine historischen Studien sind gründlich und umfassend, aber als moderner Erzähler hält er es für seine Pflicht, den fremdartigen Gegenstand unsern eignen Empfindungen und unsrer Vorstellungsweise zugänglich zu machen. Er muthet auch in dieser Beziehung der Einbildungskraft keine starken Sprünge

zu. So wild und phantastisch zuweilen seine Stoffe sind, der Erzähler versenkt sich nie so tief in dieselben, daß er sein eignes sittliches Bewußtsein darüber verliert; er weiß uns stets den Abstand zwischen den Vorstellungen der dargestellten und der gegenwärtigen Zeit im Gedächtniß zu halten; er führt uns in eine reiche, von Meisterhand entworfene Bildergalerie, aber er verschweigt es niemals, daß es Bilder sind, er sucht uns nicht einzureden, daß wir uns selbst mitten unter den dargestellten Gegenständen befinden, er läßt den Rahmen vielmehr sehr deutlich hervortreten. So ist sein Zweck auch niemals, das Zeitalter, mit dem er sich beschäftigt, in seiner ganzen Fülle und Lebendigkeit wieder herzustellen; er wählt nur dasjenige aus, was seinen novellistischen Zwecken dient. Freilich ist dann seine Hand so geübt und sein Auge so sicher, daß diese wenigen Einzelnheiten uns zuweilen ein viel anschaulicheres Bild geben, als das Werk eines Geschichtschreibers. So möchten wir namentlich auf Old Mortality, Quentin Durward, Woodstock und ähnliche Romane aufmerksam machen: um Figuren wie Burley, Ludwig XI., Cromwell u. s. w. könnte ihn wol jeder Historiker beneiden. — In neuerer Zeit dagegen tritt das novellistische Interesse zurück und die Gesammtschilderung des Zeitalters wird die Hauptsache. Am lebhaftesten können wir den Contrast ermessen, wenn wir das vorliegende Buch mit Kenilworth in Parallele stellen. Der letztere Roman gehört, als Kunstwerk betrachtet, zu den vorzüglichsten Leistungen W. Scotts; der historische Inhalt dagegen ist gering. Wir sehen zwar Elisabeth mit ihrem Hof und was sich aus den untern Volksschichten unmittelbar daran knüpft, von den herrschenden Ideen und Strömungen der Zeit erfahren wir wenig. Selbst die Königin, so fein ihr Charakter entwickelt ist, wird doch mehr novellistisch als historisch aufgefaßt.

Kingsley führt uns in die nämliche Zeit, aber ihre Farbe hat sich so verändert, daß wir sie kaum wiedererkennen. Wir werden in eine Periode eingeführt, die uns im Geschichtswerk gar nicht so fremdartig erscheint, in der wir hier aber merken, daß man damals ganz anders empfand, dachte, wünschte und strebte, als in unsern Tagen. Die Fremdartigkeit dieser ganzen Zeit ist der erste lebhafte Eindruck, den das Buch auf uns macht. Der Dichter hat sie nicht willkürlich erfunden; sein Gemälde beruht auf sehr gewissenhaften Studien; und doch ist sein Bild ein subjectives, denn was er suchte, war schon vorher in seiner Seele gegenwärtig. Um das zu verstehen, werfen wir noch einen kurzen Blick auf seine frühere Entwicklung.

Kingsley, ein unbekannter Landpfarrer, erregte zuerst 1850 durch seinen Roman Alton Locke, dem ein Jahr darauf Yeast folgte, die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums. Beide Romane beschäftigen sich mit den innern Zeitwirren, sie schildern das Streben der Menschen nach einem unnennbaren Glück, für das sie keinen Ausdruck finden, und wozu der Weg ihnen verschlossen

ist. Sie schildern den Bruch in den Herzen der Menschen, die ein fremdartiges Ideal einer halb verstandenen Wirklichkeit entgegenbringen, und die daher nie im Stande sind, etwas Ganzes mit voller Seele zu wollen, sich rasch und kräftig zu entschließen. Die beiden Romane sind höchst geistvoll und regen zu vielseitigem Nachdenken an, aber sie machen einen trüben Eindruck und hinterlassen einen bittern Nachgeschmack; denn die ganze Zeit erscheint als hoffnungslos, von Zweifeln überschüttet, der Verzweiflung zustrebend. Der Verfasser hat mit Vorliebe und Eifer die socialistischen Bestrebungen der ärmern Classen, die dogmatischen Untersuchungen des in sich selbst einkehrenden Protestantismus getheilt; er hat aber nirgend Befriedigung gefunden, er ist nicht im Stande gewesen, sich einen neuen Glauben zu schaffen, der ihm den alten überlieferten ersetzen könnte. Er ist unzufrieden, in einer Zeit zu leben, wo in der Seele des nämlichen Menschen ein Gedanke den andern bekriegt, wo die Empfindung dem Wissen widerspricht und jeder Act des Willens von der Blässe der Reflexion angekränkelt wird. Diese Verstimmung hat eine an sich kräftige Natur zu einem Zeitalter zurückgetrieben, wo die Menschen noch ganz und unbedingt wollten und handelten, wo Haß und Liebe sich schroff entgegenstanden, wo die innere Ueberzeugung noch nicht durch die Macht des Zweifels zersetzt war, in das 16. Jahrhundert.

Gewiß wird man selten einer Periode der Geschichte begegnen, die eine solche Fülle von Unmittelbarkeit, Eigenheit und Freiheit des Entschlusses entwickelt. Insofern hat Kingsley das Zeitalter richtig verstanden, aber freilich hat er auch mit einer gewissen Aengstlichkeit alle die Momente zusammengehäuft, in denen sich diese Unmittelbarkeit recht handgreiflich entwickelte. Er gleicht einem Maler, der aus Ueberdruß an den Schattengestalten eines nervösen, empfindsamen Geschmacks die Kraft der Musculatur übertreibt und einen Athleten darstellt, wo er einen Helden zeigen wollte.

Aber es sind doch kräftige, kühne Züge, diese abenteuerlichen, wilden Gesellen, die im Dienst der Elisabeth über das Meer gingen, um ihren Glauben und ihren Patriotismus im Kampf gegen die Spanier zu bethätigen und nebenbei so viel Beute als möglich zusammenzubringen. Es sind Menschen von wirklichem Fleisch und Blut, trotzig und verwegen, übermüthig und leichtfertig, aber im rechten Augenblick entschlossen und jeder Gefahr gewachsen. Es ist der Geist des jungen, lebensfrischen Protestantismus, der in ihnen athmet, wohl zu unterscheiden von dem Geist der müden, lebenssatten Theologie, den man jetzt wieder aufwecken möchte. Der englische Protestantismus war damals ein kriegerischer, heldenhafter, lebensfroher Glaube; er stand noch in der richtigen Mitte zwischen der Glaubenslosigkeit der katholischen und dem finstern, freudelosen Ernst des puritanischen Zeitalters. Es war der Geist, der Shakespeare groß gemacht und ihn zum verständlichsten Dichter aller Zeiten erhoben

hat. Die kecken, dreisten Figuren in Shakespeares Lustspielen, die nicht sehr empfindsam sind und nicht zu peinlich über die Maximen ihres Handels grübeln, sind die eigentlichen Vorbilder des Dichters gewesen. Der Fehler ist nur, daß er die Wirklichkeit übertreibt, insofern er die charakteristischen Züge, die in der Wirklichkeit durch gleichgiltigere Uebergangsmomente von einander getrennt werden, hart und schroff zusammendrängt, so daß die Gedrungenheit oft die Grenze der Schönheit überschreitet.

Der Gegensatz dieser naturkräftigen Helden gegen ihre spanischen jesuitischen Feinde, die ihre Seele einer fremden Macht verkauft haben, ist sehr fein empfunden und mit einer Wärme wiedergegeben, die nur der lebendige Haß erklärt. Objectiv und parteilos ist der Dichter keineswegs, er verabscheut die römischen Priester gründlich und versäumt keine Gelegenheit, sie in der ganzen greulichen Verderbniß zu schildern, die eine Selbstentfremdung des Gewissens zuletzt nach sich zieht. Die höchste Kunstform ist das freilich nicht. Ein W. Scott würde auch das feindliche Princip zu seinem Recht gebracht haben, aber es macht doch einen viel frischern Eindruck, als jene Blasirtheit, die sich aus innerer Kraftlosigkeit mit allen Gegensätzen versöhnt, und vor allen Dingen, der Gegensatz ist im Wesentlichen richtig dargestellt. Man mag über das Verhältniß der katholischen zur protestantischen Kirche denken, wie man will, für das 16. und 17. Jahrhundert wird man zugeben müssen, daß die Erscheinungen der streitenden katholischen Kirche grade in ihrer höchsten Blüte krankhaft dämonischer Natur waren. Man stelle Loyola neben Luther, Alba neben Oranien, Calderon neben Shakespeare, und es ist alles gesagt.

Je größere Anerkennung wir dem plastischen Talent in diesem Roman zollen, desto lebhafter bedauern wir die Abwesenheit aller Composition. Die Ereignisse sind so bunt und willkürlich durcheinandergeworfen, daß es uns zuweilen vorkommt, als bewegten wir uns im Traume. Scenen einer wilden, phantastischen Grausamkeit drängen sich bis zur Erschöpfung aneinander und versagen uns jeden Ruhepunkt. Die buntesten Verwicklungen und Verknüpfungen lösen sich ab, ohne zu einem Resultat zu führen. Planlos, wie das Leben dieser Abenteurer, ist auch ihre Geschichte, und das ist doch für das Kunstwerk ein entschiedener Fehler, denn trotz aller interessanten Details wird der Leser zuletzt ermüdet. Nebenbei macht sich zuweilen eine gewisse Vorliebe fürs Grausame und Fratzenhafte geltend, und wir glauben, daß die Kunst nur dann gedeiht, wenn man diese Vorliebe auf das strengste Maß des Nothwendigen zurückführt.

Der Dichter hat verhältnißmäßig in kurzer Zeit eine so rasche und bedeutende Entwicklung durchgemacht, daß wir für seine Zukunft die besten Hoffnungen hegen, doch werden diese Hoffnungen nur dann in Erfüllung gehen, wenn er aus dem Naturalismus seines bisherigen Schaffens heraustritt und

nicht blos auf das Material, sondern auch auf die Formen und Gesetze der Kunst, in der er arbeitet, seine Studien wendet. —

The Newcomes. Memoires of a most respectable family. By W. M. Thackeray. Copyright edition. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. —

Wenn von Seiten aller Philosophen und Lehrer die sogenannte Menschenkenntniß als das fruchtbarste und dankenswertheste Studium empfohlen wird, so versteht man häufig nichts Anderes darunter, als die Kenntniß der menschlichen Schwächen. Die Menschen sind darauf angewiesen, einander zu benutzen; um darin geschickt zu sein, müssen sie die verwundbaren Stellen ihrer Gegner kennen und als Gegner erscheinen nach diesem Lebensprincip alle übrigen Menschen. Diese Philosophie des Egoismus, die sich auch in Goethes späteren Epigrammen ausspricht, ist wol der erste Grund zu jener Virtuosität im Analysiren menschlicher Empfindungen, die sich bei unsern neuesten Romanschriftstellern so auffallend zeigt. Es gibt aber noch einen zweiten, der weniger lobenswerth ist. Man findet häufig, daß die schärfsten mikroskopischen Beobachter, die beim ersten Anblick einer neuen Person augenblicklich alle ihre kleinen Schattenseiten weghaben, nicht grade die kräftigsten Naturen sind; aber es gewährt ihnen ein eigenthümliches Vergnügen, durch den Anblick der Schwäche andrer sich über ihre eigne Schwäche zu trösten. Sie wenden ihre Kenntniß nicht grade zu bestimmten Zwecken an, sie begnügen sich damit, sie zu haben, und betrachten jeden neugewonnenen Einblick in irgend eine Narrheit oder Heuchelei als einen Triumph über die menschliche Natur. Es ist nicht immer Bosheit, was die ironische Schadenfreude hervorruft, im Gegentheil sind diese feinen Menschenkenner häufig sehr gutmüthig und gestatten der fremden Individualität das vollste Recht zur Existenz, wenn man ihnen die eigne nur nicht bestreitet. Ein entschlossener, seiner Kraft vertrauender Mensch gibt sich nicht viel mit mikroskopischen Studien ab, da er überzeugt ist, im entscheidenden Augenblick, wenn er keine verwundbare Stelle findet, den ganzen Menschen mit einem Kolbenstreich niederzustrecken. Und so möchten wir es auch von dem Dichter sagen. Der wahrhaft große Dichter wird sich nicht ängstlich um kleine Züge bekümmern, weil seine Seele, wenn sie einmal in Bewegung und Schwung geräth, aus sich selbst heraus das Nöthige in hinreichender Fülle producirt. Man lese ein shakespearisches Stück, z. B. Othello, mit Aufmerksamkeit und suche sich in die Seele des Dichters zu versetzen. Ganz ohne vorhergehende Naturbeobachtung ist ein solches Gemälde der Leidenschaft freilich nicht möglich; aber bei den gewaltigsten, ergreifendsten Zügen der Eifersucht und des Hasses muß man sich sagen: das hat er nicht aus früherer Beobachtung, sondern das ist ihm in demselben Augenblick durch die richtige Stimmung seiner Seele eingegeben. Die poetische Inspiration kommt nicht von außen, sondern von innen, denn

die menschliche Natur ist im Wesentlichen überall dieselbe, und die normal und in großen Zügen angelegte Seele des echten Dichters empfindet mit dem vollen Bewußtsein dieser Empfindung das Nämliche, was ein andrer Mensch in der ähnlichen Lage ohne Bewußtsein empfinden würde. Mit Gemälden ist es ein ganz ähnlicher Fall. Aus einer ängstlichen, wenn auch noch so lange und eifrig fortgesetzten Beobachtung der Wirklichkeit wird niemals etwas Ganzes hervorgehen. Selbst bei denjenigen Kunstgattungen, die durch ihre Natur auf Detailmalerei angewiesen sind, z. B. beim Humor und beim Genre, muß die eigne Seele das Meiste thun. So überläßt sich z. B. Dickens in seinen glänzendsten Stellen nicht den äußern Eindrücken, sondern er folgt dem Impuls seiner trunkenen Laune, die freilich zuweilen über die Grenze des Natürlichen hinausschweift, aber fast immer poetisch wahr ist. Ein vollendeter Dichter wird sein, wer beide Talente harmonisch verbindet: wer in seiner eignen Seele große Empfindungen, Gestalten und Perspectiven vorfindet und der Wirklichkeit ein gesundes Auge und eine schnell fassende Aufmerksamkeit entgegenbringt, um diesen Gestalten Fleisch und Blut zu geben.

Wenn wir Thackeray einen Virtuosen der Beobachtung nennen, so meinen wir damit keineswegs, daß seine Darstellungen sich ausschließlich auf die Beobachtung zurückführen lassen. So lange und so viel er auch gelebt hat, bevor er an sein erstes größeres Werk ging, so reicht doch ein volles Menschenleben nicht aus, um diese Fülle kleiner Züge zusammenzubringen, mit denen er in dem Markt des Lebens die Leser überraschte. Aber die Beobachtung ist der Maßstab für seine Production. Er schneidet nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, seine Gestalten aus vollem Holze, sondern er folgt dem Gesetz der Analogie. Er erfindet, oder, wenn man will, er empfindet Charakterzüge, die den beobachteten Charakterzügen parallellaufen. Wenn Vanity-Fair auf die Romanleser einen so außerordentlichen Eindruck hervorbrachte, so war dieser bis zu einem gewissen Grade vollkommen gerechtfertigt, denn eine so scharfe Sonde hatte noch kein belletristischer Anatom an die Fasern des menschlichen Herzens gelegt, und man konnte sich schmeicheln, aus seinen Darstellungen mehr zu lernen, als aus einem beliebigen Lehrbuch der Psychologie. Nebenbei entsprach sein poetisches Talent einer herrschenden Stimmung der Zeit. Man hatte seit den großen philosophischen Bemühungen zu Anfang dieses Jahrhunderts mit vielen Illusionen gebrochen, man hatte seinen eignen Glauben verloren und fast die Hoffnung aufgegeben, sich einen neuen Glauben anzueignen. Dieser Stimmung mußte sehr erwünscht sein, wenn ein reichbegabtes Talent die glauben- und haltlose Welt in einem verschönernden Licht zeigte. Es war ein aus Schadenfreude und Rührung gemischtes Gefühl, mit dem man diese Zergliederung der menschlichen Natur verfolgte, eine Zergliederung, die dem Anschein nach nicht darauf ausging, den Schöpfer anzuklagen, sondern ihn gegen

die Vorwürfe einseitiger Moralisten zu rechtfertigen, denn Thackeray ist nicht ein Pessimist in der Weise Balzacs, der zuweilen mit einer wahrhaft infernalischen Freude das Schlechte als den Kern der menschlichen Natur entwickelt; er glaubte im Gegentheil, die menschliche Natur wieder zu Ehren zu bringen, wenn er das Böse im Guten, das Gute im Bösen aufzeigt, und die chemische Mischung aus beiden als die Wirklichkeit darstellt. „Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!" Das ist der durchgehende Gedanke seines Buchs. Seine Fabel ist aber auch nicht eigentlich humoristisch, obgleich hin und wieder eine glänzende humoristische Stelle vorkommt, denn der wahre Humor, der sich den tollen Eingebungen der Laune mit Zuversicht überlassen darf, muß sich auf ein starkes Rechtsgefühl stützen, um sich darauf verlassen zu können, daß er den Faden in diesem Labyrinth nicht verliert. Einen solchen Humor hat im größten Stil Shakespeare, in kleinerem Maßstab W. Scott, Jean Paul, Dickens. Alle diese Männer ziehen eine sehr strenge Scheidelinie zwischen Gut und Böse, und um diesen festen Grundstamm des Glaubens schlingt sich dann das üppige Rankengewächs ihrer Phantasie in reichster Fülle. Der Skepticismus dagegen muß seine Gefühle fortwährend bekämpfen; er muß vorsichtig gegen die Eingebungen seines Herzens sein, sie dämpfen und zurückhalten, um nicht in die Lage versetzt zu werden, sie zurücknehmen zu müssen. Ein freier übermüthiger Humor kann aus dieser Stimmung niemals hervorgehen.

Vanity-Fair gewann außerordentlich durch den historischen Hintergrund. In der Einförmigkeit des kleinbürgerlichen Lebens wird man durch die mikroskopische Beobachtung leicht ermüdet; aber die Episode der Schlacht bei Waterloo brachte in das graue Gemälde einen höchst wohlthuenden Contrast, durch den die Aufmerksamkeit wieder aufgerüttelt wurde. — Dieser Vorzug fehlt dem zweiten Roman: Pendennis, der übrigens nicht minder zierlich und fein ausgearbeitet war, als das frühere Werk, bei dem man aber doch herausfühlte, daß der anscheinende Reichthum des Dichters eine bestimmte Grenze habe; denn die Hauptfiguren des neuen Romans glichen denen des alten bis zum Verwechseln, obgleich der Dichter sichtlich bemüht gewesen war, durch scharf hervorgehobene Nuancen den Unterschied deutlich zu machen. Wer Pendennis nach Vanity-Fair las, fand in der Regel eine Abschwächung des Talents. Wir haben aber die Beobachtung gemacht, daß bei einer umgekehrten Reihenfolge ein entgegengesetztes Urtheil erfolgte, und finden es ganz begreiflich, denn das Virtuosenthum imponirt nur zum ersten Mal; sobald man den Kunstgriff weghat, wird man kritisch gestimmt und sieht dem Künstler schärfer auf die Finger, als zum ersten Mal. — Henry Esmond tritt durch seine vorwiegend historische Localfarbe aus dieser Reihe heraus. Dagegen ist der neue Roman wieder ganz im Stil von Vanity-Fair, wieder eine unendliche

Reihe seiner Beobachtungen, wieder eine völlige Abwesenheit aller Composition, wieder jene pessimistische Grundstimmung, die grade in den edelsten Seiten des Herzens die Schwächen aufsucht und folgerichtig die Schwächen beschönigt. Wir haben viele einzelne Stellen gefunden, die Theilnahme, Rührung oder Heiterkeit erwecken; wir haben der Menschenkenntniß des Verfassers auch dies Mal unsere Bewunderung nicht versagen können; aber wir müssen es grade heraussagen, das Buch als Ganzes hat uns entsetzlich gelangweilt, und wenn wir es dennoch zu Ende gebracht haben, so war das ein Act des Willens, der uns nicht leicht geworden ist. Wir glauben, daß es den meisten Lesern ebenso ergehen wird.

Jede größere Dichtung, gleichviel ob Epos, Drama oder Roman, hat die Aufgabe, uns eine bestimmt zusammenhängende, nach dem Gesetz der Spannung geordnete Geschichte zu erzählen; wenn man aber einzelne Begebenheiten aneinanderfädelt, die nichts weiter gemein haben, als daß dieselben Personen darin auftreten, so ermüdet das auch die rüstigste Aufmerksamkeit. Thackeray ist in einen Fehler verfallen, den er Balzac abgelernt hat: er läßt mehre Personen des Pendennis wieder auftreten, ja er stellt Pendennis selbst als den Autor des vorliegenden Werks dar, und verspricht, in einem nächstfolgenden Roman die Lebensbeschreibung einzelner Personen, die hier abgebrochen wird, weiter fortzusetzen. Es liegt darin ein Verkennen aller Kunst. In der Wirklichkeit gehen freilich die Fäden unaufhörlich ineinander über, und es gibt nirgend einen Abschluß. Die Kunst soll aber eben diesen Abschluß finden, und uns ein fertiges Gemälde geben. In der Physiognomie der Personen, die fortwährend aus dem Rahmen heraussehen, liegt etwas Verschwommenes und Unbestimmtes, was durch die scharfe Charakteristik des Einzelnen nicht aufgehoben wird.

Je größer das Talent ist, dessen Mißbrauch wir beklagen müssen, desto schärfer haben wir auf die Uebelstände der ganzen Richtung hinzuweisen, um vor Nachahmung zu warnen.

Die mikroskopische Beobachtung ertödtet zunächst allen Idealismus, und ersetzt ihn durch eine trübe, sentimentale Stimmung, die niemals recht weiß, ob sie weinen oder lachen soll. Dem Anschein nach hat man die reine Wirklichkeit vor sich, in der That aber ist es nichts als die plastische Versinnlichung einer subjectiven Stimmung, weshalb sich der Dichter denn auch fortwährend veranlaßt sieht, mit seiner eignen Person hervorzutreten, den Leser darauf aufmerksam zu machen, wie richtig seine Anschauung sei, den Kritiker zurechtzuweisen und über Gott und die Welt zu philosophiren. Man kann diese Darstellung auch nicht als eine Satire gegen bestehende Uebelstände annehmen, denn zur Satire gehört ein fester Glaube. Die schönen und großen Momente werden nicht rein dargestellt, denn es breitet sich von vornherein

der Schatten einer Ironie darüber, die im Grunde sehr wohlfeil ist. In dem heiligsten Enthusiasmus bemerkt man zuweilen, daß der Braten angebrannt ist, daß der Ofen dunstet, daß der Stiefel drückt u. s. w. Es gehört kein sehr großer Scharfsinn dazu, um zu entdecken, daß große und kleine Züge gleichzeitig nebeneinander vorkommen. Ein altes Sprichwort sagt: Für den Bedienten gibt es keinen Helden: aber nicht weil der Held kein Held, sondern weil der Bediente ein Bediente ist. Wir wollen mit diesem Vergleich nichts Nachtheiliges gegen Thackeray sagen. Die Verwandtschaft liegt nur in der Art der Beobachtung. Beim Bedienten liegt es in seiner Natur, wenn er in dem Herrn nichts weiter sieht, als wie er sich ankleidet, sich räuspert, ißt und trinkt u. s. w. Thackeray kann das Große und Gute wol sehen, aber er sieht es nicht, weil er sich mit dem Mikroskop zu nahe stellt. Seine Beobachtung ist nur scheinbar richtig, denn sie leidet an einem falschen Standpunkt. Er setzt sich den Körper gewissermaßen erst aus seinen einzelnen Theilen zusammen, die er mikroskopisch untersucht, und wobei er zuweilen die Mittelglieder ausgelassen hat. Darum auch trotz der reichen Einzelnheiten die Familienähnlichkeit so vieler seiner Figuren, denn die Grundbestandtheile der menschlichen Natur sind überall die nämlichen, und wenn man überall auf diese zurückgeht, so hat die Zahl der Combinationen eine bestimmte Grenze.

Es ist in diesen Romanen etwas von dem Materialismus unserer modernen Naturforscher. Wir wissen nicht, ob Thackeray mit Vogt, Moleschott u. s. w. bekannt ist, ob er weiß, daß der Mensch eine sich selbst heizende Locomotive ist u. s. w., aber er schafft, wie jene analysiren, und hält die Grenze seines Talents für die Grenze des wirklichen Lebens. —

Die Kammerjungfer. Roman von Fanny Lewald. Zwei Bde. Braunschweig, Vieweg & Sohn. —

Mit dem gewissenhaften Ernst und dem ehrlichen Glauben an ihre Gegenstände, welcher diese Dichterin auszeichnet, hat sich Fanny Lewald dies Mal in das verkümmerte Leben jener Mädchen vertieft, die halb gebildet sind, halb nicht, bei denen die Anhänglichkeit mit dem Unabhängigkeitstrieb abwechselt, und die mit einem Wort ziemlich unerquickliche Erscheinungen sind, wenn nicht ein günstiger Stern sich ihrer annimmt und ihnen einen angemessenen Lebenskreis anweist. Fanny Lewald hat die Natur dieser Classe richtig erkannt, sie in die angemessenen Conflicte geführt und die richtige Lösung gefunden. Nur eins fehlt dem Roman: es ist ihr nicht ganz gelungen, dem Leser für den Stoff jenes Interesse einzuflößen, das man nicht ohne weiteres voraussetzen darf. Man möchte ihr etwas von jener mikroskopischen Detailanschauung wünschen, die Thackeray in zu reichem Maße besitzt, denn um beschränkte Verhältnisse und unbedeutende Persönlichkeiten bedeutend und interessant zu machen,

muß man eine neue reiche Welt in ihrem Innern entdecken, durch die man den Leser überrascht. Wenn Fanny Lewald ihre richtig angelegten Contouren mit der angemessenen Farbe auszufüllen verstände, so würden wir ihr eine neue Gattung der erzählenden Poesie verdanken. —

Eine reiche Erbin. Novelle von Elfried von Taura. Leipzig, H. Hübner. (Im Album von Kober.) —

Eine gutgemeinte, aber höchst unbedeutend und mittelmäßig stilisirte Erzählung. —

Schwarzwaldau. Von Carl von Holtei. Zwei Bände. Leipzig, H. Hübner. (Im Album von Kober.) —

Der reichbegabte Erzähler hat sich hier auf ein Gebiet eingelassen, dem er nicht gewachsen ist. Er sucht nämlich merkwürdige psychologische Räthsel aufzustellen und zu lösen, aber er bringt es nur zu Monstrositäten von greulichem Aussehn und ohne alle innere Berechtigung. Die Erfindungen in dieser Geschichte sind so willkürlich und seltsam, daß man zuweilen alle Fassung verliert. Das Buch ist eine entschiedene Verirrung, und wir wünschen, daß Holtei sich bald zu seinem natürlichen Beruf wieder zurückwenden möchte, zur einfachen, heitern, gemüthlichen Erzählung. —

Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall. Herausgegeben und eingeleitet von Levin Schücking. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. —

Louise von Gall wurde 1815 zu Darmstadt geboren, die Tochter eines Generals, der aber noch vor ihrer Geburt starb. Ihre Mutter, mit der sie 1840 nach Wien gegangen war, verlor sie schon im folgenden Jahre. Ein Aufenthalt in St. Goar im Sommer 1842 machte sie mit Freiligrath, Simrock, Geibel und Longfellow bekannt und regte sie zu novellistischen Productionen an, die im Morgenblatt erschienen und 1845 unter dem Titel: Frauennovellen, gesammelt wurden. Im Sommer 1843 lernte sie Levin Schücking kennen, mit dem sie sich noch in demselben Jahre verheirathete. Auch der mütterlichen Freundin ihres Mannes, Annette von Droste, trat sie näher. 1845 übernahm Levin Schücking die Redaction des Feuilletons der kölnischen Zeitung und blieb daselbst bis 1853, wo er sich auf seine Besitzung Sassenberg bei Münster in Westphalen zurückzog. Im Winter von 1847 zu 48 war er mit seiner Frau in Rom gewesen. Schon im März 1855 starb sie in ihrem neuen Aufenthalt. In den letzten Jahren waren von ihr zwei Romane erschienen: „Gegen den Strom" (1851), „der neue Kreuzritter" (1853). Eine Anzahl ihrer Novellen wurde gesammelt in den „Familiengeschichten von Levin

Schücking und Louise von Gall" (1854). Auch in Lustspielen hat sie sich dreimal versucht: „Ich hab's gewagt;" „die gnädige Frau;" und „ein schlechtes Gewissen." Die vorliegenden Novellen gehören nach dem Urtheil ihres Mannes zu ihren reifsten Leistungen. Sie nehmen in der That eine ehrenvolle Stelle in der Damenliteratur ein, vor allem wegen einer gewissen gebildeten Ironie, die aber wohl zu unterscheiden ist von der romantischen Ironie. Die Dichterin läßt sich durch ihre augenblicklichen Impulse nicht vollständig hinreißen, sie bleibt ihren Stimmungen gegenüber frei und hat daher ein wirkliches Urtheil über ihre Charaktere; aber sie meint es zugleich mit ihnen ehrlich und stellt nichts dar, als was sich aus ihrer Natur wirklich herleiten läßt. Ihre Anschauung ist nicht reich, obgleich das Costüm häufig genug wechselt; aber sie ist gebildet. Daß ihre Naturkraft nicht stark ist, zeigt sich hauptsächlich in der Unterhaltung, bei der man fast immer die mitarbeitende Reflexion wahrnimmt. Einen interessanten Vergleich bietet die kleine Novelle „Gretchen" mit dem vorher erwähnten Roman von Fanny Lewald, der einen ganz ähnlichen Stoff behandelt. Die kleine Novelle ist zierlicher und eleganter, aber im Roman ist doch mehr wahres und ursprüngliches Leben. —

Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. A. Gatty. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. —

Es ist das bekannte sentimental-phantastische Genre, welches eigentlich erst von Deutschland nach England übertragen ist, und in welchem Andersen der Ruhm der größten Virtuosität zukommt; übrigens ganz geschickt ausgeführt. —

Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Von M. G. Saphir aus seinen Schriften gesammelt. 5. und 6. Lieferung. Pesth, Hartleben. —

Aus dem Stil dieses Buchs, der Jean Paul und Börne nachgebildet ist, kann man sich, obgleich er nur eine Travestie ist, die Fehler des Urbilds recht deutlich vergegenwärtigen. —

Bibliothèque internationale. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnée & Co. —

Die Sammlung enthält in ihren neuesten Lieferungen zunächst sehr unterhaltend erzählte Seegeschichten von Casimir Henricy: Die Perle von Gravelingen, bei denen wir aber doch gewünscht hätten, daß der Verfasser einen etwas weniger hohen Ton angestimmt hätte; ferner die Geschichte Cäsars von Alex. Dumas in vier Bänden, ein höchst wunderliches, aber amüsantes Buch, wenn auch die Heiterkeit, die es erregt, zuweilen mehr dem Verfasser, als dem Gegenstande gilt. — Reiseschilderungen aus Mexico, Schilderungen vom Präsidenten Santa Anna, zum Theil recht interessanter Art, enthält der vierte

Band des Buchs Marie Giovanni, journal de voyage d'une Parisienne, redigé par Alexandre Dumas. — Einen sehr liebenswürdigen Humor entwickeln die Jagdgeschichten, die der Marquis von Foudras in seinem Buch Les hommes des bois, zwei Bände, gesammelt hat, namentlich die erste Geschichte, das Jagdabenteuer einiger burgundischer Pfarrer aus der Zeit des ancien régime ist mit viel guter Laune erzählt. — Ein neuer Roman von Gondrecourt in zwei Bänden: Une vraie femme, fängt mit gar nicht uninteressanten Skizzen aus dem blasirten und liederlichen pariser Leben an, aber nur um den Leser gleich darauf in die complicirteste Romantik zu verführen. Seit zehn Jahren ist die französische Belletristik in einem fortwährenden Sinken, und das Epigonenthnm, welches man auch der deutschen Literatur nachsagt, macht sich in der französischen noch viel auffallender geltend. — Gleichzeitig ist von diesem Roman eine Uebersetzung von Dr. Engelmann erschienen, im neuen belletristischen Lesecabinet (Pesth, Wien und Leipzig, Hartleben), Lieferung 276—281.

Berliner Eindrücke.

2.

Das Haus der Abgeordneten.

(Fortsetzung.)

Bei der weitern Durchmusterung des Hauses will ich mich heute lediglich auf das formale Talent seiner Mitglieder beschränken, so weit ich dasselbe durch eignes Anhören beurtheilen kann. Lassen Sie mich die Bemerkung vorausschicken, daß der Eindruck kein sehr günstiger ist. Ehe wir ein parlamentarisches Leben besaßen, freute man sich allgemein über die Entwicklung der Beredtsamkeit, die mit einem solchen unzertrennlich verbunden sein würde, und in der That erregten auch die parlamentarischen Anfänge große Hoffnungen. In der zweiten Kammer von 1849 wurde im Allgemeinen sehr gut gesprochen, und auch bei minder begabten Rednern sah man, daß sie sich zusammennahmen, um in einer gewählten Gesellschaft nicht zurückzubleiben. Bei der gegenwärtigen Versammlung muß man nun in den meisten Fällen wahrnehmen, daß jeder redet, was ihm grade in den Sinn kommt. Nur selten nimmt man eine gründliche Vorbereitung wahr, nur selten ist also der Redestoff so gruppirt, daß er den beabsichtigten Eindruck macht. Man merkt doch sehr, daß von der Rechten Stahl, Graf Arnim-Boitzenburg und Bismark-Schönhausen, vom Centrum Vincke, Simson und der ältere Camphausen, von der Linken Kirchmann, Waldeck, Berg, Bucher u. s. w. fehlen. Für den Zuschauer, der nicht mit der

nöthigen Aufmerksamkeit das Ganze beobachtet, ist die Linke im Nachtheil, denn die Rechte ist in der entschiedenen Majorität, und auch ihre unbedeutendsten und ungeschicktesten Redner werden von der Masse getragen und gestützt, während die Redner der Linken sich erst mühsam Gehör zu erkämpfen haben. Nun ist die Beredtsamkeit beim parlamentarischen Wesen zwar nur etwas Secundäres; es kommt mehr darauf an, was beschlossen, als was gesprochen wird, aber für eine kleine Minorität, die voraussichtlich in allen ernsten Abstimmungen unterliegen muß, ist es durchaus nothwendig, daß sie sich durch das Wort Geltung verschafft; denn das ist eigentlich der einzige Gewinn, den der Liberalismus bei der jetzigen Einrichtung der Häuser davongetragen hat, daß ein freies Wort sich hören lassen darf, und ein solches geschickt ausgesprochen hinterläßt doch immer einen bleibenden Eindruck, wenn es auch keine unmittelbare Wirkung mehr thut.

Aber diese günstige Stellung der Rechten verleitet sie auch, sich mit der größten Bequemlichkeit gehen zu lassen. Wenn wir ein paar begabte Redner ausnehmen, wird von Seiten der ministeriellen Partei viel schlechter gesprochen, als von der Opposition. Man ist überzeugt, es müsse alles durchgehen, was es auch sei, und dieses Gefühl gibt zu Episoden Veranlassung, wie die mit dem Grafen Pfeil.

Wenn ich nun die Redner des Hauses im Einzelnen durchgehe, so beginne ich, wie billig, mit den sieben Ministern, die im Hause sitzen. In den Debatten, denen ich beiwohnte, handelte es sich vorzugsweise um innere Angelegenheiten, also hatte der Minister des Innern Gelegenheit, fast ausschließlich das Wort zu führen. Indeß würde er auch ohne dies die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es ist ein feines, interessantes Gesicht, bei dem man alle Bewegungen augenblicklich verfolgen kann und dem man es ansieht, wie eifrig er an der Sache Theil nimmt. Wenn Herr von Westphalen einmal erklärte, er lasse sich von keiner Partei treiben, so glaube ich ihm das nach seiner Erscheinung gern. Er ist der eigentliche Führer der jetzigen reactionären Bewegung. Als Redner ist er schwach; er muß mühsam nach Worten suchen und spricht daher sehr langsam und nicht grade eindringlich; nur wenn er in Feuer geräth, wie das ein paar Mal während meiner Anwesenheit geschah, findet auch seine Rede die nöthige Schnellkraft. Von den übrigen Ministern habe ich nur den jüngern Herrn von Manteuffel gehört, aber von dem, was er sagte, nicht viel verstanden, denn er sprach zwar mit großer Heftigkeit, aber er verwickelte sich in jedem Satz mit der Construction, und für einzelne Anspielungen, die offenbar vorkamen, fehlte mir der Schlüssel. — Unter den verschiedenen Regierungscommissarien, die im Lauf der Debatte sprachen, zeigte keiner ein hervorragendes Talent. — Noch muß ich bemerken, daß in der Debatte über den Schwerinschen Antrag der Minister des Innern

erklärte, er sei bei den Maßregeln gegen die Presse persönlich nicht betheiligt gewesen.

Die Redner von der rechten Seite gehören fast ausschließlich der äußersten Rechten an, die, wie ich höre, 38 Personen stark sein soll. In den Doctrinen ist nun zwar zwischen dieser Fraction und der übrigen Rechten ein großer Unterschied, denn fast bei jeder Streichung eines Verfassungsparagraphen erklären die ministeriellen Redner, es handle sich hier gar nicht um einen principiellen Gegensatz, sondern nur um eine Rücksicht der Zweckmäßigkeit, während von der äußersten Rechten versichert wird, es handle sich allerdings um einen principiellen Gegensatz, und die Zweckmäßigkeitsfrage komme erst in zweiter Linie in Betracht. Abgesehen von diesem theoretischen Widerspruch habe ich in den Resultaten keinen Unterschied entdecken können. Die beiden Fractionen stimmen regelmäßig zusammen, sie unterstützen einander, und die in meinem vorigen Brief erwähnte dramatische Action des Lachens, Murrens u. s. w. ist beiden gemeinsam. Die Fraction Schmückert-Karl, die aus 15 Mitgliedern bestand und zuweilen mit der Linken stimmte, soll sich in der letzten Zeit aufgelöst haben, weil es öfters vorkam, daß die beiden Führer bei den wichtigsten Abstimmungen fehlten.

Auf der Rechten sucht man zunächst nach Herrn von Gerlach, und man hat auch fast bei jeder Debatte Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Im Jahr 1850 erschien ein Buch: Parlamentarische Größen, von Walter Rogge; in diesem finden Sie eine Charakteristik des berühmten Redners, in der jeder Zug getroffen ist. Man muß in dem Redner und Deputirten keine Spur von dem Rundschauer der Kreuzzeitung suchen. Er spricht nicht mit der Salbung eines Predigers, sondern mit der Grazie eines feinen, gebildeten Weltmanns, der gern einen Scherz macht und der ein großes Talent besitzt, in allen Dingen die komische Seite herauszufinden. Wenn man seine Reden liest, so begreift man nicht, wie so etwas Aufsehen machen kann, denn von Reichthum der Gedanken, von logischer Disposition oder von Wärme ist keine Rede darin; aber wenn man ihn hört, kann man sich eines gewissen Interesses selbst nicht erwehren. Er spricht mit der Gewandtheit eines Weltmanns, der nie verlegen ist, seine Einfälle sind mitunter wirklich überraschend komisch, man glaubt, einer Unterhaltung im Salon beizuwohnen. Dazu kommt sein schönes, ausdrucksvolles Gesicht, was bei einem Redner doch auch zur Sache gehört. Er macht den Eindruck eines stattlichen alten Herrn, der sich viel in guter Gesellschaft bewegt hat, der sich in seine Doctrinen so weit drapirt, als es nöthig ist, um ein persönliches Interesse zu erregen, und der zwar nie im Stande ist, einen Scherz zu unterdrücken, aber der auch für diesen Scherz in der Regel die schickliche Form findet. Auf die Sache selbst geht er niemals ein, im Grunde auch wenig auf seine eignen Theorien, denn diese sind für ihn eine so ab-

gemachte Sache, daß er es gar nicht der Mühe werth findet, weiter darüber zu reden, daß er nur hin und wieder seine Gegner darauf hinweist als auf etwas, das sie nur in der Uebereilung vergessen könnten. Obgleich er den Gegenrednern fortwährend zu factischen Berichtigungen und zu persönlichen Bemerkungen Veranlassung gibt, scheint er doch mit ihnen in gutem Verkehr zu stehen; er unterhält sich während der Sitzung fortwährend mit Männern von der Linken, scherzt mit ihnen und sieht so aus, als ob er das Ganze nur wie ein geselliges Vergnügen auffaßte. — Wenn Herr von Gerlach nur gelegentlich auf seine Principien anspielt, so ist sein Freund, der Abgeordnete Wagener, ehemaliger Redacteur der Kreuzzeitung, jetzt Rittergutsbesitzer und gesuchter Rechtsanwalt, desto unermüdlicher, sie durch ausführliche Vorträge fortwährend dem Gedächtniß wieder einzuschärfen. Als ich ihn zum ersten Mal hörte, fiel mir sein geläufiger und zusammenhängender Vortrag auf; er war einer der Wenigen, die nicht stotterten und nach einer bestimmten Disposition sprachen, was um so mehr Anerkennung verdiente, da er augenscheinlich extemporirte. Die Art seines Vortrags ist freilich nicht angenehm. Wenn Sie einmal Döring in der Rolle des Elias Krumm gehört haben, so haben Sie eine deutliche Vorstellung von seinem Tonfall. Wenn man ihn öfters hört, so verliert sich der Respect vor seinem Talent. Er spricht im Grunde immer dasselbe. Um welche Frage es sich auch handeln mag, er weiß sie augenblicklich auf den Gegensatz zwischen dem ständischen und dem constitutionellen Staat hinüberzuspielen, und in diesem Gegensatz ist er allerdings zu Hause. Er verfehlt nie ein Stichwort, und wenn man von seinen polemischen Bemerkungen die erste Hälfte gehört hat, kann man sich das Weitere sofort ergänzen. — Uebrigens ist Wagener eine merkwürdige Probe unsrer so viel gerühmten Cultur. Er gehört bekanntlich zu den Irvingianern, einer Sekte, oder wie man es sonst nennen will, welche die früher verloren gegangene Gabe der Weissagung in sich wieder erweckt hat, sich infolge dessen viel mit der Apokalypse beschäftigt und die demnächst bevorstehende Herniederkunft des Herrn erwartet. Bei so etwas denkt man gewöhnlich an einen düstern, verschlossenen Schwärmer, bei dem das innere vulkanische Feuer nur zuweilen dämonisch hervorbricht; der ehemalige Redacteur der Kreuzzeitung macht dagegen den Eindruck eines sehr vergnügten Mannes, der sich außerordentlich freut, wenn eine Stelle in seiner Rede beklatscht wird, und der von seinen eignen Vorträgen mit einem innern Behagen erfüllt wird. Als er die bekannte Erklärung abgab, als Christ bereue er, in der Kreuzzeitung seine Gegner verdächtigt zu haben, setzte er sich nieder, als wenn er einen guten Witz gemacht hätte, und den Eindruck machte in der That die ganze Scene, um so mehr, da er in jeder seiner spätern Reden neue Verdächtigungen vortrug. Uebrigens muß ich hinzusetzen, daß diese Verdächtigungen mehr allgemeiner, politischer Art waren,

nicht, wie früher im Zuschauer der Kreuzzeitung, gemeine persönliche Schimpfreden. Im Ganzen ist Herr Wagener wol mehr Advocat, als Viceengel, oder wie sonst das Amt heißt, das er in seiner Gemeinde bekleidet. — Diesen beiden Führern zur Seite thut sich ein Rittergutsbesitzer aus Pommern, Herr von Blankenburg, hervor, der ganz in die Fußtapfen des Herrn v. Bismark-Schönhausen zu treten scheint. Von der Sache selbst redet er ebensowenig, als die beiden andern; er ist in einer beständigen Philippica gegen den Liberalismus begriffen; aber er bewegt sich auch bei Persönlichkeiten im Ganzen in schicklichen Formen. — Von der äußersten Rechten spricht sonst nur noch der Landrath Freiherr von der Horst, im Ganzen mit mehr Eifer, als Sachkenntniß. — Von der sogenannten gemäßigten Rechten sind als Redner nur noch der Staatsanwalt Heise aus Halle und der Geheime Justizrath und Professor v. Keller von Bedeutung. Den letztern habe ich nur in einzelnen persönlichen Bemerkungen gehört; der erste gilt bei seiner Partei als zweiter Vincke, allein die einzige Aehnlichkeit möchte darin liegen, daß beide sehr rasch und sehr laut sprechen. Herr Heise bringt in wenigen Minuten eine Zahl von Worten zu Wege, die ihm kein andrer in dieser Schnelligkeit nachsprechen würde, aber die Zahl der Gedanken steht mit der Zahl der Worte in keinem Verhältniß und so wirkt diese Beredtsamkeit, über die man anfangs erstaunt, zuletzt ermüdend, wie ein eintöniges Wagengerassel. Herr Heise soll früher eifriger Demokrat gewesen sein. Nun ist an sich gegen eine motivirte Aenderung seiner Ueberzeugung nichts einzuwenden, nur scheint mir das Behagen, mit dem er seine jetzige Function als Staatsanwalt hervorhebt, mit dem er erzählt, wie er diese oder jene Broschüre als hochverrätherisch qualificirt habe, nicht am Platze zu sein. — Mit diesen Personen ist, so viel ich gehört habe, das Verzeichniß der Redner auf der Rechten erschöpft. Bei den andern, die noch zuweilen hervortreten, ist es mehr ein Stottern, als ein Sprechen. Die Phalanx der 70 Landräthe, die den Stamm der ministeriellen Partei bilden, hat andre Aufgaben, als die Redekunst und ich finde es ganz begreiflich, daß sie regelmäßig bald nach Anfang der Debatte den Schluß verlangen. „Thaten sind besser, als Worte!“ sagt ein berühmter Staatsmann. Nun noch zwei Männer will ich namhaft machen, die zuweilen ihre eigne Partei in Verlegenheit bringen: der eine ist der Auditeur Marcard, der schon durch seine Uniform und seinen Schnurrbart à la Haynau die Aufmerksamkeit auf sich zieht und der zuweilen die wunderbarsten Dinge spricht. Bei Gelegenheit der Petition eines Mäßigkeitsvereins ließ er sich im Eifer zu der Bemerkung hinreißen, die Ritterschaft trüge nicht mehr den Helm, sondern den Destillirkolben im Wappen; eine Aeußerung, die nicht verfehlte, bei der Rechten die lebhafteste Unzufriedenheit zu erregen und die den Chef des landwirthschaftlichen Departements zu der Versicherung veranlaßte, die Ritterschaft werde unter Umständen auch den Helm zu tragen wissen. Daran ist gar

kein Zweifel, nur ist das nicht mehr eine charakteristische Eigenschaft der Ritterschaft. In Preußen ist jeder wehrpflichtig, unter Umständen muß jeder den Helm tragen. Daß die Ritterschaft sich mit dem Destillirkolben abgibt d. h. daß sie an eine rationelle Bewirthschaftung ihrer Güter denkt, ist nur eine Huldigung, die sie den modernen Ideen darbringt, ein Zeugniß für die Einsicht, daß der Adel bürgerlich werden muß, um fortzubestehen. — Der zweite, den ich zu erwähnen habe, ist Graf Pfeil. Es war eine wunderbare Nemesis, die diesen Mann ereilte, als er mit so großem Behagen die Thaten seiner ritterschaftlichen Souveränetät erzählte, die jeden nicht souveränen Bürger ins Gefängniß gebracht haben würden, und als gleich darauf der Abgeordnete Wentzel ihn auf andre Thaten aufmerksam machte, die der demagogischen Periode angehörten. Herr Graf Pfeil hat eingestanden, daß er, um dem liberalen Ministerium zu schaden, demagogisch die Massen aufgewiegelt habe; er gab auch zu, daß das eigentlich unsittlich sei. Den einzelnen Fall näher zu beleuchten, ist nicht der Mühe werth, er spricht für sich selbst; aber die Frage möchte ich doch stellen, ob alle Königlichgesinnten im April 1848 auch Anhänger des Ministeriums Schwerin-Auerswald sein mußten? Nach der Theorie des Regierungscommissarius, Geheimer Rath Hahn, gibt es ja keinen Unterschied zwischen der Treue gegen den König und der Treue gegen das Ministerium.

Auf der Seite der Opposition begegnet uns zunächst die Fraction Bethmann-Hollweg, welche, etwa 20 Mann stark, die Plätze des Centrums ausfüllt. Viele von den Männern, die man gewöhnlich dazu rechnet, sind nicht in der Kammer, von Bethmann-Hollweg selbst, von Usedom, Graf Pourtales und Bunsen. Der gegenwärtige Führer ist der Wirkliche Geheime Oberregierungsrath a. D. Mathis. Außerdem gehört dazu der Geheime Legationsrath a. D. v. Gruner, der Oberregierungsrath a. D. v. Fock, der Regierungspräsident a. D. v. Bardeleben, der Geheime Revisionsrath Ambron, der Geheime Obertribunalsrath Blömer, der Stadtrath Bock aus Berlin, auch der einzige Landrath der Opposition, Gamradt. Es ist eine stattliche Liste, die noch durch ihre Beziehung zum preußischen Wochenblatt, dem einzigen entschiedenen Organ der Opposition, eine größere Bedeutung erhält. Ich will hier die Frage bei Seite lassen, ob es von dieser Fraction nicht zweckmäßiger wäre, sich mit der eigentlichen Linken in eine nähere Verbindung einzulassen, da ihr sonst aller parlamentarische Boden fehlt. Ihre Mitglieder sind gewählt worden, nicht weil sie zu dieser Nüance, sondern weil sie zur Opposition überhaupt gehören. Indessen kommen hier so viele persönliche Rücksichten ins Spiel, daß man es um so mehr als offne Frage behandeln darf, da in allen praktischen Fragen die Bethmann-Hollwegianer mit der Opposition stimmen. In der Theorie weichen sie zwar sehr wesentlich ab und keiner von ihren Rednern unterläßt, wovon auch die Rede sein

möge, das Glaubensbekenntniß abzulegen, daß eine parlamentarische Regierung für Preußen durchaus unstatthaft sei und daß der König allein regieren müsse. Ein praktisches Interesse hat diese Abweichung der Meinungen in diesem Augenblicke durchaus nicht. — Die Erscheinung des Abgeordneten Mathis entspricht den Vorstellungen nicht, die man sich gewöhnlich von einem ältern Staatsmann macht. Er ist flink, beweglich, etwas hastig und der steife Ernst seiner Reden sticht gegen sein übriges Wesen ziemlich auffallend ab. Seine Reden sind sehr gründlich, zusammenhängend, durchdacht und voller Sachkenntniß, grade wie die Artikel im preußischen Wochenblatt; aber sie haben auch etwas von der Eintönigkeit derselben. Die ganze Partei ist insofern ein sehr wesentliches Moment innerhalb der parlamentarischen Beredtsamkeit, als sie sich streng an die Sache hält und mit Ausnahme des oben erwähnten Stichworts alle principielle Verallgemeinerungen vermeidet. Allein ebendeshalb fehlt auch ihren Reden jene dramatische Wirkung, die in einer Versammlung, wo in der That zwei Gegensätze schroff gegenüberstehen, doch nicht gering anzuschlagen ist. Als Berichterstatter einer Commission muß Herr Mathis vortrefflich sein. Leider sind aber dies Mal die Commissionswahlen so als Parteisache betrieben, daß die Opposition ganz ausgeschlossen ist. Man macht Herrn Mathis häufig seine Vergangenheit zum Vorwurf, weil er vor 1848 im Ministerium mit den Angelegenheiten der Presse d. h. mit der Censur betraut war; allein viele Jahre vor 1848 hat er sich entschieden gegen die Zweckmäßigkeit der Censur im Allgemeinen ausgesprochen und damals hatte man noch nichts dagegen einzuwenden, daß die Beamten gegen ihre Ansicht arbeiteten, wenn es nur nicht gegen ihr Gewissen war.

Indem ich mich nun zu unsern Freunden von der Linken wende, muß ich für meine Auffassung dieselbe Freiheit in Anspruch nehmen, die ich an den Gegnern ausgeübt habe. Daß Vincke fehlt, macht sich in jedem Augenblick bemerklich. Für jede Specialfrage sind die gegenwärtigen Mitglieder der Opposition so vollständig gerüstet, daß man für die politische Zukunft der Partei die besten Hoffnungen schöpfen könnte. Weniger reicht ihre Begabung für die sogenannten großen Reden aus, für die principiellen Parteikämpfe. Diese wurden in früherer Zeit meistens von Vincke geführt und es ist kein Gewinn für die Opposition gewesen, daß nun die übrigen veranlaßt sind, sich darin zu theilen. Nehmen wir die Führer der Opposition zusammen, Schwerin, Auerswald, Patow, Wentzel, Kühne und Lette, an die sich noch sehr kräftige gesinnungstüchtige Männer anschließen, wie Saucken, Harkort und andre, so finden wir fast jedes Fach des politischen Lebens auf das würdigste vertreten. Die genannten Männer, mit Ausnahme von Schwerin, sind sämmtlich im Staatsleben groß geworden und gehen von einer praktischen Auffassung der Dinge aus, die sie aus vieljähriger Erfahrung ge-

schöpft haben. Die Treue und Festigkeit, mit der sie an den Principien des Liberalismus hängen, eine Festigkeit, die jeden Patrioten erfreuen muß, hindert sie nicht, für jeden einzelnen Fall alle die concreten Gesichtspunkte in Betracht zu ziehen, die außerhalb des Princips liegen. Als eigentliche Redner dagegen stehen sie sämmtlich nicht hoch. Graf Schwerin entwickelt in einzelnen Bemerkungen einen kräftigen Humor und einen gesunden Menschenverstand, der überall den Kern der Sache trifft. Außerdem macht die hervortretende Liebenswürdigkeit seines Wesens und die hohe Achtung vor seinem Charakter, daß er mit großer Aufmerksamkeit gehört wird; aber für größere Reden ist er nicht geeignet. Er spricht incorrect, und wie mir scheint, auch nicht gehörig vorbereitet. Freilich muß ich hinzusetzen, daß er bei der längsten Rede, die ich von ihm hörte, augenscheinlich unpäßlich war; aber es war in einem Moment, wo man für einen Redner und Parteiführer die Unpäßlichkeit nicht gern mag gelten lassen. In Beziehung auf den Liberalismus seiner Ansichten erscheint er mir als der Entschiedenste der ganzen Partei. — Rudolph von Auerswald spricht gründlich, sorgfältig vorbereitet und seine Rede ist zweckmäßig gruppirt; aber sein Vortrag ist trocken und steif und würde leicht ermüden, wenn nicht die Milde seiner Formen und das echt Vornehme seiner Haltung auch die Gegner zu gewinnen wüßte. — Etwas Aehnliches gilt von Patow, der freilich etwas schneller und heftiger spricht, den ich aber in einer größern Rede zu beobachten keine Gelegenheit fand. — Kühne ist der Sprache nicht mächtig, und schon seine schwache Stimme würde die Wirkung seiner Reden beeinträchtigen; aber der feine Kopf dieses Mannes, der sich in einzelnen Bemerkungen geltend macht, würde auch dann die Aufmerksamkeit erzwingen, wenn er nicht in allen finanziellen Angelegenheiten der Versammlung geradezu unentbehrlich wäre. — Präsident Lette verdient seiner Aufopferung und Hingebung an die Sache wegen die größte Verehrung, und seine außerordentliche Geschäftskenntniß, seine Einsicht in den staatswirthschaftlichen Zusammenhang der öffentlichen Angelegenheiten würde ihm auch im Parlament eine hohe Bedeutung verleihen, wenn er nicht als Redner zu heftig und zu weitläufig wäre. In einer Versammlung, wo man die entschiedene Majorität gegen sich hat, ist es mißlich, die Aufmerksamkeit der Gegner erzwingen zu wollen; wenigstens gehört eine anders organisirte Persönlichkeit dazu. Der Pole, von dem ich in meinem vorigen Brief sprach, verstand es. Aber auch das ist ein Effect, den man nicht zu häufig wiederholen darf. — An eigentlichem Rednertalent übertrifft alle diese Männer der Präsident Wentzel. Er spricht langsam, aber mit Kraft und Nachdruck und dabei mit jenem strengen Ernst des sittlichen Gefühls, der immer wohlthuend wirkt. Seine Reden würden noch viel besser klingen, wenn er nicht zuweilen den Fehler beginge, dieselben durch allgemeine oratorische Wendungen verschönern zu wollen. Bekanntlich begegnete ihm bei

der einen Debatte, daß er sich in Beziehung auf die Schlacht von Marathon versprach. Das kann jedem vorkommen, und es war spaßhaft genug, daß es während der Sitzung von keinem seiner Gegner bemerkt wurde, daß sie erst zu Hause nachschlagen mußten; was mir aber an dem Passus unangenehm war, lag nicht in dem höchst unwesentlichen Irrthum, sondern darin, daß sich jener Ausruf mehr äußerlich an die Rede fügte, als innerlich aus derselben hervorging. Ich glaube, daß die höchste Redekunst darin besteht, den einfachen und sachgemäßen Ausdruck für die Empfindung und für die Ansicht zu finden.

Es bleibt mir noch die katholische Fraction übrig, die 50 Mann stark ist. Den ältern Reichensperger, den Kunsthistoriker, habe ich leider nicht gehört; ebensowenig den Domcapitular Neukirch, der eine der bedeutendsten Capacitäten in dieser Fraction sein soll. Der Appellationsgerichtsrath Rohden und der Oberregierungsrath Osterrath, die häufig für ihre Partei das Wort nehmen, sind ohne erhebliches rednerisches Talent; ebenso ein junger Assessor, Herr v. Mallincrodt, der in der Partei ein großes Ansehn zu genießen scheint. Ein wirklicher Redner dagegen, in diesem Augenblick wol der ausgezeichnetste in der ganzen Kammer, ist der jüngere Reichensperger, wie sein Bruder Appellationsgerichtsrath in Köln. Er verbindet Feinheit und Eleganz des Vortrags mit Feuer und Leidenschaft; er weiß genau, was er sagen will, und findet stets die richtigen Mittel, es auszudrücken. Außerdem gebietet er über einen beträchtlichen Vorrath an Stoff. Ueber seine unklare principielle Stellung habe ich mich schon ausgesprochen. Der Führer einer Partei, die das Gerlachsche Stichwort: „Autorität, nicht Majorität“, viel consequenter in sich ausgebildet hat, als die äußerste Rechte selbst, macht als entschieden liberaler Redner immer einen seltsamen Eindruck. Es wäre gut, wenn sich unsere Freunde stets daran erinnerten, daß dieses Bündniß mit den Katholiken, so fest es für den Augenblick zu stehen scheint, doch nur sehr vorübergehend sein kann; grade wie in Belgien, wo die Interessen der klerikalen und der liberalen Partei, die sich zum gemeinsamen Kampf gegen die Holländer vereinigt hatten, doch sehr bald auseinandergingen.

Bekanntlich hat die Demokratie, so weit sie ihren Journalen gehorchte, sich dies Mal an den Wahlen betheiligt, indem sie den Mitgliedern der constitutionellen Opposition ihre Stimmen gab. Um so auffallender muß es sein, daß jetzt eins jener Blätter, welche damals am lautesten für die Betheiligung an den Wahlen sprachen, auf einmal wieder den alten Ton anstimmt und so redet, als blicke es auf die beiden streitenden Parteien vom Sirius hernieder und stehe ihnen infolge dieser Entfernung gleich fern. Nach dem, was vorgefallen ist, ist das ein so auffallendes Factum, daß es wol eine nähere Untersuchung verdient.

Ludwig Tieck.

Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolph Köpke. Zwei Bände. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Ludwig Tiecks nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlässe. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Ludwig Tieck. Eine literarhistorische Skizze von J. L. Hoffmann, Studienlehrer in Nürnberg. Nürnberg, Bauer und Raspe.

Die Lebenserinnerungen sind ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntniß unserer Literaturgeschichte. Seit 1849 war Herr Köpke in fast täglichem Verkehr mit dem greisen Dichter, der ihm anfangs vieles Einzelne aus seinem Leben mittheilte und dann das Ganze im Zusammenhang noch einmal wiederholte, durchaus absichtslos und unbefangen, wie der Verfasser bemerkt, ohne auf eine etwaige Benutzung dieser Mittheilungen Rücksicht zu nehmen. Während der letzten zwei Lebensjahre des Dichters hat sich Herr Köpke alle diese Unterhaltungen sorgfältig aufgeschrieben, und theilte ihm im April 1853 diesen Umstand mit. Tieck drückte seine Zufriedenheit aus und autorisirte ihn förmlich, durch seinen authentischen Bericht die vielen Lügen zu widerlegen, die über ihn in Umlauf waren. Schon früher hatte Tieck die mündlichen Erzählungen in anderer Weise ergänzt. Lange beschäftigte ihn der Gedanke, eine Auswahl des reichhaltigen Briefwechsels herauszugeben, in dem er während eines langen literarischen Lebens mit den verschiedensten Männern gestanden hatte. In chronologischer Reihenfolge theilt er seinem Vertrauten die einzelnen Bände zur Durchsicht mit. An jeden wichtigen Brief knüpften sich Erläuterungen und häufig neue Erzählungen. Herr Köpke war anfangs unschlüssig, in welcher Form er diese Blätter herausgeben sollte; er entschied sich endlich zur Biographie. Indem wir die Zweckmäßigkeit dieser Wahl vollkommen anerkennen, haben wir doch eine kleine Ausstellung zu machen. Es kam hier nicht darauf an, eine künstlerische, gewissermaßen novellistische Abrundung zu erzielen, sondern die Authenticität des Materials überall genügend festzustellen. Es wäre daher zweckmäßig gewesen, wo er Excerpte aus den Briefen oder auch aus den gedruckten Novellen gibt, dies zu sagen, nicht erst in den Anmerkungen, sondern sofort im Text.

Am wichtigsten für die Kenntniß Tiecks ist der erste Band. Die Mittheilungen über das Jugendleben sind sehr ausführlich und machen in Bezug auf seine spätere dichterische Thätigkeit manches deutlich. Der Sohn des Handwerkers, der auf dem berliner Gymnasium durch seine persönliche Liebenswürdigkeit mit Kindern aus den höhern Ständen und durch deren Vermittlung

mit bedeutenden Männern in unmittelbare Berührung kam, der mit Leidenschaft das Theater besuchte, der schon als Secundaner und Primaner mit echter berliner Naseweisheit seinen Lehrern Aufklärung über die Bedeutung des Sophokles gab, der in possenhaften Erfindungen mit den tollsten seiner Spielkameraden wetteiferte, dann aber plötzlich wieder in eine leidenschaftliche Liebe zu einem derselben gerieth und sich aus Verzweiflung darüber würde ins Wasser gestürzt haben, wenn es — ihm nicht zu lächerlich vorgekommen wäre: — dies ist schon das vollständige Vorbild des spätern halb witzigen halb empfindsamen Romantikers. — Den größten Einfluß hatte auf ihn das Haus Reichards, in das er schon als Primaner hingezogen wurde, um an Uebungen der höhern Schauspielkunst Theil zu nehmen, und wo er seine spätere Frau, Fräulein Alberti, kennen lernte. Einmal mußte die junge dramatische Gesellschaft der Lichtenau aufspielen. Schon als Primaner skandalisirte er seinen guten Conrector einmal durch den leidenschaftlichen Wunsch nach einer Wiederherstellung der Klöster.— Die jüngern Lehrer verkehrten bald mit ihm als mit ihresgleichen. Rambach benutzte ihn als Mitarbeiter an seinen Schauergeschichten, Bernhardi weihte ihn in die Mysterien der eigentlichen Dichtkunst ein. Nach seinem Abiturientenexamen schwankte er eine Zeitlang, ob er nicht Schauspieler werden sollte, doch entschloß er sich endlich zum wirklichen Studium. In Halle verfiel er in eine krankhafte Disposition, die an Wahnsinn streifte. Durch ein lebhaftes und munteres Reiseleben heilte er sich von dieser Krankheit. Auf diesen Reisen scheint er das Schicksal gehabt zu haben, zahlreichen Verrückten zu begegnen, wie er sie nachher in seinen Novellen schildert. Wie viel davon der Phantasie und wie viel der Wirklichkeit angehört, möchten wir doch nicht entscheiden. Seit 1794 wurde er mit Nicolai bekannt und zu dessen schriftstellerischen Unternehmungen benutzt, bis 1798; aber die gleichzeitige Bekanntschaft mit den Schlegel führte zu einer immer größern Spannung in den Principien und endlich zu einem entschiedenen Bruch. Ueber das Leben in Jena und andern Mittelpunkten der Literatur bis zum Jahr 1800, wo Tieck in die Krankheit verfiel, die ihn bis zu Ende seines Lebens nicht verlassen hat, sind schon anderweit vielfache Mittheilungen vorhanden. Dagegen hätten wir über den Aufenthalt in München und in Rom, 1804 — 1806, gern etwas Ausführlicheres gehört, denn es ist noch lange nicht genügend festgestellt, wie weit sich Tieck mit dem Katholicismus eingelassen hat. Die spätere Zeit seines Lebens hat für die Literaturgeschichte weniger Bedeutung, doch sind uns auch hier die Mittheilungen willkommen.

Von den Abweichungen des Herausgebers in Bezug auf das ästhetische Urtheil kein Wort. Wir haben über die Stellung Tiecks in der Literaturgeschichte unsere Ansicht mit hinreichender Vollständigkeit auseinandergesetzt, aber wir gestehen gern zu, daß jemand, der Tieck als einzelne Erscheinung auffaßt,

mit einer andern Empfindung abschließt, als wir, die wir hauptsächlich die Beziehung von Grund und Folge im Auge haben müssen. Auch als Dichter hatte Tieck so viel liebenswürdige Seiten, daß man kein Apologet zu sein braucht, um sie gebührend zu würdigen.

Mit einer sehr lobenswerthen Genauigkeit ist das chronologische Verzeichniß von Tiecks Werken abgefaßt. Weniger interessant sind die Mittheilungen aus den ästhetischen Gesprächen mit Tieck. Tieck hat seine Ansichten über alles Mögliche in Novellen und Kritiken so häufig ausgesprochen, daß kaum noch eine Ergänzung möglich ist. Doch theilen wir einige Bemerkungen mit. Ueber Arnim sagt er: „Er arbeitet fast planlos; er schachtelt Anekdoten und Episoden ein, die ihn grade im Augenblick ansprechen, ohne sich um das Ganze zu kümmern. Er spielt mit den Dingen, seine Poesie bekommt so den Charakter des willkürlich Gemachten. Oft zieht er im Augenblicke an und weiß zu interessiren, aber ebensooft stößt er auch wieder ab durch das Willkürliche und Bizarre . . . Mit Arnim und Brentano habe ich im Leben manche persönliche Berührung gehabt, und sie fühlten sich, besonders in früherer Zeit, durch manches in meinem Wesen angezogen. Wirklich stimmten wir in einigen Punkten überein. Dennoch ist immer etwas Fremdes zwischen uns geblieben, und dichterisch habe ich mich von beiden stets fern gefühlt. Es fehlte ihnen eines was bei mir von der Poesie unzertrennlich ist, der reine und wahre Sinn für die Natur und das Natürliche. Bei ihnen kommt sie immer als etwas Reflectirtes und Gemachtes heraus; es scheint, als sei es ihnen nicht rechter Ernst mit der Sache, als sei es ein Spaß. Man hat das Gefühl, als wenn sie es auch ebensogut lassen könnten.“— Ueber Platen sagt er: „Platen hat mich immer kalt gelassen. Seine Verse werden gerühmt, und sie sind auch vortrefflich gebaut, und dafür hat er ein wahres Talent. Aber was er in diesen Versen gibt, ist doch nur mittelmäßig; in so anspruchsvollen Versen vermißt man den tiefern Inhalt am ersten. Aus seiner ganzen Poesie hört man immer die Selbstüberschätzung heraus. Besonders schwach sind seine Dramen; sie sind trocken und dürftig, es fehlt ganz an eigentlicher Composition. Er will sich nach den Alten gebildet haben und glaubt Shakespeare tadeln zu können, den er gar nicht einmal versteht.“

Die nachgelassenen Schriften enthalten nicht viel Bedeutendes. Ein dramatisches Fragment: „die Sommernacht“, von Tieck noch auf dem Gymnasium geschrieben, ist schon 1851 im Rheinischen Taschenbuche mitgetheilt. In dieselbe Classe gehört das Feenmärchen: „das Reh“ (1790). Das Puppenspiel „Hanswurst“ als Epigramm (1795) ist eine leicht hingeworfene Gelegenheitsposse. Von literarhistorischem Interesse ist in diesen Versuchen nur der „Anti-Faust oder die Geschichte eines dummen Teufels“, ein Fragment aus dem Jahre 1801, gewissermaßen eine Fortsetzung des Zerbino mit verschärfter Satire gegen

die philisterhaften Gegner der Romantik. Was die mitgetheilten lyrischen Gedichte aus der Jugendzeit betrifft, so sind wir der Ansicht, daß Tieck ganz recht daran gethan, sie von seiner Sammlung auszuschließen. Die novellistischen Fragmente sind gleichfalls unbedeutend. Aus dem projectirten Buche über Shakespeare sind sechs verschiedene Bruchstücke und Entwürfe mitgetheilt. Wir sehen daraus nur, daß Tieck unmöglich fertig werden konnte, weil er zu weit ausholte. Er scheint die ganze Geschichte des Mittelalters und außerdem noch alles Mögliche, was ihm über ästhetische Gegenstände einfiel, in den Kreis seiner Darstellung haben ziehen wollen. Der interessanteste Theil des Buchs ist eine unvollendete Abhandlung aus dem Jahr 1800: „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels Chamäleon, an diejenigen, die sich unparteilich zu sein getrauen." Es war dies die Zeit, wo die heftigsten Angriffe gegen die romantischer Schule ausbrachen. Sie hatte im Athenäum allen bisherigen Ueberlieferungen, zuweilen auch dem gesunden Menschenverstand den Krieg erklärt, sie hatte diesen Krieg gegen den herrschenden Geschmack und die Ueberzeugungen der Masse in Zerbino und den andern aristophanischen Lustspielen eifrig fortgesetzt und sie hatte durch die Lucinde und was sich daran knüpft, auch in sittlicher Beziehung die stärksten Blößen gegeben. Es war nicht zu verwundern, daß die Gegner diese Blößen benutzten. Falk, der nüchterne Satiriker, hatte in seinem Taschenbuch die Schule als bösartige Coterie gebrandmarkt, Merkel hatte in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Literatur" (1800) in seiner gewöhnlichen gemeinen Art den Mitgliedern derselben die niedrigsten Motive untergelegt; Soltau, Tiecks Concurrent bei der Uebersetzung des Don Quixote, hatte sich im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung gegen die Cameraderie erklärt; in der Laterne des Diogenes wurden die persönlichen Beziehungen Fr. Schlegels und seiner spätern Gemahlin Dorothea sehr bitter besprochen und auf dem berliner Hoftheater wurde ein satirisches Stück: „Chamäleon" aufgeführt, gewissermaßen eine Fortsetzung des „Hyperboräischen Esels", in welchem die Doctrinen der romantischen Schule einem literarischen Lump in den Mund gelegt wurden, der zuletzt als gemeiner Gauner überführt und mit Fußtritten entlassen wurde. Als Verfasser hatte sich Beck genannt, doch war bei der Ausführung einiger vorzugsweise boshafter Stellen die Hand Ifflands nicht zu verkennen, der persönlich durch die romantischen Kritiker gereizt war und nebenbei, was auch nicht verschwiegen werden darf, die laxe Moral bei ihnen gründlich verabscheute. Gegen alle diese Angriffe sollte nun die vorliegende Schrift eine Abwehr sein. Tieck wollte einmal versuchen, was er in der ernsthaften, directen Polemik leisten könne. Er hat nachher die Schrift dennoch liegen lassen und wir können das nur billigen, denn bei aller Grobheit, die er seinen Gegnern gegenüber ent-

wickelt, hätte er ihnen doch weniger damit geschadet, als sich selbst. Die Sittlichkeit der Lucinde und die Vernunft der Schlegelschen Fragmente im Athenäum zu vertheidigen, war eine schwierige Aufgabe. Die gegenseitige Lobhudelei der Schule war auch nicht abzuleugnen, und die folgende Bemerkung war wol nicht geeignet, sie zu rechtfertigen: „Ich könnte unzählige ältere, spanische, italienische und deutsche Dichter anführen, die sich öffentlich und unschuldig in Sonetten und andern Gedichten preisen und ihre gegenseitigen Werke rühmen; ja es gehörte in jener Zeit zu einem poetischen Werke, empfehlende Verse, die immer von Freunden herrührten, davorzudrucken; es war Mode und ist nur jetzt vergessen worden. Aus niedrigstem Gesichtspunkte angesehen, wäre es also ein Versuch, eine alte vergessene Mode wieder aufzubringen, die denn doch nicht so durchaus verwerflich ist. Es möchte das Verständniß manches Werkes erleichtert werden, da grade die Freunde den Freund und seine Absichten etwas mehr kennen müssen, als die übrigen Menschen." — Auch die zweifelhafte Beziehung zur Religion und überhaupt zu den leitenden Ideen des Zeitalters konnte nur durch Motive beschönigt werden, die wieder zu neuen Angriffen Gelegenheit boten. „Ich konnte es voraussehen," sagt Tieck Seite 38, „daß der Muthwille Anstoß erregen werde, den ich in einigen Schriften in der Voraussetzung trieb, es gäbe hie und da Leute, welche Witz verstehen und lieben, es sei auch einmal Zeit, zu versuchen, ob man sich denn schon an dem reinen Scherze ohne politische und moralische Beziehungen ergötzen könne d. h. ob man nun den Glauben verloren habe, das Leichteste, was durchaus kein Gewicht haben könne, bedürfe keines steinernen Fundaments. Und so entstanden aus der reinsten Lust, ohne Feindschaft gegen irgend wen zu fühlen oder mittheilen zu wollen, einige phantastische Geburten, die ich allen Lesern auf Gnade und Ungnade überließ. In diesen waren Winke eingestreut, wie mir unter gewissen Bedingungen nicht allein die deutsche, sondern die gesammte Literatur, ja alle Kunst erscheint und ich war völlig unbesorgt, wie diese Spiele einer heitern, ungetrübten Laune auf schwerfällige oder muthwillige Gemüther wirken würden, denn es kam mir nur darauf an, meinem Triebe zu gehorchen. So denke ich auch jetzt über alles, was ich bisher geschrieben habe, selbst das Früheste gereut mich nicht, ob ich gleich jetzt den Leichtsinn abgelegt habe, mit welchem ich meine ersten Versuche entwarf, weil es in der Natur der Kunst liegt, daß man anfangs nur spielen will und unvermerkt von der Heiligkeit des Spiels gefesselt wird. Aus der Heiterkeit des Geistes entwickelt sich das Licht und die Aufgabe unsers Lebens wird es, dieses rein in uns zu erhalten." — Er führt diesen Gedanken später noch weiter aus, indem er die directe Satire als eine untergeordnete Gattung darstellt und es für die höchste Erkenntniß der neuen Aesthetik erklärt: „daß es einen Witz geben könne, der in sich selber spiele und sich damit beruhige, daß

es möglich, ja nothwendig sei, die ganze Zeit und alles, was darin geschieht, für ein scherzhaftes Spiel anzusehen und daß der rechte Spaß eben der sei, an gar keinen Ernst zu glauben und so die ganze Welt gleichsam mit einer neuen Sonne zu beleuchten." —

Es ist dies das romantische Glaubensbekenntniß, aus welchem die schwersten Verirrungen unsrer Kunst hervorgegangen sind. Unsre Zeitschrift hat es sich zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, gegen die falschen Folgerungen dieses Princips anzukämpfen und fortwährend darauf hinzuweisen, daß die wahre Kunst ihren Inhalt nur aus dem sittlichen Kern des Lebens schöpfen könne. Es ist uns auch gelungen, diesem Grundsatz Geltung zu verschaffen, denn seit einigen Jahren redet alles von Sittlichkeit und wenn man ein neu erschienenes belletristisches Buch loben will, so macht man vor allen Dingen auf die zufriedenstellende sittliche Tendenz desselben aufmerksam. Sobald dies nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis allgemeine Geltung gefunden hat, darf man der komischen Poesie ihr volles Recht wieder einräumen. Der Scherz, der sich um sittliche Ideen gar nicht kümmert, hat in der Kunst wie im Leben seine volle Berechtigung, sobald er sich nur nicht da eindrängt, wo er nicht hingehört. Wenn ein Hanswurst sich an ernsthaften, das Wohl und Wehe der Menschen berührenden Fragen laut macht und den Ernst des Lebens zu einem Spiel herabsetzen will, so wird man ihn unsanft zurechtweisen dürfen, um so unsanfter, je doctrinärer er sich geberdet. Aber es gibt Zeiten, wo der Ernst des Lebens aufhört und so prosaisch es klingt, das horazische: dulce est desipere in loco hat seine volle Wahrheit. Es war ein Mißbrauch, den die Romantiker mit dem Rechte des Hanswurstes trieben, wenn sie unter ernsthaften, gravitätischen Formen in den wichtigsten Angelegenheiten die individuelle Laune geltend machen wollten, wenn sie für den Katholicismus, für Jacob Böhme und ähnliches in die Schranken traten, weil es ihnen niedlich vorkam; und was in jener Zeit noch einen gewissen Sinn hatte, wo die Moralität in der That ziemlich spießbürgerlich geworden war, wurde vollends absurd, als alle Welt sich auf die Genialität legte und als das Uebermaß an Geist allen gesunden Menschenverstand und alles Gewissen erstickte. Eine stark ausgebildete, in das Fleisch und Blut des Volks übergegangene öffentliche Meinung erträgt jede Travestie; in einem glaubenslosen Zeitalter dagegen muß man gegen phantastische Sophisten sehr auf der Hut sein.

Die wohlmeinende und mit vieler Liebe geschriebene Skizze von Hoffmann haben wir schon erwähnt.

Aus Konstantinopel.

— 14. Februar. — Das Eine ist, inmitten der Ungewißheit, die über der nächsten Zukunft schwebt, schon jetzt klar, daß, wie die Dinge nun einmal durch die Fassung der Propositionen festgelegt sind, alle Hoffnung auf die Aufrechterhaltung der Machtzustände im Orient weit weniger auf das gestellt werden dürfe, was durch den Frieden als künftig geltend ausgemittelt werden mag, als vielmehr auf die Folgen und den letztlichen Ausgang des großen Entwicklungsprocesses, der sich in der Türkei anbahnt. Dieser Proceß kann als ein Versuch bezeichnet werden, das osmanische Reich, welches durch einen von drei Großmächten garantirten Frieden in die Reihe der europäischen Mächte politisch eingeführt zu werden im Begriff steht, nun auch factisch durch seine Culturstellung und seine Kraftgröße in demselben festen Fuß fassen zu lassen. Wenn das große Experiment einerseits durch die Verbündeten der Pforte angeregt worden ist, so wird seine Durchführung in demselben Maße von der hiesigen Regierung, wie von den inneren, allmälig zu einer gewissen Selbstbestimmung kommenden Elementen, getragen werden. Niemals vielleicht lag bei einer ähnlichen Entwicklung eine größere Gefahr im Verzuge, wie bei dieser; denn die Schnelligkeit, mit der sie vor sich geht, wird dem Maße des Widerstandes entsprechen, dem man türkischerseits aus eigner Macht einem erneuten russischen Versuch zur Bezwingung entgegenstellen kann und es ist gewiß, daß dieser Versuch gemacht werden wird — um so gewisser darf man hinzusetzen, als es nicht ganz unmöglich ist, daß Neu-Byzanz sich in jener kommenden Stunde auf sich selbst oder auf einen Verbündeten, dessen Kraft sich nur auf der See in großen Proportionen entfalten kann, beschränkt sehen wird.

Es ist eine Thatsache, daß die Begriffe, welche wir mit dem verbinden, was Staaten wie England, Rußland, Frankreich, die nordamerikanische Union u. s. w. innerhalb der Machtscala der politischen Statistik bedeuten, insofern unterschiedlicher Art sind, als sie, analysirt, nicht auf dieselben Bestandtheile zurückgeführt erscheinen. Aus andern Elementen formirt sich das Product, mit welchem das britische Reich als Schwergewicht in die Wagschale der Welt einfällt, im Vergleich mit demjenigen, was Oestreich zu Gunsten seiner Stellung in Mitteleuropa einzusetzen hat. Man wird nicht fehl greifen, wenn man diese Verschiedenheit als von der gegensätzlichen Entwicklung abhängig annimmt, welche die betreffenden Staaten genommen. Oestreich, Preußen und Frankreich sind in dieser Hinsicht einander ähnlicher, weil auf dem Gang, den sie durch die rückgelegenen Zeiten nahmen, gleiche Einflüsse stetiger auf sie einwirkten. Als Continentalreiche waren sie auf die Entwicklung von Kräften hingewiesen, deren Nothwendigkeit für England erst in zweiter Linie in Betracht kam, wie für die vereinigten Staaten im transatlantischen Westen, weil sie noch weit mehr oder ganz dem Berufe eines Einwirkens auf das europäische Festland entrückt sind und ebenso die Gefahr, von hier aus angetastet zu werden, kaum in Frage gestellt werden konnte. Jene bedurften eines großen, schlagbereiten Kriegsheeres, damit eine jede Macht im nahen Aufeinanderdrängen der andern beiden, an die sich später Rußland noch anschloß, ihre Unabhängigkeit bewahren könne und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, die Freiheit Europas, seine Bewahrung vor

einer Universalherrschaft sei während der letzten zwei oder drei Jahrhunderte unter den Schutz der zwei, drei und letztlich vier großen Armeen gestellt gewesen, die einander seither weit thatsächlicher ein Gleichgewicht gehalten, wie alle andern politischen Verhältnisse. In der Existenz dieser Heere fanden die sogenannten Mächte zweiter Ordnung in Europa, so weit sie auf dem Continent gelegen und von diesem her zugänglich sind, einen um vieles wirksameren Schutz gegen irgend welche Antastung von Seiten eines übermächtigen Nachbarn, als in der eignen Wehrfähigkeit, die man bei den meisten kleineren staatlichen Existenzen mehr als eine Ehrensache, respective Bundespflicht, wie für ein Ergebniß der Nothwendigkeit und als eine praktisch wirksame Thatsache ansehen kann. Auch die Türkei war vor Ausbruch des letzten Krieges als unter den Schutz der sich balancirenden Waffen der großen europäischen Continentalmächte gestellt betrachtet worden; seit dem Frieden von Adrianopel (September 1829) ging man in dieser Hinsicht von der Voraussetzung aus, daß Rußland keinen entscheidenden Angriff auf das osmanische Reich werde unternehmen können, ohne die drei andern Hauptstaaten auf dem Festlande sofort zu seinen Gegnern zu machen und ihre Armeen wider sich anrücken zu sehen. Man darf annehmen, daß es wesentlich diese Voraussetzung ist, welche bei mehrfach sich günstig bietenden Gelegenheiten den Ehrgeiz des Zaren fesselte, wie sie auch bestimmend auf die Maßnahmen eingewirkt hat, die Rußland in Bezug auf die Entwicklung seiner Kräfte traf. Seit der Aufrichtung seiner Macht in Polen ist er von dem Gedanken ausgegangen, hier durch Fortificationen der gewaltigsten Art, durch militärische Colonisation und indem er einen Haupttheil seiner Armee daselbst bereit und dauernd stationirt hielt, eine Schranke aufzurichten, gegen die der Druck der drei andern Großheere vielleicht dereinst erfolglos anprallen werde, wenn die Stunde gekommen sei, im Orient den Würfel der Entscheidung fallen zu lassen.

Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß während der Krisis, welche den jetzigen Krieg hervorgerufen und im Verlaufe desselben jene Voraussetzung sich nicht erfüllt hat. Von den drei Großmächten auf dem europäischen Continent, in Betreff deren man gemuthmaßt hatte, daß sie aus jedem russischen Vorgreifen gegen die Türkei einen Casus belli machen würden, erhob sich nur Frankreich zu diesem Entschlusse. Oestreich ließ sich nur zu demonstrativen Maßregeln bestimmen und Preußen verfolgte eine unbestimmte Politik. Aus diesen Erfahrungen kann man etwa nachfolgende Schlüsse ziehen. Zunächst den, daß, wenn Preußen in unsern Tagen Bedenken getragen hat, den Ritterdienst für die europäische Unabhängigkeit auf sich zu nehmen, es in einer spätern Zeit, wo Rußland dem Gesetz seines materiellen Fortschritts gemäß um vieles stärker noch dastehen wird, wie heute, es für noch gefährlicher erachten wird, den Handschuh gegen den Zaren aufzunehmen. Sodann, daß Oestreich, dessen Rückhaltung doch auch etwas von dem Zagen vor einem großen entscheidungsvollen Kampfe und von der feinen Berechnung der zwischen seinen eignen conservativen Interessen und den russischen bestehenden Solidarität an sich trägt, bei der wiederkehrenden Gelegenheit sich zu derselben Rolle, die es heute gespielt hat, von den nämlichen Interessen wird bestimmen lassen und daß endlich Frankreichs Hilfe in einer andern Epoche der bedrängten Pforte nicht so gewiß sein mag, wie sie ihm bei Anbeginn der jetzigen Verwicklung gewesen,

weil in Bezug auf diese Macht vor allem zwei Möglichkeiten in Rücksicht gezogen zu werden verdienen: zunächst daß es, den heute von der napoleonischen Politik befolgten Tendenzen weiter nachgebend, die Schärfe des Gegensatzes, der zwischen dem liberalen Europa und seinem Gouvernement besteht, noch steigert und infolge dessen eine durchaus veränderte Stellung auch zu Rußland einnimmt und dann als zweite, daß vielleicht als Consequenz davon, oder aus andern Ursachen, neue revolutionäre Convulsionen es in einen Zustand der Ohnmacht zurückwerfen, in welchem es sich zu Zeiten der letzten Republik befunden, wo die im Innern widereinander gerichteten Kräfte sich dergestalt aufhoben, daß kein Rest disponibel verblieb, um ihn nach auswärts zur Verwendung zu bringen.

Diese Lage der Dinge erregt in Betreff der Aufrechterhaltung der europäischen Unabhängigkeit die größten Besorgnisse. Die Freunde der Türkei haben keineswegs das Recht, unbedingt die Behauptung hinzustellen, daß die Pforte im Stande sei, das auf sich zu nehmen, was ihre eignen Interessen und die Europas von ihr fordern. Um so sicherer ist die Nothwendigkeit, das osmanische Reich in seiner neuen, auf den großen Zweck zustrebenden Organisation dem Muster folgen zu lassen, welches in den vier großen europäischen Continentalmächten gegeben ist. Mit andern Worten: die Monarchie des Padischah kann nicht füglich etwas Anderes als eine militärische werden.

Allgemein genommen war diese Hauptbedingung für einen ferneren, gesicherten Bestand des osmanischen Reichs auch in Europa schon vor dem jetzigen Kriege klar erkannt worden, aber einer ernsten Inbetrachtnahme wirkten die Zweifel entgegen, die man damals in Betreff der Fähigkeit der Pforte, in irgend welcher Hinsicht etwas Lebensfähiges zu schaffen, überwiegend hegte. Man sah die türkische Armee, die man allerdings überschätzt, wenn man ihr das Verdienst beimißt, die Russen im Jahre 1854 aus den Donaufürstenthümern hinausgedrängt zu haben, der man aber heute kaum die Anerkennung versagen wird, daß sie, wo sie in ihrem Elemente d. h. innerhalb der fortificatorischen Defensive aufgetreten ist, Außerordentliches geleistet, und im Kriege überhaupt eine durchaus nicht gering zu schätzende Rolle gespielt hat, als ein Compositum an, welches schlechterdings zu dem Zweck, für welchen es bestimmt ist, nicht zu gebrauchen sei. Das ist nun anders geworden; auch hat man, in Anbetracht des Kraftaufwandes, dessen es diesseits bedürfen wird, um auf den beiden in Frage kommenden Kriegstheatern, dem an der Donau und in Anatolien (Armenien), eine feste Vertheidigung zu führen, welche im Stande ist, das Territorium schrittweise zu bestreiten, einige sichere Anhaltpunkte gewonnen. Man weiß heute, daß, um diesen Bedingungen entsprechen zu können, es für die europäische Seite einer Armee von 150,000 Mann (Centralarmee von 100,000 Mann und Links- oder Westarmee von 50,000 Mann, denen die beiden Punkte Schumla und Widdin als Pivots entsprechen) und für die asiatische einer andern von etwa 75,000 Mann bedürfen wird, mithin alles in allem für den Krieg selbst eines Effectivbestandes von 225,000 Mann, ungerechnet die Reserven, aus deren Fond die Nachschübe bestritten werden müßten. Diese Armee macht beinahe das Doppelte von dem aus, was die Pforte in diesem Augenblick auf den verschiedenen Kriegstheatern und im Innern zur Verfügung hat. Der Ausfall ist mithin außerordentlich groß und zur Beschaffung der Mittel, ihn zu decken, werden zunächst die Hauptanstren-

gungen zu geschehen haben. Noch wird durch diese Armee von 225,000 Mann das Reich des Sultans nicht zu einer europäisch-asiatischen Activmacht erhoben werden; aber mindestens doch zu einem Staat, der sich vertheidigen kann. In Hinsicht auf die nächsten Entwicklungen in Europa wird nicht nur alles darauf ankommen, ob das Ziel, welches hiermit hingestellt ist, an und für sich erreicht werden kann, sondern auch darauf, ob es bald erreicht wird. Zwar geht die Redensart jetzt durch aller Mund, während der nächsten funfzehn oder zwanzig Jahre werde Rußland von seinen mißlungenen Versuchen ablassen, aber es existirt nirgendwo etwas, was in solchem Sinne eine Garantie zu geben vermöchte. Gelingt es den Anstrengungen der osmanischen Regierung, das türkische Reich früher, als der Zar aufs neue losbricht, zu einer Militärmacht von den angedeuteten Dimensionen zu erheben, so wird alsdann viel gewonnen sein; gelangt man nicht so weit, dann steht viel, vielleicht alles zu befürchten. Es mag dann geschehen, daß die Türkei nur durch ein ähnliches Einschreiten Europas, wie das heutige, gerettet werden kann und falls dasselbe ausbleibt, verloren ist.

Es verbleibt hier noch der osmanischen Armee selbst und ihrer bevorstehenden Entwicklung zu erwähnen. In dieser Hinsicht theile ich nur bedingtermaßen die Ansicht, daß sie durch Hineinziehung christlicher Elemente in Hinsicht auf ihre Masse selbst zweckmäßig verstärkt werden wird. Bis zum heutigen Tage hat es seine Gefahren, Bulgaren und Griechen zu bewaffnen; man würde dadurch nur die centrifugalen Kräfte verstärken, welche die Existenz des osmanischen Reichs schon vordem bedroht haben. An die Armenier kann man nicht füglich denken, weil sie keine militärischen Eigenschaften besitzen. Dagegen wären die christlichen Albanesen wol ein Element, welches man schon jetzt heranziehen könnte, und das außerdem sich willig finden lassen würde.

Wie sich von selbst versteht wird bei jedem neuen Kriegsfall mit Rußland die türkische Vertheidigung um so mehr Chancen für sich haben, je vollständiger die in Betracht kommenden Kriegsräume für den Kriegszweck eingerichtet sind und zwar an und für sich aus allgemeinen, für jeden Kampf dieser Art geltenden Gründen, sodann aber aus dem besonderen, dessen oben schon mit den Worten Erwähnung geschehen ist, daß die fortificatorische Defensive das eigentliche Element türkischer Truppen sei. Was man unter dieser Einrichtung des Kriegsraumes zu verstehen hat, umfaßt aber durchaus nicht die Befestigungen allein; es gehören hierher auch die großen Communicationslinien, namentlich die Eisenbahnen, Chausseen, desgleichen Fluß- und Seehäfen, permanente Brücken u. s. w. Hieraus folgt, daß, insofern viele von diesen Anlagen nicht zur Staatssache gemacht, sondern Privaten zur Ausführung und nächsten Nutznießung übergeben werden, die Widerstandskraft des Landes, ohne daß sein Gouvernement Opfer dafür zu bringen brauchte, durch die Fortschritte gesteigert werden wird, welche Cultur und Verkehr mit allen ihren Folgen in demselben machen. Um hierüber zu einer richtigen und klaren Anschauung zu verhelfen, wird es genügen, auf einige Beispiele, die in den Anstrengungen, welche die jüngsten Tage gegeben haben, enthalten sind, hinzuweisen. Alle Welt redet heute von den beiden jüngst in den Wurf gebrachten Unternehmungen der großen Eisenbahnen von Konstantinopel über Adrianopel und Sofia auf Belgrad und von dem Kanal von Zernawoda nach Küstendsche. Es gibt kaum eine Seite dieser Pro-

specte, so weit sie merkantiler und finanzieller Natur sind, die nicht erwogen und des Näheren in der Oeffentlichkeit wie anderwärts besprochen worden ist; aber was wenig Würdigung bis dahin gefunden hat, das sind die hochwichtigen militärischen Beziehungen dieser beiden Werke, von denen namentlich die Eisenbahn ein Haupthebel in der Hand der türkischen Vertheidigung werden kann. Um eine Nachricht von hier aus bis Sofia oder jenseits des Balkans gelangen zu lassen, braucht man heute zwei Tage und mehr (die Posttataren reiten meistens 3—4 Tage); aber eine Truppe bedarf für diesen Marsch mindestens zwei bis drei Wochen. In Zukunft und zwar sobald die Eisenbahn bis dahin vollendet sein wird, darf man hoffen, sie binnen einem Tage an das fragliche Ziel zu schaffen und binnen zwei Tagen zur Donau, welcher letztere Marsch heute noch im günstigsten Falle einen Monat erheischt. Der erwähnte Kanal und der mit seiner Ausführung in Verbindung zu stellende Hafenbau wird ähnliche, wenn auch nicht ganz so große Verschiebungen der seitherigen Verhältnisse bedingen. Anstatt Varna zum Seedepot für die vorgeschobene Donaufronte machen zu müssen, in welcher Nothwendigkeit man sich bis jetzt befand, kann man diesen Rückhalts- wie Verpflegungs- und Versorgungspunkt bis Küstendsche vorschieben, mithin die Vertheidigungslinie auf einen ihrer Flügel, als nach hinterwärts, quer durch einen wasserlosen Landstrich stützen, wobei man nur nöthig haben wird, die Transportfahrzeuge mit Material und Lebensbedarf in den Kanal und von dort in die Donau einsegeln zu lassen, anstatt die Vorräthe löschen und darnach pr. Axe und auf verschieden langen Wegen den einzelnen Plätzen zuführen zu müssen.

Der Augenblick, in welchem ich schreibe, ist insofern bezeichnungswerth, als sich in ihm etwas vollendet hat, was vordem wenige für wahrscheinlich, und die meisten für ebenso unmöglich erachteten, als eine wirksame Reorganisation der türkischen Armee: die Wiederbasirung des osmanischen Papiergeldes oder der Kaimé. In einem Aufsatze über die osmanischen Staatsfinanzen aus dem Jahre 1854 schrieb ich, daß man die vorhandene Menge der türkischen Werthpapiere auf 800 Millionen Piaster schätzen könne. Seitdem steigerte sie sich auf etwa 1000 Millionen; aber diese Masse hatte nur nominell jenen Werth, indem sie gegen 25 Procent im Verkehr, dem Silber gegenüber, verlor. Sie repräsentirte mithin effectiv nur 750 Millionen. Die am 16. vorigen Monats erfolgte Ankunft des Herrn von Rothschild allein schon war im Stande, ein Steigen um fünf Procent zu bewirken, oder der Papiermasse von dem Werthe, welchen sie verloren hatte, 50 Millionen zurückzugeben. Heute steht der Piaster in Papier nahezu auf Pari d. h. es hat die Thätigkeit oder besser zu sagen das bloße Wort des großen Bankiers ausgereicht, um 250 Millionen auf den hiesigen Platz zu werfen, die unmittelbar vordem nicht vorhanden gewesen.

Dieser große Effect ist, wie leicht begreiflich, Mittelpunkt aller localen Gespräche geworden. Es muß eingestanden werden, daß der Vorgang vielen durchaus unerwartet gekommen ist, und sie überrascht hat. Auf der Börse in Galata herrschte in den letzten Tagen ein wahrhaft panischer Schrecken. Man wagte vor der Hand über die Wirkungen noch keine Vermuthungen aufzustellen, aber es mag geschehen, daß in der nächsten Woche viele Zahlungseinstellungen erklärt werden. Das heute erschienene „Journal de Constantinople“ widmet der „Krisis“, wie es die Situation bezeichnet, seinen ersten Artikel; die Course von Gold und Silber sind darin um et-

was höher angegeben, als sie wirklich stehen, was sich aus dem Umstande erklärt, daß ein fortdauerndes Gleiten nach unterwärts stattfand, welches erst mit dem Erreichen von Pari an sein Ende gelangt sein wird.

— — 18. Februar. — Unter den Friedenspropositionen betrifft die bei weitem wichtigste die Abtretung der Festungen Ismael und Kilia. Kommen diese Festungen nebst allen sonstigen fortificatorischen Anlagen auf dem linken Stromufer direct in die Gewalt der Pforte, anstatt lediglich unter deren Oberhoheit gestellt zu werden, so dürfte dies ein Umstand sein, welcher alle sonstigen, in den Propositionen festgestellten Verhältnisse an Wichtigkeit bei weitem überbieten und namentlich um vieles praktischere Resultate als die sogenannte Neutralisirung des schwarzen Meeres ergeben würde, denn man wolle nicht vergessen, daß die letztere eben nur eine Gewährleistung auf dem Papier ist, bei der, falls sie von russischer Seite gebrochen wird, immer erst in Frage kommen mag, ob dieser Bruch einen Krieg hervorruft, daß dagegen die Besitznahme von Kilia und Ismael u. s. w. durch türkische Truppen etwas Factisches wäre, was sich eben nur durch einen Gewaltact beseitigen ließe, der dann selbst nichts Anderes wie der Krieg sein würde.

Die Frage über die Vortheile, welche das der Pforte zu bewilligende Besatzungsrecht in Betreff der auf dem linken Donauufer gelegenen Befestigungen dem allgemeinen Interesse unsres Welttheils sichern würde, ist übrigens eine politisch-militärische, und kann um deswillen nur von eben solchem Standpunkt aus richtig und ihrer vollen Bedeutung nach aufgefaßt werden. Sie sucht ihre Basis in der Bedeutung des in Rede stehenden Stromes als Vertheidigungslinie, weshalb es wol an der Stelle sein dürfte, zunächst hierüber einiges beiläufig zu bemerken. Dieselbe ist an sich eine äußerst große, und es wirken vielfache Umstände zusammen, um sie noch zu erhöhen. Vor allem wolle man festhalten, daß in Anbetracht der räumlichen Beziehungen eine hinter der Donau aufgestellte Armee von jenseits her nicht umgangen werden kann, falls der Angriff nicht vom östreichischen Gebiet her erfolgt, und daß auch hier, da wo der Ister aufhört, die Fronte zu decken (bei Belgrad) die Save (Sau) an seine Stelle tritt, mithin der Schutz von vorn nicht ganz gebricht. Es ist daraus klar, daß eine jede Angriffsoperation gegen eine diesseitige Streitmacht von jenseits her nur durch einen Stromübergang zum Zweck kommen kann, infolge welches Umstandes es der hier etablirten Vertheidigung von jeher richtig erschienen ist, sich der Punkte zu versichern, auf denen ein solcher Uebergang mit besonderen Vortheilen bewerkstelligt werden kann. Daß derselben nur wenige sind, gereicht der Defensive zum Vortheil, weil sie bei der Bewachung ihre Aufmerksamkeit auf geringe Raumstrecken beschränken kann. Diese Punkte liegen gegenüber dem Stromufer der großen und kleinen Walachei, der Moldau und Bessarabiens immerhin auf einer Linie von großer Ausdehnung vertheilt, und da sie ihrer Zahl nach etwa acht oder neun sind, so würde ihre Vertheidigung durch ausschließlich mobile Kräfte eine Zerlegung der Defensionsarmee in ebensoviele Theile erheischen, welche durch weite Fronträume voneinander geschieden, unter sich ohne Zusammenhang wären, mithin in der Stunde der Gefahr nur auf ihre eigne Stärke angewiesen wären. Die Osmanen hatten diese Umstände richtig gewürdigt, als sie vor mehren hundert Jahren sich entschlossen, jeden ein-

zelnen Uebergangspunkt durch eine Festung zu decken, weil sie dadurch ihr Feldheer disponibel machten und in den Stand setzten, mit gesammelten Kräften, wo es der Vortheil erheischte, zu erscheinen." Es zeugte aber noch mehr von dem diesem unleugbar mit großen militärischen Talenten begabten Volke innewohnenden richtigen Verständniß der strategischen Bedingungen dieses Kriegsraumes, daß man türkischerseits nicht versäumte, sich ebenfalls auf dem Gegenufer, und zwar gegenüber den rechts besetzten Hauptpunkten zu befestigen, indem man sich dadurch sozusagen doppelte Brückenköpfe schuf, unter deren Schutze man die eigne Armee vor und zurückpassiren lassen konnte. Man handelte damit durchaus im Sinne der großen, erst durch General von Willisen zur vollen Klarheit gebrachten Regel, daß ein Hinderniß nur dann wirksam als Vertheidigungsmittel benutzt werden kann, wenn die Defension quer über dasselbe weg freie Passage hat. Zu Gunsten eines allgemeinen Verständnisses wolle man mir ein näheres Eingehen in die Details gestatten. Die Vorstellung wohnt wol jedem inne, daß zwei Heere, die dergestalt einander nahe gekommen sind, daß sie nur von einer breiten Stromlinie, welche an und für sich schwer zu überschreiten ist, geschieden werden, sich rein strategisch in ziemlich gleich bemessener Lage befinden werden; weder das diesseitige noch das jenseitige kann den respectiven Gegner erreichen, ohne das Wagniß eines ungedeckten Uebergangs auf sich zu nehmen. Das Verhältniß wird aber ein durchaus anderes, wenn die Vertheidigung auf der entgegengesetzten Seite einen oder mehre Brückenköpfe besitzt. Es tritt dann das ein, was man die Beherrschung des Hindernisses nennt. Mit dem Vortheil: die Stromlinie als reines Defensivmittel gebrauchen zu können, verbündet sich der andere: sie behufs eines Gegenangriffs zu passiren, wodurch allerdings noch nicht die zwischen der Defensive und Offensive geltende Proportion der Kräfte, jedenfalls aber doch für den Feind die Möglichkeit aufgehoben wird, das Hinderniß als eine Basis zu benutzen. Will er nichtsdestoweniger übergehen, bevor er das normale Verhältniß hervorgestellt hat d. h. ehe er die Vertheidigung durch Wegnahme des Brückenkopfes von dem eignen Ufer ausgeschlossen und auf das ihrige beschränkt hat, so muß er den letzteren mindestens maskiren d. h. taktisch (am zweckmäßigsten taktisch-fortificatorisch) einschließen, infolge welcher Maßregel er dann als von der Gemeinschaft mit der Stromseite des Angreifers als geschieden anzusehen ist. Eine solche Maskirung wird leicht auszuführen sein, wenn die Vertheidigung nur über eine kleine jenseitige Anlage verfügt; sie wird aber äußerst schwer, wenn diese von größeren Dimensionen ist. Jedenfalls wird es einleuchten, daß der Defensive in jedem Augenblick ein Gegenübergang, infolge ihres Besitzes des Brückenkopfes frei steht, und daß der ihn einschließende Angreifer darauf gefaßt sein muß, einem mit gesammelter Kraft ausgeführten Hervorbrechen seines Feindes (des Vertheidigers) zu begegnen, wonach es in Frage kommen mag, ob nach Abzug der zum Maskiren nothwendigen Massen der Offensive ausreichende Mittel übrig bleiben werden, um den angriffsweisen Uebergang auszuführen.

Wenn hiernach schon das Vorhandensein **eines** Brückenkopfes auf der zu bewältigenden Stomlinie dem Angreifenden bedeutende Schwierigkeiten macht, so werden dieselben nothwendig noch größere sein, falls sich mehre jenseitige Defensivetablissements vorfinden. Vier Fälle sind unter solchen Umständen allein denkbar:

entweder ignorirt der Angriff sie sämmtlich, geht unbekümmert über und setzt sich damit einem unmittelbaren Rückschlag aus, der nur dann nicht eintreten wird, wenn er vermöge seiner bedeutenden numerischen Ueberlegenheit noch im Stande ist, eine, den Kräften gegenüber, welche die Vertheidigung nach jenseits werfen kann, vollkommen gewachsene Streitmacht (auf dem Ufer, von dem er ausgegangen) zurückzulassen; oder er maskirt die Brückenköpfe und geht mit dem Rest seines Heeres über, ein Verfahren, welches beiläufig bemerkt, eine noch weit geringere Aussicht auf Erfolg hat, weil es sehr unwahrscheinlich ist, daß es der Defensive nicht gelingen werde, einer oder der anderen Einschließungslinie gegenüber die Uebermacht zu erlangen; — der dritte Fall ist der, in welchem er die Brückenköpfe gleichzeitig belagert, und der vierte endlich, wo diese Belagerungen einander methodisch folgen. Unter den beiden letzteren Voraussetzungen findet der Stromübergang erst statt, nachdem der Angreifer auf dem eignen Ufer entweder ganz oder mindestens doch der Hauptsache nach Herr geworden ist d. h. sich in den Besitz der meisten und wichtigsten Defensivetablissements gesetzt hat.

Im letzten Feldzuge an der Donau (1853—54) waren die Türken gleich zu Anfang, im richtigen Verständniß dieser Verhältnisse, darauf bedacht, sich jenseitige Etablissements, welche ihnen die seither bestandenen Verträge verboten hatten, zu verschaffen. Ein Versuch, gegenüber von Tortrokan (Oltenitza) führte zu keinen größeren Resultaten; aber gegenüber von Widdin (Kalafat) vermochte man sich dauernd festzusetzen. Dieser Brückenkopf auf dem äußersten linken Flügel der Vertheidigungslinie lag inzwischen nur insofern gut, als er den Zweck hatte: Serbien durch Zurückennahme jedes Ueberganges donauoberwärts zu decken. Für die Vertheidigung der bulgarischen Stromfronte im Allgemeinen würde es jedoch um vieles wirksamer gewesen sein, wenn man ein jenseitiges Etablissement auf dem äußersten rechten Flügel, etwa gegenüber von Matschin besessen hätte, weil alsdann von hieraus die ganze russische Angriffsaufstellung in der Walachei in ihren Verbindungen mit rückwärts hätte bedroht werden können.

Was damals gegolten, gilt aber auch heute noch und wird künftig gelten. Es muß jedermann einleuchten, daß die Türken in allen kommenden Kriegsfällen, behufs einer energischen Vertheidigung der Donau, ebenfalls jenseitiger Etablissements bedürfen werden, und daß dieselben weit schlechter gestellt sein würden, als sie es im letztern Feldzug waren, wenn ihnen durch walachische Festungen, im nächsten Gegenüber der osmanischen, ihr eigentlicher Platz genommen wäre, und sie um deswillen seitwärts geschoben werden müßten. Was im Besonderen unter allen Umständen sich als eine Forderung der Nothwendigkeit erweist, das ist die Belassung des Stromknotenpunktes, der durch den Zusammenfall des Pruth und Sereth mit der Donau entsteht, und von den Städten Galacz und Reni bezeichnet wird, in türkischen Händen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß an dieser Stelle natürliche Defensivelemente vorhanden sind, die, falls sie fortificatorisch geeinigt und verstärkt werden, eine Heeresmasse von 50,000 Mann in den Stand setzen können, einer dreifachen Uebermacht zu widerstehen. — Daß man auf eine Besetzung der Pruthfestungen durch türkische Truppen einen weit geringeren Werth zu legen hat, erwähnte ich schon früher.

Die politische Situation.

A. L.

Die pariser Friedensconferenzen haben kaum begonnen und schon ist die Friedensseligkeit, der man sich in den russenfreundlichen Kreisen und an den Geldbörsen Europas hingegeben hat, etwas erschüttert worden. Man sieht, daß Rußland die Sache mit der Annahme der östreichischen Vorschläge keineswegs als abgemacht betrachtet und Miene macht, in Paris Principien aufzustellen, welche es in Petersburg aus Furcht, Oestreich sofort gegen sich zu wenden, stillschweigend verleugnete. Rußland wird, nach seiner bisherigen Taktik zu urtheilen, jeden Fußbreit diplomatischen Terrains vertheidigen und wird dadurch den ihm gegenüberstehenden drei Großmächten den Probirstein für die Festigkeit ihrer Verbindung geben. Rußland muß seiner Stellung nach den Versuch machen, die Allianz derselben aufzulösen, und es kann das nur, wenn es sich an einigen Punkten der Verhandlungen entschlossen zeigt, lieber den Krieg fortzusetzen, als die Forderungen seiner Gegner zu erfüllen. — Wie werden sich solchen Probepunkten gegenüber die drei alliirten Großmächte verhalten? Diese Frage ist nicht blos für das Zustandekommen des Friedens, sondern jetzt auch für die Frage entscheidend, wie sich nach dem Frieden die Allianzen stellen werden? Da Preußen von den Conferenzen ausgeschlossen ist, möchte es scheinen, als ob sich diese letztere Frage nicht schon auf diesen Conferenzen entscheiden lasse; indessen eine Macht, von der man nicht fürchten oder hoffen kann, daß sie als Feind oder als Freund das Gewicht ihres Schwertes in die Wagschale werfen werde — die Stimme einer solchen Macht wird weder bei den jetzigen Conferenzen noch nach dem Friedensschlusse gehört werden.

Die Stellung der drei Alliirten läßt sich im Allgemeinen leicht bezeichnen. England ist am geneigtesten den Krieg wieder aufzunehmen, und stellt daher an Rußland die schwersten Forderungen, Oestreich ist am wenigsten geneigt in den Krieg einzutreten und seine Forderungen an Rußland sind daher die leichtesten. Frankreich steht zwischen beiden, ohne sich bis jetzt klar und bestimmt ausgesprochen zu haben und diese Stellung ist es, welche Frieden und Krieg als zweifelhaft erscheinen läßt. — Die Entscheidung, welche Frankreich trifft, ist um so folgenreicher, als die Meinungsverschiedenheit zwischen Oestreich und England nicht blos einzelne Friedenspunkte betrifft, sondern weil sie auf einem tieferen Gegensatz beruht und fast den Charakter der Feindschaft angenommen hat. Der französische Kaiser hat nicht blos eine Verschiedenheit der Ansichten zu entscheiden, sondern es ist ihm durch eine Politik, welche auf die Bewunderung der Nachwelt Anspruch hat, gelungen, zwei Großmächte sich um seine Allianz bewerben und eine vierte von seiner Entscheidung den Frieden hoffen zu sehen.

Dieser Gegensatz zwischen Oestreich und England, der jetzt Frankreich zum Schiedsrichter in Europa macht, ist im Grunde nur der Gegensatz zwischen Absolutismus und verfassungsmäßiger Freiheit, Katholicismus und Protestantismus, aber um ihn nicht blos mit diesen allgemeinen Ausdrücken zu bezeichnen, ist es nothwendig, einen Blick auf einige wenig bekannte Thatsachen zu werfen. — Der Gegensatz zwischen England und Oestreich trat von dem Augenblicke hervor, als sich England von den durch die heilige Allianz commandirten Interventionen in Neapel und

Spanien ausschloß; er wurde verstärkt, als Canning dann die verfassungsmäßige Freiheit zu einem propagandischen Princip der auswärtigen Politik Englands zu machen drohte. Die Folge war, daß sich die absolutistischen oder antiliberalen Staaten des Continents zu einer stillschweigenden Allianz gegen England vereinigten. Wer die Gesandtenberichte jener Zeit kennt, weiß, mit welchem fanatischen Eifer an allen Höfen dahin gewirkt wurde, den englischen Einfluß vom Continent ganz auszuschließen und jener Allianz einen formellen Ausdruck zu geben. Die Coalition, die sich gegen England vorbereitete, wurde durch den Sturz der älteren Linie der Bourbonen gesprengt. Die Dynastie Ludwig Philipps suchte ihre Anlehnung an England, dessen auswärtige Politik nunmehr einen prononcirt liberalen Charakter annehmen konnte.

Noch einmal waren die absolutistischen Mächte, und an ihrer Spitze Oestreich, nahe daran, das liberale England von jedem Einfluß auf dem Continent auszuschließen. Die gewissenlose und kurzsichtige Politik Guizots machte durch die spanischen Heirathen dem Bündniß zwischen England und Frankreich ein Ende und ein Bündniß Frankreichs mit den absolutistischen Mächten zu einer Nothwendigkeit. Aber Frankreich mußte natürlich Buße thun und Pfänder künftigen Wohlverhaltens geben. Oestreich war an dem Ziele seiner Wünsche angelangt, als Guizot sich bereit erklärte, die Schweiz in Gemeinschaft mit Oestreich, formell gegen, in Wahrheit aber für Oestreich zu besetzen; England hatte entschieden gegen den Sonderbund Partei genommen, noch einmal schien es möglich, England aus dem Rathe der Großmächte zu entfernen. Der Herzog von Broglie, als er jenen zwischen Guizot, Colloredo und Radowitz gegen die Schweiz verabredeten Plan erfuhr, warnte Guizot: „Frankreich werde eine illiberale auswärtige Politik nie auf die Dauer ertragen.“ Wenige Wochen später stürzte der Thron des Bürgerkönigs kampflos und unrühmlich von den Würfen einiger Pflastersteine zusammen, zum zweiten Mal war England durch eine innere Bewegung in Frankreich vor einer drohenden Coalition bewahrt. England hatte die Genugthuung, daß Louis Philipp mit seinem Guizot, und nicht minder Metternich in England Schutz suchen und das auseinanderfallende Oestreich Englands Vermittlung in dem italienischen Kampfe anrufen mußte.

Wenn Oestreich früher, man könnte sagen aus Metternichschem Doctrinarismus, die absolutistische Propaganda gegen England gemacht hatte, so nahm es aus dem Todeskampfe von 1848 und 1849 die Erfahrung mit heraus, daß England, wenn nicht den Zerfall der östreichischen Monarchie, doch den Abfall der italienischen Provinzen stets befördern werde. Ueberall hatte sich England gegen Oestreich erklärt, es hatte Preußen in seinen Unionsplänen so lange unterstützt, als Preußen überhaupt noch Ernst zeigte, es hatte Sardinien in seinem Kampfe um die Freiheit Norditaliens seine diplomatische Hilfe geliehen, ja selbst das Anerbieten der Aufopferung der Lombardei für zu gering erklärt, es hatte für Ungarn amtlich wenigstens Sympathien ausgesprochen. Die auswärtige Politik Oestreichs von 1850 bis 1853 war fast ausschließlich darauf gerichtet, England mit den Mitteln der Diplomatie, ja selbst harmlose englische Reisende mit denen der Polizei zu bekämpfen. Ihren Gipfelpunkt erreichte diese Feindschaft in einer bisher nicht bekannten östreichischen Note vom 24. December 1852.

Die Unsicherheit, welche die Existenz der französischen Republik über Europa

verbreitete, war mit dem 2. December verschwunden; es fragte sich aber, ob die Theilnehmer des Vertrags von Chaumont die Herrschaft eines Napoleoniden in Frankreich anerkennen würden. In jener an Rußland und Preußen gerichteten Note rieth der Fürst Schwarzenberg, nicht nur Louis Napoleon im voraus als selbstständigen Beherrscher Frankreichs anzuerkennen, sondern mit dieser Anerkennung England zuvorzukommen; er setzte auseinander, wie auch die ältere Linie der Bourbonen an die Charte und den Liberalismus gebunden sei, wie dagegen die bonapartistische Herrschaft stets absolutistisch sein, wie es daher möglich sein werde, ein bonapartisches Frankreich von England entfernt zu halten und mit dem übrigen Europa gegen England zu verbinden. Daher solle man England bei Frankreich sofort zu überbieten suchen. — Die orientalische Verwicklung machte alle solche Pläne hinfällig, aber auch während derselben hat jener alte Gegensatz nicht geruht. Während England sich Sardinien eng anschloß, benutzte Oestreich jede Gelegenheit, um zu marquiren, daß es mit England nur gehe, weil es mit Frankreich gehe. Die Presse Oestreichs, die wiener und die augsburger hat überdies nie geruht, England zu verketzern und als den eigentlichen Feind Deutschlands zu bezeichnen.

Gegenwärtig hat jener Gegensatz zwischen England und Oestreich wieder diplomatische Formen angenommen, England will den Kampf mit Rußland zu Ende kämpfen, Oestreich will ihn am liebsten gar nicht beginnen. Und hier kommen wir wieder auf die Frage, von der wir ausgingen, zurück: für welche Seite wird sich Frankreich erklären? Da die Entscheidung dieser Frage von einer einzigen Persönlichkeit abhängt, läßt sie sich natürlich immer nur annährungsweise beantworten und es muß genügen, die Anhaltpunkte anzugeben, nach denen sich jene Persönlichkeit entscheiden kann.

Für den Kaiser Napoleon war die orientalische Verwicklung nur ein Mittel, der ihn selbst bedrohenden Coalition zuvorzukommen. Die Antwort Rußlands auf jene östreichische Note vom 24. December 1852 war, man dürfe unter keinen Umständen jemals von dem Princip der Legitimität abweichen, die legitime Dynastie Frankreichs sei die bourbonische. Dem Vorbild Rußlands gehorchend erkannten Oestreich, Preußen und die deutschen Staaten nur spät und zögernd das Kaiserreich an, Rußland ging weiter und verweigerte dem neuen Kaiser sogar die hergebrachten vollen Formen der Gleichheit.

Der Kaiser Napoleon benutzte die erste Schwäche, die Rußland beging, er wußte England und dann auch Oestreich sich zu verbinden. Rußland ist gedemüthigt und wird fürs erste nicht daran denken können, die Offensive zu ergreifen.

Die nächsten Ziele des Krieges sind erreicht, aber diejenigen Mächte, welche auf den Conferenzen übereingestimmt haben, werden für die Zeit, welche nach den Conferenzen folgt, in Allianz bleiben, diejenigen Mächte, welche auf den Conferenzen sich in ihren Meinungen definitiv trennten, werden auch nachher definitiv getrennt bleiben.

Schließt sich Napoleon III. an Oestreich an, so wird er damit vor allem das intime Verhältniß aufgeben, in welches er persönlich zum englischen Königshofe getreten ist. Am englischen Hofe gilt der Kaiser nicht als der Parvenu, der er für das Haus Habsburg immer bleiben wird. Der Kaiser Napoleon verliert daher durch einen Bruch mit England dieselbe dynastische Anlehnung, welcher sich Louis Philipp durch die spanischen Heirathen beraubte.

Das Bündniß mit England, der Kampf gegen das absolutistische Rußland stellte den französischen Kaiser in der öffentlichen Meinung nicht blos Englands, sondern ganz Europas als einen Vorkämpfer für europäische Freiheit hin. Die Presse aller Länder hat über die Person und die Regierungsprincipien des Kaisers einen andern Ton nach 1854 angeschlagen, als sie vorher hatte. Diese Anerkennung des Kaisers ist nicht ohne große Mitwirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich selbst geblieben. Eine Allianz mit Oestreich würde grade die entgegengesetzte Wirkung haben. Frankreich würde in die, wie nun einmal die Zusammensetzung der östreichischen Monarchie ist, immer wesentlich illiberale und absolutistische Politik Oestreichs hineingezogen, in Deutschland und Italien Oestreich folgen müssen und würde nichts dafür gewinnen, als den Lohn des Dieners, niemals die aufrichtige Freundschaft, die eine „legitime" Dynastie im Sinne Oestreichs nur gegen eine legitime Dynastie fühlen kann. Ueberdies, die Beispiele der Bourbonen älterer und jüngerer Linie, welche wir oben erwähnten, sind nicht verlockend. Frankreich kann in der That eine auswärtige absolutistische Tendenzpolitik ebensowenig lange ertragen, als eine solche innere Politik.

Vor allem aber muß Napoleon III. das Beispiel Napoleons I. schrecken und er hat bisher am meisten Talent darin gezeigt, die Fehler seines Oheims zu vermeiden. Ein Bruch mit England kann in letzter Instanz ein Krieg mit England sein. Jeder vernünftige Staatsmann faßt als die letzte Consequenz seiner Handlungen den Krieg ins Auge. Jene Manier, ein politisches System aufzugeben, wenn die Bajonette blitzen und dann ohne weiteres zum Feinde überzugehen, wie wir 1850 davon ein Beispiel hatten, ruinirt die Politik eines Staats auf lange Zeit. Ein Krieg mit England ist aber für Frankreich etwas bei weitem Schwereres, als es ein Krieg gegen Oestreich sein würde. Während Frankreich in einem Kriege gegen Oestreich sofort an Sardinien und den italienischen Bevölkerungen Bundesgenossen finden würde und Aussicht auf Eroberungen hätte, verspricht ein Krieg gegen die Insel England Frankreich keine Eroberungen, gefährdet aber sofort die Blüte seines Handels und seiner Schiffahrt. Endlich ist England, wie die neuere Geschichte lehrt, ein sicherer Verbündeter; wer möchte aber nach den Erfahrungen von 1848 darauf rechnen, daß das verbündete Oestreich nicht im Augenblicke, wo man seiner Hilfe bedarf, grade genöthigt sei, mit seinen empörten Provinzen Krieg zu führen und seine Hauptstädte zu bombardiren? Dieselben Gründe, welche Oestreich die Allianz Frankreichs suchen machen, der Wunsch einer sichern Anlehnung für seine absolutistischen Principien, einer Garantie für seine italienischen Provinzen, macht die Allianz Oestreichs wenig wünschenswerth.

Es ist indeß ein Grund, welcher Napoleon III. bestimmen könnte, sich nicht für England, sondern für Oestreich zu entscheiden. Es ist das die Stimmung der höhern Classen Frankreichs. Der Krieg zu Gunsten der Türkei ist niemals in Frankreich populär gewesen, man hätte viel lieber, wenn das Kaiserreich doch einmal der Krieg sein sollte, den Rheinkrieg, der an die nationalen Leidenschaften und Vorurtheile anknüpfen würde, gehabt. Die Capitalisten wünschen sämmtlich den Frieden, weil der Krieg ungünstig auf die Börse einwirkt und in Frankreich, anders als in Deutschland, legt jedermann sein Geld in Effecten an. Die selbstständigen Staatsmänner endlich und fast alle Minister des Kaisers sind entweder an sich für

den Frieden oder sehen das Bündniß mit England nur ungern fortdauern. Sie sind so gewohnt, sich im Gegensatz zu England zu denken und so geneigt, bei Andern den großen Handlungen die kleinen Absichten unterzuschieben, daß der jetzige Krieg für sie nichts Anderes ist, als die Begierde Englands, den russischen Handel und die russische Marine zu zerstören. So erklärte Drouin de Lhuys, einer der wenigen selbstständigen Staatsmänner Frankreichs, am Schlusse der wiener Conferenzen, „den Krieg fortsetzen, heiße über das Ziel Frankreichs hinaus das Ziel Englands verfolgen und dieses englische Ziel auf Kosten und zum Schaden Frankreichs erreichen." Würde England darein willigen, daß dem Kriege gegen Rußland die Ausdehnung eines continentalen Eroberungskriegs gegeben werde, daß Frankreich die unsichere und halbrussische Haltung Preußens benutze, um es in den Krieg zu verwickeln, so würden diese Stimmen allerdings zum Schweigen gebracht werden, aber schwerlich wird England je eine Veränderung der Territorialverhältnisse der Westgrenze Frankreichs zugeben.

Napoleon III. hat zu wiederholten Malen gezeigt, daß er nur von sich selbst seine Entschließungen nimmt. Wiederholt hat er sich gegen den einstimmigen Rath seiner Freunde und gegen die öffentlichen Stimmen entschieden und grade solche Entscheidungen haben später die Billigung aller Welt gefunden und was erst abenteuerlich schien, z. B. die Erhebung einer spanischen Gräfin auf den Kaiserthron von Frankreich, erschien später als politisch richtig. Man weiß, daß die Minister in allen wichtigeren Fragen nur die Commis des Kaisers sind.

Wenn Rußland sich so erschöpft fühlen sollte, daß es ohne Schwierigkeit jede Forderung, auch die von England und Frankreich allein gestellten, zugestände, so würde freilich von der Entscheidung des Kaisers zu Gunsten Englands nicht Krieg oder Frieden abhängen, es wird, wenn Rußland ihn ernsthaft will, der Frieden jedenfalls zu Stande kommen, aber jene Entscheidung wird dann ein sicheres Anzeichen sein, daß das Bündniß zwischen England und Frankreich auch nach dem Friedensschluß die Situation beherrschen wird. Es ist das für Deutschland nicht ohne Wichtigkeit. Für Deutschland liegt in diesem Bündniß eine Garantie dafür, daß es zu Frankreich in einem friedlichen Verhältniß bleiben wird, und wie die Sachen nun einmal in Deutschland stehen, haben wir alle Ursache, auf solche Garantien Gewicht zu legen, die außerhalb Deutschlands liegen.

Reiseliteratur. Einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des Bekehrungswesens in China liefert das neu erschienene Werk: Mémoires sur l'état actuel de la Mission du Kiang-non (1842—1855) par le R. P. Brullion, de la compagnie de Jésus. — Als Ergänzung desselben ist der Wiederabdruck einer frühern Schrift zu betrachten: Voyages et Missions du père Alexandre de Rhodes, de la compagnie de Jésus, en la Chine et autres royaumes de l'Orient, 1854. Ueber beides gibt die Revue des deux Mondes vom 1. Februar ausführlichen Bericht. — Von englischen Büchern erwähnen wir: Achtjährige Wanderungen in Ceylon, von Baker; Fünf Jahre in Damaskus, mit einem Bericht über die Geschichte, Topographie und Alterthümer dieser Stadt, nebst Reisen und Untersuchungen in Palmyra und im Libanon, von Porter; ferner das Journal einer unternehmenden Amazone, Mrs. Duberley, während des russischen Krieges, von der Abfahrt der englischen Armee, April 1854,

bis zum Fall von Sebastopol; sodann die zweite Reise der Ida Pfeiffer um die Welt (Cap der guten Hoffnung, Borneo, Java, Sumatra, die Molukken, Californien, Panama, Peru und Vereinigte Staaten).

Eine Warnung.

Unter dem Titel: „Sammlung deutscher Lust- und Schauspiele, zum Uebersetzen in das Englische bearbeitet. Nr. 1: Die Journalisten. Lustspiel in 4 Acten von G. Freytag. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von J. Morris" ist bei Louis Ehlermann in Hannover (1856) ein Nachdruck des Lustspiels erschienen, welches vor zwei Jahren durch S. Hirzel in Leipzig verlegt wurde.

Unzweifelhaft ist das bei Louis Ehlermann erschienene Buch als gesetzwidriger Nachdruck zu betrachten. Weder das Subscribiren englischer Vocabeln unter den Text, noch das hinten angehängte Wörterbuch, noch der Zusatz auf dem Titel, welcher eine Bearbeitung des Lustspiels ankündigt, können diesem Abdruck gesetzliche Berechtigung geben. Denn die „Bearbeitung" besteht nur darin, daß von dem wörtlich nachgedruckten Text des Lustspiels hier und da ein Wort eingeklammert, ein kleiner Satz weggelassen und in dem letzten Theil des Stückes einige Scenen verstümmelt wiedergegeben sind. Ferner aber hängt die Entscheidung der Frage, ob ein Buch für Nachdruck zu halten sei, vor allem davon ab, ob der erste Verleger durch dasselbe pecuniär beeinträchtigt werden kann oder nicht. Hier ist eine Beeinträchtigung des rechtmäßigen Verlegers sicher vorauszusehen. Denn das Unternehmen von Louis Ehlermann wird trotz Noten und Lexicon zu ungewöhnlich billigem Preise ($7^1/_2$ Sgr.) verkauft, und wird dieses Preises wegen auch Käufer finden, welche dem Stück als solchem Interesse gönnen.

Aber der Unterzeichnete hat noch besondere Veranlassung, grade gegen die Art des Nachdrucks zu protestiren, welche sich als Bearbeitung ankündigt. Denn das Publicirte ist zwar ein wörtlicher, aber kein getreuer Abdruck, es enthält willkürliche und ungeschickte Abkürzungen. Diese sind nicht so umfangreich, daß sie der Ausgabe den Schein der Vollständigkeit und die wesentlichen Kennzeichen des Nachdrucks nehmen. Dagegen sind sie allerdings von der Art, daß sie dem Verfasser das Recht geben, die Ausgabe als eine Verstümmlung seiner Arbeit zu verleugnen.

Der Nachdruck kündigt sich an als erste Nummer einer Sammlung deutscher Lust- und Schauspiele an. Es ist daher nicht nur im eignen, sondern im Interesse auch andrer dramatischer Schriftsteller und ihrer Verleger auf das Ungerechtfertigte solcher Benutzung fremden Eigenthums aufmerksam zu machen. Deshalb fühlt sich der Unterzeichnete veranlaßt, vor der Ausgabe der Journalisten durch Louis Ehlermann in Hannover zu warnen, weil der deutsche Text desselben ein verstümmelter Nachdruck der rechtmäßigen Ausgabe ist.

Gustav Freytag.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Pompeji und Herculanum.

1.

Fast hundert und funfzig Jahre sind seit der Entdeckung Herculanums (1711) und über hundert seit der Entdeckung Pompejis (1748) verflossen: und in dieser Zeit ist die Literatur über die verschütteten Städte wie billig zu einer ganzen Bibliothek angewachsen, in der alle Formate vom größten Folio bis zum niedlichsten Sedez vertreten sind. Die italienischen Gelehrten haben wie natürlich zuerst die Welt über die wunderbaren Ausgrabungen belehrt, und zwar wie es die Sitte der damaligen Zeit forderte, in mächtigen Folianten. Im Jahre 1744 wurde Monsignor Brigardi von Rom eigens zur Erklärung der herculanischen Alterthümer nach Neapel berufen, und in den nächsten acht Jahren veröffentlichte er eine — Einleitung zu denselben (Prodromo delle antichità di Ercolano) in fünf Bänden. Am Ende des zweiten Bandes war der Autor (nach 1100 Druckseiten) noch nicht bis zu dem Jahre gediehen, wo Hercules den Theseus aus dem Gefängnisse Plutos zu befreien unternahm; denn die Schicksale des Hercules, als des Gründers von Herculanum, sah er als einen unerläßlichen Theil seiner Arbeit an. In allen fünf Bänden war noch nicht eine einzige Abbildung von herculanischen Alterthümern enthalten. Rüstiger ging die 1755 gestiftete herculanische Akademie zu Werke, deren acht Kupferbände in Folio (1757 — 92) noch immer eine unentbehrliche Grundlage der betreffenden Studien bilden; um so mehr, als von den darin abgebildeten Gemälden, Bronzen und Geräthen so vieles für immer verloren gegangen ist. Nach der auch jetzt noch überall, wo es möglich ist, festgehaltenen italienischen Sitte wollte man aus der Entdeckung ein Monopol für einheimische Gelehrsamkeit machen, und legte Fremden bei Besichtigung derselben alle mögliche Hindernisse in den Weg; indessen auf die Länge ward es unmöglich, dies erbärmliche System durchzuführen. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann der Strom von gelehrten und ungelehrten Reisenden seine Richtung immer mehr nach Italien zu nehmen; während der französischen Herrschaft waren die Engländer freilich von Neapel ausgeschlossen, aber sie holten bald reichlich nach was sie versäumt hatten, und die deutschen, französischen und englischen Publicationen haben die einheimischen längst in den

Schatten gestellt. Da nun Italien jetzt schon in den Ferien durchreist wird, und Befähigte und Unbefähigte nach ihrer Rückkehr ihre Eindrücke veröffentlichen, so schwillt die Flut der Schriften auch über Pompeji immer höher an.

Aber trotz einer Anzahl von Schriften in allen Sprachen existirt doch noch immer kein einziges Werk über Herculanum und Pompeji, das sowol wissenschaftlichen Ansprüchen genügte, als dem weitern Kreise aller Gebildeten über diese in der Geschichte der Menschheit beispiellose Entdeckung umfassende und zuverlässige Belehrung geben könnte. Um ein solches Werk zu schreiben, dazu gehört freilich dreierlei. Erstens und hauptsächlich, daß man lange genug in Neapel und Pompeji gewesen ist, um durch Autopsie genau alles das kennen zu lernen, was sich aus Büchern nicht lernen läßt. Zweitens, daß man die nöthigen antiquarischen und kunsthistorischen Kenntnisse besitzt, die die Erklärung der Denkmäler erfordert. Drittens, daß man die weitschichtige Literatur über Pompeji in möglichster Vollständigkeit durchgearbeitet hat.

Auch das neueste Buch über Pompeji von Herrn Overbeck, außerordentlichem Professor in Leipzig*) befriedigt die eben aufgestellten Ansprüche nur zum geringsten Theil. Selbst die Literatur hat Herr Overbeck nicht vollständig gekannt. Hätte er z. B. die facsimilirten Mauerschriften Pompejis von Wordsworth benutzt, so würde sein Capitel „Zeugnisse des Verkehrs und des Lebens nach Inschriften" besser ausgesehen haben. Die kunsthistorischen Kenntnisse, die erforderlich sind, besitzt Herr Overbeck, obwol sich hie und da der Mangel an Autopsie fühlbar macht; die Capitel über Architektur, wo sich nach Abbildungen vielfach sicher urtheilen läßt, scheinen uns von den artistischen die besten zu sein. In Bezug auf die Alterthümer verräth er aber mitunter eine Unkenntniß, die man dem Verfasser eines Buchs über Pompeji nicht verzeihen kann. Man sollte glauben, daß wer über Pompeji schreibt, wenigstens so viel Kenntniß von den Zuständen und Verfassungen der alten Municipien haben müßte, als man aus gangbaren Handbüchern sich erwerben kann: aber nicht einmal dieser bescheidenen Forderung entspricht Herrn Overbecks antiquarische Gelehrsamkeit. In den alten Municipien war es z. B. etwas Gewöhnliches, daß Söhne der Gemeinderäthe (welche den Senat dieser Städte bildeten noch im Knabenalter in den Gemeinderath aufgenommen wurden. Herr Overbeck hat dies nicht gewußt, und da in einer pompejanischen Inschrift die Wahl eines sechsjährigen Knaben in den Gemeinderath erwähnt wird, ist ihm dies ungemein lächerlich vorgekommen, und er hat das unglückliche Kind in einen Greis von sechzig verwandeln zu müssen geglaubt. Hätte er auch nur das Register zu Mommsens Inschriftensammlung, aus der er diese Inschrift genommen hat,

*) Pompeji. In seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken für Kunst und Alterthumsfreunde dargestellt von Dr. J. Overbeck, außerord. Professor in Leipzig. Leipzig, Engelmann 1856.

nachgesehen, so würde er darin noch zwei vierjährige, einen fünfjährigen und einen neunjährigen Gemeinderath gefunden haben.

Dasselbe Register hätte ihm einen andern, noch gröbern Irrthum ersparen können. Es war nämlich in antiken Municipien nicht ungewöhnlich, daß Communalbeamte, die zur Veranstaltung von Schauspielen verpflichtet waren, die zu denselben bestimmte Summe auf Beschluß des Gemeinderaths zu gemeinnützigen Zwecken verwandten, als Bauten, Straßenpflasterung und desgl. Wenn nun in den Marmorplatten des Theaters von Pompeji mit Bronzebuchstaben die Inschrift eingelegt ist: der Duumvir M. Olconius für die Spiele — so bedeutet dies weiter nichts, als daß der betreffende Theil des Baues von dem genannten Beamten anstatt der von ihm zu gebenden Spiele ausgeführt ist. Herr Overbeck, welcher übersetzt: M. Olconius als Zweimann zur Oberaufsicht für die Spiele (was auch sprachlich ganz unmöglich ist), wundert sich, daß man diesen „Zweimann“ auf so ausgezeichnete Weise allein genannt habe.

Was aber der größte Uebelstand ist, Herr Overbeck ist — gar nicht in Pompeji gewesen. Dies ist ein in unserer Zeit gewiß in seiner Art einziger Fall. Selbst das neueste französische Machwerk über Pompeji von Breton hat doch wenigstens den Vorzug der Autopsie. Herr Overbeck sagt uns, als der kunstsinnige und für classisches Alterthum begeisterte Verleger ihn zu diesem Buch aufgefordert habe, sei er zweifelhaft gewesen, ob er sich der Aufgabe unterziehen dürfe. Dies war unserer Meinung nach „eine gar nicht aufzuwerfende Frage,“ wie Falstaff sagt. Noch mehr müssen wir uns aber wundern, daß er sie nach einem genauern Studium der Literatur mit Ja beantwortet hat. Denn diese Literatur enthält einen solchen Wust von widersprechenden, unzuverlässigen und verworrenen Angaben, daß man jeden Augenblick das Bedürfniß mit eignen Augen zu sehn aufs lebhafteste empfindet. Im Laufe der Arbeit verräth sich auch hin und wieder, daß der Verfasser wohl empfunden habe, wie mißlich es sei, auf so höchst zweifelhafte Autoritäten (wie z. B. Herrn Stanislaus d'Aloe) sich verlassen zu müssen. Noch mißlicher ist es, über die Technik von Sculpturen, die nur zum kleinsten Theil durch Gypsabgüsse bekannt sind, und Bilder, die freilich in hohem Grade von Vollkommenheit copirt sind, ohne Autopsie zu sprechen. Wer ohne alle gelehrten Prätensionen auftritt, sagt Herr Overbeck, darf sich einer billigen Beurtheilung seiner Leistungen getrösten. Aber grade bei einem Buch „für Freunde der Kunst und des Alterthums“ war in diesem Fall eigne Anschauung unerläßlich. Im vorigen Jahrhundert, wo Italien ein fernes Wunderland war, ungefähr wie jetzt Ostindien, das wenige erreichten, da mochte das größere Publicum gern Berichte von dort aus zweiter Hand vernehmen: jetzt, wo die Freunde der Kunst und des Alterthums größtentheils selbst nach Italien reisen, schwerlich.

Trotz aller dieser Ausstellungen sind wir gern bereit anzuerkennen, daß das

vorliegende Buch auch seine guten Seiten hat. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig, und man findet eine große, zweckmäßig gewählte und geordnete Sammlung von Abbildungen, die vielen um so wünschenswerther sein wird, als die großen Werke über Pompeji in der That sehr schwer zugänglich sind. Die Holzschnitte verdienen im Ganzen alles Lob, und die Mängel der farbigen Darstellung der Alexanderschlacht alle Nachsicht, um so mehr, als dies unseres Wissens die erste der Art ist, welche durch den Buchhandel verbreitet wird. Auch der Text ist meistens, insofern nicht die oben gerügten Mängel hervortreten, dem angegebenen Zweck entsprechend. Nur gegen den Ton, den Herr Overbeck mitunter anschlägt, hätten wir einige Einwendungen zu machen. Deutschen Gelehrten wird es noch immer schwer, populär zu schreiben, entweder sind sie zu trocken oder zu scherzhaft, und wir würden gegen Scherze an sich durchaus nichts zu sagen haben, wenn sie nicht manchmal an den Kinderfreund erinnerten. Dies ist auch in dem vorliegenden Buch, obwol nicht oft, der Fall.

Das Interesse an dem Gegenstand ist ein so großes und allgemein verbreitetes, daß es den Lesern dieser Blätter hoffentlich nicht unerwünscht sein wird, bei dieser Gelegenheit sich wieder einige Punkte aus diesem reichen Capitel ins Gedächtniß zurückrufen zu lassen. Wir wählen hauptsächlich solche, die Herr Overbeck nicht berührt hat, zum Theil weil sie außerhalb seines Planes lagen.

Zu der „Stadt der Todten", wie Walter Scott Pompeji nannte, gelangt man jetzt mit der Eisenbahn, die von Neapel nach Salerno führt. Noch wenn man dicht davor ist, wird man sie nicht gewahr, weil die aus dem Schutt der Grabungen aufgehäuften Wälle, spärlich überwachsen, die Aussicht verdecken. Zu beiden Seiten der Bahn wächst Krapp und Baumwolle. Die Vegetation des Landes hat seit dem Alterthum überhaupt zahlreiche Veränderungen erfahren, welche der dänische Naturforscher Schouw in einem eignen Aufsatz über die pompejanischen Pflanzen zusammengestellt hat.*) Auf pompejanischen Bildern lassen sich hauptsächlich erkennen der Epheu, der Oleander (an Flußufern), die aleppische Föhre, die Cypresse und Pinie, von welcher auch verkohlte Kerne gefunden worden sind. Dagegen gab es im Alterthum nicht die Agave (Aloe) und indische Feige, die heutzutage so charakteristisch für die süditalische Landschaft sind, ebensowenig die Baumwolle, welche die Alten aus Indien und später Aegypten bezogen. Der weiße Maulbeerbaum, Mais und Reis fehlten (der letztere war auf Indien beschränkt). Von Getreide waren Gerste und Weizen allgemein, aber Hafer und Roggen fehlte. Auf Kirchenbildern in Pompeji sieht man häufig Spargel, vermuthlich wilde, die angebauten scheinen unbekannt gewesen zu sein. Diese abscheulich schmeckenden wilden Spargel sind auch

*) Schouw: die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Leipzig 1851.

jetzt noch sehr beliebt. Die am häufigsten gebauten Fruchtbäume waren Oelbaum, Wein, Feigen, Birnen, Aepfel, Kirschen, Mandeln, Pflaumen, Pfirsich Granatäpfel und Mispeln. Der Cedrat kam erst im dritten Jahrhundert nach Europa, Citronen und Pomeranzen noch später, wahrscheinlich durch die Araber, am spätesten die Apfelsinen aus China durch die Portugiesen.

Wenn Pompeji vor seiner Verschüttung in der alten Literatur selten erwähnt wird (die Erwähnungen findet man in dem Buch von Overbeck), so wird seiner nach der Verschüttung noch seltner gedacht. Drei Schriftsteller berichten das Ereigniß. Sueton erzählt es kurz unter den Unglücksfällen, die unter der Regierung des Titus vorfielen. Der jüngere Plinius beschreibt es in dem bekannten Brief als Augenzeuge; es ist einer der besten, die er geschrieben hat, und die Erinnerung an den überwältigenden Vorgang hat ihn seine sonstige Affectation vergessen lassen. Cassius Dio, der 120 Jahre später schrieb, weiß bereits von Riesengestalten zu erzählen, die bei Tag und Nacht erschienen seien, und von Posaunenschall, den man vernommen. Außerdem wird dieses ungeheure Ereigniß nur ganz selten und obenhin erwähnt, namentlich von Martial und Statius, obwol der letztere zur Scene seiner Gedichte mit so viel Vorliebe die Küste des Golfs von Neapel gewählt hat. Sonst gedenkt (so viel wir uns erinnern) nur noch der Kaiser Marc Aurel in einer seiner schwermüthigen Betrachtungen über irdische Vergänglichkeit unter andern verschwundenen Städten auch Pompejis und Herculanums. Diese seltenen Erwähnungen haben zu der Aufstellung des Paradoxons (namentlich von Ignarra und du Theil) beigetragen, Pompeji habe noch unter den Antoninen bestanden, und sei erst später zerstört worden; wobei man sich auch auf angeblich in Herculanum gefundene Manuscripte des Gellius berief, die aber nie existirt haben. Im Gegentheil hätte man den Schluß ziehen sollen, daß an jener so überschwenglich gesegneten Küste der Verlust und die Zerstörung bald vergessen war, da die Natur unendlich schnell das Verlorene wieder ersetzte.

Die Ausgrabungen begannen bekanntlich nicht in Pompeji, das bereits völlig verschollen war, sondern in Herculanum, auf dessen Entdeckung ein Zufall führte. Der lothringische Prinz d'Elboeuf, der sich am Golf bei Neapel angekauft hatte, ließ auf seinem Gut 1711 einen Brunnen graben oder ausgraben, wobei man auf antike Reste und bei weiteren Nachsuchungen auf die drei weiblichen Statuen stieß, die unter den Namen der Herculanerinnen bekannt, eine Hauptzierde des dresdner Museums bilden. Sie kamen damals ohne Vorwissen der neapolitanischen Regierung außer Landes; entweder der Prinz selbst, wie Jorio, oder der österreichische Vicekönig, wie Winkelmann erzählt, schenkte sie an Eugen von Savoyen.

Sobald das Gerücht von diesen Entdeckungen an den Hof gelangte, machte der Fiscus auf sie Anspruch; der Prinz dagegen behauptete, er sei nur zur

Herausgabe eines Schatzes im eigentlichen Wortsinne verpflichtet, der auf seinem Gebiet gefunden werde, und verweigerte die Auslieferung; worauf ihm weitere Grabungen (die seinigen hatten 5 Jahre gedauert) verboten wurden. Hierauf kam die Sache in Vergessenheit, bis 1738 König Karl der dritte den spanischen Ingenieur Don Rocco Alcubierre mit dem Bau eines Landhauses bei Portici beauftragte. Auf seinen Rath ging man in den von d'Elboeuf aufgegrabenen Brunnen tiefer hinab, und stieß bald auf das Theater von Herculanum, das man als solches an einer dort gefundenen Inschrift erkannte. Es wurde nun eine bequemere Treppe angelegt (auf welcher man noch jetzt hinabsteigt) und der König beehrte das alte Theater mit seiner Gegenwart. Man mußte bis zu einer Tiefe von 82 Fuß aufräumen, um bis auf die Fundamente dieses (30 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen) Theaters zu kommen; denn seine eigne Höhe beträgt 60 Fuß, darüber aber liegen 22 Fuß hoch die Schichten verschiedener Vesuvausbrüche zu einer steinharten, schwer zerbrechlichen Masse erstarrt.

Die Leitung der Ausgrabungen wurde unglücklicherweise dem obengenannten spanischen Ingenieur übertragen, der, wie Winkelmann sagt, mit den Alterthümern so wenig zu thun gehabt hatte, als nach dem wälschen Sprichwort der Mond mit den Krebsen, und daher zu diesem Geschäft durchaus untauglich war. Von seiner Art mit den Alterthümern umzugehen, erzählte Winkelmann folgende zwei Beispiele. Man entdeckte eine große Inschrift von zwei Zoll langen Erzbuchstaben. Ohne daß man daran dachte sie zu copiren, wurden die Buchstaben abgerissen und in einen Korb geworfen; worauf sich dann die Gelehrten den Kopf damit zerbrachen, sie auf alle mögliche Art zu combiniren, aber ohne Erfolg. Auf dem Theater fand man ein Viergespann aus vergoldeter Bronze, zwar von der Lava zerdrückt und zerstückelt, aber es fehlte bei der Entdeckung kein Stück. „Wie verfuhr man aber mit diesen kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke gesammelt, auf Wagen geladen, nach Neapel geführt und in dem Schloßhof abgeladen, wo dieselben in einer Ecke aufeinander geworfen wurden. Hier lag dieses Erz, wie altes Eisen geraume Zeit und nachdem hier ein Stück und dort ein andres war weggetragen worden, so entschloß man sich, diesen Ueberresten eine Ehre anzuthun, und worin bestand dieselbe? Es wurde ein großer Theil davon zerschmolzen, zu zwei großen, erhaben gearbeiteten Brustbildern des Königs und der Königin." An Alcubierres Stelle kam später der schweizer Ingenieurmajor Weber († 1764), der den ersten Plan von Pompeji herausgegeben hat, an Webers Stelle Francesco Lavega.

Die ungeheure harte Masse, die über Herculanum geschichtet ist, erschwerte natürlich die Ausgrabungen außerordentlich; überdies war an ein Bloßlegen der alten Stadt nicht zu denken, da sie größtentheils unter Resina und Por-

tici liegt und eine zu starke Unterhöhlung der Fundamente diesen Städten gefährlich werden würde. Man begnügte sich daher, Gänge schachtartig zu graben, die gefundenen Malereien, Bildwerke und Inschriften ans Licht zu schaffen und dann das Ausgegrabene wieder zuzuschütten. Nur wenige dieser unterirdischen, labyrinthisch sich kreuzenden Gänge sind jetzt sichtbar und ihre Besichtigung auf schlüpfrigem Boden, in feuchtkalter Luft, bei Fackellicht, nicht sehr belohnend. Dieser Umstand ist um so mehr zu bedauern, als Herculanum eine bedeutendere Stadt war als Pompeji. In einigen Beziehungen sind seine Ueberreste auch jetzt belehrender, als die pompejanischen, weil sich hier Holzconstructionen der Privathäuser, Thüren u. a. in verkohltem Zustande erhalten haben, so daß die Formen allenthalben deutlich zu erkennen sind. In Pompeji dagegen ist alles Holz vermodert. Nur ein kleiner Theil Herculanums ist von unbebautem Lande bedeckt und hier sind die Ausgrabungen seit 1828 wieder aufgenommen worden und man hat nach Wegräumung einer funfzig Fuß hohen vulkanischen Masse die hier stehenden Häuser freigelegt.

Keins von den Hindernissen, welche die Ausgrabung Herculanums unmöglich machen, steht der von Pompeji im Wege. Hier ist keine Lava geflossen, sondern nur lockere, mit Bimstein und Schlacken vermischte Asche bedeckt die Stadt in einer Höhe von 15—18 Fuß. Nur Weinberge sind auf dem modernen Boden angelegt, unter dem sie sich hinzieht. Die Ausgrabung ist also leicht und verhältnißmäßig wenig kostspielig, ihre Ergiebigkeit sicher und doch kennen wir nach hundert Jahren erst ein starkes Viertheil oder ein kleines Drittheil der Stadt. Karl III., der Interesse für die Entdeckungen gehabt zu haben scheint, verließ Neapel schon 1759; leider hat Folletta in seiner Geschichte Neapels den Antheil der Regierungen an dieser Angelegenheit so gut wie gar nicht berührt. Der halbthierische Monarch, der auf Karl folgte, der Lazzaronikönig Ferdinand hatte natürlich gar kein Interesse; am meisten geschah unter Joachim Murat und Joseph Bonaparte. Der östreichische Ingenieuroffizier Goro von Agyagfalva veranschlagt die Kosten der Ausgrabung von ganz Pompeji auf 1,177,632 Gulden. Arbeiteten täglich, wie im Jahr 1812 geschah, 600 Menschen, so würde nach seiner Rechnung Pompeji in 7 Jahren und 2 Monaten vollständig aufgedeckt sein.

Da nun in den neuentdeckten Häusern die werthvolleren Gemälde sogleich von den Wänden abgesägt, die Mosaiken aus den Fußböden gelöst werden, um in Neapel im Museum ihren Platz zu finden, da Statuen, Geräthe, Schmucksachen, selbst die hart gewordenen Früchte und Speisen ebenfalls sogleich dorthin transportirt werden: so können die ohnedies dachlosen nackten Mauern und Säulen keinen sehr wohlthuenden Eindruck machen. Die Restauration eins der größern Häuser würde nach den vorhandenen Ueberresten mit ziemlicher Sicherheit ausgeführt werden können und einen sehr belehrenden Anblick gewähren. Gegen-

wärtig begnügt man sich, bei bedeutendern Häusern rohe Schutzdächer anzubringen, bei unbedeutendern werden die Gemälde bald durch den Zutritt der Luft zerstört oder gehen durch Einsturz der Mauern zu Grunde. Mayer in seinem vortrefflichen Buch „Neapel und die Neapolitaner" erzählt, daß ein Engländer sich von der Regierung die Erlaubniß erwirkt habe, ein pompejanisches Haus vierzehn Tage lang nach Belieben einrichten und bewohnen zu können. Er ließ es so gut wie in der Eile möglich wohnlich machen, möblirte es mit Möbeln und Hausrath nach antiken Mustern, kleidete sich und seine Dienerschaft in die altrömische Tracht und verbrachte die vierzehn Tage mit der Lectüre von Livius und Cicero.

Weil noch immer Viele erwarten in Pompeji ein vollständiges Bild einer antiken Stadt zu sehen, hört man so häufig von getäuschten Erwartungen. Es scheint Goethe so ergangen zu sein, der „von dieser mumisirten Stadt einen halb wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck" bekam. „Das Ganze," sagt er, „macht überwiegend den Eindruck einer überaus reinlich aufgeräumten Brandstätte, nur daß alle Spuren schwärzenden Rauchs fehlen. Das Ruinenhafte ist vorherrschend; was die Reisebeschreiber von der Illusion einer antiken Stadt fabeln, aus der die Bewohner ausgewandert, mögen sie selbst verantworten. Nichts macht den Eindruck des Unversehrten, ausgenommen die Gräberstraße und das herculanische Thor. Sind doch alle Häuser dachlos und nirgend ein Plafond oder sonstiges Holzwerk erhalten. Es stehen eben nur Wände und selbst von diesen trifft man neben der alten die Spuren neuer Zerstörung in den zahllosen Lücken, aus denen man die Wandgemälde ausgebrochen hat." Das Titelbild des Overbeckschen Buchs, Pompeji von der Vogelperspective aus gesehen, ist recht geeignet, diesen Eindruck zu veranschaulichen.

Neue Dramen.

Wenn man unsrer Zeit ein Sinken der dramatischen Kunst zuschreibt, so bedarf das einer nähern Begriffsbestimmung. Vergleichen wir unsre Zeit etwa seit 1840 mit der Glanzperiode Goethes und Schillers und ihrer unmittelbaren Nachfolger, also etwa bis 1815 oder mit der dazwischen liegenden Restaurationszeit, so fällt zunächst auf, daß die Fruchtbarkeit eine viel größre geworden ist; nicht blos daß die Zahl der Dramen, die alljährlich erscheinen, ins Ungeheure angeschwollen ist, man kann auch ohne Uebertreibung sagen, die Summe der darin aufgewandten Bildung und des Geschicks überwiegt bei weitem die der frühern Perioden. Von den Schöpfungen der Meister muß man absehen, denn

irgend einen der neuern Dichter mit Goethe oder Schiller oder auch mit Heinrich von Kleist in Vergleich stellen zu wollen, wäre eine Thorheit. Aber die Dichter zweiten und dritten Ranges halten den Vergleich sehr wohl aus. Die tragischen Dichtungen von Collin, Kotzebue, Körner, Zacharias Werner, Müllner, Houwald u. s. w., die doch in jener Zeit neben Goethe und Schiller einen großen Erfolg errangen, sind als Kunstwerke betrachtet um nichts besser, als die Leistungen unsrer heutigen Theaterdichter; ja, Stücke, wie der Erbförster, die Makkabäer, Maria Magdalena, Judith, selbst Uriel Acosta, nehmen trotz aller Ausstellungen im Ganzen einen höhern Rang ein. Wenn man nun dagegen anführt, daß bei einem Drama es doch wesentlich auch auf die Ausführung ankommt und daß diese hinter den Leistungen jener Periode unendlich zurückbleibt, so könnte man die Schuld lediglich auf die Theater schieben, deren immer steigende Verwilderung niemand in Abrede stellen wird. Aber diese Erklärung wäre einseitig. Der Grund des Verfalls liegt doch mit am Dichter.

Der Rohheit des naturalistischen Theaters setzten Schiller und Goethe eine vollendete ideale Kunstform entgegen, die nicht aus der innern Natur des deutschen Geistes hervorging, sondern aus ästhetischen Gesetzen, die sie aus der Beobachtung großer ausländischer Dichter geschöpft hatten. Was bei ihnen angestrengtes Streben war und daher beständig zur wirklichen Production anregte, wurde bei ihren Nachfolgern Fertigkeit und Manier und es bildete sich von den Bühnen aus eine neue ästhetisch-sittliche Convenienz, die zwar dem Bewußtsein des Volks nicht ganz entsprach, die ihm aber doch allmälig geläufig wurde. So entstand zwischen den Dichtern der alten Schule, den Schauspielern und dem Theaterpublicum jene Wechselwirkung, die nothwendig ist, wenn die Kunst gedeihen soll.

Die Eintracht hörte mit dem Ende der 30er Jahre auf. Die Halmschen Dramen waren die letzten Schöpfungen der alten Schule und der fortwährend abnehmende Anklang, den sie fanden, zeigte deutlich, daß es mit der idealistischen Schule vorbei sei. Die Kritik machte sich geltend und man gewann allmälig die Ueberzeugung, daß, um wirkliche Theaterstücke zu schaffen, eine Umkehr nothwendig sei. Es wurde von neuem der Realismus als das Princip der Dichtkunst aufgestellt.

Allein mit dieser an sich ganz richtigen Erkenntniß war noch nicht viel gewonnen, denn trotz der Anstrengung, mit der man nun die Wirklichkeit beobachtete, um den Charakteren ein innerliches, der Natur entsprechendes Leben zu verleihen, hatte man noch immer unbewußt die alte Theaterconvenienz im Sinn. Die eine Vorstellung mischte sich in die andre und so entstand eine wahrhaft babylonische Verwirrung aller sittlichen und ästhetischen Begriffe. Die alte Schule hatte so wenig als möglich individualisirt, sie konnte daher von den

wunderlichsten Problemen ausgehen, die Unnatur gab sich wenigstens nicht handgreiflich kund. Seitdem man aber ängstlich zu individualisiren anfing, entstand ein solches Raffinement in den Motiven, daß die Dichtung, anstatt uns einen idealen Weg zu zeigen, uns vielmehr die Krankhaftigkeit und Unstetigkeit als den echten Gehalt des Lebens anzuweisen suchte. Manche Dichter thaten das vollkommen unbefangen, wie z. B. Gutzkow, der seine Charaktere von den allerabsurdesten und niedrigsten Motiven bestimmen ließ, ohne es zu merken; andre, die das Ungesunde einer so willkürlichen Bestimmung fühlten, verfielen darüber in einen Pessimismus, der einen um so unangenehmern Eindruck machte, je weniger man das Talent verkennen durfte.

Zu den letztern gehört vorzugsweise Hebbel. Es sind in seinen frühern Stücken einige wilde Nachtscenen, die ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn man sie auch für abscheulich erklären muß. Es ist in seinen frühern Stücken bis zur Julia hin ein beständiger Schauder vor dem Leben, vor der Existenz im Allgemeinen, ein Schauder, der sich namentlich in dem letzten Stück in den widerlichsten Bildern ausspricht. Seit der Zeit hat er sich bemüht, gegen diese Neigung anzukämpfen und das Fratzenhafte und Greuliche tritt immer mehr in den Hintergrund. Was aber das Raffinement seiner Erfindungen betrifft, so steht er noch auf dem alten Standpunkt und man merkt das um so mehr, da mit jenen Nachtscenen auch seine eigentliche Virtuosität wegfällt. Dies ist es auch, was wir bei seinem neusten Werk gefunden haben: Gyges und sein Ring, eine Tragödie in fünf Acten von Fr. Hebbel. (Wien, Tendler).

Die alte Herodotische Geschichte nimmt in diesem Drama folgende Gestalt an. Kandaules, der König von Lydien, erzählt seinem griechischen Günstling Gyges von der Schönheit seiner Gemahlin und fordert ihn im Eifer des Gesprächs auf, sie anzusehen. Da keine andre Gelegenheit dazu da ist, führt er ihn trotz alles Sträubens in ihr Schlafgemach, überzeugt, daß dieser Versuch ohne Folgen bleiben wird, weil Gyges einen Ring besitzt, der unsichtbar macht. Trotzdem merkt die Königin Rhodope, was geschehen ist, sie merkt auch, wer der Thäter war, weil sie die Geschichte mit dem Ringe kennt; sie ahnt aber nicht, daß ihr Gemahl um die Sache weiß. Sie läßt also Gyges, um ihre gekränkte Ehre zu rächen, von ihren Trabanten verhaften, veranlaßt ihn zum Geständniß seiner Schuld und fordert nun den König auf, ihn tödten zu lassen. Dieser ist ehrlich genug, den wahren Hergang zu erzählen und so wendet sich nun ihr Zorn gegen ihren Gemahl. Sie fordert Gyges auf, den König zu tödten und verspricht ihm für diesen Fall ihre Hand. Gyges wird darüber sehr traurig, doch willigt er endlich ein, stellt Kandaules das ganze Sachverhältniß dar und dieser, gleichfalls von Reue ergriffen, ist zum Tode bereit. Doch wird die Sache in einem Zweikampf abgemacht, Kandaules fällt, das Volk wählt Gyges zu

seinem Könige, Rhodope reicht ihm ihre Hand, aber nachdem sie auf diese Weise ihre Ehre wiederhergestellt, tödtet sie sich selbst.

In der alten Fabel, die auf der orientalischen Sitte beruht, daß das Weib im Serail den Augen der Menge verschlossen bleibt, spricht sich die alte sehr beherzigenswerthe Lehre aus, man solle auch dem besten Freunde seinen Schatz nicht zeigen, denn man verleite ihn dadurch zum Verrath. Die Geschichte ist vollkommen im Costüm des Orients gedacht, wo die Leidenschaft schrankenlos, durch kein sittliches Gefühl gebändigt, sich in die Welt der Erscheinung ergießt. — Der Dichter hat nun aber, um psychologische Feinheiten anzubringen, seine Charaktere auf eine Weise individualisirt, daß der naive Ton der Fabel verloren geht.

Zunächst ist es nicht allgemeine Sitte, sondern individuelle oder wenigstens blos landsmannschaftliche Stimmung der Königin, daß sie das fremde Auge scheut. Rhodope ist ein Gegenbild der Mariamne; sie ist eine lebendige Casuistik des Ehrenpunkts, aber nicht, wie es im spanischen Drama stattfand, wo das Gebot der Ehre äußerlich bestimmt wurde, sondern so, daß sie die zwingenden Gefühlspflichten aus sich selbst herausschöpft. Sie handelt nicht im Zorn, nicht in der Leidenschaft, sie nimmt sogar ein gewisses anerkennendes Interesse an Gyges, das sich aber keineswegs zur Liebe steigert. Sie handelt aus Gefühlspflicht, grade wie Mariamne. — Ihr gegenüber steht der König, der freilich nichts weniger ist, als ein orientalischer Sultan. Er wird von vornherein als Neuerer dargestellt, der die rohen, unbehilflichen Sitten seines Volks durch Reformen zu bessern sucht und deshalb das Mißfallen seiner alten treuen Diener erregt. Er ist vorurtheilsfrei und handelt also bei jenem Factum ganz unbefangen. Er ist dabei ein ungewöhnlich edler Mann und zwar nicht wie sonst die orientalischen Sultane edel sind, in der Aufwallung, aus Temperament, sondern ganz wie seine Gemahlin aus Pflichtgefühl. Er reflectirt fortwährend über die Handlungen und das dabei zu beobachtende Verfahren und läßt sich nicht durch einen Zug des Gemüths, sondern durch ein moralisches Urtheil bestimmen und hier ist es wiederum schlimm, daß das Motiv des Urtheils nicht in den Sitten gegeben ist, sondern jedes Mal aus den Eingebungen des Gemüths hervorgesucht werden muß. — Der dritte im Bunde ist Gyges, der moralisirte Golo. Als er im Schlafzimmer der Königin ist, dreht er plötzlich den Ring um, um sichtbar zu werden und dadurch den König zu veranlassen, ihn zu tödten. Zwar liebt er Rhodope, aber das jedesmalige Pflichtgefühl ist herrschend über seine Leidenschaft und wenn er später dennoch seinen Freund und Wohlthäter tödtet, so geschieht auch das aus Pflichtgefühl. Kurz, es ist zwischen den dreien ein beständiger Conflict moralischer Motive, der nur dann einen Sinn und ein Interesse hätte, wenn die Motive unsre eignen wären. Das ist aber nicht der Fall, denn das Ganze ist ein Problem der Reflexion.

Zu unsern Tagen wird niemand den Freund in das Schlafzimmer seiner Frau führen, und im Orient gibt es keinen Katechismus der Moralität, mit dem man ein empfindsames Spiel treiben könnte. Hebbel entwickelt aus seinem psychologischen Raffinement keineswegs eine veränderte Stimmung des einen gegen den andern, wie es bei jeder wahrhaften Seelenbewegung der Fall ist, sondern nur eine veränderte moralische Ansicht über das, was nun zu thun sei. Seine Geschichte ist also für Beichtväter, aber nicht für das Theater.

Daß Hebbel aus der Fabel auch die Geschichte mit dem Ring genommen hat, wäre an und für sich nicht zu tadeln, wenn er es blos als decoratives Motiv benutzt hätte, denn an sich verändert der Umstand, daß der unbemerkte Eintritt durch einen Talisman bewirkt wird, die Natur der Sache nicht im mindesten. So scheint es auch nach dem Motto:

> Einen Regenbogen, der, minder grell als die Sonne,
> Strahlt in gedämpftem Licht, spannte ich über das Bild,
> Aber er sollte nur funkeln und nimmer als Brücke dem Schicksal
> Dienen, denn dieses entsteigt einzig der menschlichen Brust.

Beiläufig, was sind das für polizeiwidrige Hexameter! Hebbel thut sich doch sonst etwas darauf zu gut, es mit seinem Handwerkszeug genau zu nehmen. — Aber die Hauptsache ist, Hebbel hält sein Versprechen nicht. Das Motiv des Ringes wird doch über Gebühr ausgebeutet und hier gewinnt einmal wieder seine Virtuosität Macht über ihn. Als Gyges zuerst bemerkt, daß der Ring unsichtbar macht, hat er eine Empfindung, wie der Jüngling im „Rubin".

> Mein Blick umflorte sich und schweifend fiel
> Er auf den Stein des Ringes, der mir roth
> Und grell von meiner Hand entgegen sprühte
> Und rastlos, quellend, wallend, Perlen treibend
> Und sie zerblasend, einem Auge glich,
> Das ewig bricht in Blut, das ewig raucht.
> Ich drehte ihn, aus Nothwehr möcht ich sagen,
> Aus Angst, denn alle diese Perlen blitzten,
> Als wärens Sterne, und mir ward zu Muth,
> Als schaut ich in den ewgen Born des Lichts
> Unmittelbar hinein, und wurde blind
> Vom Uebermaß, wie von der Harmonie
> Der Sphären, wie es heißt, ein Jeder taub.

Aehnliche Empfindungen hat die Königin:

> Man sagt bei uns, daß Dinge, die die Welt
> Zertrümmern können, hie und da auf Erden
> Verborgen sind. Sie stammen aus der Zeit,
> Wo Gott und Mensch noch miteinander gingen

Und Liebespfänder tauschten. Dieser Ring
Gehört dazu! Wer weiß, an welche Hand
Ihn eine Göttin steckte, welchen Bund
Er einst besiegeln mußte! Graus't Dich nicht,
Dir ihre dunkle Gabe anzueignen
Und ihre Rache auf Dein Haupt zu ziehn?
Mich schaudert, wenn ich ihn nur seh'!

Und in der That scheint sich die Sache nachher zu bestätigen, wenigstens erklärt zuletzt Kandaules selbst, die Ahnung seiner Gemahlin habe sie nicht betrogen.

Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Possen
Ist er geschmiedet worden und es hängt
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeschick.
Mir ist, als dürft' ich in die tiefste Ferne
Der Zeit hinunter schau'n, ich seh den Kampf
Der jungen Götter mit den greisen alten:
Zeus, oft zurückgeworfen, klimmt empor
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand
Die grause Sichel, und von hinten schleicht
Sich ein Titan heran mit schweren Ketten.
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird
Gefesselt, wird verstümmelt, wird gestürzt.
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring!
Und Gäa selbst hat ihm den Ring gereicht.

Kurz, das Stück würde in das Gebiet der Wernerschen Schicksalstragödie verfallen, wenn nicht Kandaules ein gar zu strenger Moralist wäre, und die Beziehung zwischen Schuld und Schicksal genau abwöge. Was aber das Drama durch jene Schilderungen scheinbar an poetischer Färbung gewinnt, verliert es auf alle Fälle an dramatischer Klarheit.

In der Ausführung ist, wie fast immer bei Hebbel der Ernst zu loben, mit dem er alles Einzelne dem Gesammtproblem anpaßt. Doch verführt ihn öfters sein Bestreben nach einem realistischen Ausdruck zu barocken und unverständlichen Wendungen. So tritt z. B. einmal Kandaules schnell in das Gemach seiner Gemahlin ein, nachdem er eben die Kraft des Ringes erprobt und mehre seiner Vasallen in ihren geheimen Absichten belauscht hat, und spricht folgendermaßen:

Doch — Weißt Du, wer ich bin? Ein Hermenwächter,
Ein Grenzpfahlkönig, der die Ellen freilich,
Doch nie die Schwerter mißt und Schuld d'ran ist,
Daß die zwölf Thaten des Herakles nicht
Durch vierundzwanzig and're größere
Längst überboten sind. Wenn Du's nicht glaubst,

So frage nur den grimmigen Alkäos,
Du kennst ihn nicht? Ich auch seit heute erst!
Und weißt Du, wie ich Menschen glücklich mache?
Ich spreche: Jüngling, komm', da ist ein Kern,
Den stecke in die Erde und begieße
Den Fleck mit Wasser, thu' es Tag für Tag
Und sei gewiß, daß Du mit weißen Haaren
Für Deine Mühe Kirschen essen wirst,
Ob süße oder saure, siehst Du dann!
Als Währsmann stelle ich den Agron Dir,
Den würd'gen Freund des würdigen Alkäos,
Ihm völlig gleich, nur nicht so weiß im Bart.

Es ist nicht blos, daß der Dichter aus dem Ton fällt, diese Anspielungen müssen dem Theaterpublicum ebenso unverständlich sein, als der verwunderten Rhodope. — Auch fehlt es keineswegs an Spuren der alten, ins Greuliche überspielenden Phantasie. So sagt einmal Gyges zur Königin, er hätte schon in jener Nacht seinen Tod veranlassen wollen.

O, hätt' ich ihn ertrotzt, wie ich's versuchte,
Dann zitterte in Deiner Seele jetzt
Nur noch ein Schauder vor dem Mörder nach,
Der Dir das Athmen um so süßer machte,
Dein Gatte aber würde, als Dein Retter,
Noch feuriger, wie je, von Dir geküßt.

Das ist wieder einmal eine Phantasie, die füglich in der Julia ihre Stelle hätte finden können.

Auch in dieser Tragödie, wie in den frühern unsers Dichters, fehlt bei dem Handeln und Empfinden der Charaktere das Gefühl zwingender Nothwendigkeit, welches die Dichter zweiter Ordnung, wie Calderon, die ein einseitiges Zeitbewußtsein repräsentiren, durch Vermittlung der leitenden sittlichen Begriffe in uns erregen, die Dichter erster Ordnung, wie Shakespeare, dadurch, daß sie in ihren Charakteren die allgemein menschliche Natur darstellen. Bei Hebbel kann man immerhin zugeben, daß eine Handlungsweise, wie er sie schildert, unter Umständen möglich wäre; aber für jeden ernsten Moment wäre ebensogut auch eine andere, vielleicht die entgegengesetzte Handlungsweise möglich. Der König könnte z. B. seinen Günstling erschlagen, dieser könnte sich selbst tödten u. s. w., es wäre ebenso richtig, als das, was uns jetzt von ihm erzählt wird. In Bezug auf die echte Kunstform kommen wir immer auf den bekannten Ausspruch des Sophokles zurück, daß Euripides die Menschen schildere, wie sie sind, er dagegen, wie sie sein sollen (besser: wie sie sein müssen). Hebbel schildert nicht Typen, nicht ideale Naturen, sondern excentrische Menschen, die in ihren Motiven das Gepräge der Willkür an sich tragen, mit

einem Wort, Originale. Originale aber gehören ins Lustspiel oder in den Roman, nicht in die Tragödie, wenigstens nicht als Hauptperson. —

Die letzten Messenier, Trauerspiel in fünf Acten von Guido Conrad. Wien, Gerold. —

Der Gegenstand des Dramas ist folgender. Das spartanische Heer geräth in Gefahr, der Feldherr desselben, Phileros, bietet denjenigen Heloten, welche sich dem Kampf anschließen wollen, die Freiheit an. Wider sein Erwarten melden sich sämmtliche Heloten, veranlaßt durch Alkidas, den letzten Sproß des messenischen Königsgeschlechts. Phileros in dem Bewußtsein, seinem Vaterlande durch diesen Schritt Schande gebracht zu haben, legt seine Würde nieder und läßt sich von einem Sklaven tödten. Der spartanische Senat ist in Verlegenheit, was er mit den Heloten, die unter Alkidas Anführung bewaffnet ihm gegenüberstehen, anfangen soll. Es findet sich ein Mittel. Palmene, die Witwe des Phileros, die den tapfern Heloten schon früher still geliebt, bietet dem Alkidas ihre Hand und zugleich das spartanische Bürgerrecht an, wenn er sich von den Heloten trennen wolle. Er schlägt es aus und erklärt, er wolle sich die Hand der Frau, die er gleichfalls liebt, im Kampf erringen. Es finden neue Unterhandlungen statt, man bietet den Heloten die Auswanderung an; sie schlagen es aus, und der Krieg wird nun ein Vernichtungskrieg. Inzwischen hat Palmene in dem Gefühl, sich compromittirt zu haben, den Tod des Alkidas beschlossen. Sie verlockt ihn in einen Hinterhalt, wo er umgebracht wird, liefert sich aber selbst als Mörderin den Feinden aus, um hingerichtet zu werden.

Der Einfluß Hebbels auf den talentvollen jungen Dichter macht sich unverkennbar geltend; nicht in der Sprache, denn diese gehört ganz der östreichischen Schule an, die sich im Wesentlichen nach Schiller gebildet hat, sie ist vorwiegend rhetorisch, und einzelne Stellen sind von einer wahrhaft edlen und schönen Beredtsamkeit, sondern einmal in der Anlage der Fabel, und namentlich in dem Schluß, der in extremster Weise an Hebbel erinnert, sodann in der Bildung der Charaktere. So ist z. B. Palmene ursprünglich in der Weise der Mariamne und Rhodope erfunden. Freilich besitzt der Dichter nicht die Sprödigkeit und Härte der Empfindung, diese Anlage folgerichtig durchzuführen. Ganz in der Weise Hebbels ist sowol das Spartanerthum wie das Helotenthum in seiner höchsten Steigerung durch zwei Schwärmer oder Verrückte dargestellt, die sich auf eine ähnliche Weise bewegen, wie die betreffenden Figuren in der Judith und dem Herodes. — Wenn der Dichter das schöne Talent, das sich dies Mal nur in einzelnen Stellen geltend macht, ausbilden will, so wird er sich zunächst Strenge in der Composition aneignen müssen; er wird, selbst auf die Gefahr hin, in das Schematische zu verfallen, sich streng den wesentlichen und nothwendigen

Gang der Handlung versinnlichen und alles Unwesentliche ausmerzen müssen. Die Forderungen, welche die Bühne an den Dichter stellt, beruhen nicht auf dem Zufall oder der Willkür, sie entspringen aus der richtigen Berechnung der Art und Weise, wie die Aufmerksamkeit des Zuhörers gespannt und gefesselt werden muß. Ein Genie ersten Ranges hat nicht nöthig, sich diese Gesetze fortwährend gegenwärtig zu halten, denn es trifft mit seinem Schaffen instinctmäßig das Richtige; bei einem Talent ist es aber nicht zu umgehen. —

Baruch von Spinoza. Drama in fünf Aufzügen von Caroline Luise. Berlin, Schneider. —

Die Quellen dieser Dichtung sind Auerbachs Spinoza und Gutzkows Uriel Acosta. Aus dem ersten ist die Fabel, aus dem letztern die Stimmung genommen. Dennoch ist die Dichterin nicht ohne Verdienst. — Sie hat in die Handlung, die bei Auerbach fast ganz auseinanderfällt, eine gewisse dramatische Einheit zu bringen gewußt, und gegen Gutzkow sticht sie vortheilhaft durch eine reine, edle Sprache und durch gesunden Menschenverstand ab, obgleich ihr mitunter im höchsten Pathos doch Ausrufungen begegnen, wie z. B.: „O ewge Wahrheit, du allein bist wahr." — Das dramatische Interesse eines Werks, welches mehr den Conflict von Ansichten und Ueberzeugungen darstellt als den Conflict von Leidenschaften, kann nicht groß sein, und bei allem Verstand der Dichterin sind die Ideen, die sie vorträgt, doch nicht bedeutend genug, um uns für diesen Mangel zu entschädigen. Mit mehr Liebe, als der eigentliche Held, ist seine Schwester Miriam geschildert, die, ohne fanatisch zu sein, doch entschieden für das Judenthum Partei nimmt, und in der die Verfasserin wahrscheinlich ihre eigne Gesinnung ausgedrückt hat. —

Winrich von Kniprode. Drama in fünf Acten von Adolph Marquidorf. Königsberg, Böhmer. —

Laima, die Tochter des heidnischen Lithauerfürsten Kynstutt, verliebt sich in einen Ritter, dieser wird von ihrem Vater gefangen genommen und soll geopfert werden; um ihn zu retten, verräth Laima ihren Vater und ihre Landsleute an den Orden. Kynstutt wird gefangen genommen und veranlaßt in der Gefangenschaft einen ehemaligen Vasallen, ihn zu befreien; bei der Gelegenheit wird Laimas neuer Bräutigam schwer verwundet. Der Versuch, den Hochmeister umzubringen, mißlingt. Auf der Flucht wird Kynstutt vom Blitz getroffen und betäubt, sein Neffe Jogal führt ihn ab, um ihn zu ermorden. Jener Ritter wird geheilt und heirathet Laima. — Dazwischen spielt eine zweite Intrigue. Die Tochter des Bürgermeisters von Marienburg liebt den Hochmeister. Einmal will sie, wie Käthchen von Heilbronn, zum Fenster hinaus ihm entgegenspringen. Der Hochmeister liebt sie gleichfalls, ist aber

tugendhaft und will sie daher entfernen. In der Kleidung eines Pagen kehrt sie heimlich zurück, wirft sich ihm zu Füßen, voll Mitleid nimmt er sie in seine Arme, aber es geht ihm wie Pickwick, in dem Augenblick tritt das Publicum ein. Er erinnert sich an den Propheten und erklärt, sie ist wahnsinnig. — Das Stück ist unzweifelhaft mißlungen, denn die Handlung fällt vollständig auseinander. Es ist eine Uebermasse Genremalerei darin, von der man nicht begreift, wozu sie nöthig ist, und die selbst in ihren Formen dem Charakter der Zeit nicht entspricht. In der Sprache, die häufig aus realistischer Naturmalerei in sentimentale Wendungen übergeht, wird man an Zacharias Werner erinnert. In einzelnen Anläufen, namentlich in der Schilderung des Lithauerfürsten (bei dem freilich der heidnische Bekehrungseifer unhistorisch ist), zeigt sich Talent. Ob dieses aber ausreichen wird, das mangelnde Kunstgefühl zu ersetzen, läßt sich aus dem gegenwärtigen Versuch noch nicht entnehmen. —

Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten von Julius von Rodenberg. Hannover, Rümpler. —

Ein niedliches Singspiel, musikalisch gedacht, aber für den sehr kleinen Umfang des Stoffs zu weitschweifig ausgeführt. Bekanntlich hat es Marschner in Musik gesetzt. —

Die Blume Eines Tages. Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten von Don Francisco Camprodon. Aus dem Spanischen übertragen von G. G. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. —

Der Uebersetzer gibt dieses Stück, wie den früher von ihm übertragenen Don Juan von Zorrilla, als einen Beleg dafür, daß es mit dem Sinken der spanischen Bühne noch keineswegs so arg sei. Das Stück ist in Madrid wie in Mexico mit großem Beifall aufgeführt und auch ins Englische übersetzt worden. Auch für uns ist es, abgesehen von dem wirklichen Talent, das sich darin ausspricht, insofern interessant, als es zeigt, in einen wie wunderlichen Conflict die altspanischen überlieferten Ehrbegriffe mit der modernen Gefühlsweichheit kommen. — Im Vorspiel wird uns ein glückliches Brautpaar gezeigt, Don Diego und Donna Lola. Er ist das vollständige Ideal aller ritterlichen Tugenden, sie liebt ihn innig. In einer Unterredung mit ihrem Vater behauptet sie, die Liebe sei ihrem Wesen nach unvergänglich; er bestreitet es, erklärt aber dabei, es sei wünschenswerth. Die beiden Liebenden sind im Begriff einander zu heirathen, da wird Don Diego nach Südamerika abberufen, um seinen kranken Vater zu pflegen. Er will seine Braut sogleich heirathen, um sie mitzunehmen; auf die Bitte ihres Vaters aber entschließt er sich, die Hochzeit bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. — Kurz vorher hat ein Marquis von Montero seine Visite gemacht. — Zwischen dem Vorspiel und dem

ersten Act vergehen drei Jahre. Zu unserm höchsten Erstaunen finden wir Lola als Marquise von Montero wieder. Ihre vertraute Zofe bittet sie im Auftrage des Publicums, sich darüber zu erklären, sie erzählt, daß bald nach der Abreise ihres Bräutigams ihr Vater gestorben sei, der interessante Marquis sei ihr einziger Umgang gewesen, er habe sie in die Gesellschaft eingeführt.

Und hier fängt meines Lebens Wendung an! —
Es knüpften an die Welt mich neue Bande,
Und neue Freuden bot mir das Geschick.
Nur meines Vaters, Diegos Zärtlichkeit
Hatt' ich bis jetzt gekannt; zum ersten Male
Trat in die Welt ich ein, in die Gesellschaft,
Und meine Schönheit wurde laut gepriesen.
Wo ist das Weib, das nicht in tiefster Seele
Der Leidenschaft sich freut, die es erregt?
Und Hundert, glühend meinem Dienst geweiht,
Erzählten mir der Liebe süße Lügen u. s. w.

Kurz und gut, sie heirathet den Marquis. „Sie treffen da," sagt Eulalia Mainau, „auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte." Es ist Soirée und Ball, ein Fremder wird vorgestellt, natürlich ist es Don Diego, der eben aus Amerika zurückkommt. Er hat eine Leidenschaft, allen Leuten das Leben zu retten. So hat er auch den Marquis aus dem Wasser gezogen. Es folgen nun Erklärungen; sie gesteht ihm, daß sie ihn eigentlich noch liebt und sich schwere Gewissensbisse macht, daß sie aber jetzt treue Gattin bleiben will. Bei ihm ist die Liebe noch ebenso stark, wie früher. Er ist im Anfang sehr leidenschaftlich, dann zeigt er Großmuth. Der Marquis hat die Unterredung im Nebenzimmer mit angehört, er tritt jetzt ein. Lebte er zu den Zeiten Calderons, so würde er tausendfaches Recht haben, beide augenblicklich umzubringen; so begnügt er sich damit, seinen Nebenbuhler herauszufordern, nachdem er ihm vorher den Grund auseinandergesetzt.

Marquis. Gesetzt den Fall, daß Eure Gattin Euch
Gekränkt, daß Ihr aus ihrem eignen Munde
Vernommen, daß sie einen andern liebte,
— Mir raubt der Zorn die Sprache! — sagt: was würdet
Ihr mit dem Nebenbuhler wol beginnen?
Diego. Marquis, das ist ein ganz besondrer Fall,
Der mir nicht vorgekommen.

Bei den alten Spaniern wäre es der Gipfel der Ehrlosigkeit gewesen, bei einem Duell zu zögern; hier aber haben wir bei der Vorbereitung einige rührende Scenen. Der ungeduldige Marquis holt seinen Gegner selbst ab, das Duell findet statt, Don Diego entwaffnet den Marquis zweimal und weigert

sich trotz seiner Bitten, ihn zu tödten. Der Marquis erinnert sich an Dumas und schlägt ihm vor, um das Leben zu würfeln. Der aufgeklärte Spanier mildert die Bedingung, wenn der Marquis verliert, soll er Lola verlassen. Der Marquis verliert und geht zu seiner Frau, um sich zu empfehlen. Er kann bei der Gelegenheit nicht unterlassen, ihr einige kleine Grobheiten zu sagen, die sie doppelt und dreifach erwiedert. Gleich darauf erhält sie einen Brief von Don Diego, der von der seraphischen Liebe der Seelen spricht, wo Schuld gleich Unschuld ist, Unschuld gleich Schuld u. s. w., kurz, er will sich selbst ums Leben bringen. Der Marquis hat auch davon gehört, er ist gleichfalls ein edler Mann, eilt zu seinem Gegner und beschwört ihn auf den Knien im Namen Lolas, leben zu bleiben. Endlich erweicht er das große Herz und eilt darauf zu seiner Gattin, der er gleichfalls zu Füßen fällt und sie um Verzeihung bittet.

> Will es mir nicht gelingen, Eure Liebe, —
> Dies höchste Gut! — mir wieder zu erringen,
> So weint von heute an des Herzens Klage
> In eines treuen Freundes Armen aus.

Darauf erklärt Lola, dies schöne Wort gebe ihm ihre Achtung wieder. — Da hört denn doch wirklich dies und jenes auf! — Sie wolle sich damit begnügen, für ein zerrissenes Herz zu beten, um so ihre Schuld zu zahlen. Diego selbst tritt auf, um sich zu empfehlen, sie macht ihn auf sein zerrissenes Herz aufmerksam, er versichert aber, er vertraue auf den Himmel und so schließt das Stück unter allgemeinen Thränen. — Wäre nicht das spanische Costüm, man sollte darauf schwören, Gutzkow hätte es gemacht. —

Dramen aus und nach dem Spanischen. Von Ludwig Braunfels. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. —

Die Sammlung enthält eine Reihe interessanter älterer Stücke. Nur eins davon: El Perro del Hortelano von Lope de Vega, hat der geschickte Uebersetzer frei bearbeitet und ein Bühnenstück daraus gemacht, welches auch zu unsern Sitten so ziemlich stimmt. Nur ist der Titel Gräfin und Zofe nicht ganz passend, da wir unter Zofen etwas Anderes verstehen, als die jungen Fräulein, von denen hier die Rede ist. Der nämliche Gegenstand ist seinem wesentlichen Inhalt nach von Calderon im lauten Geheimniß behandelt worden. — Unter den übrigen Stücken ist Don Juan oder der steinerne Gast von Pater Gabriel Tellez (Tirso de Molina) das interessanteste. Es ist nach der Bearbeitung von Juan de la Cueva und Lope de Vega die älteste Form, in der diese spanische Sage auf das Theater gebracht ist und zugleich diejenige, an welche sich die Oper am genausten anschließt. Die verschiedenen Liebesabenteuer lassen wir bei Seite und halten uns nur an die Geisterercheinung. Wie in der

Oper kommt Don Juan auf seinen Streifzügen an das Standbild des erschlagenen Comthurs. Die Inschrift erbittert ihn, er greift dem Standbild an den Bart und ladet es zum Essen ein, um dort die Rache auszumachen. Die Erscheinung des Comthurs beim Gastmahl ist wie in der Oper. Leporello, oder wie er hier heißt, Catalinon, macht viele unnütze Späße, zuletzt läßt der Comthur die Tafel abräumen, bleibt mit Don Juan allein und läßt sich von ihm das Ehrenwort geben, noch in derselben Nacht in seiner Gruftkapelle zum Abendessen zu erscheinen. Don Juan ist echter Cavalier und ohne Furcht. Er geht Nachts in die Kirche, der Comthur empfängt ihn und kann sich nicht erwehren, seinem Muth Anerkennung zu zollen. Die Gerichte, die aufgetragen werden, sind sonderbarer Art: eine Schüssel Scorpionen und Vipern, dazu wird Essig und Galle getrunken. Zum Schluß muß Don Juan dem Comthur die Hand geben und wird durch sie verbrannt. Zu spät verlangt er einen Priester, um zu beichten. — Das zweite Stück ist ein Lustspiel von Lope de Vega: Das Unmöglichste von Allen. In einem witzigen Räthselspiel am Hof wird darüber debattirt, was auf der Welt das Unmöglichste sei. Man kommt zu dem Resultat, es sei, ein Weib wider ihren Willen zu hüten. Ein Edelman, der die Ehre seiner Schwester zu vertreten hat, wettet dagegen und verliert die Wette. Das Stück ist in einer sehr übermüthigen Laune abgefaßt, sämmtliche Personen geben der übermüthigen Dame, die den pedantischen Bruder betrügt, Recht, und ganz gegen die Art und Weise Calderons werden die Anstrengungen des letztern, das Gesetz der Ehre aufrecht zu halten, gradezu lächerlich gemacht. — Außerdem enthält die Sammlung noch ein Frohnleichnamsstück von Calderon: Das Festmahl des Belsazar. Bekanntlich spielten die Hauptrollen in diesen Stücken allegorische Figuren. König Belsazar vermählt sich mit zwei Frauen, der Eitelkeit und der Abgötterei. Der Prophet Daniel bedroht ihn mit Gottes Strafe, der Tod, als junger Ritter gekleidet, verspricht diese Drohung auszuführen und zeigt dem König einen Schuldschein vor, daß er in Sünden empfangen sei und daß er sein Leben dem Tode zu zahlen habe. Als Zeugen sind unterschrieben Adam, David und Hiob. Allein der Mahnbrief wird von der Eitelkeit zerrissen. Im Traum erscheint dem König das bekannte Standbild mit thönernen Füßen und bedroht ihn aufs neue; auch diesmal ohne Erfolg. Der König setzt sich zum Gastmahl und trinkt aus den heiligen Gefäßen. Der Tod, als Lakai gekleidet, gießt ihm ein Getränk ein, aus Lebenssaft und Gift gemischt. Gleichzeitig erscheinen die bekannten drei Worte mit flammender Schrift an der Wand. Daniel legt sie aus und der Tod verrichtet sein Scharfrichteramt. Charakteristisch ist die komische Figur des Stücks, keine geringere, als der Gedanke, der als vollkommener Narr das Recht hat, vorlaut und frech zu sein. Sein Kleid ist aus verschiedenen Lappen zusammengesetzt und schillert in den buntesten Farben, aus denen man den Grundton nicht herauserkennt.

Denn so unheilbar kann auf Erden
Niemals ein Narr gefunden werden,
Als wenn ein Mensch das thät und sagte,
Was Alles er zu denken wagte.
Drum, ob im Tollhaus Wen'ge sind,
Sind toll doch Alle, die ich find:
Sieht man das Innre nackt und bloß,
Sind all wir Narren, Klein und Groß.

Ferner haben wir noch anzuführen die zweite Ausgabe von: Don Carlos. Tragédie en cinq actes et en vers imitée de Schiller par Amédée de la Rousselière. Liége, Desoer. — Die vortreffliche Bearbeitung haben wir schon bei der ersten Ausgabe anerkannt. — Sodann eine Uebersetzung der Voltaireschen Zaïre von Theodor Ruoff. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, in fünffüßigen Jamben. — Ferner zwei neue Uebersetzungen von Edmund Lobedanz (Leipzig, Brockhaus), dem geschickten Uebersetzer der Sakuntala: Antigone von Sophokles, und Romeo von Shakespeare. In beiden war das Hauptstreben des Verfassers, ein reines poetisches Deutsch hervorzubringen. Er hat das Bestreben erreicht, so daß sich die beiden Gedichte wie deutsche Originalwerke lesen, freilich nicht selten mit Aufopferung des charakteristischen Moments.

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Die Städte der Friesen.

Eine Wanderung von der Widaue bis zur Eider gewährt nicht eben schöne, aber doch manche interessante Bilder. Die Marschen sind unleugbar einförmig, und man muß es verstehen, sich Abwechslung in die Scene zu bringen, wenn man es nicht vorzieht, rasch wieder über die Haide nach dem anmuthigen Osten zu fliehen. Der Weg auf den Haffdeichen ist auf die Dauer langweilig und nicht immer zu bewerkstelligen. Das Meer bei steigender Flut ist sicher ein großartiger Anblick, es aber unaufhörlich neben sich haben, erst in schlammigen Lachen, dann in einer unabsehbaren schiefergrauen Fläche ohne irgend welche andere Farbe, wirkt ebenso abspannend als die Einöden der Haide. Auch die Marschen selbst können nur auf kurze Zeit durch ihre eigenthümliche Natur fesseln. Der fette Weizen, das fette Gras, die fetten Staven, die fetten Rinder, die fetten Menschen ersticken allmälig alles Denken und Empfinden im Begriffe des Fetten. Ein Marschhof sieht so ziemlich wie der andere aus. Der Mangel an Wald und die Ebenheit des Bodens gestattet weite Aussichten,

die aber nur mittelbar, durch Reflexion, durch den Gedanken, daß es meilenweit so reiches Land gibt, nicht unmittelbar das Auge erfreuen. Man legt Stunden zurück, und wenn man sich umschaut, kann man glauben, nicht von der Stelle gekommen zu sein.

Da erquickt es, nach einem Marsche unter der brennenden Sonne (bei üblem Wetter kann bei dem unglaublich tiefen Kothe der Straßen in der Marsch von Fußwanderungen nicht die Rede sein) endlich nach einer der kleinen Städte zu kommen, die hier zwischen Marsch und Geest im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, und wenigstens eine Abwechslung, vor allem aber vortreffliche Herbergen gewähren. Sie haben fast ohne Ausnahme den Charakter des Wohlstandes, zeichnen sich durch große Sauberkeit der Häuser aus, sind — ein Umstand, den man hier hoch schätzen lernt — in der Regel von Baumgruppen umgeben und besitzen sonst nur die Merkwürdigkeit, häßliche Kirchen zu haben, was in Schleswig deshalb bemerkenswerth ist, weil die Dorfkirchen hier großentheils sehr schöne Formen zeigen.

Die nördlichste dieser Friesenstädte ist das etwa eine Meile von der Grenze des eigentlichen Friesenlandes entfernte Tondern. Es ist eine sehr alte Stadt, die schon im Jahre 1017 als Handelsplatz bekannt war. Früher hart an der See gelegen, ist es jetzt fast drei Stunden von derselben entfernt. Vor Zeiten war Tondern wohlhabend, da nicht allein Handel und Schiffahrt blühten, sondern auch mehre Fabrikzweige von den Bürgern mit Erfolg betrieben wurden. Jetzt hat dieser Wohlstand abgenommen. Der Handel ist nur noch als Getreide- und Butterhandel von Bedeutung, das Spitzenklöppeln hat seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo nicht weniger als 13 Fabriken sich damit beschäftigten, mehr und mehr der Concurenz andrer Gegenden weichen müssen und der Seidenweberei, der Strumpf-, Zwirn und Leinwandmanufactur und andern Industriezweigen ist es nicht besser ergangen. Die Stadt erscheint, wenn man sich ihr von Norden nähert, aus der Ferne wie ein hübsches Wäldchen, aus dem sich ein geschmackloser Thurm erhebt. Im Innern ist sie von ehrbarem altbürgerlich sauberm Aussehen, eine große stille Straße von ungetünchten, mit dem Giebel nach vorn gekehrten Häusern, die zum Theil Gärten mit ziemlich hohen Bäumen hinter sich haben, einige Nebengassen und zwei Märkte, beide sehr klein, werden von einer Kirche überragt, welche einen schönen Altar von Schnitzarbeit und eine gleichfalls hübsch geschnitzte Kanzel besitzt. Auf den Dächern gibt es viele Storchnester. Die Gassen sind dänisch und deutsch bezeichnet, die Firmen fand ich mit Ausnahme einer einzigen — es war der Gasthof zum Hopfenwagen, den der Besitzer dem Dänenthume zu Liebe in „Humlekaerren" umgetauft hat, — sämmtlich deutsch. Auch das Spritzenhaus hat seit Ankunft der neuen Beamten einen dänischen Namen annehmen müssen. Es heißt jetzt „Byens Spreuhuus." Mit solchen Unwesentlichkeiten ärgert man die Bevölkerung, da die

Hauptsache, die Danisirung der Gesinnung nicht gelingen will. Es wäre gut, wenn man sich mit diesem Vergnügen begnügt hätte. Man ist aber weiter gegangen und hat vor allem die Kirche und Schule ins Auge gefaßt, dadurch aber eine Erbitterung hervorgerufen, wie sie nur in Angeln ihres Gleichen findet.

Die Stadt Tondern, an der Grenze Nordfrieslands gelegen, ist von jeher im Grundstock ihrer Bevölkerung eine echt deutsche Stadt gewesen. Dafür zeugt schon der Umstand, daß Tondern bereits im Jahre 1243 auf Betrieb des Minoritenmönchs Reinhard, dessen Bildniß noch jetzt das Sitzungszimmer des Magistrats schmückt, vom Herzog Abel mit dem lübischen Rechte bewidmet wurde, welches dort noch heutzutage in Geltung ist. Während zu Anfang dieses Jahrhunderts das Plattdeutsche die Sprache der eigentlichen Bürger und ihrer Familien war, wird von diesen jetzt fast nur hochdeutsch geredet. Nur ein Theil der niedern Classe, Dienstboten und Handwerksgesellen sprechen das Patois, welches man in Schleswig als Raben- oder Kartoffeldänisch bezeichnen hört und selbst diese verstehen ohne Ausnahme die deutsche Sprache und brauchen sie sofort, wenn die Rede von den Dingen des Alltagslebens auf Gegenstände mehr ideeller Natur übergeht — Beweis genug, daß die Geistesbildung durchaus deutsch ist. Die Bildungsanstalten, Kirche und Schule sind bis 1851 stets deutsch gewesen, wie das bei einer wesentlich friesisch-deutschen Bevölkerung nur natürlich war. Daß in den niedern Ständen eine dänische Beimischung bewerkstelligt ist, erklärt sich aus der Einwanderung vierler jütischen Dienstboten, die der bessere Lohn hierher gelockt hat und die später in der Stadt einen eignen Herd gegründet haben. Allein das deutsche Element ist in Tondern immer so vorwaltend gewesen, daß es dieses natürliche Eindringen fast völlig absorbirt hat, wenigstens so weit, daß diese Einwanderer sich das Deutsche nach Kräften angeeignet haben und zum größten Theile gute Schleswig-Holsteiner geworden sind. Die Wahrheit und die Natur haben hier gesiegt und ich kenne in Tondern mehre geborne Dänen, welche entschieden auf der Seite der Schleswig-Holsteiner stehen. Abgesehen von den neuen dänischen Beamten, äußerte ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, gibt es in Tondern, einer Stadt von etwa dreitausend Seelen, kaum 20—30 dänisch gesinnte Familien und diese finden sich keineswegs unter den Gebildeten. Man müßte denn die beiden neuen Rathsherrn, Färber Diemer und Buchbinder Jacobsen dazu zählen, die weder recht deutsch noch recht dänisch können. Vor und in den Kriegsjahren gab es unter den Kaufleuten keinen dänisch gesinnten; nach 1850 aber haben sich drei Dänen angesiedelt, der Kornhändler Jens N. Andresen, früher Dienstknecht und aus den dänischen Enclaven stammend, der Manufacturist Madsen aus Mögeltondern und der Colonialwaarenhändler Peter Olussen, ebenfalls aus den Enclaven. — Unter den wenigen Familien in Tondern, welche dänisch sind oder dänische Sympathien haben, gibt es aber mehre, die

entschieden gegen die dänische Kirchen- und Schulsprache sind. Man ist zu praktisch, um nicht zu wissen, daß die Kinder mit der deutschen Sprache durch die halbe Welt, mit der dänischen nicht einmal bis Hamburg kommen können. Sie nach Dänemark zu schicken, fällt niemandem im Traume ein. Selbst die dänisch Gesinnten wissen, daß dort nichts zu holen ist.

Bei diesem Vorwalten, ja bei dieser Ausschließlichkeit deutschen Sinnes und deutscher Bildung in Tondern ist es nicht zu verwundern, daß die Stadt im Kampfe gegen das vordringende Dänenthum sich wacker gezeigt, aber auch viel hat leiden müssen.

Als im Juli 1850 die dänische Armee vorrückte, flohen die Beamten alle aus der Stadt. Nur die beiden deutschen Advocaten Bargum und Jürgensen blieben. Nach dem Einzug der Dänen wurde der alte vormalige Hardesvogt, Justizrath Dröhse, der für einen Anhänger des dänischen Königshauses galt, mit den Geschäften des Bürgermeisters und Stadtsecretärs betraut; für die executive Polizei in Stadt und Amt ein früherer Rathsdiener aus Sonderburg constituirt, während der Amtmann, Graf Arthur Réventlow-(Sandberg) das Oberdirectorium hatte. Diese beiden, geborne Schleswig-Holsteiner, traten sogleich im dänischen Sinn und Geiste auf und eine der ersten Maßregeln war, daß den Nachtwächtern befohlen wurde, die Stunden auf dänisch abzurufen. Man hatte das in Tondern nie früher gehört und die ganze Bevölkerung war darüber indignirt. Man meinte, wo noch alles deutsch wäre in Verwaltung und Justiz, müßten die Nachtwächter auch wie bisher deutsch rufen. Der Magistrat, Justizrath Dröhse, in dem man, was die Danisirung betraf, sich auf dänischer Seite völlig getäuscht hatte, an der Spitze, remonstrirte energisch dagegen, bekam aber die Weisung, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angingen. Der Polizeimeister schaltete nun, wie plötzlich emporgekommene Leute zu thun pflegen, mit seinen vielen Polizeidienern, die zum großen Theil aus der bekannten Schraderschen Schaar in Flensburg hergenommen waren, auf das brutalste. Man hudelte Stadt und Nachbarschaft mit unaufhörlichen Haussuchungen, die bald nach deutschen Fahnen und Erinnerungen an die Erhebung, bald nach ungestempelten Maßen und Gewichten, bald nach Waaren, welche gewisse Kaufleute hier nicht führen dürfen, stets aber mit der Absicht, sich als Herr und Gebieter zu zeigen und sich nebenbei Strafgelder zu verdienen, angestellt wurden. Man verurtheilte und strafte in einer bis dahin unerhörten Weise und man brachte es mit diesem Verfahren zu einer solchen Erbitterung der Bürger, daß die Oberbehörde nicht umhin konnte, einzuschreiten. Am 15. Mai 1853 hörte sein Regiment auf. Moltke bot ihm seine Gerichtsdienerstelle in Sonderburg wieder an; er wollte sie aber nicht haben. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, er gehört zu den Abgegenutzten und ist eine gefallene Größe.

Der Amtmann, Graf Arthur Réventlow, auf Sandberg in Sundewitt geboren, ist deutsch gebildet, hat in Berlin studirt und ist ein geschäftstüchtiger und mit guten Kenntnissen versehener Mann. Als Student von gut schleswig-holsteinischer Gesinnung, war er später Auscultant im schleswiger Obergericht, wo er ein Anhänger von Scheel wurde. 1848 ging er nach Dänemark. 1850 wurde er Amtmann in Tondern. Seine deutsche Bildung und sein Mangel an rücksichtsloser Energie halten ihn von extremen Schritten vielfach zurück. Auch ist er zu verständig und mit den Verhältnissen und dem Volkscharakter zu gut bekannt, als daß er nicht einsehen sollte, wie die dänischen Maßregeln auf die Dauer nur dahin führen, das Land von Dänemark völlig abwendig zu machen. Aber er hat den Dänen sich hingegeben und muß auf ihrem Wege vorwärts. Als Gesammtstaatler und weil er nicht bis zum Aeußersten geht, ist er bei den Eiderdänen verhaßt und seine Stellung nicht beneidenswerth. Wenn der Zwiespalt zwischen Deutschen und Dänen nicht wäre und er nicht im Sinne der dänischen Politik wirken müßte, würde er ein guter Amtmann sein. Ich halte ihn, drückte sich derjenige meiner Berichterstatter, welcher am günstigsten über den Grafen urtheilte, aus, für einen Mann, der nicht grade das Schlechte will, aber auch nicht den Muth besitzt, demselben entgegenzutreten. Ich glaube kaum, daß er für seine Ueberzeugung ein Opfer zu bringen im Stande wäre.

Diese Männer nun hatten zu Anfang das Regiment in Tondern. — Am 8. Febr. 1851 aber trat eine neue Figur auf die Bühne in der Person des constituirten Bürgermeisters und Stadtsecretärs Kiaer, der zugleich zum Hardesvogt und Actuar der Tonder- und Hoyer-Harden constituirt wurde, ein ganz junger Mann, in Kopenhagen geboren, in Apenrade erzogen, der in Kopenhagen studirt hatte und ohne genügende Kenntniß des Rechts, der Verhältnisse und des Volkscharakters, aber voll Eifer für die dänische Sache herüberkam, grade der rechte Mann, um das rebellische Tondern zu geißeln. Jung, nicht ohne Talente, durchgreifend, rücksichtslos und grob, trat er gleich in seiner wahren Gestalt auf und gerieth auf diese Weise mit den Rathsherren und dem Deputirtencollegium, in welchem damals noch tüchtige und einsichtsvolle Männer saßen, sehr bald in Collision. Er verlangte unbedingte Unterordnung ihrer Ansichten unter die seinigen; sie aber meinten, in Collegien gelte die Ansicht der Majorität. Nachdem verschiedene Zusammenstöße erfolgt waren, kam es zwischen ihm und den Magistratsmitgliedern über die Kirchen- und Schulsprache zum Bruch. Nachdem man bereits im Februar 1851 Gerüchte von Einführung der dänischen Schulsprache gehört hatte, wurde der Magistrat von der Regierung zur Berichterstattung darüber aufgefordert, und Kiaer legte nun in der Mitte des März ohne vorgängige Besprechung den Rathsherren einen fertigen Bericht in dänischer Sprache zur Unterschrift vor, worin natürlich die Ein-

führung der dänischen Sprache empfohlen war. Selbstverständlich konnten und wollten die Rathsherren dieses Papier nicht unterschreiben, sie beriefen sich auf das collegialische Recht der Abstimmung, aber vergebens, es kam zu harten Worten und die Rathsherren suchten sofort alle ihre Entlassung. Bevor sie aber entlassen wurden, erfolgte ihre Suspension am 24. März und am 26. traten zwei (statt vier) neue Rathsherren ein, Färber Diemer, der noch nicht einmal Bürger und nicht im Deputirtencollegium gewesen war, überhaupt an der städtischen Verwaltung keinen Antheil genommen hatte und Buchbinder Jacobsen, bis dahin Deputirter, aber einer von denen, die oft in den Sitzungen fehlten, beide Männer, von denen man keineswegs behaupten kann, daß sie im besonderen Maße die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger genossen. Der Magistrat war nun von den renitenten schleswig-holsteinischen Kaufleuten gesäubert und mit zwei Handwerkern besetzt, die Kiaer in seinen Maßregeln nicht widersprachen. Daß man aber keine geeignetern Männer bekommen konnte, und daß infolge dessen die zwei andern Stellen bis auf den heutigen Tag noch unbesetzt sind, zeugt deutlich genug für die Gesinnung der Stadt.

Bald wurde auch das Deputirtencollegium gesäubert. Feddersen und Rehhof, die beiden Kämmerer, waren nach der bestehenden Ordnung ausgeschieden und T. A. Todsen und Webersöe an ihre Stelle getreten. Beide wurden kurz nacheinander wieder entlassen, weil sie sich den Machtsprüchen und Danisirungsmaßregeln Kiaers nicht fügen wollten, besonders in Betreff der Kirchen- und Schulsprache.

Inzwischen war die dänische Sprache in den Elementarschulen eingeführt und Kinder, die bisher nur deutsch gelernt hatten, mußten jetzt ihren Unterricht ausschließlich auf dänisch empfangen. Viele Bürger zogen ihre Kinder ganz aus den Schulen heraus und suchten durch Privatstunden den Unterricht fortzusetzen. Gegen diese fand sich aber in der Schulordnung von 1814 das stets wirksame Mittel des Schulzwangs, das, früher nur gegen pflichtvergessne Eltern angewandt, jetzt grade auf solche Anwendung fand, deren eifrigstes Bestreben dahin ging, ihren Kindern guten Unterricht zu verschaffen. Die Eltern wurden zu Rathhaus citirt und mit Strafen bedroht. Infolge dessen gaben einige nach und schickten ihre Kinder in die Schule, andre nicht. — Den Winter hindurch hatte ein abgesetzter Prediger Grauer der Rectorclasse vorgestanden, der höchsten Knabenclasse in Tondern. Der Rector Petersen gehörte nämlich zu den Flüchtlingen. Am 23. April wurde die Stelle durch Wahl des Magistrats nach vorausgegangener Probe wieder besetzt. Drei dänische Candidaten waren präsentirt. Kiaer mit seinen neuen Rathsherrn wählte, gegen den Rath des mit votum consultativum zugezogenen Propsten Ahlmann, den am wenigsten befähigten, Müller, und derselbe trat am 7. Mai ohne Introduction seine noch völlig deutsche Schule an. Vielleicht bot der Gewählte dem

Dänenthum die beste Garantie; wenigstens war dies insofern der Fall, als derselbe der deutschen Sprache ganz ebensowenig mächtig war, als er überhaupt zum Unterrichten Befähigung besaß.

Der Propst entdeckte die Unkenntniß und das Ungeschick des neuen Schulmonarchen schon beim ersten Examen. Mein Berichterstatter hörte, wie er dem Amtmann dringende Vorstellungen machte, aber ängstlich um Schweigen gebeten wurde. Der Amtmann fürchtet alle Aufregung, er liebt es, von den Parteien in Frieden gelassen zu werden. Die Sache kam aber doch ans Tageslicht. Denn die Bürgerschaft sah der Verwüstung ihrer Schulen keineswegs ruhig und unthätig zu. Man schickte erst zwei deputirte Bürger an Tillisch in Flensburg, die um Abhilfe bitten sollten. Solche unbequeme Gäste fertigte Tillisch stets mit Scheltworten ab, aber in diesem Falle mußte er wenigstens die Wahrheit hören. Später sollten der erste Seminarlehrer Professor Bahnsen und der Maler Petersen nach Kopenhagen zum König. Sie kamen aber nur nach Flensburg, wo sie mit Redensarten und Versprechungen von der Weiterreise abgehalten wurden. Auch an den am 28. Juli 1851 anwesenden General Krogh, einen Bruder des frühern Amtmanns in Tondern wandte man sich. Er versprach seine Verwendung bei dem Monarchen. Eine Petition an den König wurde ihm nach Flensburg nachgeschickt und übergeben. Es ist keine Antwort darauf erfolgt. — Auch mündliche Vorstellungen bei dem am 3. September anwesenden Minister Bardenfleth waren ohne Erfolg. Endlich aber wurde eine Bittschrift aufgesetzt und von den meisten Bürgern und Einwohnern unterschrieben. In derselben wurde darauf angetragen, die althergebrachte und gesetzlich bestehende deutsche Kirchen- und Schulsprache wieder herzustellen oder wenigstens eine deutsche Schule zuzulassen, und man berief sich zur Begründung darauf, daß nach der ausdrücklichen Bestimmung in der Schulordnung von 1814 in allen deutschen Schulen der Unterricht ausschließlich in hochdeutscher Sprache ertheilt werden solle, daß aber die Schulen Tonderns von jeher deutsche Schulen seien, daß kein Gesetz existire, welches diesen gesetzlich bestehenden Zustand aufhebe oder abändere, daß namentlich das königliche Rescript von 1810 kein solches Gesetz, vielmehr lediglich ein vorbereitender Schritt zu einer gesetzlichen Aenderung sei, indem durch dasselbe die Kanzlei nur aufgefordert worden, Berichte von den Behörden einzuziehen und demnächst Vorschläge zu machen, zur Ausführung des Wunsches Sr. Majestät (Friedrich VI.) die dänische Kirchen- und Schulsprache dort einzuführen, wo die dänische Sprache als Umgangssprache sich finde, daß aber die Behörden sich in ihren Berichten dagegen ausgesprochen hätten und die Sache daher nicht zur Ausführung gekommen sei, daß seitdem kein Gesetz in dieser Richtung erschienen sei, namentlich der jetzige König nach vorgängiger Berathung mit den Ständen kein solches Gesetz er-

lassen, vielmehr nur der Regierungscommissarius mittelst nicht publicirter Erlasse an die Verwaltungsbehörden (Kirchenvisitatoren) diese Maßregel angeordnet habe, dieselbe mithin aller gesetzlichen Basis ermangele. Nun sei die Einführung dänischer Kirchen- und Schulsprache entschieden gegen den Wunsch und Willen der Bevölkerung, wie schon die Zahl der Unterschriften beweise, und es sei doch unzweifelhaft ein Recht der Gemeinde, selbst zu bestimmen, in welcher Sprache sie gemeinschaftlich zu Gott beten und ihre Kinder unterrichten lassen wolle. Man berief sich auch auf die versprochene Gleichberechtigung der Sprachen. Dieser Petition wurden Proben der schriftlichen Arbeiten der Knaben in der Rectorschule in Abschrift angelegt und damit nachgewiesen, daß der Rector nicht allein grobe Schnitzer übersehen und vielfach die Sätze verballhornisirt, sondern sogar Fehler hineincorrigirt hatte

Recht vorsichtig glaubte man bei dieser Supplik zu Werke zu gehen, indem man nach der Stempelpapierverordnung 3 Stempelbogen à 40 Schillinge Reichsbankgeld nahmen. Dessenungeachtet erfolgte — nicht Bescheid auf die Bitte, sondern der Auftrag an den Magistrat, jeden der Unterzeichner in ein Thaler Courant Geldstrafe zu verurtheilen, wegen nicht gehörigen Gebrauchs des Stempelpapiers. Weil man gegen schlagende Gründe nicht ankonnte und die Wahrheit nicht hören wollte, wandte man das beliebte Abschreckungssystem an, indem man die Leute durch Furcht vor Geldstrafe in Zukunft vom Unterschreiben solcher mißliebigen und unbequemen Petitionen abhalten zu können meinte. Der Graf Karl Moltke, der schon ans Ruder gekommen war, als dies erfolgte, ging nämlich von dem in der Stempelpapierverordnung nirgend zu findenden Satze aus, daß, wenn mehre vereint petitionirten, jeder einzelne Petent so viel Stempelbogen, als die Bittschrift Bogen stark sei, verwenden müsse. Alle Juristen staunten über diese unerhörte Auslegung. Hunderte von Gesuchen und Eingaben wären seit der Emanation der so seltsam gedeuteten Verordnung (sie erschien 1804) an die höchsten Collegien und die Majestät von Mehren unterschrieben eingegangen, ohne daß es irgend einem Concipienten eingefallen wäre, mehr als höchstens drei Bogen Stempel dazu zu verwenden.

Moltke erschwerte nun auf diese Weise das Petitioniren in Gemeinschaft und später wurde es in seinem Prachtwerke, das er die Verfassung für das Herzogthum Schleswig betitelt hat, welches aber richtiger als Polizeireglement bezeichnet worden wäre, bei Strafe gänzlich verboten. — Der Befehl zur Zahlung der Geldstrafe kam am 30. Juli 1852. Aber noch nicht genug! Kiaer ließ die Unterzeichner zu Rathhaus citiren, schalt sie tüchtig aus, warf ihnen vor, sie hätten ein Lügengewebe unterschrieben (es war mit ängstlicher Sorgfalt darüber gewacht, daß nur die strengste Wahrheit in der Petition ent-

halten wäre) und entsetzte diejenigen, welche städtische Aemter bekleideten, namentlich die Rechnungsführer der milden Stiftungen, ihrer Stellen.

Ein Jahr später, im Juli 1853, wurden noch nachträglich einige Bürger, welche die Petition unterzeichnet hatten, lauter Handwerker und sogenannte kleine Leute, aufs Rathhaus geladen und gefragt, wer sie zur Unterschrift verleitet hätte. Man hoffte wol, daß sie einen oder den andern der angesehenen Bürger angeben würden, um von Strafe befreit zu werden, und alsdann hätte man triumphirend berichten können, es sei die ganze Bewegung gegen die dänische Schul- und Kirchensprache nur ein Machwerk der aufrührerischen Advocaten und einzelner andern Insurgenten, die das Volk verführten (wie man ja von der ganzen Erhebung zu sagen pflegte), der Plan scheiterte aber an dem wackern Sinne dieser Bürger gänzlich. Sie erklärten alle, sie hätten aus freien Stücken und mit völliger Ueberzeugung unterschrieben. Sie wurden auch mit einem Thaler Geldstrafe belegt.

Es haben sich überhaupt alle Schritte gegen das Dänische vergeblich erwiesen und die Beamten ihr Danisirungswerk in Tondern weiter geführt. Von den Elementarschulen ist es in die höheren Classen übergegangen; namentlich hat man sich beeilt, den dänischen Religionsunterricht einzuführen, natürlich, die Prediger können ja kein Deutsch. Der Kirchenpropst und deutsche Hauptprediger in Tondern, Odin Wolf Tiedemand, macht auf der Kanzel und außer der Kirche die seltsamsten Sprachschnitzer. So z. B. hat er einmal von „geblendeten" Districten gesprochen und damit die gemischten, wo abwechselnd deutsch und dänisch gepredigt wird, gemeint. Gemischt heißt auf Dänisch blandet. Als er im ersten Jahre die Kinder confirmirte, hatte er sich nicht einmal die Mühe gegeben, den Spruch, welchen er seiner Rede zum Grunde legte, in der deutschen Bibel nachzulesen und sich einzuprägen und sagte nun immer: „Wer nicht für mich ist, der ist mir zuwider." Bei einer Grabrede, der die angesehenern Bürger beiwohnten, sagte er wiederholt „unsre Gefühlen (Nominativ oder Accusativ), erwähnte dann, daß die Verstorbne „Schlächter" (er sprach aber Slächter) habe gehen und kommen sehen (man mußte an die verschiedenen Metzger denken, die ihr Fleisch ins Haus gebracht hatten, während der Herr Propst Geschlechter meinte), verwechselte unaufhörlich den Plural mit dem Singular, und setzte, nachdem er eine Viertelstunde lang über die Todte, als eine hochbejahrte Frau gesprochen, der Lächerlichkeit dadurch die Krone auf, daß er wiederholt sagte, sie sei 34 Jahre alt geworden, während die Frau 84 Jahre alt starb. Man kann sich vorstellen, was aus der Andacht der aus fast lauter gebildeten Leuten bestehenden Versammlung wurde. So steht es um den Mann, der am 3. Juli 1853 als deutscher Hauptprediger der Stadt Tondern und Kirchenpropst der tonderschen Propstei, wozu bekanntlich auch die friesischen Districte und die Inseln Silt und Föhr gehören, intro-

ducirt wurde, nachdem der Propst Ahlmann, lange gequält und als Werkzeug in den Händen der Dänen mißbraucht, am 1. Januar 1853 seine Entlassung bekommen hatte und ohne Abschied von der Gemeinde und ohne seine Kinder confirmiren zu dürfen ausscheiden mußte. Dieser Propst Tiedemand, der deutscher Hauptprediger in Tondern ist, hat nichtsdestoweniger nicht nur selbst die wenigen Kinder, die er hatte, zu Ostern d. J. in dänischer Sprache confirmirt, sondern dem Diaconus, Pastor Cärstens am ersten Tage, als seine Kinder zum Confirmationsunterricht bei ihm versammelt waren, den deutschen Confirmationsunterricht untersagt. Vergebens wandten sich die Eltern an die Visitatoren, den Bischof, das Ministerium, den König um Erlaubniß die Kinder deutsch vorbereiten und confirmiren zu lassen, Kinder, die immer deutschen Unterricht gehabt hatten. Am 22. April vorigen Jahres mußte Pastor Cärstens seine Confirmationshandlung, selbst die Einsegnung, in dänischer Sprache vornehmen, nachdem der dänische Archidiaconus Dahl vorher eine dänische Predigt voller Anzüglichkeiten gehalten hatte.

Um Ostern wurden die beiden letzten deutschen Lehrer, Küster Claussen und Cantor Nissen, ihres Amts entlassen und ihre Stellen mit Dänen besetzt. Ein Jahr vorher nahm man Nissen in seiner Schule, der Mädchenschule, die bis dahin rein deutsch geblieben war, da Nissen kein Dänisch kann, den Religionsunterricht, und die Mädchen wurden nun urplötzlich in dänischer Sprache in der Religion unterrichtet. Viele behielten ihre Kinder in diesen Stunden zu Hause; man wandte sich an den Schulinspector Pastor Dahl und dieser war damit einverstanden, daß die Eltern für anderweitigen Religionsunterricht in deutscher Sprache selbst sorgen möchten; dessenungeachtet wies er die Mädchen, welche infolge dessen den dänischen Religionsunterricht nicht mithatten, im Mai 1854 aus der Schule, die sie weinend verließen und gab den über dieses Benehmen Rechenschaft fordernden Eltern die Antwort, es seien Umstände vorhanden, die es nicht gestatteten, welche, sagte er nicht.

Der Privatunterricht wird nicht gestattet. Am 14. Januar 1854 schloß man dem Candidaten Meyer, jetzigem Prediger einer deutschen Gemeinde zu Camberwell bei London, seine im besten Gange befindliche Privatschule, weil er nicht dänisch unterrichtete. Der frühere, jetzt pensionirte Elementarlehrer Jespersen und der Privatlehrer Wildenradt dürfen nur eine bestimmte Schülerzahl haben und sind überdies gehalten, außer den Religionsstunden, die unweigerlich dänisch sein müssen, noch viele andere Stunden in dänischer Sprache zu geben. Dem entlassenen Lehrer und Küster Claussen ist jeglicher Privatunterricht verboten worden. — Am 1. und 2. August vorigen Jahres hielt Bischof Boesen Generalvisitation in Tondern ab. In den Schulen befahl er freilich den Lehrern, in den vier deutschen Stunden, welche den Kindern von den früheren dreißig in der Woche geblieben sind, nur deutsch zu sprechen. Der

Befehl wird aber schwerlich ausgeführt werden, schon weil die Lehrer kein Deutsch können. — In der Kirche waren außer dem Troß dänischer Beamte nur einige wenige Bürger — ich meine vier. — Nach dem Gottesdienst waren mehre Bürger beim Bischof, um sich über die Schulzustände zu beschweren und um mehr deutschen Unterricht und Freiheit zum Religionsunterricht in deutscher Sprache durch Privatlehrer zu erbitten. Er wollte auf keine dieser Vorstellungen eingehen, berief sich auf königliche Befehle und behauptete, die Kinder bedürften keines Religionsunterrichts in deutscher Sprache, weil in den Häusern überall deutsch mit den Kindern gesprochen würde und sie da genug lernen könnten. Deutsche Religion sei Heidenthum. Die Confirmation sei eine öffentliche Handlung, und könne es daher den Betheiligten nicht freistehen, zu bestimmen, in welchem Idiom solche vorzunehmen sei; in Tondern müsse sie dänisch sein.

Wenn der Bischof gesagt hat, daß in den Häusern überall deutsch mit den Kindern gesprochen würde, so ist das richtig; denn selbst solche, die sich früher gegenüber ihren Kindern des dänischen Patois bedienten, reden jetzt fast durchgängig deutsch mit ihnen. Das ist aber ein Umstand, der grade gegen den dänischen Unterricht spricht. Daß es in Tondern mit dem Kirchenbesuch schlecht steht, ist unter solchen Umständen nicht zu verwundern. Der Archidiakonus Dahl, ein fanatischer Eiderdäne, hat höchstens 10—15 Zuhörer, der Propst nicht vielmehr. Cärstens ist der einzige, der noch eine Gemeinde hat. Er predigt aber nur jeden zweiten Sonntag Nachmittags deutsch.

Sie haben eine Reihe betrübender Geschichten anhören müssen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen jetzt ein paar heitere aus Tondern erzähle. Eine ganz neue aus dem letzten Kriege und eine „ut de Muskist" — aus der Mauskiste, wie man hier zu Lande alte Anekdoten bezeichnet.

Die Dänen standen mit zwei Bataillonen in Tondern. In den friesischen Districten thaten sich die Bauern zusammen, sie von da zu vertreiben. Der Erfolg wäre zweifelhaft oder vielmehr, da ungefähr fünfhundert Mann schlechtbewaffneten und ungeübten Landsturms die dreifache Anzahl von Soldaten angreifen wollten, nicht zweifelhaft gewesen. Dennoch erreichte man seinen Zweck und zwar durch die List eines Bauern. Derselbe ließ sich einen Brief an einen Kaufmann in Tondern schreiben, worin dieser benachrichtigt wurde, am nächsten Tage würden an die fünftausend Friesen in der Stadt erscheinen und die Dänen sammt und sonders über die Klinge springen lassen, ritt mit dem Briefe in der Tasche nach Tondern, wurde natürlich festgenommen und durchsucht, der Brief ihm abgenommen und am folgenden Morgen waren die Dänen im vollen Rückzuge auf Ripen.

Es ist schon lange her, da begab sichs bei Tondern, daß einer in die Widau fiel, die hier unten stellenweise ziemlich tief ist. Er wäre ertrunken,

wenn ihm nicht ein Mann, der auf dem Felde arbeitete, zu Hilfe geeilt wäre und ihm von dem steilen Ufer einen Springstock hinabgehalten hätte. Der Ertrinkende griff zu, half sich aufs Trockne, stieß sich aber dabei ein Auge aus. Statt sich bei seinem Retter zu bedanken, verklagte er ihn auf dem Thing und forderte Schadenersatz für das Auge. Die Richter wußten nicht, was sie mit der Klage thun sollten, der Kläger hatte recht, und doch schien es unnatürlich, den Beklagten zu verurtheilen. Man verschob daher die Entscheidung auf die nächste Sitzung. Allein die dritte kam, und noch immer wußte man nicht, was man für ein Urtheil sprechen sollte. Da sah der Hardesvogt, der den Vorsitz beim Thing führte, auf dem Wege nach Tondern, wo damals die Thingstätte war, auf einem Steine drei Jungen sitzen, die sich über etwas Wichtiges zu berathen schienen. Sie machten ihm so kluge und würdevolle Gesichter, daß er neugierig sein Pferd anhielt und fragte, was sie da vorhätten. Sie hielten Thing über den Mann, der in die Widau gefallen wäre, lautete die Antwort. „So, und was habt ihr für einen Spruch gefunden?" fragte der Hardesvogt. Sie waren noch nicht fertig damit, bald nachher aber vereinigten sie sich zu dem Urtheile: der Gerettete soll an derselben Stelle, wo er damals ins Wasser gefallen ist, wieder hineingestoßen werden. Kann er sich allein wieder heraushelfen, so muß ihm sein damaliger Retter Buße für das Auge zahlen; wo nicht, so hat der letztere gewonnen. Einer großen Last entledigt, griff der Hardesvogt in die Tasche und gab den Jungen ein Stück Geld, ritt dann zu Thinge und entschied, wie die Kinder gethan hatten. Jener Undankbare aber konnte sich wirklich nicht selbst retten, und so gewann der andere den Proceß. (Schluß im nächsten Heft).

Correspondenzen.

Aus Paris. Die plötzliche Annahme des östreichischen Ultimatums durch die Russen ist nicht das wenigst seltsame Ereigniß in diesem an Curiosem so reichen Kriege. Alexander II. hat Europa wirklich überrascht und man sagt nicht mit Unrecht, daß Louis Napoleon, als man ihm die Nachricht von dieser Annahme mittheilte, ausgerufen haben soll: „Dieser Muth der Ueberraschung verspricht Rußland einen tüchtigen Herrscher und Europa den Frieden. Ich glaube an die Aufrichtigkeit dieser Annahme, denn wer in einem solchen Momente den Muth hat, diese Annahme auszusprechen, der hat auch den Willen Wort zu halten." Der Kaiser stand ziemlich allein in seinem Glauben, den Staatsmännern diesseits wie jenseits des Kanals wollte diese Aufrichtigkeit nicht einleuchten, den letztern, weil sie ihnen unbequem war und einen Strich durch ihre Rechnung machte.

Früher, als der Krieg vorzüglich durch die (damals noch) minder gefährliche Schießwaffe geführt wurde, kam es selten zum Handgemenge und der Gewinn oder

der Verlust einer Schlacht, wurde gleichsam durch eine beiläufige Schätzung der gegenseitigen Todten und Verwundeten durch die Generale entschieden. Der Sieger erfuhr oft erst, daß er gesiegt habe, durch den über Nacht geschehenen Abzug des Feindes. Der Krieg im Ganzen wird heutzutage durch eine ähnliche Wahrscheinlichkeitsrechnung über die ökonomischen und moralischen Mittel der kriegführenden Mächte entschieden. Die Frage, wer es länger aushalten werde, ist eine der wichtigsten und es scheint, daß Rußland, wie früher durch seine Diplomaten über den Zustand Europas und die Beziehungen zwischen England und Frankreich irre geleitet, später durch seine Generale und Verwalter ebenso schlecht berichtet wurde. Es überschätzte die eignen und unterschätzte die Hilfsmittel des Gegners. Alexander II. hat das Verdienst, aus dem Illusionssysteme seines Vaters herauszutreten und den begangenen Irrthum in einem Augenblicke einzugestehen, wo dies einer großen Macht am schwersten ankommen muß, im Augenblick einer Niederlage. England und Frankreich wußten nicht, daß die Krise in dem Maße reif sei, sonst würden diese Mächte Oestreich, nachdem dasselbe so lange hin- und hergezaudert hatte, nicht die Ehre überlassen haben, die Entscheidung herbeizuführen. Wie sollten wir auch hier im Westen klarer in den Angelegenheiten der Russen sehen, als diese selbst? Oestreich allein schien vollkommen wohl berathen zu sein — es wußte, daß es nur am Baume zu schütteln habe, um die reife Frucht herabfallen zu sehen.

Die Ueberraschung in Europa — ich darf nicht erst daran erinnern — war so groß, daß man allgemein an das timeo Danaos dachte und Louis Napoleon Sonderabsichten unterschob, als er augenblicklich die Sache dafür nahm, als was sie sich später geltend machte. Die Anglophoben, die in allen Parteien in Frankreich leider noch zahlreicher sind, als es im Interesse der europäischen Zukunft zu wünschen wäre, hatten schnell ihre Theorie fertig: der Kaiser wolle ins feindliche Lager übergehen. Die pariser Salons, in welchen für die Russen mehr Sympathien gepflegt werden, als billig ist und namentlich einige den Ton angebende russische Cirkel, die sich um weibliche Egerien mannigfacher Art gruppiren, gingen auch in die Falle. Die Berichte, die von hier aus nach Petersburg gingen, waren nicht wenig geeignet, den Zar neuerdings auf einen falschen Weg zu leiten. Es ist mir genau bekannt, daß Baron Brunnow, die erste Friedenstaube, die aus der russischen Arche uns zugeflogen kam, sehr sanguinische Hoffnungen mit hierher brachte, von denen ihn aber der Kaiser noch vor Eröffnung der Conferenzen zu heilen suchte, indem er ihm sagte: „N'ecoutez pas trop les bruits des salons de Paris, car la France restera à côté de l'Angleterre dans les délibérations, aussi bien que dans la guerre."

Dies ist der wichtigste Punkt, auf den man nicht genug Nachdruck legen kann. Louis Napoleon ließ sich von den Einflüsterungen, die bis an sein Ohr zu dringen suchten, nicht erschüttern. Er bewies, daß nicht die Zufälligkeit von Nikolaus ungebührlicher Herausforderung es gewesen, die ihn bewogen, England die Hand zu reichen, sondern staatsmännische Berechnung. Es handelt sich in diesem Aufsatze um eine sachliche Auseinandersetzung der Situation und darum müssen alle Erinnerungen der Vergangenheit, die das Urtheil befangen machen könnten, wie die bittern Gefühle, die beim Gedanken an den unwürdigen Zustand im Innern sich geltend machen wollen, beseitigt werden. Es muß gestanden werden, und je näher

man die Leute kennt, welche den Gewalthaber Frankreichs umgeben, um so lauter muß es gesagt werden, der Kaiser steht mit seinen internationalen Ansichten weit über dem Niveau der französischen Staatsmänner des alten und neuen Regime. Es ist offenbar, daß er die Geschichte seines Onkels genauer und mit mehr Erfolg studirt hat, als Thiers, er kennt den Hauptfehler, den Napoleon I. gemacht hat, er ist durchdrungen von der Unmöglichkeit auf dem Continent eine erste Rolle zu spielen, ohne England an der Seite zu haben. Louis Napoleon hat aber selbst etwas vom englischen Charakter, er ist phlegmatisch und langsam im Aufnehmen eines Gedankens, er überlegt lange, aber was er einmal als wahr oder nützlich erkann hat, davon läßt er nicht mehr ab und was er einmal beschlossen hat, das wird unter allen Umständen und oft mit einer Raschheit ausgeführt, die bei seiner trägen Natur in Erstaunen setzen muß. Die Idee der englischen Allianz nun ist einer der obersten Grundsätze seiner Politik. Die Macht des Continents, welche selbst über bedeutende Hilfsmittel und über eine thatkräftige Nation gebietet und England zur Seite hat, wird Europa nothwendig beherrschen. Das scheint er sich zu wiederholen, wie jener Darius von seinem Diener sich an die Griechen erinnern ließ, das hat Napoleon I. verkannt und der Friede von Tilsit mit seinen Europa umfassenden Plänen, war eines Ideologen ebenso würdig, als die Continentalsperre und nicht eines so großen Feldherrn, nicht eines so praktischen Staatsmannes, der eine so souveräne Verachtung vor den Ideologen hatte, als Napaleon I. Napoleon III. hat wenigstens in dem einen Punkte von seinem Onkel gelernt, was nicht zu thun sei. Er wird auf keine Theilungsprojecte mit Alexander II. eingehen, wie Napoleon I. mit Alexander I. sie einen Augenblick ausgesonnen hat.

Nimmt aber die englisch-französische Freundschaft Miene an, im Conferenzsaale in dem Maße sich zu bewähren, wie auf dem Schlachtfelde, so ist der Friede gewiß, da Rußland sich in ersterem ebenso isolirt befindet, wie auf letzterem. Die Bedingungen, die man ihm im Verhältnisse zu dem Kriege, den die Westmächte Rußland gemacht haben, zumuthen kann, kann es alle unterschreiben. Denn daß die bevorstehenden Verträge, welche aus diesem Congresse hervorgehen werden und die sich an die Stelle der Verträge von 1815 setzen wollen, keinen ewigen Frieden über Europa bringen werden, dies wird auf den ersten Anblick klar und so wie man sich Rechenschaft davon gibt, daß in dem Kampfe des Westens gegen den Osten nur die Präliminarien der großen Liquidation zu suchen sind, welche das Endresultat nur eines Zusammenstoßes sein kann, bei welchem alle Ueberzeugungen der Zeit Geltung finden. Es liegt weder in der Absicht der Westmächte, zu einer radicalen Umwälzung herauszufordern, als in jener Rußlands, es aufs äußerste ankommen zu lassen. Napoleon I. wäre durch seinen Starrsinn vielleicht in eine solche Lage gedrängt worden, aber er hätte in diesem Falle ebensowenig in Voraussicht aller Folgen gehandelt, als er die Consequenzen der Campagne Mentschikoffs in Konstantinopel vorher berechnet hätte.

Diese beiden Grundgedanken müssen wir im Auge behalten: England und Frankreichs Bündniß ist unerschüttert, der Congreß wird sich in einem verhältnißmäßig ebenso beschränkten Kreis bewegen, als der Krieg, und dann ergibt sich das günstige Resultat von selbst.

Die Männer, welche nach Paris geschickt wurden, wie ihre bisherige Thätigkeit,

berechtigen ebenfalls zu Friedenshoffnungen, welche die wankelmüthige, zu sehr an Telegraphengeschwindigkeit gewöhnte öffentliche Meinung nicht mehr im gleichen Maße begt.

Clarendon und Cowley stehen beide dem Kaiser nahe und wenden sich in allen wichtigen Dingen an ihn. In der Hauptsache herrscht also vollkommene Einstimmigkeit im Lager der Westmächte, wenngleich die französischen Bevollmächtigten, namentlich Herr von Bourqueney, von der Rolle ausgehend, welche Oestreich in der letzten Stunde gespielt hat, diesem eine Wichtigkeit auf dem Congresse zuschieben, die, aus der Thronrede des Kaisers zu urtheilen, nicht ganz dessen Ansichten gemäß zu sein scheint. Lord Clarendon hat alle Eigenschaften eines Unterhändlers bei einem Congresse, der vieles in kurzer Zeit leisten soll.

Er besitzt Klarheit, Bündigkeit und Entschiedenheit des Vortrages. Man kann zwar von ihm nicht sagen, was Fox von Pitt behauptete, daß dieser nicht nur ein Wort für alles habe, wie er (Fox), sondern das Wort, aber Clarendons Wort trifft zu und das ist in diesem Falle ebenso erwünscht, wie bei einem Orchester, das keinen Kapellmeister ersten Ranges hat, ein tüchtiger erster Geiger eine Wohlthat fürs Zusammenspiel und Vorwärtsdringen des Ganzen ist. Im entgegengesetzten Lager kann von Orloff dasselbe gesagt werden. Dieser läßt den Diplomaten gern schlummern und kehrt den Soldaten hervor, der gleich beim ersten Wort zu sagen scheint, daß es sein letztes sei. Graf Cavour kann den beiden zur Seite gestellt werden, denn er weiß im bescheidenen Gewande ebenso fest aufzutreten, wie die beiden Vertreter der Großmächte. Graf Buol befindet sich auf keinem günstigen Terrain. Als Vermittler der Annahme der wiener Vorschläge mußte er mit Ansprüchen hier eintreffen, denen man nicht ganz entgegenkommt und er wird sich erst an die neue Temperatur gewöhnen müssen, ehe er sich mit gewünschter Leichtigkeit wird bewegen können. Graf Walewski hat den Kaiser hinter sich und denkt vielleicht zu sehr daran; er sieht sich bei Schwierigkeiten, die sich bieten mögen, zu sehr nach seinen Hilfstruppen um und es wäre gut, wenn Siegfried mit der Tarnkappe Günthern im Kampfe gegen die nordische Amazone beistehen könnte. Die diplomatischen Kunststücke sind den zweiten Bevollmächtigten überlassen und unter diesen steht Baron Brunnow an der Spitze. Brunnow ist ein französischer Advocat und ein französischer Diplomat, der nur durch seine Schlauheit daran erinnert, daß er ein Russe ist. Lord Clarendon bezeichnete dessen Wesen mit einem treffenden Worte, das er dem Kaiser sagte. Dieser äußerte, daß Baron Brunnow, den er in London gesehen hatte, ihm immer als ein großer Mann vorgekommen wäre und nun fände er ihn klein: „C'est que vous ne l'avez pas bien vu, Sire: il était ployé en deux“ erwiderte der Lord. Wenn es noth thut, legt er sich auch dreifach zusammen, aber hier glückts ihm mit seiner moskowitischen Süßlichkeit nur wenig. Von den andern ist wenig zu sagen, und von Aali Pascha oder von der Türkei überhaupt zu reden ist überflüssig, wie die vom Punch veröffentlichten Statuten der pariser Conferenzen und neuerlich die Thronrede des Kaisers der Franzosen bewiesen haben.

Ich komme nun zu den Leistungen des Congresses. Der erste Tag war mit der principiellen Abschließung des Waffenstillstandes und mit der Vorlesung der wiener Protokolle ausgefüllt. Das principielle Annehmen hat Rußland in die Mode gebracht. Es hat seine guten Seiten, weil es eine vollzogene Thatsache auch dann

vorstellt, wenn es noch keine ist. Die Bestimmungen desselben waren aber erst später festgesetzt, nachdem die Russen sich anfänglich gegen die Deutung der Engländer gesträubt hatten. Letztere behielten Recht und aus einem vollkommenen Waffenstillstande ist eine bloße Unterbrechung der Feindseligkeiten geworden. Diese Nüance hat für die Engländer wegen etwaigen Vorbereitungen in Asien Wichtigkeit.

Die Grenzberichtigung in Bessarabien wurde gleichfalls principiell von den Russen angenommen, aber Graf Orloff setzte mit maliciöser Beredtsamkeit die topographische Unkenntniß der Oestreicher auseinander, welche diese trotz ihrer vortrefflichen Karte des östreichischen Generalstabes auch zugeben mußten. Man kam überein, daß Rußland einen Gegenvorschlag machen werde und dieser, der von Orloff sofort angedeutet wurde, scheint bei der definitiven Reglung dieser Frage als Grundlage dienen zu sollen. Ueber die Donauschiffahrt kam man schnell zur Einigung, ebenso über die Rückgabe von Kars, bald über die Zerstörung von Ismail und in einer allgemeinen Conversation drückte Orloff auch die Bereitwilligkeit Rußlands aus, zu versprechen, daß es in Nikolajeff keine Kriegsschiffe bauen werde. Die Anzahl der kleineren Schiffe, welche Rußland wie die Türkei im schwarzen Meere haben darf, soll nach täglich erwarteten nachträglichen Weisungen Rußlands sofort geregelt werden. Hinsichtlich der Räumung des türkischen Gebietes sprechen die Russen sich ebenfalls sehr befriedigend, aber vielleicht etwas maliciös aus, indem sie versprechen, dies gleichzeitig mit den westmächtlichen Truppen thun zu wollen. Auch über die russischen Forts jenseits des Kaukasus wurde verhandelt, doch geschah dies wieder in der Form einer Conversation zwischen Orloff und Clarendon.

Ueber Bomarsund kam es auch zu keiner langen Discussion — die Russen unterschrieben sofort, was von ihnen verlangt wurde. Die Frage, welche eine sehr lange Discussion herbeiführte, ist das Schicksal der Donaufürstenthümer. Frankreich will dem Wunsche der Rumanen und auch dem Wunsche der Hospodaren der Walachei gemäß, und aus Rücksichten, die aus der Lage der Fürstenthümer nach russischer wie nach östreichischer Seite hin entspringen, die beiden Fürstenthümer als einen unabhängigen Staat unter einen Prinzen irgend einer europäischen Dynastie gestellt wissen. Man kam auf diese Eventualität vorbereitet zum Congresse und Frankreich schien auf Englands Beistand zählen zu dürfen. Als nun die Frage in der dritten Sitzung zur Sprache kam, nahm Aali Pascha das Wort und versprach, den Bevollmächtigten eine Denkschrift seiner Regierung mitzutheilen, worin diese ihre Wünsche in dieser Angelegenheit auseinandersetzen werde. Die versprochene Mittheilung scheint gemacht worden zu sein und die Verhandlung wurde in der fünften Sitzung aufs neue vorgenommen.

Dies Mal waren es England und Oestreich, die sich beide auf die türkische Seite stellten. Ersteres erinnerte sich plötzlich, daß der Krieg zur Wahrung der türkischen Integrität geführt worden sei und letzteres sprach sich dagegen aus, wollte aber, ehe es sein letztes Wort sagen könne, erst wissen, welchen Prinzen man den Moldauwalachen zum Regenten geben wolle. Frankreich, Sardinien und Rußland stehen somit gegenüber von England, Oestreich und der Türkei und da in der ersten Sitzung, in welcher man dem Grafen Walewski den Vorsitz zusprach, zugleich bestimmt wurde, daß dieser keine überwiegende Stimme haben werde, bleibt die Sache

noch unentschieden. Wie man sich erzählt, hat Lord Redcliffe an Palmerston eine Protestation gegen die Vereinigung der Donaufürstenthümer eingesandt und darin sehr kräftige Gründe angeführt. Die Durchstechung der Landenge von Suez dürfte den Motiven der englischen Regierung nicht ganz fremd sein. Ausgemacht ist, daß der Sultan die Bewilligung dazu noch immer nicht ertheilt hat und es ist möglich, daß Lord Redcliffe das juristische do ut des geltend zu machen sucht. Es ist aber kaum denkbar, daß die Uebereinstimmung, die sich bisher zwischen den Westmächten geäußert hat, an diesem Punkte scheitern solle. Die Russen geben anscheinend aus Rücksicht für Frankreich nach, aber es ist leicht zu errathen, daß sie diese Gelegenheit, sich an Oestreich wegen der Stücke von Bessarabien zu rächen, ebenso wahrgenommen, wie sie jede andere, die sich ihnen bieten würde, ergreifen dürften. Da es sich hier für heute blos um eine factische Auseinandersetzung handelt, bleibe vorläufig jedes Urtheil über das Wünschenswerthe und zu Befürchtende in dieser Frage wie in jeder anderen weg. Wenn nach der neuerlichen Unterzeichnung des wiener Ultimatums, aus welcher die belgischen Blätter und sogar Lord Palmerstons Morning Post so viel Wesen machte, Erwähnung geschieht, so hat der Leser einen ziemlich richtigen Begriff von der bisherigen Thätigkeit des Congresses. Derselbe war nicht müßig und wenn er weniger entschieden festgesetzt, als bereits besprochen und erörtert hat, so liegt der Grund zum Theil in der Art, wie der Präsident die Discussion leitet. Er ringt nicht gern mit Schwierigkeiten und reißt so die Conferenzen zu einem dilettirenden Abspringen von einer Sache zur andern. Diese Vorgangsweise hat aber auch einen Vortheil, den nämlich, daß alle Fragen schnell aufeinander zur Sprache kommen und die Bevollmächtigten sich ein Gesammtbild machen können, einen Gesammteindruck abziehen, welcher als Maßstab für den endlichen Erfolg dienen kann. Dieser nun ist entschieden günstig, und in keinem Lager wird am Zustandekommen des Friedens gezweifelt. Die erwähnte Unterzeichnung der wiener Protokolle als Präliminarien, deren Bedeutung in London und Brüssel so sehr überschätzt wurde, hat doch eine sehr wichtige Seite, auf die aufmerksam zu machen ist. Der Kaiser nimmt so oft er kann die verschiedenen Bevollmächtigten bei Seite und sucht mit ihnen persönlich über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, welche in den Conferenzen ungelöst blieben. Es ist ihm in manchen Fällen gelungen. Nun kann es kommen, daß er in seiner Weise und nachdem er sich genau Rechenschaft von dem gegeben hat, was von jeder Seite zu erwarten oder durchzusetzen ist, in einem gegebenen Moment mit einem Vertragsentwurfe vor die einzelnen Bevollmächtigten hintritt und mit ihnen über dessen Redaction übereinkommt, so daß die Entscheidung in einem Momente erfolgen würde, in dem man dieselbe am wenigsten erwartet hätte. Eine solche Entscheidung durch einen Knalleffect liegt zu sehr in der Weise Louis Napoleons, um nicht unter die Möglichkeiten gezählt werden zu müssen. Noch ist eine Frage nicht zur Sprache gekommen, die bald an der Tagesordnung sein und Europa überraschen wird. Es genüge für heute die Andeutung, daß dieselbe auf Sardinien Bezug hat. Vielleicht ist es schon in einem folgenden Artikel möglich, dieser Andeutung eine ausführliche Auseinandersetzung folgen zu lassen.

Literaturgeschichte. — Für alle Verehrer Schlossers wird es von Interesse sein, daß er seine Studien über Dante gesammelt und neu herausgegeben hat. (Leipzig und Heidelberg, Winter). Er hat sie in der Form gelassen, wie sie ursprünglich geschrieben waren, und nur einige Zusätze literarhistorischen Inhalts gemacht, die zum Theil aus dem Commentar Viecis (1843) geschöpft sind. Es ist also nicht ein vollständig ausgearbeitetes, abgeschlossenes Werk, das er uns gegeben hat; selbst die historischen und ästhetischen Erklärungen des Einzelnen gehen nur nebenher. Die Hauptsache sind die eignen Betrachtungen, zu denen eine vieljährige Lectüre des Dante ihn angeregt hat, und diese sind vom größten Interesse. Der ausgezeichnete Historiker, den man wol als einen der Väter der deutschen Geschichtschreibung bezeichnen kann, der aber in vielen Kreisen im Ruf eines trocknen Verstandesmenschen steht, eröffnet uns hier einen Blick in die geheimen Falten seiner Seele. Irdische Dinge ist er mit dem festen klaren Auge des gesunden Menschenverstandes anzuschauen gewohnt, aber zugleich lebt in seinem Herzen der Glaube einer höhern Welt, der er sich durch innige Mystik zu nähern strebt. Er hat die Neigung zur Contemplation in seinem Innern keineswegs unterdrückt, im Gegentheil hat sie um so stärker Wurzel geschlagen, je seltener sie ans Licht trat, und so kann man dies Büchlein als eine Apologie der wahren, tiefen Mystik ansehen, von der auch der nüchternste Rationalist einige Spuren in seinem Gemüth behalten wird. — Ein löbliches kleines Buch ist: Moses Mendelssohns Philosophie und religiöse Grundsätze mit Hinblick auf Lessing dargestellt von Dr. M. Kayserling. Nebst einem Anhang, einige bis jetzt ungedruckte Briefe Moses Mendelssohns enthaltend. Leipzig, H. Mendelsohn. Wenn es auch dem Verfasser nicht gelingen will, seinen Helden als einen tiefen Philosophen darzustellen, der die systematischen Philosophen im gewissen Sinne überträfe, so war Mendelssohn doch ein so reiner und edler Charakter und griff durch seine vielfachen Beziehungen in das aufkeimende Leben der deutschen Literatur so bedeutend ein, daß wir jeden neuen Beitrag zu seinem Verständniß nur willkommen heißen können.— Das Lob des äußersten Fleißes verdient das Buch: Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von Heinrich Viehoff, Professor und Director der höhern Bürger- und Provinzialgewerbeschule zu Trier. Neue größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Stuttgart, Ad. Becher. — Zuweilen können wir uns freilich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, wenn wir Dinge, die an sich selbst vollkommen klar und verständlich sind, durch eine so breite Erklärung gewissermaßen in das Gebiet der Prosa herabgezogen sehen. — Die vortreffliche Ausgabe des Shakespeare von Delius (Elberfeld, Friderichs) schreitet rüstig fort: vom zweiten Band sind bis jetzt zwei Hefte erschienen: Romeo and Juliet und Cymbeline. Eine ausführliche Besprechung behalten wir uns zum Schluß des Bandes vor. — Ein Werk von bedeutendem Werth ist die Sammlung: Recueil des poésies françaises du 15. et du 16. siécle, morales, facétieuses, historiques réunies et annoteés par Anatole de Montaiglon, von welcher der erste Band erschienen ist. — In England ist von G. H. Lewes (Verfasser der Biographical History of Philosophy) eine sehr wohlgesinnte und gründlich gearbeitete Biographie Goethes in zwei Bänden erschienen (The Life and Works of Goethe; with

Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished Sources). — Eine neue Gedichtsammlung von Robert Browning: Men and women, wird von den Anhängern der Shelley'schen Schule wiederum sehr bewundert; was wir davon gesehen haben (namentlich in den Auszügen im Westminster Review, sieht nach künstlich gesteigerter Prosa aus. — Die Revue de deux Mondes, 1. Februar, enthält über Dickens eine Abhandlung, in der bei aller Anerkennung die Schattenseiten dieses Dichters sehr grell hervorgehoben werden, und zwar etwas über die Grenzen der Gerechtigkeit (von H. Taine). — Die höchst interessanten Studien von Loménie über Beaumarchais und seine Zeit, die einzeln in der Revue de deux Mondes abgedruckt waren, sind jetzt gesammelt erschienen. — Der geistliche Liederdichter, Robert Montgomery, (nicht zu verwechseln mit James Montgomery, der gleichfalls vor kurzem gestorben ist, und dessen Memoiren eben erscheinen) ist im vorigen December, 47 Jahr alt, gestorben. Seine gesammelten Werke erschienen 1840 in sechs Bänden; Macaulay gab darüber eine sehr scharfe Kritik (Ausgabe von Tauchnitz, 1. Band). — Eine Biographie Fieldings ist von Frederik Lawrence herausgegeben. — Der letzte unter den Veteranen der englischen Poesie, Samuel Rogers, ist am 18. Dezember, 93 Jahr alt, gestorben. Sein erstes Werk: An Ode to Superstition, and other poems, erschien bereits 1786. The Pleasures of Memory 1792. Jaqueline 1814. Human Life, a Poem, 1819. Er gehört ganz der Richtung des vorigen Jahrhunderts an. —

Literatur. Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brockhaus. — Der Tendenz des Buchs, nachzuweisen, wie der moderne Materialismus in ebenso tolle Abstraction verfällt, als die Rechtgläubigkeit, gegen die er auftritt, treten wir vollkommen bei. Auch wir haben in unsrer Zeitschrift schon mehrfach versucht, dem Lärmen dieser ungestümen Himmelsstürmer entgegenzutreten. Die Geistlosigkeit dieser Leugnung des Geistes ist um so unerquicklicher, da sie von der andern Seite eine ebenso schädliche Reaction hervorruft. Einzelne Einfälle in dem vorliegenden Buch sind vortrefflich, z. B. S. 137: „Es ist auffallend, daß sich unter den materialistischen Verächtern aller Autorität nicht wenige damit abgeben, ihre Schriften mit zahllosen nichtssagenden Citaten anzufüllen. Neben vielen andern muß sich Laplace besonders häufig diese Mißhandlung gefallen lassen, weil er einmal den Einfall hatte, von der Hypothese „Gott" zu sprechen. Er hatte auch ganz richtig gesagt, daß er für seine mécanique céleste dieser Hypothese nicht bedürfe. Er hatte grade so Recht, wie die Physiologen, die für ihre Wissenschaft einer mit dem Leibe nur zeitlich verbundenen Seele nicht zu bedürfen behaupten. Allein darin war doch der berühmte Mathematiker bei weitem verständiger als seine materialistischen Verehrer, daß er seine Zeit nicht damit verdorben hat, den andern Leuten vermittels seiner Hypothesen die Hypothese „Gott" aus dem Kopfe treiben zu wollen. In diesem Falle hätte er schwerlich seine Mechanik des Himmels und seine Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Stande gebracht. Ebensowenig würde Newton Großes geleistet haben, wenn er damit angefangen hätte, sich in Betrachtungen über die Apokalypse zu vertiefen. Dies sollten sich die neuesten Materialisten doch merken. Bis jetzt hat

man noch nicht gehört, daß die Naturwissenschaften den besonders eifrigen Verkündern der materialistischen Doctrin besonders wichtige Entdeckungen zu verdanken hätten. Gäben sie also noch zeitig genug jenes Nebengeschäft auf, so käme dies wol der Philosophie und den Naturwissenschaften zu gut." — Ferner S. 201, wo er sich an die Materialisten wendet: „Wie oft haben Sie im Uebermaß Ihres wissenschaftlichen Selbstgefühls das „E pur si muove“ abdrucken lassen, so daß nun alle Papageien und Staarmatze darauf abgerichtet sind, es jedem Naturgelehrten auf der Straße nachzurufen. Gibt die Mutter ihrem Jungen eine Ohrfeige, weil er sich die Nase nicht schnäuzen lassen wollte, so läuft er nur auf die Gasse und ruft: „E pur si muove!“ Nun hat er sogleich an andern Jungen ein zahlreicheres Publicum, als es noch der frequentirteste ordentliche Professor zu Stande bringt, das ihn einstimmig zum Märtyrer der Wahrheit erklärt und mit ihm heult über das an ihm verübte Unrecht." — Im Ganzen hätten wir dem Büchlein eine gelassenere Haltung und einen ruhigern Ton gewünscht.

Allgemeine kirchliche Chronik von Karl Matthes, Pfarrer zu Ober-Armsdorf. 2. Jahrgang, 1855. Leipzig, G. Mayer. — Bei der großen Bewegung, welche auf kirchlichem Gebiete stattfindet, war es ein gutes Unternehmen, in übersichtlicher Ordnung und Eintheilung zu erzählen, was in der nächsten Vergangenheit neu emporgewachsen und abgeändert worden sei. Der Verfasser ist, wie sich schon aus der Wahl der Verlagsbuchhandlung schließen läßt, ein verständiger und aufgeklärter Seelsorger der liberalen Entwicklung und selbstständigen Gestaltung der protestantischen Kirche zugethan, außerdem ein Mann, welcher sorgfältig die Fälle des Stoffs gesichtet hat. Die Schrift enthält zunächst Geschichtliches aus der evangelischen, dann aus der katholischen Kirche der Erde, denn obgleich deutsche Verhältnisse, wie billig, die Hauptsache sind, ist doch das Wichtige auch aus andern Nationen zusammengestellt. In der protestantischen Kirche lassen sich die vielen einzelnen, zum Theil höchst bedeutsamen Ereignisse des letzten Jahres füglich unter zwei Gesichtspunkte bringen, Kampf der kirchlichen Reaction gegen die liberale Richtung und Versuche des kirchlichen Sinnes, seiner Kirche eine selbstständige Stellung gegenüber dem bureaukratischen Regiment durch die Regierung zu geben. In der katholischen Kirche sind die Begebenheiten des letzen Jahres wenigstens in Deutschland fast durchweg Fortschritte des Ultramontanismus, der noch zum Schluß des Jahres in dem östreichischen Concordat den größten Triumph gefeiert hat. Das Unternehmen ist als nützlich und zeitgemäß allen, welche sich für das Leben der Kirche interessiren, Geistlichen wie Laien, zu empfehlen. Es enthält in der That viel mehr, als selbst das Inhaltsverzeichniß angibt, unter andern einen Nekrolog und eine Uebersicht der Literatur des letzten Jahres.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Demokratische Studien.

Zehn Jahre in Magdeburg, 1845—1855. Von Uhlich. 5. Auflage. Magdeburg, Selbstverlag. —

Aus dem Exil. Von Ludwig Simon. 2 Bde. Gießen, Ricker. —

Die Beziehungen zwischen den beiden Parteien, die 1848 und 1849 im conservativen Interesse zusammentrafen, sind neuerdings so feindseliger Art geworden, daß es fast so aussieht, wie vor dem Jahre 1847, wo man zwischen dem Liberalismus und dem Radicalismus kaum einen Unterschied machte. Wir haben bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt, daß in vielen einzelnen Fällen, wo das Motiv der Parteibildung ein rein locales war, sich eine solche Neutralisation der Gegensätze auch wol denken läßt, was aber die Principien betrifft, so sind sie seit der Zeit nicht viel näher gekommen und wenn man unter Demokratie dasselbe versteht, was man 1848 darunter verstand, so sind wir heute noch ebenso ihre entschiedenen Gegner, als damals. Wenn freilich die sogenannte conservative Partei ausschließlich das Interesse der Aristokratie im Auge behält, so wird der Liberalismus mehr und mehr demokratisch werden d. h. er wird sich ebenso ausschließlich auf das Bürgerthum stützen, allein mit der Massenherrschaft wird er sich ebensowenig befreunden können, als früher. Wenn er dies im Eifer des Parteikampfs zuweilen vergißt, so ist es gut, daß ihn Stimmen aus den Reihen der alten Demokratie daran erinnern. In diesem Sinn machen wir auf die beiden obengenannten Schriften aufmerksam, die freilich ziemlich weit auseinanderliegen.

Daß die lichtfreundliche Bewegung der 40er Jahre nur in sehr eingeschränktem Sinn eine religiöse genannt werden kann, darüber wird man kaum mehr in Zweifel sein. Es nahmen zwar einige Männer daran Theil, die aufrichtig an dem alten Rationalismus festhielten und im besten Glauben handelten, durch ihre Agitation das ursprüngliche Christenthum vor den Neuerungen der jungen Orthodoxie zu retten, allein die Masse der Lichtfreunde ging von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus und das war für den Fall entscheidend, da es sich durchaus um eine Massenbewegung handelte. Den Führern derselben kommt nur insofern eine Bedeutung zu, als sie laut und unbefangen das Bewußtsein der Masse ausdrückten.

Uhlichs Bedeutung ruht lediglich darin, daß er genau so dachte, wie die Masse, die eigentlich nur denkt d. h. raisonnirt, um sich der Gedanken zu erwehren. Uhlich ist unzweifelhaft ein höchst wohlmeinender Mann, von einem unruhigen Thätigkeitsdrang, der aber keinen wirklichen Inhalt hat und daher nach dem ersten besten Inhalt greift, der ihm geboten ist, der nicht die Energie des Enthusiasmus besitzt, aber doch jene Unermüdlichkeit, die heute sagt, was sie gestern sagte. Seine unbefangene Bonhomie würde zuweilen sehr liebenswürdig sein, spräche sich in den Gedanken des Mannes nicht eine so entsetzliche Trivialität aus. Insofern verdient das Büchlein allgemeine Aufmerksamkeit.

Uhlich war seit seinem 30. Jahre (1828) Pastor in Pömmelte, hatte sich mit seinen rationalistischen Nachbarn zu häufigen Besprechungen vereinigt und seit 1841 die Versammlungen der protestantischen Freunde ins Leben gerufen. Infolge dessen wurde er 1845 von der rationalistischen Katharinengemeinde in Magdeburg als Pfarrer berufen. Er fand sogleich einen großen Zulauf und schwankte im Anfang, ob er noch die alten Glaubensartikel vortragen sollte. „Die beiden Gedanken entschieden, daß ich die Männer, die mich gewählt, nicht gleich von Anfang in brennenden Kampf hineinziehn und daß ich den neuen Wirkungskreis nicht sofort durch einen so auffallenden Schritt gefährden dürfe. Die Strafe dafür habe ich allsonntäglich getragen. Was half mirs, daß ich stets begann: „Das alte Glaubensbekenntniß lautet" rc. Mein Gewissen sprach, es ist nicht wahr, was du da sagst und du sagst es grade an der Stelle, wo du am heiligen Reich der Wahrheit zu bauen ausdrücklich berufen bist." — In dieser Gemüthsverfassung wurde er durch eine vielseitige Beschäftigung, wie sie ihm zusagte und durch eine behagliche äußere Stellung getröstet. Erst im Jahr 1847 begannen von Seiten des Kirchenregiments ernstliche Untersuchungen. „Daß ich am 16. April an den König schrieb und inständig bat, den Behörden auf dem eingeschlagenen Wege Einhalt zu gebieten und Schonung und Geduld für mich, für den Rationalismus überhaupt nachsuchte, ging nicht aus Berechnung und nicht aus Berathung hervor, sondern war Herzenssache. Ich wollte nichts unversucht lassen, was meines Erachtens dienen konnte, in der Landeskirche freie Bewegung und mich in meinem Amte zu erhalten. Die königliche Antwort ist bekannt. Die Schlußstelle war wichtig in Bezug auf meine Zukunft. Sie lautet: „„Mein Patent vom 30. März d. J. hat jedem, dem sein Gewissen verwehrt, seine Gemeinde im Bekenntniß der Kirche zu stärken, den Weg gezeigt, aus diesem Conflict zu kommen, ohne in den andern erwähnten Gewissenswiderspruch zu verfallen. Dem Pfarrer Uhlich muß es daher überlassen bleiben, ob er diesen Weg erwählen oder ob er, wie die Menge der rationalistischen Geistlichen, sich den Ordnungen der Kirche und den Forderungen des Amtes, nach welchem er sich nennt, fried-

sam und ohne agitatorisches Streben fügen will. In beiden Fällen wird er vor jeder Anfechtung vollkommen sicher sein.""

Als Beleg seiner Stellung zur kirchlichen Lehre führt Uhlich seine Osterpredigt desselben Jahres an. „Ostern ist das Gedächtnißfest der Auferstehung Jesu. Ist es nicht schmählich, dachte ich, grade um die Thatsache behutsam herumzugehen, während sie grade den geschichtlichen Kern des Festes bildet? Es ist deine Pflicht, sagte ich mir, grade deine Pflicht, in dieser Kirche vor diesen Zuhörern offen auszusprechen, was du darüber zu sagen weißt und das ist von der Art, daß es der Verehrung Jesu bei denkenden Zuhörern keinen Eintrag thun kann. So bewies ich denn nach meiner Ueberzeugung, daß die Wiederbelebung Jesu eine geschichtliche Thatsache sei, beantwortete dann die Frage, wie wir uns diese wol zu denken hätten, mit der Wahrscheinlichkeit des Scheintodes und knüpfte endlich daran, als an ein Sinnbild, die Hoffnung eines neuen Lebens für alle Menschen." — Eine so handgreifliche Faselei kann man sich kaum vorstellen. Also daraus, daß jemand einmal vom Scheintode wiederbelebt ist, was doch oft genug vorkommt, soll man die Hoffnung einer wunderbaren Wiederbelebung nach dem wirklichen Tode schöpfen! Von Seiten der Rechtgläubigen wirft man den Rationalisten häufig Heuchelei vor; ein Vorwurf, der dann mit Zinsen wiedergegeben wird; im Grunde sehen wir aber in solchen Auseinandersetzungen nur eine völlige Confusion des Verstandes. So wie hier Uhlich denkt, denkt die Menge überhaupt d. h. sie flieht den Gedanken. — Inzwischen fuhr man fort, theils ernst, theils gütlich dem lichtfreundlichen Prediger zuzusetzen. „Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich nicht rasch zugefahren bin, sondern mir fleißig Raths erholt habe. Ich berieth, außer mit dem Kirchenvorstande, mit den Amtsbrüdern in Magdeburg; ich holte mir die brieflichen Gutachten auswärtiger Freunde ein, ich saß einmal in Jena, einmal in Berlin in Kreisen namhafter Theologen, die mir den Gefallen thaten, als meine Rathgeber zusammenzukommen; es war eine bewegte Zeit voller Spannung, die ich durchlebte; es war ein tüchtiges Stück Lebensschule." Endlich waren die Verhandlungen erschöpft, Uhlich wurde von seiner Stelle suspendirt und infolge dessen wurde am 29. November 1847 die freie Gemeinde gegründet. Die lebhafte Thätigkeit derselben wurde durch die Unruhen des Jahres 1848 unterbrochen, die Uhlich als Abgeordneten in die sogenannte Nationalversammlung führten. Im folgenden Jahr, als die Politik aufhörte, nahm man die religiöse Thätigkeit wieder auf. Es constituirten sich in den benachbarten Orten Filialgemeinden, in denen Uhlich überall Gelegenheit fand, den endlosen Strom seiner Beredtsamkeit zu ergießen. „Meine Natur weist mich auf Vermittlung von Gegensätzen an; was ich zur reformatorischen Arbeit dieser Zeit beitragen kann, das ist die Anknüpfung des Neuen an das Alte, die allmälige Ueberleitung des Alten

zum Neuen. Wenn nur im Ganzen das Recht der Freiheit anerkannt wird, so kann ich mich der hergebrachten Form immer noch fügen und meine Gedanken arbeiten nicht schöpferisch, sondern fassen die Erkenntnisse, die sich allmälig durch viele einzelne Denker der Zeit emporgearbeitet haben, so zusammen, daß sie das Gemeingut aller werden können." Daß bei der Bildung der freien Gemeinden nicht immer rein religiöse Motive obwalteten, gesteht Uhlich selbst zu. „So sehr hatte die Sache das Volk angeregt, daß in gar manchem Dorfe, wenn Wahlen oder Stolgebühren oder dergl. Dinge Unzufriedenheit erweckten, sofort die Aeußerung laut wurde: wir wollen eine freie Gemeinde bilden. Darüber war natürlich ein immer entschiednerer Widerstand Seitens des Alten erwacht." Unter solchen Umständen konnte bei durchgreifendern Maßregeln der Polizei der Rückschlag nicht ausbleiben. „Da gab es feine Leute, die sagten: ach nein! diese Verwicklungen mit der Polizei gefallen mir nicht, ich trete ab. Da gab es schlichte Leute, die sagten: ach nein, unter solchen Verhältnissen leide ich an meiner Einnahme Schaden, ich trete aus; da gab es leidenschaftliche Leute, deren Erregung nur eine Zeitlang vorhält, die sagten: diese Sache kann doch nicht bestehen, ich verlasse sie." Noch schlimmer stand es mit der sogenannten öffentlichen Meinung. „Bei den Anfechtungen, die wir jetzt eine nach der andern erlebten, hatten wir vielfache Gelegenheit zu merken, wie wir im Publicum standen. Es hätte uns so ziemlich vergessen. Wenn durch irgend ein Ereigniß, durch eine Mittheilung desselben in öffentlichen Blättern, sein Auge auf uns gelenkt wurde, so war in vielen Gemüthern die Frage: sind denn die auch noch da? In solche Gleichgiltigkeit hatte sich die Stimmung des Jahres 1847 verwandelt, wo so viele Menschen in allen Ständen, die nicht zu uns getreten waren, in dieser Beziehung nur das Eine zu sagen wußten: ich bin ganz der Eurige, werde auch zur Gemeinde treten, laßt mir nur Zeit, meine Zeit ist noch nicht gekommen!" Und so steht es im Wesentlichen mit der freien Gemeinde noch jetzt. Sie ist seit dem Anfang des vorigen Jahres polizeilich geschlossen, zur völligen Gleichgiltigkeit des größern Publicums, das längst die Erwartung aufgegeben hat, es könne sich eine allgemeine Bewegung daraus entwickeln und mit nur sehr geringem Widerstand von Seiten der freien Gemeinde selbst, der es im Grunde an allem positiven Inhalt fehlt. Der gutmüthige Mann, der sich sonderbarerweise in die Rolle eines Reformators träumte, mag darüber verwundert den Kopf schütteln, für den ruhigen Beobachter hat die Sache nichts Auffallendes.

Aus dem bloßen Mißbehagen an den bestehenden Zuständen geht niemals eine Reformation hervor; sie ist nur möglich, wenn dem Gemüth oder der Phantasie ein neuer Inhalt geboten wird. Die Lehre der Lichtfreunde ist nüchtern bis zum Uebermaß, sie lockt die Masse, so lange es ihr äußerlich

bequem gemacht wird, aber sie ist nicht im Stande, irgend einen ernsten Widerstand zu überwinden, denn sie verleiht der Seele keinen Schwung. Ebensowenig können sich ihr die wahrhaft Gebildeten anschließen, denn ihre Theorie bleibt tief unter dem Niveau der philosophischen und historischen Erkenntniß.

Trotzdem ist die lichtfreundliche Bewegung als ein Symptom der Zeit wohl zu beachten und es ist ganz richtig, wenn man sie einen Vorläufer der Revolution von 1848 genannt hat. Die kirchlichen Neuerungen im orthodoxen Sinne seit den ersten 40er Jahren haben den Einzelnen im Ganzen wenig genirt. Wer zu den gebildeten Schichten des Volks gehört, darf sich davon nicht anfechten lassen, denn es zwingt ihn niemand, in die Kirche zu gehen. Selbst die Forschungen auf dem Gebiete der Religion, sobald sie nur die herausfordernde Form vermeiden, sind im Wesentlichen nicht gehemmt. Denken kann bei uns jeder, wie er will, und selbst dem Reden und Schreiben sind nur mäßige Schranken gesetzt.

Ganz anders aber wird die Sache, wenn wir die Gesammtheit des Volks ins Auge fassen. Wie man auch über den wissenschaftlichen Werth des Rationalismus dachte, mit seiner Moral, mit seiner pädagogischen Wirksamkeit konnte man im Ganzen einverstanden sein. Die neuere Orthodoxie trägt nicht nur andere Dogmen vor, sie lehrt auch eine andere Moral, und es kann nicht gleichgiltig sein, was den Kindern von frühester Zeit an für sittliche Vorstellungen und Ideale eingeflößt werden. Nicht im Interesse des gegenwärtigen Geschlechts, sondern im Interesse unsrer Zukunft tritt man dem Kirchenregiment entgegen und hier wird die Frage sehr ernsthaft. Der alte Rationalismus mit seinen bequemen unbestimmten Formen verwischte die Gegensätze, der neue Supranaturalismus fordert sie heraus. Das Kirchenregiment hat seine Sache noch nicht gewonnen, wenn es alle Pfarrer und Lehrerstellen mit Orthodoxen besetzt. Es möge sich in unsrer naturwissenschaftlichen Literatur umsehen, um die Festigkeit des Fundaments zu prüfen, auf dem es seinen Bau aufzurichten gedenkt. Vielleicht wird man es auch hier noch einmal mit der Polizei versuchen, aber da ist die Aufgabe schwieriger. Lichtfreundliche Gemeinden kann man schließen, ketzerische Bücher kann man verbieten, aber was wird man mit einer Wissenschaft thun, die im schlimmsten Fall die Religion ganz ignorirt und um so eindringlicher auf die Ueberzeugung der Menschen wirkt? Das Gegengewicht gegen den Materialismus kann nur der Idealismus bilden, und wenn man diesem alle Thore verschließt, außer dem einen alleinseligmachenden, so wird sich seine Kraft allmälig auf Seite des Materialismus werfen, und dann dürfte das Spiel doch ein gefährliches sein.

Von dem lichtfreundlichen Pastor wenden wir uns zu dem radicalen Parlamentsmitglied. Ludwig Simon steht bei allen Parteien im besten Ruf; er galt als einer der Ehrlichsten und Begabtesten aus den Reihen der Demokratie.

Seit 1849 hat er hinreichend Zeit gehabt, die von ihm früher vertretenen Ansichten einer sorgfältigeren Prüfung zu unterziehen, und wir schlugen das Buch mit einer gewissen Spannung auf, aber es hat uns sehr wenig befriedigt. Der burschikose Ton der äußersten Linken von 1848 ist geblieben, derselbe Uebermuth, der doch nicht aus einem festen Glauben hervorgeht, dasselbe geistreiche, dilettantische Herumtasten von einem Gesichtspunkt zum andern, dasselbe Uebergewicht der Stimmung über die Vernunft. Simon macht den Eindruck eines liebenswürdigen Menschen von großem Interesse für Kunst und Literatur, der mit Kindern gemüthlich spielt, gegen Frauen galant ist, mit jungen Männern scherzt und tobt, mit ältern disputirt u. s. w., aber er macht nicht den Eindruck eines Mannes, der das Recht hätte, in ernsthaften Dingen mitzureden. Er verbittet sich in der Vorrede jeden Ausdruck des Mitleids; aber wir können doch nichts Anderes für ihn empfinden. In gewöhnlichen Verhältnissen wäre er wahrscheinlich ein tüchtiges und angenehmes Mitglied der Gesellschaft geworden; er hat sich diese Stellung durch ein leichtsinniges Spiel verscherzt und eine neue noch nicht wiederfinden können. Das ist zu bedauern, aber es ist kein tragisches Geschick. Auch der Humor, mit dem er seine Schicksale vorträgt, hat etwas Unbefriedigendes: er geht nicht aus einem frischen Herzen hervor, sondern aus einer Natur, die halb mit sich zerfallen ist und doch nicht die Kraft hat, selbstständig eine neue Wendung zu nehmen. Man höre den Schluß. „Mein Vaterland hat mich ausgestoßen; das Ausland kann mich nicht brauchen, weder im Barreau noch in der Aula; mit der Schriftstellerei geht es nicht. Weiß ich doch nicht einmal, ob ich für diese Blätter einen Verleger finden werde! — Was ich nun anfange? — Ich werde Commis.“ — Liegt nicht in dieser Wendung etwas unangenehm Theatralisches? Ist nicht der Stand eines Kaufmanns ebenso ehrenvoll, als der eines Advocaten? Der Heroismus dieses Entschlusses ist in der That nicht so ungeheuer. Einen äußerst widerlichen Eindruck macht die Darstellung seiner Familienverhältnisse, die doch gar nicht nöthig war. Wir wollen sie auch hier nicht wiedergeben; wer sich dafür interessirt, möge im zweiten Band S. 228—233 nachschlagen. Ernsthafter gemeint ist die Klage über die Hilflosigkeit, in welche bei einem außerordentlichen Fall jeder versetzt ist, der sich nur auf eine bureaukratische Vorbildung stützt. Diese Einseitigkeit der Bildung gehört in der That zu den schlimmsten Krankheiten unsrer Zeit und wird noch einmal bei einer ernsthaften Krise die schlimmsten Folgen nach sich ziehen, denn das gebildete Proletariat ist noch gefährlicher, als das ungebildete.

Lassen wir die Persönlichkeit ganz bei Seite und halten uns lediglich an die politischen Principien. — Simon ist kein Gläubiger; keiner unter den verschiedenen Artikeln, welche die Demokratie nacheinander auf ihr Panier geschrieben, ist ihm absolute Wahrheit. So sagt er Bd. 1, S. 19: „Gib einem

Volke das allgemeine Stimmrecht! Fehlt ihm das Selbstgefühl und die Bildung, welche zu glücklicher allseitiger Verständigung erforderlich sind, so wird es eben das allgemeine Stimmrecht wieder verlieren, trotz aller Unveräußerlichkeit seiner Souveränetät; es wird sie verlieren an den ersten Besten." — Wie in aller Welt kommt also die Demokratie dazu, für Deutschland das allgemeine Stimmrecht zu verlangen! Freilich sagt er S. 54: „So lange die rohe Gewalt nun einmal aus der Menschheit nicht ganz hinauszubringen ist, scheint es mir zweckmäßiger, ein für alle Mal das natürliche Uebergewicht der Gewalt der Mehrheit anzuerkennen, als dem steten Spiele der künstlichen Gewalt energischer Minderheiten zu verfallen. Sicherlich, auch der Druck einer Mehrheit auf eine Minderheit ist nichts Erbauliches, besonders wenn diese letztere, wie das so oft der Fall ist, den Fortschritt, die wahren Interessen der Zukunft vertritt. Aber das Wesen der Demokratien besteht ja grade darin, daß diesen Minderheiten alle friedlichen Mittel unverwehrt sind." — Aber wie stimmt das zum Vorhergehenden? Wenn es wahrscheinlich ist, daß die Majorität eines ungebildeten Volks sich so schnell als möglich unter den Schutz einer Autorität flüchten wird, wozu soll man ihr erst das Heft in die Hände geben? Geht die Demokratie aufrichtig von dem Rechte des Stärkern aus, so wird ihr gegenüber die Reaction von dem Rechte der bewaffneten Minorität Gebrauch machen können. Die Leute zu zählen, um auszumitteln, wer der Stärkere sei, ist auf keine Weise natürlicher, als die Säbel und Bajonette abzuwägen. — Dann sieht es auch mitunter wieder so aus, als ob die Herrschaft der Majorität ein Dogma wäre. „Die Demokratie erkennt, gleich der absoluten Monarchie, nur einen Willen an. Hier ists der Wille des Königs, dort ists der Wille des Volks, welcher allein entscheidet, des gesammten Volkes nach den Beschlüssen der Mehrheit. Wo es aber nur einen Willen gibt, soll es auch nur eine vollziehende Gewalt geben." (Bd. 2, S. 101). Das geht doch wirklich nicht über das erste ABC der politischen Bildung hinaus. Nach dieser Theorie wäre Napoleon III. der reinste Demokrat, denn wenn er auch die öffentliche Meinung ein wenig redigirt hat, so hat er doch die acht Millionen Stimmen wirklich in seiner Tasche. Bei dieser Verwirrung der politischen Begriffe macht sich der vornehme Ton gegen die Bourgeoisie äußerst lächerlich. Man höre Bd. 1, S. 183: „Das lasse sie sich ein für alle Mal gesagt sein: Zu ihrer constitutionellen Vorbehaltsehe kommts in Deutschland nun und nimmermehr. Dieses halbe Verhältniß ist in England und Frankreich doch nur durch ganzes Handeln der Bourgeoisie im entscheidenden Moment möglich geworden. Die deutsche Bourgeoisie hat diesen Moment unwiederbringlich versäumt. Ihr bleibt nur noch die Wahl zwischen dem Scheinconstitutionalismus mit monarchischem Uebergewicht, fast ohne eigne Bedeutung, — und der Demokratie mit allgemeiner Freiheit und derjenigen Bedeutung, welche auch inner-

halb der politischen Gleichberechtigung jeder Kraft gesichert ist." — Hätte er doch nur einmal den Macaulay aufgeschlagen, um sich zu unterrichten, was es für eine Bewandtniß mit der englischen Bourgeoisie des Jahres 1688 hatte! — Als er auf die Lauigkeit der preußischen Urwähler zu sprechen kommt, (II. S. 313), welche der Abgeordnete Reichensperger als Servilität bezeichnete, bemerkt er dazu: „Eigentlich hat der geehrte Abgeordnete Recht. Denn durch diese hartnäckige Weigerung, nach einem Wahlgesetze zu wählen, welches einem nicht gefällt, versetzt man sich gewissermaßen in ein Verhältniß der Dienstbarkeit zu seinem eignen Geschmacke. Doch möchte dies immerhin einige Nachsicht verdienen, da es doch wol nicht so leicht werden dürfte, unzweifelhaft nachzuweisen, daß alle Preußen mit der Verpflichtung auf die Welt gekommen seien, sich grade für dasjenige zu begeistern, was dem Geschmacke des Abgeordneten Reichensperger entspricht." — Diese Deduction ist grade so geistreich, wie die Darstellung des politischen Ideals, dem er und sein Freund Trützschler gehuldigt (I. S. 51), der absoluten Anarchie; und noch dazu werden diese Faseleien nicht witzig, sondern mit einem gewissen bittern Ernst vorgetragen.

Hin und wieder dämmert ihm das Bewußtsein auf, daß seine revolutionäre Maske ihm doch nicht wohl stehe. Er schildert das verrückte Treiben der Flüchtlinge in der Schweiz, das sein ästhetisches und sein Ehrgefühl anwidert, in den lebhaftesten Farben und spricht über die Revolutionärs von Profession mit übel verhehlter Geringschätzung. „Ich gestehe offen, daß es sich mit meinem Stolze nicht verträgt, den Leuten ohne Unterlaß darzuthun, daß ihre Lage unerträglich sei, während sie mir täglich beweisen, daß sie dieselbe noch sehr gut zu ertragen vermögen. Wenn die daheim sich hinlänglich glücklich fühlen, nun! so sehe ich nicht ein, warum man sie in diesem Glücke stören sollte!" (I. S. 121). Ueberhaupt, wenn er sich der Gedankenlosigkeit der Phrasen entwindet, so tritt in den meisten Fällen ein richtiges Gefühl hervor. So bespricht er einen seiner Parlamentsgenossen, der vor Gericht den letzten Aufschwungsversuch fast als eine bewußte Komödie darstellte, „bei der die Voraussicht obgewaltet habe, daß von alledem, was so ernsthaft betrieben wurde, doch eigentlich nichts geschehen werde. Wenn nun aber doch der Eine oder Andre die Sache für Ernst nahm und sich ins Verderben stürzte? Mir dünkt, auch nur ein einziges Opfer sei ein zu hoher Preis für den leeren Schein einer consequent durchgeführten Rolle." — Und doch war die Darstellung jenes Abgeordneten vollkommen richtig; es war eine bewußte Komödie, die in Stuttgart aufgeführt wurde, ein frevelhaftes Spiel, an dem auch Ludwig Simon redlich Theil genommen hat. Keiner von den fünf Reichsregenten hat daran geglaubt, daß General Prittwitz ihren Ordres gehorchen würde; keiner von den Mitgliedern des stuttgarter Parlaments hat ernsthaft an die Möglichkeit geglaubt, damals die Sache noch glücklich zu Ende zu führen. Es kam ihnen

nur darauf an, ihre Rolle zu Ende zu spielen, um dann von der Schweiz aus Gagern und seinen Freunden die Schuld aufzubürden, weil diese die Einheit ihrer Rolle der Einheit ihres Wesens aufopferten. Wer fühlte sich wol so rein von Schuld, gegen die Mitglieder des stuttgarter Parlaments den Stein aufzuheben? Aber daß sie seit der Zeit nicht ernstlicher in sich gegangen sind, das rechtfertigt wenigstens den Wunsch, daß Deutschland niemals nöthig haben werde, ihre Hilfe zu beanspruchen. — Von den juristischen Deductionen, inwiefern die Revolution ein Rechtsboden sei, und inwiefern die Regierungen Unrecht gehabt hätten, das Recht des ehemals Stärkeren nicht zu ehren, wollen wir ganz schweigen. Es gibt Dinge, bei denen man nicht weiß, ob man mehr lachen oder zürnen soll. Nur von einem wollen wir noch Act nehmen, von der beständigen Ueberraschung Simons, wenn der Feind einmal Ernst macht. „Das hätte ich nicht erwartet!" — Eine schlimme Entschuldigung für einen Revolutionär. Möchten doch alle Freunde der Barricaden das folgende Geständniß (I. S. 89) beherzigen: „Was ich in den ersten Tagen nach dem frankfurter Septemberaufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswalds und Lichnowskys bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschreiten, um zu gewohnter Stunde auf gewohntem Platze im Parlamente zu sitzen; als der Antrag auf Verhaftung ins Parlament kam und selbst sonst ordentliche Leute vor mir ausspuckten, — was ich damals ausgestanden, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht, geschweige denn einem Gesinnungsgenossen."

Wenn schon in den allgemeinen abstracten Principien, wo man sich zur Noth doch noch mit Worten helfen kann, die Unklarheit und Unsicherheit hervortritt, so ist das natürlich bei allen concreten Fragen der Politik noch viel mehr der Fall, und auf diese kommt es doch hauptsächlich an; denn ob die demokratischen Staatsformen, die als allgemein rechtsverbindlich, als angeborne und unveräußerliche Menschenrechte nur ein Träumer betrachten kann, für einen bestimmten Fall anwendbar und sogar nothwendig sind, das muß eben die Betrachtung des einzelnen Falls entscheiden. Wenn wir z. B. in den Jahren 1848 und 49 für den Adel gegen die demokratische Gesetzgebung in die Schranken traten, so ist damit noch nicht ausgemacht, daß wir diese Stellung immer einnehmen werden, denn man darf das Institut nicht seinem todten Begriff nach betrachten, sondern in seiner positiven Erscheinung, wie es sich augenblicklich innerhalb des Staatslebens geltend macht. Viel wichtiger war in jener Zeit ein anderer Streitpunkt. Die gothaische Partei hat während der ganzen Bewegung den preußischen Staat zu kräftigen und zu erheben gesucht, weil sie von der Ueberzeugung ausging, daß die Entwicklung Deutschlands nur durch Preußen geschehen könne. Sie war dabei in der üblen Lage,

direct in dieser Beziehung nichts thun zu können, sie konnte Preußen nur fortwährend auffordern, selbst zuzugreifen, denn auch die Kaiserwahl war im Grunde nichts Anderes, als eine solche Aufforderung, und wenn derselben nicht genügt wird, so findet sich das unbetheiligte Publicum leicht veranlaßt zu lachen. Aber trotz des scheinbar beschämenden Ausgangs konnte sich die gothaische Partei wenigstens sagen, daß sie ihrerseits alles gethan, einen bessern Ausgang herbeizuführen. Im Gegentheil hat die demokratische Partei alles darangesetzt, Preußens Ruf herabzusetzen und Preußens Stärke und Macht, so weit es gehen wollte, zu unterdrücken. Sie ging darin so weit, sich zuletzt sogar mit den Oestreichern zu verbinden, als diese Veranlassung hatten, feindlich gegen Preußen aufzutreten. Ein Theil der Partei handelte dabei in gutem Glauben, er ging von der Ueberzeugung aus, der preußische Staat sei das gefährlichste Hinderniß für das Zustandekommen eines einigen freien Deutschland, und müsse daher zerschlagen werden, ehe man an seine positive Aufgabe gehen könne. Ueber diese Ansicht läßt sich streiten, es liegt jedenfalls eine Art Consequenz darin. Aber Ludwig Simon theilt diese Ansicht keineswegs. Er spricht auch in diesem Buch, wenn auch nur gelegentlich, die Ueberzeugung aus, daß die Hoffnungen Deutschlands sich wesentlich an Preußen knüpfen müssen. Wenn er also trotzdem mit seiner Partei ging, als sie Preußen wie ein erobertes Land behandeln wollte, so war das ein sinnwidriges Verfahren, welches auch keineswegs dadurch gerechtfertigt werden kann, daß man das ideelle Preußen vom wirklichen Preußen scheidet, denn wenn man für Preußen die Hegemonie wünscht, so kann man das doch nicht etwa aus dem Grunde thun, das preußische Volk wäre in Bausch und Bogen klüger oder besser, als die übrigen deutschen Stämme; es ist vielmehr die historisch entwickelte Staatskraft, das Heer und die Beamten mit einbegriffen, der man die Fähigkeit zutraut, auf eine organische Weise das übrige Deutschland in sich aufzunehmen; und wenn man also das wirkliche Preußen entkräftigt oder gar zerstört, so hebt man damit auch das ideelle Preußen auf. Von diesem Standpunkt aus muß man auch das Verhalten der gothaischen Partei betrachten, die austrat, um nicht in einen offnen Krieg gegen Preußen verwickelt zu werden. Wenn sie ihre eigne Reichsverfassung aufgab, weil mit der Ablehnung derselben von Seiten des Königs von Preußen sich ihr Sinn und ihre Bedeutung in das Gegentheil verkehrte, so handelte sie trotz der scheinbaren Inconsequenz dem Wesen nach vollkommen folgerichtig: sie gab das Mittel auf, um nicht den Zweck aufgeben zu müssen.

Briefe aus Schleswig-Holstein.

Die Städte der Friesen.

Der nächste Weg von Tondern nach Bredstedt führt größtentheils durch die Marsch, die man hier einem Complex ungeheurer Rinderställe unter freiem Himmel vergleichen kann. Jeder Koog ist ein solcher meilenlanger Stall, seine Mauern sind die Deiche, seine Tränkrinnen die Gräben und Kanäle, sein Dach das blaue Firmament. Auch der Kuhduft entspricht dieser Unermeßlichkeit. Er trieb mich zuletzt auf die Geest hinaus, wo ich in Niebüll bei einem Friesen angenehme Tage verlebte, die Virtuosität friesischer Frauen im Trinken von Kaffeepunsch bewundern lernte und in Leck, einem großen Dorfe mit einem fanatisch dänischen Pfarrer und eifrig deutschen Bauern, die folgende hübsche Anekdote meinem Tagebuche einverleibte.

Bei einem Schmause war nebst mehrern Oekonomen auch der Arzt Dr. Magnus zugegen. Man hatte verschiedene Toaste auf das Gedeihen der Landwirthschaft ausgebracht. Endlich erhob sich der Doctor und sagte: „Ich habe kein Gut und kein Feld, sondern nur einen kleinen Garten. Der Garten ist mir darum lieber, als alles Gut und Feld, weil in ihm zwei Bäume wachsen, ein Schlehdorn und ein Hollunder. Stoßen Sie mit mir an auf diese mir so theuern Bäume, mögen sie vor dem Nordwinde verschont bleiben und von Jahr zu Jahr inniger ineinander verwachsen. Der Schlehdorn und der Hollunder in meinem Garten hoch!" Die Gesellschaft stieß, die Anspielung verstehend, an. Ein Gendarm dagegen, den ein Uebelwollender aufmerksam gemacht, daß der Toast ein schleswig-holsteinischer sei, wollte den patriotischen Doctor auf der Stelle arretiren. Der Doctor, dem der Wein zu Kopfe gestiegen, wehrte sich und da er ein bärenstarker Mann war, warf er den Diener der Gerechtigkeit zu Boden. Man holte ihn hierauf mit größrer Macht vom Hause ab, ließ ihn drei Wochen auf Untersuchung sitzen und verurtheilte ihn dann zu zwanzig Tagen Gefängniß. Die Geschichte verbreitete sich in der Gegend und bewirkte, daß der Betreffende, der bis dahin sehr geringe Praxis gehabt, einer der gesuchtesten Aerzte wurde. Das verdroß die Dänen und um ihm die Praxis zu beschränken und zu verleiden, gab ihm der Vorstand der Medicinalangelegenheiten des Herzogthums — ein eifriger Beförderer des Danisirens — das Unerhörte auf, über jeden Fall, den er behandelte, an das Physikat in Tondern einen ausführlichen Krankenbericht einzuschicken.

Bredstedt ist einer der ursprünglichsten Orte in Schleswig. Es ist nicht eigentlich von alterthümlichem Aussehen und doch könnte es vor dreihundert Jahren genau dieselbe Physiognomie gehabt haben. Ein geschlossenes Städtchen, das in der Hauptsache aus einer langen, bergauf und thalab laufenden,

in einen Markt endigenden Gasse besteht, hat es gleich den Dörfern des Landes fast nur Strohdächer. Meine Aussicht aus dem Gasthof ging auf einen gepflasterten, grasbewachsenen stillen Marktplatz. Gegenüber standen rothe Ziegelhäuser mit Erkergiebeln, hübschen weißen Fensterrahmen und dicken, grauen, moosgeschmückten Strohdächern, welche die Giebel wie grönländische Pelzmützen einhüllen. Fast auf allen Firsten klapperten Störche ihren Kindern das Abendwiegenlied vor. Fast vor allen Thüren standen Linden, vom Abendroth angehaucht. Fast hinter jeder Linde lag auf einer bunt angestrichnen Bank ein Mann in einer Tabakswolke, mit der er sich den Kuhstallduft gewürzt, der auch hier den Hauptbestandtheil der Atmosphäre bildet. Auf einem Holzhausen spielten Kinder mit jungen Katzen. Unter einem Baume schlachtete ein Metzger in Kniehosen, weißer Schürze und spitzer Zipfelmütze ein Kalb aus, das an dem einen Aste aufgehangen war. In der That, es war ganz wie in dem Abcbuche, aus dem ich vor dreißig Jahren die Kunst des Lesens mir aneignete.

Zu diesem primitiven Bilde stimmte die Gaststube nur zum Theil. Es war ein elegantes Zimmer mit hübschen Spiegeln und Mahagonimöbeln. An dem Spiegel steckten Adressen in englischer Sprache, auf den Tischen lagen die neuesten hamburger Zeitungen. Selbst Mixpickles erschienen, das Abendbrot zu würzen. Aber die Adressen gehörten londoner Ochsenhändlern, und das Gespräch der Gäste, durchgehends langer Männer mit langen ernsten Gesichtern und langen Tabakspfeifen, die gleich Dampfessen qualmten, drehte sich nur zwischen den Viehpreisen und der demnächst abzuhaltenden Thierschau.

Husum, die letzte Stadt nach Süden hin, wo man bisweilen noch Friesisch reden hört, ist nicht nur größer, sondern auch beträchtlich vornehmer, als Bredstedt. Man bemerkt sofort den Einfluß des Hafens und der Eisenbahn. Auch muß die Stadt schon früher wohlhabend gewesen sein; denn häufig trifft man stattliche alterthümliche Gebäude mit verzierten Giebeln und steinernen Freitreppen, denen die Linden vor der Thür und die Gärten hinter ihnen ein recht anmuthig behagliches Aussehn verleihen. In keinem Orte der Herzogthümer sah ich einen so seltsamen Geschmack im Anstrich der Häuser, wie hier in den Nebengassen. Da sind einige schwarz wie ein Ofen getüncht, andere zeisiggrün, andere rosenroth. Das schwarze Häuschen hat blendend weiße, das rosenfarbene grün und weiße, das zeisiggrüne prachtvoll dottergelbe Fensterrahmen und eine rothe Thür. Zwischen sie, die mit ihren Giebeldächern wie eine Reihe von Großvätern aus der Zeit der purpurrothen Fracks, der Brocatwesten und Dreimaster aussehen, schiebt sich dann bisweilen ein düstres, uraltes, verräuchertes, windschief nach vorn überhangendes Gebäude ein, an dessen hohem Schornsteine ein Storchenpaar nistet, während weiterhin die Modearchitektur ihren Geschmack geltend gemacht hat.

Ihren Geschmack und mitunter auch ihre Geschmacklosigkeit. Die letztere unzweifelhaft an der Kirche. Dieselbe erweckt die Vermuthung, man habe sie aus einer kleinen Stadt Amerikas importirt, ist aber der Abklatsch der Frauenkirche in Kopenhagen, die auch in einigen Dorfkirchen Schleswigs, z. B. in Wonsild bei Kolding, nachgeahmt worden ist. Denke man sich ein ziemlich großes Parallelogramm mit zwei Reihen kleiner viereckiger Fenster, setze man darauf einen dicken vierkantigen Thurm und auf diesen eine Kuppel in der Form eines Phallus, schreibe man über die Thür in diesem Thurme mit goldnen Buchstaben:

„Dies ist Gottes Haus, tritt ein,
Andachtsvoll doch mußt du sein.“

und man wird die Gefühle ermessen, die ich im Anschauen dieses Bauwerks empfand, wird es verzeihlich finden, wenn ich das Gebäude ohne das Kreuz auf dem Phallus eher für alles andre als eine Kirche gehalten hätte und wenn mir bei der Inschrift der Dichtergenius einfiel, dem wir den Fibelvers danken:

Die Gans, wenn sie gebraten ist,
Wird mit der Gabel angespießt.

Sehr hübsch ist dagegen das Schloß mit seinen von Rosenbäumchen beschatteten und mit Weinlaub umwundenen Rococoportal, seinen weißen Mauern und den hohen grünen Bäumen ringsum. Es ist die Wohnung des Amtmanns und hatte einst in seinem Rittersaale eine wundersame Merkwürdigkeit. Unter den Bildern nämlich, die hier die Wände zierten, befand sich auch das eines Ritters, der jedes Mal roth wurde, wenn ihn jemand anblickte. Den Grund dieser Verschämtheit gibt die Sage nicht an, daß es aber mit dem Erröthen seine Richtigkeit hatte, würde schon darum zu glauben sein, weil bekanntlich alle Bilder lachen, wenn der Beschauer sie anlächelt und finster dreinblicken, wenn man ihnen eine finstere Miene zeigt. Zum Ueberflusse aber wurde mir die Sache von jemand bestätigt, der den Ritter als Knabe selbst mehrmals zum Rothwerden gebracht hatte. Jetzt ist das Bild mit den übrigen nach Kopenhagen gewandert „und ob es dort so schamhaft ist, glaube ich bezweifeln zu müssen“, sagte mein Berichterstatter.

Auch in Husum wird viel über das Verfahren der Regierung geklagt und die Scheidewand zwischen Dänen und Deutschen ist hier ganz ebenso streng, und unübersteiglich gezogen, als in Kiel und Schleswig, in Eckernförde und Tondern. Wie man gegen mißliebige Einwohner verfährt, mag Ihnen folgendes Beispiel zeigen.

In Schleswig existirt der in den letzten hundert Jahren zur bloßen Förmlichkeit gewordene Gebrauch, daß die Privilegien der Apotheken an der Person des Besitzers haften und bei jeder Thronbesteigung von neuem bestätigt werden

müssen. Seit Menschengedenken war es nicht vorgekommen, daß auf ein Gesuch um Bestätigung abschläglich beschieden worden wäre. Da kurz nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs der Krieg ausbrach, wurde die Förmlichkeit unterlassen; als die Dänen aber gesiegt hatten, urgirte man sie und benutzte dieselbe als Gelegenheit, den Patrioten zu schaden, Dänen an die Stelle von Deutschen zu bringen, mitunter wol auch, um Vettern und Gevattern der Beamten auf wohlfeile Weise ein gutes Brot zu verschaffen. So in Husum, wo dem Apotheker Paulsen die Bestätigung seines Privilegiums verweigert und die Apotheke für die Regierung in Anspruch genommen wurde. Man setzte eine Commission nieder, um das Geschäft zum Behuf der Expropriation zu taxiren. Diese Commission bestand aus zwei Sachkundigen, denen der Medicinalinspector als Obmann vorgesetzt war. Die Sachkundigen schätzten den Werth der Apotheke auf mehr als 25,000 Thaler. Der Obmann aber, der das Interesse der Regierung vertrat, erklärte rundweg, sie dürften sie nicht höher als 17,000 Thaler taxiren, da die Regierung unter keiner Bedingung mehr dafür geben werde. Trotz aller Bemühungen Paulsens, den wirklichen Werth seines Eigenthums zu erhalten, hatte es dabei sein Bewenden. Ein Grund für diese Vertreibung aus seinem Besitz unter so ungünstigen Umständen wurde ihm nicht angegeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es derselbe, der den Apotheker Karberg in Apenrade zum Bettler machte.

Karberg, ein Sonderburger, der früher in Hannover gelebt, zog unter Christian VIII. nach Apenrade und kaufte hier die Apotheke für circa 45,000 Thaler preußisch, wobei er 20,000 Thaler auf das Privilegium lieh. Während der Erhebung stand er der Gesinnung nach auf deutscher Seite, konnte sich aber, da er fortwährend kränkelte, nicht thätlich betheiligen, und war deshalb auch in die Amnestie eingeschlossen. Die dänische Rachsucht wußte ihn aber auf andere Weise zu fassen und zu strafen. Zunächst wurde für das Städtchen von 3500 Einwohnern eine zweite Apotheke concessionirt und ein Däne, Worsoe, mit dem Privilegium bedacht. Dadurch sollte das Geschäft Karbergs auf die Hälfte seines Werths herabgebracht werden. Man that von Seiten der Behörde alles, um jene zweite Apotheke zu heben, wies ihr die öffentlichen Anstalten zu und ließ die dänischen Aerzte nach Kräften für sie wirken. Das Volk aber blieb mit dem ihm eignen conservativen Hange in der Mehrzahl bei der alten, und Worsoe hatte nichts zu thun. Man sah jetzt, daß man die Sache bei einem andern Henkel anfassen müsse. Die Visitationen wurden, was früher nie der Fall gewesen, in der Form von Ueberfällen, sehr streng und sehr genau abgehalten, aber zum Leidwesen des Physikus fand sich niemals Gelegenheit, ein Monitum zu ertheilen. Als man den Besitzer auch auf diesem Wege nicht beikommen konnte, gab man ihm — wahrscheinlich auf Grund des Verfassungsparagraphen von der Gleichberechtigung der Sprachen — auf, binnen

vier Wochen seine deutschen Gehilfen durch Dänen zu ersetzen. Bitten um Verlängerung dieser Frist waren fruchtlos. Man dachte jetzt am Ziele zu sein. Aber Karberg machte, wenn auch mit großen Kosten, das unmöglich Scheinende möglich, und der Versuch, ihn ohne großes Aufsehen los zu werden, war zum dritten Mal gescheitert.

Da mußte der Amtmann (dessen Eifer in dieser Angelegenheit von bösen Zungen mit dem Umstand erklärt wird, daß Worsoe ihm verschwägert ist) zu einem Staatsstreiche greifen, und am 21. Februar klebte ein Gerichtsdiener an das Fenster der Apotheke einen Zettel mit den Worten: „Apotheket er lukket", die Apotheke ist geschlossen. Es hieß auf die Beschwerde des Betreffenden einfach, der König habe sich nicht bewogen gefunden, sein Privilegium zu erneuern. Karberg, der sein Geschäft bis 1860 schuldfrei zu haben hoffte, war ein Bettler. Er betrug sich aber wie ein Mann, ließ jedem seiner Leute eine Flasche Wein geben und trank selbst eine, „weil so etwas nicht alle Tage vorkomme." Dann supplicirte er, ihm ein Jahr Zeit zum Verkauf der Apotheke zu lassen oder sie nach vorheriger Taxation durch die Behörde anzukaufen. Bis Ende Juli hatte er noch keine Antwort. Wie diese aber auch beschaffen sein möge, unter allen Umständen ist sein Fall ein Beispiel, auf welche perfide Weise man hier die deutsche Gesinnung — denn nur um die Gesinnung handelte es sich — zu verfolgen und zu strafen, mit welchen Mitteln man sich namentlich der intelligenten und wohlhabenden Deutschen in Schleswig zu entledigen bemüht ist.

Südlich von Husum bemerkt man bald, daß man sich in dem gesegneten Eiderstedt befindet. Die Marsch ist fast ohne Unterbrechung mit dem schönsten und fettesten Viehe bedeckt, und statt der baumlosen Wiesen des Friesenlandes erheben sich auf der endlosen grünen Fläche zahllose Baumgruppen, die in dem bläulichen Dufte der Ferne wie Hügel aussehen, in der Nähe aber zu kleinen Wäldchen werden, aus denen das hohe, fast pyramidenförmige Dach eines Haubergs (so nennt man hier die Marschhöfe) emporragt. Unter diesen Strohdächern birgt sich ein unglaublicher Reichthum. Güter im Werthe von sechzig- bis achtzigtausend Thalern sind nichts Ungewöhnliches. Der Boden ist etwa zu zwei Dritteln Weideland und man findet häufig Weiden, die hundert Jahre und darüber keinen Pflug gefühlt haben. Werden solche alte Weiden dann aufgebrochen, so zeigen sie eine ans Fabelhafte grenzende Ergiebigkeit. In gutes kraftvolles Land säet der Eiderstedter zweimal, ja dreimal hintereinander Raps, und es gibt Beispiele, daß jedes Jahr von derselben Fenne dreißig Tonnen Raps auf das Demat (à 225 Quadratruthen) und darüber gewonnen worden sind. Weit einträglicher aber ist, namentlich seit zwischen Tönningen und England eine directe Dampfschiffahrt eingerichtet ist, die Aufzucht von Ochsen, die man mager von jütischen Händlern kauft, spätestens

bis Mitte Mai zur Fettgräsung bringt und von Mitte Juli an bis Anfang October fettstrotzend nach dem Hafen treibt, wo sie zu Hunderten nach Hull verschifft werden.

Von dem Luxus, dem man in Angeln begegnet, sieht man hier wenig. Der Stolz des Eiderstedters äußert sich nur in blankem Geschirr und hübschem Fuhrwerk. Doch sollen hin und wieder Silbergeschirr und selbst Punschbowlen von diesem Metall vorkommen. Die eigenthümliche Gemeindeverfassung der Landschaft Eiderstedt, in welcher manche gute Reste altdeutschen Rechtes erhalten sind, hat die Bewohner von jeher an die willige Uebernahme von Gemeindeämtern gewöhnt, ihnen einen gewissen Stolz auf ihr Ländchen eingeflößt und sie bei der Kenntniß des Rechtes und der Geschichte desselben erhalten, vor allem aber sie zu guten Patrioten und ausdauernden Gegnern der Revolution gemacht, die im Gefolge des Siegs der Dänen unter dem Schein der Gesetzlichkeit über das Herzogthum gekommen ist. Im nächsten Briefe denke ich eine Probe der Art, wie sie sich dieser Neuerung und ihrer Werkzeuge zu erwehren streben, nach den Acten mitzutheilen. Für heute begnüge ich mich mit dem Wunsche, daß sich bei diesem Kampf mit dem Unrecht den Eiderstedtern ihr Sprichwort erfüllen möge: „Anhalten thut kriegen."

Zum Schusse lassen Sie mich Ihnen die Geschichte eines Scheunenthors erzählen, welches zwischen Witzworth und Garding, links neben der husumer Straße zu sehen ist. Auf diesem Thore sind zwei Drescher abgebildet, ein kleiner in einem schwarzen Rocke und ein großer breitschultriger. Unter diesem liest man:

„Ich bin der Mann
Der dreschen kann,"

unter dem kleinen aber steht: „Ich kann auch dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll." Die Geschichte aber ist folgende:

In Witzworth war einst ein Mann, der so stark war, daß er alle, die mit ihm draschen, zu Schanden machte. Er hatte schon manchen todt neben sich hinstürzen sehen, und so gerieth er in einen solchen Ruf, daß er endlich keinen Gesellen zur Arbeit zu finden vermochte. „Mit dem mag der Teufel dreschen" hieß es allgemein, und siehe da, der Wunsch ging in Erfüllung. Als er sich wieder einmal vergeblich auf dem Markte nach einem Makker (Helfer beim Dreschen) umgesehen hatte und eben heimgehen wollte, stand plötzlich ein kleines Männchen in schwarzem Rock vor ihm und fragte, ob er der Mann sei, der so gewaltig dreschen könne. „Ja wohl," sagte der Große, „ich bin der Mann der dreschen kann." — „Gut," sprach der Kleine, „ich kann auch dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll. Willst du mich zum Makker annehmen?" — „Dich?" sagte der Riese und lachte. „Da hab ich schon andre Kerle todtgedroschen. Aber komm nur mit und versuchs."

Der Schwarze meinte aber, das ginge nicht so rasch, er werde morgen kommen; denn er müsse erst heim und seinen Flegel holen. „Das sind blos Flausen," sagte der Große. „Wenn du dich nicht fürchtest, so will ich dir einen Flegel leihen." — Der Kleine erwiderte, er brauche sich nicht zu fürchten, aber er müsse sein eignes Zeug haben. „Nun dann schicken wir den Knecht darnach," sprach jener. „Meinethalben, aber dann muß er einen vierspännigen Wagen nehmen; denn selber fortbringen kann er meinen Flegel nicht." Man schickte nun den Knecht mit einem Wagen, und als er wiederkam, mußten ihm drei Männer abladen helfen; denn der Flegel war ganz von Eisen und viele Centner schwer.

„Wirthin," sagte der Kleine im schwarzen Rock jetzt zu der Frau des Hofbesitzers. „Die Töpfe und Teller müssen von dem Schüsselbrete herunter, ehe wir anfangen." Die Bäuerin aber lachte ihn aus. „Nun dann stehe ich nicht für den Schaden, wenn sie von selbst herunterfallen," sagte jener und hieß die Knechte alles Getreide vom Boden auf die Tenne werfen. Jetzt hob der Kleine den Flegel, und als er ihn herabfallen ließ, rollten in der Küche und im ganzen Hause alle Töpfe und Tiegel, Kessel und Pfannen, Teller und Tassen klirrend herunter. Der große Drescher erschrack, als wie vor einem Donnerschlag, besann sich aber, und nun ging es an ein Dreschen, Schlag auf Schlag, hast du nicht gesehen, die Tenne hinunter und wieder hinauf, daß die Stücke davon flogen. Der Große merkte, daß er dem Kleinen nicht gewachsen war, aber er wollte seinen Ruf nicht einbüßen und so strengte er sich über sein Vermögen an. Allein so rasch er auch losschlug, der Makker war immer schneller wie er, und so arbeitete er sich so lange ab, bis er endlich todt zu Boden stürzte. Da hatte er seinen Mann gefunden. Der Besitzer des Haubergs aber ließ die Geschichte auf seinem Scheunenthor verewigen.

Andere erzählen die Entstehung des Bildes weniger diabolisch. Nach ihnen hatte die Geschichte ihren Grund in einer Liebschaft. Ein früherer Eigenthümer des Gehöfts hatte eine schöne Tochter. Um diese freiten zwei junge Bauernsöhne. Dem Vater waren beide recht, und da er nicht wußte, welchem er den Vorzug geben sollte, so fand er endlich den Ausweg, daß der die Hand des Mädchens haben sollte, welcher binnen vierundzwanzig Stunden ihm das meiste Korn ausgedroschen habe. Die Freier gingen darauf ein, und nun hub auf der Tenne des Bauern ein Dreschen an, wie es seit der Gründung von Witzworth noch nicht erlebt worden war. Einer war so stark wie der andere, keiner wollte sich geben, und so draschen sie den Tag hindurch und die Nacht hindurch. Als aber der Morgen kam, fielen beide auf einmal todt nieder, und die Braut bekam keiner.

Bemerkungen zum östreichischen Concordat.

Die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in den katholischen Ländern des deutschen Reichs besonders im achtzehnten Jahrhundert. Eine rechtsgeschichtliche und rechtsdogmengeschichtliche Abhandlung von Dr. L. A. Warnkönig. Erlangen, F. Enke. —

Obgleich die orientalischen Angelegenheiten das öffentliche Interesse in einer Weise absorbirten, daß man kaum noch für etwas Anderes Auge und Sinn hatte, war doch die Nachricht von dem Abschluß des östreichischen Concordats ein zu starker Schlag, als daß er unbeachtet hätte vorübergehen sollen. Man weiß nicht recht, welches Gefühl in den öffentlichen Kundgebungen vorherrschend war, Erstaunen, Schreck, Unwille. Selbst eine gewisse Schadenfreude blieb nicht aus. Die neuesten Enthüllungen haben keineswegs dazu beigetragen, diesen Eindruck abzuschwächen, im Gegentheil sieht man immer deutlicher, wie tief eingreifend diese neuen Beziehungen zwischen Staat und Kirche auf das ganze Leben wirken müssen. Man ist es zwar schon gewohnt, daß bei jedem Concordat Rom den Löwenantheil erhält, aber in dem Grade wie hier war es doch kaum noch vorgekommen, daß der Staat die ungeheuersten Concessionen machte und seinerseits nicht das Mindeste gewann. Das Räthsel ist auch heute noch nicht aufgeklärt. Es mußte aber dadurch ein lebhaftes Interesse angeregt werden, zu erfahren, in welchem Verhältniß diese neue Ordnung der Dinge zu der alten historischen Entwicklung Oestreichs stehe.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser des vorliegenden Buchs statt einer vollständigen historischen Darstellung nur einen fragmentarischen Abriß gegeben hat. Dennoch stellt sich schon in diesem das Verhältniß ziemlich klar heraus. — Die östreichische Regierung war von Anbeginn an, namentlich aber seit dem 30jährigen Krieg streng katholisch gesinnt und wandte alle ihre Staatskräfte darauf, die katholische Kirche zu fördern und die Gegner derselben zu unterdrücken. Aber wenn auf solche Weise die östreichischen Herrscher als die kräftigsten Beschützer der katholischen Religion und Kirche dem Protestantismus gegenüber sich zeigten, so hielten sie sich dagegen auch für berechtigt, in die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten als ihre Schirmherrn selbst einzugreifen und zwar um nicht blos den Kirchengesetzen den Vollzug durch den weltlichen Arm angedeihen zu lassen, sondern auch um als protectores Canonum die Ausübung der geistlichen Gewalt zu überwachen. Als Schützer der Staatsinteressen gegen kirchliche Uebergriffe traten sie vor Maria Theresia selten auf; sie kannten noch nicht die Begriffsbestimmung ihres jus majestaticum circa sacra in seiner doppelten Beziehung; doch waren sie sich der Zuständigkeit eines solchen Hoheitsrechtes wohl bewußt, übten es z. B. durch Ertheilung oder Ver-

weigerung des Placet schon im 16. und 17. Jahrhundert und hielten die Jurisdiction der weltlichen Gerichte in rein bürgerlichen so wie in gemischten Sachen der Kirche mit Strenge aufrecht. Keine päpstlichen Bullen oder Breven, sie mochten von Rom aus oder durch die päpstlichen Nuntien übersandt werden, durften ohne Vorwissen und Willen seiner Majestät kund gemacht werden, gemäß den Verordnungen Ferdinands III. von 1641 und Leopolds I. von 1681, die streng, auch 1767 von Maria Theresia verschärft, gehandhabt wurden. Die bischöflichen Leichen-, Begräbnißerequien, und Stolordnung bedurften der landesherrlichen Bestätigung. Rücksichtlich der Wahl und der Installation der Prälaten ist im passauer Vertrag von 1592 festgesetzt, daß der landesfürstliche Consens vor der Bestätigung des Ordinarii einzuholen und allenfalls bei landesfürstlichen erheblichen Bedenken die Wahl zu cassiren sei. Ohne landesherrlichen Consens konnten Kirchen, geistliche Corporationen oder Stiftungen kein Landeigenthum erwerben; gegen das an sie veräußerliche hat ein „ewiges" Einlösungsrecht statt, nach Verordnungen von 1518, 1524, 1669, 1716, 1720, 1725, 1736. Ebenso konnten ohne landesherrlichen Consens keine Liegenschaften der Kirchen, Stiftungen und geistlichen Corporationen veräußert, keine Capitalien aufgenommen und keine namhafte neue Gebäude errichtet werden. Ueberhaupt stand die Verwaltung ihres Vermögens unter Staatsaufsicht und war durch landesherrliche Verordnungen regulirt u. s. w.

Vergleicht man die kirchlichen Reformen Josephs II. mit den von seiner Mutter unternommenen, so überzeugt man sich leicht, daß dieselben einen andern Charakter haben. Er ging nicht von dem durch diese eingehaltenen streng katholischen Standpunkt aus, sondern von einem in zweifacher Beziehung verschiedenen. Einmal faßte er das Verhältniß der Staatsgewalt zur Kirche als ein anderes (für jene durchaus selbstständiges) auf, und anders die Stellung des Papstes in der Kirche selbst. Er glaubte, ohne dadurch unberechtigte Eingriffe in die katholische Kirchenverfassung zu thun, die Kirchenfreiheit beschränken und verschiedene, bisher ausschließlich vom Papst ausgeübte Befugnisse des Kirchenregiments für seine Staaten ihm entziehen und dem Episcopat übertragen zu müssen. Er hielt sich für berechtigt, die Ausübung der nicht zum Seelenheil nothwendigen Acte des Cultus von seiner Autorisation abhängig zu machen und alle ihm schädlich erscheinenden kirchlichen Anstalten aufzuheben oder zu reformiren. Manches, was bisher für kirchlich galt, erklärte er für etwas Weltliches, wie einen Theil des Eherechts. Zu seinen Reformen gehörten die Toleranzgesetze, durch welche, die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes abgerechnet, die Akatholischen den Katholischen gleichgestellt wurden; die 1781 decretirte Aufhebung der Klöster und Brüderschaften, die nicht dem Unterricht, der Krankenpflege, der Seelsorge oder der Wissenschaft gewidmet waren; die Stellung sämmtlicher Klöster unter die Aufsicht der Landesbischöfe und die Auf-

hebung ihres Verbandes mit auswärtigen Ordensgeneralen; sodann die Umgestaltung der theologischen Studien durch die Generalseminarien. Alle künftigen Priester mußten ihre Studien an diesen reinen Staatsanstalten dem kaiserlichen Studienplan gemäß machen, ihre Prüfungen vor der landesherrlichen Prüfungscommission bestehen und wurden nur, wenn sie diese bestanden, zu den Weihen zugelassen. Die als Pfarrer Anzustellenden mußten gleichfalls vor einer Staatscommission eine Concursprüfung bestehen. — Was die Ehe betrifft, so wurden die Verlöbnisse für eine rein bürgerliche Sache erklärt, verschiedene kanonische Ehehindernisse ganz aufgehoben, das Dispensationsrecht vom Papst auf die Landesbischöfe und die Entscheidung von Ehestreitigkeiten von den bischöflichen Commissarien auf die Landesgerichte übertragen. Wenn diese und ähnliche Verfügungen gegen die bisherige Methode des östreichischen Hauses waren, so verfolgte Joseph in andern, nur consequenter, das, was früher schon in Oestreich üblich gewesen war. Das Placetum regium wurde auf alle dogmatische, disciplinarische oder sonst kirchliche, päpstliche oder bischöfliche Erlasse ausgedehnt, die Kirchenbeamten wurden staatlich festgestellt, sie wurden eidlich verpflichtet, die landesherrlichen Verordnungen in Kirchensachen ungesäumt zu publiciren u. s. w. Die Privilegien des geistlichen Standes wurden sehr beschränkt, die Competenz der geistlichen Gerichte auf ein Minimum zurückgeführt und das Verfahren in denselben durch Staatsgesetze geregelt. Die Censur wurde angewiesen, den Aberglauben und alles, was dahin einschlug, lebhaft zu bekämpfen.

Die josephinische Gesetzgebung in Kirchensachen blieb im Wesentlichen unter seinen Nachfolgern bestehen, wenn auch mit einigen Modificationen. Die Flugschriften, welche die katholische Religion, ihre Gebräuche und ihren Klerus herabwürdigten, wurden nicht mehr geduldet. Die Aufhebung der Klöster sollte ein Ende nehmen, ebenso die Ablieferungen der Kostbarkeiten aus den noch beibehaltenen Kirchen, das Dispensationsrecht des Papstes wurde erneut. Wenn irgend jemand glaubte, über die Amtsverrichtungen der Geistlichkeit Klage führen zu können, oder wenn ein Welt- oder Klostergeistlicher sich von seinem Obern mit Unrecht für gestraft hielt, sollte er sich zuerst an den Bischof wenden und erst, wenn von dort aus keine Abhilfe geschah, hatten die Regierungsbehörden einzugreifen. Die Generalseminarien hörten mit dem Jahr 1791 auf und an ihre Stelle konnten, sofern die vorhandenen Fonds hinreichten, bischöfliche Seminarien treten, selbst mit den theologischen Lehranstalten, bei denen aber die Lehrbücher und Methoden, wie bei den hohen Schulen des Staates sein mußten. — Alles übrige wurde festgehalten. Zwar wurden sowol von Seiten der hohen Geistlichkeit des Landes, als des römischen Hofes Versuche gemacht, eine Umgestaltung des östreichischen Staatskirchenrechts zu erwirken; allein nur partielle Abänderungen fanden zuweilen statt; das bisherige System wurde

mit größter Sorgfalt als das für Oestreichs absolute Monarchie allein geeignete aufrecht erhalten. Erst im Jahr 1848 fand sich auch der Episcopat veranlaßt, da nun alle Wünsche laut wurden, für die Freiheit der Kirche einzutreten. Der hohe Klerus wünschte eine gänzliche Vernichtung der schon seit Maria Theresia und theilweise früher geltenden Gesetzgebung in Kirchensachen und zwar einerseits Aufhebung des Placets, freieste Disciplinargerichtsbarkeit des Episcopats, selbstständige und freie Verwaltung des Kirchenvermögens, freies Associationsrecht auch zum Behufe der Wiederherstellung aller Mönchsorden und Brüderschaften, andererseits größere Macht des Episcopats und der Pfarrer über das Volk und Beschränkung der Preßfreiheit zum Schutze der Kirche.

Alle diese Wünsche des Klerus sind zuerst stückweise, dann durch das Concordat vollständig und im ausgedehntesten Maße bewilligt worden. Wie diese Selbstbeschränkung des Staats, die gegen alle Analogien streitet, zu erklären sei, bleibt vorläufig für uns ein Räthsel. Wir wollen nur auf einen bestimmten Punkt aufmerksam machen.

Die Bestrebungen des Ultramontanismus sind nie vereinzelt. Die Kirche geht planmäßiger zu Werke, als irgend eine andre Macht und ihr Auge umfaßt die Beziehungen der gesammten Welt. In Süddeutschland spielen die Conflicte schon eine geraume Zeit und sind fast durchweg zum Nachtheil der Staatsgewalt entschieden worden. In Preußen hat der Klerus das constitutionelle System benutzt, eine ausschließlich katholische Partei zu begründen, die mit ihren Forderungen immer lauter und dringender hervortritt und sich nicht abgeneigt zeigt, jeder politischen Partei Concessionen zu machen, wenn diese sich verpflichtet, ihre Forderungen zu unterstützen. — Nun wird Oestreich voraussichtlich durch seinen engen Bund mit der Kirche in Italien nicht viel gewinnen, da hier der französische Kaiser eine Macht ist, die man mehr fürchten, der man also auch mehr zugestehen muß. Es liegt also nahe, daß dieser Einfluß auf Deutschland gewandt wird und daß allmälig alle Katholiken Deutschlands sich daran gewöhnen, Oestreich als ihre natürliche Schutzmacht zu betrachten. Der preußische Liberalismus wird also in seinen Beziehungen zu der katholischen Fraction, die doch nur vorübergehend sein können, sehr behutsam sein müssen, um nicht zur Abwehr eines kleinern Uebels ein größeres heraufzubeschwören.

Nach dem neuerdings publicirten Erlaß des Cultusministeriums sieht es nun freilich so aus, als ob der östreichische Staat mit der einen Hand wieder zurücknehmen wollte, was er mit der andern gegeben, denn fast Paragraph für Paragraph wird in den Zusätzen de facto das Gegentheil von dem gesagt, was im Text de jure behauptet ist. Aber man vergesse nicht, daß dieser Erlaß nur ein provisorischer ist, daß es von der freiwilligen Einstimmung der demnächst zu berufenden Bischöfe abhängen wird, ob er gelten soll; und anzuneh-

men, daß die römische Geistlichkeit von freien Stücken etwas herausgibt, was man ihr eben erst zugestanden hat, das wäre doch gegen alle Analogie der Geschichte. Freilich wird die Staatsregierung noch öfters in die Lage kommen, den Inhalt des Concordats nachträglich einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, aber es wird ihr nicht leicht werden, dieser Prüfung irgend eine reale Folge zu geben.

Stahl wider Bunsen.

Bei dem ungeheuern Aufsehen, welches die „Zeichen der Zeit" im ganzen deutschen Publicum gemacht haben, durfte man voraussetzen, daß die Vertreter der Kirche nicht schweigen würden. Stahl hatte um so dringendere Veranlassung, sein Votum abzugeben, da er persönlich angegriffen war. Dieser Angriff scheint ihn doch sehr gereizt zu haben, denn es ist in seiner Schrift ein bittrer und verstimmter Ton, den er sonst zu vermeiden weiß. Freilich hat dieser Ton noch einen andern Grund, auf den wir später eingehen.

Stahl hat ein doppeltes Publicum vor Augen. Das erste deutet er S. 146 an, wo er von den Rücksichten spricht, die Bunsen auf seine künftige Stellung in Preußen nehme. Mit dieser Stellung meint er doch wol die Stellung eines Cultusministers, zu welchem Posten man Bunsen in einem Theil des Publicums zu designiren pflegt. Stahl sucht nun die Männer, die in dieser Beziehung maßgebend sein können, auf das Unchristliche und Revolutionäre bei Bunsen aufmerksam zu machen und thut das sehr geschickt, wobei er nach seiner Art die politischen und religiösen Ansichten fortwährend durcheinanderwirft, als ob das Eine nothwendig mit dem Andern zusammenhinge. Schon in der Vorrede. „Der Reiz des Buches liegt hauptsächlich darin, daß von einem Manne, der bis jetzt im Rufe des Christenthums stand und in einer Darstellung, die jenem Ruf zu entsprechen scheint, eben das vertreten wird, wofür sonst nur die Vorkämpfer des Rationalismus und der Demokratie einstehen. Trüge es auf seinem Titel einen Namen wie Uhlich, Bruno Bauer, David Strauß, wie jetzt den Namen Bunsen, so würde es trotz der hinreißenden Sprache der Zerstörungsbegeisterung kaum viele Leser finden." Wäre Stahl nicht eben in einer gereizten Stimmung gewesen, so hätte er wol zwischen den Begriffen Rationalismus und Demokratie einen schärfern Unterschied gemacht und es vermieden, die theologischen Controversen durch politische Verdächtigungen zu würzen. Indeß diese Seite der Betrachtung lassen wir dahingestellt sein, weil sie uns weniger angeht.

Das zweite Publicum, welches Stahl im Auge hat, sind wir. „Gewiß

wird die große Zahl der Gebildeten, die eben die Offenbarung ablehnen, mit ihrer Sympathie für Bunsen gegen uns sein; aber dennoch fordere ich von ihnen, daß sie mit ihrem Urtheil für uns gegen Bunsen seien. Denn wie zusagend ihnen das Resultat einer Lehre sein mag, den Mangel an innerer Wahrheit und Gedachtheit dürfen sie ihr nicht nachsehen. Spinoza, der ebenso gewiß ein sittlich achtbarer Mann, als ein Pantheist war, würde sich von dem Versuch, ihn zum christlichen Denker zu stempeln, mit Indignation abkehren, Goethe vielleicht mit vornehm-spöttischem Lächeln." (S. 56). Wenn also Stahl nach der einen Seite hin zu erweisen sucht, Bunsen sei kein Christ, so sucht er nach der andern seine philosophisch-historische Bildung zu bestreiten.

In der Frage, wer ein Christ und was das Christenthum sei, pflegt man die verschiedenen Momente durcheinanderzuwerfen. Es scheint uns, als ob man folgende drei Fragen unabhängig voneinander zu betrachten habe: 1) Was ist das historische Christenthum d. h. der in der Geschichte sich entwickelnde christliche Glaube? 2) Was ist der thatsächliche oder philosophische Inhalt, der diesem Glauben zu Grunde liegt? 3) Was ist aus diesem Glauben in der Gegenwart geworden?

Was die erste Frage betrifft, so treten wir auf die Seite Stahls gegen Bunsen. Bunsen hat uns in seinem Hippolyt nicht davon überzeugen können, daß der ursprüngliche christliche Glaube rationalistisch gewesen sei. Es wäre auch gegen alle Analogie. Der Rationalismus tritt in einer Religion erst dann ein, wenn sie ihre ursprüngliche productive Kraft verloren hat. Wir glauben, daß die ursprüngliche christliche Kirche durchweg und im extremsten Sinn supranaturalistisch war.

Auf den zweiten Punkt gehen wir natürlich nicht ein, wir betrachten ihn nur in seiner Beziehung zum dritten. Stahl macht Bunsen die heftigsten Vorwürfe, daß er den Inhalt der christlichen Dogmatik nicht als etwas Thatsächliches, sondern als etwas Symbolisches betrachte. Wir könnten ihm zunächst einwenden, daß diese symbolische Betrachtungsweise doch auch schon im ursprünglichen Christenthum vorkommt. Die Bibel gibt uns, was sie von Christus erzählt, zwar als Thatsache, aber auch als Sinnbild. In den Evangelien wird mehr auf die erste, in den Episteln fast mehr auf die zweite Seite hingedeutet; daß in den verschiedenen Entwicklungsphasen des Christenthums bald die eine, bald die andre Seite mehr hervorgetreten ist, reicht noch nicht aus, um die eine als christlich, die andre als unchristlich zu bezeichnen. So manchen Mystiker wird Stahl gewiß selbst nicht als einen Nichtchristen bezeichnen.

Wichtiger als diese Bemerkung scheint uns aber eine andere. Wie soll sich denn eigentlich der Gebildete den „Thatsachen" des Christenthums gegen-

über verhalten? Von den ungebildeten Classen darf man nicht reden, denn diese fassen das Wunder naiv und unbefangen auf, weil für sie der Begriff der absoluten Causalität noch nicht vorhanden ist. Der Gebildete kann durch irgend welche Gemüthsprocesse zu der Ueberzeugung kommen, es wäre nothwendig, seine Bildung von sich zu werfen und dann wird er allerdings bis zu einem gewissen Grade wieder mit sich selbst einig; aber wie machts der Gebildete, der zugleich seine Bildung und den Glauben beibehält? Wie macht es z. B. Stahl selbst?

Um dieser Frage eine allgemeinere Wendung zu geben, heben wir zwei Stellen seiner Schrift hervor: „Es ist in unsrer Zeit die Sehnsucht aus dem bloßen menschlich Freien heraus nach dem göttlich Bindenden wieder erwacht, nach der wahrhaftigen Wahrheit über den individuellen Ueberzeugungen, nach der Macht der Institutionen über den Majoritäten.“ (S. 30.) — „Dagegen ist jetzt in den Massen, gebildeten und ungebildeten, eine begeisterte Liebe für den Unglauben unter dem Namen Toleranz und eine begeisterte Feindschaft gegen den Glauben unter dem Namen Intoleranz . . . . Nicht der Druck der Fürsten auf das glaubensgebundene Gewissen, sondern eine Weltbewegung nach Glaubensentbindung ist die Signatur der Gegenwart.“ Die beiden Behauptungen scheinen sich zu widersprechen und doch sind beide richtig, ja sie lassen sich auf dieselbe Quelle zurückführen. Die Sehnsucht nach Autorität, die von Stahl und seiner Partei so laut ausgesprochen wird, ist nicht ein Zeichen dafür, daß die Autorität feststeht, sondern dafür, daß sie nicht vorhanden ist. Stahl sollte gegen die Halbheiten und Inconsequenzen seines Gegners nicht zu streng sein, sie fehlen auch bei ihm nicht, sobald er den Versuch macht, seinen Begriff der Autorität näher zu begründen. So z. B. S. 91, wo er das bindende Ansehn, welches die protestantische Kirche habe, zu entwickeln sucht. „Sie hat es an der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt und Verständniß längst ermittelt ist und nicht erst auf die Einfälle einer Sekte, oder die originale Forschung eines christlichen Diplomaten zu warten braucht. Sie hat es an dem Zeugniß, (Bekenntniß) der Reformation, das zwar nicht auf göttlicher Eingebung, aber doch auf *besonderer* Erleuchtung beruht, darum im *Ganzen* von sicherer Wahrheit ist und die Fortbildung, so weit es ihrer bedarf, nur durch gleich erleuchtete Zeiten und Männer erhalten kann.“ — Und bei dieser bündigen und philosophischen Deduction zieht Stahl gegen die Bündigkeit und Philosophie Bunsens zu Felde! Was heißt denn das: „besondere Erleuchtung“? da es doch von der Offenbarung gesondert wird. Ist es etwa dasselbe, was wir gemeinen Leute Genie nennen? Wenn es aber weiter nichts ist, so kann es auch keine weitere Autorität über uns haben, als die unmittelbar zwingende Kraft der Ueberzeugung. Entweder, oder. Was Gott nicht unmittelbar gesagt hat, das unterliegt der freien menschlichen Prüfung und

man hat gar nicht nöthig, ein Genie zu sein, um Irrthümer früherer Genies, die man als solche erkennt, zu widerlegen. Das ist eine sehr unsichere Autorität, die nur im Ganzen sicher ist. — Also der Inhalt und das Verständniß der Offenbarung ist längst ermittelt. Der Katholik kann das wol sagen, dem Protestanten ist es schwerer; denn wenn Luther die in der katholischen Kirche herrschende Ueberzeugung von der Unaufhörlichkeit der Tradition, von der unablässigen Fortwirkung des heiligen Geistes aufgab, so mußte er seine weitere Behauptung, daß sie eine Zeitlang allerdings gedauert habe, erst erweisen; er konnte sie nicht wieder auf die Autorität der Tradition begründen. Für einen Lutheraner drückt sich Stahl über die Bibel ziemlich respectwidrig aus. (S. 24) „Ueber der Gemeinde steht (nach Bunsens Ansicht) nichts als ein schwarzgebundenes Buch, aus welchem oder in welches sie die Ansicht tragen kann, die ihr beliebt." Aber dieses schwarzgebundene Buch hat Luther in der That als unsre Autorität hingestellt; er hat unablässig erklärt, er wolle nicht eher widerrufen, als bis man ihn aus der Bibel widerlege. Warum sollen die Lutheraner nicht dasselbe erklären? — An sich ist freilich die Bemerkung vollkommen richtig, denn die Kirchengeschichte zeigt, daß man in die Bibel jede beliebige Ansicht hineininterpretiren kann; aber sie spricht mehr für die Bildung als für den Glauben des Verfassers, denn der wahrhaft Gläubige läßt sich gar nicht die Möglichkeit einfallen, daß die Bibel anders ausgelegt werden könne, als er sie auslegt.

In dem Begriff Glauben liegt noch etwas ganz Anderes und Tieferes, als die Annahme, daß gewisse wunderbare Thatsachen wirklich vorgefallen seien; es liegt darin eine innere Wärme des Gemüths, die sich zum Lebensprincip des Denkens und Handelns macht. So hatten die Pietisten des vorigen Jahrhunderts einen sehr starken Glauben, ohne daß sie sich auf die Details der biblischen Thatsachen irgend wie einließen. Von diesem Glauben ist aber in der Stahlschen Streitschrift nicht die Rede. Er versteht unter Glauben lediglich die Ueberzeugung von der Richtigkeit der biblischen Thatsachen. Nun ist aber Stahl in der üblen Lage, bei seinem Glauben vom Standpunkt der Bildung auszugehen d. h. das Thatsächliche unter der Form des Begriffs zu fassen. Das ist der charakteristische Unterschied des Gebildeten vom Ungebildeten. Aber indem man die Begriffe dazu anwendet, die Begriffsbestimmungen der Aufklärung zu widerlegen, führt man dadurch in die Vorstellungen des Glaubens ein Moment ein, das ihnen eigentlich fremd ist. „Nach dem christlichen Glauben" sagt Stahl, „ist die Offenbarung ein geschichtlicher Act, eine That Gottes, durch die er sich den Menschen mittheilt, und bei der der Mensch ihn nicht blos als eine innere geistige Wirkung, sondern als eine Person, handelnd sich gegenüber erkennt, wie z. B. Moses am Dornbusch, Paulus vor Damascus." Wir wollen von dem Inhalt dieser Begriffe absehen und nur fragen,

wo steht davon ein Wort in der Bibel? wo steht davon ein Wort im Katechismus? Diese Begriffsbestimmungen, durch welche Stahl den Rationalismus widerlegt, hat er nicht aus der Bibel, nicht aus dem Katechismus, sondern aus seiner eignen Religionsphilosophie genommen, und so geistvoll diese sein mag, sie bleibt doch immer Philosophie d. h. Menschenwerk. Nebenbei verwickelt er sich dabei in Begriffe, die doch einer weitern Erklärung bedürfen, wenn man eben nicht bloße Worte hersagen will, z. B. den Begriff Person. Die bekannte Bibelstelle, auf welche die Trinitätslehre sich stützt, kennt diesen Ausdruck nicht; wenn ihn die moderne Bildung anwendet, so muß sie ihn sich auch erklären, und um das zu thun, wird sie nothwendig philosophiren müssen. „Nach christlichem Glauben sind die Wunder ein wesentlicher Bestandtheil des Christenthums, denn sie sind die Zeichen, daß Gott in Person als Herr der Natur sich kundgibt.“ Ist diese Motivirung der Wunder etwa aus der Bibel genommen? „Nach christlichem Glauben ist Christus Gottes Sohn, weil er empfangen ist vom heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria.... Nach christlichem Glauben ist die Menschwerdung Gottes eine persönliche. Der persönliche überweltliche Gott ist Mensch geworden in Christo.“ Das Erste ist allerdings biblisch, das Zweite aber nicht, denn über die Begriffsbestimmung, inwiefern der Vater, der zeugt, und der Sohn, der gezeugt wird, ein und derselbe sind, macht sich die Erzählung der Bibel nichts zu thun. Sobald man aber mit Begriffsbestimmungen anfängt, wird man dieselben auch erklären müssen, denn sonst hat der Glaube zur Bildung keine Beziehung; sie verhalten sich äußerlich zueinander, und man ist bald ein Gebildeter, bald ein Gläubiger: eine Gemüthsverfassung, die kaum befriedigen kann, und die nur aus dem zu erklären ist, was Stahl vorher sagt: — die Zeit hat den Glauben verloren und fühlt sich in ihrem Unglauben unselig; sie ist zu schwach, auf sich selbst zu stehen, und sehnt sich nach einer Autorität. Nur irrt Stahl, wenn er annimmt, die Sehnsucht sei im Stande, die Autorität wirklich hervorzubringen.

Der rothe Faden, der sich durch alle diese Deductionen zieht, ist einmal das Bestreben, Gott als eine Persönlichkeit darzustellen, die der menschlichen analog sei, und ihn sodann der Welt entgegenzusetzen. Das Bestreben, Gott mit der Welt zu versöhnen, bezeichnet er als vorzugsweise unchristlich. Auch hier dürfte durch Umwandlung der Vorstellungen in Begriffe in das Christenthum etwas Fremdartiges hineingetragen sein, denn was die Außerweltlichkeit Gottes betrifft, so lehrt diese auch der Deismus; bei der Gegenweltlichkeit des christlichen Gottes dagegen fragt es sich, ob diese als absolut oder als zeitlich zu verstehen sei. Als das Christenthum in die Erscheinung trat, war seine Lehre allerdings der Gegensatz zu der Lehre der Welt d. h. zum Heidenthum. Ob dieser Gegensatz aber fortdauern soll, das ist eine Frage, die nicht unmittelbar, sondern durch Raisonnement entschieden werden muß. Wenn also

Bunsens Raisonnement zu einem andern Resultat führt, als Stahls Raisonnement, so ist das noch kein Grund, das erstere als unchristlich zu bezeichnen.

Mit all diesen Bemerkungen wollten wir nur auf folgendes hindeuten. Gewiß ist Bunsen kein Christ, wie man im zweiten, dritten, vierten Jahrhunhundert Christ war; aber Stahl ist es auch nicht. Auch sein Christenthum ist durch Bildung vermittelt, wenn auch der Bildung entgegengesetzt. Paulus wurde Christ, indem der Herr ihm persönlich erschien; Stahl wurde es durch Studium und Nachdenken. Sein Christenthum trägt ebenso den Ursprung der Reflexion an sich, als das seiner Gegner, und wenn er dasselbe bekämpfen will, so kann er es nur durch Gründe thun, nicht durch Autorität, denn die Autorität kann nur eine unmittelbar zwingende sein, und die Tage von Damascus sind selten.

Bei der einflußreichen Stellung, die Stahl innerhalb des Kirchenregiments einnimmt, ist es noch von Wichtigkeit, auf seine Ansicht von der Reconstituirung der Kirche einzugehen. Seine Grundsätze sind folgende: strenges Abschließen der Kirche in sich selbst, möglichst gemeinsames Wirken mit den andern legitimen Formen der Kirche, namentlich auch mit der katholischen, die eine besondere Mission im Reiche Gottes habe; Toleranz gegen die individuelle Ueberzeugung jeder Art, entschiedener Widerstand gegen jedes Bestreben, den Unglauben unter kirchlichen Formen zu constituiren. Für das letzte gibt er folgenden Grund an. „Den Deisten (welche die Offenbarung leugnen und blos Vernunftreligion haben) geschieht kein Gewissenszwang durch Versagung gemeinsamer Gottesverehrung, denn religiöse Ueberzeugung dieser Art treibt eben nicht zu gemeinsamer Gottesverehrung. Wenn mir jemand sagt: „„ich glaube nicht an Offenbarung und Wunder und die Erlösung durch Christus, aber ich habe den Glauben an einen lebendigen Gott und seine Furcht bestimmt mein Handeln““ — warum sollte ich einen solchen Mann nicht achten und nicht annehmen, daß er ein Gewissen hat, diesen Gottesglauben und nicht mehr als ihn zu bekennen? Aber wenn mir dieser Mann sagt: „„ich kann unmöglich mit meinem Glauben für mich bleiben, mich treibt mein Gewissen zu gemeinsamem Cultus für diese vernünftige Religion,““ so sage ich ihm auf den Kopf zu, daß das nicht wahr ist. Niemals hat jemand, der seine Religion aus der Vernunft und nicht aus der Offenbarung schöpfte, ein Gewissensgebot gehabt, dafür einen Cultus zu gründen.“

Auch wir halten das Raisonnement für richtig. Wir haben unsre Ueberzeugung, daß die sogenannten freien Gemeinden eine Fehlgeburt sind, schon mehrfach ausgesprochen. Aber ist damit auch die Folgerung bewiesen? Was hilft es dem Staat, wenn er durch seine Polizeibeamte constatiren läßt, ob die Vorträge der lichtfreundlichen Pastoren kirchlichen Inhalts sind, und im ent-

gegengesetzten Fall die Gemeindelocale schließt? Die freien Gemeinden zu schließen, ist sehr leicht, denn sie haben keine wirkliche widerstandsfähige Existenz; aber heilt man eine Krankheit, indem man das Symptom abschneidet? und die freien Gemeinden sind in der That nicht die Quelle, sondern das Symptom der dem Christenthum widerstrebenden Gesinnung. Kann man diese durch geistige Mittel beseitigen, so wird vom Rechtsstandpunkt niemand dagegen etwas einwenden können. Sobald man sich aber auf den äußerlichen Kampf einläßt, setzt man sich einer Rückwirkung aus, deren Folgen doch schwer zu berechnen sein dürften, um so schwerer, wenn in einem Staat zwei gesetzlich gleichberechtigte Confessionen nebeneinander bestehen.

Der deutsche Männergesang.

Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung von Dr. Otto Elben. Tübingen, Laupp. —

Der Verfasser der vorliegenden Schrift gehört den schwäbischen Gesangvereinen an und hat seinen Gegenstand sowol durch eigne Anschauung, als durch Studium der dahin einschlagenden Literatur gründlich kennen gelernt. Er hebt zuerst das Verhältniß des neuen Männergesangs zu denjenigen Versuchen hervor, die in der frühern Zeit eine ähnliche Richtung verfolgten, auf die Meistersänger und auf das Volkslied. Er zeigt den Gegensatz gegen die ersten (mit einer sehr interessanten Probe aus dem Jahre 1604) und die innige Verwandtschaft zum letzten. — Der eigentliche Anfang der neuen Richtung beginnt mit der berliner Singakademie, 1791 von Fasch gegründet, in den Jahren 1800—1832 von Zelter geleitet. Der letztere gab ihr ihren eigentlichen Charakter. Bei seiner Begründung zählte das Institut nur 20 Mitglieder, schon 1804 war es 200 Stimmen stark. Hand in Hand mit dieser Anstalt ging die Gründung der Liedertafel für gesellige Gesänge (1808), die gleichfalls durch Zelter angeregt wurde. Sie bestand nur aus Mitgliedern der Singakademie und durfte die Zahl 24 nicht übersteigen. Hier eingeführt zu werden, war eine große Ehre, die nur hervorragenden Männern der Wissenschaft und Kunst widerfuhr. Goethe dichtete für sie seine Lieder, auch andere schöpften Anregung und Bildung im bewährten Urtheil der Freunde. Unter den Mitgliedern der Liedertafel war auch der Dr. Flemming (starb 1813), der Componist von Integer vitae. Andere Städte folgten dem Beispiel, Leipzig 1815. In Berlin wurde 1819 durch Ludwig Berger und Bernhard Klein eine zweite Liedertafel gegründet, an der auch E. T. A. Hoffmann Theil nahm. Gleichzeitig bildete sich unabhängig von diesen nord-

deutschen Unternehmungen der Männergesang in der Schweiz aus. Das größte Verdienst hat in dieser Beziehung Nägeli, der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, die musikalische Kunst im Volke auszubreiten und durch sie die Bildung und Erziehung des Volks zu fördern. „Erst da, sagt er in seinem Werk: Gesangsbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, 1810, beginnt das Zeitalter der Musik, wo nicht blos Repräsentationen die höhere Kunst ausüben, wo die höhere Kunst zum Gemeingut des Volks, der Nation geworden. Das wird nur möglich durch Beförderung des Chorgesanges. Dieser ist schon in bloßer Kunstrücksicht der Brennpunkt des musikalischen Wirkens; humanistisch betrachtet ist er über alle Vergleichung mehr als dies. Nehmt Scharen von Menschen, versucht es, sie in humane Wechselwirkung zu bringen, wo jeder Einzelne seine Persönlichkeit freithätig ausübt, wo er zugleich von allen Uebrigen gleichartige Eindrücke empfängt, wo er sich seiner menschlichen Selbstständigkeit und Mitständigkeit aufs anschaulichste und vielfachste bewußt wird, wo er Aufklärung empfängt und verbreitet, wo er Liebe ausströmt und einhaucht — habt Ihr etwas Anderes als den Chorgesang?"

Diese beiden Richtungen bildeten sich unabhängig voneinander aus, bis sie bei ihrer immer weitern Ausbreitung einander begegneten. Die Gründung eines organisirten Bundes der einzelnen kleinern Gesellschaften, des appenzellschen Männerchors, fällt in das Jahr 1824. Eine gemeinsame Liedersammlung wurde unternommen; die Sängerfahne mit Leier und Schwert, umschlungen von einem Eichenkranz, erschien 1827 zum ersten Mal. Später ward auch eine gemeinsame tragbare Festhütte erworben, die von Festort zu Festort wanderte. Das stolze eidgenössische Gefühl bildete den Leitton dieser Feste.— Die Einwirkung der Schweiz ist bei der Belebung der schwäbischen Liederkreise unverkennbar; doch gaben hier die Lieder der schwäbischen Dichterschule den Stoff. Das erste Fest des deutschen Liederkranzes fand 1824 statt. Gustav Schwab, Wilhelm Hauff und andere Dichter nahmen Theil daran; Uhland ward Ehrenmitglied. Schillers Todestag wurde der Mittelpunkt der Sängerfeste. Einen glücklichen Einfluß hatten die Compositionen von Silcher. Die einzelnen schwäbischen Liederkränze vereinigten sich schon 1827 zu einem gemeinsamen Fest. In dem übrigen Süddeutschland so wie in Thüringen breitete sich die Sitte immer weiter aus.

Die schwäbischen Liederkränze hatten den Vortheil, schon eine ansehnliche Zahl von Werken für den Männerchor vor sich liegen zu haben. An Nägeli schloß sich Lindpaintner, Kocher, Frech, Silcher u. s. w. Die norddeutschen Vereine bildeten sich an Zelter, Methfessel, Berger, Klein, Schneider u. s. w. Den Ausschlag gab Karl Maria von Weber, dessen classische Compositionen der Körnerschen Lieder ganz Deutschland elektrisirten. An ihn schlossen sich Spohr und Marschner, dann der Oestreicher Franz Schubert, der Schwabe

Konradin Creutzer, ferner Reissiger in Dresden und Löw in Stettin. Freilich finden sich in den vortrefflichen Leistungen dieser Männer auch manche Zeichen einer falschen Richtung. Die zarte Gattung verbildete sich zur Süßlichkeit, der Humor artete in läppisches Wesen aus. In der Sucht etwas Neues zu liefern, kamen die Tonsetzer auf Abarten, die dem Wesen der wahren Kunst widerstreben.

Die größte Ausbreitung erlebte das Sängerwesen in den dreißiger und vierziger Jahren. Die Schwaben machten den Anfang. Seit 1835 vereinigten sich eine Reihe niedersächsischer und westphälischer Liedertafeln zu einem Sängerbund, der sich unter andern 1841 bei der Grundsteinlegung des Hermanndenkmals betheiligte. Eine besonders hervortretende nationale Bedeutung gewann der Männergesang in Schleswig-Holstein, wo er von vornherein eine patriotische Richtung hatte. Im übrigen Deutschland entwickelten sich die Sängervereine und Sängerfeste erst nach und nach zu Volksfesten. Ganz anders in Schleswig-Holstein. Hier gingen das öffentliche Leben und die Volksfeste voran, und aus denselben heraus bildeten sich die Gesangvereine. Im größten Stil entwickelte sich der Männergesang am Rhein bei den allgemeinen Musikfesten, und von hier aus wurde auch vorzugsweise die Idee des einigen, zunächst singenden Deutschland vertreten. Das würzburger Sängerfest 1845 war die erste Vereinigung zwischen Süd- und Norddeutschland. Der Unterschied der Stände war aufgehoben; es gab fast kein „Sie" mehr, alles brauchte das trauliche „Du". Durch alle Lieder, Toaste und Reden ging der Gedanke von einem einigen, starken, freien deutschen Vaterland. Einen ähnlichen Charakter hatte das deutsche Sängerfest in Köln 1846, das eidgenössische Sängerfest in Schaffhausen 1846. Die Unruhen der Jahre 1848 und 1849 unterbrachen dieses harmlose, behagliche Treiben; daß es aber dadurch nicht ganz aufgehoben ist, wird den Lesern der Grenzboten aus der Schilderung des düsseldorfer Musikfestes noch in der Erinnerung sein.

Ueber die nützliche und schädliche Einwirkung des Männergesangs auf die Kunst haben wir uns früher in einer ausführlichen Abhandlung ausgesprochen. Viel wichtiger ist aber der Einfluß desselben auf unser geselliges Leben. Der Deutsche ist im Ganzen unbehilflich in seinen geselligen Formen; es ist ihm nur da gemüthlich, wo er sich zu Hause findet, und er braucht eine gewisse Erregung, um sich frei und unbefangen zu bewegen. Darum sind für jeden, der sie durchgemacht, die Erinnerungen des Studentenlebens so reizend, da man dasselbe als eine ununterbrochene Erregung betrachten kann. Durch die Liederfeste gewinnen nun sämmtliche Stände und Altersstufen festliche Stunden, die gewissermaßen dem Studentenleben parallellaufen; und wenn wir den bleibenden Werth derselben auch nicht zu hoch anschlagen, wenn wir auch nicht glauben, daß die Verbrüderung der einzelnen Personen den Moment der

Erregung lange überdauert, so wird dadurch doch ein gemeinsames nationales Moment gewonnen, welches um so höher anzuschlagen ist, je sparsamer die gemeinsamen Anstalten sind, deren wir uns erfreuen. Freilich wird dadurch, daß man das Arndtsche Vaterlandslied singt, die Einheit Deutschlands noch nicht hergestellt, und das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wird die Dänen nicht aus ihren Verschanzungen vertreiben; aber es wird doch dadurch das gemeinsame Gefühl, die gemeinsame Sehnsucht lebendig erhalten, und das Gefühl fällt in Perioden der Entscheidung doch schwerer ins Gewicht, als altkluge Menschen sich einbilden.

Die neuesten Vorfälle in Berlin.

Wenn wir über das beklagenswerthe Ereigniß, welches nicht blos Berlin, sondern ganz Deutschland in eine unerhörte Aufregung versetzt hat, einige Bemerkungen nicht unterdrücken können, so verzichten wir von vornherein darauf, in die thatsächlichen oder persönlichen Details einzugehen. Von den erstern wissen wir nichts weiter, als was in den Zeitungen steht: was die letztern betrifft, so zweifeln wir nicht daran, daß in der Persönlichkeit des verstorbenen Generalpolizeidirectors viele liebenswürdige und achtunggebietende Seiten waren, und ebensowenig haben wir einen Grund bei seinem Gegner nicht dasselbe vorauszusetzen. Wenn für diesen das Zeugniß seiner Standesgenossen im Herrenhause spricht, so läßt die allgemeine Theilnahme der berliner Bevölkerung bei dem Leichenbegängniß des erstern, wie viel man auch auf Rechnung der augenblicklichen Strömung schieben mag, keine Widerlegung zu. Der Gegenstand unsrer Betrachtungen ist vielmehr lediglich die öffentliche Meinung selbst, wie sie sich an diesem Ereigniß entwickelt hat.

Daß man in dem Streit der beiden hier in Frage kommenden Principien sich entschieden für das staatliche und gegen das ständische erklärt hat, finden wir ganz in der Ordnung; aber wir fürchten, daß man darin zu weit geht. Man bedenke doch nur, daß es sich bei den Lobreden auf den Verstorbenen, wie wir sie z. B. in der Nationalzeitung antreffen, nur zum geringsten Theil um eine Persönlichkeit, daß es sich hauptsächlich um ein System handelt, und hier finden wir es nicht unbedenklich, daß man auf der liberalen Seite nicht sorgfältiger den Anschein vermeidet, als wolle man das ganze System in Schutz nehmen. Heute in der allgemeinen Aufregung geht das unbeachtet hin, aber nach einiger Zeit wird die Kreuzzeitung, die, wo sie will, ein recht gutes Gedächtniß hat, wieder darauf zurückkommen und die schon häufig gehörte Behauptung darauf begründen wollen, der Liberalismus gehe mit dem polizeilichen

Absolutismus Hand in Hand. So absurd diese Behauptung ist, so muß man doch sorgfältig auch den Anschein vermeiden, als ob etwas dahinter sein könne.

Es ist neulich von der Kreuzzeitungspartei in dem Haus der Abgeordneten der Antrag gestellt worden, aus der Verfassung den Paragraph: „Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich; Standesvorrechte finden nicht statt," zu streichen. Der Antrag ist durch die Einstimmung der liberalen und der ministeriellen Partei gefallen, und wir freuen uns sehr darüber, denn wenn auch nicht in jenem Paragraph selbst, so doch jedenfalls in dem Grundsatz, den er ausdrückt, beruht der Kern der künftigen preußischen Entwicklung. Aber es ist nicht unbedenklich, den Grundsatz: Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich, dahin zu erweitern: Alle Preußen sind vor der Polizei gleich. Es ist darum nicht unbedenklich, weil die Polizei nothwendig eine discretionäre Gewalt ausübt, weil sie es vorzugsweise mit Vagabunden zu thun hat und daher leicht zu dem Irrthum verleitet werden kann, im Interesse der Gleichheit auch die ordentlichen Leute, mit denen sie es zufällig zu thun bekommt, als Vagabunden zu behandeln. Daß eine solche Theorie auch praktisch recht bedenklich sein kann, wird jeder begreifen, der einen Blick in das Schwarze Buch gethan hat. Wenn Männer, wie Heinrich von Arnim, oder der Geheime Justizrath Heffter, als gefährliche Subjecte bezeichnet werden, auf welche die Polizei zu vigiliren habe, so ist es nicht unbedenklich, in diese Praxis die Theorie einzuführen, alle Preußen seien vor der Polizei gleich.

Man entgegne uns nicht, daß diese Bemerkungen auf den vorliegenden Fall nicht passen; sie passen doch. Ob Herr v. Rochow Recht oder Unrecht hatte, sich durch das amtliche Verfahren des Herrn v. Hinckeldey verletzt zu fühlen, darüber steht uns durchaus kein Urtheil zu, denn wir sind in die Mysterien des Jockeyclubs nicht eingeweiht und haben daher von dem Detail des Vorfalls keine Kenntniß; aber wir sehen, daß sich eine ständische, oder, was hier dasselbe sagen will, gesellschaftliche Stellung gegen die amtliche Wirksamkeit der Polizei auflehnt, und eine solche Auflehnung, mag sie auch diesmal in ihrem Motiv ungerechtfertigt, in der Art und Weise ihrer Durchführung tadelnswerth sein, ist doch im Allgemeinen nicht so etwas Staatsfeindliches, als man es jetzt darstellen will. Freilich hat die Aristokratie ganz andere Mittel in der Hand, ihre Opposition in dieser Beziehung geltend zu machen, als wir; aber der Verdruß über diese Ungleichheit der Situation kann uns doch nicht bestimmen, unsre Grundsätze zu ändern. Auch wir wünschen, daß die Polizei sich so wenig als irgend möglich in das Privatleben einmische, daß ihre discretionäre Gewalt auf das Allernothwendigste beschränkt werde, und insofern sich in dem Lager der sogenannten „kleinen Herren" derselbe Wunsch regt, stehen wir auf ihrer Seite, wenn sie dabei auch von aristokra-

tischen d. h. egoistischen Vorurtheilen ausgehen, und wenn wir auch überzeugt sind, daß sie uns in einem ähnlichen Fall im Stich lassen.

So entschieden wir an dem Kampf gegen die ständischen Sonderrechte Theil nehmen, so entschieden müssen wir uns gegen den staatlichen Absolutismus in seiner polizeilichen Function erklären. Das System hat einen wesentlich französischen, einen undeutschen Charakter. Man vergesse doch nicht den Waldeckschen Proceß, man vergesse nicht die Geschichte der Constitutionellen Zeitung.

Daß man übrigens das Ereigniß sehr ernst auffaßt, ist vollkommen gerechtfertigt, denn es ist ein Symptom von dem allmälig hervortretenden Gegensatz zwischen zwei Richtungen, die bisher, wie z. B. eben im Waldeckschen Proceß, sich einander in die Arme griffen. Man muß diesen Gegensatz nicht so auffassen, als ob etwa die äußerste Rechte auf der einen, die andre Rechte auf der andern Seite stände; im Gegentheil wird die Parteibildung, wenn es erst einmal dahin kommt, nach beiden Seiten hin die wunderlichsten Wandlungen hervorrufen.

Noch ein Wort über die Form, in welcher der Conflict ausgefochten wurde. Wir halten den allgemeinen Schrei des Unwillens, der durch ganz Deutschland geht, für ein sehr wichtiges Symptom. Worüber erhebt sich eigentlich jener Unwille? So viel wir aus den freilich unvollständigen Berichten urtheilen dürfen, ist in der Form alles in der Ordnung gewesen. Der „edle Hans von Rochow", hat, wie sich der Präsident des Herrenhauses ausdrückte, um der Ehre willen das Gesetz gebrochen, und sein Gegner, gleichfalls ein Edelmann, hat außerdem noch die Rücksicht auf sein Amt geopfert. Die Ausführung des Duells war nach dem Zeugniß des Unparteiischen völlig dem Herkommen gemäß, und wen von den beiden Gegnern in Beziehung auf die Veranlassung der größere Tadel trifft, darüber liegen die Acten wenigstens noch nicht vollständig vor.

Der allgemeine Unwille bezieht sich vielmehr darauf, daß Rücksichten auf die gesellschaftlichen Vorurtheile eines Standes einen hochgestellten Staatsmann *zwingen* konnten, sich einem so verwegenen Spiel auszusetzen, und weil man hier sehr richtig herausfühlt, daß der Zwang vorzugsweise gegen den älteren Mann, den glücklichen Familienvater, den einflußreichen Staatsmann gerichtet war, nicht gegen den jungen Offizier, darum nimmt man für den erstern gegen den letztern Partei. Eigentlich gilt der Unwille aber nicht der Person, sondern dem gesellschaftlichen Vorurtheil, welches in jener Person seinen Träger fand.

Wir halten diese allgemeine Kundgebung der öffentlichen Meinung für wichtig, weil sie zeigt, daß die aristokratische Form des Ehrengesetzes nicht mehr populär ist, daß die öffentliche Meinung vielmehr nach den bürgerlichen

Formen der Gesellschaft verlangt. Wenn Offiziere sich untereinander duelliren, oder Studenten u. s. w., so läßt man es hingehen, indem man es mehr als ein Turnier junger Leute betrachtet, welches nur durch einen Zufall unglückliche Folgen nach sich zieht. Anders, wenn das Duell zwischen Männern aus reiferem Alter, zwischen verschiedenen Ständen stattfindet. Das Militär hat nach der neuen Gesetzgebung in Bezug auf das Duell ein anderes Gesetz, als der Bürgerstand. Wenn nun durch das Vorurtheil des Standes der letztere gezwungen wird, sich dem Gesetz des erstern zu fügen, so empfindet man das als eine Unbilligkeit, und man hat Recht daran. Daß sich dies Gefühl grade bei der vorliegenden Gegenwart laut macht, da doch vor noch nicht ganz einem Jahr ein viel schlimmerer Fall stattfand, wenn er auch nicht ganz so unglückliche Folgen hatte, das ist mehr ein Zufall und daraus zu erklären, daß erst in der gegenwärtigen Kammerperiode die Partei der sogenannten „kleinen Herren" das Verlangen nach einer partiellen Souveränetät offen ausgesprochen hat.

Auf diese Weise glauben wir die Richtung der öffentlichen Meinung erläutert und ihr einen correctern Ausdruck gegeben zu haben. Es handelt sich nicht um eine Apologie der Polizeigewalt gegen die individuelle Freiheit, sondern um eine Apologie der bürgerlichen Formen im Staat und in der Gesellschaft gegen die adeligen Formen. In diesem Sinne treten wir ihr bei und sprechen zum Schluß den bescheidenen Wunsch aus, daß diejenigen Mitglieder der Rechten, welche immer das Christenthum im Munde führen, sich doch an die Stellung erinnern mögen, welche die christliche Kirche im Lauf der ganzen Geschichte gegen das Duell, gegen die Privatfehde, gegen die Selbstgerechtigkeit überhaupt eingenommen hat. Die christliche Kirche ist ihrem innern Wesen nach der ständischen Gliederung, die auf der Idee der Selbstgerechtigkeit beruht, entgegengesetzt, und darum werden wir es mit der Zeit erleben, daß auch noch in die christlich-germanische Partei eine Spaltung eintritt, daß die Kirche sich gegen die ständische Gliederung ebenso erheben wird, wie der Feudalstaat gegen den Absolutismus.

Einen Punkt haben wir bei dieser ganzen Auseinandersetzung nicht in Betracht gezogen: den auffallenden Zusammenhang des vorliegenden Ereignisses mit andern gleichzeitigen oder kurz vorhergehenden. Es ist mißlich, auf so etwas einzugehen, es ist mißlich, Warnungen und Prophezeihungen ins Unbestimmte hin auszusprechen. Nur eins möchten wir wünschen. Es ist im Publicum neuerdings in der Beurtheilung politischer Angelegenheiten ein gewisser Leichtsinn verbreitet, man liebt den Humor anzuwenden, weil man an Pathos vor acht Jahren zu viel ausgegeben hat. Möchten doch die ernsten Ereignisse uns alle davon überzeugen, daß man mit ernsten Dingen nicht spielen darf! Wenn der Kladderadatsch seinem Witz für den Moment Schweigen gebietet, so

zeigt er einen richtigen Instinct; möchten die Männer, die weniger Berechtigung zur Frivolität haben, das Beispiel nachahmen — freilich nicht blos für die Trauerwoche!

Die politische Situation.

A. L.

Die Einladung Preußens zur Theilnahme an den pariser Conferenzen stellt es sicher, daß man in Paris über alle Hauptpunkte vollständig einig geworden ist, daß höchstens noch einige Nebenpunkte zu erörtern, die Formalitäten zu vollziehen bleiben, um einen dritten pariser Frieden in die Geschichte des europäischen Völkerrechtes einzutragen. Wie wir schon früher sagten, daß man Preußen nach abgemachter Sache, wegen seiner Theilnahme an dem Dardanellenvertrag von 1841, die Billigung des Friedens gestatten werde, ist es wirklich geschehen. Es war vielleicht für die Achtung der preußischen Monarchie wünschenswerther und war jedenfalls sachgemäßer, wenn man mit der Vollziehung dieses Geschäftes einfach den preußischen Gesandten in Paris beauftragte. Indeß, gegenüber der Gewißheit, daß in wenigen Wochen der erste europäische Krieg, der dem zweiten pariser Frieden gefolgt ist, durch förmlichen Friedensabschluß ein Ende genommen haben wird, ist diese Betrachtung von untergeordneter Bedeutung.

Von Interesse ist es, den Großmächten Europas die Balance zu ziehen zwischen dem Capital von Macht und Ansehen, welches sie in den Krieg hineingebracht haben und welches sie aus demselben herausnehmen, und aus der Stellung Europas vor dem Friedensschlusse eine Folgerung zu ziehen auf den Zustand Europas nach dem Friedensschlusse.

Rußland, welches diesen Krieg in frivoler Weise begonnen hatte, zahlt auch die Kosten des Friedens. Eine zweijährige Verdopplung des Ausgabebudgets wird seine ohnehin ungenügende Finanzverwaltung auf mehre Jahre zu außerordentlichen Ausgaben unfähig machen. Von der Armee, welche in den Krieg zog, liegt über die Hälfte um Sebastopol oder auf den Kirchhöfen der Marschstationen begraben, seine Pontusflotte ist ohne Kampf, ruhmlos untergegangen. Die Anstrengungen eines Jahrzehntes werden nicht im Stande sein, Rußland die militärische und finanzielle Stärke wiederzugeben, welche es im Jahre 1854 hatte.

Aber noch schwerer wird Rußland den Verlust des moralischen Capitals empfinden, welches es aus den Kriegen von 1812 bis 1814 herausnahm und welches der Kaiser Nikolaus trotz der Zweifel, welche die türkischen und

polnischen Feldzüge über die Fundirung derselben aufkommen ließen, noch zu steigern wußte. Zwei Feldzüge zweier Mächte, die nicht Grenznachbarn von Rußland sind und die nur die Küsten berühren konnten, haben Rußland zu einem Frieden vermocht, wie es seit dem Jahre 1617 keinen ähnlichen geschlossen. Man sagte früher, Rußland ist, wenn auch vielleicht in der Offensive schwach, in der Defensive fast unüberwindlich; es hat sich herausgestellt, daß letzteres wenigstens in dem Fall ein Irrthum ist, wenn der Angreifer das Meer beherrscht. Der Gedanke, daß Rußland mächtiger sei als die übrigen Großmächte beherrschte die europäische Politik seit 1814 und gab Rußland die Entscheidung aller europäischen Fragen in die Hand. Dieser Gedanke ist jetzt abgethan. Die Systemänderung in Stockholm, wir möchten fast sagen der Abfall Schwedens von Rußland ist nur eine erste Folge dieser berichtigten Auffassung.

Unwiederbringlich aber ist die völkerrechtliche Stellung Rußlands zum Orient verändert. Rußland hatte es möglich gemacht, daß keine völkerrechtliche Stipulation das ottomanische Reich auf dieselbe Stufe mit den übrigen Staaten Europas stellte; ja der Kaiser Nikolaus nahm die Allüren des Tiefgekränkten an, wenn sich eine andere europäische Macht um seine Beziehungen zu der Türkei bekümmerte. Er wollte von dem übrigen Europa die Händel, die er mit der Türkei anfing, als eine Familienangelegenheit betrachtet wissen. Der künftige Geschichtschreiber wird aus diesem Gefühl allein die wunderbare Hartnäckigkeit und Reizbarkeit des Kaiser Nikolaus in dem letzten halben Jahre vor dem Ausbruche des Krieges zu erklären haben. Der Kaiser wollte der Türkei zugestehen, was Europa verlangte, aber wohlverstanden, der Türkei, nicht Europa. „Ich lasse mich nicht," erklärte er, „wie ein Rekrut vor ein europäisches Kriegsgericht stellen." Daran scheiterten alle Friedensversuche und jetzt, zu all den materiellen Opfern, muß Rußland selbst mitwirken, die Türkei unter die Garantie ganz Europas zu stellen, muß ein formelles und vertragsmäßiges Einmischungsrecht der übrigen Großmächte in seine künftigen Händel mit der Türkei anerkennen, muß auf alle rechtlichen Handhaben verzichten, welche ihm die Stellung der Christen und das Protectorat der Fürstenthümer bot, um, wenn es beliebte, Streit anzufangen, es muß es sich gefallen lassen, selbst die thatsächliche Handhabe aufzugeben, welche ihm seine Flotte früher über die Türkei gab. Das Meer, welches seine Südküste bespült, ist ihm selbst ein mare clausum geworden, es muß Gebiet abtreten, damit es durch ein unter europäischem Protectorat stehendes Land von der eigentlichen Türkei getrennt werde.

Unglückliche Friedensschlüsse haben gewöhnlich innere Umgestaltungen zur Folge. Rußland wird denselben jetzt um so weniger entgehen, als man während des Krieges den nationalen und religiösen Fanatismus der Massen ent-

flammte. Die Erlasse des Ministeriums des Innern redeten zu den Leibeignen in einer Sprache, welche dieselben dahin verstanden haben, daß die Befreiung von den Lasten, welche sie drücken, nahe bevorstehe. Ueberdies hat die Nation die kühnsten Erwartungen der Regierung durch ihre Opferfreudigkeit noch übertroffen; je weniger aber die Militär- und Civilverwaltung den billigsten Anforderungen entsprochen hat, desto geneigter wird die Nation sein, Garantien gegen den Bureaukratismus zu verlangen, welcher in Rußland die Freiheit des Einzelnen in Fesseln geschlagen hält, ohne dem Ganzen zu nützen. Rußland wird nicht im Stande sein, die Ideen ganz von sich fern zu halten, welche das ganze übrige Europa bewegen.

In demselben Maße, als das politische Ansehen Rußlands gesunken ist, ist das Frankreichs durch diesen Krieg gestiegen. Die dynastische Politik Louis Philipps hatte es auch da nicht zum Kriege kommen lassen, wo die nationale Ehre es forderte. Die Julimonarchie wie die Republik hatten der Armee eine Stellung angewiesen, wie sie den Traditionen derselben nicht entsprach. Man hatte sich daran gewöhnt, von Frankreich nicht leicht Krieg zu erwarten, wo es sich um Fragen des Einflusses handelte. Der Einfluß eines Staates im europäischen Völkerrathe beruht aber zum Theil schon auf dem bloßen Glauben des übrigen Europa, daß derselbe bereit sei, sich jeder Verletzung seiner Interessen mit dem Schwerte zu widersetzen. Man hat jetzt diesen Glauben von Frankreich, man wird Ursache zu der Annahme haben, daß die persönliche Politik des französischen Kaisers eher dem Kriege, als dem Frieden geneigt sei. Der russische Krieg hat überdies ohne die finanziellen Kräfte des Landes übermäßig anzustrengen, das Armeewesen in allen Beziehungen verbessert, hat der Regierung im Inlande Achtung und dadurch Festigkeit gegeben. Frankreich ist auf dem Continent diejenige Macht geworden, welche die Politik Europas bestimmen wird — aber auch nur auf dem Continent. Die maritimen Hilfsmittel, welche England in diesem Kriege entwickelt hat, sichern ihm seinen frühern Einfluß in Europa. Auf die Bedeutung der englischen Armee hat man freilich in England niemals, aber in den Cabineten Europas großen Werth gelegt.

Es bleibt noch von den beiden deutschen Großmächten zu sprechen. In Preußen liebt die Regierungspartei es, das Glück zu rühmen, daß Preußen von den Leiden des Krieges verschont geblieben sei. Nach der Behauptung einer der Regierungscommissarien für die zweite Kammer ist ganz Preußen nur von einem Dankgefühl dafür gegen die Regierung durchdrungen. Nun! dieses Glückes kann sich auch Oestreich rühmen, auch Oestreich ist vom Kriege verschont geblieben, aber der Oestreicher hat seiner Regierung auch noch für etwas Andres zu danken, als für den bloßen Frieden. Die Interessen Oestreichs an der Donau sind durch die Entfernung Rußlands von diesem Flusse dauernd gesichert und zugleich hat Oestreich durch eine männliche Politik, welche es noch

im letzten Augenblick ergriff, sich in Europa eine Achtung verschafft, wie es seit 1815 nicht genossen hat. Vergleicht man die moralische Machtstellung Preußens und Oestreichs in Europa, so ist es ungefähr so, als ob Preußen der Alliirte Rußlands, Oestreich der der Westmächte gewesen wäre. Die moralische Machtstellung des einen ist ebenso sehr erhöht, als die des andern vermindert ist, vermindert ist aber vor allen Dingen die Machtstellung Preußens dadurch, daß sich in Europa der Glaube verbreitet, daß Preußen nun einmal wenigstens für Fragen des politischen Einflusses das Schwert nicht ziehen werde, daß es ihm gleichgiltig sei, ob in dem Verhältnisse europäischer Völker zu einander Recht oder Unrecht gilt. Eine solche Auffassung ist nicht nur für Preußen und für Deutschland ein großes Unglück, sondern, da sie nur Thatsachen weichen kann, wird es viel Opfer kosten, ehe sie einer andern Auffassung Platz macht.

Der Friedensschluß wird nicht ohne unmittelbare Wirkung auf einige untergeordnete, grade jetzt hängende europäische Fragen bleiben. Die Differenz Englands mit Nordamerika hatte nur unter der Voraussetzung einen gefährlichen Charakter, daß England im Krieg mit Rußland blieb. Nordamerika wird jetzt bereit sein, die Differenzen rasch zu erledigen. Ebenso werden die Ansprüche Nordamerikas auf Sundzollfreiheit jetzt nicht ohne Einmischung andrer Mächte verhandelt werden.

In Deutschland wird der Friedensschluß wol überall mit Freuden begrüßt werden und doch wird er grade für Deutschland vielleicht nur der Anfangspunkt bewegter Zeiten sein. In den innern Verhältnissen der einzelnen Staaten wird die Reaction nicht mehr durch die Furcht vor einem Kriege zurückgehalten werden, wir können erwarten, daß jetzt die letzten Rücksichten bei Seite gesetzt werden, aber auf der andern Seite ist für Deutschland die Zeit der heiligen Allianz, der Solidarität der conservativen Interessen vorbei. Der Krieg hat den Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich stärker hervortreten lassen und da Rußland nicht mehr wie vor dem Kriege zwischen beiden das Gleichgewicht halten, Preußen sich vielmehr einseitig an Rußland, Oestreich an Frankreich anlehnen wird, Frankreich und Rußland aber kein Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens in Deutschland haben, so gehen wir Verwicklungen entgegen, welche zu tiefgreifenden Veränderungen führen können. Der letzte Krieg hat diesen Verwicklungen eine neue Handhabe gegeben. Die Bundesverfassung hat sich als unbrauchbar erwiesen; sie gibt kein Mittel, um eine einige Action herbeizuführen, ebenso ohnmächtig dafür hat sich die öffentliche Meinung gezeigt. Organische Mittel der Heilung zeigen sich keine. So tritt Deutschland in einen neuen und ohne Zweifel bewegteren Zeitabschnitt der europäischen Völkergeschichte ein.

Literaturgeschichte. — Als eine höchst verdienstvolle Monographie erwähnen wir: Martin Opitz, von Friedrich Strehlke. (Leipzig, Brockhaus). Der Verfasser, der Gelegenheit gehabt hat, manche sonst schwerer zugängliche Quellen zu benutzen und namentlich über den Aufenthalt des Dichters in Danzig vollständigere Mittheilung zu geben, bezieht sich mit den allgemeinen Gesichtspunkten auf Koberstein und Gervinus und läßt es sich lediglich angelegen sein, seinen speciellen Gegenstand, so weit es nach den bisherigen Vorarbeiten möglich ist, vollständig abzuschließen. Mit Recht bemerkt er, daß Opitz in seinem Versuch, durch Wiederaufnahme der Antike der deutschen Literatur einen edlern und reinern Charakter zu geben, als der würdige Vorläufer der classischen Richtung Goethes und Schillers betrachtet werden muß. — Ueber Georg Forster gibt uns Elisa Maier (Leipzig, Brockhaus) eine Monographie, die aber einen mehr populären Charakter hat. Es ist die bekannte Freundin Wilhelms v. Humboldt, deren Briefwechsel von dem deutschen Publicum mit ebenso allgemeiner als gerechter Anerkennung aufgenommen ist. Auch dies Mal gibt sie „Lichtstrahlen" aus den Briefen und Werken Forsters, mit hinzugefügter kurzer Biographie. Da die gesammelten Werke Forsters weniger ins größere Publicum eingedrungen sind, als es wünschenswerth wäre, so darf man diese kurze Blumenlese mit Dank aufnehmen. Wir möchten noch einige kurze Bemerkungen über die richtige Würdigung Forsters hinzufügen. Wenn die Verfasserin meint, er werde von seinem Vaterlande noch immer verkannt, so können wir das nicht zugeben. Seine hohe Bedeutung als Schriftsteller und sein edler Charakter als Mensch sind seit Gervinus jedem, der sich überhaupt mit Literaturgeschichte beschäftigt, hinreichend bekannt, und was seine Stellung zur französischen Revolution betrifft, so beurtheilt man dieselbe nach unserer Ueberzeugung zu günstig. Forster wurde allerdings durch edle Motive bestimmt, sich seinem Vaterlande zu entfremden, aber diese Motive gehörten doch immer dem Bereich jener subjectiven Tugend an, die häufig auf einer Abstraction beruht. Wir wollen ihn selbst darüber hören (S. 110). „Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muths, was immer aus mir wird. Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln und wäre es noch einmal anzufangen. Es ist wahrlich keine Täuschung der Eigenliebe, die hier spricht. Ich kenne mich und weiß auch, wo meine Eigenliebe zum Vorschein kommt. Hierin gar nicht. Vielleicht glaubt mirs kein Mensch; dafür kann ich nicht, aber ich fühle was wahr ist, und könnte jedem, der mich jetzt gleich verhört, darüber die freimüthigsten Geständnisse machen. Warum, wenn ich tausenderlei Verirrungen zu bekennen bereit bin, grade diese, die doch wahrlich genug Entschuldigungen hätte, verhehlen wollen? Ich habe kein Interesse, mich vor mir selbst besser zu machen, als ich bin, aber ich müßte lügen, wenn ich gestehen wollte, daß irgend ein armseliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn warf. . . . . Ich weiß wohl, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schicksals bin; aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, alles, das sonst an mir hing, hat mich verlassen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, so ist das blos meine Wahl und meine Vorstellungsart, kein Zwang der Verhältnisse." —

Aus dem tiefschmerzlichen Ton dieser Rechtfertigung klingt noch etwas Anderes heraus, das geheime Bewußtsein einer Schuld, gegen das vergebens alle Gründe der Abstraction und des Idealismus aufgeboten werden, und diese Schuld war in der That vorhanden. Es wäre für Forster besser gewesen, wenn er mehr nach Leidenschaften und weniger nach Ideen gehandelt hätte. Als er sich von seinem Vaterland losriß und sich mit den Feinden desselben verband, folgte er nicht der natürlichen Stimme seines Herzens, sondern dem übelverstandenen Begriff einer abstracten Pflicht. Um nach einem System zu handeln, gab er den vollen Inhalt seines Lebens auf; und was fand er? Hören wir ihn selbst (S. 105): „Du wünschest, daß ich die Geschichte dieser gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! — O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die schmuzigen, unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?" — Forster verdammen kann nur ein Pharisäer, dessen trockenem Gemüth jener qualvolle Kampf der Selbstentzweiung fremd geblieben ist, dem grade starke Naturen nicht selten unterliegen. Er verdient jenes tiefe Mitleid, das man einem tragischen Geschick nie versagen darf; aber was er gethan, soll uns nicht als Vorbild, sondern als Warnung dienen, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo eine solche Warnung noth thun wird.

Preisbewerbung. — Die Verleger der allgemeinen Musterzeitung in Stuttgart (Engelhorn und Hochdanz) haben einen Preis von hundert Thalern für die bis zum 1. August d. J. ihnen eingesandte beste Novelle ausgesetzt. Die concurrirenden Novellen sollen den Raum von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Druckbogen nicht überschreiten und sich in Form und Inhalt nach den Anforderungen eines Damenjournals richten. Die Verlagshandlung behält sich das Recht vor, auch von den nichtgekrönten Novellen für die Musterzeitung Gebrauch zu machen, und honorirt die ausgewählten mit vier Friedrichsdor per Druckbogen. Jede eingesandte Novelle soll mit einem Motto versehen sein und Namen und Wohnort des Verfassers in versiegeltem Couvert enthalten.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

15. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1856.

Register.

Jahrgang 1856. Zweites Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Literatur und Kunst.

Mommsens Römische Geschichte.

In der Culturentwicklung der Völker gibt es Perioden, gegen die man gewöhnlich ungerecht ist, weil man den herkömmlichen künstlerischen Maßstab an sie anlegt und nicht daran denkt, daß die schöpferische Volkskraft sich von Zeit zu Zeit ein neues Gebiet suchen muß, um nicht in einseitiger Ausbildung einzelner Richtungen zu erkranken. Das gilt auch von der deutschen Literatur der Gegenwart. Wir haben uns daran gewöhnt, das Zeitalter Schillers und Goethes, Fichtes und Schellings als die goldene Zeit unserer Literatur zu betrachten, und was damals in der Dichtung und Philosophie geleistet wurde, als die Norm anzusehen, an welcher der Werth der neuen Schöpfungen zu messen sei. Indem wir nun die Entwicklung der Dichtkunst und Philosophie verfolgen, sehen wir eine stetige Abnahme der Naturkraft, eine immer weiter um sich greifende Verwilderung des Stils, eine immer trübere Gährung in den Principien. Heine ist der letzte aus der alten Dichterschule, Feuerbach der letzte aus der alten Philosophenschule, und wie bedeutend die Begabung dieser Männer ist, es macht doch einen unheimlichen Eindruck auf uns, wenn wir den wilden, dämonischen Zerstörungstrieb, der in ihnen sich ausspricht, mit jener griechischen, sonnenhellen Heiterkeit vergleichen, die uns in den classischen Schöpfungen von Weimar und Jena noch immer erfrischt. Noch tiefer ist der Verfall in der spätern Zeit. Talente sind genug vorhanden, es zeigt sich auch hin und wieder ein guter Wille und eine richtige Einsicht, aber das Gefühl der innern, zwingenden Nothwendigkeit wird durch eine neue Schöpfung nur selten in uns erregt, und die schöne Literatur im Ganzen betrachtet steht nicht über, sondern unter der allgemeinen Bildung.

Ganz anders wird der Eindruck, wenn wir aus dem Kreise der Dichtkunst heraustreten. Noch in die classische Zeit fallen die Anfänge einer neuen Wissenschaft, deren Erinnerung als ein ewiger Ehrentempel des deutschen Ruhms bestehen wird. Mit Wolf und seinen Schülern begann die Reihe jener herrlichen Männer, die ein schönes und großes Leben einem mühsamen und anscheinend wenig belohnenden Studium hingaben, um ein riesenhaftes Gebäude aufzuführen, das nicht den Namen seiner einzelnen Urheber, sondern den der Nation an der Stirn tragen sollte. Die Namen sind wohl bekannt; von

Hermann und Böckh, von Niebuhr und Savigny, von Grimm und Lachmann, so wie von den Gebrüdern von Humboldt hat jeder etwas gehört, der sich um die Literatur kümmert. Man weiß auch historisch, daß es noch immer jüngere Kräfte gibt, die in dem gleichen Sinn und mit gleichem Erfolg fortwirken; aber was sie geschaffen haben, geht nicht unmittelbar, sondern nur durch die Vermittlung vielfach verzweigter, unscheinbarer Kanäle in das Leben der Nation über. Sie sind die Väter unserer Bildung, die Gegenstände unserer Verehrung, aber sie zu lieben vermag nur der näher stehende Schüler, nur der Eingeweihte, denn die Nation hat für sie kein Verständniß und kann es nicht haben. Wir verdanken ihnen, daß die deutsche Wissenschaft den ersten Rang in der Weltliteratur einnimmt. Wer wollte also noch mit unfruchtbaren Wünschen an sie gehen und den schuldigen Dank durch die Betrachtung verkümmern, daß sie ihrem Volk doch gar zu vornehm gegenüberstanden.

Aber es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß dies Verhältniß immer so bleiben müsse. Wir treten in eine neue Periode der Literatur ein, wo die Wissenschaft, die lange im Verborgenen ihre Triebkraft gesammelt, entwickelt und gekräftigt hat, ihre Schale sprengt und in voller, reiner und schöner Gestalt ebenbürtig in den Kreis der Nation eindringt. Es ist ihr die Zunge gelöst worden, sie hat die Kraft, zu sagen, was sie weiß; und wenn man von einem der berühmtesten Gelehrten der vorigen Periode erzählte, er wisse in vier und zwanzig Sprachen auf eine correcte Weise zu schweigen, so können seine Jünger und Schüler dreist auf den Markt treten, denn ihre Beredtsamkeit ist feuriger, hinreißender, ja verständlicher, als das ermüdend geistreiche Geschwätz der Dilettanten, die bisher das große Wort führten.

Die Dilettanten der Junkerschaft und die Dilettanten des Pöbels äußerten ihren lebhaftesten Unwillen, als bei dem Ausbruch der Bewegung von 1848 das Volk so thöricht war, die „gelehrten Zöpfe" zu seinen Vertretern zu wählen, und als die Bewegung scheiterte, empfanden sie trotz der unmittelbaren schlimmen Folgen eine gewisse innere Genugthuung, daß die Zöpfe sich compromittirt hätten, wie ein Theil des berliner Publicums nach der Schlacht bei Jena froh war, daß den übermüthigen Fähnrichen eine tüchtige Lehre ertheilt sei. Wenn man sich aber heute jene Tage unbefangen ins Gedächtniß zurückruft, so wird man sich überzeugen, daß die einzig vernünftige Ansicht von jenen Zöpfen aufgestellt wurde, daß sie ihr Princip am folgerichtigsten vertraten, daß sie es in dem Schlamm und Schutt jener Zeit rein erhielten und der Nachwelt zur Fortbildung überlieferten. Die Bewegung von 1848 mußte scheitern, weil sie aus falschen Voraussetzungen hervorging, weil man den Hebel an einem Punkt ansetzte, der mit der Schwerkraft des Gegenstandes nichts zu thun hatte; ihre Ideen sind aber geblieben und werden fortleben.

Sie zeigen ihre richtige Anwendung zunächst nicht auf dem unmittelbaren

Gebiet der Politik, sondern auf dem Gebiet der Geschichte. Wir haben schon mehrfach auf die Reihe von Schriftstellern hingewiesen, welche die nächste Vergangenheit unsers Vaterlandes behandeln, zum Theil mit einer entschiedenen Kraft der Darstellung, mit glänzender Beredtsamkeit, mit tiefer Einsicht, was aber die Hauptsache ist, alle in der gleichen Gesinnung und Ueberzeugung. Sie haben sich nicht etwa untereinander verabredet, Droysen, Gervinus, Sybel, Häusser, Waitz, Duncker und wie sie alle heißen, die Begebenheiten von diesem bestimmten Standpunkt aus anzusehen, sondern es waltet in ihnen der historisch entwickelte bon sens der Nation, den sie durch ihre Einsicht und Bildung weiter entwickeln, den sie aber bereits in ihrer Gesinnung vorfinden. Im Zeitalter der Romantik schien es, als habe die Nation diesen gesunden Menschenverstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpft, verloren; aber sie hat ihn wiedergefunden, und das ist uns die sicherste Bürgschaft für ihre Zukunft. Das Gefühl, das in unsern Geschichtschreibern lebt, ist nicht schwermüthig, wie bei Tacitus, der als geist- und gefühlvoller Romantiker die Welt seines Innern gegen die Wirklichkeit herauskehrte, ihr Tadel, ihre Ironie und ihre Klage ist nicht hoffnungslos, sie wird vielmehr getragen von einem mächtigen, siegesgewissen Glauben, der die Zukunft in freudiger Gewißheit vorausnimmt. Die häßlichen und widerwärtigen Erscheinungen unsers staatlichen Lebens spielen nur auf der Oberfläche; der innere Kern unsers Denkens und Empfindens ist noch nicht angegriffen, und darum werden wir, so schwer und gefährlich sie ist, die Krankheit unsers Organismus überwinden.

In die Reihe dieser Geschichtschreiber tritt der Verfasser des vorliegenden Buchs vielleicht als der bedeutendste. Ein hingebender Schüler der alten Gelehrtenschule, ausgerüstet mit dem ungeheuern Material und zugleich mit der strengen Methode, die wir der ernsten, mühevollen Anstrengung eines halben Jahrhunderts und dem organischen Zusammenwirken der bedeutendsten Kräfte verdanken, verbindet er mit diesem kritischen Ernst zugleich das Feuer der Jugend und jene lebendige Gestaltungskraft, die man sonst nur den Dichtern zuschrieb. Sein Verstand dringt mit eiserner Schärfe in das Gewirr der Thatsachen und Vorurtheile, kein Blendwerk täuscht ihn, keine altehrwürdige Meinung verbirgt ihm die Thorheit und das Laster, um seine Lippen spielt zuweilen das bittre Zucken des Hohns, wenn er eine neue Schlechtigkeit entlarvt — eine Schlechtigkeit, in der ihm zugleich das Bild dessen, was er selbst erlebt, vor Augen tritt, — aber sein Herz ist zugleich warm und rasch bewegt, und wo er eine wirkliche Größe entdeckt, da bricht er in einen freudigen Jubel aus, der um so hinreißender wirkt, weil er sich in den feinsten Formen der Bildung ausspricht. Der Haß schärft seinen Sarkasmus, aber er verleitet ihn zuweilen zu Formen, die aus den Grenzen der Schönheit heraustreten: bei der Bewunderung aber fühlt man, daß seine eigne Seele sich erweitert, und

daß etwas von der Größe des Gegenstandes in seine eigne Darstellung übergeht. Als er an die Charakteristik Cäsars geht, spricht er die Besorgniß aus, daß man die vollkommene Schönheit, die eben keine hervorspringenden Eigenschaften zeigt, nicht darstellen könne. Die Besorgniß war ungegründet, seine Charakteristik Cäsars gehört zu den anziehendsten Seiten des Buchs. Um das Große zu sehen, muß man freilich in seinem eignen Auge schon das Maß der Größe besitzen; und so tritt denn auch dem Leser des Buchs in der Freude über das Dargestellte zugleich die Persönlichkeit des Darstellers bedeutend und achtunggebietend entgegen. Von jener Objectivität, die man früher als Ideal der Geschichtschreibung aufstellte, daß nämlich die Ereignisse sich gewissermaßen selbst erzählen sollten, ist freilich hier keine Rede; aber jenes Ideal beruht auch nur auf einer Verwechslung des Epos mit der Geschichte. Wir fühlen die starke Hand des Führers, der uns auf den steilen Pfad leitet, aber dies Gefühl gibt uns zugleich Sicherheit, uns der überraschenden Aussicht hinzugeben. Das Schattenspiel des Dichters bedarf dieser fühlbaren Leitung nicht, der schöne Schein kommt uns entgegen, wir haben nicht nöthig, vom Platz zu weichen.

Grade weil die Persönlichkeit so scharf und bedeutend hervortritt, wird das Buch von den verschiedensten Seiten große Anfechtungen erleiden, es kann davon bereits erzählen; denn höflich ist der Verfasser nicht; wo er irgend ein Hinderniß entfernen muß, das sich der freien Aussicht in den Weg stellt, greift er mit rauher Hand zu, ja es begegnet ihm zuweilen, daß er mehr Kraft dabei verwendet, als nöthig wäre, daß er also unnütz verletzt. Die Pädagogen, die früher daran gewöhnt waren, Cicero als den Gipfel aller schriftstellerischen Größe zu betrachten, werden außer Fassung gerathen, denn Drumann stellt ihn doch nur als einen schlechten Politiker dar, Mommsen behauptet, daß er auch ein schlechter Autor ist. Die Verehrer des römischen Alterthums werden zürnen, denn Niebuhr stellte es zwar auch als eine Fabel dar, aber er schrieb doch noch dicke Bände darüber: Mommsen wirft es als etwas völlig Gleichgiltiges und Nichtssagendes über Bord. Es gibt fast keine Gattung der landüblichen Classicität, die nicht irgendwie verletzt wäre. Noch schlimmer geht es den Politikern. Die sogenannte conservative Gesinnung wird fortwährend mit Füßen getreten und wenn auch im strengsten Sinn des Worts nur von der römischen Geschichte geredet wird, so fühlt der aufmerksame Leser sehr bald heraus, daß die Principien des Urtheils zu fest stehen, zu leidenschaftlich empfunden sind, um nicht mit derselben Strenge auch gelegentlich an den neuern Erscheinungen der gleichen Art geltend gemacht zu werden. Auf der andern Seite erscheint gegen den Ton, in dem hier vom souveränen Pöbel geredet wird, die Sprache Coriolans wie die eines schüchternen Mädchens und wenn diejenige Classe des Publicums, die durch die Lectüre der Voßschen Zeitung gebildet

ist, sich einen Augenblick darüber freuen sollte, daß der Verfasser der Reaction und der Anarchie gleichmäßig entgegentritt, so wird sie im nächsten Augenblick in der Person ihres Vertreters Cicero von zwei Seiten geohrfeigt. Leute, die jedes Mal, wo man es mit der Kritik ernst nimmt, wo man im zweiten Satz nicht widerruft, was man im ersten gesagt, über verbitterten Pessimismus klagen, werden hier reichlich Gelegenheit finden, ihr Gemüth zu verletzen. Aber der Verfasser hat das Recht, schonungslos zu verfahren, weil auch die grellste Farbe bei ihm die Festigkeit der Zeichnung nicht verwirrt, weil er mit zuverlässiger Künstlerhand darstellt, wie in einem großen Ganzen Sinn und Verstand walten kann, obgleich das meiste Einzelne sinn- und geschmacklos aussieht.

Suchen wir uns nun zu versinnlichen, worin die Vorzüge der Darstellung bestehen, so können wir freilich nur auf einzelnes hindeuten. Zunächst kann der Verfasser darum gut erzählen, weil ihm das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist. Wo er eine Farbe, einen Strich gebraucht, hat er ihn augenblicklich bei der Hand, er darf ihn nicht erst mühsam suchen. Diese durch ein eisernes Gedächtniß gestützte universelle Gelehrsamkeit macht es ihm zugleich möglich, allen gelehrten Prunk zu vermeiden. Er wendet sich mit seiner Darstellung nicht an den Gelehrten, sondern an den gesunden Menschenverstand. Es kommt dazu zweitens die allgemeine Bildung, die ihm für jedes einzelne Factum die Analogie an die Hand gibt und ihm seine begriffliche Auffassung erleichtert. Die einzelne Erscheinung imponirt ihm nicht, weil er das Gesetz derselben kennt. Er besitzt ferner jenen entschlossenen Verstand, der schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, der also niemals vom Detail abhängig wird, sondern das Detail zu seinen Zwecken benutzt; er besitzt das constructive Talent, die divinatorische Kraft, aus der Kenntniß des Einzelnen das Bild eines concreten lebendigen Ganzen zu entwerfen. Er hat in seiner eignen Seele jene groß angelegte Leidenschaft, ohne die man niemals ein echter Geschichtschreiber wird, denn mit dem Verstand allein wird man der Gegenstände nicht Herr. Die äußere Bewegung, die man darstellen will, muß im eignen Innern lebhaft und stark nachzittern, sonst wird man sie nicht verstehen. Er hat einen hohen sittlichen Ernst, einen Haß gegen alles Gemeine und Niedrige, der ihm die richtigen Verhältnisse vermittelt. Er gebietet endlich so weit über die Sprache, daß sein Stil nur als der adäquate Ausdruck des Gegenstandes erscheint. Die Lebendigkeit des Stils wird freilich nur dadurch möglich, daß er niemals auf den Stil selbst achtet, sondern sich nur bemüht, scharf pointirt die Hauptsache zu sagen. Er verliert sich nicht etwa, wie die Schule von Schlosser und Gervinus, in Analogien. Die Analogie ist ihm nur dazu da, um den Begriff und das Bild festzustellen, zuweilen in einer kurzen, witzigen, epigrammatischen Wendung; aber sein Witz ruht stets in den Gegenständen, er macht ihn nicht, er ruft ihn nur hervor.

Besser, als diese analytischen Bemerkungen, wird eine Skizze des Gegenstandes selbst dem Leser die Einsicht in dieses Werk erleichtern. Wir können dabei nur kurz sein und müssen auf eine vollständige Entwicklung des Zusammenhangs verzichten. Zunächst fassen wir den Grundgedanken des Buchs.

Der erste Band schließt mit der vollständigen Erreichung des Ziels, auf welches die ursprüngliche Anlage des römischen Staats hingewiesen hatte. Ganz Italien war der römischen Herrschaft einverleibt und nicht blos durch äußere Unterwerfung, sondern auch durch patriotische Gesinnung mit der Hauptstadt verbunden. Die auswärtigen Feinde waren niedergeschlagen, Rom hatte keinen gefährlichen Gegner mehr zu fürchten; die inneren Standesunterschiede hatten sich ausgeglichen, die Zügel der Regierung waren in den festen Händen des Senats, der durch seine patriotische Haltung während der punischen Kriege sich populär gemacht, die demokratischen Formen, die daneben bestanden, waren praktisch unschädlich. Ein großes heroisches Zeitalter hatte Rom mit dem Glauben an seine eigne Unbesiegbarkeit genährt und dieser Glaube war die sittliche Substanz des Staats. — Wie kam es nun, daß dieses glänzende Zeitalter ein so schnelles Ende nahm?

Zunächst waren alle Maximen der bisherigen Regierung darauf berechnet, daß der römische Staat sich nicht über Italien ausdehnen sollte. Theils die Nothwendigkeit der äußern Umstände, theils die natürliche Herrschsucht veranlaßte die Römer zu Eroberungen über diese Grenze hinaus. Der Aufgabe, diese Provinzen mit dem Staatsorganismus zu verbinden, war die herrschende Aristokratie nicht gewachsen. Alle diese Besitzungen gaben nur einflußreichen Familien Gelegenheit, sich durch Ausplünderung der Unterworfenen oder durch leichten Grenzkrieg schnell zu bereichern. Bald wurden dort stehende Heere erforderlich, die von dem Zusammenhang des römischen Lebens immermehr getrennt, immermehr an die Person des Feldherrn geknüpft wurden. Die Herrschaft Roms in jenen Gegenden war ein absolutes Unrecht, da sie nicht einmal im Stande war, ihre eignen Angehörigen gegen Land- und Seeräuber zu schützen. — Auch die Umwandlung Italiens in einen römischen Staat hatte nicht völlig durchgeführt werden können. Das staatenbildende Princip des Alterthums litt an einem wesentlichen Mangel. Das Gemeinwesen war lediglich die Stadt; was außerhalb derselben lag, nahm an dem politischen Leben keinen Theil. Je mächtiger die herrschenden Familien in Rom wurden, je tiefer sanken die italischen Städte in die Reihe der Unterdrückten herab. Der Begriff des Repräsentativstaats, welcher allein im Stande ist, das politische Leben über ein größeres Reich zu verbreiten, war dem Alterthum fremd und dieser Mangel hat schließlich den Untergang aller Republiken herbeigeführt. Die Zustände waren haltbar, solange die Regierung unumschränkt in den Händen des Senats war; sobald aber der hauptstädtische Pöbel anfing, sich seiner

Macht bewußt zu werden und den rechtlichen demokratischen Formen eine praktische Anwendung gab, wurde diese ungegliederte Masse ein Spielball in der Hand dreister Demagogen. Noch ungesunder waren die bürgerlichen Einrichtungen. Der freie Bauernstand war zum großen Theil verschwunden, der große Grundbesitz war überwiegend in den Händen einzelner Familien, die ihn als Plantagenbesitzer durch Sklaven anbauen ließen. Das Landproletariat war noch gefährlicher, als das hauptstädtische. Neben der herrschenden Aristokratie des Senats hatte sich ein zweiter Stand gebildet, die Capitalisten, die aller patriotischen Gesinnung bar, die Staatsverfassung lediglich zu ihren Speculationen ausbeuteten. Sie gingen mit dem Senat Hand in Hand, so lange dieser ihren Zwecken diente, waren aber schnell bereit, sich der Opposition anzuschließen, sobald ihnen eine Förderung ihrer Interessen verheißen wurde. — Die bürgerlichen Zustände konnten nur gebessert werden durch eine ins Große ausgeführte Colonisation, wodurch das Proletariat wieder in einen arbeitsamen Bauernstand verwandelt wurde, theils durch eine Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien. Das erste mußte an dem Widerstand jener großen Plantagenbesitzer scheitern, die den formalen Rechtsanspruch des Staats auf ihre durch langen Besitzstand aus Domänen in Privateigenthum verwandelten Güter nicht zugeben konnten, das zweite an dem Widerstand des hauptstädtischen Pöbels, der einer so ausgedehnten Concurrenz nicht günstig sein konnte, da man eben an eine Organisation des Bürgerrechts durch Vertretung nicht dachte. Jede Reform in diesem Sinn mußte zuletzt zu Gewaltmaßregeln führen. Darum waren selbst wohlgesinnte Patioten, wie Scipio Aemilianus, ihr abhold. Als aber in den Kriegen, die unmittelbar auf die punischen folgten, die Unfähigkeit und Selbstsucht der herrschenden Classe die bisherige Achtung untergraben hatte, mußte der Versuch dennoch gemacht werden. Er ging zunächst von einem conservativen Staatsmann, von Tiberius Gracchus aus.

Die Auftheilung der Domänen konnte durchgeführt werden ohne eine Aenderung der bestehenden Auffassung. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt. Anerkanntermaßen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes, und gegen ihn lief nach römischem Landrecht die Verjährung nicht; aber der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien die Maßregel als eine Expropriation der großen Grundbesitzer zum Besten des Proletariats. Noch gefährlicher war der Weg, den Gracchus einschlug. Wer gegen den Senat eine Verwaltungsmaßregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte. Die souveräne Volksversammlung war eine Masse, in welcher unter dem Namen der

Bürgerschaft ein paar hundert oder tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten. „Wenn man diesen Massen den Eingriff in die Verwaltung gestattete und dem Senat das Werkzeug zur Verhütung solchen Eingriffs (die tribunicische Intercession) aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Seckel sich selbst Aecker sammt Zubehör decretiren ließ, wenn man einem jeden, dem die Verhältnisse und sein Einfluß beim Proletariat es möglich machten, die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete, seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit, nicht bei der Demokratie angelangt, sondern bei der Monarchie." — Entschlossener und bewußter auf dem Wege der Revolution schritt der jüngere Bruder fort. Er brachte außer dem hauptstädtischen Proletariat durch die neue Geschwornenordnung den zweiten Stand, durch die Ausdehnung des Bürgerrechts die Bundesgenossen auf seine Seite, und hatte dadurch für eine Zeitlang die souveräne Gewalt in seiner Hand. Wenn er mit seinen Plänen endlich scheiterte, so lag das nur an der unvollständigen Organisation seiner Werkzeuge, die durch anderweitige Interessen und Leidenschaften leicht umgestimmt werden konnten. „Er war ein politischer Brandstifter; nicht blos die hundertjährige Revolution, die von ihm datirt, ist sein Werk, sondern vor allem ist er der wahre Stifter jenes entsetzlichen Proletariats, das mit seiner Fratze von Volkssouveränetät ein halbes Jahrtausend hindurch wie ein Alp auf dem römischen Gemeinwesen lastete. Und doch dieser größte der politischen Verbrecher ist auch wieder der Regulator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf Cajus Gracchus . . . . Es sind in diesem seltenen Mann Recht und Schuld, Glück und Unglück so ineinander verschlungen, daß es hier sich wol ziemen mag, was der Geschichte nur selten ziemt, mit dem Urtheil zu verstummen."

Die demokratische Bewegung wurde vollständig niedergeschlagen, die wiederhergestellte Aristokratie entwickelte nun alle die Unwürdigkeiten, die in der frühern einfachen Regierung nicht ans Tageslicht gekommen waren. Die Familienpolitik wurde das herrschende Motiv der Verwaltung, dem echten Aristokraten ward jeder Frevel verziehen, die Regierenden und die Regierten glichen nur darin nicht zwei kriegführenden Parteien, daß in ihrem Krieg kein Völkerrecht galt. „Die Aristokratie saß auf dem erledigten Thron mit bösem Gewissen und getheilten Hoffnungen, den Institutionen des eignen Staats grollend und doch unfähig, auch nur planmäßig sie anzugreifen, unsicher im Thun und im Lassen, außer wo der eigne materielle Vortheil sprach, ein Bild der Treulosigkeit gegen die eigne wie die entgegengesetzte Partei, des

innern Widerspruchs, der kläglichsten Ohnmacht, des gemeinsten Eigennutzes, ein unübertroffenes Ideal der Mißregierung."

Die Demokratie hatte ihre Führer und den Glauben an ihre Kraft verloren; aber die Unzufriedenheit war nicht nur geblieben, sie wuchs über der schlechten Verwaltung immer mehr, und es kam darauf an, ob sie unter den militärischen Capacitäten einen Führer zu gewinnen wußte; denn seitdem in den gracchischen Unruhen die Gewalt entschieden hatte, mußte man einsehen, daß den Waffen die letzte Entscheidung über Rom zustand. Sie fand ihren Mann in dem Sieger der Cimbern und Teutonen, dem gefeiertsten Helden des Vaterlandes, der sich eigentlich um die Parteiungen gar nicht kümmerte, den aber der Unverstand der Aristokratie an der empfindlichsten Stelle verletzt hatte. „Er paßte nicht in den glänzenden Kreis. Seine Stimme blieb rauh und laut, sein Blick wild, als sähe er noch Libyer oder Kimbrer vor sich und nicht wohlerzogene und parfümirte Collegen. Daß er abergläubisch war wie ein echter Lanzknecht, daß er zur Bewerbung um sein erstes Consulat sich nicht durch den Drang seiner Talente, sondern zunächst durch die Aussagen eines etruskischen Eingeweidebeschauers bestimmen ließ, und bei dem Feldzug gegen die Teutonen eine syrische Prophetin Martha mit ihren Orakeln dem Kriegsrath aushalf, war nicht eigentlich unaristokratisch; in solchen Dingen begegneten sich damals wie zu allen Zeiten die höchsten und die niedrigsten Schichten der Gesellschaft. Allein unverzeihlich war der Mangel an politischer Bildung; es war zwar löblich, daß er die Barbaren zu schlagen verstand, aber was sollte man denken von einem Triumphator, der von der vorschriftsmäßigen Etikette so wenig wußte, um im Triumphalcostüm im Senat zu erscheinen! Auch sonst hing die Rotüre ihm an. Er war nicht blos — nach aristokratischer Terminologie — ein armer Mann, sondern was schlimmer war, genügsam und ein abgesagter Feind aller Bestechung und Durchsteckerei. Er verstand keine Feste zu geben und hielt einen schlechten Koch; nach Soldatenart war er nicht wählerisch, aber becherte gern, besonders in spätern Jahren. Ebenso übel war es, daß der Consular nur lateinisch verstand und die griechische Conversation sich verbitten mußte; es konnte niemand etwas dagegen haben, daß er bei den griechischen Schauspielen sich langweilte — er war vermuthlich nicht der einzige — aber daß er sich zu seiner Langeweile bekannte, war naiv. So blieb er Zeit seines Lebens ein unter die Aristokraten verschlagener Bauersmann und geplagt von den empfindlichen Stichelworten und dem empfindlicheren Mitleiden seiner Collegen, das wie diese selbst zu verachten er denn doch nicht über sich vermochte." — Und in die Hände dieses Mannes war eine furchtbare Macht gelegt. „Er hieß der Menge der dritte Romulus und der zweite Camillus; gleich den Göttern wurden ihm Trankopfer gespendet. Es war kein Wunder, wenn dem Bauernsohn der Kopf mitunter schwindelte von all der Herrlichkeit, wenn

er seinen Zug von Afrika ins Keltenland den Siegesfahrten des Dionysos von Erdtheil zu Erdtheil verglich und einen Becher — keinen von den kleinsten — nach dem Muster des bacchischen für seinen Gebrauch sich fertigen ließ. Es war ebensoviel Hoffnung wie Dankbarkeit in dieser taumelnden Begeisterung des Volkes, die einen Mann von kälterem Blut und gereisterer politischer Erfahrung zu irren vermocht hätte." Marius ließ sich in der That verführen, eine Rolle zu spielen, der er nicht gewachsen war. Das Unternehmen machte einen schmählichen Bankrott, aber es war von neuem Blut geflossen, es handelte sich jetzt nur noch darum, daß die einzig reale Gewalt, das Militär, in die Hände eines entschlossenen Charakters kam. In Sulla fand die Stadt ihren Herrn. Als er an der Spitze eines Heeres stand, fand in Rom noch einmal eine demokratische Ueberrumpelung statt, man entzog Sulla den ihm gesetzmäßig übertragenen Oberbefehl im mithridatischen Kriege und übergab ihn dem Marius. „Sulla war weder gutmüthig genug, um freiwillig einem solchen Befehl Folge zu leisten, noch abhängig genug, um es zu müssen. Sein Heer war theils durch die Folgen der von Marius herrührenden Umgestaltungen des Heerwesens, theils durch die von Sulla gehandhabte, sittlich lockere und militärisch strenge Disciplin, wenig mehr als eine ihrem Führer unbedingt ergebene und in politischen Dingen indifferente Lanzknechtschar. Sulla selbst war ein blasirter, kalter und klarer Kopf, dem die souveräne römische Bürgerschaft ein Pöbelhaufen war, der Held von Aquä Sertiä ein bankrotter Schwindler, die formelle Legalität eine Phrase, Rom selbst eine Stadt ohne Besatzung und mit halb verfallenen Mauern, die viel leichter erobert werden konnte als Nola. In diesem Sinne handelte er." — Rom sah ein siegreiches Heer in seiner Stadt, die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die Anführer geächtet, aber Sulla war zu phlegmatisch, um weiter auf die Sache einzugehen; er zog mit seiner Armee in den Krieg, und eine neue Revolution mit dem bekannten marianischen Schreckensregiment war die Folge davon. „In Zeiten, wie diese sind, wird der Wahnsinn selbst eine Macht; man stürzt sich in den Abgrund, um vor dem Schwindel sich zu retten.... Dem Urheber dieses Terrorismus, dem alten Gajus Marius hatte also das Verhängniß seine beiden höchsten Wünsche gewährt. Er hatte Rache genommen an all dieser vornehmen Meute, die ihm seine Siege vergällt, seine Niederlagen vergiftet hatte; er hatte jeden Nadelstich mit einem Dolchstich vergelten können. Er trat ferner das neue Jahr noch einmal an als Consul; das Traumbild des siebenten Consulats, das der Orakelspruch ihm zugesichert, nach dem er seit dreizehn Jahren gegriffen hatte, war nun wirklich geworden. Was er wünschte, hatten die Götter ihm gewährt; aber auch jetzt noch wie in der alten Sagenzeit übten sie die verhängnißvolle Ironie, den Menschen durch die Erfüllung seiner Wünsche zu verderben. In seinen ersten Consulaten der Stolz, im sechsten das Gespött seiner

Mitbürger, stand er jetzt im siebenten belastet mit dem Fluche aller Parteien, mit dem Haß der ganzen Nation; er, der von Haus aus rechtliche, tüchtige, kernbrave Mann, gebrandmarkt als das wahnwitzige Oberhaupt einer ruchlosen Räuberbande. Er selbst schien es zu fühlen. Wie im Taumel vergingen ihm die Tage und des Nachts versagte ihm seine Lagerstatt die Ruhe, so daß er zum Becher griff, um nur sich zu betäuben. Ein hitziges Fieber ergriff ihn; nach siebentägigem Krankenlager, in dessen wilden Phantasien er auf den kleinasiatischen Gefilden die Schlachten schlug, deren Lorbeer Sulla bestimmt war, am 13. Januar 668 war er eine Leiche." — Der Taumel dieses Revolutionsfiebers konnte nicht lange dauern. Das natürliche Ende desselben war die Militärdictatur, auf welche die Entwicklung der Geschichte seit lange hindrängte. Sie trat unter entsetzlichen Formen ein, denn der neue Dictator war der würdige Sohn einer verworfenen Zeit, kalt und herzlos und aller sittlichen Ueberzeugungen entkleidet. Aber sie führte noch nicht zur Monarchie, sondern zu einer scheinbaren Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung, denn Sulla hatte keinen Ehrgeiz im größern Stil.

„Sulla ist eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen, eine einzige Erscheinung in der Geschichte. Physisch und psychisch ein Sanguiniker, blauäugig, blond, von auffallend weißer, aber bei jeder leidenschaftlichen Bewegung sich röthenden Gesichtsfarbe, übrigens ein schöner, feurig blickender Mann, begehrte er vom Leben nichts, als heitern Genuß. Aufgewachsen in dem Raffinement des gebildeten Luxus, wie er in jener Zeit auch in den minder reichen senatorischen Familien Roms einheimisch war, bemächtigte er rasch und behend sich der ganzen Fülle sinnlich geistiger Genüsse, welche die Verbindung hellenischer Feinheit und römischen Reichthums zu gewähren vermochten. Im adligen Salon und unter dem Lagerzelt war er gleich willkommen als angenehmer Gesellschafter und guter Kamerad; vornehme und geringe Bekannte fanden in ihm den theilnehmenden Freund und den bereitwilligen Helfer in der Noth, der sein Gold weit lieber seinen bedrängten Genossen, als seinem reichen Gläubiger gönnte. Leidenschaftlich huldigte er dem Becher, noch leidenschaftlicher den Frauen; selbst in seinen spätern Jahren war er nicht mehr Regent, wenn er nach vollbrachtem Tagesgeschäft sich zu Tafel setzte. Ein Zug der Ironie, man könnte vielleicht sagen, der Bouffonerie, geht durch seine ganze Natur. Noch als Regent befahl er, während er die Versteigerung der Güter der Geächteten leitete, für ein ihm überreichtes schlechtes Gedicht zu seinem Preise dem Verfasser eine Verehrung aus der Beute zu verabreichen, unter der Bedingung, daß er gelobe, ihn niemals wieder zu besingen. Als er vor der Bürgerschaft Ofellas Hinrichtung rechtfertigte, geschah es, indem er den Leuten eine Fabel erzählte von dem Ackersmann und den Läusen. Es ist bezeichnend, daß er seine Gesellen gern unter den Schauspielern sich auswählte und es

liebte, nicht blos mit Quintus Roscius, dem römischen Talma, sondern auch mit viel geringeren Bühnenleuten beim Weine zu sitzen, wie er denn auch nicht schlecht sang und sogar zur Aufführung für seinen Zirkel selbst Possen schrieb. Doch ging in diesen lustigen Bacchanalien ihm weder die körperliche noch die geistige Spannkraft verloren; noch in der ländlichen Muße seiner letzten Jahre lag er eifrig der Jagd ob und daß er aus dem eroberten Athen die aristotelischen Schriften nach Rom brachte, beweist doch wol für sein Interesse auch an ernsterer Lectüre. Das specifische Römerthum stieß ihn eher ab. Von der plumpen Morgue, die die römischen Großen gegenüber den Griechen zu entwickeln liebten und von der Feierlichkeit beschränkter großer Männer hatte Sulla nichts, vielmehr ließ er gern sich gehen und machte sich nichts daraus, zum Skandal mancher seiner Landsleute in griechischen Städten in griechischer Tracht zu erscheinen oder auch seine Freunde zu veranlassen, bei den Spielen selbst die Rennwagen zu lenken. Noch weniger war ihm von den halb patriotischen, halb egoistischen Hoffnungen geblieben, die in Ländern freier Verfassung jede jugendliche Capacität auf den politischen Tummelplatz locken; in einem Leben, wie das seine war, schwankend zwischen leidenschaftlichem Taumel und mehr als nüchternem Erwachen, verzetteln sich rasch die Illusionen. Wünschen und Streben mochte ihm eine Thorheit erscheinen in einer Welt, die doch unbedingt vom Zufall regiert ward und wo, wenn überhaupt auf etwas, man ja doch auf nichts spannen konnte, als auf diesen Zufall. Dem allgemeinen Zuge der Zeit, zugleich dem Unglauben und dem Aberglauben sich zu ergeben, folgte auch er. Seine wunderliche Gläubigkeit ist nichts, als der gewöhnliche Glaube an das Absurde, der bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen sich einstellt. Sein Glaube ist nicht der plebejische Köhlerglaube des Marius, der von dem Pfaffen für Geld sich wahrsagen und seine Handlungen durch ihn bestimmen läßt, noch weniger der finstere Verhängnißglaube des Fanatikers, sondern der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegirt erachtet, jedes Mal und überall die rechte Nummer zu werfen. In praktischen Fragen verstand Sulla sehr wohl, mit den Anforderungen der Religion ironisch sich abzufinden. Als er die Schatzkammern der griechischen Tempel leerte, äußerte er, daß es demjenigen nimmer fehlen könne, dem die Götter selbst die Kasse füllten. Als die delphischen Priester ihm sagen ließen, daß sie sich scheuten, die verlangten Schätze zu senden, da die Zither des Gottes hell geklungen, als man sie berührt, ließ er ihnen zurücksagen, daß man sie nun um so mehr schicken möge, denn offenbar stimme der Gott seinem Vorhaben zu. Aber darum wiegte er nicht weniger gern sich in dem Gedanken, der auserwählte Liebling der Götter zu sein, vor allem jener, der er bis in seine späten Jahre vor allen den Preis gab, der Aphrodite. In seinen Unterhaltungen wie

in seiner Selbstbiographie rühmte er sich vielfach des Verkehrs, den in Träumen und Anzeichen die Unsterblichen mit ihm gepflogen. Er hatte wie wenig andere ein Recht, auf seine Thaten stolz zu sein; er war es nicht, wol aber stolz auf sein einzig treues Glück. Er pflegte wol zu sagen, daß jedes improvisirte Beginnen ihm besser angeschlagen sei, als das planmäßig angelegte und eine seiner wunderlichsten Marotten, die Zahl der in den Schlachten auf seiner Seite gefallenen Leute regelmäßig als Null anzugeben, ist doch auch nichts, als die Kinderei eines Glückskindes. Es war nur der Ausdruck der ihm natürlichen Stimmung, als er auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt und all seine Zeitgenossen in schwindelnder Tiefe unter sich sehend, die Bezeichnung des Glücklichen, Sulla Felix, als förmlichen Beinamen annahm und auch seinen Kindern entsprechende Benennungen beilegte ..... Eine halb ironische Leichtfertigkeit geht durch sein ganzes politisches Thun. Es ist immer, als sei dem Sieger, eben wie es ihm gefiel, sein Verdienst um den Sieg Glück zu schelten, auch der Sieg selbst nichts werth; als habe er eine halbe Empfindung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des eignen Werkes und behandle die Reorganisation des Staates nicht wie der Hausherr, der sein zerrüttetes Gewese und Gesinde in Ordnung bringt, sondern wie der zeitweilige Geschäftsführer, dem am Ende auch die leidliche Uebertünchung der Schäden genügt. Wenn Mangel an politischem Egoismus ein Lob ist, so verdient es Sulla, neben Washington genannt zu werden; aber es ist doch ein Unterschied, ob man aus Bürgersinn nicht herrschen mag oder aus Blasirtheit das Scepter wegwirft."

Die sogenannte sullanische Verfassung trug den Stempel ihres Ursprungs an sich. Unter dem Anschein der historisch aristokratischen Formen war sie nur ein organisirtes Raub- und Plünderungssystem und verhielt sich zu der alten Verfassung ungefähr wie der neue Augurendienst zur alten Religion. Sie half keinem der organischen Schäden des Staats ab, sie gab nach außen keine Kraft. Das römische Publicum, der ewigen Unruhen müde, ließ sich auch die Proscription gefallen, um nur eine einigermaßen haltbare Autorität über sich zu empfinden. Diese Autorität ruhte aber lediglich in Sullas Persönlichkeit; nach seinem Tod fiel alles auseinander, die herrschende Classe war unfähiger als je, die alten sullanischen Klopffechter trieben mit ihren Scharen offenen Unfug in der Hauptstadt, die Piraten verwüsteten ungestraft alle Küsten, die auswärtigen Feinde machten immer weitere Fortschritte. Es war eine demokratische Bewegung, die wiederum einen glücklichen General, Pompejus, gegen die Bestimmungen der sullanischen Verfassung mit einer unerhörten Machtvollkommenheit bekleidete, und als er nach einer Reihe siegreicher Feldzüge zurückkehrte, trat er nicht, wie man vermuthete, als Führer der conservativen Partei auf, ebensowenig wagte er mit Hilfe der Armee die Alleinherrschaft an sich zu reißen; er verband sich vielmehr mit den Führern der Volkspartei, und so

entstand jenes erste Triumvirat, bei dem das Ende, die militärische Monarchie nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sondern nur zweifelhaft, welchem von den Prätendenten sie zufallen würde. Unter diesen Umständen erlebte die alte verrottete Aristokratie einen schönen Nachsommer. Sie war jetzt die Opposition, die Vertreterin des alten Rechts, sie wurde populär; aber der Macht der Ereignisse konnte sie keinen dauernden Widerstand leisten, und es war ein Glück für Rom, daß der würdigste unter den Prätendenten auch der entschlossenste war, und daß mit dem Verlust der Freiheit die Herstellung des Staats erkauft wurde. — Aus der Charakteristik, die Mommsen von seinem Lieblingshelden gibt, wollen wir wenigstens einiges hervorheben.

„Auch Cäsar hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitirt und declamirt, auf dem Faulbett Literatur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgespielt und sich einweihen lassen in alle Rasir-, Frisir- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, so wie in die noch weit geheimnißvollere Kunst immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowol die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der processionsartigen Langsamkeit, mit der Pompeius sich von einem Ort zum andern bewegte, — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewundernswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eignen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich und es war ihm geläufig, mehre Geschäfte mit gleicher Präcision nebeneinander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz . . . . . Wenn in einer so harmonisch organisirten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alles Ideale und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend gehabt und auch in sein Gemüth waren Lieder, Liebe und Wein im lebendigen Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Literatur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexander der homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie

damals jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessirten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärmter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen: noch in späteren Jahren begegneten ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stutzerhaftigkeit im äußeren Auftreten oder richtiger ein erfreuliches Bewußtsein der eignen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glatze und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einfluß über sich eingeräumt; selbst sein vielbesprochenes Verhältniß zu der Königin Kleopatra war nur ausgesponnen, um einen schwachen Punkt in seiner politischen Stellung zu maskiren. Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch, und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit concentrirter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille erzwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte, wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die „wunderbare Heiterkeit", die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbstständigkeit, die keinem Liebling und keiner Mätresse, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, daß Cäsar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckte. — Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, daß in allen Dingen das Glück, das heißt der Zufall, das gute Beste thun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgiltigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wol überwiegend verständige Menschen in das reine Hazardspiel sich flüchten, so war auch in Cäsars Rationalismus ein Punkt, wo er mit dem Mysticismus gewissermaßen sich berührte. — Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staats-

mann im tiefsten Sinn des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist, sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eignen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die bittere Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dies Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworner auf dunklen Wegen zu ihm hinschlich, wie er da als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangene Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein." —

Wir brechen hier ab, weil wir unsern Raum bereits überschritten haben.

Wir haben die Porträts von Gracchus, Marius, Sulla und Cäsar hervorgehoben, weil sie am meisten in den Zusammenhang der Geschichte eingreifen; doch sind die übrigen Bilder, z. B. von Jugurtha, Mithridat, Vercingetorix mit gleich kühner und sicherer Plastik entworfen. — Die Darstellung der Literatur verräth in jedem Zug den tiefen Kenner, wenn sie auch freilich mehr für diejenigen geschrieben ist, die schon mit ihr vertraut sind, als diejenigen, die erst in sie eingeführt werden wollen. So ist im dritten Band namentlich die Zeichnung von Terentius Varro ein Meisterstück. Trotzdem wird grade dieser dritte Band die lebhafteste Opposition hervorrufen, vor allem wegen der Auffassung des Cicero. Die Zeit ist uns noch in Erinnerung, wo Drumanns römische Geschichte wegen ähnlicher Ansichten bei der Mehrzahl der Philologen einen sehr lebhaften Unwillen hervorrief. Zwar ist seit der Zeit unsre Bildung eine freiere geworden, wir sind über die Befangenheit des Schulurtheils hinausgetreten, dafür ist aber auch Mommsen in der Verurtheilung des berühmten Redners viel weiter gegangen, als sein Vorgänger, und dies gibt uns Gelegenheit, zu den einzelnen Bedenken überzugehen, die wir gegen manche Punkte des Buchs auszusprechen haben. Wir können das um so unbefangener thun, da sie sich lediglich auf die Form beziehen, und da dem Verfasser in hoffentlich nicht zu langer Zeit Gelegenheit gegeben sein wird, sein Werk noch einmal sorgfältig zu prüfen. So heftig man von verschiedenen Seiten das Buch angreifen wird, so kann es doch niemand ignoriren, und der unerhört billige Preis, so wie seine Stellung innerhalb einer Reihe populärer und einem dringenden Bedürfniß des Publicums entsprechender Werke lassen das baldige Erscheinen einer neuen Auflage voraussehen.

Unsre Bedenken beruhen vorzugsweise auf der Subjectivität der Darstellung, in der freilich zum Theil der Reiz des Buchs liegt, die aber zuweilen

über die Grenze des Erlaubten hinausgeht. In Beziehung auf das Factische unterscheidet Mommsen nicht immer genau zwischen Evidenz und Wahrscheinlichkeit. Er ist höchst geistvoll im Combiniren und entdeckt rasch den Kern der Dinge, die Resultate seines Nachdenkens haben fast immer den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit; aber das berechtigt ihn doch noch nicht, seine Vermuthungen so hinzustellen, als ob damit die Acten geschlossen wären. So ist z. B. das Gewebe der catilinarischen Verschwörung sehr interessant entwickelt, aber die Begründung ist doch nicht fest genug, um alles Einzelne außer Zweifel zu stellen. So ist ferner die Färbung zu stark, wenn dem Gajus Gracchus ein bewußtes Streben nach der Tyrannis beigelegt wird. Wenn Mommsen mit logischer Nothwendigkeit einsieht, daß die Mittel dieser Volksbewegung schließlich zur Tyrannis führen mußten, und wenn er dem Gracchus zu viel Einsicht zutraut, um das nicht gleichfalls zu begreifen, so ist es doch ein großer Unterschied, ob man die Sache an sich, oder die Sache mit dem Namen erstrebt. Der größte Denker, der entschlossenste Charakter ist nicht im Stande, sich die Folgen seiner That bis in ihre letzten Verzweigungen auszumalen. Ein Schritt führt den andern herbei, und grade das nachtwandlerisch schaffende Genie wird zuweilen durch seine eignen Consequenzen am meisten überrascht. Das Streben nach dem Königthum war ein Capitalverbrechen. Wenn Gracchus die Macht wollte, so ist doch kein Grund, anzunehmen, daß er auch den Titel wollte, und der Geschichtschreiber muß darin dem Geschwornen gleichen; er darf nur die That an sich ins Auge fassen, nicht ihre Folgen, wie sie sich in seinem eignen Geist abmalen. Wenn Gracchus jenes juristisch umschriebenen Verbrechens angeklagt wäre, so müßte Mommsen als Geschworner ihn frei sprechen: er darf auch als Historiker kein anderes Urtheil fällen. Die Verurtheilung des Sokrates bleibt ein Justizmord, obgleich die moderne Philosophie nachgewiesen hat, daß der Anklage eine tiefere Begründung nicht fehlte. — Diese Vermischung von Evidenz und Wahrscheinlichkeit wird um so gefährlicher, da Mommsen sich gern auf psychologische Entwicklungen einläßt. Mit unglaublicher Schnelligkeit erkennt er den Kern eines Charakters; aber dann begeht er den Fehler, aus diesem heraus alle einzelnen Handlungen herzuleiten. Wenn auch diese Schlüsse den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit enthalten, so ist der Historiker doch nicht berechtigt, gleich dem Romanschreiber auch das zu erzählen, was er nicht weiß. Wir machen z. B. auf die Geschichte des Cäsar und Pompejus aufmerksam. Den innern Kern beider Männer hat Mommsen vollkommen richtig dargestellt; aber nun versäumt er auch niemals, bei jedem einzelnen Factum die Handlungsweise des Pompejus aus niedrigen und lächerlichen, die Handlungsweise des Cäsar aus weisen und hohen Motiven herzuleiten, auch wenn beide genau dasselbe thun. Wenn Cäsar einen Fehler macht, so ist das nur ein Symptom des Genies, welches

sich über die gegebenen Regeln hinwegsetzt; bei Pompejus dagegen ist es regelmäßig ein Zeichen vollkommener Unfähigkeit. Es liegt das weniger in dem, was Mommsen sagt, als in dem Ton, in welchem er es sagt, und bei einer sorgfältigern Durchsicht wird es ihm wol gelingen, in den Fällen, wo kein Urtheil nöthig ist, das Urtheil zurückzuhalten. — Mommsen huldigt in einem seltenen Grade dem sogenannten Cultus des Genius. Gegen die Schwäche hat er keine Nachsicht; wo ihm aber eine starke und entschlossene Natur entgegentritt, sieht er gern über Regel und Gesetz hinweg, und das fällt um so mehr auf, da er in jedem Augenblicke ganz ist, da sein Urtheil immer mit Entschiedenheit nach einer bestimmten Richtung hingeht. Von einem Conflict gleicher Berechtigungen im bestimmten Fall weiß er nichts. Außerdem ist seine künstlerische Anlage und Bildung, so glänzend sie sich im Einzelnen bewährt, in der Gruppirung des Ganzen doch nicht immer völlig reif; er ist über seine Empfindung nicht so weit Herr, um Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen. So ist z. B. seine Darstellung Sullas vollkommen richtig, wenn man nur auf den Inhalt eingeht, und doch ist die Färbung nicht ganz genau. Wie man auch alles einzelne motivirt, das Endresultat mußte doch sein: er ist ein Scheusal, das grauenvolle Bild einer völlig verwilderten und sittenlosen Zeit. Daß er dabei mehr Geist, Energie und gesunden Menschenverstand besaß, als seine Gegner, ändert in der Sache nichts. Selbst seine Einrichtungen, wenn auch etwas haltbarer, als die der besiegten demokratischen Partei, waren doch hohl wie seine eigne Seele. — Die subjective Färbung wird noch verstärkt durch die Neigung zu modernen Ausdrücken, die in den meisten Fällen freilich so fein gewählt sind, daß sie ein überraschendes und überzeugendes neues Licht auf die Sache werfen, zuweilen aber an dem Uebelstand leiden, daß in dem modernen Ausdruck noch etwas mehr liegt, als für den Vergleich paßt. Wenn z. B. Cicero ein Literat und Journalist im schlechtern Sinn genannt wird, so liegt doch ein sehr wesentlicher Unterschied darin, daß er weder ein Journal schrieb, noch von seinen literarischen Arbeiten lebte, daß er vielmehr in den höchsten Reihen des Staatslebens stand. Sein journalistisches Talent war jedenfalls viel geringer, als das seines Geschichtschreibers, der in der Kunst, pikant zu sein, ein Meister ist. Es hat doch seine Bedenken, das allgemeine Urtheil völlig zu ignoriren. Das zeigt sich auch in der Darstellung Ciceros, wenn auch das Meiste richtig ist. Durch die modernen Ausdrücke wird Mommsen verführt, das, was er an unserm Leben haßt, auch in den Schattenbildern der Vergangenheit zu verfolgen. Er haßt die schwankenden Charaktere in unsrer Zeit, ohne zu erwägen, daß damals, wer nicht grade selbst die Herrschaft an sich reißen wollte, unmöglich eine feste Haltung beobachten konnte, da die Parteien in stetem Kreislauf begriffen waren. Der Mann des abstracten Princips konnte freilich consequent bleiben,

aber den Cato macht Mommsen ja selbst lächerlich. Er haßt ferner in der modernen Literatur das leichtsinnige Arbeiten der Dilettanten; aber er vergißt, daß damals, wo die wissenschaftliche Arbeit erst eine Ausnahme war, der Dilettantismus eine ganz andere Berechtigung hatte, als jetzt. Gewiß sind Ciceros philosophische Arbeiten von einer erstaunlichen Nachlässigkeit; seine Reden sind von Sophismen und Phrasen überfüllt, aber er war doch mehr als ein bloßer Stilist, er war der gebildete Mann seiner Zeit, der Mann, der die Bildung seiner Zeit fixirte und diese Bildung ist das Fundament unsers eignen Wissens, Denkens und Empfindens. Trotz unsrer großen christlich-germanischen Vergangenheit würden wir im gesunden Menschenverstand und in der Bildung noch sehr weit zurück sein, wenn wir nicht zuerst die römische Cultur und dann durch ihre Vermittluug die griechische entdeckt hätten. Der Journalist Cicero ist der Vermittler des sittlich intellectuellen Bewußtseins unsrer Zeit, so wie der Journalist Voltaire der Erneuerer desselben ist. Eine liebenswürdige, achtunggebietende Persönlichkeit war keiner von beiden, ein Genie im Grunde auch nicht, jedenfalls Cicero weniger, als Voltaire und doch hat die Welt in ihrem Fortschritt diesen leichtsinnigen Literaten mehr zu verdanken, als einigen Hunderten der gelehrten Philologen. Freilich ist das kein Grund, die leichtsinnige Arbeit überhaupt zu rechtfertigen.

Man sieht, daß dies alles nicht gegen den eigentlichen Inhalt, sondern nur gegen den Ton der betreffenden Stellen gerichtet ist und daß Mommsen von seinen Ueberzeugungen nicht das Geringste opfern darf, wenn er die Ausdrücke, die in einer Zeitschrift vollkommen am Platz wären, in einem für die Nachwelt bestimmten Werk einigermaßen ins Objective übersetzt.

Noch einen kleinen, aber doch wichtigen Wunsch für die nächste Auflage hätten wir auszusprechen, nämlich die Wiedereinführung der christlichen Chronologie. Das Buch ist für uns bestimmt, die wir in den Schulen die Begebenheiten der römischen Geschichte nach Jahren vor Christus, nicht nach Jahren der Stadt gelernt haben. Wenn wir also die angegebene Zahl erst immer von 754 subtrahiren müssen, so verfehlt die Chronologie den Zweck schneller Orientirung.

Mehr als irgend ein Schriftsteller unsrer Zeit hat sich Mommsen nach dieser großen und glänzenden Leistung das Recht erworben, auszuruhen; und doch möchten wir den Wunsch aussprechen, daß es ihm bald vergönnt sein möge, fortzufahren, denn mit dem dritten Bande hat das Werk keinen rechten Abschluß und je schneller die Geschichte bis zur Schlacht von Actium darauf folgt oder auch bis zu Tiberius, desto gedeihlicher wird es für den Erfolg des Buchs sein.

Pompeji und Herculanum.

2.

Nachdem wir in einem früheren Aufsatze die Entdeckungsgeschichte von Herculanum und Pompeji kurz erzählt haben, wollen wir nun versuchen, in allgemeinen Umrissen ein Bild von Pompeji, wie es war, zu entwerfen, so weit die vorhandenen Ueberreste und die sonst aus dem Alterthum erhaltenen Nachrichten dies gestatten. Dabei werden wir nicht auf Beschreibungen einzelner Häuser, Tempel u. s. w. eingehn, die ohne Abbildungen doch keine Anschauung geben, sondern nur die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der alten Stadt hervorheben, besonders die, welche sie von den uns bekannten Städten unterscheiden.

Schon ihre Straßen waren denen moderner Städte sehr unähnlich. Bei uns verleihen die Häuserreihen, welche die Verkehrswege von beiden Seiten einfassen, diesen einen bestimmten Charakter; in den Fronten der Häuser spiegelt sich die Lebensweise der Einwohner wieder; sie belehren uns auf den ersten Blick, ob wir uns in einem aristokratischen oder handeltreibenden, einem vornehmen oder gemeinen Quartier befinden. Unsre Straßen erhalten ihr eigenthümliches Leben dadurch, daß die Wohnungen ihnen zugekehrt sind und durch die Fenster mit ihnen communiciren. Bei den Alten, wie noch jetzt im Orient, war es anders. Das Leben des Hauses war nach innen gekehrt, ein Hofraum, der in seiner Mitte lag, war das Centrum, um das es sich bewegte, und die Straßenmauer hatte keinen andern Zweck, als die Privatwohnung von dem öffentlichen Verkehr zu trennen. Sie hatte daher im Erdgeschoß wenigstens kein Fenster, weil die Wohnzimmer ihr Licht vom Hofe aus empfingen, nur in den obern Stockwerken waren Fenster nach der Straße, aber unregelmäßig und vereinzelt, keinesfalls Fensterreihen, wie wir sie zu sehen gewöhnt sind. „Auf die nämliche Art, sagt Winckelmann, sind die Häuser in Aleppo gebaut, wie mir ein Missionar erzählte, so daß man auf den Straßen wie mitten in Festungswerken geht, wo man nichts als hohe Mauern erblickt. Wie bedaure ich das arme weibliche Geschlecht bei den Alten!" Von einem Charakter der Straße konnte also hier so wenig die Rede sein, als bei Wegen, die von Gartenmauern eingefaßt sind. — Natürlich ist auch die Straßenseite der Häuser möglichst einfach und schmucklos, außer daß etwa rothe und gelbe Ziegel stufenweis miteinander abwechseln.

Es gab aber doch ein Mittelglied zwischen Privatbesitz und Straßenverkehr, zwar nicht in den Häuserfronten selbst, aber unmittelbar davor. Der Erwerb, der sich nicht in den Straßenseiten der Privatwohnungen einnisten konnte, wie bei uns, siedelte sich vor ihnen an und diese Buden und Läden verengten natürlich die Straßen erheblich.

Wie sehr man diesen Uebelstand selbst in Rom empfand, das doch nach dem neronischen Brande breite Straßen erhalten hatte, lehrt uns ein Epigramm von Martial. Ganz Rom war ein großer Laden geworden, alle Straßen von Krämern und Händlern, Schenkwirthen und Barbieren in Beschlag genommen, es gab keine Hausschwellen mehr. Hier hingen am Pfeiler der Kneipe angekettete Weinflaschen, dort schwang mitten im dichtesten Gedränge der Barbier sein Scheermesser, dampfende Garküchen und Fleischläden waren überall in den Weg hineingebaut und Prätoren und Consuln sahen sich gezwungen, durch den Koth des Fahrdamms zu wandeln. Domitian schränkte diese Buden ein und nun wurden die Straßen, die bloße Pfade gewesen waren, wieder für den Verkehr wegsam. Noch viel mehr muß der Uebelstand in Pompeji merklich gewesen sein, dessen Straßen sehr schmal sind: man zog diese den breitern wegen des reichlicheren Schattens vor. Fast jedes Haus hatte gegen die Gassenseite einige mit gemauerten Ladentischen versehene Buden, die vermuthlich in den meisten Fällen den Hausbesitzern gehörten und von ihnen zu eignen Geschäften benutzt oder vermiethet wurden. Es fehlt nicht an zahlreichen Spuren, die auf die einst hier betriebenen Geschäfte schließen lassen. Da enthalten die Platten der Ladentische die geringelten Spuren von Tassen oder kleinen Gefäßen, wo einst Getränke verkauft wurden; in andern waren irdene Behälter eingemauert, in denen sich noch Bohnen und Oliven fanden; eine Bildhauerwerkstatt enthielt noch unvollendete Statuen, Marmorstücken und Werkzeuge. Die Bäckereien standen überall an den Vereinigungspunkten der Gassen, Handmühlen sind in mehrern derselben gefunden. So waren also in dieser Beziehung wenigstens die pompejanischen Straßen den neapolitanischen ähnlich, wo Handwerker und Händler vor ihren Läden sitzen und mitten im Gewühl arbeiten.

Die Straßen Pompejis sind vortrefflich mit großen unregelmäßigen Lavaplatten gepflastert, die sorgfältig ineinandergefügt sind: Zeugnisse eines Vesuvausbruchs, der jenseit der historischen Zeit liegt; die Alten betrachteten den Vesuv als einen ausgebrannten Vulkan. Zu beiden Seiten des Fahrdamms befindet sich überall ein eingefaßtes Trottoir. „Das Eigenthümliche der alten Stadtanlage ist aber, daß jede Straße eine parallele Hintergasse hat, ohne Bürgersteig und so schmal, daß Wagen nicht ausbeugen können. Man erkennt, daß diese Gassen blos zur Communication für Fußgänger bestimmt waren. Die Häuser gehen fast alle von einer Straße zu einer Hintergasse durch und haben zwei Eingänge, einen vordern für das öffentliche Geschäft und einen rückwärts oder zur Seite belegenen für die Familie.“

Man hat sich oft darüber gewundert, daß die Straßeneingänge der Häuser in Pompeji nirgend zu Einfahrten eingerichtet sind, in der Regel sind (abgesehen vom Trottoir) Thüren und Thore gegen die Gasse hin ein bis zwei Fuß erhöht und viele mit Stufen versehen. Auch haben sich nirgend Wagenschoppen

und Stallungen in der Stadt gefunden. Der Grund ist einfach der, daß man in Pompeji (außer mit Lastwagen) nicht fuhr. Wenn daher Bulwer in den letzten Tagen von Pompeji (die überhaupt eine Caricatur des antiken Lebens sind, trotz aller Ostentation mit gelehrten Citaten) die jungen Gentlemen in eleganten Wagen durch die Straßen kutschiren läßt, so ist das ein starker Verstoß gegen das Costüm. Der Wagen war im römischen Alterthum die Auszeichnung des Triumphators und der Priesterin, der Bürger aber ging zu Fuße, selbst die hochgestelltesten Personen; und wem das zu unbequem war, konnte sich in einer Sänfte tragen lassen, aber weder fahren noch reiten, denn das letztere galt als zu militärisch. Kaiser Claudius erinnerte durch ein Edict, daß selbst Reisende die Städte Italiens nur zu Fuß passiren dürften oder in einer Sänfte oder Chaise. Daß das Verbot öfter übertreten wurde, geht aus einem abermaligen Edict Marc Aurels hervor, der dasselbe einschärfte. Es waren also nur Lastwagen, die in den Städten hin- und herfuhren, und diese sind es, von deren Rädern die tief ausgefahrenen Gleise von Pompeji herrühren. Erst im dritten Jahrhundert wurde mit dem Ueberhandnehmen orientalischer Sitte der Gebrauch des Wagens in Rom gewöhnlich.

So muß man sich also die pompejanischen Straßen vorstellen, schmal, gut gepflastert, von Mauern eingefaßt, in denen hin und wieder in einem obern Stockwerk eine Fensteröffnung erschien, aber zu beiden Seiten von Läden und Buden besetzt, und in der Mitte von dem Gewimmel der Fußgänger belebt.

Auch die öffentlichen Plätze Pompejis sind natürlich klein, aber hier war es, wo sich der Glanz der antiken Städte am meisten entfaltete. Mit Marmorplatten gepflastert, von Colonnaden und öffentlichen Gebäuden eingefaßt, mit Statuen erfüllt, muß auch das pompejanische Forum im Alterthum einen sehr stattlichen Anblick geboten haben. Worin sich die alten Städte sehr zum Vortheil von den modernen unterschieden, das war grade die Pracht und Schönheit aller öffentlichen Bauten. Es war der republicanische und später der municipale Sinn, der diese Werke schuf, deren Ueberreste uns noch jetzt in Erstaunen setzen, wenn wir die geringe Bedeutung der Orte erwägen, denen sie angehört haben. Eine Beschreibung der Ueberbleibsel auf dem pompejanischen Forum mag man bei Overbeck nachlesen, hier soll nur an einen Umstand erinnert werden, der die Städte des Alterthums von den neuern charakteristisch unterscheidet. Dies war die große Menge der öffentlich aufgestellten Ehrenstatuen, die nur in einem Lande denkbar ist, wo das Material sehr billig ist, und in einer Zeit, wo Kunst und Handwerk ineinander übergehen. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß auch in kleinern Orten die Statuen gleichsam wie Pilze aus der Erde wuchsen. Pompeji hat nicht lange genug gestanden, um viele Kaiserstatuen zu haben; man kann aber mit Sicherheit an-

nehmen, daß es auch in viel kleinern Städten an Statuen des regierenden Kaisers und der wichtigsten Personen aus der kaiserlichen Familie nie fehlte. Desto reicher war Pompeji an Ehrenstatuen verdienter Bürger. Overbeck hat für den aufgegrabenen Theil gegen 70 zusammengerechnet, welcher freilich die wichtigsten öffentlichen Plätze und Denkmäler umfaßt, wonach man für die ganze Stadt mindestens die doppelte Zahl voraussetzen kann; eine Menge von Statuen, mit der verglichen die öffentlichen Denkmäler dieser Art in Paris und London äußerst winzig erscheinen.

Die Eigenthümlichkeit des antiken Privathauses ist schon oben angedeutet; nämlich, daß dessen Wohnräume nicht nach der Straße hinausgehen, sondern auf einen oder mehre Höfe münden, die entweder ganz offen oder theilweise bedacht sind, öfters auch als Gärten benutzt wurden. Außerdem überrascht überall die außerordentliche Kleinheit der Zimmer. Beide Eigenschaften der alten Bauwerke erklären sich aus den klimatischen Verhältnissen des Südens. „Die Alten, sagt Wackernagel in einem hübschen Aufsatze über Pompeji,*), lebten, und noch jetzt leben die Bewohner des Südens weniger zwischen den vier Wänden als wir. Sie verlangten vom Hause beinah nur, daß es ihnen ein schattiges und kühles Gelaß für die Zeit des Essens und des Schlafens gebe; deshalb sind hier auch die Fenster so selten, und noch seltener Glasfenster, und die Zugänge zu den Zimmern können öfter nur mit Vorhängen als wirklich mit Thüren verschlossen gewesen sein. Wo sie den Platz für sonstige Erholung und meist auch den für Arbeit gesucht haben, zeigen uns Italien und Spanien noch heutiges Tages: in der großen Stadt Neapel sitzen die Schneider und Schuster auf offner Straße und treiben ihr Handwerk, das Haus gibt Schatten und das Gewühl der Fußgänger und der Fahrenden stört nicht, es unterhält blos, und kommt der Abend, so wird das flache Dach erstiegen und die kühlere Luft geathmet, die von der See herweht; der Andalusier richtet sich zur Sommerszeit das sogenannte Patio, den Hof seines Hauses, der Atrium, Peristyl und Viridarium, alles zugleich ist, für Tag und Nacht zur behaglichen Wohnung ein, und arbeitet, ißt und schläft im Duft der Pflanzen, im Geräusch des Springbrunnens, im Schatten des Säulenganges oder der Decke, die er über den ganzen Raum ausspannt, um der zu heißen Sonne und dem Thau der Nacht zu wehren. Und wie viel Zeit verbrachten die Alten entfernt vom Hause, wie viele Zeit des Geschäfts oder der Muße in Forum und Basilica und Tempel und Theater!" — Diese letztere charakteristische Eigenthümlichkeit hat auch das Leben der modernen Italiener. Von einer häuslichen Geselligkeit, wie sie der Norden kennt, hat der Italiener keinen Begriff. Man besucht sich in der Theaterloge und gibt sich Rendezvous im

*) Basel 1849.

Buchladen und im Kaffeehaus. Für die meisten ist das Kaffehaus die zweite Heimath, dort trifft man sie am sichersten, dort werden Briefe für sie abgegeben.

Man sagt, es gebe Leute in Rom, die sich seit Jahren in demselben Kaffeehaus täglich treffen und sich nach italienischer Sitte Signor Antonio und Signor Adolfo nennen, ohne nur ihre respectiven Familiennamen oder Wohnungen zu kennen. Aerzte kommen jeden Abend in einer bestimmten Apotheke (Spezzeria) zusammen, um sich über medicinische Dinge zu unterhalten, und dort werden auch Bestellungen für sie abgegeben. In kleinern Orten ist die Spezzeria häufig das Centrum des geselligen Lebens. Da versammeln sich die Honoratioren oft schon in der Frühe und verschwatzen dann den größten Theil des Tages. Bei solchen Zuständen, die man sich für das Alterthum ähnlich denken muß, kann die Kleinheit der Zimmer nicht auffallen. Höchst auffallend ist es dagegen, daß die antike Bauart des Privathauses mit dem Hof in der Mitte, die dem klimatischen Verhältnisse des Südens so höchst angemessen ist, der modernen auch in Italien gewichen ist. „Ist es, weil die veränderte Art der Kleidung die höhern Stände und die neuere Zeit überhaupt empfindlicher gegen die äußere Luft gemacht hat, oder ist es vielmehr, weil im Mittelalter das Bürgerhaus zuerst das adlige Schloß nachahmte, und dann auf eignem Wege von der thurmartigen Festigkeit und Verschlossenheit abließ, ohne doch wieder auf die alte Bauart zurückzukommen, von der kein Vorbild zur Nachahmung mehr existirte? Die Klosterhöfe allein haben das alte Peristylium erhalten, aber kein Privathaus hat sie angenommen, vielmehr hat der neuere Baustil der städtischen Privathäuser eine solche Herrschaft gewonnen, daß man von Petersburg bis Palermo im Grunde auf dieselbe Art wohnt, und daß mit der europäischen Cultur auch das neuere europäische Haus als eine Nothwendigkeit wie die französische Kleidung in Griechenland und der Türkei eingeführt wird. Man baut im modernen Athen wie in Berlin oder Kopenhagen, und hatte doch noch einige Ueberreste der orientalischen Bauart, die der alten nahe kommt und dem Klima unendlich angemessener ist, vor sich. Nur der Engländer hat sich in seinem Hause anders eingerichtet, aber doch ebensoweit von der alten Art entfernt." (K. G. Zumpt, über die bauliche Einrichtung des Wohnhauses S. 29). Noch immer ist der dem König von Neapel vorgelegte Plan, ein Haus nach pompejanischer d. h. römischer Bauart herzustellen, so viel wir wissen, unausgeführt. Das sogenannte Haus des Pansa war dazu vorgeschlagen. Aber die herculanischen Akademiker konnten sich nicht darüber einigen, ob das Atrium mit oder ohne Dach restaurirt werden sollte, und während ihrer gelehrten Streitigkeiten wurde dies Haus zur Ruine, und wird es nach ihm noch manches werden, dessen Ergänzung eine Kleinigkeit gekostet haben würde. Die Probe, die König Ludwig von Baiern in Aschaffenburg gemacht hat, ist dem Verfasser nicht bekannt.

Sind nun aber die pompejanischen Zimmer klein, und konnten sie auch nicht besonders hell sein, da sie ihr Licht nur durch die offne Thür empfingen, so sind sie doch nichts weniger als vernachlässigt: wie reich sie durch Architektur, Sculptur, Malerei und Mosaik geschmückt waren, ist bekannt. Ueber den Charakter der pompejanischen Kunst wird unten gesprochen werden; hier wollen wir nur an die Bemerkung Goethes erinnern, wie nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt. Er sah in der Nähe von Neapel kleine Häuserchen, mit nur einem Hauptgemach, ohne Fenster, durch die offne Thür erhellt. Er erbat sich die Erlaubniß, in eines derselben einzutreten, und fand es reinlich eingerichtet, nett geflochtene Rohrstühle und eine Kommode, ganz vergoldet, mit bunten Blumen staffirt und lackirt.

Schließlich sei hier noch bemerkt, daß die früher allgemein verbreitete Vorstellung, die Häuser in Pompeji wären in der Regel einstöckig gewesen, längst als irrthümlich erkannt ist. Nur so viel ist richtig, daß das untere Geschoß die Hauptwohnung war.

Wir kommen nun zur Charakteristik der pompejanischen Kunst. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Entdeckung von Pompeji und Herculanum auf weite Strecken der alten Kunstgeschichte ein neues, ganz unerwartetes Licht geworfen hat; nur hat man mitunter aus der dortigen Kunstthätigkeit Schlüsse auf die Kunst der Alten überhaupt gezogen, die sich nicht rechtfertigen lassen. Wir haben den Vortheil, die Entstehungszeit der pompejanischen und herculanischen Kunstwerke großentheils ziemlich genau zu kennen. Nichts kann später als das Jahr 79 sein, an dessen 24. August beide Städte verschüttet wurden, und ein sehr großer Theil muß später sein, als das Jahr 63, in welchem beide durch ein Erdbeben gründlich verwüstet worden sind. So gewähren uns diese Entdeckungen ein reiches Material zur Beurtheilung der Kunstthätigkeit in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, die sich in Mittelstädten entfaltete.

Den Charakter der pompejanischen Architektur hat Overbeck sehr wohl entwickelt: die dortigen Bauten sind in der Regel nicht Material- sondern Tünchebauten. „Das wahrhaft künstlerische Zeitalter schafft Materialbauten d. h. es bildet seine Bauformen seinem Material gemäß, gründet die Formgebung seiner Monumente auf das Wesen seiner Materialien, welche es nie verhüllt und den Blicken zu entziehen trachtet, sondern als das sein Werk bedingende frei vor unsre Augen hinstellt. Das gilt in gleicher Weise von den Kalktuff- und Marmorbauten des alten Hellas, wie von den verschiedenen Bruchstein- und Ziegelbauten unsres Mittelalters. Ein unkünstlerisches Zeitalter dagegen baut schematistisch, ohne Rücksicht auf das Material, und da das Material ein für

allemal die Formen und Gliederungen des Baues bedingt und beherrscht, da es sich, zur Formengebung benutzt und verwendet, nie negiren läßt, so wird es negirt, indem man materiell einen formlosen Kern construirt und alle Form und Gliederung der verhüllenden Tünche anheimgibt. Das ist ein Unwesen, aus dem Unsolidität, Mangel an Präcision, Stilmacherei und Manier mit zwingender Nothwendigkeit folgt. — In Pompeji erscheint in den wenigsten Fällen das Material, alle bauliche Formgebung ist der verhüllenden Tünche überwiesen, ganz Pompeji ist, mit Ausnahme von ein paar öffentlichen Gebäuden aus älterer Zeit, in seinem neuen Aufbau nach dem Erdbeben eine getünchte und gemalte Stadt." Aber selbst die oberflächliche Behandlung der überlieferten Kunstformen thut im Ganzen und bei einer nicht zu strengen Prüfung, eine angenehme Wirkung: in der That hat die pompejanische Architektur bei allen ihren Fehlern im hohen Grade den Charakter der Heiterkeit, Leichtigkeit und Zierlichkeit. Man findet bei Overbeck eine interessante Aufzählung von Verstößen gegen die Grundregeln einer künstlerischen Architektur. Wir wollen hier nur an die Säulen erinnern, bei denen nur die obern zwei Drittheile cannelirt, oder die buntgefärbt sind: wie sie vielen Lesern aus den Proben im neuen Museum zu Berlin bekannt sein werden. Durch eine nur theilweise Cannelirung sowol als durch Bemalung wird der Charakter der Säule als der tragenden, vertikalen, strebenden Stütze verdunkelt und der Ausdruck ihrer Function zerstört. Ueber diesen und ähnlichen Geschmacklosigkeiten muß man aber auch die Phantasie und reiche Erfindungskraft der pompejanischen Architektur bewundern, die die überlieferten Grundformen unaufhörlich neu zu gestalten wußte.

Dieselbe üppige, aus dem Vollen schöpfende Erfindungskraft zeigt sich auch in der Ornamentik. Dabei sind die Marmorornamente in der Regel den Hauptformen mit richtigem Sinn untergeordnet, während im Stuckornament die Ueberladung bereits zunimmt und die Grundformen verhüllt und überwuchert.

Für die Geschichte der Plastik sind die Entdeckungen der verschütteten Städte am wenigsten belehrend gewesen, da es an Sculpturen, die man mit Bestimmtheit dieser Periode zuweisen kann, bei der großen Zahl der Kaiserbildnisse auch an kleinen Orten nicht gefehlt hat. In einer Beziehung jedoch haben Pompeji und Herculanum zu dem vorhandenen Material einen sehr erwünschten Zuwachs geliefert, durch die Erhaltung zahlreicher Bronzearbeiten. Man weiß, wie selten diese in unsern Museen sind, es ist nicht zu viel gesagt, daß mit alleiniger Ausnahme des museo Borbonico zu Neapel auf einige hundert Marmorwerke ein einziges Werk in Bronze kommt. Die Bronze war theils der Zerstörung mehr ausgesetzt, als der Marmor, theils wurde sie zu zahlreichen Zwecken eingeschmolzen und reizte die Habsucht, besonders wenn sie vergoldet war.

Wenn die Geschichte der Plastik durch die Entdeckungen wenig bereichert ist, so ist die der Malerei durch sie völlig umgestaltet. Bis zum achtzehnten Jahrhundert kannte man nur sehr wenige antike Gemälde, namentlich die aldobrandinische Hochzeit und die Malereien der Titusthermen. Nun aber besitzen wir aus Pompeji und Herculanum Hunderte von Bildern und Mosaiken jeder Gattung, die uns nach allen Seiten die reichsten Anschauungen geben. Auch hier freilich hat man mitunter vergessen, daß es doch immer nur Stubenmalereien einer kleinen Stadt aus der Periode der sinkenden Kunst sind, die wir haben; und wenn ein neapolitanischer Antiquar begeistert ausruft: hier sähe man, daß auch die Alten ihre Rafaele für die Historie, ihre Salvator Rosa für die Landschaft gehabt hätten, und es sei zweifelhaft, ob diese berühmten Maler die Alten erreichten — so ist das lächerlich. Wenn pompejanische Stubenmaler schon Rafael übertrafen, wie mögen dann wol die Bilder von Zeuxis und Apelles ausgesehen haben? Durch dergleichen Uebertreibungen, von denen sich auch bessere Kritiker nicht immer frei gehalten haben, thut man den pompejanischen Bildern grade am meisten Unrecht. Sie verdienen dagegen im Ganzen großes Lob, ja vielfach die höchste Bewunderung, wenn man sie für nichts Anderes nimmt, als was sie wirklich sind, nämlich Zimmerdecorationen eines unberühmten Städtchens, von untergeordneten Künstlern ausgeführt, zu einer Zeit, wo die Malerei nach dem Urtheil von Zeitgenossen in den letzten Zügen lag. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß die Wandmalerri im Alterthum immer ein untergeordneter Kunstzweig war und daß die größten Künstler nur Staffeleibilder gemalt haben.

Wir wollen bei der Technik der pompejanischen Wandbilder etwas verweilen, über welche wir sehr gründliche Untersuchungen in dem Buche von Wiegmann über die Malerei der Alten besitzen, das Herr Overbeck, so viel wir bemerkt haben, gar nicht gekannt hat. Wiegmann rühmt besonders, daß die Grundfarben der Wandfelder mehr oder weniger glänzend und von so ebener Oberfläche sind, als wäre die ganze Wand geschliffener Marmor. „Die Linien, Verzierungen und Bilder auf jenen glänzenden Gründen sind dagegen matt und glanzlos, so daß man sie immer gleich gut sehen kann, in welcher Stellung zum Licht man auch sei, während die Flächen der Felder bei gewissen Stellungen das Licht reflectiren. Darauf beruht ein außerordentlich schöner und eleganter Effect; denn es kommt dadurch bei jeder Ortsveränderung des Beschauers eine täuschende Bewegung in die Decoration und bald scheinen die Malereien auf dem lebhaft gefärbten dunkeln Grunde zu schweben.“ Nirgend ist eine Spur von Nachdunkeln oder Verbleichen der Farben, was sich augenblicklich durch die gestörte Harmonie verrathen würde. Diese Veränderungen treten erst ein, wenn die Bilder den Einwirkungen von Licht und Luft Preis gegeben sind; daher stimmen die Bilder und ihre farbigen Copien nicht mehr mit den Beschreibungen der herculanischen

Akademiker. Namentlich wird das lebhafte Dunkelroth, welches die stehende Grundfarbe aller pompejanischen Wände ist, bald vollkommen schwarz. Um so verdienstlicher sind die sogleich nach der Entdeckung gemachten Copien. Der Grund, mit welchem die Wände zur Aufnahme der Malerei überzogen sind, ist ein so hartgewordenes Stuck, daß Stöße und Berührungen andrer harter Körper nicht leicht Eindrücke darauf machen. Von diesem Grunde lösen sich die Tünchen und Malereien mit wenigen Ausnahmen nicht im Geringsten ab, auch bei der Behandlung mit fetten und ätherischen Oelen, Seife, Alkohol und Wasser. Sie besitzen also die nicht zu übersehende Eigenschaft, daß sie leicht und ohne Nachtheil von Staub und anderm Schmuz gereinigt werden können. Ihre Haltbarkeit hat sich fast durch zwei Jahrtausende bewährt!

Die viel ventilirte Frage, ob der Farbeauftrag der pompejanischen Wandbilder al fresco (auf nassen) oder a tempera (auf trocknen Grund mit einem Bindemittel) erfolgt sei, entscheidet Wiegmann für Fresco. Seine Gründe sind folgende: Erstens ist der Stucküberzug der Wände, wenn die Oberfläche groß oder reich verziert ist, nicht mit einem Mal über die ganze Wand ausgebreitet worden, sondern nach Maßgabe der Felderabtheilung zeigt sich derselbe angesetzt, und außerdem sind die Bilder, welche sich innerhalb der Felder befinden, von einer Ansatzfuge umgeben. Man sieht daraus, daß eine gewisse Frische und Feuchtigkeit des letzten Ueberzugs zum Färben, Glätten und Malen erforderlich war; denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte man mit größerer Leichtigkeit und Gleichheit die ganze Wand auf einmal überziehen können. Sodann zeigen sich mit einem Griffel eingedrückte Umrisse, Eintheilungen und Hilfslinien, die nicht überall durch die Malerei wieder verdeckt worden sind. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Zeichnung zu einer Zeit gemacht werden mußte, wo die Masse der Wandbekleidung noch weich und für leichte Eindrücke empfänglich war. Auch dies setzt ein Malen auf nassem Grunde voraus, denn auf trocknem hätte das Aufzeichnen mit Kreide oder dgl. bequem geschehen können, ohne eine Spur zu hinterlassen. Endlich behauptet Wiegmann, daß in jeder der angewandten Farben, auch dem tiefsten Schwarz, Kalk vorhanden sei. Die neuere Frescomalerei steht in technischer Hinsicht der pompejanischen in mancher Hinsicht nach. Der Mauergrund ist bei ihr nie eine so vollkommen ebene Fläche wie in Pompeji, die Färbung ist unklar und opak, und obendrein nicht gleichmäßig, sondern fleckig und rauh. Wiegmann hat behufs der Wiedereinführung der pompejanischen Malerei einen praktischen Versuch in einem Zimmer gemacht, das ihm der vor einigen Jahren verstorbene hannoversche Gesandte in Rom, Kastner, eingeräumt hatte. Er soll, mit Rücksicht auf das Ungewohnte der Technik für Maler und Maurer befriedigend ausgefallen sein, scheint aber keine weitern Folgen gehabt zu haben.

Wenn wir nun die pompejanischen Wände im Ganzen betrachten, so

drängt sich die Bemerkung auf, daß derselbe Decorationsstil Haus für Haus wiederkehrt. Alles ist „wie aus einem Guß entsprungen und aus einem Topfe gemalt.“ Andrerseits läßt sich aber nicht verkennen, daß verschiedene Theile derselben Wand verschieden behandelt sind, namentlich daß die in der Mitte befindlichen Figurenbilder öfter von einer andern Hand herrühren als das Uebrige. Beides hat Goethe in seiner Anzeige des Zahnschen Werks sehr wohl erklärt. Er setzt voraus, daß der größte Theil von Pompeji den sechzehn Jahren angehört, welche zwischen der Zerstörung durch das Erdbeben und der gänzlichen Verschüttung liegen, eine Voraussetzung, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat. „Wir werden jene Annahme noch wahrscheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Masse von Künstlern in dem römischen Reiche sich während des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergestalt, daß ganze Colonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte.“ So hat man sich ohne Zweifel die Entstehung jener durchweg übereinstimmenden Häuser- und Zimmerdecoration von Pompeji und Herculanum vorzustellen, daß dabei eine ganze Gesellschaft von Künstlern und Handwerkern zusammenwirkte, in der jeder seine bestimmte Thätigkeit mit Virtuosität ausübte.

Nach der Grundirung des Wandfeldes erfolgte die Abtheilung in kleinere Felder durch jene grotesken Zierrathen, jenes Rohrwerk von schmächtigen Säulchen, lattenartigen Pföstchen, jenen geschnörkelten Giebeln, und was sich sonst von abenteuerlichen Blumenvasen, Schlingranken, wiederkehrenden seltsamen Auswüchsen daraus entwickeln, was für Ungeheuer daraus hervortreten mochten. Springt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus dem Blättervolute heraus, so ist es ein Zeugniß, daß die Thiermaler, in die allgemeine Verzierergilde eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen. — Nun mochten sich auch wol fertige Künstler finden, welche eine leichte Figur auf die einfarbige Wand in der Mitte zeichneten und malten. Um nun auch den höhern Kunstsinn zu befriedigen, so hatte man schon (und wahrscheinlich in besonderen Werkstätten) sich auf die Fertigung kleiner Bilder gelegt, die auf Kalktafeln gemalt in die weite getünchte Wand eingelassen, durch ein geschicktes Zustreichen mit derselben völlig ins Gleichgewicht gebracht wurden. In der That sind zu Stabiä auf dem Boden des Zimmers einer Villa vier solche Gemälde gefunden worden, die an die Mauer gelehnt waren, und offenbar die Bestimmung hatten, in eine Wand eingelassen zu werden.

Ueber den Kunstwerth der pompejanischen Bilder können wir hier nicht ausführlich sein. Den Preis dürften vor allen übrigen die mit Recht berühmten schwebenden Figuren verdienen. Winckelmann sagt von ihnen: „sie sind flüchtig, wie ein Gedanke, und schön, wie von der Hand der Grazien ausgeführt.“ Hätte Lessing sie gekannt, als er den Laokoon schrieb, so würde er die Frage,

ob die bildende Kunst schwebende Figuren darstellen dürfe, schwerlich aufgeworfen, geschweige denn verneint haben.

Von diesen Schätzen, welche die Erde so treu durch achtzehn Jahrhunderte bewahrt hat, geht theils durch die bei der Herausförderung unvermeidlichen Beschädigungen, theils durch das unverantwortliche Verfahren der neapolitanischen Regierung nur zu viel verloren. Wie oft bemerkt Zahn von den prächtigsten Wänden, daß nach kurzer Zeit wenig oder gar keine Spur mehr von ihnen geblieben sei. Aber schlimmer als Wind und Regen ist die neapolitanische Indifferenz und jener scheußliche Neid, der das Kostbarste lieber selbst zerstört, ehe er es fremden Händen übergibt, die es zu nutzen verstehen. Schon Winckelmann beklagt, „daß diejenigen Gemälde, welche nicht besonders geachtet werden und nicht für das königliche Museum bestimmt sind, auf ausdrücklichen Befehl der königlichen Regierung zersetzt und verderbt werden, damit dieselben nicht in fremde Hände gerathen." Interessante Mittheilungen über die Schwierigkeiten, die man fremden Künstlern und Gelehrten in den Weg legt, macht der englische Archäalog Gell. Fremde erhalten selten Erlaubniß, ein Bild eher zu copiren, als bis es zerstört ist, während doch weder einheimische Künstler an Ort und Stelle vorhanden sind, um die nöthigen Copien zu machen, noch ein Publicum, um sie zu kaufen. So muß man die Bilder von der Wand in einem günstigen Augenblick förmlich stehlen, um sie ewiger Vergessenheit zu entreißen. Wird die Erlaubniß endlich ertheilt, so sind sie längst zerstört; erst 1826 erhielten z. B. Fremde Erlaubniß, die vor 1823 gemachten Entdeckungen zu zeichnen u. s. w. Gell versichert, daß alle in seinem Buch abgebildeten Sachen mit wenigen Ausnahmen spurlos verloren sein würden, wenn er sich nicht im günstigen Moment an Ort und Stelle befunden hätte und im Stande gewesen wäre, sie zu copiren.

Im vorigen Jahrhundert, als die pompejanischen Gemälde noch wenig bekannt waren, konnten Betrüger ohne Schwierigkeit nachgemachte für antike verkaufen. Ein venezianischer Maler, Joseph Guerra, der in Rom lebte († 1761), machte gute Geschäfte mit solchen antiken Bildern aus eigner Fabrik. In der Vorrede zu den herculanischen Alterthümern wird von ihm mit Achtung gesprochen, Winckelmann nennt ihn mittelmäßig. Unter andern Gemälden, die er nach Frankreich und England verkaufte, stellte eins den Tod des Epaminondas vor. Epaminondas sah aus wie ein Gerippe, eine lange, abgezehrte Figur in Giottos Stil, und wurde von Soldaten getragen, die über und über mit alten eisernen Rüstungen aus dem 13. Jahrhundert bedeckt waren.

Dieser flüchtige Ueberblick über Pompeji und seine Kunst möge hier genügen. Weit besser als die Wohnungen der Lebenden sind die der Todten erhalten; wegen ihrer soliden Bauart ist ein Theil der Grabdenkmäler vor dem herculanischen Thor noch durchaus unversehrt, so daß nichts fehlt als die

Blumenkränze, die sie an den Todtenfesten schmückten, die Wohlgerüche, deren Duft hier aufstieg, um uns glauben zu machen, daß sie eben erst errichtet worden seien. Die Sitte der Alten, ihre Gräber vor den Thoren der Städte längs der Landstraße anzulegen, ist bekannt. Daher rühren auf den antiken Grabschriften die stehenden Anreden an den Wandrer; man wünschte, daß die Abgeschiedenen im Gedächtniß der Nachkommen gleichsam eine zweite Existenz fortführen sollten; daß der Vorüberziehende an ihrem Grabe verweilen, ihr Andenken segnen und ihnen den Wunsch hinüberrufen möchte, daß ihnen die Erde leicht sei. Diese Anrede an den Wandrer ist sonderbarerweise auch in die modernen Epitaphien übergegangen, obwol über unsre ummauerten und eingehegten Kirchhöfe doch in der That Wandrer auch beim besten Willen nicht ziehen können.

Schließlich noch ein Wort über die muthmaßliche Anzahl derer, die bei der Verschüttung Pompejis ums Leben gekommen sind. Overbeck sagt: Im Ganzen zählt man 400, nach andern gegen 600 in Pompeji gefundene Gerippe. Aber diese Angabe ist völlig unzuverlässig. Eine zuverlässige zu geben ist unmöglich, weil die Gerippe bei der Auffindung häufig so morsch sind, daß sie sogleich in Staub zerfallen, und eine Zählung niemals auch nur versucht ist. Viele Angaben beruhen ganz auf den Aussagen der Ciceroni, von deren Lügen unter andern ein Pröbchen ist, daß im Amphitheater die Gerippe von 8 Löwen gefunden sein sollen. Nun war aber die Löwenjagd ein ausschließlich kaiserliches Vorrecht, also ist an Löwen in dem Amphitheater kleiner Städte nicht zu denken. Goro von Agyagfalve glaubt, es seien (bis 1825) keine 150 menschliche Skelette gefunden worden, Mayer spricht von 200, Wackernagel (1849) von etwa 400 bis jetzt entdeckten. Gell (1837) berechnet nach der Zahl der aufgefundenen Skelette die Gesammtsumme derer, die in der Stadt und den muthmaßlichen Vorstädten umgekommen sind auf nicht weniger als 1300. Aus diesen so stark differirenden Angaben geht zweierlei hervor: erstens, daß eine auch nur ungefähre Berechnung sehr zweifelhaft ist, und zweitens, daß die Anzahl der Verschütteten verhältnißmäßig doch sehr groß gewesen ist, da man annehmen muß, daß sie durch den anfangs dünnen und spärlich fallenden Aschenregen zu rechter Zeit gewarnt worden sind. Jahn sagt, daß fast in jedem Hause Skelette ausgegraben werden! — Es ist gräßlich, sich das Ende dieser Unglücklichen vorzustellen, besonders solcher, die unvermögend waren, zu fliehen. So sind z. B. in der Gladiatorenkaserne (früher Soldatenquartier genannt) Gerippe mit Schließeisen an den Füßen gefunden worden. Nicht minder furchtbar war der Tod derer, die sich in Keller geflüchtet hatten, und deren scheinen nicht wenig gewesen zu sein. In dem sogenannten Landhause des Diomedes fand man 17 in einem Keller. Durchsickernde Feuchtigkeit hat hier aus der Asche einen Teig gemacht, und in diesem Aschenteige hat sich ein weiblicher Busen abgeformt, der im Musem zu Neapel aufbewahrt wird.

Pariser Brief.

Der pariser Congreß ist nahe am Ende seiner Laufbahn angekommen und es stellt sich schon jetzt heraus, was wir in unsrem jüngsten Schreiben gesagt, daß der Friede, dem wir entgegensehen, die größte Wahlverwandtschaft mit dem Kriege haben werde, der ihm vorausgegangen war. Dies wird dem Leser noch deutlicher werden, wenn wir den Stand der Verhandlungen betrachten, insofern sich dieselben auf Fragen beziehen, die nicht unmittelbar Gegenstand des Friedensvertrages sind. Dies gibt uns zugleich Gelegenheit, unsrem Versprechen nachzukommen und unsern Lesern auseinanderzusetzen, so gut dies jetzt schon thunlich ist, was im Interesse Sardiniens und Italiens versucht wurde.

Sowol Frankreich als England haben den Wunsch, ihren tapfern Bundesgenossen zu belohnen und Italien ihre Sympathien zu bezeigen, und sie würden ihren Willen auch sofort bethätigt haben, wenn nicht selbst in dem beschränkten Kreise, den man sich im vorhineinausgesteckt hatte, Oestreich und der Papst als ebenso begreifliche wie natürliche Hindernisse aufgetreten wären. England, wie sich das erwarten ließ, zeigte sich bereitwillig, über die Rücksichten hinauszugehen, welche die päpstliche Herrschaft Frankreich empfiehlt. Es wollte dem Papst die Legationen einfach weggenommen und dem Königreich Sardinien hinzugefügt wissen. Die Gründe, welche für diese Veränderung geltend gemacht wurden, sind plausibel genug. Der Papst, so sagte England, sei nicht im Stande, dies hat die Erfahrung gelehrt, die Legationen gehörig zu regieren und die östreichsche Besetzung derselben, welche beiden Westmächten gleich unangenehm ist, könnte sofort aufhören. Die fortwährenden Bestrebungen der Bevölkerung in den Legationen nach freiheitlichen Institutionen würden in dem constitutionellen Regime Sardiniens Genugthuung finden und Mazzini, überhaupt die Revolution, eine große Anzahl von Anhängern verlieren. Es wäre genau zu erwägen, meinte Lord Clarendon, daß, wenn Sardinien ohne Vortheil aus diesem Kampfe hervorginge, dies genügen würde, die revolutionäre Partei in Italien, welche gegen den Anschluß Piemonts an die Westmächte gearbeitet hatte, in den Augen des Landes zu heben.

In dieser factischen Auseinandersetzung fortfahrend fügen wir hinzu, daß Graf Walewski Frankreichs Sympathien für Italien in sehr warmen Worten ausdrückte, so wie auch die Bereitwilligkeit, dieselben zu bethätigen. Die von England vorgeschlagene Veränderung wurde jedoch kurzweg zurückgewiesen. Die Ursache liegt nahe. Der Kaiser hatte seit Monaten am päpstlichen Hofe arbeiten lassen, um den heiligen Vater zur Uebernahme der Taufpathenstelle beim Kinde des Kaisers zu bewegen. Dieser hatte kurz vor dem Zusammentritt des Congresses oder gleichzeitig mit demselben eingewilligt, obgleich auf eine für Frankreich demüthigende Weise, indem der Papst nicht selbst nach Paris zu

kommen, sondern die angenommene Function durch einen stellvertretenden Cardinal ausüben zu lassen versprach. Napoleon III. hält viel auf die Gewalt und den Einfluß des Papstes und er scheint sich mit diesem vertragen zu wollen, um durch ihn auf die zum Theil dem Legitimismus geneigte Geistlichkeit zu wirken. Es wurde in der That bemerkt, daß der Kaiser, der, wenn es seinen Zwecken gemäß ist, nicht vor einem Gewaltstreich zurückschreckt, den Klerus, selbst den feindlichen legitimistischen, fortwährend mit Schonung behandelte, ja demselben Concessionen machte, welche mit dem Concordat Napoleons I. nicht ganz in Einklang stehen möchten, wie die auffallende Vermehrung der Klöster und Orden, wenn nur die imperialistische Autokratie sich nicht dadurch berührt fühlte. Das gute Einvernehmen mit dem Papst hat sich noch ganz neuerlich durch einen der Regierung sehr willkommenen Vermittlungsact geäußert, indem Pius IX. den einzigen unabhängigen Bischof Frankreichs, Monseigneur Baillès von Luçon zum Abtritte zwang. Wie konnte man von der Regierung Frankreichs verlangen, daß sie in eine so verhältnißmäßig radicale Maßregel einwilligen würde? Zwar ist das System Ludwig Napoleons nichts als eine Mosaik von Widersprüchen, die ihre Steinchen, aus denen das Bild des heutigen Bonapartismus zusammengesetzt ist, bald auf dem Felde des traditionellen Absolutismus, zum Theil auf jenem des Absolutismus im Frack und in der Tricolore oder auf dem Gebiet des Socialismus und der materiellen Anschauung und Bestrebung unsrer Zeit sammelt. Diese Widersprüche leugnen wollen, hieße blind sein, aber der von England geforderte war zu auffallend und vorzüglich in diesem Augenblicke unbequem. Ludwig Napoleon benutzt den Katholicismus für seine Zwecke und dies kann nur geschehen, indem er demselben dient. Es ist eine schärfere Ausbildung des Gedankens von Napoleon I., aber es ist diese Richtung des Kaisers weder eine originelle, noch eine vereinzelte. Es ist eine ganze Partei, eine politische Partei, zu der auch Protestanten zählen, welche die Nothwendigkeit des Katholicismus für Frankreich vertheidigt, ungefähr wie Ammen die Bourrelets für kleine Kinder in Schutz nehmen, damit diese nicht auf die Köpfe fallen. Louis Napoleon kann sich schmeicheln, mit dem großen Staatsmann Guizot, der Ludwig Philipp um seine Krone brachte, einer Meinung zu sein. Wir können nicht umhin, dies durch eine Stelle aus Guizots Vorrede zur neuesten Auflage der Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Civilisation zu beweisen: „Ich, d. h. der Protestant Guizot, finde keinen Geschmack daran, gegen Ueberzeugungen zu kämpfen, welche ich ehre aber nicht theile, und gegen moralische Gewalten, welche ich eher stärken als schwächen möchte, obgleich ich nicht unter ihrer Fahne diene. Ich habe versucht, die Rolle der katholischen Kirche in der Entwicklung der europäischen Civilisation zu schildern. Ich habe es mit Freiheit gethan, aber auch, ich bin dessen gewiß, mit einem tiefen Gefühl der Billigkeit und der Achtung; ich erlaube

mir sogar hinzuzufügen mit der Absicht, der katholischen Kirche wieder die Achtung und Anerkennung zuzuführen, welche ihr zukommt und die man ihr seit einem Jahrhundert verweigert, vielleicht sind meine Bemühungen in diesem Sinne keine vergeblichen gewesen.... Ich bin überzeugt, daß für sein sittliches und sociales Wohl Frankreich christlich werden muß und daß es, indem es christlich geworden, katholisch bleiben wird. Ich würde mir nie verzeihen, etwas zu thun, was dem Fortschritt auf diesem Wege schaden könnte."

Was ist also natürlicher, als daß England mit seinem Antrage durchfiel. Es wurden indessen sehr dringende Schritte beim Kaiser gethan, um doch irgend etwas und wäre es noch so geringes auf dem betretenen Wege durchzusetzen. Wie man uns mittheilt, wäre der Kaiser nicht ungeneigt, beim Papste dahin zu wirken, daß dieser seinen (des Kaisers) Brief an Edgar Ney, der seiner Zeit so viel Aufsehen machte, gewissermaßen verwirkliche. Die Legationen würden eine unabhängige Regierung und den Code Napoléon erhalten. England und Frankreich wären, dies glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu können, wol einig, allein haben sie auch den Willen England, Oestreich und Frankreich der päpstlichen Gewalt gegenüber so energisch aufzutreten, als nothwendig wäre, um diese Reform durchzusetzen? Dies ist sehr zweifelhaft und es müßte sich manches geändert haben, soll beim Beginn der Verhandlung, welche erst nach Berichterstattung der in der Angelegenheit der Donaufürstenthümer und der bessarabischen Grenzangelegenheiten ernannten Commission stattzufinden hat, ein günstiges Resultat zu hoffen sein. Der Kaiser scheint dies zu versprechen, aber nicht in dem Tone, in dem er Willensmeinungen äußert, von denen kein Rücktritt mehr möglich ist. Der Ausgangspunkt der Verhandlung wird nicht sowol das Interesse des Liberalismus in Italien sein, denn dazu fühlt der Congreß, der einem beschränkten, einem Localkriege folgt, keinen Beruf in sich, so sehr man auch Kriegsmaschinen hinter dem fünften Punkte suchen mochte. Der Ausgangspunkt wird der Rückzug der Franzosen aus Rom und der Oestreicher aus den Legationen sein. Einfach, ohne Palliativ ist diese Maßregel nicht auszuführen, das ist aller Welt klar, und verewigen kann sich die Besetzung des Landes durch fremde Truppen auch nicht. So hofft man denn Oestreich und dem Papste begreiflich machen zu können, daß etwas geschehen müsse, um die päpstliche Gewalt wieder zu einiger Volksthümlichkeit in Italien zu bringen. Diese Reform, schmeicheln sich die Westmächte, würde dem verbündeten Piemont auch nützen, weil dieser Fortschritt in Italien als Folge der sardinischen Hilfsgenossenschaft geltend gemacht werden würde. Zwar hat man auch einer directen Belohnung Sardiniens noch nicht definitiv entsagt, allein alles, was bisher vorgeschlagen wurde, scheiterte an der Halbheit, mit welcher

man bisher auftrat. Es klingt gradezu wie Projectmacherei, wenn gesagt wird — und wir dürfen es Ihnen verbürgen, daß davon die Rede gewesen, Sardinien durch Parma zu entschädigen, die Regentin mit Modena zu entschädigen, und den Herzog dieses Ländchens zum Fürst der vereinigten Donauprovinzen (Moldau, Walachei) zu proclamiren. England und Frankreich legen Nachdruck auf die fortwährenden Unruhen in Parma, die grade in diesem Augenblick wieder zum Belagerungszustande in Parma geführt haben, und suchen Oestreich zu gewinnen. Dieses müßte sich aber eine doppelte Ohrfeige gefallen lassen, auf der einen Wange in Italien und auf der andern in den Donaufürstenthümern, wozu es bis zur Stunde keine große Lust zeigt. Diese Macht fühlt sich ohnedies gedemüthigt genug, daß sie auf dem Congresse hier nicht die Rolle gespielt hat, welche es für sich träumte und ist keineswegs zu Concessionen dieser Art gelaunt. Der Umstand ferner, daß der Congreß ohne Ernennung einer Commission mit der Lösung der Frage in den Donaufürstenthümern nicht fertig werden kann, beweist, daß er schon jetzt darauf gefaßt ist, die Sache fallen zu lassen und auf eine günstigere Zeit zu verschieben. Er hat sein Augenmerk zunächst auf die Schlichtung des Hauptstreites, der auf Rußland und die Türkei bezüglichen Fragen gerichtet. Zufrieden geht aus diesem Frieden kaum eine Partei hervor und das ist eben kein gutes Prognostikon für die Dauer desselben. So viel jetzt zu urtheilen ist, hat Europa im Allgemeinen gewonnen und Frankreich an moralischer Gewalt. Es ist für Europa ein Gewinn, daß Rußland im schwarzen Meere paralysirt und im baltischen Meere (wenn auch nur wenig) geschwächt wurde. Es ist für Europa ein Gewinn, daß die Donauschiffahrt freigegeben ist. Es ist für Europa ein Gewinn, daß die Schwäche der Türkei noch deutlicher geworden und daß die Reformen, zu welchen der kranke Mann gezwungen ist, nicht in russischer Apotheke gebraut, sondern unter Aufsicht aller Großmächte vor sich gehen werden. Es ist ein Gewinn, daß der Orient, indem er den Kriegsunternehmungen verschlossen wird, sich dem Handel, der Industrie, der Civilisation des Westens öffnet. Aber die einzelnen Mächte haben nicht viel gewonnen. Rußland geht geschwächt und gebeugt aus dem Kampfe hervor und es muß sich mit dem Trost begnügen, daß es, durch das Bewußtsein seiner offenbarten Schwäche naturgemäß zu größerer und angestrengterer Entfaltung seiner Kräfte hingewiesen, in einer gegebenen Zukunft Nutzen aus der theuer bezahlten Lehre schöpfen kann. England ist innerlich aufgerüttelt, äußerlich gedrückt aus dem Kampfe heimgekehrt. Es hat sich nicht als die Macht bewiesen, für die es gegolten hatte, der Krieg war zu früh für dasselbe gekommen und hat auch zu früh geendigt. Frankreich hat den internationalen Einfluß wiedergewonnen, um den es seit dem Sturz des ersten Kaiserreichs gekommen war, aber die Regierung ist nicht fester, nicht populärer geworden und die Lasten, die

es sich auferlegt hat, fanden bisher noch keine ausreichende Compensation in jenem. Es wird sich wenigstens erst zeigen müssen, ob die Vortheile, die Frankreich möglicherweise für sich in Anspruch nehmen konnte, diesem wirklich zufallen werden. Die englisch-französische Allianz, deren Nothwendigkeit diesseits des Rheins als eine Staatsmaxime betrachtet wird, kann und wird von ungeheuern Folgen werden, aber bisher hat hier der Muth und jenseits des Kanals der Wille gefehlt, dasjenige zu erstreben, was solchen Mitteln kein Unerreichbares und allein das Heil für Europa wäre. Oestreich hat lange Zeit durch seine Künste geblendet; die Befreiung der Donau wird dem materiellen Interesse seines Landes zu Gute kommen, aber es hat weder den Einfluß, noch die Achtung im Orient gewonnen, ohne welche es kein dauerndes Gebäude für künftige Ausdehnung im Osten begründen kann. Es steht womöglich noch isolirter da, trotz seiner neuen Freundschaften, denn je. Rußland hat es tödtlich verletzt und kann auf den Bundesgenossen für seine absolutistische Politik nicht zählen. Es hat sich aber dem Westen nicht genug genähert und bei diesem wie in der öffentlichen Meinung den vorübergehenden Glanz verloren, den es sich durch Vorspiegelung einer westlichen Politik für einen Augenblick erworben hatte. Deutschland ist zum Bewußtsein seiner diesfälligen Täuschung gekommen. Es hat in Sardinien einen neugestärkten Gegner in Italien bekommen und je feindseliger es sich einem Compromisse zeigt, um so entschiedener wird Piemont wieder an die Spitze, wenn nicht der revolutionären, doch der unitaren Partei in Italien gedrängt. Sardinien selbst ist der revolutionären Partei gegenüber geschwächt, weil es aus dem Kriege keine andere Trophäe heimbringen dürfte, als seine eigne Tapferkeit und Rechtschaffenheit. Preußen hat seine Neutralität bewahrt und das ist der von Oestreich verfolgten Politik gegenüber ein Verdienst, wenn die Ehrlichkeit ins Gesicht gefaßt wird; vom Standpunkt der europäischen Politik aus kommt das berliner Cabinet nicht mehr in Frage, als dies beim Congresse der Fall ist, der es zum Zeugen nach geschehener Arbeit angerufen hat. Die Türkei wird seufzen über ihre vielen guten Freunde; was die Civilisation gewinnt, das verliert diese Macht als solche, die sich ohne fortdauernde Vormundschaft kaum aus den Widersprüchen wird herausarbeiten können, in die sie durch die neue Aera, die für ihre Länder beginnt, verwickelt ist. Brunnow hatte nicht Unrecht, Aali Pascha, als dieser vom concert européen sprach, daran zu erinnern, daß dieses concert européen une sacrée musique werde hören lassen. So bleibt denn im europäischen Staatssystem insoweit alles beim Alten und es sind zu den alten blos neue Keime einer modernen Entwicklung hinzugetreten und neue Erfahrungen gemacht worden hinsichtlich der Bedeutung der Factoren, welche das europäische Schicksal ausmachen.

Die Industrie, welche ungeduldig schnaubt wie ein eingehaltener Dampfer,

aus dessen Schornstein der Ueberfluß an Dampf hinaus sich windet, wird durch ihre Thätigkeit in der nächsten Zeit die Politik vergessen lassen, und die Diplomatie wird bei der nach jeder Kraftanstrengung eintretenden Müdigkeit eine Weile ihre Partie Ecarté wieder aufnehmen können. – Die alten Verbündeten, die neuen Freunde, wie die neuen Feinde und die jüngst Versöhnten werden in den neuen Zuständen so bequem als möglich sich einzurichten suchen, aber auf die Dauer kann es ihnen ebensowenig als Europa in diesem zusammengestoppelten Frieden ganz wohl werden.

Literatur.

Schatzkästlein des Gevattersmanns. Von Berthold Auerbach. Stuttgart und Augsburg, Cotta. — Die hier gesammelten Fragmente rühren aus einem Kalender her, der 1845—1848 erschien. Es sind Geschichten, Anekdoten, Schwänke und ernsthafte Abhandlungen, wie man sie in einem Kalender liest, alle in dem gemüthlichen Ton Auerbachs erzählt und mit seinem bekannten plastischen Talent ausgestattet. Es versteht sich von selbst, daß diese kleinen Bilder, die für eine bestimmte Localität berechnet waren, viel verlieren müssen, wenn man sie von ihrem natürlichen Boden trennt und eine sorgfältigere Scheidung des Bedeutenden vom Unbedeutenden hätte in der That nichts geschadet. Doch sind die Gaben, die hier geboten werden, reichlich genug, um die Berechtigung dieser Sammlung anerkennen zu lassen. Sie können auch in dieser Form in die Hände des Volks übergehen und haben nebenbei ein culturhistorisches Interesse. Auerbach hat mit seinen Schriften, obgleich er niemals eigentlicher Politiker war, immer einen praktischen Zweck verknüpft. Er suchte die Gesinnungen des Liberalismus im Volke zu verbreiten und namentlich auf den Weg hinzuweisen, den jeder einzelne zur Bethätigung seiner Gesinnung einzuschlagen hätte, ohne erst auf einen allgemeinen Umschwung zu warten. Auf solche Bestrebungen hat bei dem redlichsten Willen und der besten Einsicht der Wechsel in den Zeitstimmungen immer einigen Einfluß und dieser macht sich hier doppelt geltend, da die genannten vier Jahre entscheidend für den Umschwung in den Ansichten und Ueberzeugungen Deutschlands waren. Wir können hier bei einem geistvollen Schriftsteller diese Steigerung von wohlmeinender Opposition zu heftiger Erbitterung auf eine sehr lehrreiche Weise verfolgen und wir möchten den dringenden Wunsch aussprechen, daß diese Erfahrung beherzigt werde, damit wir dasselbe Schauspiel nicht zum zweiten Mal erleben dürfen; denn auch der Unmuth jener Jahre fing mit stumpfer Gleichgiltigkeit an, bis diese Gleichgiltigkeit sich endlich in Haß verwandelte. Wie gering man auch von der öffentlichen Meinung denken mag und auch wir sind keineswegs geneigt, dieselbe zu überschätzen, so bleibt sie doch ein sehr beachtenswerther Factor der Geschichte und es rächt sich unausbleiblich, wenn man sie zu gering anschlägt. Der Pulsschlag des Lebens geht jetzt schneller, die Stimmungen und Krankheiten greifen massenhafter ineinander über und wir können nicht lebhaft genug wünschen, daß unserm Volk die Uebel erspart werden mögen, von denen wir bis jetzt doch nur einen sehr dürftigen Vorschmack haben.

Naturwissenschaften. Der Cynismus, mit welchem die moderne Naturwissenschaft sich über die geistigen Beziehungen des Menschen ausläßt, ruft eine Reihe kampfgerüsteter Gegner hervor, die mit mehr oder minder Erfolg die üblen Wirkungen von Moleschott, Vogt, Büchner und andern zu paralysiren suchen. Wir haben unsrerseits an diesem Kampf lebhaften Theil genommen und können uns daher hier damit begnügen, auf die Schriften der uns befreundeten Richtung hinzuweisen. Den Vorzug darunter geben wir dem Werk von Julius Schaller: Leib und Seele, zur Aufklärung über Köhlerglauben und Wissenschaft (Weimar, Böhlau). Daran schließt sich: Die neueste Vergötterung des Stoffs, ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes, von August Weber (Gießen, Ferber). — Wir haben bereits mehrfach ausgeführt, daß die Naturwissenschaft vollkommen Recht hat, materialistisch zu sein, da sie es lediglich mit der Materie zu thun hat; daß sie aber Unrecht hat, die Kategorien des niedern Lebens, innerhalb dessen sie sich bewegt, auf die Sphäre des höher entwickelten Lebens anzuwenden. In jeder concreteren Lebensentwicklung tritt ein neues Moment ein, welches der niederen Stufe verschlossen bleibt. Die Kategorien der reinen Mathematik reichen für die Mechanik nicht aus, die Kategorien der Chemie nicht für die Physik, und ebensowenig die Kategorien der Physiologie für die Psychologie. Wenn man meint, den Geist durch Zurückführung auf seine materielle Grundlage aufzuheben, so ist das derselbe Irrthum, als wenn man in der Aesthetik die Idee des Erhabenen auslöschen wollte, weil der materielle Gegenstand dieses Gefühls, z. B. der Montblanc, sich in Kies, Erde und Schmuz zerlegen läßt, also in Momente, die an sich betrachtet nichts weniger als erhaben sind. — Wenn die cynische Form, in der dieser Materialismus sich ausspricht, auf die unwissende Menge, die nicht gewöhnt ist, Begriffe zu scheiden, eine nachtheilige Wirkung ausübt, so wird man dieser erfolgreich nicht durch speculative Widerlegungen, sondern durch freie Entwicklung des Idealismus entgegenwirken. Es ist schlimm, daß im gegenwärtigen Augenblick der Idealismus der Philosophie und der Dichtung erlahmt ist, und daß das religiöse Leben sich mehr und mehr in ein Gebiet flüchtet, welches nicht blos über der Natur, sondern außer der Natur steht. Der systematisch durchgeführte Supranaturalismus geht mit dem systematischen Materialismus Hand in Hand, oder, wie man sich sonst ausdrückte, der Aberglaube mit dem Unglauben. Es ist zwischen diesen Gegensätzen auch keine Vermittlung möglich, die nur auf dem Boden des echten Idealismus denkbar wäre. Sie schließen einander aus, und nur das materielle Uebergewicht kann den Kampf entscheiden. — Man versucht von Zeit zu Zeit den Idealismus auf speculativem Boden wieder aufzunehmen, und auch gegenwärtig liegen uns einige beachtenswerthe Versuche der Art vor. Wir erwähnen nur: „Die Grundlagen des sittlichen Lebens. Ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik, von Hofrath Schliephake (Wiesbaden, Kreidel und Niedner)." Ferner: „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten (Nördlingen, Beck)". Im Allgemeinen haben aber solche Versuche keine große Aussicht auf Erfolg, da die Zeit die philosophischen Strömungen nicht begünstigt. Viel wichtiger ist der Fortschritt unsrer historischen Literatur, auf den wir schon in andrer Beziehung mehrfach hingewiesen haben, denn in der Geschichte entwickeln sich die Ideen auf eine unmittelbar fruchtbringende naturwüchsige Weise, und wer das Große in der

Wirklichkeit vor seinen Augen entstehen sieht, der wird an der Existenz des Großen und Erhabenen nicht zweifeln, nicht daran denken, das Geistige und Ideelle atomistisch zu zersetzen. — Wichtig ist ferner die gleichmäßig constructive Ausbildung der allgemeinen Naturwissenschaft, in der Weise, wie sie Humboldt in seinem Kosmos versucht hat. Da dieses tiefsinnige Werk für Laien nur durch Commentare genießbar gemacht werden kann, erwähnen wir hier der vortrefflichen „Briefe über Humboldts Kosmos, von Cotta", wovon die dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage (Leipzig, Weigel) im Lauf der letzten Monate erschienen ist. Es ist wichtig, wenn das große Publicum darauf aufmerksam gemacht wird, daß auch in den Reihen der Naturforscher der Materialismus nicht unbedingte Herrschaft ausübt. Vortrefflich spricht sich darüber der Verfasser in der Vorrede aus. „Die Erfahrung lehrt, daß Glaube und Forschung recht wohl nebeneinander bestehen können, aber bedenklich erscheint es, sie voreilig verschmelzen zu wollen. Stimmen sie in ihren Resultaten überein — um so besser, wenn nicht, dann ist vielleicht in der einen oder in der andern Richtung nur die augenblickliche subjective Auffassung daran Schuld. Mir schien es immer ein schlechter Dienst, den man irgend einer Glaubenslehre erweisen wollte, wenn man sie durch specielle Resultate der Naturforschung zu stützen suchte. Solche Stützen sind leicht sehr zerbrechlicher Natur. Beständen sie allemal nur aus erwiesenen Thatsachen und einfachen Naturgesetzen ohne weitere Deutung, dann möchten sie dauerhaft sein, aber gar oft hat man Hypothesen oder Deutungen von Thatsachen dazu verwendet, die später als irrig erkannt wurden, und somit ihren Zweck mindestens verfehlten. Der Naturforscher bekennt, daß sein Gebiet ein begrenztes ist, daß seine Mittel z. B. nicht ausreichen, um den Anfang und die Ursache der Dinge zu erklären, über diese Grenzen seiner Forschungssphäre geht er als solcher nicht hinaus, jenseit derselben ist für ihn weder etwas zu beobachten, noch etwas zu beweisen, er darf aber auch — will er seinen Boden nicht verlassen — die auf ganz anderem Wege erlangten Sätze nicht als Erklärungen des auf seinem Wege noch Unerklärbaren benutzen; er würde damit sich stets der Gefahr durch subjective Anschauung irrthümlicher Deutung aussetzen. Damit aber bestreitet er noch nicht jene Sätze, sie können ihm so heilig sein, als irgend einem andern."

Reiseliteratur. Unter den zahlreichen Reisebeschreibungen, die wir in neuester Zeit angesehen haben, verdient das Buch: Meine Reise im Orient, von Alexander Ziegler (2 Bde., J. J. Weber), bei weitem den Vorzug, sowol wegen seiner augenscheinlichen Wahrheitsliebe, als wegen der außerordentlichen Lebhaftigkeit der Schilderungen. Die Reise geht durch Aegypten, Syrien, Palästina und die Türkei. Die eingemischten politischen Betrachtungen über das türkische Reich sind nicht aus der Oberfläche geschöpft, sondern beruhen auf einem eifrigen und unparteiischen Studium der wirklichen Zustände. Der Fortbestand des türkischen Reichs erscheint dem Verfasser nicht so hoffnungslos, als man gewöhnlich annimmt. „Wol bedarf die Gesetzgebung, das Finanzwesen, namentlich in Bezug auf Repartition und Reception der Steuern, einer durchgreifenden Verbesserung; wol ist es an der Zeit, der demoralisirten und demoralisirenden Beamtenwirthschaft ein Ende zu machen; wol entbehrt die Türkei noch immer zweckmäßiger, das umlaufende

Capital des Handels, der Industrie und des Ackerbaues fördernder Communicationswege; allein alle diese Mängel zeigen, da sie eben noch zu verbessern sind, daß dieser Staatskörper wol ein kranker, in mancher Hinsicht sogar schwer kranker, keineswegs aber ein der Besserung unzugänglicher, der Heilung total unfähiger sei. Diesen und andern Uebelständen dürfte dadurch am besten zu begegnen sein, daß die Regeneration und Civilisation des türkischen Reichs als organisatorischer Act der Neugestaltung von dem nöthigen äußern Schutz unterstützt, von den europäischen Staaten angeregt, von der betheiligten Bevölkerung aber fortgeführt und vollendet werde und zwar in der Art, daß auf jegliche Vergrößerung des Territorialbestandes der contrahirenden Staaten auf Kosten türkischer Länder verzichtet, geeignete Sicherstellung und Ausgleichung der Interessen der Christen und Türken angebahnt und der ganzen Regeneration auch auf die Dauer Haltbarkeit zu geben gesucht wird. Statt einer bisher bestandenen ungleichartigen, nicht auf gemeinsamen Sympathien und Interessen der Bevölkerung ruhenden Gemeinschaft suche man als Grundlage einer neuen Staatenordnung die confessionell-rationelle Einheit zu begründen; die sporadisch zerstreute osmanische Bevölkerung zu einem Nationalstaat zu reformiren und das Gleichartige zu neuen Gruppen zu vereinen. Ferner muß die bisherige Ausnahmestellung der Staatsangehörigen der der Türkei befreundeten Mächte modificirt, der Christ nach einem als Grundnorm für alle Rechtsfälle und Streitigkeiten giltigen Codex gerichtet, die geistliche Autorität von der weltlichen abgesondert, die bisher dem Klerus zustehende, nicht rein kirchliche Gerichtsbarkeit demselben entzogen, der christliche sowol wie der islamitische Priester aus Staatsmitteln besoldet und die Rechtspflege den gewöhnlichen Gerichten überlassen werden." — Ein Buch von minderem Belang, weniger sorgfältig ausgearbeitet, aber doch voll höchst interessanter Details ist: Der Orient und Europa. Erinnerungen und Reisebilder von Land und Meer, von Eduard Freiherrn von Callot. 10 Bde. Leipzig, Kollmann. Hätte der Verfasser bei seinem schönen Auge für sinnliche Anschauungen, bei seinem lebhaften Spürsinn und dem Eifer, mit dem er seine Angelegenheiten betreibt, auch noch das Talent der Selbstkritik, gäbe er nicht willkürlich jedem beliebigen Einfall Raum, und wäre er infolge dessen im Stande gewesen, seine zehn Bände auf die Hälfte zu beschränken, so würden wir in seiner Reisebeschreibung ein durchweg unterhaltendes und belehrendes Buch haben. — Ferdinand Gregorovius, dem wir bereits die Beschreibung der Insel Corsica verdanken, gibt uns in seinem neuen Buch: Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien (Leipzig, Brockhaus), eine neue Reihe höchst liebenswürdiger und gut dargestellter Bilder, unter denen uns das Ghetto in Rom und die Insel Capri am meisten angesprochen hat. Zum Theil waren diese Skizzen bereits in der allgemeinen Zeitung abgedruckt. Gewissermaßen als Parallele hat Gregorovius seinen Idyllen vom lateinischen Ufer eine Beschreibung des samländischen Badelebens gegenübergestellt, an dessen heiteres, burschikoses Treiben sich jeder, der es einmal mitgemacht, mit Vergnügen erinnern wird.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die skandinavische Union zwischen Schweden, Norwegen und Dänemark.

Der Vertrag vom December zwischen den Westmächten und Schweden hat die Blicke Europas wiederum auf die skandinavischen Königreiche gerichtet. Seit dem Verlust Finnlands und der Vereinigung mit Norwegen hat Schweden nicht nur seine frühere politische Stellung und seine Bedeutung für den Norden Europas verloren, sondern es hatte auch ein politisches System adoptirt, wodurch es gleich Dänemark von Rußland am Schlepptau geführt wurde.

Seit der Wahl Bernadottes zum schwedischen Thronfolger, im Jahr 1810, und dem Kriege Frankreichs gegen Rußland, im Jahre 1812, hat letzteres einen entscheidenden Einfluß in Stockholm gewonnen, einen Einfluß, der sich bis in die neueste Zeit geltend machte und der Politik des schwedischen Cabinets die Richtung gab, der sie bisher folgte.

Der Vertrag mit den Westmächten hat dieser Politik ein Ende gemacht und es ist für das europäische Interesse zu hoffen, daß Schweden wiederum die politische Stellung einzunehmen trachten wird, die es in früheren Jahrhunderten einnahm; nämlich eine starke unabhängige Macht zweiten Ranges zu sein, die vermittelst ihrer geographischen Lage vorzugsweise dazu geeignet erscheinen möchte, im Norden Europas das Gleichgewicht zwischen dem Osten und dem Westen aufrecht zu erhalten. Auch glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß die drei skandinavischen Königreiche, Schweden, Norwegen und Dänemark dazu bestimmt sind, in nicht gar ferner Zeit zu einer skandinavischen Union unter dem Scepter der gegenwärtigen schwedischen Dynastie verbunden zu werden.

Es möchte diese Behauptung, nachdem vor wenigen Jahren das londoner Protokoll unterzeichnet und der darauf beruhende sogenannte dänische Gesammtstaat gebildet ist, auffällig erscheinen, insbesondere denjenigen, denen die gegenwärtigen dänischen Zustände und Verhältnisse unbekannt sind. Wir glauben aber, daß grade in diesen Zuständen und Verhältnissen die sicherste Garantie für die Richtigkeit unsrer Behauptung liegt, und zwar aus folgenden Gründen.

Das londoner Protokoll war ein Versuch, den auf Rußlands Antrieb die Großmächte machten, um die Trennung der deutschen Herzogthümer von Dänemark und Dänemarks Vereinigung mit Schweden und Norwegen zu einer skandinavischen Union zu verhindern, welches letztere bei dem Ausbruch der Revolution in Kopenhagen, im März 1848, im Plane der dortigen skandinavischen Partei lag. Der Kampf mit den Herzogthümern galt damals nur dem Herzogthum Schleswig, welches die skandinavische Partei in Kopenhagen der Union mit Schweden und Norwegen als „Morgengabe" mitbringen wollte. Die deutschen Bundeslande, Holstein und Lauenburg dagegen wollte die Partei los sein; deshalb war sie auch geneigt, auf den von England gemachten Vorschlag einer Theilung Schleswigs einzugehen, welcher Vorschlag indessen an der Kurzsichtigkeit der damaligen provisorischen Regierung in den Herzogthümern scheiterte und welcher gänzlich zu Grabe getragen wurde, als das dänische Märzministerium im November 1848, auf Verlangen Rußlands, einem andern Ministerium Platz machen mußte.

Man glaubte bei Unterzeichnung des londoner Protokolls dem naturgemäßen Verfall der dänischen Monarchie dadurch vorbeugen zu können, daß man für den deutschen und dänischen Theil der Monarchie eine neue Thronfolgeordnung schuf und für alle verschiedenen Theile der Monarchie eine gemeinsame Verfassung einführte, neben welcher jeder einzelne Theil auch noch seine eigne Verfassung erhielt. Ohne Berücksichtigung der verschiedenen Nationalitäten, Verhältnisse, Rechte, Gesetze und Volkscharaktere in den einzelnen Theilen dieses neugebildeten Gesammtstaats glaubte man in London, durch einen auf Papier geschriebenen Machtspruch alle Schwierigkeiten, zu welchen der Streit zwischen Dänemark und den deutschen Herzogthümern die Veranlassung gegeben hatte, beseitigen zu können und man hoffte dadurch einer Verlegenheit aus dem Wege gegangen zu sein, die schon lange wie ein Alp auf die europäische Diplomatie drückte. Niemand, außer Rußland, am wenigsten aber England, erkannte damals, welche Folgen das londoner Protokoll für den neugebildeten Gesammtstaat haben mußte. Niemand scheint begriffen zu haben, daß eine Monarchie von kaum zwei Millionen Menschen mit halb skandinavischer, halb deutscher Bevölkerung, gebildet aus einem skandinavischen Königreiche mit den vom Mutterlande entfernt liegenden Inseln Island und den Faröern, einem halb dänischen, halb deutschen Herzogthum und zweien ganz deutschen, zum deutschen Bunde gehörenden Herzogthümern, von welcher jeder einzelne Theil seine eigne Verfassung, alle Theile zusammen aber eine gemeinsame Verfassung erhielten, ein so complicirtes Staatsgebäude ist, daß in dieser Staatsorganisation selbst der Keim zu dessen baldiger Auflösung liegt. In der dänischen Monarchie bestehen nicht weniger als sieben verschiedene repräsentative Verfassungen mit acht repräsentativen Versammlungen und mit

einem Gesammtministerium, von welchem ein Theil dem dänischen Reichstage, ein Theil nur dem König allein verantwortlich ist. Die Folgen hiervon werden fortwährende Conflicte sein zwischen den verschiedenen Nationalitäten, den einzelnen Ständeversammlungen und wiederum zwischen diesen und der Regierung. Was letztere aufbauen und einführen will erleidet Widerspruch und Opposition bald von der einen, bald von der andern Seite. Was die Dänen wollen, ist den Deutschen zuwider; was die Deutschen wünschen, wird von den Dänen bekämpft. In dem Reichsrathe, in welchem Dänen und Deutsche nebeneinander sitzen, werden beide Sprachen geredet, ohne daß alle Mitglieder einander verstehen, da die wenigsten Holsteiner und Südschleswiger der dänischen und sehr viele Dänen der deutschen Sprache nicht mächtig sind; der gegenwärtige Präsident des Reichsrathes, Professor Madvig aus Kopenhagen, soll sich nicht ohne Schwierigkeit auf Deutsch verständlich machen können, der Vicepräsident, Professor Burchardi aus Kiel, ein geborner Nordschleswiger, soll nur das schleswigsche sogenannte Raben- oder Kartoffeldänisch sprechen können, welches weder Dänen noch Deutsche verstehen. Gegenseitiges Mißvergnügen und gegenseitige Erbitterung wie allgemeine Unzufriedenheit sind die Folgen dieser erkünstelten, unnatürlichen Staatseinrichtung, durch welche kein Theil befriedigt wird und die besten Kräfte der einzelnen Theile sich gegenseitig aufreiben. Keine Regierung, kein Minister, kein staatsmännisches Talent vermag unter solchen Umständen und Verhältnissen auf die Länge das Regiment zu führen, ohne ein Opfer der Parteien und somit aller Kraft und Würde beraubt zu werden. Wie trostlos diese Verhältnisse sind und wie wenig die Dänen durch dieselben befriedigt werden, geht am deutlichsten aus der dänischen Presse hervor. Als Beweis der dortigen Ansichten und Stimmungen mag hier der Anfang eines längeren Artikels über den Reichsrath in einem viel gelesenen dänischen Blatte Platz finden:

„Der sogenannte Reichsrath ist zum ersten Mal versammelt. Es sind acht Jahre seit den Märztagen 1848. Die Gesammtverfassung und der Reichsrath sind das Resultat so blutiger Kämpfe, so großer Anstrengungen, so mancher Verwicklungen, so verschiedener Versuche; der letzte Rest unsrer theuersten Hoffnungen liegt begraben — im Reichsrathe alle, zu welcher Partei sie auch gehören, sind mißvergnügt. Keiner glaubt daran, daß diese Verfassung und dieser Zustand von langer Dauer sein wird. Die holsteinische Ständeversammlung ist schon in vollem Aufruhr gegen die neue Verfassung, und des Reiches alte Feinde treten schon sogleich wieder dreister auf, als vor 1848, gesichert und gestärkt in ihrer Widerstandskraft durch die neue Separatverfassung rc. rc. rc."

Niemand wird hiernach glauben wollen oder können, daß die gegenwärtige Staatsmaschine, welche darauf berechnet ist, die einzelnen Theile des sogenann-

ten dänischen Gesammtstaats zusammenzuhalten, noch lange in Wirksamkeit zu bleiben vermag. Bricht diese Maschine aber zusammen, so ist eine Selbstfolge, daß die einzelnen Theile des Gesammtstaats dorthin fallen, wohin sie zufolge ihrer naturgemäßen Entwicklung fallen müssen, wohin sie durch nationale Sympathien und materielle Interessen unwiderstehlich hingezogen werden und wohin sie im europäischen Interesse, zufolge einer gesunden Politik, gehören, nämlich Dänemark an Skandinavien, die Herzogthümer an Deutschland.

Der Kampf, der zwischen Dänemark und den Herzogthümern geführt wurde, und den man durch das londoner Protokoll und die dänische Gesammtstaatseinrichtung beizulegen meinte, ist kein Kampf von gestern oder heute. Von Dänemark und Rußland getäuscht, meinten die Unterzeichner des londoner Protokolls, es handle sich hier nur um dynastische Interessen und eine sogenannte Volksfreiheit im Gegensatz einer unumschränkten Regierungsform. Man glaubte durch Ordnung der Thronfolge und Einführung einer durch Verfassungen eingeschränkten Regierungsform alle Bedürfnisse und Wünsche befriedigt zu haben. Die eigentliche Ursache jenes Kampfes, der schon seit 600 Jahren, nämlich seit der Zeit des dänischen Königs Waldemars des Siegers bestanden hat und seit der Zeit mit den verschiedenartigsten Waffen und abwechselndem Erfolge geführt wurde, erkannte wol keiner jener Unterzeichner des londoner Protokolls. Dieser Kampf ist kein anderer, als der Kampf des skandinavischen Elements mit dem deutschen Elemente an den nördlichen Grenzen Deutschlands. Das Dänenthum will nach Süden vordringen, sein skandinavisches Sprach- und Nationalitätsgebiet dorthin erweitern und will deshalb das deutsche Element theils zurückdrängen, theils gänzlich unterjochen. Das deutsche Element jenseits der Elbe will sich weder zurückdrängen, noch von dem Dänenthum unterjochen lassen; und so muß ein Kampf zwischen beiden entstehen und fortgeführt werden, bis entweder der eine Theil den andern gänzlich unterjocht und in sich aufgenommen hat, oder beide Theile dergestalt voneinander getrennt werden, daß alle Berührungspunkte und daraus entstehende Conflicte von selbst wegfallen.

Da ersteres nun nicht möglich ist, denn weder wird es den Dänen gelingen, den niedersächsischen Volksstamm der Südschleswiger, Holsteiner und Lauenburger in Skandinavier, noch jenen, die Inseldänen in Deutsche zu verwandeln, so bleibt nur letzteres übrig, nämlich Dänemarks Vereinigung mit den beiden Schwesterreichen, Schweden und Norwegen, und der deutschen Herzogthümer Vereinigung mit Deutschland.

Das Königreich Dänemark, unter eigner Verfassung, in Union mit den beiden andern skandinavischen Königreichen, ist wie gesagt schon seit lange der Wunsch einer mächtigen Partei in Dänemark, der Partei, die sich selbst den

Namen der skandinavischen Partei beigelegt hat. Diese Partei ist die einzige, die in Dänemark eine Zukunft besitzt und zu ihr gehören fast alle, die in Dänemark auf Intelligenz und Bildung Anspruch machen. In der Union mit den beiden andern skandinavischen Königreichen erblicken die Dänen eine sichere Bürgschaft für die Aufrechthaltung und Entwicklung ihrer skandinavischen Nationalität, die sie stets von der deutschen Nationalität gefährdet glauben; in dieser Union finden sie die Befriedigung ihres nationalen Ehrgeizes, indem sie niemals die politische Rolle vergessen können, die Dänemark in frühern Jahrhunderten spielte; und in dieser Union meinen sie der einflußreichste Theil derselben zu werden und die ganze Union beherrschen zu können. Gründe genug für die Dänen bei ihrem eingewurzelten Haß gegen alles Deutsche und bei den trostlosen Aussichten, die für die Zukunft sich ihnen eröffnen, sowol in Betreff ihrer innern Verhältnisse, wie in Betreff der ganzen politischen Stellung ihres Vaterlandes, welches unter den gegenwärtigen Verhältnissen fremden Interessen, insbesondere denen Rußlands dienen muß, nur ihr Heil in dieser Union zu erblicken.

Will man nun im europäischen Interesse aus einem politischen Gesichtspunkte die Union der drei skandinavischen Königreiche betrachten, so ist es einleuchtend, daß nichts mehr im Interesse der Westmächte und Deutschlands liegt, als eine Macht im äußersten Norden Europas zu schaffen, welche vermittelst ihrer geographischen Lage sowol, wie ihres gesammten Ländercomplexes stark genug wäre, sich jedem fremden Einflusse zu entziehen und doch infolge ihrer eignen Interessen genöthigt wäre, sich dem Westen oder Deutschland anzuschließen.

Wir haben im Vorstehenden das deutsche Publicum auf die dereinstige Lösung der skandinavischen Frage aufmerksam zu machen und zugleich zu zeigen versucht, wie in der Lösung derselben ebenfalls die Lösung der dänischen und schleswig-holsteinischen Frage liegt. Der politische Schleier, der noch die nächste Zukunft Europas verhüllt, wird vielleicht bald gelüftet werden und alsdann wird sich zeigen, ob die skandinavische Union der drei nordischen Königreiche früher oder später ins Leben zu treten verspricht. Daß sie aber ins Leben treten wird und muß, ist unausbleiblich und es handelt sich hier nur um einen kürzern oder längern Zeitpunkt.

Berliner Eindrücke.

3.

Das neue Museum in Berlin.

Es ist drei Jahre her, daß ich in diesen Blättern über die Kunstanstalten Berlins berichtet habe. In dieser Zeit hat sich der Reichthum doch ziemlich

bedeutend vermehrt, und das neue Museum stellt sich sowol durch seine Lage wie durch seinen Inhalt als der Mittelpunkt derselben dar. Von der Akademie bis zum neuen Museum hin ist eine Fülle von architektonischen und plastischen Versuchen vorhanden, die zum Theil durch ihre Schönheit fesselt, zum Theil durch ihre bunte Mannigfaltigkeit verwirrt. Die Stile und Kunstgattungen der verschiedenartigsten Zeiten reihen sich so hart aneinander, daß daraus gewissermaßen eine neue Einheit entsteht, — die Einheit der Caprice. Charakteristisch ist es, daß einer der großartigsten Versuche, das Fundament des neuen Doms, gewissermaßen schon als eine moderne Ruine daliegt. Der Kreis der preußischen Feldherrn zwischen dem Opernhause und der Wache hat sich um zwei vermehrt: York und Gneisenau; und wenn auch die Ausführung, namentlich des letzteren, manches zu wünschen übrigläßt, so ist doch dadurch wieder ein lebendiges Stück preußischer Geschichte gewonnen, das im Zusammenhang mit dem Friedrichsdenkmal der Hauptstadt eines kühn emporstrebenden Staates würdig ist. Weniger in den historischen und architektonischen Zusammenhang des ganzen Stadttheils wollen die Gruppen auf der Schloßbrücke passen, die sich durch das hohe Fußgestell und die weiße Farbe schon von weitem dem Blicke aufdrängen, und den realistischen Charakter der übrigen Statuen beeinträchtigen. Natürlich gehöre ich nicht zu den christlichen Eiferern, welche der antiken Kunst überhaupt den Zugang zum modernen Leben verschließen möchten, aber jedes Kunstwerk erfordert doch seine bestimmte Stelle, und auf die Schloßbrücke zwischen das Friedrichsdenkmal und den großen Kurfürsten gehört die Antike unzweifelhaft nicht. Daß die Fußgestelle viel zu hoch sind, sowol für die richtige Anschauung der Gruppen als für den architektonischen Gesammteindruck, darüber ist alle Welt einig.

In das neue Museum selbst wird man zwar nicht mehr durch die alte Schuttmasse geführt, aber man empfängt beim Eingange noch immer nicht einen bestimmten Eindruck von der architektonischen Anlage des Ganzen, obgleich man auch in dieser Beziehung der Vollendung viel näher gekommen ist. Im Treppenhaus ist die eine Wand jetzt vollständig enthüllt, auf der andern Wand ist die Hunnenschlacht fertig, die Reliefs sind in übergroßer Zahl überall angebracht, wo irgend ein Platz frei war; und so kann man auch hier die künftige Vollendung sich ziemlich deutlich versinnlichen. Das ägyptische Museum in der untern Etage war schon früher fertig, für das gegenüberliegende deutsche scheint es — charakteristisch genug — an Stoff zu fehlen, denn was bis jetzt darin aufgestellt ist, hat mehr das Ansehen einer Rumpelkammer. Die Säle der zweiten Etage, in denen die Gypsabgüsse in historischer Reihenfolge aufgestellt sind, von Phidias und den Aegineten bis zu Thorwaldsen, sind beinahe fertig, obgleich man noch immer von Zeit zu Zeit einen kleinen leeren Platz entdeckt, wo etwas Neues aufgestellt werden kann. An der dritten

Etage, welche die Kunstkammer des Schlosses aufnehmen soll, wird stark gearbeitet, die Baulichkeiten sind zum großen Theil fertig, die Wandgemälde, namentlich der großen Kuppel, die man jetzt nur vom Gerüst aus sehen kann, später aber von unten mit dem Fernglas aufsuchen muß, sind zum großen Theil schon ausgeführt. Aufgestellt ist noch nichts.

Die Ausstellungen, die man gegen den Plan, sowie gegen die Ausführungen im Einzelnen machen kann, drängen sich so auf und sind so unabweisbar, daß man um der Gerechtigkeit willen auch gleich die andere Seite hervorheben muß. Trotz dieser Mängel haben wir doch eine schöne, prächtige Kunstanstalt vor uns, die wir mit Freude und Bewunderung durchstreifen, in der wir zwar vieles anders wünschten, für die wir aber doch dem Begründer den lebhaftesten Dank sagen müssen. Den Eindruck des Ueberladenen machen die meisten modernen Kunstanstalten; freilich steht das neue Museum darin in erster Reihe, vorzugsweise deshalb, weil es häufig die Mittel mit dem Zwecke verwechselt. In einem Museum sollen die gesammelten Gegenstände die Hauptsache sein, und von den Baulichkeiten verlangt man nichts weiter, als daß sie den Eindruck derselben auf eine schickliche würdige Weise zur Geltung bringen oder wenigstens nicht beeinträchtigen. Im neuen Museum dagegen sieht es zuweilen so aus, als ob das Gebäude die Hauptsache sei und die Kunstgegenstände nur zur Decoration dienen sollten. Am auffallendsten ist das im ägyptischen Museum, wo die ägyptische Baukunst, freilich im verkleinerten Maßstabe, gradezu imitirt ist, wodurch die aufgestellten Alterthümer in ein ganz unrichtiges Verhältniß kommen. Indeß bei ägyptischen Kunstwerken ist der Verlust nicht so groß; empfindlicher wird er in den griechischen Sälen, wo man die Gypsabgüsse der großartigsten Kunstwerke zum Theil nach rein decorativen Gesichtspunkten aufgestellt hat, nicht, wie es doch eigentlich sein sollte, mit dem Zweck, sie von allen Seiten so deutlich als möglich zu zeigen. Mitunter kann man bei der Aufstellung nicht einmal jenen Gesichtspunkt geltend machen und muß sich bei der Frage nach dem Warum mit dem schillerschen Spruch trösten:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Die zum Theil sehr schön und glänzend ausgeführten Gemälde aus dem griechischen und römischen Leben erdrücken mit ihren grellen, leuchtenden Farben die weißen Gypsabgüsse, und schieben so den Zweck hinter das Mittel zurück. Die großen Wandgemälde sind auch keineswegs durchweg so eingerichtet, daß man einen richtigen Eindruck von ihnen gewinnt. Das gilt schon vom Treppenhause, es wird noch viel schlimmer bei der neuen Kuppel sein, bei der zum Theil die bedeutendsten Gemälde dem Auge verloren gehen. Viele von den kleinern Gemälden liegen ganz im Finstern, einige sind im vollen Ernste

bei der Laterne gemalt. Es ist zwar im Interesse der jüngeren Künstler sehr anzuerkennen, daß sie dadurch so vielfältige Gelegenheit zu Arbeiten gefunden haben, im Interesse der Kunst wäre es aber doch zu wünschen gewesen, daß man haushälterischer damit umgegangen wäre, denn die vielen kleinern Bilder, die man nicht genau sieht, und die doch die Neugier herausfordern, beeinträchtigen auch in architektonischer Hinsicht den Eindruck des Ganzen.

Das Treppenhaus, der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Museums, imponirt durch seine Größe und im Ganzen auch durch den Adel seiner Verhältnisse; doch ist auch hier manches aufgenommen, was dem Zwecke zuwiderläuft; so namentlich die beiden Kolosse, die ins Freie gehören, hier aber die zunächststehenden Säulen und damit die architektonischen Verhältnisse überhaupt zu Boden drücken. Ferner das kleine Tempelchen auf der Spitze der Treppe, dessen Zweck durchaus nicht ersichtlich ist, und das mit seiner Winzigkeit den kolossalen Prachtbau sehr schlecht abschließt. Durch die hellen Farben der Wandgemälde und im Gegensatz dazu durch die meisten Reliefs kommt in das Ganze ein Geist der Unruhe, der den imponirenden Eindruck der Größe beeinträchtigt. Trotzdem muß ich sagen, daß die jetzt fertige Wand in ihrer Vollendung besser aussieht, als man vorher erwarten durfte. Der erste sinnliche Farbeneindruck, bevor man daran denkt, die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden und in ihrer Individualität zu verfolgen, ist ein wohlthuender. Die drei großen Wandgemälde sind in ihrer Composition streng symmetrisch geordnet, die dazwischenliegenden allegorischen Figuren bilden einen wohlthuenden Uebergang; von dem Fries, der allenfalls störend einwirken könnte, sieht man gar nichts. Trotzdem muß es fraglich bleiben, ob die neue Bereicherung der Technik, nach welcher man die Frescomalerei in der Weise der Oelgemälde ausführt, ein wirklicher Fortschritt für die Kunst ist. Die Frescomalerei soll sich mit ihren bescheidenen Farben der Architektur anschmiegen, die Oelmalerei nimmt ein individuelles Recht für sich in Anspruch, während diese Zwittergattung weder das eine noch das andere ganz leistet. Indeß muß man in dieser Beziehung seine Wünsche zurückhalten und zunächst auf das eingehen, was wirklich geleistet ist; und das ist immer so bedeutend, daß man füglich die principiellen Fragen außer Acht lassen darf.

Unter den neueren Künstlern ist über keinen so viel gestritten worden, als über Kaulbach. Auch in diesen Blättern haben sich die entgegengesetzten Ansichten Geltung zu verschaffen gesucht. Wer aber noch daran zweifeln sollte, ob Kaulbach ein Künstler, und zwar ein großer Künstler ist, der muß die jetzt vollendete Hunnenschlacht ins Auge fassen. Hier kann gar keine andere Empfindung aufkommen, als reine freudige Bewunderung; der Eindruck ist ein überwältigender. Ich habe die Hunnenschlacht stets für die bedeutendste Composition Kaulbachs gehalten, aber der Ausführung der Farben mit einer ge-

wissen Bangigkeit entgegengesehen, da der phantastische Gegenstand, der im Carton völlig zu seinem Rechte kam, sich mit der realistischen Ausführung nicht zu vertragen schien. Allein diese Besorgniß, die wol viele Bewunderer des Meisters getheilt haben, ist auf das glänzendste widerlegt. Die Hunnenschlacht ist auch in Bezug auf die Farbe das Größte, was Kaulbach ausgeführt; sie ist durchaus eine Eingebung des Genius, während sich sonst bei den größeren Compositionen Kaulbachs die Reflexion auf eine beunruhigende Weise vordrängt. Was Kaulbach hier gemalt, hat er wirklich geschaut, es ist in allen Figuren trotz der unheimlichen Atmosphäre, in der sie sich bewegen, ein freies, kühnes und großes Leben, so daß auch derjenige mit fortgerissen wird, der gar nicht weiß, was er sich unter dem Gegenstande vorstellen soll. Ueberhaupt ist mir vor diesem Bilde recht deutlich geworden, daß, so wichtig im Allgemeinen die Wahl des Stoffes ist, der wahre Genius sich auch darüber hinwegsetzen darf. Wenn man einem, der das Gemälde selbst nicht kennt, den Plan desselben auseinandersetzen wollte: das Schlachtfeld, auf dessen Vordergrunde die Leichen der Gefallenen sich ihrem Todesschlafe entreißen, um in die Lüfte aufzusteigen, und dort den blutigen Kampf von neuem fortzusetzen, so würde er gewiß zweifelhaft den Kopf schütteln. Sobald er aber das Bild sieht, hört aller Zweifel auf, denn der Künstler hat den Stoff aus seiner eignen Seele genommen. So zahlreich die Figuren und so complicirt die Bewegungen sind, so ist in dem Bilde doch keine Unruhe; die Gruppen sind in der wildesten Bewegung klar und übersichtlich; der Gegensatz ist groß gedacht und die Unmöglichkeit der Situation ist Wirklichkeit geworden. Die Farbe ist träumerisch romantisch und doch klar und bestimmt, ganz frei von aller Koketterie und Verzerrung. Der anscheinend grauenvolle, wildverzerrte Gegenstand macht den Eindruck der Schönheit. Wäre Kaulbach immer so den Eingebungen seines Genius gefolgt, wie in der Hunnenschlacht, so würden die Zweifel an seiner Größe bald verstummen. Ich mache in der Behandlung nur auf eins aufmerksam; hier haben wir es mit wirklichen Gespenstern zu thun, während die obere Schicht des babylonischen Thurmbaues, des Homer und der Zerstörung Jerusalems Götter und Heroen darstellen soll: aber grade die letzteren machen den Eindruck von Schemen, die ersteren haben sinnliche, kräftige Realität. Man vergleiche ferner den Attila der Hunnenschlacht mit dem Nimrod des babylonischen Thurmbaues; der letztere ist der abstracte Theatertyrann, sein Ausdruck wie seine Bewegungen sind unwahr und bis zum Gemeinen verzerrt, während in der Geißel Gottes trotz der Wildheit der Bewegung eine gewisse Hoheit durchschimmert. Die scheußlichen Gestalten, welche Kaulbach gern in die Ecken seiner Gemälde einschiebt, wie z. B. die beiden Leute aus dem Pöbel, die im Thurmbau den Baumeister steinigen, im Grunde auch der ewige Jude in der Zerstörung

Jerusalems fehlen dies Mal gänzlich, wo doch die günstigste Gelegenheit vorhanden war, Fratzen aller Art anzubringen. Durch die Farbe hat nicht blos die Deutlichkeit gewonnen, sondern auch die poetische Stimmung. So hat z. B. die Figur, die das Kreuz emporträgt, im Carton etwas Allegorisches, im Gemälde selbst stimmt auch sie vollkommen zur Haltung des Ganzen und gibt derselben erst den richtigen Abschluß. Den Werth der Composition fühlt man so recht durch die Vergleichung heraus. Man kann sich z. B. nicht leicht einen günstigern Gegenstand vorstellen, als den griechischen Rhapsoden, der seinem Volke die Heldenthaten der Vorfahren erzählt, dessen Klang die untern Gottheiten aus ihren Flüssen, Bergen und Bäumen hervorgelockt und dessen Lied selbst die Götter vom Olymp mit Entzücken lauschen. Aber dieser Gegenstand ist dem Künstler nicht in einem wirklichen Gesicht aufgegangen, sondern er hat ihn sich mit einer raffinirten Reflexion ausgeklügelt; jede seiner Figuren hat eine bestimmte symbolische Beziehung, aber diese Beziehung geht nicht natürlich aus der Idee des Ganzen hervor, sondern sie ist ein Ausfluß des Witzes, von der melancholischen Pythia an, die träumerisch spielend den Kahn des Sängers lenkt, bis zu dem grämlichen Sänger der orphischen Vorzeit, der dem jüngern Concurrenten mißgünstige Blicke zuwirft. Das ganze Bild ist eine Mosaikarbeit aus einzelnen Einfällen; die gymnastischen Uebungen auf der einen und die plastischen Versuche auf der andern Seite werden nicht von einem gemeinsamen Hauch der Eingebung durchweht, sie sind von der Blässe des Gedankens angekränkelt und die blassen Figuren, die von der Höhe herab den Bestrebungen der Sterblichen zuschauen, sind keine griechischen Götter. In der Zerstörung Jerusalems sind schöne und große Züge, aber in dem Ganzen weht ein Geist der Unruhe und mit den äußern Mitteln ist der Künstler so verschwenderisch umgegangen, daß von einem überwältigenden Eindruck nicht die Rede sein kann. Der Vordergrund des Thurmbaus ist von einer wunderbaren Schönheit, Gestalten, Bewegungen, alles vom reinsten künstlerischen Adel durchdrungen; desto schwächer ist der eigentlich historische Theil behandelt; und so macht das Gemälde trotz aller Symbolik doch nur den Eindruck eines im großen Maßstabe ausgeführten Genrebildes. So verdient die Hunnenschlacht in der Reihe dieser Werke unzweifelhaft die Krone und jeder Wohlgesinnte wird wünschen, daß es dem Meister, der trotz seiner Schwächen doch immer zu den größten Erscheinungen unsrer Zeit gehört, gelingen möchte, für die beiden noch leeren Plätze Eingebungen zu finden, die sich dieser großen Composition an die Seite stellen können. Da wir uns einmal im Treppenhause befinden, so wollen wir bei dieser Gelegenheit auch versuchen, den Fries ins Auge zu fassen, obgleich, wie schon bemerkt, sehr starke Gläser dazu gehören, ihn zu sehen. Die Leser der Grenzboten werden sich noch an einen Aufsatz erinnern, welcher eine heftige Polemik gegen einzelne Gruppen des

Fries, gegen die Astronomen, Philosophen und Dichter enthielt. Ganz so arg finde ich bei genauerer Anschauung die Sache nicht. Der ganze Fries ist so geordnet, daß jeder Theil desselben sich auf die darunterstehenden Wandgemälde, die historischen wie die symbolischen, bezieht und die Stoffe, die in demselben tragisch aufgefaßt werden, ironisch behandelt. Der Angabe nach will Kaulbach mit jener Ironie nur die Uebertreibungen geißeln, in die auch eine berechtigte Richtung leicht verfällt, wenn sie nicht mit beständiger Selbstkritik verknüpft ist. Eigentlich ist es aber die alte Manier der romantischen Schule, mit dem einen Auge Begeisterung, mit dem andern Spott auszudrücken und die Gestalten, die man eben durch dichterische Synthese gewonnen, durch kritische Analyse wieder aufzulösen. Kaulbachs Natur ist recht zu dieser Manier geschaffen, er ist ein feingebildeter Kopf, durch und durch reflectirender Art und besitzt neben einer mächtig begabten Einbildungskraft einen sprudelnden Humor. Bei seinen ernsten und größeren Compositionen, wenn man von der Hunnenschlacht absieht, findet man fast überall das Nachdenken thätig; man fühlt sich stets versucht, nach Gründen seines Verfahrens zu fragen und findet sie auch bei reiflicher Ueberlegung. Die Macht der unmittelbaren Ueberzeugung, die aus einem einfachen gläubigen Gemüth hervorgeht, macht sich nur in den seltensten Fällen geltend. Ganz anders in diesen humoristischen Figuren. Die bestimmte historische oder symbolische Beziehung ist freilich nicht überall leicht zu verfolgen und die Randnoten, die man jetzt unter dem Carton liest, sind für das Verständniß wesentlich. Aber auch ohne daß wir diese Beziehungen enträthseln, macht der kühne lebendige Humor der Gestalten auf uns einen erfrischenden Eindruck. Es ist ein tolles, übermüthiges Spiel der Laune, die sich vor nichts scheut, durch kein Bedenken gestört wird und im Grunde auch an nichts glaubt. Wenn wir uns über das fratzenhafte Bild des alten Kant ärgern und die verzerrte Auffassung der Naturforscher mißbilligen, so haben die gläubigen Christen noch vielmehr Veranlassung, sich über die Art, wie die Kirche dargestellt ist, zu skandalisiren und wenn diese jetzt so sehr wachsame Menschenclasse gegen den tollen Uebermuth des Künstlers nichts einzuwenden gehabt hat, so können auch wir uns bescheiden. Es ist recht schade, daß Kaulbach bei den Figuren Goethes, Grimms und Humboldts seine Ironie aufgegeben und sie ganz ernsthaft dargestellt hat. Daß sie über der symbolischen Figur der Poesie angebracht sind, während Kant, Laplace u. s. w. einem andern Giebelfelde angehören, ändert an der Sache nichts; denn Alexander v. Humboldt und Jacob Grimm sind zwar gewiß Männer, denen die unbedingteste Verehrung des deutschen Volks gebührt, aber Dichter sind sie nicht und der Maler hat also durch seine verschiedenartige Darstellung über den Werth wissenschaftlicher Leistungen ein Gutachten abgegeben, das ihm nicht zukommt. Freilich ist nur um dieses falschen Contrastes willen die Zeichnung zu bedauern;

denn an und für sich betrachtet sind jene drei Kindergesichter mit der Andeutung der Physiognomie großer Männer so lieblich und reizend, daß man auch an dem Gemüth des Künstlers nicht zweifeln darf. Ungerechtfertigt ist vor allen Dingen der Schluß, daß Kaulbach der herrschenden Richtung unsrer Zeit Concessionen gemacht haben sollte. Wer so dreist wie er die Uebertreibungen des religiösen Eifers verspottet, der darf auch wol die vermeintlichen Uebertreibungen der Philosophie und der Wissenschaft im Allgemeinen geißeln, ohne deshalb dem Verdacht des Servilismus zu verfallen. Die beiden Theologen, die mit den Köpfen gegeneinander rennen, die christliche Figur, die mit dem Kreuz in der einen, mit dem Schwert in der andern Hand den Heiden entgegentritt, der Papst, der seine Blitze schleudert und ähnliche Figuren, sind würdige und gehaltreiche Gegenstücke zu den Himmelsstürmern, die mit dem Kopf gegen das verschlossene Thor der überirdischen Welt rennen und im Eifer des Angriffs ihre Schlafmütze verlieren. Kaulbach ist ein arger Schelm, aber kein Tropfen Servilismus ist in seinem Blut.

Ob die ironische Malerei, ob das Negative in der Kunst überhaupt seine Berechtigung hat — diese Frage möchte im Allgemeinen schwer zu beantworten sein. An und für sich hat das Schöne wol immer seine Berechtigung und die Schönheit dieser ironischen Bilder drängt sich so unwiderstehlich auf, daß man sie zugeben muß, auch wenn man sich darüber ärgert. Es kommt auf den Ort an, für den sie gedacht sind. Kaulbach hat sie so in die Ferne gerückt und durch die graue Farbe so verwischt, daß man besonders darauf aufmerksam gemacht sein muß, wenn man sie überhaupt sehen will und daß man sie auch dann nicht so genau unterscheidet, wie es die Feinheit der Zeichnung verlangt.

Dieser humoristische Fries ist so vertheilt, daß regelmäßig über einem historischen Gemälde, welches eine Phase der menschlichen Culturentwicklung ernsthaft behandelt, sich das graue ironische Zerrbild desselben ausbreitet. Es ist aber nicht der Humor allein, der die fortlaufende Einheit des Treppenhauses darstellt, das Ganze strotzt von Symbolik, um nach der Absicht des Künstlers die Gesammtheit der menschlichen Entwicklung darzustellen. Zwischen den großen Wandgemälden bemerken wir einige Bruststücke und ganze Figuren männlichen und weiblichen Geschlechts, die symmetrisch geordnet theils durch ihre Attribute, theils durch den Ausdruck ihrer Gesichtszüge eine bestimmte Richtung repräsentiren und so gewissermaßen eine vollständige weltliche Mythologie herstellen. Es sind vier Cyklusse von Figuren, von denen freilich noch nicht alle ausgeführt sind: 1) Sage, Geschichte, Wissenschaft und Poesie, 2) Isis, Venus, Italien und Deutschland (warum nicht lieber die Madonna oder sonst etwas der Art?), 3) Moses, Solon, Karl der Große und Friedrich Barbarossa, 4) Architektur, Bildhauerei, Malerei und Musik. Die Bilder haben vielen Beifall gefunden, und sowol ihre Stellungen wie ihre Gesichtszüge sind in der

Kaulbachschen Art vortrefflich ausgeführt; aber einige Bedenken möchten wir doch dagegen haben. Einmal greift die ganze Art zu sehr der Bildhauerei ins Handwerk. Die allegorischen Figuren sind nichts Andres als Uebertragungen vom Marmor auf die Leinwand. Dann ist die Symbolik, eben weil sie philosophisch sehr weit ausholt, nicht aus dem Innern des Gemüths hervorgegangen, sondern ein Erzeugniß der Reflexion, und die alten Madonnenbilder sind uns doch unendlich viel lieber, als diese phantastisch aufgeputzten Theaterprinzessinnen, die doch zum Theil so aussehen, als setzten sie sich mit Bewußtsein vor dem Publicum in Positur. Auf dem Carton sieht das alles viel hübscher aus. — Auch in dem vielgefeierten Moses finden wir doch jene künstliche Steigerung des Ausdrucks, die uns bei Kaulbach überhaupt häufig unangenehm berührt. In architektonischer Beziehung dagegen läßt sich für diese Vertheilung der Gruppen viel sagen. Jene gewissermaßen ruhenden Figuren bilden gegen die bewegten historischen Bilder einen angenehmen Contrast und stellen eine Harmonie des Eindrucks her, die auf andere Weise kaum zu erzielen wäre. — Aber die Symbolik geht noch viel weiter. In der Farbe des Frieses ziehen sich eine Reihe von Arabesken zwischen den großen Wandgemälden und den allegorischen Bildern hin, um den symbolischen Grundgedanken der Geschichte zu vermitteln. So finden wir unter der Isis die Eroberung des alten Indiens durch Rhamses den Großen, unter der Venus die Eroberung Persiens durch Alexander den Großen, unter der Italia und Germania werden dann ähnliche Zwischenfriese in Grau angebracht werden. Den Gipfel erreicht die Symbolik in den gleichfalls in Grau ausgeführten Arabeskenpilastern. Diese Erfindung ist zu charakteristisch für unsre Zeit, als daß wir sie nicht hier anführen sollten. Wir folgen der allgemein bekannten Beschreibung von Max Schasler, indem wir bemerken, daß mit den Buchstaben a. die Inder, b. die Perser, c. die Aegypter, d. die Griechen, e. die Juden, f. die Römer bezeichnet werden, und mit den Zahlen 1. die älteste Gottesvorstellung des betreffenden Volkes, 2. das oberste weibliche Naturprincip, 3. der oberste positive Gott, 4. die Vorstellung von der Weltschöpfung, 5. die ältesten heiligen Bücher, 6. der älteste Gesetzgeber, 7. der älteste Staatenbegründer, 8. der älteste Religionsbegründer, Philosoph und Prophet des betreffenden Volks. — Hier folgt nun also das System der allgemeinen Mythologie.

1. a) Wischnu, b) Mitras, c) Kneph, d) Uranos, e) Logos, f) Saturnus.

2. a) Lakschmi, b) Zeruana akerana, c) Neith, d) Artemis, e) Offenbarungsthier, f) Juno.

3. a) Brahma, b) Ormuzd, c) Ammon, d) Zeus, e) Jehova, f) Jupiter.

4. a) Erdkugel von Weltelephanten getragen, b) Urstier, c) Scarabäus, d) Atlas, e) Adam und Eva, f) Tellus.

5. a) Vedas, b) Zendavest, c) Thot-Hermesbücher, d) Theogonie, e) Fünf Bücher Mosis, f) Sibyllinische Bücher.

6. a) Manu, b) Zerduscht, c) Thot-Hermes, d) Orpheus, e) Samuel, f) Numa.

7. a) Parkschit, b) Dschemschit, c) Menes, d) Theseus, e) Salomon, f) Romulus.
8. a) Buddha, b) Hom, c) Sochis, d) Pythagoras, e) Esra, f) —

Bei den Römern ist unter 8 statt des fehlenden römischen Weisen die „Verpflanzung der griechischen Kunst auf römisches Gebiet" angedeutet.

Heiliger Gott, was sind wir für gelehrte Leute! Man glaubt in der That in einem zweiten alexandrinischen Zeitalter zu leben. Was das alles für Namen sind! Man kann sie kaum aussprechen. Was in der romantischen Schule nur Sehnsucht und Idee war, das wird jetzt wirklich ausgeführt. Eine universelle Weltreligion, in der die Mythologien und Geschichten aller Völker ihre Stelle finden. Nur leider sieht diese Mythologie wie ein großes Herbarium aus. Man hat die Pflanzen aus ihrem natürlichen Boden gerissen, und sie sind vertrocknet. Man sage auch nicht, es sei gleichgiltig, ob diese bescheidenen grauen Striche wirklich Arabesken oder sinnvolle Anspielungen enthalten. An sich liegt freilich nichts daran, aber es charakterisirt den Geist, in dem das Ganze aufgefaßt ist. Man hat den großen Aufschwung unsrer bildenden Kunst seit dem letzten Menschenalter mit Freude begrüßt, und es ist in der That bewunderswürdig, was für vorzügliche Talente nach einer so langen Periode des Stillstands plötzlich hervorgetreten sind. Aber die fast durchaus reflectirende Richtung dieser Talente ist doch bedenklich, und es muß sich erst entscheiden, ob die wahrhaft schöpferische Kraft mit dem reich entwickelten Formtalent Hand in Hand geht. Es ist nicht Kaulbach allein, den das trifft. Das ganze neue Museum leidet an dem Fehler einer zu weit gehenden Intention. Es begnügt sich nicht damit, für seine Sammlungen einen angemessenen würdigen Raum herzustellen, sondern es sucht diesen Raum im Sinn der Alterthümer selbst zu individualisiren, und das kann nicht gelingen.

Viel erfreulicher als diese symbolischen Versuche ist der Kuppelsaal, der sich über die eine Seite des Hauptstockwerks erhebt und der drei vorzügliche Wandgemälde enthält: die Taufe Wittekinds durch Karl den Großen nach Kaulbachs Carton ausgeführt von Graef, die Einweihung der Sophienkirche in Konstantinopel durch den Kaiser Justinian von Schrader und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion durch Konstantin den Großen von Stilke. Das erste gehört zu den vorzüglichsten Bildern des berühmten Meisters. Es ist sehr einfach in reinem Stil componirt, ohne in steife Symmetrie zu verfallen, voll von natürlichem Leben und Bewegung und doch einen ruhigen Eindruck hervorbringend. Gegen den Ausdruck der beiden Hauptgesichter hätten wir denselben Einwand zu machen, auf den wir schon mehrfach hingedeutet haben. Der Künstler nimmt, um Kraft und Stärke auszudrücken, einen zu großen Anlauf; man sieht, daß es ihm Mühe macht.

Durchmustern wir noch eilig die kleinen Gemälde in den übrigen Sälen, so verdienen das größte Lob die Landschaften in den griechisch-römischen Sälen

und im ägyptischen Tempel. Sie sind fast durchweg mit einer musterhaften Technik ausgeführt und zeigen die außerordentlichen Fortschritte unsrer modernen Wandmalerei, die man von der Oelmalerei kaum noch unterscheiden kann. Zum Theil stellen sie Landschaften nach der Natur dar, wie man sie gegenwärtig sieht, mit den Trümmern der Vergangenheit, zum Theil hat die Phantasie des Künstlers das Bild der frühern Zeit hergestellt, z. B. die Akropolis, den Tempel zu Olympia u. s. w., wobei man freilich nicht darauf schwören kann, daß sie in der Natur wirklich so ausgesehen haben. Die Landschaften sind von Gräb, Pape, Schirmer, Biermann, Max Schmidt, einem würdigen Verein ausgezeichneter Kräfte. Die Ausführung ist die sogenannte enkaustische (Wachsmalerei).

Weniger gelungen scheinen uns die mythologischen Bilder, im Entwurf wie in der Ausführung (stereochromisch). Die Maler sind: Peters, Becker, Kaselowski und Henning. Doch ist dabei zu erinnern, daß sie auch geringere Ansprüche machen. Viel auffallender treten uns die mythologischen Wandgemälde in dem Saal der nordischen Alterthümer entgegen, ausgeführt von Müller, Heidenreich und Richter. Sie enthalten die ganze Geschichte der Edda, das Reich des Himmels und die Unterwelt, die Götter, Riesen und Zwerge und was sich von allegorischen Vorstellungen noch daran knüpft. In manchen dieser Bilder, die grade mit der größten Sorgfalt ausgeführt sind, ist eine gewisse geisterhafte Farbe, die auf den ersten Anblick besticht, aber auf die Länge nicht wohlthätig wirkt. Es ist übrigens möglich, daß durch diese Bilder die Kenntniß der nordischen Mythologie eindringlicher verbreitet wird, als durch alle philologischen Forschungen. Wenn es früher vom Berliner hieß, er verschmähe die Reise nach der Schweiz oder nach Italien, weil er es bei Gropius viel natürlicher und bequemer haben könne, so wird ihm jetzt auch ein wohlfeiler Zugang in die heiligen Hallen der Wissenschaft eröffnet und da mit der Zeit wol das ganze berliner Publicum einmal in diesen Räumen gewesen sein wird und sich ein großer Theil davon mit dem Schasler ausrüstet, so kann es leicht kommen, daß einmal der Wolf Fenris und die Steinböcke Tanngnistr und Tanngrisnir bei den Berlinern populärere Figuren sind, als Seydlitz und was sonst vom Wilhelmsplatz her bekannt war. Ich kann die Schlußbetrachtung nicht unterdrücken. Das Museum enthält einen ganz ungewöhnlichen Aufwand von schönen und wissenswürdigen Gegenständen. Es hat sich ein Aufwand von Talenten darin geltend gemacht, die man selten so beisammen findet; aber man merkt ihm doch an, daß es ein berliner Product ist.

Pompeji und Herculanum.

3.

Die herculanischen Papyrus.

Wenn im Allgemeinen Bücher ihre Schicksale haben, so gilt dies in einer ganz besondern Bedeutung von jenen herculanischen Rollen, die, nachdem sie 1700 Jahre in verkohltem Zustande in der Erde gelegen, nun als „Geister", wie der neapolitanische Antiquar Jorio sagt, die gelehrte Welt schon seit hundert Jahren beschäftigen. Bevor wir von ihrer Auffindung, den Entwicklungsversuchen und ihrem Inhalt reden, wird es nöthig sein, die äußerliche Beschaffenheit der antiken Bücher kurz zu beschreiben.

Das Hauptmaterial, worauf im spätern Alterthum geschrieben wurde, war das ägyptische Papier. Die langen dünnen Streifen, in welche die Papyrusstaude sich zerschneiden läßt, legte man neben- und übereinander, leimte sie und konnte so Papierflächen von beliebiger Größe zu Stande bringen. Die Fabrication stieg mit dem Gebrauch, der namentlich in dem schreibseligen ersten Jahrhundert nach Christus ins Ungeheure gegangen sein muß. Papier war ein Hauptausfuhrartikel von Alexandrien, Fabriken gab es auch in Rom, und man unterschied nach dem Maßstabe der Feinheit, Dünnheit und Glätte acht verschiedene Sorten. Die gröbste, Waarenpapier genannt, war ohne Zweifel wie unser Packpapier ausschließlich zum Emballiren bestimmt. Die übrigen Sorten führten Namen der Kaiser und Kaiserinnen, wie augustinisches, livisches, claudisches. Die Schwärze, mit der man schrieb, war eine Tusche aus Ruß. Die Alten kannten auch sympathetische Tinten, und Ovid empfiehlt als solche in der Kunst zu lieben Milch (der Empfänger muß das Blatt mit Kohlenstaub bestreuen), und den Saft gewisser Pflanzen. Zum Schreiben bediente man sich eines Rohrs, das mit einer Art Federmesser zugespitzt wurde. In der Regel beschrieb man die Blätter nur auf einer Seite, die Kehrseite wurde dann höchstens zu Notizen und Brouillons, oder, wenn die Bücher als Maculatur zum Krämer gewandert waren, zu den Schularbeiten von Kindern benutzt. Oder man benutzte auch schon beschriebenes Papier, wie Palimpseste. Indessen bei elegant ausgestatteten Büchern wurde die Rückseite des Papiers mit Safran oder Cedernöl gefärbt, und das letztere sollte zugleich einen Schutz gegen die Motten gewähren. Die Bücher bestanden aus einem einzigen Stück Papier von beliebiger Länge, jenachdem das Buch groß oder klein war, der um einen cylindrischen Stab gerollt war; der Anfang des Papyrus war an diesem Stabe befestigt. Auf diese Fläche waren die Bücher columnenweis geschrieben, die Columnen durch kleine Zwischenräume getrennt. Der Lesende rollte nun Columne nach Columne auf und wieder zu, bis er an die letzte gelangte und das Buch vollständig zusammengerollt war. Die Stäbe, je nach

der Kostbarkeit des Buches aus Knochen, Holz, Elfenbein, waren oben und unten mit Knöpfen verziert, die aus den beiden Enden der Rolle hervorsahen. Diese beiden Enden (dem Schnitt unsrer Bücher entsprechend) wurden beschnitten, mit Bimstein geglättet und schwarz gefärbt. Die ganze Rolle umwickelte man schließlich noch zur bessern Erhaltung mit einem (gelb oder purpurn gefärbten) Pergament, welches unserm Einbande entspricht. Mehre zusammengehörige Rollen wurden auch zusammengeschnürt, wie man das in Herculanum sieht. Man bewahrte sie in offenen cylindrischen Behältern, die auf antiken Monumenten häufig abgebildet sind, z. B. neben der bekannten Sophoklesstatue im Lateran, und diese Behälter wurden in die Fächer der Bibliotheken gestellt. Zu Senecas und Martials Zeit enthielten Bücher schon auf der ersten Columne Porträts der Verfasser. Bücher mit Abbildungen von Pflanzen erwähnt Plinius. Der Titel war (mit rother Farbe) auf einen Zettel geschrieben, der oben an der Rolle befestigt wurde.

Bei der Ausstattung des Buchs kam es natürlich auf die Güte der Abschrift an, welche oft von sachverständigen Correctoren revidirt und verbessert wurde, was dann natürlich den Werth des Buchs erhöhte. Doch hiervon, so wie von dem antiken Buchhandel soll ein ander Mal die Rede sein. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß die Natur der antiken Bücher nothwendig zur Folge hatte, daß sie verhältnißmäßig wenig enthielten, weil die Abwicklung endloser Rollen für die Leser äußerst unbequem gewesen sein würde. So konnten z. B. die 24 Bücher der Iliade sehr wohl auf 24 Rollen geschrieben sein, während wir sie in einem kleinen Bande in der Tasche bei uns tragen können. Hieraus sind die ungeheuren Zahlen der Bücher in den alten Bibliotheken, namentlich der alexandrinischen zu erklären.

Die Handschriften alter Classiker, die man bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte, waren sämmtlich von verhältnißmäßig jungem Datum, und keine auf Papyrus; kein Wunder also, daß die Nachricht von der Entdeckung einer aus Papyrusrollen bestehenden Bibliothek in Herculanum in der gelehrten Welt Sensation machte. Die erste Kunde kam nach Deutschland durch die Briefe Winckelmanns an Lianconi und den Grafen Brühl. Man fand im Jahr 1752 an dem öffentlichen Platze, wo die Statuen der Familie Balbus gestanden hatten, ein Haus, aus dem mehre Kunstwerke ans Licht gezogen wurden, und in dem man schließlich auch auf die Bibliothek stieß. Da diese zahlreiche epikurische Schriften enthielt, besonders von dem Epikuräer Philodemus, so glaubte man diesen für den Besitzer ansehen zu müssen, namentlich weil man in dem irrthümlichen Glauben war, daß die zahlreichen Radirungen und Verbesserungen nur von dem Verfasser selbst herrühren könnten. Daß dies durchaus falsch ist, ist oben gezeigt worden. Anfangs sah man diese schichtenweis übereinandergehäuften Kohlencylinder für verbranntes Holz an

und viele wurden weggeworfen; ein Irrthum, der um so natürlicher war, als die Ausgrabung unter der Erde ohne Tageslicht gemacht wurde. Die Arbeiter nannten den Ort bottega del carbonaro (Laden des Kohlenhändlers). Allmälig erregte aber die Ordnung, in welcher die Cylinder aufeinandergeschichtet waren, Aufmerksamkeit; man untersuchte nun genauer und entdeckte Buchstaben, die bei dem starken Auftrag der Schwärze über die Fläche wahrnehmbar hervorragten. Der Ort, in dem die Entdeckung gemacht wurde, war ein kleines Zimmer, vermuthlich mit gewölbter Decke, welches zwei Menschen mit ausgestreckten Armen überreichen konnten. Rund herum an der Mauer waren Schränke, und in der Mitte des Zimmers stand ein andres Gestell für Schriften, um das man frei herumgehen konnte. Das Holz dieser Gestelle war verkohlt, und fiel, wie natürlich, bei der Berührung zusammen. Ebenso waren die Rollen verkohlt, die übrigens fast alle von gleicher Länge, etwa eine Spanne, und 2—4 Finger breit im Durchmesser gefunden wurden; die meisten zusammengeschrumpft und runzlig, schwarz oder ganz dunkelgrau, und ihre Rundung höckerig oder ungleich. Winckelmann vergleicht sie mit Bockshörnern, Mayer mit gedrückten Tabaksrollen. Manche indeß waren völlig zu Staub zerfallen; auch bei den erhaltenen ist der Papyrus im Feuer dünner geworden, als ein Mohnblatt. Am leichtesten sind diejenigen abzuwickeln, die am meisten kohlenähnlich sehen und eine gleichmäßige Schwärze haben, andere von kastanienbrauner Farbe haben von Feuchtigkeit gelitten und sind theilweise zerfressen oder durch eingeklebte Asche und Erde unbrauchbar gemacht.

Alle diese Rollen sind nur auf einer (der innern) Seite beschrieben, und ihre Columnen durch einen fingerbreiten Raum voneinander getrennt, die erste aufgewickelte Rolle hatte 40, die zweite 70 solche Columnen, die ungefähr 40—44 Zeilen lang sind. Die Schrift ist eine gewöhnliche Unzialschrift, und wie damals in der Regel geschrieben wurde, sind die Worte ungetrennt, ohne Accente und Interpunction. Wenn dieser Umstand schon im Alterthum das Lesen erschwerte, weshalb gute Vorleser sehr geschätzt wurden, so erschwert er um so viel mehr die Entzifferung. Den ersten glücklichen Versuch zum Abwickeln dieser Rollen machte der Pater Antonio Piaggi, scrittore latino der vaticanischen Bibliothek, der zu diesem Zweck nach Neapel berufen wurde: indem er die in einer Maschine aufgehängten Rollen von außen mit einer losweichenden Flüssigkeit bestrich und mit Goldschlägerhäutchen fütterte. War dies einen Fingerbreit längs der ganzen Rolle geschehen, so wurden Seidenfäden an die gefütterten Stellen geklebt und allmälig angezogen und das so Abgelöste auf Lagen von Baumwolle um eine Walze gelegt; von der Walze wurde die Schrift dann abgewickelt und ausgebreitet. Dann erst konnte die Entzifferung und Abschreibung ihren Anfang nehmen. Bei dieser Methode konnte in vier bis fünf Stunden ein Finger breit längs der Rolle abgelöst werden, zu der Breite

einer Spanne war ein voller Monat erforderlich. Eine Schrift über die Musik von 39 Columnen erforderte eine Arbeit von 4 Jahren. Aber in der Regel ging die Abwicklung nicht ohne neue Zerstörung der Rollen von Statten. Die Blätter sind so überaus dünn, daß ihre Lücken immer von dem zunächst darunterliegenden Blatte scheinbar ausgefüllt werden; ist nun die ganze, scheinbar einem Blatt angehörige Oberfläche, mit Leim bestrichen, so wird dadurch ein Stück von dem untern Blatte losgerissen und tritt in die Lücke des obern hinein, während das untere, das vorher ganz war, nun ein entsprechendes Loch bekommt. Ebenso gefährlich ist die Arbeit an den Fugen der aneinander geleimten Stücke Papier, denn der aufgestrichene Leim kann leicht die Fuge auflösen, und durch sie bis an das folgende Blatt dringend es an das obere festkleben.

Zur Unterstützung in diesem unendlich schwierigen Geschäft schickte durch Vermittlung des bekannten englischen Gesandten in Neapel, Hamilton, der Prinz von Wales, damals Regent von England, den Neapolitanern seinen Bibliothekar Hayter. Die nun mit großem Eifer betriebene Thätigkeit wurde 1806 durch die französische Occupation unterbrochen, der Hof flüchtete, wie bekannt, nach Palermo, und nahm unter andern kostbaren Dingen auch die genauen Copien der neu abgewickelten Rollen mit. Diese Abschriften, die in Sicilien schwerlich hätten edirt werden können, erlangte der englische Gesandte Drummond, ganz oder zum Theil, um sie in England herausgeben zu lassen. Außer diesen Copien hatten die Engländer noch eine Anzahl unangetasteter Rollen von den Neapolitanern erhalten, zu deren Abwicklung Dr. Sickler 1817 nach London berufen wurde. Er hat über seine Abwicklungsversuche in einer eignen Schrift ausführlich berichtet.*) Die Rollen erwiesen sich so gut wie untauglich, die ganze, ehemals geglättete Oberfläche des Papyrus war bei den meisten durch Feuchtigkeit zerstört, und mit ihr die darauf befindliche Schrift.

Da die Titel nicht nur zu Anfang sondern auch zu Ende der Schriften stehen, kennt man den Inhalt auch der meisten nicht abgewickelten Rollen. Gefunden sind überhaupt 1756, entwickelt gegen 200. Die meisten, die man kennt, sind von Epikuräern, und darunter 36 von Philodemus allein. Dieser Philodemus ist ohne Zweifel derselbe epikuräische Philosoph, den Cicero erwähnt. Er war ein Syrer aus Gadara, siedelte sich aber nach Rom über. — Eine Anzahl von Epigrammen von ihm ist noch erhalten, in einem derselben ladet er seinen Freund und Schüler Piso (denselben, gegen den wir Ciceros Rede haben) ein, den Geburtstag Epikurs mit ihm zu begehen, welcher von den Epikuräern als ein besonderer Festtag gefeiert wurde. Wir wollen einige Proben aus seiner von der herkulanensischen Akademie herausgegebenen Schrift über die Musik mittheilen. Geschrieben ist das Exemplar zwar nicht schlecht, obwol nicht ohne

*) Die herculanischen Handschriften in England und meine im Jahre 1817 zu ihrer Entwicklung gemachten Versuche. Leipzig. 1819.

orthographische Fehler, indessen wird das Verständniß durch fortwährende Lücken sehr erschwert. Die Ergänzungen der Akademiker sind häufig gar nicht zu brauchen; denn Griechisch ist von je her die schwache Seite der italienischen Alterthumsforscher gewesen. Man muß sich begnügen, zur Noth dem Gedankengange folgen zu können.

Man irrt sehr, wenn man hofft, in dieser Abhandlung Aufschlüsse über die Musik der Alten zu finden, eine Kunst, von der wir leider so gut als gar nichts wissen und auch schwerlich je etwas wissen werden. Die Schrift des Philodemus ist antimusikalisch. Er zeigt sich als einen jener völlig gehörlosen Menschen, die ihre eigne Unfähigkeit als den normalen Zustand und die bessere Organisation der übrigen Welt als eine Schwäche oder Einbildung ansehen, und diese Ansicht mit einem Aufwande thörichten Scharfsinnes systematisch durchführen. Daher trifft man unter seinen Argumenten über die gänzliche Werthlosigkeit der Musik manche, die auch jetzt ihre Verächter im Munde zu führen pflegen. Philodemus polemisirt gegen einen Stoiker Diogenes, dessen Vertheidigung der Musik jedenfalls vernünftiger war als sein Angriff. Er bestreitet, daß die Musik auf die Bildung des Geistes einen Einfluß üben könne. Der Eindruck, den sie mache, sei ein rein sinnlicher. Der Natur der Sache nach sollte eine Musik bei allen Menschen denselben Eindruck hervorbringen, weil das Gehör bei allen dasselbe sei; wenn nichtsdestoweniger eine Melodie einigen gefalle, andern mißfalle, so liege dies an vorgefaßten Meinungen. Er leugnet, daß sich die Wirkung der Musik auf die Empfindung theoretisch berechnen und feststellen lasse, denn die Musik sei keine darstellende Kunst, ebensowenig als die Kochkunst (die die griechischen Philosophen seit Sokrates mit Vorliebe zu ihren Vergleichungen wählten). Sodann geht er auf die Anwendung der Musik über, und behauptet, sie sei bei religiösen Handlungen unwesentlich, selbst mit Schauspielen habe sie ursprünglich nichts zu thun gehabt. Es werden nun die einzelnen Gattungen der Musik durchgenommen. Wenn Liebeslieder eine Wirkung thäten, so sei sie dem Text, nicht der Composition zuzuschreiben; dasselbe sei bei Klageliedern der Fall, die noch überdies die schädliche Wirkung hätten, die Trauer zu vermehren, die sie doch vermindern sollten, und sogar absichtlich auf diesen verwerflichen Zweck berechnet würden. Am schlechtesten kommen die Verfasser der hochzeitlichen Musiken (Hymenäen) weg; der musikfeindliche Philosoph stellt sie in eine Kategorie mit Köchen und Kuchenbäckern, die zu Hochzeiten gemiethet werden. Einer Melodie kann man seiner Meinung nach durchaus keine inwohnende, die Seele bewegende Kraft beilegen, wie man z. B. dem Feuer die Kraft des Brennens beilegt u. s. w. Seine Gegner hätten angeführt, daß die Arbeit der Ruderer (und in alter Zeit die der Schnitter und Winzer) unter Musikbegleitung verrichtet werde: aber dies geschehe nicht etwa, weil die Musik eine anregende Wirkung ausübe, sondern

weil die Arbeit durch die Beimischung eines sinnlichen Vergnügens erleichtert werde. Einen ähnlichen Scharfsinn in der Absurdität entwickelt Philodemus, um das Argument seiner Gegner zu entkräften, daß religiöse Hymnen gesungen einen größern Eindruck machten als ohne Musik vorgetragen. Auch hier behauptet er, die Wirkung des Gedichts werde nicht durch die Melodie erhöht, sondern es werde durch diese nur eine für sich bestehende sinnliche Ergötzung der geistigen hinzugefügt, die aus dem Gedicht hervorgehe; sodann trage die Nebenvorstellung der Ehre, die den Göttern durch die Musik erwiesen wird, dazu bei, den gesungenen Text vorzüglicher erscheinen zu lassen, als den gesprochenen! Ein einziges Argument des stoischen Anwalts der Musik bekämpft Philodemus einigermaßen glücklich. Diogenes hat sich auf die Achtung berufen, welche die von ihm vertheidigte Kunst im Alterthum genossen habe. Aber diejenigen, sagt Philodemus, welche der Meinung sind, daß die ganze von ihrem System abweichende Menschheit sich in völliger Raserei befinde, haben nicht das Recht, an das Urtheil derselben Menschheit zu appelliren. Uebrigens werde dies Urtheil des Alterthums durch die Vernachlässigung der Musik in neuerer Zeit wieder aufgehoben. — Diese Bemerkung ist das einzige etwa Interessante in der ganzen Abhandlung, von der die Leser schwerlich wünschen werden, mehr als diese Probe kennen zu lernen.

Von größerem Interesse als diese „Haarspaltereien des im Gebiet des Absurden lustwandelnden Menschenverstandes" würde ein, wenn auch mittelmäßiges, lateinisches Epos in Hexametern sein, das die Eroberung Aegyptens durch Octavian nach der Schlacht bei Actium zum Gegenstand hatte; um so mehr, als es von einem den Ereignissen nahestehenden Dichter herrühren muß, denn vom Tode Kleopatras bis auf die Zerstörung Herculanums waren nur 110 Jahre verflossen. Aber die Papyrusrolle, die das Epos oder vielleicht nur einen Gesang desselben enthielt, war oberhalb und zwar zum größern Theil zerstört, und nur von 7 Columnen konnte dies übriggebliebene Drittheil entziffert werden, so daß wir im Ganzen nicht mehr als 57 Verse kennen, von denen die wenigsten ganz vollständig, die meisten zur Hälfte ergänzt sind. In der That disjecti membra poetae! Ueber den Autor dieses Gedichts hat man nur Vermuthungen, jedenfalls ist er mittelmäßig gewesen. Das einzige etwas längere Fragment, das eine Beurtheilung erlaubt, beschreibt, wie Kleopatra mit verschiedenen Todesarten an Verbrechern experimentirt, um den leichtesten Tod kennen zu lernen, was auch die Historiker erzählen. Die Beschreibung ist im höchsten Grade kahl und nüchtern, und entbehrt selbst den rhetorischen Schwung, durch den sich Lucan und ähnliche auszeichnen.

Im Ganzen müssen wir nach den bisherigen Publicationen der herculanischen Rollen Winckelmann beistimmen, der das Wort des alten Fabeldichters auf diese Entdeckung anwendet, daß wir anstatt eines Schatzes eitel Kohlen gefun-

den haben. Zu der unsäglichen Arbeit, die auf ihre Abwicklung und Entzifferung gewandt ist, steht der Ertrag in gar keinem Verhältniß. Ein einziges der verlorenen Bücher des Tacitus oder Livius hätte diese ganze herculanische Bibliothek hundertfach aufgewogen.

Die polnische Frage.

Suum cuique. Die rechte Antwort auf die Polen- und die große Zeitfrage. Zur Beherzigung für die europäischen Staatsmänner von Dr. Johann Metzig. Hamburg, Hoffmann u. Campe. —

Die Frage der Wiederherstellung Polens ist so vielseitig behandelt worden, daß kaum noch etwas zu sagen übrigbleibt. Da indeß die Freunde Polens ihre alten Gründe immer von neuem wieder auf den Markt bringen, so darf man nicht ermüden, in der alten Weise zu antworten, denn das Gedächtniß der Menge ist kurz und es darf nur eine neue Zeitströmung eintreten, so tauchen die alten Ideen, die man längst widerlegt glaubte, von neuem wieder auf. Die große Katastrophe des orientalischen Krieges mußte die stillen Hoffnungen und Träume der Völker aufs neue wieder wach rufen und wenn auch die Veröffentlichungen der Staatsgeheimnisse gegenwärtig viel schneller und unerwarteter erfolgen, als in früherer Zeit, so werden wir doch wahrscheinlich erst nach einer Reihe von Jahren vollständig erfahren, was sich alles in dieser Zeit im Geheimen geregt hat. Die Enthüllungen, welche vor einigen Tagen ein englisches Blatt über die schwedische Politik brachte, sind bereits so erstaunlich, daß die ganzen diplomatischen Verhandlungen dadurch ein neues Ansehen gewinnen. Wir müssen es abwarten, inwieweit eine Bestätigung erfolgen wird. Auch die Beziehungen Sardiniens zu den Westmächten sind noch lange nicht aufgeklärt und so mag denn auch die polnische Frage in ihren Verhandlungen vielseitig angeregt worden sein. Noch haben die „Funken, die unter der trügerischen Asche schlummern", keine Gelegenheit gehabt, sich zu heller Flamme zu entzünden; aber zu lange wird die Gelegenheit nicht auf sich warten lassen. Zwar ist, wie uns die neueste Broschüre des Herrn von Larochejaquelin belehrt, ein Bündniß Frankreichs mit Rußland und eine Christianisirung der Türkei die Signatur der Gegenwart; allein der Kaiser der Franzosen, dessen Erfolge im letzten Augenblick das Glück durch die Geburt eines Thronerben besiegelt hat, liebt es nicht, sich auch von seinen Freunden in die Karten sehen zu lassen und so läßt sich noch gar nicht berechnen, ob das Gewicht Frankreichs im entscheidenden Augenblick in die eine oder die andre Wagschale fallen wird. Freilich ist es voreilig, wenn polnische Enthusiasten mit ihrem gewöhnlichen sanguini-

schen Wesen in Napoleon den künftigen Messias der polnischen Republik begrüßen, aber die Möglichkeit eines solchen Versuchs bleibt gar nicht ausgeschlossen und es ist daher nothwendig, daß Deutschland fortwährend den Standpunkt, den es dabei einzunehmen hat, im Auge behält.

Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs ist zwar kein sehr gewiegter Politiker, er erregt vielmehr zuweilen durch die Naivetät seiner Auffassung Erstaunen (so schreibt er z. B. einen satirischen Aufsatz, den die Grenzboten 1850 brachten und den er in extenso mittheilt, im vollen Ernst der Feder eines russischen Staatsmanns zu); aber er scheint in seiner Thätigkeit unermüdlich zu sein, wenigstens erwähnt er selbst eine Reihe von Broschüren, die er früher in derselben Angelegenheit geschrieben und verdient insofern Beachtung. Das gegenwärtige Buch hat er noch vor Abschluß der wiener Conferenzen geschrieben; indeß thut ihm das insofern keinen Eintrag, als seine Gründe mehr allgemeiner Natur sind.

Daß er die Theilung Polens als einen der größten Frevel der Geschichte brandmarkt, daß er alle Uebel, unter denen Europa seitdem gelitten hat, mit Inbegriff der Cholera, aus dieser Theilung herleitet, versteht sich von selbst. Interessanter ist, wie er sich die Wiederherstellung Polens denkt. „König Johann von Sachsen ist der legitime König von Polen, der vierte Regent aus dem sächsischen Kurhause, welchem Polen im Jahre 1791 unter Preußens und Englands ausdrücklicher, der übrigen europäischen Staaten schweigender Zustimmung die erbliche Krone übertragen, und da ein Erbrecht eigentlich nie verjähren kann, so bleibt es sich gleich, ob schon Friedrich August am 12. Jan. 1798, dem Todestage Stanislaus Poniatowskis, oder erst heut ein Nachfolger sein rechtmäßiges, bisher vorenthaltenes Erbe antritt. — Das wirkliche Leben bringt Begebenheiten, welche auf der Bühne und im Roman mitunter mühevoll herangezogen werden müssen, um dem Kunstwerke Rundung und Abschluß zu geben. Eine lange Reihe von Jahren hindurch haben die Häuser Wasa und Sachsen um den polnischen Wahlthron, ja selbst um den leeren Titel: „König von Polen" gekämpft. Der Kronprinz von Sachsen hat die Prinzessin Wasa heimgeführt und werden die Ereignisse den Lauf nehmen, welchen ihnen Gerechtigkeit und Weisheit vorzeichnen, so wird das edle Paar, das sich über tiefe Abgründe voll vergangenen Grauens hin die Hände gereicht, dereinst das schönste Bild der Weltversöhnung, einen unerschütterlichen Erbthron zieren, welcher ihre Ahnen lange entzweite, als er noch über den Wahlstürmen erbebte und wankte."

Die Krone wäre also gefunden und es käme nur darauf an, wie sich die bisherigen Besitzer der polnischen Lande dazu verhalten werden. Man muß gestehen, daß der Verfasser in dieser Beziehung nicht übertrieben bescheiden ist. Zunächst sollen Oestreich und Preußen mit gewaffneter Hand die

Wiederherstellung Polens durchsetzen: „wozu Preußen ja noch heute durch den Vertrag vom 10. Mai 1790 verpflichtet bleibt." Dann sollen sie herausgeben, was sie geraubt haben. „Preußen muß herausgeben, was es ohne den Willen Polens von diesem und nicht gemäß der freiwilligen Schenkung Sigismund Augusts in der Lehnsurkunde über das Herzogthum Preußen in Besitz genommen." Sonst waren die Polen bescheidener, sie verlangten nur das Großherzogthum Posen zurück; jetzt werden auch ohne weiteres die Ansprüche auf Westpreußen erhoben. „Jede Schwierigkeit schwindet, wenn die freie Stadt Danzig unter Preußens und Polens gemeinschaftlicher Hoheit ihre alte Stellung zu den Schwesterstädten der Hansa, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt und Nowgorod wieder einnimmt und ihr neutrales Gebiet so vergrößert wird, daß Preußen nicht eines polnischen Passes bedarf, um seine Verbindung mit Königsberg zu unterhalten."

Nun könnte man einwenden, daß die Erfindungen eines müßigen Kopfes über die eigentlichen Gedanken und Pläne der Polen nichts beweisen, aber es ist in der That nicht anders. Wenn ein neues polnisches Reich errichtet wird, so muß seine erste Aufgabe sein, die Weichselmündungen in seine Gewalt zu bekommen, wie ja auch die Jagellonen diese Aufgabe richtig begriffen. Damals waren sie die Stärkern, später gewann Preußen das Uebergewicht. Leider konnte es sich seiner alten Provinz nicht anders bemächtigen, als mit Hilfe Rußlands; allein indem es sich dieselben aneignete, führte es nur aus, wozu es seine ganze Geschichte drängte. Wären die Polen die Stärkern gewesen, so hätten wir auch Königsberg verloren, und Kant wäre unter polnischer Herrschaft geboren.

Um die Frage von der Wiederherstellung Polens zu beurtheilen, muß man sich die Frage über das Recht oder Unrecht der Theilung Polens ganz aus dem Sinn schlagen. In der Geschichte ist es mit der Abzahlung alter Schulden nicht so einfach gemacht, wie im Privatleben. Man muß lediglich die gegenwärtigen Verhältnisse in Rechnung bringen.

Dem projectirten polnischen Reich fehlt zunächst alle geographische Grundlage. Ein aus dem gegenwärtigen Königreich Polen, dem Großherzogthum Posen, Galizien, Lithauen, Volhynien und Podolien zusammengesetztes Reich wäre eine wüste Ländermasse ohne Mittelpunkt, ohne Communication mit der See, also auch ohne selbstständige Politik, und darauf angewiesen, entweder die Ostseeprovinzen zu erobern, oder wieder erobert zu werden. In dem alten, auf privatrechtliche Verhältnisse begründeten Staatensystem konnte so etwas gedeihen; es wurde unmöglich, sobald die übrigen Staaten den Begriff der Souveränetät durchführten. Die Begriffe der gemeinsamen Hoheit Polens und Preußens über die Republik Danzig, die mit den Hansestädten Hamburg, Frankfurt und Nowgorod wieder einen Bund schließen soll, sind gradezu ante-

diluvianisch. In der Arrondirungspolitik des vorigen Jahrhunderts, so sehr man sie angefochten hat, lag doch ein richtiger Grundgedanke; denn nur die Länder können einen Staat bilden, die zusammengehören, die man übersehen und gemeinschaftlich bewirthschaften kann. Es ist allerdings hart für eine Nation, darunter zu leiden, daß ihre Väter kein passendes Territorium zu gewinnen wußten; aber die Geschichte ist einmal nicht sentimental.

Ebenso wichtig ist ein zweiter Umstand. Man verwechselt das gegenwärtige Polen immer mit dem Polen von 1815. Rußland hat aber seit 1831 so consequent operirt, daß von dem Kern einer polnischen Nationalität, der im Stande wäre, den neuen Staat zu tragen, nicht mehr die Rede ist. Wenn Napoleon I. die polnische Frage nur dazu benutzte, Recruten auszuheben, so war das allerdings frivol gedacht; aber selbst dazu würde heute Napoleon III. nur noch sehr wenig Gelegenheit haben. Wenn Oestreich und Preußen heute Polen wiederherstellen wollten, so müßten sie es nicht nur Rußland in schwerem Kampf abgewinnen, nicht blos ihr eignes Land zerreißen, sondern sie müßten den neuen Staat vom Fundament bis zum Gipfel selbst aufrichten. Das ist aber zu viel verlangt. Man bringt Opfer, wenn man der Nothwendigkeit weicht, aber aus freien Stücken sich einen Feind groß zu ziehen, das wird man keinem Staat zumuthen.

Und was hat eigentlich die Menschheit für ein Interesse daran? Wir gehören nicht zu denen, welche die polnische Nationalität herabsetzen. Sie hat nicht blos viele liebenswürdige, sondern auch tüchtige Eigenschaften, und es liegt kein Grund vor, sie nicht für ebenso entwicklungsfähig zu halten, als die andern Völker: aber noch hat sie ihre Probe nicht gemacht, noch hat sie der Cultur keine neuen Schätze zugeführt, und wenn dieser Umstand auch nicht hinreicht, die Berechtigung einer bestehenden Nation in Zweifel zu ziehen, so ist er doch auch gewiß keine Veranlassung, eine untergehende Nation künstlich ins Leben zu rufen. Fortgeschritten sind die Polen seit 1793 gewiß nicht. Ihre einzige Beschäftigung ist seit der Zeit eine ununterbrochene Verschwörung gewesen. Sie haben dabei viel Hochherzigkeit und ritterliches Wesen entwickelt, aber nicht viel productive staatenbildende Kraft. Wenn schon 1831, wo sie doch ein nationales Heer hatten, sich immer eine Hand wider die andere aufhob, so würde das jetzt, wo sie als Revolutionsvirtuosen die schlechten Sitten aller Länder kennen gelernt haben, in noch viel höherem Grade der Fall sein.

Wir halten die politische Zukunft Polens für hoffnungslos; ob auch die nationale, das wird von ihren Fortschritten im bürgerlichen Leben abhängen. Bis jetzt haben sie wenig darin geleistet; und wenn es noch ein Menschenalter so fortgeht, daß sie alle anderweitige Thätigkeit auf die Zeit verschieben, wo das Königreich hergestellt sein wird, so werden sie auch die Fähigkeit dazu verlieren.

Eine Denunciation.

Der Materialismus und die christliche Volksschule. Ein Aufruf an das deutsche Volk und seine Obrigkeiten von Theodor Weber, Prediger der reformirten Gemeinde zu Stendal. Stendal, Franzen & Große. —

Was wir schon lange erwartet und gefürchtet haben, daß der Lärm, mit dem die gegenwärtigen Naturforscher ihre materialistischen Ansichten verkündigen, zu einer öffentlichen Anklage Veranlassung geben würde, ist jetzt wirklich eingetroffen, und zwar tritt die Anklage mit all den gehässigen und widerwärtigen Formen auf, die mit einer Denunciation in der Regel verbunden sind. Im Anfang scheint sich der Verfasser ganz auf dem Gebiet der Pädagogik halten zu wollen und spricht dasselbe aus, was auch wir bereits häufig entwickelt haben, daß die Naturwissenschaft zwar vollkommen im Recht ist, wenn sie erklärt auf dem Wege der Astronomie, Chemie und Physiologie weder die Existenz Gottes, noch die Existenz der Seele finden zu können, daß sie aber die Schranken der Wissenschaft überschreitet, wenn sie die Möglichkeit leugnet, auf irgend einem andern Wege zu diesen Ideen zu gelangen. Wir haben ausgeführt, daß das beste Heilmittel gegen den Materialismus, d. h. gegen die Leugnung der Ideen, ein consequent durchgeführter Idealismus ist, denn wenn man in der Geschichte, in der Philosophie, in der Dichtkunst u. s. w. die Ideen in ihrer offenbaren Kraft und Wirkung verfolgt, so wird man nicht daran denken wollen, ihre Existenz in Frage zu stellen. Wer wahrhaft an die Ideen glaubt, kann auch diesem Materialismus gegenüber keine Furcht empfinden. — Diese Zuversicht scheint den theologischen Idealisten zu fehlen. Daß Herr Pastor Weber die landüblichen Schimpfwörter gebraucht, daß er den Materialismus ein Evangelium des Teufels nennt, daß er in Bezug auf Moleschott sagt: „Dessen bin ich mir bewußt, daß, wenn ich nur ein Wort zu seinem Lobe sagte, ich dann meinen Namen in den Schmuz getreten und mein eignes Angesicht geschändet hätte;" daß er von Bunsen, der doch wol kein Materialist ist, behauptet, er habe sich so weit herabgelassen, „den alten knochendürren Rationalismus, der allerdings noch keineswegs todt, aber malhonett geworden war, und wie eine alte abgestandene Mähre von seinen Liebhabern im Stall gehalten wurde, so weit aufzuzäumen und zu stutzen, daß ein reputirlicher Mann, allenfalls auch ein Geheimerrath, sich wieder mit ihm vor Leuten sehen lassen kann", — das alles sind wir von den Vorfechtern der kirchlichen Rechtgläubigkeit gegen die Ketzer schon so gewöhnt, daß es uns nicht weiter befremdet. — Aber der Herr Pastor bleibt bei den kirchlichen Bannflüchen nicht stehen; er wendet sich an die Regierungen. „Sind sie denn," fragt er, „so ganz kurzsichtig geworden, daß sie die Gefahr, die über unsern Häuptern schwebt, die mit Riesenschritten immer näher kommt, nicht erkennen?" „Und so

gebe ich es meiner hohen Regierung in ihr Gewissen und lege es meinem theuren und geliebten Könige an das Herz, daß sie in der Macht, und um der Macht und um der heiligen Pflichten willen, die sie von dem allerhöchsten Herrn empfangen haben, und so gewaltig und entschieden, als im Namen Gottes, sich aufmachen und Hand anlegen sollen, das Kleinod unsres Glaubens und das Bestehen des Thrones, in dem die Spitze und der rechte Kern aller heiligen Ordnung Gottes hier auf Erden ist, und das Bestehen der Gesellschaft selbst von einem Untergange mit Schrecken und vor einem Greuel der Verwüstung ohne Gleichen zu bewahren. Sie müssen das, sie dürfen hier nicht schweigend zusehen, weil Schweigen und unthätig Bleiben eine himmelschreiende Sünde wäre.“ — „Was vor allem dringend nöthig wäre, ist dies, daß Zeitschriften und populäre Bücher dieser Art, wie z. B. die Schriften von Roßmäßler und Burmeister (daneben wird auch die Gartenlaube und ein paar Dutzend andrer Zeitschriften genannt), von allen deutschen Regierungen unterdrückt und vernichtet werden. . . . Und wenn die betreffenden Verordnungen erlassen sind, die sofortige Entziehung der Concession die unmittelbare und unweigerliche Folge ihrer Uebertretung sein muß.“ — Die Gottlosigkeit der Preßfreiheit wird sehr lebhaft hervorgehoben, und der Verfasser erklärt S. 34: „Wir kennen keine andre Bekenntnißfreiheit, als die Freiheit, uns zum Worte Gottes zu bekennen; jede andre Freiheit, die der Mensch sich selbst nimmt, ist eine Knechtschaft. . . . Wir kennen keine andre Toleranz, als gegen das, was wir predigen, vertreten und verfechten, und das ist Christus selbst, den die Welt auch toleriren muß, eben weil er herrscht und weil er immerdar, auch heute noch, im Unterliegen überwindet, so oft als sein Charfreitag wiederkehrt; aber wir wissen von keiner Toleranz gegen allen Unglauben und gegen alle Verkehrtheit, welche wider Gottes Wort gerichtet ist.“ —

Das ist offen, klar und bündig gesprochen und in Beziehung auf das, was wir zu erwarten haben, eine willkommene Ergänzung der Stahlschen Theorie. Nur hat sich der Herr Pastor doch nicht vollständig ausgemalt, was er fordert. Angriffe gegen die Religion sind schon nach unserm gegenwärtigen Strafgesetzbuch verpönt. Der Uebelstand liegt nur darin, daß namentlich bei naturwissenschaftlichen Schriften juristisch schwer zu constatiren sein wird, wo der Angriff gegen die Religion beginnt. Die lärmende, herausfordernde Form ist leicht zu beseitigen; aber ist damit etwas geholfen? Die Grundsätze des Materialismus lassen sich, wenn man nur die directe Beziehung auf bestimmte Namen vermeidet, auf das vollständigste entwickeln, ohne daß irgend ein Paragraph des Criminalrechts verletzt werde. Es ist dem Verfasser ja nicht blos um die Abwehr eines Skandals zu thun, sondern um den Einfluß auf die Jugend und deren Erzieher. Diesem ist durch Repressivmaßregeln auf keine Weise zu steuern.

Also die Censur! — Aber auch diese befindet sich in einer üblen Lage. Der politische Radicalismus kann in der Presse, wenn man alle Rücksichten bei Seite setzt, allerdings unterdrückt werden; man darf nur verbieten, irgend etwas über Politik zu drucken. Freilich würde auch das dem Verfahren des Straußes gleichen, der dem Jäger zu entgehen glaubt, wenn er seinen Kopf versteckt, um ihn nicht zu sehen. — Aber die Censur auf dem Grenzgebiet der Religion und Philosophie ist nicht durchzuführen. Die Materialisten können ganz bequem alle Ausdrücke, die an die Religion erinnern, z. B. Gott, Unsterblichkeit u. s. w., vermeiden. Will man etwa alle naturwissenschaftlichen Schriften gleichfalls untersagen?

Es muß also eine Censur der Gesinnung eingeführt werden, oder, was dasselbe sagen will, eine Inquisition. Diejenigen Männer, von denen man voraussetzt, daß sie materialistischen Ansichten huldigen (d. h. nach der Definition unsers Pastors, daß sie nicht jeden Punkt der symbolischen Bücher beschwören können), dürfen überhaupt nichts drucken lassen. Die einzige competente Behörde, darüber zu entscheiden, ist die Geistlichkeit. Dieser muß also die Censur anvertraut werden. Vor jedes Lehrbuch der Naturgeschichte muß der Verfasser ein Glaubensbekenntniß setzen.

Das wären die ersten vorläufigen Maßregeln. Nachher wird man sich überzeugen, daß auch diese noch nicht ausreichen; denn wenn die Materialisten auch nichts dürfen drucken lassen, so verbreiten sie ihre Meinungen mündlich, und einer trägt es dem andern zu. Man wird also auch den mündlichen Austausch materialistischer Ansichten untersagen müssen, und hier tritt wieder die Schwierigkeit ein, für ein Gespräch unter vier Augen Zeugen aufzufinden. Am besten ist es also auch in dieser Beziehung, nicht bei Repressivmaßregeln stehen zu bleiben, sondern zu Präventivmaßregeln überzugehen. Wer materialistischer oder ketzerischer Ansichten angeklagt wird, muß sich vor dem geistlichen Amt verantworten, und wer sich nicht zu vertheidigen weiß, wird verurtheilt — zum Scheiterhaufen? — pfui doch! im 19. Jahrhundert ist man nicht so barbarisch; aber es wird ihm untersagt, irgend eine amtliche Praxis zu treiben, der Staatsdiener wird natürlich zuerst abgesetzt, der Lehrer cassirt, dem Arzt die Ausübung seiner Praxis untersagt. Aber auch das genügt noch nicht; die Materialisten heben ja den Unterschied des Guten und des Bösen auf, wie man sagt, also steht jeder Materialist im dringenden Verdacht, ein Spitzbube zu sein, und solchen Menschen sollte man das Recht zugestehen, Handel und Wandel zu treiben? Natürlich haben ihre Hauptbücher ebensowenig juristischen Werth, wie ihr Zeugniß vor Gericht. Eine Handlung, die mit der Religion in irgend einem Zusammenhang steht, dürfen sie nicht ausüben; sie dürfen z. B. nicht heirathen; wenn aber einer vor dem Erlaß des neuen Gesetzes schon verheirathet ist, so muß ihm die Erziehung der Kinder genommen werden u. s. w.

Hoffentlich wird diese Auseinandersetzung den werthen Pastor überzeugen, daß er in seinen Consequenzen noch lange nicht weit genug gegangen ist; er möge sich die unsrigen aneignen und sie dann der Behörde vorlegen.

Christoph Marlowe.

Grade zwei Monate vor der Geburt des größten Dichters der neueren Zeit, W. Shakespeare, gegen Ende des Februars 1564, wurde sein größter Vorgänger und älterer Nebenbuhler, Christoph Marlowe, zu Canterbury geboren. Sein Vater war ein Schuhmacher, vielleicht später auch Küster an der Marienkirche dieser Stadt. Der Sohn empfing seine Bildung auf dem dort von Heinrich VIII. unter dem Namen „Königsschule" gestifteten Gymnasium, welches noch besteht. Dann bezog er die Universität Cambridge, indem er daselbst in seinem 18. Jahre (1581) in das Benet- oder Corpus-Christi-Collegium immatriculirt wurde, und erlangte nach zwei Jahren (1583) die Würde eines Baccalaureus, vier Jahre später (1587) die damals höchst ansehnliche eines Magister Artium. Vermuthlich machte er seine Studien nicht auf Kosten seines Vaters, sondern auf die eines Verwandten oder Gönners; und in letzterer Beziehung hat man auf einen sehr wohlthätigen, nachher in den Ritterstand erhobenen Kronbeamten, den „ersten Baron der Schatzkammer" Sir Royer Manword hingewiesen, der seinen Landsitz in der Nähe von Canterbury hatte, und der uns auch sonst in der Geschichte dieser Zeit, z. B. unter den Richtern der Maria Stuart genannt wird. Ihm schrieb unser Dichter im Jahr 1592 eine Grabschrift in lateinischen Versen. Marlowe mag für den geistlichen Stand bestimmt gewesen sein, scheint aber durch seine früh auftauchenden religiösen Zweifel davon abgehalten worden zu sein, und muß sich, da wir seines ersten Stückes schon im Jahr 1587 erwähnt finden, schon vor seiner Promotion zum Magister, die in eben dies Jahr fällt, der damals noch sehr verachteten Laufbahn eines Komödianten und Komödienschreibers in der Hauptstadt zugewandt haben. Dies sein erstes Stück, Tamerlan der Große, machte das allergrößte Aufsehn, zog ihm erst den Neid, dann die Freund- und Brüderschaft der andern Komödienschreiber zu — unter ihnen sind Robert Greene, Georg Peele und Thomas Nash die wichtigsten — bis sie alle wieder, auch Marlowe, vor der aufgehenden Sonne Shakespeares wie Nebel verschwanden. Und zwar geistig und leiblich. Denn freilich um die Zeit, als der junge Shakespeare eben von Stratford sich nach London begab, um da, nachdem er in der Heimath in eine gedrückte Lage gerathen war, sein Glück als Schauspieler und Dichter zu machen, stand Marlowe als der eben erschienene Wunderstern der dramatischen Kunst

da. Freilich verflossen Jahre, ehe der unscheinbare Handwerkersohn, mit wenig mehr als Handwerkerbildung aus einer Landstadt neben seinem gelehrten Vorgänger bemerkt wurde: aber kaum war er als Dichter bemerkt, so begann nach kurzem ungleichem Kampfe das schnelle Versinken der Gegner. Denn das Ursprüngliche und Tiefe hat immer die Macht, hat sie namentlich in solchen Zeiten, die selbst tief und urgewaltig sind, und fern von allem Hinschieben und Durchschleichen und aller Erbärmlichkeit. Die Zeit und das Land, die eine Seeherrschaft erschufen, der Vernunft und reinen Auffassung des Christenthums eine feste insularische Burg errichteten, konnte auch einen Shakespeare hervorbringen. Es ist eine große, kühne, urgewaltige Zeit, es ist ein keckes, frisches, in Kraft übersprudelndes Volk, welche die jungfräuliche Königin umringen, und Shakespeare ist wahrlich nicht das einzige Genie seiner Tage, wenn wir nicht blos von Dichtern reden. Welche kühne Seefahrer waren Drake und Raleigh, welche großartige Staatsmänner Walsingham und Burleigh, welch ein Philosoph Bacon! Hatte Jakobs Zeit doch noch genug Genialität geerbt, um einen so kleinlich denkenden Monarchen übertragen zu können! und es waren die Enkel, in denen die Seele der Großväter wiederkehrte, welche die großen Dinge unter Cromwell ausführten. Dennoch wäre es die Frage gewesen, wie sich Marlowes Genius hätte entwickeln können, da die kurze Zeit seines Wirkens einen so bemerkenswerthen Fortschritt zeigt, und es war immer für Shakespeare ein glücklicher Zufall, welcher ihm diesen kühnen Geist schon 1593, sechs Jahr nach seinem Auftreten, etwa drei nach dem Shakespeares, aus dem Wege räumte, nachdem Greene, auch ein talentvoller Dramatiker, schon ein Jahr früher gestorben war.

Von dem, was Marlowe in diesen 6 Jahren seiner Berühmtheit begegnete, wissen wir nur wenig. Er soll Schauspieler am Vorhangstheater gewesen sein, und bei einer nicht eben ehrenvollen Veranlassung das Bein gebrochen haben, wenn einer Ballade zu trauen ist. Er schrieb außer einem zweiten Theile des Tamerlan, der den ersten weit überbot, noch 4 Stücke, und vielleicht noch ein fünftes und sechstes im Bunde mit Nash, so wie er eine lyrische Nachbildung des Musäus und einige andere unvollendet hinterließ. Marlowe lebte ein ausgelassenes Schauspielerleben, Green, Peele und Nash waren seine Genossen. Freilich brauchen wir den Worten der viel später gedichteten Ballade keinen Glauben beizumessen; sie lauten, wenn es der Mühe werth ist, den alten Lirumlarum zu übersetzen:

Manch Stück schrieb er zu andrer Neid
Ruhm hatt' er ohne Maßen.
Bald prunkt' er in 'nem seidnen Kleid,
Bald bettelt' er in den Straßen.

Freilich strotzen gleichzeitige Schriftsteller von Anführungen, namentlich seines

Tamerlan, so daß er sehr anerkannt gewesen sein muß; auch wissen wir, daß angesehene Männer, wie Sir Thomas Walsingham (nicht der berühmte Sir Francis W., sondern Manwords Schwiegersohn), sich seiner annahmen; aber gewiß ist doch, daß die lockersten Vögel seine Freunde waren, und daß, als einer von ihnen, Greene, im Jahr 1592 in Hunger und Kummer verkommen war, dieser seinen überlebenden Gesellen eine klägliche Aufforderung zur Umkehr und Besserung testamentarisch vermachte, welche dann sogleich von einem ähnlichen Dichterling (Chettle) unter dem Titel „Für einen Groschen Witz, erkauft mit einer Million Groschen Reue“ herausgegeben wurde. Ebenso scheint der Vorwurf der Freigeisterei nicht unbegründet, wenn auch in dem harten Ausdruck Atheismus vielleicht eine Uebertreibung liegt. Denn nicht nur ermahnt ihn der sterbende Greene aufs beweglichste, hiervon abzulassen, sondern ein Puritaner, Namens Bame, gab sogar in Marlowes Todesjahre eine Klage auf Atheismus gegen diesen ein, welche noch unter alten Acten (von Ritson) aufgefunden worden ist.

Die Anklageschrift oder vielmehr Zeugenaussage, welche nach ihrem zweiten (später geschriebenen) Titel 3 Tage vor des Beklagten plötzlichem Tode aufgenommen sein soll, enthält eine Masse der abscheulichsten Lästerungen, die Marlowe gesagt haben soll, die gelindeste und mittheilbarste darunter ist die, daß alle Religionen nur Erfindungen seien, um die Menschen bange zu machen, auch mitten darunter die absurde Insinuation, als habe der Dichter das Münzrecht als Regal der Königin angefochten, und in Verbindung mit einem Falschmünzer beabsichtigt, französische Kronen, Pistolen und englische Schillinge zu verfertigen. Man hat allerdings allen Grund zu vermuthen, daß der arme Poet die französischen Kronen und englischen Schillinge habe brauchen können. Auch wurde dieser Rich. Bame oder Bome schon im nächsten Jahre aufgehängt. — Die Worte Greenes lauten:

„Den Herren quondam Bekannten, welche ihren Witz im Verfertigen von Schauspielen üben, wünscht R. G. einen bessern Tummelplatz und Weisheit, damit sie sein Elend vermeiden.

Wenn traurige Erfahrung euch bewegen kann, ihr Herren, euch zu hüten, oder unerhörtes Elend euch dringend auffordern kann, euch in Acht zu nehmen, (diese Parallelisirung der Wendungen ist das Wesentlichste des euphuistischen Stils) so werdet ihr zweifelsohne mit Kummer auf eure Vergangenheit zurückblicken, und streben, die zukünftige Zeit in Reue zu verbringen. Wundre Dich nicht, denn bei Dir will ich zuerst anfangen, Du berühmter Anmuthspender unter den Tragikern (d. i. Marlowe), daß Greene, der mit Dir gesagt hat, wie der Thor in seinem Herzen: Es ist kein Gott, nun seiner Größe die Ehre gibt; denn durchdringend ist seine Macht, seine Hand liegt schwer auf mir, er hat zu mir geredet mit Donnerstimme, und ich habe erfahren, daß er ein Gott ist, der Feinde strafen kann. Warum sollte Dein erlesener Verstand, seine Gabe, so

verblendet sein, daß Du seinem Schöpfer nicht die Ehre geben wolltest? Ist es pestilentialischer Machiavellismus, den Du studirt hast? — O alberne Thorheit! Was sind seine Lehren anders, als verwirrter Spott, fähig, binnen kurzem das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen? Denn, wenn sic volo sic iubeo diejenigen, die zum Befehlen befähigt sind, im Zaume hält, und wenn fas et nefas erlaubt ist d. h. alles zu thun, was nützlich ist, so sollten nur Tyrannen die Erde besitzen, und da sie dann sich an Tyrannei zu übertreffen streben, einer des andern Henker werden, bis da der mächtigste alle überlebt, und ein Streich für den Tod übrig bleibt, um in einem Menschenalter das lebende Geschlecht zu enden. Der Anzapfer dieses teuflischen Atheismus ist todt, und besaß in seinem Leben nie die Glückseligkeit, nach welcher er zielte, sondern wie er in List begann, lebte er in Furcht und endete in Verzweiflung. Quam inscrutabilia sunt Dei iudicia! Diesem Mörder vieler Brüder ist das Gewissen wie das Kains verwundet worden; dieser Verräther an dem, der sein Leben für ihn ließ, erbte den Antheil des Judas, dieser Apostel kam so elend um, wie Julian: und willst du, lieber Freund, sein Jünger sein? Schau auf mich, der von ihm zu jener Frechheit überredet wurde, und du wirst darin höllische Sklaverei finden. Ich weiß, daß die geringsten meiner Verbrechen diesen elenden Tod verbrochen haben; aber muthwillig gegen die erkannte Wahrheit streiten geht noch über alle Schrecknisse meiner Seele hinaus. Verschiebe nicht, wie ich, auf diesen letzten Punkt der Noth: denn wenig weißt du, wie du am Ende heimgesucht werden wirst." —

Der darin genannte „Anzapfer des Atheismus" und „Mörder vieler Brüder" war nach Malones Meinung ein Universitätslehrer in Cambridge, angestellt seit 1573 als Fellow an eben dem Collegium, zu dem Marlowe gehörte, der Magister Franz Katt, welcher wegen seiner unchristlichen Grundsätze im Jahr 1589 zu Norwich verbrannt worden war. — Es folgen dann ähnliche Apostrophen an Lodge und Peele, die ziemlich deutlich bezeichnet sind, und das Ganze schließt mit einer Abmahnung an alle drei vor gottlosen Flüchen, vor Trunkenheit und Wollust, und vor der Gesellschaft der Wüstlinge.

Marlowe, so wie die andern Ermahnten, nahm diesen Angriff sehr übel, und Chettle hatte Mühe, den Verdacht von sich und Nash abzuwälzen, als habe er Theil daran; er erklärte, er habe manches weggelassen, aber nichts zugesetzt. — Die Vermuthung liegt nahe, daß, da kurz darauf gerichtliche Schritte in dieser Sache vorgenommen wurden, das allgemeine Aufsehen erst durch diese Schrift rege geworden sei, und es wäre immerhin möglich, daß Chettle, der in seiner Vertheidigung noch ausdrücklich bemerkt, er kenne keinen der Angegriffnen, wolle auch einen derselben (vermuthlich Marlowe) gar nicht kennen, bedaure aber, daß er auch Shakespeare mehr verletzt habe, als es ihm nachher lieb ge-

wesen sei, ein Werkzeug in den Händen von Marlowes Feinden gewesen sei, da er darin halb seine Theilnahme an der Schrift einräumt, und daß das ganze Testament eine niederträchtige Erdichtung sei. Wie dem nun auch sei, der Ruf Marlowes als eines Atheisten ist aus vielen Zeugnissen offenbar: wir werden sehen, ob seine Werke dazu Veranlassung gaben. Aber die Verfolgungen waren unnütz; kurz darauf machte ein Zufall dem Leben des verschrienen Gottesleugners ein Ende. In Destford, einige Meilen von London, hatte er eine Liebschaft. Eines Tages, am 1. Juni 1593, überraschte er seine Geliebte in der Gesellschaft eines Nebenbuhlers, Franz Archer; es kam zum Handgemenge, Marlowe zog den Dolch; der Gegner bemächtigte sich der Waffe, welche nun, sei es durch Zufall oder Absicht, Marlowe durchs Auge in das Gehirn fuhr, so daß er gleich darauf starb. So endete er wild und rasch, wie er gelebt hatte, kaum 30 Jahr alt, und die Puritaner sahen darin ein Strafgericht Gottes für seine Freigeisterei. Daß Sammlungen von Histörchen dieser Art, in denen der Finger des Herrn sichtbar geworden, auch diese enthalten, daß sie sogar in eine Ballade verwickelt und vermuthlich da gehörig ausgeschmückt wurde, beweist nur die Berühmtheit des so unglücklich Umgekommenen. Die Puritaner und die städtischen Obrigkeiten waren überhaupt dem Theaterwesen feind, es galt für eine Quelle und Gelegenheit zur Auslassung von Unordnung aller Art, die Komödianten für liederliches Pack. Im Jahr 1576 verbannten der Lord Mayor und die Alderman die Theater aus dem Weichbilde der Stadt, aber die sogenannten „Freiheiten", die anstoßenden Vorstädte, nahmen sie auf und grade in diesem Jahr finden wir schon drei miteinander wetteifernde stehende öffentliche Theater erwähnt und beklagt von eifrigen Predigern: das Blackfriars-, das Vorhangsschauspielhaus und das „Theater" κατ' ἐξοχήν. Gewiß hatten beide Vorwürfe ihren guten Grund, und Shakespeare selbst ging infolge seiner Verirrungen unter dieses Gesindel. Aber so gut wie er sich emporraffte und dadurch, im Verein mit Ben Jonson, auch dem Stande des Schauspielers und Schauspieldichters eine würdigere Stellung gab, — denn Shakespeare, ganz abgesehen davon, daß er die Bühnendichtung mit einem Adel der Sprache und einer Tiefe menschlicher Weisheit begabte, wie weder vor noch nach ihm einer — gab auch durch sein Leben ein gutes Beispiel, erwarb sich ein Vermögen und ward ein wohlhabender, begüterter Mann — so hätte auch Marlowe sich von seinen Jugendsünden reinigen können. Hat doch die Geschichte, ich will nicht sagen Goethes und Byrons, sondern selbst des Edelsten der Edeln, Schillers, eine Zeit der Jugendthorheit aufzuweisen. — Das also wird niemand glauben wollen, daß diese Anschuldigungen gegen Marlowe grundlos gewesen seien.

Versuchen wir nun, die Werke dieses merkwürdigen Mannes kennen zu lernen, so gut dies durch Auszüge und Proben geschehen kann, welche letztere,

da es keine Uebersetzung (als eine von W. C. Müller*) in Berlin erschienene, (aber mir nicht bekannte) gibt, von mir selbst haben angefertigt werden müssen. Ich bitte dabei die Härte der Verse nicht grabezu für meine Ungeschicklichkeit zu halten, sondern es kam hier auf eine treue Wiederspieglung des Originals an, und man wird daher die weniger glatten Jamben ertragen müssen, wie die Ligaturen bei den Gypsabgüssen antiker Kunstwerke.

Was wir noch besitzen von Marlowe ist folgendes:

I. Tragödien.

1) Tamerlan der Große. Erster Theil.
2) „ „ Zweiter Theil.
3) Dr. Fausts Leben und Tod.
4) Der (reiche) Jude von Malta.
5) Das Pariser Blutbad.
6) Eduard II.
7) Dido, Königin von Karthago.

II. Andre Werke.

1) Uebersetzung von Ovids „Liebeshändeln" (Amores).
2) „ Lucans Pharsalien. Buch 1.
3) Nachbildung von Musäus, Hero und Leander.
4) „Der leidenschaftliche Schäfer an seine Geliebte." Ein Lied.
[5) Epigramme.]

Aber wie besitzen wir es? Nur ein einziges seiner Werke (No. 1. 2.) ist zu Lebzeiten des Verfassers gedruckt worden, der Tamerlan: 1590; nur hier finden wir die Acte und Scenen abgetheilt. Der Text des Faust liegt nur in zwei, resp. 11 und 23 Jahre nach des Verfassers Tode gedruckten Recensionen vor und da wir wissen, daß inzwischen (vor dem ältesten Druck) zweimal von Seiten der Schauspielergesellschaft, der das Manuscript gehörte, spätere Dichterlinge für damit vorgenommene Aenderungen bezahlt wurden, und daß das Honorar sogar das eine Mal über die Hälfte des für ein neues Stück üblichen (6—8 £) nämlich 4 £ betrug, so machen wir den Schluß, daß keine der beiden vorliegenden Gestalten die echte sei, obgleich sie mehr abgekürzte als verlängerte Ueberarbeitungen zu sein scheinen. Um gar nicht von der Dido zu sprechen (1594), an der Marlowe nur Mitarbeiter war, so gilt dasselbe aller Wahrscheinlichkeit nach in noch höherm Grade von dem „Pariser Blutbade", obwol dieses 2—3 Jahr nach Marlowes Tode erschienen sein mag, welches noch kürzer als der „Faust" und noch mehr verstümmelt scheint (halb so lang als Eduard II.), wahrscheinlich nur eine schlechte Ueberarbeitung für das Theater. Dies findet auf die überraschendste Weise sich bestätigt durch ein

*) Ch. Marlowe, Dr. Faust, Tragödie aus dem Englischen von W. C. Müller, Mit Vorw. von L. A. von Arnim. Berlin 1818

Blatt der Originalhandschrift, im Besitz des Herrn Collier, welches mehr als doppelt so viel enthält, als die entsprechende Stelle im ältesten Druck. Die beiden andern Stücke, „der Jude" und „Eduard II." haben ungefähr gleiche Länge mit den beiden Theilen des Tamerlan, also insofern eine Wahrscheinlichkeit für sich, ziemlich vollständig zu sein; freilich ist der Jude, wenn auch in Acte (nicht in Scenen) eingetheilt, uns nur durch eine 40, sage vierzig Jahre nach des Autors Tode gedruckte Ausgabe bekannt und zwar durch eine von einem spätern Dramatiker (Th. Heywood) herausgegebene, von seinen Prologen begleitete. Dagegen liegt „Eduard II." in einer fünf Jahre nach Marlowes Tode erschienenen ältesten und noch mehrern andern Ausgaben vor; er ist das längste aller Stücke und die Tamerlane würden, wenn die komischen Partien nicht absichtlich (vielleicht mit Vorwissen des Verfassers) weggelassen wären, vermuthlich demselben an Länge gleich kommen. Diese drei Stücke also sind es, welche die größte Wahrscheinlichkeit der Authenticität für sich haben; aus ihnen also können wir am ersten hoffen, uns ein Bild des Dramatikers zu entwerfen. Die lyrisch-elegischen Dichtungen, ihrer Natur nach weniger der Verstümmelung ausgesetzt und alle in den ersten sieben Jahren nach Marlowes Tode veröffentlicht*) bilden eine dritte authentische Quelle, obwol sie fast alle nachahmender Art sind.

Ich werde mir daher erlauben, die beiden Tamerlane, die zugleich epochemachend in der Geschichte der Dichtkunst überhaupt sind, für sich zu besprechen, werde dann die übrigen Dramen, namentlich den „Juden" und „Eduard II." behandeln und mit der Betrachtung der lyrisch-elegischen Werke schließen.

Der Inhalt des ersten Tamerlan ist folgender:

Erster Act. Scene 1. Mycetes, der König von Persien, sein Bruder Cosroe und fünf bis sechs andre persische Große, darunter Theridamas treten auf. Der König klagt über die Räubereien eines cythischen Schäfers Tamerlan und seiner Bande und bekennt, höchst naiv, sein eignes Unvermögen zu regieren, Cosroe habe einen bessern Kopf, als er. Dieser beklagt das Land, daß es keinen klügern König habe, und nachdem Theridamas mit 1000 Reitern gegen Tamerlan gesandt ist, reizt er seinen königlichen Bruder so, daß er im Zorne abgeht. Während Cosroe jene Klagen wiederholt und von einem der Satrapen, Meneghon, zur Empörung überredet wird, haben sich schon einige der mit Mycetes abgegangenen Großen verschworen und sie kommen wieder und bringen ihm die Krone. Unter prächtigen und hochtrabenden Reden

*) Die Ovidübersetzung (nach Ritson 1596), die Musäusnachbildungen (1598), dann die Ballade (1599), die Lucanübersetzung (1600). Chapman, der den Musäus vollendete, könnte auch den Anfang umgeformt haben; dies kann aber, da der Ton so total verschieden ist, nicht von Bedeutung gewesen sein. Die Ballade, als ein beliebtes, vielgesungenes Lied erlitt natürlich Veränderungen, daher die Menge der Redactionen. Die Epigramme, mit dem Ovid zusammen publicirt, gehören J. Davies an.

wird Cosroe gekrönt, alle seine Titel und Würden werden dabei aufgezählt. — Cosroe will sich mit Theridamas gegen Mycetes, der immer noch eine Partei hat, verbinden. Aber dies erfahren wir hier nicht, nachher II., 2 sehen wir, daß Meander treu geblieben ist.

Scene 2. Tamerlan tritt auf, noch in der ärmlichen Kleidung eines cythischen Hirten, mitsammt zwei Freunden und anderm Gefolge, alle mit Beute beladen. Mit ihm die eben gefangene ägyptische Prinzessin Zenokrate, von zwei Freunden begleitet. Tamerlan tröstet Zenokrate wegen ihrer Gefangennehmung, Zenokrate erwidert mit einer Bitte um Schonung; als sie nun auf seine plötzliche kurze Frage, ob sie verlobt sei, ebenso kurz bejahend geantwortet hat, sagt Tamerlan, er sei ein Herr durch seine Thaten, zwar von Geburt nur ein Schäfer, sie aber solle die Gemahlin eines Eroberers werden. Nun wirft er die dürftige Tracht ab und steht in prächtiger Rüstung, in kupferfarbenem Wamms und Beinkleidern von scharlachrothem Sammet da*) bewehrt mit einer Streitart, so werden sich seine Freunde auch verwandeln. Einer derselben bemerkt:

Wie königlich ein Löwe sich erhebt,
Die Klauen reckend und den Heerden drohend:
So schaut in seiner Rüstung Tamerlan.
Mir däucht, ich sehe Kön'ge vor ihm knie'n
Und er, mit düstrer Stirn und Feuerblick
Stößt Kron' auf Kron' ab den gefangnen Häuptern.

Aber Zenokrate läßt sich nicht blenden, noch schrecken: „Die Götter, die Vertheidiger der Unschuld, werden euch nicht helfen für die Beraubung armer Wandersleute und ihre beiden Begleiter bitten um Freilassung; die Güter möchten sie behalten. Da redet der Räuber:

Verschmäht Zenokrate bei mir zu sein?
Verschmäht ihr mir zu folgen, fremde Herrn?
Glaubt ihr, der Schatz sei mehr mir werth als ihr?
Nicht all das Gold in Indias reichen Auen
Soll den geringsten Kämpfer mir erstehn. —
O, Liebliche, du mehr als Jovis Liebe,
Strahlender als Rhodogens**) Silberglanz,
Blender als Scythias reinster Hügelschnee:
Dein Selbst ist kostbarer dem Tamerlan
Als der Besitz von Persiens Diadem,
Mein von Geburt an durch der Sterne Gnade.

---

*) So das Costüm Ed. Alleyns, der in dieser Rolle Furore machte. Für einen Mantel gab die Schauspielergesellschaft zuweilen das Dreifache von dem, was sie für ein neues Stück bezahlte.

**) Gemahlin des Hämus in Thracien, beide wegen ihres Stolzes in Berge verwandelt.

Tartaren hundert sollen aufwarten dir,
Auf Rossen, flüchtiger weit als Pegasus.
Von medischer Seide sei dein Kleid gewirkt,
Durchstickt mit köstlichen Juwelen, die
Mein eigen, reicher als die deinigen.
Milchweiße Hirsche sollen dir auf der Bahn ,
Des Teichs den Schlitten ziehn von Elfenbein,
Erklimmen der Eisberge Gipfelrand,
Die deine Schönheit bald in Nichts zerschmelzt.
Die Schiffe, die, zusammt fünfhundert Mann,
Auf der vielköpfigen Wolga Welle ich nahm,
Die bieten alle wir dem Mädchen an;
Und dann — uns selbst dem blonden Mädchen auch.

Demokratische Studien. Seit einiger Zeit gehen der Redaction aus verschiedenen Theilen Amerikas deutsche Zeitungen zu, die manche interessante Seite darbieten. Es sieht wunderlich genug aus, wenn in derselben Form, an die wir bei unsern Localblättern gewöhnt sind, die Angelegenheiten der Sandwichinseln, des Feuerlandes, Japans u. s. w. besprochen werden, wie wir die Angelegenheiten von Chemnitz und Zwickau besprechen. Die ungenirte Form dieser Zeitungen läßt wenig zu wünschen übrig. Es ist in dieser Beziehung schon von unsern Collegen manche ergötzliche Notiz mitgetheilt, namentlich aus San Francisco, wo z. B. ein erfahrener Klopffechter nach einer genauen Taxe seine Dienste anbietet, um Beleidigungen zu rächen oder neue Beleidigungen zuzufügen; für eine Maulschelle verlangt er 150 Dollars, für einen Fußtritt 175 u. s. w.; nebenbei bedroht er einen jeden, der es wagen sollte, sich eines andern Agenten zu bedienen, mit den strengsten Strafen. Die Umgangsformen dieses Ländchens sind äußerst populär. Wenn einer den andern blos einen Schurken nennt, der wegen einer Reihe von Diebstählen verdient habe, öffentlich ausgepeitscht zu werden, so sieht das im Vergleich zu den übrigen Artigkeiten nur wie eine gelinde Neckerei aus. Mit aufrichtigem Bedauern sehen wir bekannte Männer, wie Julius Fröbel, der sich zwar zu einer falschen politischen Richtung hatte verleiten lassen, aber in seinem Privatleben durchaus ein Gentleman war, in diesen Ton verstrickt. — Ein sehr willkommener Beitrag für diese Studien war uns die Neuyorker Zeitschrift: der Pionier, herausgegeben von Karl Heinzen. Dieser Herr zeichnete sich schon in Europa durch die Feinheit seiner Umgangsformen und die Mäßigung in seinen Wünschen aus, aber man kann nicht leugnen, daß er in der neuen Welt erhebliche Fortschritte gemacht hat. Indem wir einiges aus seiner Zeitschrift mittheilen, möchten wir, wie Herr von Gerlach auf der preußischen Tribüne, so leise als möglich reden, um weder vom Präsidenten, noch von den Ministern, noch von den Stenographen gehört zu werden; denn was wir zu erzählen haben, ist in der That höchst unparlamentarisch. — Zunächst bespricht er den bevorstehenden Frieden. „Die ganze Geschichte dieses orientalischen Krieges und Friedens bringt den Fernerstehenden in der That auf die Vermuthung, daß sich die

Bevölkerung Europas in lauter Cretins verwandelt habe, die sich, außer auf Fressen und Begatten, auch noch auf Todtschießen und Betrügen verstehen. Freilich würde man in Europa antworten können, daß in Amerika, wo die Intelligenz doch volle Freiheit hat, die Cretins nicht schlechter zu gedeihen scheinen." „Man sollte in der That glauben, die Welt sei ein Narrenhaus geworden. Es ist uns mitunter, als hörten wir ein Gewieher des Wahnsinns aus den Kehlen dieser ganzen erleuchteten Versammlung, die sich Menschheit nennt." — Nun folgt etwiges, was wir doch lieber unterdrücken, um nicht das Mißfallen der Herren Staatsanwälte zu erregen. — Dann berichtet er Heines Tod. „Hätte Heine als mittelloser Flüchtling in Nordamerika leben müssen, er wäre wahrscheinlich im Elend gestorben. Seine einzige Aussicht wäre gewesen, daß man seinen Sarg zwar nicht durch Stummheit geehrt, aber sein Leben mit Pöbelgeschrei beunruhigt hätte, denn er hat ja ebenfalls dieses Land der Rohheit und des geistigen Indianerthums verurtheilt, in welchem literarische Seminolen das große Wort führen und pöbelhafte Schmierer auf den Schild der Geistesfehden erhoben werden. Man denke sich den Satyriker Heine als Mitglied der deutschen Presse in Amerika und lese die Nekrologe, die ihm jetzt mit feierlicher Berufsmiene die gemeinsten Hundsfötter dieser Presse widmen. Wäre er hier gestorben, so würde ein solcher Nekrolog z. B. in der Staatszeitung wahrscheinlich also heißen: „„er gab in letzter Zeit ein Winkelblättchen heraus, in welchem er die Bildung zu organisiren, die Weiber und Nigger zu emancipiren, die Demokraten zu schmähen und das Lagerbier zu beschimpfen suchte. Seine Abonnentenzahl stieg auf etliche Hundert, weshalb er mit seinen zeitwidrigen Schreibereien kaum sein Brot und sein Morphum verdiente. Im Ganzen besaß er einiges Talent, aber er wußte keinen Gebrauch davon zu machen, da er von der Geschichte und den Institutionen dieses Landes keinen Begriff hatte. Wenn er sich der „demokratischen" Partei angeschlossen, die deutsche Sprache landesüblich gemixt, die geschwänzte Natur der Neger anerkannt, für das Ticket gewirkt, Lagerbier getrunken und das Volk verstanden hätte, würde er besser gelebt sein und glücklicher gestorben haben."" — Das sind die Vorzüge der nordamerikanischen Freistaaten. Nicht weniger liebenswürdig drückt sich der Herausgeber über die Deutschen in Nordamerika aus. „Die Deutschen im Allgemeinen dienen der Sklaverei, fanatisiren sich sogar für die Sklaverei. Das beweisen zwei unwiderlegliche Thatsachen: 1) die Majorität der Deutschen stimmt mit den Sklavenhaltern für die Partei und die Candidaten der Sklavenhalter; 2) die Majorität der Deutschen begünstigt die deutsche Sklavenhalterpresse um so mehr, je gemeiner sie ist, und haßt die deutsche Freiheitspresse um so mehr, je besser sie ist. So lang diese Thatsachen existiren, beweisen sie, daß die Majorität der Deutschen tiefer steht, als die Sklaven, welche sie unterdrücken und hetzen helfen. Man bleibe also mit der Phrase von ihrem Sklavenhaß hübsch zu Hause und schwinge über sie die Geißel, wie ihre Herren die Geißel über die Sklaven schwingen. Die nordamerikanischen Deutschen im Allgemeinen haben ein Brandmal an der Stirne; sie sind freiwillige Verbrecher, sie sind Schänder des deutschen Namens und Verräther an Menschenehre und Menschenfreiheit. Das beweisen ihre Abstimmungen, das beweist ihre Presse. Deshalb bleibe jede freie Zeitung ein fortlaufender Steckbrief gegen den großen, millionenköpfigen Verbrecher, der sich nennt: „die Deutschen im Allgemeinen." — Die Schilderungen von

den Sklavenzuständen in den südlichen Provinzen werden die Leser von Onkel Tom nicht verwundern. Auffallender möchte folgende Notiz sein. Während der letzten Monate sind in Neuyork so viel Menschen arretirt worden, daß auf je zehn Personen ein Arrestant kommt." — Also darum Revolution?!

Aus Hannover. — Den 2. April werden unsre Stände in ihrer restaurirten vormärzlichen Gestalt zum ersten Mal wieder zusammentreten. Die erste Kammer, in der fast nichts sitzt, als Adel, wird aller menschlichen Voraussicht nach mit der Regierung so weit Hand in Hand gehen, als die Regierung nicht durch ihre Stellung etwa wider ihren Willen genöthigt wird, das ständische Interesse dem des Staats unterzuordnen. Die zweite Kammer allein wird daher der Tummelplatz der Parteien sein und zwar vorerst ein recht wirrer, wüster Tummelplatz.

Nachdem im vorigen Sommer mit ein paar entschlossenen Maßregeln des neuen Ministeriums Verfassung und Wahlgesetz von 1848 in der Hauptsache beseitigt waren, dachte man allgemein nicht anders, als daß es nun an die organischen Gesetze von 1850, 1851 und 1852 gehen werde. Man stellte sich im Volke lange Zeit vor, die Regierung thue weiter nichts, als restauriren oder fernere Restaurationen des alten Zustandes präpariren. Allein die mächtigen Einflüsse der Gegenwart haben inzwischen auch dieses Ministerium nicht unberührt gelassen. Als im Frühjahr zuerst von Meinungsverschiedenheiten in seinem Schoße verlautete, war es nicht etwa das Maß der abzuschaffenden Errungenschaften oder die Form der an ihre Stelle zu setzenden feudalen Einrichtungen, was Herrn von Borries mit dem Grafen Kielmansegge, Herrn von Bothmer mit Herrn von der Decken entzweite. Es war die Erkenntniß, daß es heutzutage mit bloßer Verneinung nicht gethan sei. Gegen die Einwände des Ministers des Innern, von Borries, entschied der König mit seinem Finanzminister, Grafen Kielmannsegge, daß Hannover nicht nur endlich die lange vergeblich erbetene Landesbank, sondern auch seinen Credit mobilier erhalten solle. Zwei neue Staatseisenbahnen, die Bremen-Hamburger und die Seehausen-Uelzener Bahn wurden auf das Programm der nächsten ständischen Diät gesetzt. Im Lauf ihrer Verhandlungen mögen leicht noch die Lüneburg-Lauenburger, die Nordhausen-Nordheimer und eine Bahn von Hildesheim den Harz hinauf, wenigstens im Punkt der vorbereitenden Arbeiten hinzukommen. Dagegen heißt es mit ziemlicher Bestimmtheit, daß die Verminderung der Zahl der Obergerichte, die Wiederabschaffung der Geschwornengerichte und der Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung auf der untersten Stufe neuerdings bis auf eine spätere Gelegenheit vertagt worden seien. Also schaffen, nicht länger zerstören, heißt die jetzige Losung des Ministeriums.

Darum ist denn auch zu wünschen, daß die Opposition ihre bisherige Stellung bloßer ermüdender und entkräftender Vertheidigung aufgeben möge, um von neuem zum Angriff überzugehen. Das gute Recht der Bevölkerung den einseitigen Neuerungen des vorigen Jahrs gegenüber zu wahren, ist in zwei Worten abgemacht. Wollen die Volksvertreter ihrem Volk in der That etwas Gutes zu erreichen suchen, so müssen sie entschlossen und vertrauensvoll auf Ziele losgehen, die selbst innerhalb der engen Schranken von 1856 nicht außer aller Erreichbarkeit liegen. Zunächst wird die Regierung von ihnen verlangen, so scheint es, daß sie dem König

einen seiner gegenwärtigen Civilliste entsprechenden Theil des Staatsguts anstatt der Civilliste zu unbeschränkter Verfügung zurückgeben. Dann werden die längst geforderten, aber noch immer nicht bewilligten erheblichen Mehrausgaben für das Heerwesen abermals verlangt werden. Ferner müssen die Besoldungen der gesammten Staatsdienerschaft grundsatzmäßig erhöht werden. Endlich kann die Regierung nicht umhin, die Entwürfe zu einer Landesbank und einer Mobiliarcreditanstalt den Ständen vorzulegen. Anlässe genug, um den Machthabern des Schwerts zu zeigen, daß die Macht des Geldes in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Sache der Freiheit und der allgemeinen Gleichberechtigung gegen sie noch lange nicht verloren gibt.

Aber wie soll man eine feste Handhabung irgend einer Waffe von der künftigen zweiten Kammer erwarten? Allerdings wird diese Kammer wenigstens anfangs so bunt gemischt, in ihrer unabhängigen Hälfte so ohne jeden Führer und ohne jedes Feldzeichen, in ihren Verhältnissen möglicherweise so gleichgetheilt erscheinen, daß der Regierung einige vorläufige Erfolge zufallen mögen, ehe ein geschlossener Körper zum Widerstand bereit ist. Dann aber mag es den gebietenden Umständen nach sogar ein Glück sein, daß Lehzen durch einen allerdings zu früh eingetretenen Tod, Stüve und die übrigen Führer durch den Willen der Regierung aus der zweiten Kammer ferngehalten werden. Mit ihnen wird hoffentlich der Geist des Beharrens auf abgestoßenen Formen, der über dem formellen Recht den lebendigen Inhalt der Politik vergißt, aus den kommenden ständischen Verhandlungen ferngehalten. Die ewige Aufwärmung eines Verlustes schafft das Verlorene nicht wieder herbei. Was das Land an besessenen Freiheiten verloren hat, wird es nur wieder gewinnen, wenn seine politischen Vertreter, anstatt trägen Geistes auf den Tag einer neuen Erhebung zu harren, auf gesetzlicher Bahn kühn zu ihren ewigen Zielen hin vordringen. Entschließt die Opposition sich ihrerseits zu angriffsweiser Kriegführung, d. h. nicht etwa zu Beschwerden und Ministeranklagen, sondern zu zeitgemäßen Forderungen bei jeder Bewilligung von Geld, so wird sie bald nicht nur die jetzt noch ungewisse Mehrheit der zweiten Kammer, sondern auch die freudige Zustimmung des ganzen Landes für sich haben. Entgegengesetzten Falls steht ihr niemand dafür, daß sie nicht in der Kammer Schlappe über Schlappe erleide, außerhalb der Kammer aber unpopulärer werde, als das Ministerium.

Nachtrag der Redaction. — Indem wir die häufig ventilirte Frage nach der Zweckmäßigkeit einer fortgesetzten Rechtsverwahrung hier vorläufig bei Seite lassen, können wir eine Bemerkung über Stüve nicht unterdrücken. Hoffentlich wird dieser Mann, dessen kernfester Charakter in mancher Beziehung die höchste Achtung jedes Patrioten verdient, sich allmälig davon überzeugen, daß Hannover nicht auf einer Insel des atlantischen Oceans, sondern in Deutschland liegt; daß eine isolirte hannoversche Freiheit eine Absurdität ist. Bei dem redlichsten Willen und der tüchtigsten Kraft hat dieser Mann für die Wiederherstellung des ancien régime grade so viel gethan als der leidenschaftlichste Anhänger der Ritterschaft — daß man es ihm nicht dankt, ist natürlich.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mecklenburgische Erläuterungen.

Die neue Preßverordnung, welche in den ersten Tagen des März zu Schwerin im Anschluß an die Bundespreßnormen und im Uebrigen dem preußischen Preßgesetz ähnlich erlassen wurde, lenkt den Blick des Publicums, da er nunmehr nicht ausschließlich an Paris festhaftet, wol auch auf unsre Großherzogthümer. Wer sie innerlich kennt, muß allerdings oftmals darüber erstaunen, daß Deutschland sie so wenig kennt. Oder auch nicht. Denn unsre Verhältnisse sind so abgeschlossen, in sich begrenzt, daß man es dem übrigen Deutschland kaum verdenken mag, wenn es dieselben ganz auf sich beruhen läßt. Wenn das nur auch gewisse Correspondenzfabrikanten thäten, welche nach flüchtigster Lectüre von ein paar mecklenburgischen Zeitungen und nach nur halbem Verständniß ihrer Notizen sogenannte mecklenburgische Berichte verbreiten, von denen keiner in Mecklenburg entstand. Um solche destillirte Mittheilungen mit einiger Sicherheit fabriciren zu können, wäre vor allen Dingen nöthig, daß derartige industrielle Publicisten mecklenburgische Zeitungen zu lesen verständen. Das ist jedoch keine leichte Sache. Denn grade die innern Kämpfe zwischen den verschiedenen politischen Richtungen sind für unsre Zeitungen kaum oder doch nur mit sibyllinischen Phrasen berührbar, was man freilich leicht begreift, wenn man auf den gesetzlichen Apparat blickt, welcher ihr ganzes Leben beherrscht und zusammenpreßt.

Wir haben auch eine Zeit gehabt, in welcher die Preßfreiheit einige schüchterne Flügelschläge that. Allein schon 1850 bevollmächtigte eine landesherrliche Verordnung das Ministerium in Strelitz zur Unterdrückung jeder Zeitung, zu jeder Zeit und an jedem Orte, ohne daß eine Warnung vorherzugehen braucht. Ursprünglich war der Zweck dieses Decrets, einige mißliebige kleine Blätter todtzuschlagen; und diesem Zweck wurde sofort entsprochen. Gleichzeitig erschien ein Preßgesetz. Es entspricht dem des Königreichs Baiern fast wortgetreu. Was sich mit dessen Paragraphen erwirken läßt, hat sich am Schicksal der baierischen Presse gezeigt. Wenn nun dasselbe Verfahren hier zu Lande nicht in der dortigen Weise executirt wurde, so lag dies theils daran, weil jene Verordnung die Gelegenheit dazu größtentheils vorweggenommen hatte, theils auch daran, daß es nicht die Art des bequemen und gemüthlichen Mecklenburgers

ist, eine Zeitung todt zu quälen. Muß es sein, so schlägt er sie todt. — Endlich erschienen noch bei Gelegenheit einiger Zusätze zum Hochverrathsgesetz im Jahr 1853 gewisse Bestimmungen, die jeden Angriff der Presse gegen jede obrigkeitliche Person ausschließen. Da man aber des Guten nicht zu viel haben kann, so steht noch das Bundespreßgesetz im Laufe dieses Jahres bevor, an dessen Cautionen jedoch unter unsern Verhältnissen höchstens ein paar löschpapierne Localblättchen sterben dürften, während es außerdem schwerlich einen Einfluß auf die Presse äußern wird. In Schwerin hat man jedoch dasselbe, wie Eingangs erwähnt, als Märzverordnung bereits in Kraft treten lassen.

Daß das Bundespreßgesetz noch nicht so weit ist, liegt eigentlich nicht etwa in einer principiellen Differenz über dessen Charakter zwischen Regierung und Ständen, sondern daran, daß die Regierungen sich das Recht der Concessionsertheilung resp. Entziehung vorbehalten hatten, während die Stände beide Befugnisse vindicirten (15. Decbr. v. J.). Darin haben die Stände von ihrem Standpunkt aus ganz Recht; denn nur auf diese Weise ist das Preßgesetz executirbar. Alle landschaftlichen Städte d. h. solche, die den Landtag beschicken, haben „erbvertragsmäßig" eine Menge von Privilegien, welche sie vor der gänzlichen Abhängigkeit von der Staatsverwaltung schützen. Würde nun ein Gesetz nach dem Regierungsvorschlage gemacht, so würde ganz natürlich die Oppositionslust der Obrigkeiten geweckt, welche sicherlich gar nicht zum Entstehen kommt, wenn dieselbe — ob auch auf Antrag und Wunsch der Regierung — selbstständig und freiwillig gegen die ihnen unterstehenden Blätter vorzuschreiten scheinen.

Dies vorausgeschickt, wird man den damaligen Protest des Syndicus Meyer aus Rostock richtiger würdigen, welcher in manchen Organen der nichtmecklenburgischen Presse wie eine liberale Wallung beurtheilt wurde. Rostock ist unter den landschaftlichen Städten die privilegirteste und Herr Syndicus Meyer ihr Vertreter auf dem Landtage. Die Stadt besitzt nicht nur die vollständigste Unabhängigkeit der Verwaltung und des Rechtsprechens, die Wahl sämmtlicher Behörden ohne landesherrliches Bestätigungsrecht, sondern innerhalb gewisser Grenzen ihre eigne Gesetzgebung für Civil- und Criminalsachen, überdies eigne Verwaltung und Justiz. Ja für Rostock gilt kein Landesgesetz früher, als bis der rostocker Rath es für die Stadt publicirt hat; und er braucht kein ganzes Gesetz oder auch einzelne Bestimmungen desselben zu publiciren, sofern jenes oder diese nicht mit den „vertragsmäßigen" Rechten Rostocks übereinstimmen. Hätten also auch die Stände der Regierung in Bezug auf das Bundespreßgesetz die verlangten Befugnisse eingeräumt, so wäre doch dies alles für Rostock ohne Giltigkeit geblieben, weil diese beiden Rechte Acte der Verwaltung in sich schließen. Was der rostocker Syndicus that, verstand sich also ganz von selbst und leistete blos der althergebrachten Gewohnheit Genüge. Zufäl-

ligerweise ist jedoch auch das einzige größere, von der Regierung unabhängige Blatt — so weit sich dies in Mecklenburg überhaupt sagen läßt — die „Rostocker Zeitung", das in den Großherzogthümern verbreitetste Blatt mit etwa viertausend Abonnenten.

In derselben Landtagssession hatte sich der Antrag des engern Ausschusses auf eine Petition an beide Landesherren wiederholt, damit dieselben „schleunigst geeigneten Orts in Verbindung träten, auf daß der sofortige Anschluß Mecklenburgs an den deutschen Zollverein bewerkstelligt werde." Außerhalb des Landes hat man in dem Umstande, daß der Antrag dies Mal trotz seiner endlichen Ablehnung mehr Zustimmung als früher fand, eine größere nationale Hinneigung zu Deutschland oder auch das Starkwerden nationalpolitischer Sympathien für den Zollverein zu erkennen geglaubt. Vorerst glauben wir, wird die Bedeutung eines Antrags des engern Ausschusses überhaupt überschätzt; denn es ist ein Irrthum, wenn man diesen „Propositionen" mehr als formelle Bedeutung beimißt. Einige Wochen vor dem Zusammentritt des Landtags versammelt sich jedes Mal in Rostock der sogenannte „Antecomitialconvent". Diesem sind wieder die „Kreisconvente" der verschiedenen Deputirten von Ritterschaft und Landschaft vorausgegangen. Was nun von den Deputirten oder einzelnen Berechtigten zum Antecomitialconvent als Proposition „intimirt" wird, wird mit dem Namen des Antragstellers unter die „Propositionen des engern Ausschusses von Ritter- und Landschaft" oder der Ritterschaft allein und ebenso der Landschaft allein aufgenommen. Propositionen des engern Ausschusses der Landschaft allein kommen übrigens in praxi kaum mehr vor, während die der Ritterschaft fast niemals fehlen. Außerdem enthalten aber diese Propositionen auch noch eine Masse von Berichten über Gesetzgebung und Verwaltung im ganzen Umfange der sehr weit ausgedehnten ständischen Competenz. Daß nun ein einzelner Gutsbesitzer alljährlich den Antrag auf Anschluß an den Zollverein stellt, ist ganz richtig, daß aber dieser Antrag unter denen des engern Ausschusses steht, hat an sich keine allgemeinere Bedeutung.

Allerdings haben sich auf dem letzten Landtage mehr Stimmen als früher auf dem Antrage vereinigt (27 gegen 38). Allein es waren meistens Stimmen der bürgerlichen Gutsbesitzer, welche theils als Paroli gegen den Adel, theils im Gefühl der Unerträglichkeit des bestehenden Steuersystems für den Anschluß sprachen. Der Adel ist der entschiedene Gegner des Anschlusses und zwar aus politischen Gründen. Wol mit Recht fürchtet er, daß durch denselben die Regierung unabhängig von den Geldbewilligungen der Stände und damit überhaupt minder abhängig von der Ritter- und Landschaft werde. Darin könnte eine constitutionelle Garantie liegen, wenn nicht eben in den parlamentarischen Körperschaften grade dafür der Geist, Wille und die Menschen fehlten. Die Ausdehnung der Initiative und ständischen Concurrenz ist principiell bedeutender, als in

irgend einem der modern constitutionellen deutschen Staaten; der Geist, welcher die ständischen Elemente in der größten Mehrheit beherrscht, erscheint dagegen vollkommen mittelalterlich. Nicht um Ausbildung des constitutionellen Elements handelt es sich den ständisch Bevorrechteten, sondern um Conservirung aller ererbten Zustände und Mißzustände — selbst dem besten Willen der Regierung gegenüber. Als daher, nachdem der Zollvereinsanschluß glücklich beseitigt war, gegen Ende der Session die Steuerfrage wieder auftauchte, beschloß man commissarische Berathungen derselben. Eine zwanzigjährige Erfahrung hat nun zwar gezeigt, daß dieselben zu nichts führen. Trotzdem gab die Ritterschaft mit überwiegender Majorität vorsorglich zu Protokoll, daß von den Berathungen die Frage des Anschlusses an den Zollverein und des mecklenburgischen Grenzzolles ausgeschlossen bleiben solle. Eine solche protokollarische Erklärung der Corporation ist aber für die anzustellenden Berathungen unbedingt maßgebend. — Um jedoch auch hierbei der Wahrheit die Ehre zu geben, können wir das Bekenntniß nicht unterdrücken, daß die Zahl der Zollvereinsanhänger wirklich unter allen Bevölkerungsclassen Mecklenburgs äußerst gering ist, und am spärlichsten grade in den Grenzdistricten nach Preußen hin. Auf die nähern Gründe dieser Erscheinung hier einzugehen, wäre zu weitläufig.

Es bleibt noch übrig, einiges über die hauptsächlichsten im Lande herrschenden Richtungen zu sagen. Obenan steht die lutherisch orthodoxe und hierarchische; ihr zunächst die absolutistisch-bureaukratische und im wunderlichen Widerspruche zu beiden die feudale der Gutsbesitzer. Dennoch vertragen sich gegenwärtig alle drei vortrefflich, weil sie sich einbilden, einen gemeinsamen Feind, „die Demokratie", bekämpfen zu müssen. Demokratie heißt nämlich jede irgendwie freisinnige Richtung, auch die gemäßigtste und loyalste, auf jedem Gebiet des öffentlichen Lebens. Trotzdem würde schon längst, wie fast allenthalben, der Bureaukratismus seine beiden Alliirten überwunden haben, wenn nicht die ritterschaftliche Partei, d. h. „der eingeborne Adel", in seinem speciellen Interesse eine Art Damm entgegengesetzt hätte. Man kann nicht in Abrede stellen, daß dieser „eingeborne Adel" in politischer Intelligenz und Willenskraft durchschnittlich weit höher als die „bürgerlichen Gutsbesitzer" steht. Dies war vor 1848 anders. Damals hatten die bürgerlichen Gutsbesitzer noch alle progressiven Bestrebungen des Landes hinter sich. Allein seitdem auch diese „kleinen Herrn" ihre Interessen mit denen des Adels identificirt haben, ist ihre innere Kraft und ihre äußere Autorität verschwunden. Meistens im Schlepptau des „eingebornen Adels" zeigen sie nur selten den überlieferten politischen und Selbstständigkeitssinn der eigentlichen Landesaristokratie; und so ists natürlich, daß diese namentlich auch in der ständischen „Ritterschaft" die bürgerlichen Gutsbesitzer gänzlich in Bedeutungslosigkeit zu versenken sucht.

Darin beruht der Kern jener oft genannten, doch im nichtmecklenburgischen

Deutschland selten klar erkannten Streitigkeiten innerhalb der „Ritterschaft", welche vom „eingebornen Adel" und den „bürgerlichen Gutsbesitzern" gebildet wird. Sie traten auch auf dem letzten Landtag in den Vordergrund. Damals war es ein (wahrscheinlich gar nicht in Mecklenburg wohnender) Correspondent der A. Allg. Ztg., welcher durch seine in fast alle Blätter übergegangenen Mittheilungen darüber die größten Verwirrungen der Begriffe von der eigentlichen Streitfrage in Cours brachte. Nach seinen Darstellungen mußte es scheinen, als habe es sich bei den Wahlen der Landstände (4. Dez.) von Landräthen, Klosterprovisoren, Deputirten bei der Militärdistrictsbehörde und dem Landkostencomité ꝛc. zwischen den bürgerlichen Gutsbesitzern und eingebornen Rittern um Differenzen über das Wahlresultat gehandelt. Man mußte glauben, die bürgerlichen Gutsbesitzer hätten gewissermaßen ein liberales Princip vertreten. Dies war keineswegs der Fall, vielmehr harmoniren beide Theile im reactionären Sinn vollständig. Aber der „eingeborne Adel" ging gradezu darauf aus, die „bürgerlichen Gutsbesitzer" bei den aus der gesammten „Ritterschaft" (wie erwähnt aus beiden Körperschaften bestehend) vorzunehmenden Wahlen vom activen Wahlrecht völlig auszuschließen. Ersterer erklärte sich nämlich als ausschließliche Wahlcorporation und für ermächtigt, ganz nach eignem Ermessen neue Mitglieder in den „eingebornen Adel" aufzunehmen. Darauf legten 20 „bürgerliche Gutsbesitzer" Protest ein, um sich alle ihnen „dieserhalb zustehenden Rechte" zu reserviren. Nunmehr beschloß dagegen die Mehrheit „gesammter Ritterschaft" — unter etwa 120 Wählern waren zu dem Wahltage freilich nur etwa 35 bürgerliche Gutsbesitzer eingetroffen — daß die Zuziehung eines Notars zu den ständischen Sitzungen nicht statthaft sei, welche ein bürgerlicher Gutsbesitzer, um Protest einzulegen, verlangt hatte. So war also eine Spaltung da, doch keine Spaltung um allgemeinere politische Principien, sondern nur um Präcisirung der Rechte beider Theile der „Ritterschaft". Dieser Streit ist auch jetzt noch nicht entschieden. Vielmehr hat jede Partei Deputirte gewählt, welche die Beilegung berathen sollen.

Die Freiheitskriege.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814 vom Major Beitzke. 3 Bde. Berlin, Duncker & Humblot.

„Bei den beständigen starken Eingriffen des Auslandes und bei unsrer politischen Getheiltheit mangelt uns das Gefühl der unzertrennlichen Zusammengehörigkeit, der Einheit, der Macht und früherer gemeinsamer Triumphe, aus

welchen die Selbstachtung, der nationale Stolz, überhaupt die Nationalität hervorgehen. So groß und stark wir zusammengenommen sind, so ist es in unsre Gewohnheit übergegangen zu denken, daß Frankreich, England, Rußland viel mächtiger sind als wir, und daß wir in der politischen Wagschale von Europa wenig gelten. Wir haben uns leider, ohne Scham darüber zu empfinden, daran gewöhnt, unsre großen Bestimmungen vom Ausland zu erhalten, da wir seit Jahrhunderten keine gesammtdeutsche Politik gehabt haben. So haben wir uns immer an das viel mächtigere Ausland gelehnt, wie nach den Freiheitskriegen an Rußland, und dabei haben wir doch Frankreich sowol wie Rußland gefürchtet. Aus diesen verschiedenartigen Strömungen kommen dann Dinge zum Vorschein, die in Frankreich, England, Rußland unmöglich wären. Ohne Erröthen kann es unter uns wenigstens bei einer Partei vorkommen, daß diese es öffentlich bis zur Selbstentäußerung als Nation treibt. Den eignen Souverän und das Vaterland verleugnend ist es nicht selten öffentlich ohne Rüge geschehen, daß eine Partei einen auswärtigen Souverän als den eigentlichen Beschützer des Vaterlandes gepriesen und anerkannt hat."

Diese ernste Betrachtung des wackern Offiziers, dem wir das vorliegende Buch verdanken, wird uns durch die neuesten Ereignisse um so näher gerückt, da eine Gefahr, an die während des 40jährigen Friedens niemand dachte, sich vor aller Augen enthüllt hat. Man war durch die lange Waffenruhe verweichlicht, und schmeichelte sich wol mit der Hoffnung, die ungeheure Entwicklung der Industrie und des Creditsystems mache einen ernsthaften europäischen Krieg unmöglich. Wie schwankend der Grund war, auf den diese Erwartungen sich stützten, hat sich nun gezeigt. Wir sahen einen furchtbaren Krieg entbrennen, wir sahen von drei Nationen die unerhörtesten, riesenhaftesten Anstrengungen gemacht, und zwar um eines Gegenstandes willen, den man nicht einmal genau bezeichnen konnte. Die Menschen, die in diesem Kriege gefallen sind, zählen nach Hunderttausenden, die pecuniären Opfer nach vielen Milliarden. Frankreich, Rußland und England haben ihre Kräfte erprobt, und was namentlich die beiden erstern geleistet, muß uns ein mit Entsetzen gemischtes Gefühl der Bewunderung einflößen. Die französische Armee hat ihren alten Ruhm aufs glänzendste bewährt, und die russische, obgleich sie besiegt wurde, nicht minder. Beide haben Blut gekostet, beide haben das Gefühl, ihre Kräfte an einen unangemessenen Gegenstand verschwendet zu haben; beide hegen den lebhaftesten Wunsch, sich durch einen realen Gewinn zu entschädigen. Zwar steht einem Bündniß zwischen Frankreich und Rußland alles entgegen, was in der Bildung, in der Geschichte und in den Traditionen der beiden Völker liegt; aber beide Staaten sind unumschränkte Monarchien, und es liegt lediglich in dem Willen der Herrscher, wie weit sie den Neigungen ihres Volks Rechnung tragen. So lange die erwünschte Beute, das deutsche Territorium, machtlos

und zersplittert vor ihnen liegt, kann man keinen Augenblick dafür stehen, daß nicht das Princip den Interessen weichen muß.

Es ist nicht blos das gesteigerte Nationalgefühl, was wir aus einer Darstellung unsrer Freiheitskriege zu schöpfen haben, nicht blos das stolze Bewußtsein, wenigstens einmal in unsrer Geschichte mit selbstständiger Kraft Großes gewagt und gewollt zu haben, sondern vor allen Dingen eine klare Einsicht in die Zustände, die unsre Schwäche und Hilflosigkeit bedingen, und in den einzigen Weg, der ihnen Abhilfe verheißt. Denn jene Zustande sind nicht von heute oder gestern. Dieselben Ursachen, welche es damals dem französischen Eroberer möglich machten, in dem Herzen Deuschlands festen Fuß zu fassen und sich mit dem russischen Kaiser gewissermaßen über die Theilung der Beute zu verständigen, sind noch heute vorhanden. Der Unterschied ist nur, daß wir heute wissen, woran es uns fehlt, und daß dieses Wissen allmälig im Begriff ist, sich in Gefühl und Instinct zu verwandeln. Der Instinct des Volks ist aber ein Factor der Geschichte, den keine diplomatische Schlauheit beseitigen wird.

Das Buch des Major Beitzke ist mit einer ungewöhnlichen Theilnahme aufgenommen, und es verdient dieselbe in hohem Grade. Der Verfasser ist nicht, was man gewöhnlich einen geistreichen Mann nennt; er überrascht uns nicht durch ungewöhnliche, schlagende Gesichtspunkte, er ist ein schlichter, einfacher Soldat, der sein Handwerk gehörig versteht und der Sprache so weit mächtig ist, um uns das, was er weiß, klar und durchsichtig darzustellen; der Mühe und Sorgfalt darauf verwandt hat, sich aus Erzählungen und Documenten in die Thatsachen, die er erzählen will, eine vollständige Einsicht zu verschaffen, der aber niemals mit einer unnützen militärischen Gelehrsamkeit prunkt, welche den Leser doch nur verwirrt, statt ihn aufzuklären. Vor allem aber, er ist ein ehrliches, biederes Herz, von seinen Ueberzeugungen innig durchdrungen und gewappnet gegen alle Sophismen einer überweisen Staatsklugheit. Er sieht das Ziel der Geschichte klar vor sich und hat den Muth, es unumwunden auszusprechen. „Vernunft und unser eigner überschwenglicher Vortheil fordern die Einheit; in der Reibung der Kräfte der großen Völker Europas kann ein preußischer, bairischer, würtembergischer, reußischer Patriotismus nicht mehr genügen. Der erste Versuch zur Einheit ist mißlungen und es ist naturgemäß eine Abspannung erfolgt. Eine unabweisbare innere Naturnothwendigkeit wird aber dahin führen, den Versuch mit verstärkten Kräften zu wiederholen, bis er gelingt oder die Deutschen aus der Reihe der unabhängigen Völker für immer verschwinden."

Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser den Feldzug von 1815 nicht gleichfalls in seinen Plan mit aufgenommen hat. Die Gründe, die er dafür in der Vorrede angibt, sind nicht stichhaltig, und wie das Buch uns jetzt vor-

liegt, fehlt ihm doch der Abschluß. Dem tüchtigen Mann ist Muße wol zu gönnen, aber wir würden ihm doch den lebhaftesten Dank wissen, wenn er durch einen nachträglichen Band das Werk, welches ein Lieblingsbuch der Nation zu werden verspricht, seiner Vollendung zuführte.

Neue historische Schriften.

Die Verwicklungen der orientalischen Frage rufen eine Reihe historischer Untersuchungen hervor, welche die beiden letzten Jahrhunderte aus einem ganz andern Licht betrachten, als man es sonst gewohnt war. Wenn es nun einerseits ein Nachtheil für die objective Betrachtung ist, daß die augenblickliche Parteirichtung sich auch an den politischen Fragen der Vergangenheit geltend macht, so hat es doch seinen Werth, auch diesen Gesichtspunkt so scharf als möglich historisch zu verfolgen, wenn auch nur als Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber. — Zunächst führen wir aus dem siebenten Jahrgang des historischen Taschenbuchs eine Abhandlung von Zinkeisen an: Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwicklung; eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. (Leipzig, Brockhaus.) Sie behandelt die drei ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, also diejenige Zeit, wo das Reich der Osmanen in seiner Blüte stand, in einer gut erzählten Skizze, ohne Anspruch auf eine gründlichere Durchführung. — Eine entschiedene Parteischrift ist das Werk von Samuel Sugenheim: Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland, vom Beginne der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nikolaus I. (1689—1855); nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. 1. Bd. (Bis zum Vollzuge der ersten Theilung Polens: 1773.) Frankfurt a. M. H. Keller. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser dem höchst interessanten Detail, das er zum Theil aus ziemlich unbekannten Schriften genommen hat, eine so ganz einseitige Parteifarbe gibt. Er beeinträchtigt damit nicht nur die objective Haltung des Geschichtswerks, er schwächt auch den Eindruck aufs Publicum, denn einer leidenschaftlichen Erregung glaubt man nicht. Seine Schilderung Peters des Großen ist ein Ausfluß des Hasses, und obgleich die Einzelnheiten zum großen Theil richtig sind, so verräth sie doch zugleich die Unfähigkeit, sich in eine groß angelegte souveräne Natur zu versetzen. Peter war unzweifelhaft ein Barbar, und man könnte von seiner angebornen Bestialität noch mehr Züge erzählen, als hier geschieht; trotzdem hat ihm nicht die erkaufte Feder Voltaires, sondern der richtige Instinct der Menge den Beinamen des Großen gegeben; ein Beiname, mit dem man diejenigen Fürsten auszeichnet, die ein neues staatenbildendes Princip in die Geschichte einführten.

Friedrich dem Großen würde es bei dem Verfasser, wenn ihm der Gegenstand nahe läge, nicht viel besser gehen; wenigstens deuten einzelne Aeußerungen darauf hin. Am schlimmsten sind die cynischen Ausdrücke, in denen sich der Verfasser gefällt. Nebenbei geht er in der Kritik der Thatsachen nicht sorgfältig genug zu Werke. Für die Zeit des siebenjährigen Krieges sucht er die Ansicht durchzuführen, daß es den Russen mit ihrer Betheiligung kein Ernst war, daß die russischen Generale den geheimen Befehl hatten, Friedrich so viel als möglich zu schonen und die beiden deutschen Mächte sich einander aufreiben zu lassen. Die ursprüngliche Quelle dieser Auffassung sind französische Gesandtschaftsberichte von sehr zweifelhaftem Werth. Hat man so etwas aber einmal festgestellt, so gewinnen die Thatsachen eine ganz andere Beleuchtung. Noch auffallender wird die Sache, als der bekannte Moment eintritt, wo nach der Ermordung Peters III. General Tschernitscheff im Begriff ist, sich mit den Oestreichern zu verbinden, aber durch ein geheimes Gespräch mit Friedrich dem Großen daran verhindert wird. Was war der Inhalt dieses Gesprächs? Sugenheim macht die höchst überraschende Entdeckung, daß Katharine II. Friedrichs des Großen Tochter war, und daß die Mittheilung dieses Umstandes den russischen General zur Neutralität bewog. Um eine so unerhörte Behauptung aufzustellen, sind die Gründe, die er anführt, doch nicht schlagend genug; trotzdem betrachtet er es als eine ganz ausgemachte Thatsache. — Für den Klatsch jener Zeit ist übrigens das Buch eine nicht zu umgehende Quelle. — Einen ganz andern Charakter hat das Werk des verstorbenen Abeken: Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts. Mit einem Vorwort von Stüve. (Berlin, Herz.) Es umfaßt dieselbe Zeit 1699—1768. Aber es ist eine höchst solid und gründlich gearbeitete Monographie, von der wir sehr bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sie seiner Absicht nach bis zur französischen Revolution fortzusetzen. In Betreff der Zusammenstellung des Materials ist sie die zweckmäßigste Schrift für die Geschichte dieser Zeit und beruht dabei zum Theil auf selbstständigen Forschungen. — Noch erwähnen wir das von uns bereits besprochene Buch von Röpell: Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung (1774—1830). Breslau, Trewendt und Granier. — Nach einer andern Seite hin wird die orientalische Frage in dem Werk von Lallerstedt behandelt: La Scandinavie, ses craintes et ses espérances. Paris, Dentu. Das Buch ist zwar zunächst eine Parteischrift, es sucht nachzuweisen, wie groß das Interesse ist, welches Schweden an der Demüthigung Rußlands nehmen muß, weil es nur dadurch eine staatliche Unabhängigkeit gewinnen kann. Sehr zu bedauern ist die Einseitigkeit, mit welcher der Verfasser für die Eiderdänen Partei nimmt, wenn er sich auch sehr entschieden gegen den russischen Einfluß auf Dänemark und gegen die Begünstigung desselben im londoner Protokoll ausspricht. Der Verfasser, ein ge-

borner Schwede, obgleich er sich in Paris aufhält, geht im Wesentlichen von der Idee der skandinavischen Union, also von einem nationalen Gedanken aus. Dieser Gedanke wird aber so lange unfruchtbar bleiben, als sich nicht die Skandinavier dazu erheben, die Berechtigung der deutschen Nationalität gleichfalls anzuerkennen. So lange sie darauf ausgehen, eine deutsche Provinz durch die bekannten Mittel des Despotismus unter die dänische Knechtschaft zu bringen, müssen sie sich auch auf den Despotismus stützen, gleichviel ob dieser von Rußland oder von Frankreich ausgeht. Die Faseleien von der ausschließlich aristokratischen Bedeutung der Erhebung in den deutschen Herzogthümern sollten doch endlich aufhören, und sie dürften am wenigsten in einem Buch vorkommen, das im Uebrigen mit so viel Wärme und Sachkenntniß geschrieben ist, wie das vorliegende. — Die Broschüre des Grafen Ficquelmont: Zum künftigen Frieden. (Wien, Mantz), sucht den Fehler Rußlands vorzüglich darin, daß seine Kirche zu einseitig und zu ausschließlich ist. Nebenbei geißelt sie nicht mit Unrecht die frühern Verletzungen des Völkerrechts von Seiten Englands, die Wegführung der spanischen Kriegsschiffe, das Bombardement Kopenhagens, die Forcirung der Dardanellen und den Brand von Navarin. Das Buch ist etwas weitschweifig, und seine halb theologischen Deductionen erregen kein sonderliches Interesse; aber daß der alte Staatsmann das Recht des Gewissens als ein höheres darstellt, als das Recht der Interessen, ist sehr an der Zeit.

Indem wir uns nun von der orientalischen Frage abwenden, haben wir zunächst ein sorgfältig und gründlich gearbeitetes Buch zu erwähnen: Mailand und der lombardische Aufstand im März 1848 (Wien, Gerold), das eine Menge wenig bekannter Thatsachen enthüllt, und bei dem man sich allenfalls auch die gar zu scharf prononcirte östreichische Parteifarbe gefallen läßt. — Die neuere Geschichte Italiens wird überhaupt mehrfach durchforscht. Ueber die Geschichte des Hauses Savoyen sind zwei interessante Werke erschienen: History of Piedmont von Antonio Gallenga, 3 Bde., und Memorie sull' Italia del 1814 al 1850, von Giuseppe Montanelli, 2 Bde. — William Prescott, der berühmte Geschichtschreiber der Eroberung Mexicos, hat die Geschichte der Regierung Philipps II. von Spanien vollendet (London, 1855. 2 Bde.) — Von Jacob Venedeys Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (Berlin, Franz Duncker) ist die 11. und 12. Lieferung erschienen. Sie enthalten den Schluß des zweiten Bandes (887—1256, 614 Seiten). Das ganze Werk wird vier Bände umfassen. — In seiner Beschreibung der Zigeuner in den Donaufürstenthümern (Les Esclaves tsiganes dans les principautés danubiennes), sucht Alfred Poissonnier, Professor in Bukarest, das französische Publicum für das Loos dieser schwer unterdrückten Classe zu interessiren. — Wir haben ferner die

Vollendung eines Werkes anzuzeigen, auf dessen frühere Lieferungen wir bereits hingewiesen haben: Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und sonstigen Staatsurkunden vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von Dr. F. W. Ghillany. Nördlingen, Beck. — Der Verfasser hat im Ganzen mit richtigem Takt die wichtigsten Documente zusammengestellt und im letzten Bande durch ein sehr vollständiges Register den Gebrauch derselben so erleichtert, daß sein Handbuch für alle gewöhnliche Fälle, die nicht ein gründlicheres Eingehen erfordern, sich als vollkommen ausreichend erweist. — Ein Werk, welches die allgemeinste Verbreitung verdient, sind die Geschlechtstafeln zur Erläuterung der allgemeinen Geschichte, von Friedrich Theodor Richter (Leipzig, T. O. Weigel). Bisher sind zwei Hefte erschienen, welche die alte Geschichte mit Einschluß der römischen Kaiser bis ins 10. Jahrhundert enthalten. Je oberflächlicher in der Regel solche Zusammenstellungen ausgearbeitet werden, desto mehr muß man die wissenschaftliche Sorgfalt und Gründlichkeit, ja die Gelehrsamkeit anerkennen, welche sich bei diesem Unternehmen geltend gemacht hat. — Die Literatur über die deutschen Freiheitskriege gewinnt fortwährend an Ausdehnung wie an Bedeutung. Als eine sehr interessante Monographie, die zur vollständigen Kenntniß jener großen Periode unentbehrlich ist, erwähnen wir das Buch: Der Feldzug des dritten deutschen Armeecorps in Flandern im Befreiungskriege des Jahres 1814. Mit Benutzung amtlicher Quellen des Kriegsarchivs bearbeitet von Oberstlieutenant L. F. Bucher. Nebst 2 Karten, 2 Plänen, 4 Tabellen und einem alphabetischen Namenverzeichniß aller hervorragenden Theilnehmer am Feldzuge. Leipzig, H. Costenoble. — Von der Geschichte der occidentalischen Kirche (History of Latin Christianity including that of the Popes to the Pontificate of Nicolas V.) von Henry Hart Milman sind Bde. 4 bis 6 erschienen (von Innocenz III. an). —

Außerdem sind noch die Fortsetzungen von Werken anzuführen, auf die wir schon früher hingewiesen haben. — Zunächst die Geschichte Friedrich des Großen von Franz Kugler. Mit 400 Illustrationen, gezeichnet von Adolf Menzel. (Leipzig, Mendelssohn). — Es sind davon fünf neue Lieferungen erschienen, in Bezug auf die artistischen Beilagen ebenso lobenswerth ausgeführt, als die früheren. Eine ausführliche Besprechung behalten wir uns zum Schluß des Ganzen vor. — Ferner ist von der deutschen Geschichtsbibliothek von O. Klopp (Hannover, Rümpler) der vierte Band erschienen. Er enthält u. a. die Wiedertäufer in Münster; John Hampden; der deutsche Seehandel im 17. Jahrhundert; Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe; die Bartholomäusnacht; Oldenbarneveldt; Kurfürst August von Sachsen und sein Leib-

arzt Pincer; Kanzler Crell; die Wegnahme der spanischen Silberflotte durch die Holländer 1628; Cola Rienzi; Schlacht bei Hastings; die Wahl Friedrich Augusts zum König von Polen.

Die gegenwärtige Lage der amerikanischen Politik.

Die innere Krisis, in welcher sich seit zwei Jahren die vereinigten Staaten befinden, ist eine der größten und gefährlichsten, welche die Union je durchgemacht hat. Der nationale Gegensatz zwischen dem Süden und Norden des Landes, den sklavenhaltenden Staaten und den freien Staaten, ist zu keiner Zeit so scharf hervorgetreten, wie in dieser, und wenn man blos nach dem erbitterten Charakter schließen soll, den er angenommen, so sind die daraus entspringenden Gefahren nie näher und drohender gewesen. Wenn auch die Erfahrung beweist, daß Krisen in der amerikanischen Politik dann immer am glücklichsten überwunden wurden, wenn sie am meisten gefürchtet waren, so wäre es doch nicht minder unklug, sich einem zu großen Vertrauen hinzugeben. Bei den Völkern wie bei den Individuen verschlimmern Rückfälle das Uebel, an dem sie leiden, und wenn nicht bei Zeiten eine radicale Hilfe angewandt wird, tritt früher oder später der kritische Augenblick ein, den oft auch der stärkste Organismus nicht überdauern kann. Ein solcher Moment sind für Amerika die nächsten Monate, bis zur Wahl des neuen Präsidenten, durch welche entschieden werden wird, ob Freiheit oder Sklaverei künftighin diesen Continent beherrschen soll. Zur Orientirung über den bevorstehenden Gang der Dinge soll das Folgende ein kleiner Beitrag sein.

Der Gesammtausdruck der amerikanischen Politik wird gegenwärtig durch zwei Merkmale bezeichnet. Man findet auf der einen Seite ebensoviel Schaugepränge mit hohen Principien, unbedingter Unterordnung unter den souveränen Willen und die Rechte des Volkes, wie auf der andern Seite eine äußerste Verachtung des gegebenen Worts, des Volksprincips in der Regierung und seiner Autorität in der Repräsentation seiner Vollmachtgeber. Diese Wahrnehmung findet auf die Politiker aller Parteien ihre Anwendung, mehr aber noch auf die des Nordens, als die des Südens, da die südlichen Führer sich nicht mehr lange die unnöthige Mühe geben dürften, mit den freien Institutionen ihres Landes Heuchelei zu treiben. Schon im Jahr 1820 sprach Herr Randolph, einer der ersten Führer der Sklavenpartei, seine Meinung in dieser Hinsicht durch die Verachtung aus, die er gegen die Repräsentanten eines freien Gemeinwesens an den Tag legte, als er in einer scharfen Rede gegen den Norden ausrief: „Ei was, wir regieren sie nicht durch unsre schwar-

zen Sklaven, sondern durch ihre weißen Sklaven", unter den letzteren die sogenannte doughfaces meinend, welches ein Spitzname für die Sklavenbegünstiger des Nordens ist, und worunter man faces oder Gesichter versteht, die bei der leichtesten Berührung durch eine kundige Hand den gewünschten Eindruck annehmen. Das Wort bedeutet außerdem einen unreinen Menschen von rohem Stoff, der zu jedem Zweck verwendet und nach Belieben gekauft und verkauft werden kann.

Die ganze Sippschaft der doughfaces, die gegenwärtig als die Autoren des Nebraskacoups figuriren, eines Coups, den sie eine politische Zerstreuung nennen, und welcher die bürgerliche Ruhe der Republik bedroht, hat ihren Einzug auf die Bühne des öffentlichen Lebens unter dem Banner Jefferson gehalten. Sie sind mit den Versicherungen ihrer Ergebenheit gegen die Sache der Humanität und Freiheit, welche Jefferson zum Gründer des amerikanischen Gemeinwesens gemacht hat, noch ebenso verschwenderisch wie damals, aber ihre Handlungen sind ihren Worten wie ihrer Anhänglichkeit an ihren Lehrer schnurstracks entgegengesetzt.

Die ersten Acte der Schöpfer der amerikanischen Politik waren die Beseitigung der königlichen Autorität und die Proclamation der Souveränetät des Volkes. In dieser Umkehr des Princips wurde das Wesen des Staates ein der Sklaverei fremdes und entgegengesetztes. Der Lehre gemäß, daß alle Menschen gleich geschaffen seien, mit dem unveräußerlichen Rechte des Lebens, der Freiheit und dem Streben nach persönlicher Wohlfahrt, mußte die Existenz der Sklaverei als ein ebenso großes Uebel und Unglück für den Sklaven wie für seinen Besitzer empfunden werden. Das Volk der verschiedenen Staaten fühlte dies. Man begann unmittelbar die Befreiung der Sklaven durchzuführen. Die nördlichen Staaten entließen ihre Sklaven. Der Congreß beschränkte das Uebel, indem er es mit Beistimmung aller Staaten von dem ganzen Territorium ausschloß, das ihm von den Staaten überlassen wurde. Die Constitution, welche gleichzeitig mit diesem Beschluß in Berathung war, forderte zum Festhalten an dieser Ausschließung auf und ermächtigte durch eine andere Clausel künftige Congresse zur Ausdehnung derselben. Der nächste Schritt war die Aufhebung des Sklavenhandels. Der sklavenfeindliche Geist der Gesetzgebung wurde fortgesetzt in dem Missouricompromiß, in dem Texascompact, und in dem Compromiß von 1850, durch welche alle der Ausdehnung der Sklaverei im Wege des Vergleichs zwischen Norden und Süden bestimmte Grenzen gezogen wurden. Von der Unabhängigkeitserklärung an bis vor den Douglasbetrug war jeder Act der föderalen Regierung in der Absicht gemacht worden, das Umsichgreifen der Sklaverei über die freien Territorien zu verhindern. Die Gründer des Systems der Union waren noch weiter gegangen und hatten auf die Ausmerzung der Sklaverei in den sklavenhaltenden Staaten gedrungen. Washing-

ton strebte, wie aus seinen Briefen hervorgeht, seit lange darnach in seinem eignen engeren Vaterland und besonders in Maryland. Als ein Zeichen von dem Ernst der Ueberzeugungen, die er mit sich ins Grab nahm, und als ein Beispiel für seine Zeitgenossen, war sein letzter Wille ein Act der Emancipation seiner Sklaven. Jefferson, unter dessen Führung die demokratische Partei sich organisirte, arbeitete als Mitglied des Comités für die Revision der Gesetze von Virginien einen Plan zur allmäligen Emancipation und Colonisation der Sklaven aus. Er sprach die Prophezeihung aus, daß, wenn nicht bei Zeiten Maßregeln in dieser Hinsicht getroffen und „die Sache ihrem eignen nothwendigen Gange überlassen würde, das menschliche Gefühl vor den Aussichten zurückschaudern müsse, die sich eröffnen. Wir würden, fügte er hinzu, vergeblich nach einem Beispiel in der spanischen Deportation und Vertilgung der Mooren suchen. Dieser Vorgang würde unsern Fall weit hinter sich lassen." Auch er stellte, wie Washington, in seinem letzten Willen eine Mahnung und ein Beispiel für seine Landsleute auf. Bezeichnender für den Geist, der bis vor kurzem die Union bei der Anschauung der Sklavenfrage durchwehte, sind die Worte desselben Randolph, den wir erwähnt, als er im Jahr 1826 gegen die Einmischung der Abolitionisten in die Angelegenheiten des Südens sprach und die wir vollständig hersetzen, da sie südliches Wesen und Charakter zugleich treffend charakterisiren.

„Sir, ich weiß, es gibt hier Herren nicht allein aus den nördlichen, sondern auch aus den südlichen Staaten, welche glauben, daß diese unglückliche Frage — denn eine solche ist es — der Negersklaverei, welche die Verfassung vergebens versucht hat, nicht durchblicken zu lassen, indem sie das Wort vermied, niemals öffentlich erwähnt werden sollte, besonders nicht im Congreß und noch weniger an diesem Platze. Sir, bei allem gebührenden Respect gegen die Herren, welche dieser Meinung sind, weiche ich von ihnen toto caelo ab. Sir, das ist ein Ding, das nicht verborgen werden kann. Das ist kein trocken fauler Fleck (dry rot), den Sie mit einem Teppich zudecken können, bis Ihnen das Haus über dem Kopf zusammenstürzt. Sie mögen ebensogut versuchen, einen im Ausbruch begriffenen Vulkan zu verbergen, er kann nicht verborgen werden. Es ist ein Krebs in ihrem Gesicht, der secundum artem geheilt werden muß. Er darf nicht von Quacksalbern curirt werden, die niemals weder die Krankheit noch den Patienten gesehen haben und über den atlantischen Ocean herüber ihre Recepte schicken; aber er wird es werden, wenn sie ihn in Ruhe lassen wollen, und ich habe meinen Antrag auf dieses Princip des Gehenlassens gestellt.

Die vorliegende Frage ist diese, ist dies ein Gegenstand von unausweichlicher Tragweite? — Ich stelle diese Frage nicht an Sie, Sir; ich weiß, was Ihre Antwort sein wird; ich weiß, was die Antwort jedes Ehemannes, Vaters,

Sohnes und Bruders in allen Staaten des Südens sein muß; ich weiß, daß davon die Ehre jedes Mädchens und jeder Frau abhängt — einer jeden Frau, ob Gattin oder Witwe, zwischen dem Fluß des Ohio und dem Golf von Merico; ich weiß, daß davon der Lebensfaden des Säuglings abhängt, der in der Wiege liegt, unwissend, was um ihn her geschieht. Und nicht die der Weißen blos; denn sollen wir nicht auch tödten, — sollen wir nicht die Scenen wiederholen, die in Guatemala und andern Orten vorfielen? — ausgenommen mit verschiedenem Erfolg; — denn, wenn wir mit unsrer Ueberlegenheit an Zahl, Verstand und Muth gestatten könnten, hier wie dort besiegt zu werden, so würden wir die Sklaven zu unsern Zuchtmeistern und als Ehemänner unsrer Frauen verdienen. Das ist die unausweichliche Folge, welche das Mitglied von Carolina in demselben Lichte ansieht, wie ich — und die auch Sie, Sir, also betrachten und welcher jedes südliche Gefühl entspricht, — eine Saite, die, wenn sie von der zartesten Hand berührt wird, zu dem Herzen eines jeden Menschen in diesem Lande forttönt. Ich wünsche, ich könnte der Wahrheit gemäß behaupten, daß sie zu der entgegengesetzten Reihe gehöre, — daß sie eine geringe Gefahr sei; aber es ist eine große Gefahr — eine Gefahr, die immer zugenommen hat, fortwährend zunimmt, und die vermindert werden muß, oder sie wird zu einer sachgemäßen Katastrophe führen."

„Seit meiner frühesten Kindheit waren alle meine Gefühle und Instincte der Sklaverei in jeder Gestalt zuwider, der Unterwerfung des Willens eines Menschen unter den eines andern, und seitdem ich Clarksons berühmtes Pamphlet gelesen, wurde ich, mir schaudert noch, ebenso toll, als Clarkson selbst. Ich las mich in diese Tollheit hinein, wie ich mich in einige Agriculturverbesserungen hineingelesen habe, aber wie ich mich aus diesen wieder herausgearbeitet, so arbeitete ich mich auch aus jener wieder heraus. Zu jener Zeit, wo der Abolitionismus den Sklavenhandel für Seeräuberei erklärte, hatten wir ebensogut das Recht ihn als Verrath zu erklären, wenn die Verfassung nicht schon den Begriff von Verrath definirt hätte, — es war ebensosehr Piraterie als Verrath."

„Das Uebel wird seinen Verlauf haben — es hat ihn in den nördlichen Staaten schon gehabt; es ist im Begriff, ihn in Maryland zu nehmen. Das natürliche Ende der Sklaverei ist die Unvortheilhaftigkeit ihrer zu theuern Arbeit. Den Augenblick, wo die Arbeit aufhört dem Herren zu nützen, oder bald nachdem sie diesen Punkt erreicht hat, wird, wenn der Sklave nicht dem Herrn entlaufen will, der Herr dem Sklaven entlaufen; das ist die Geschichte des Uebergangs von der Sklaverei zur Freiheit, in dem Frohnverhältnisse Englands. Die freigebornen Engländer waren einst glebae adscripti, wie die Leibeignen in Polen. Befinden sich die letztern nicht in Rußland und Polen grade jetzt und aus denselben Ursachen in diesem Uebergange?" —

Man sieht, daß Washington, Jefferson, die Verfassung und ihre gesetzgebende Körperschaft, ebenso den Verfall und nicht das Wachsthum der Sklaverei für die Wohlfahrt des Landes ersprießlich hielten, wie Randolph und die südliche Partej seiner Zeit. Selbst diese nahm damals keinen Anstand, die Sklaverei für Seeräuberei und Verrath an den Gesetzen der Humanität zu erklären. Seitdem aber hat sich vieles geändert und wenn man die Aeußerungen der südlichen Wortführer und ihrer Organe hört, so muß man glauben, daß das gerade Gegentheil die Ansicht und Politik des Südens geworden ist. Der Richmond Enquirer, z. B. das Hauptorgan der südlichen Doctrin, und der einst das Verdienst hatte, das einzige Blatt zu sein, welches Jefferson während seiner Zurückgezogenheit von den Geschäften las, antwortet jetzt denen, welche Jeffersons Principien vertreten, folgendermaßen:

„Sie fangen ihre Argumentation mit der Behauptung an, daß die Sklaverei ein moralisches und religiöses Unrecht sei und der Süden hat bisher diese Prämisse zugegeben und die Sklaverei als eine Ausnahme von der herrschenden Regel, oder wenn ein Unrecht, als ein geschäftliches Abkommen zwischen dem Norden und Süden zu rechtfertigen gesucht. Die Gesetze Gottes und der Natur sind aber unveränderlich und der Mensch kann mit ihnen nicht Handel treiben. Während es bei weitem mehr in die Augen springt, daß eher Neger als Weiße Sklaven sein können, denn sie sind blos zur Arbeit und nicht zum Regieren geschickt, so ist doch das Princip der Sklaverei an und für sich selbst recht, und beruht auf keiner Verschiedenheit der Leibesbeschaffenheit."

Diese Aufstellung der „unveränderlichen Gesetze Gottes und der Natur", welche das Recht der Sklavenproduction als über einer menschlichen Uebereinkunft stehend behauptet, ist eine leichte Lösung der Schwierigkeiten, welche de allgemeinen Herrschaft des Nullificationssystems gegen die Verfassung in dem Weg standen. Was sind magna charta, constitutionelle Schranken, Verträge und Abfindungen zwischen den Staaten, um die Ausdehnung der Sklaverei zu verhindern, wenn sie „den unveränderlichen Gesetzen Gottes und der Natur" zuwiderlaufen? Es ist Unsinn, wenn man von dem Missouricompromiß als einem bindenden Vergleich spricht — es besteht überhaupt nichts zu Recht, als die neue Lehre der Nichtintervention, welche in ihrer gegenwärtigen Auslegung bedeutet, daß die Gesellschaft durch kein Gesetz dazwischentreten soll, wenn der Stärkere den Schwächern zum Sklaven mache, einerlei, was seine Farbe und Abstammung sei.

Als die südlichen Verschwörer und nördlichen doughfaces unter ihnen fanden, daß der Kansasbeschluß, welcher die Frage der Sklaverei an die Wahlurne der Ansiedler verwies, sich als eine Intervention herausstellte, die gegen „die häusliche Institution" entschied, so beschlossen sie ihr eignes Gesetz nach

dem neuen Princip der Gewalt geltend zu machen, indem sie den Bürgerkrieg anfingen. In dem gegenwärtigen Augenblick wenden sie alle Mittel und allen Einfluß, den sie in den Regierungen der Union und der Einzelstaaten gewonnen, dahin an, um ihren Willen durchzusetzen. Der Präsident war von Anfang bis zu Ende der Verschworene und Mitschuldige in dem elenden Complot. Noch ehe er in Washington zur Installation eintraf, war Atchison durch seine Freunde angewiesen worden, in Missouri zu erklären, daß Bentons, ihres Gegners Freunde, von den Amtsstellen ausgeschlossen würden und daß die Freunde Atchisons ausschließlich alle Plätze einnehmen sollten. Es war dies eine Anerkennung von dem Haupt der Regierung, daß der Einfluß der Nullificationspartei von Missouri gesichert wäre, während ihr Führer bestrebt war, die Repeal des Missouricompromisses der Nebraskabill anzuhängen. Als die letztere Bill passirt war, wurden die Ernennungen der Beamten in Kansas mit der Weisung gemacht, Atchison in seiner Thätigkeit in dem Territorium zu unterstützen. Er blieb daselbst, indem er den Vorsitz im Senat aufgab und eröffnete seine Umtriebe durch Drohungen gegen freie Einwanderer, durch Lynchgerichte, durch Einschüchterungen jeder Art, und als diese mißlangen, durch Behinderung der Occupation des Landes. Er wies die Ansprüche der Ansiedler mit den Waffen zurück, verjagte die Abstimmenden von den Stimmorten und confiscirte die Wahlurnen; ließ hierauf zusammengelaufenes Gesindel aus Missouri wählen und führte unter den Auspicien einer Faustrechtslegislatur ein Usurpationssystem durch, wonach nur solche Beamten des Territoriums gewählt wurden, welche dem Volkswillen Hohn sprachen. Um den Weg zu dieser Tyrannei offen zu halten, wurde Reeder, welcher seine Adhäsion vor seiner Ernennung zum Gouverneur erklärt hatte, aber eine solche Willkür nicht sanctioniren wollte, beseitigt, indem der Präsident von Anfang an diese Pläne nicht nur gewährte, sondern sie Schritt für Schritt unterstützte. Jetzt, nachdem Atchison sein Werk durchgeführt hat, kommt er in den Congreß und sagt, er habe Gewalt anwenden müssen, um die Ruhe im Lande aufrecht zu halten. Nicht genug, er bringt eine Botschaft ein, in welcher er offen zugesteht, daß Usurpation stattgefunden hat und in welcher er die durch dieselbe geschaffene Legislation der Missouribanditen als ein Fait accompli anzuerkennen auffordert. Der Präsident aber hat die Stirn, dem Congreß die Unterstützung Atchisons zuzumuthen, indem er die Bewilligung seines Gehaltes empfiehlt und einen Reinigungseid vorschlägt, welcher im Widerspruch mit der Constitution jeden Wähler seines Stimmrechts beraubt. Diese Zumuthung ist insofern von großer Bedeutung, als sie eine Insinuation an den Süden ist, wie der Präsident sich zu der Entwicklung der Dinge zu stellen gedenkt. Er wird die bewaffnete Macht der Union nicht anwenden, um Atchison in der Fortsetzung seines Werkes zu stören, sondern ihn im Gegentheil durch die erstere nöthigenfalls in Schutz

nehmen. Atchison seinerseits fährt fort, Recruten in Missouri zu werben und sich solche von den südlichen Staaten schicken zu lassen; er hat in einem Briefe nach Georgia offen seinen Willen erklärt, Kansas zu einem Sklavenstaate zu machen und die Legislaturen und Gouverneure des Südens wurden aufgefordert, ihm mit Geld und Leuten beizustehen.

Wir haben keinen Zweifel, daß das Denouement des Complots, welches mit den Regierungsmitgliedern verabredet worden ist, Anfang nächsten Juni herbeigeführt werden wird, um die Nomination in Cincinnati, die zu dieser Zeit vor sich gehen soll, zu beeinflussen. Der Süden und die nördlichen doughfaces der Versammlung werden dann in den Händen von Präsident Pierce als Oberbefehlshaber der Truppen der vereinigten Staaten in Kansas und in Atchison als Untergeneral die Macht der Regierung vereinigt finden und sich leicht bedeuten lassen, daß, um den Staat zu retten, für die nächste Präsidentur niemand anders als sie wieder gewählt werden dürfte. Dieser Vortheil ist wenigstens der einzige, den Mr. Pierce über seinen Nebenbuhler Mr. Buchanan, welcher der versteckte Alliirte des Südens ist und den Fehlern der Partei durch seine Gesandtschaft nach London ausgewichen ist, erlangen kann. Andrerseits werden alle diejenigen, welche die furchtbare Verantwortlichkeit fühlen, die auf die Urheber dieses unedlen Bürgerkriegs fällt, sich bestreben, neue Namen von einiger Bedeutung, die nichts damit zu thun haben, auf die Liste zu bringen und dürfte der jetzige präsidentielle Sklavenmäkler vergeblich auf die Dankbarkeit und Verbindlichkeit derjenigen zählen, denen er sich verkauft und zu deren Nutzen er die Würde, die er einnimmt, so tief beschmuzt hat. Aber das wird die Partei nicht abhalten, ihren gefaßten Plan, der noch viel weiter geht und nichts weniger zum Zweck hat, als eine selbstständige Conföderation der Sklavenstaaten, mit Missouri und Kansas in der Mitte und Californien, Nikaragua und Mexico als Grenzlinie, weiter zu verfolgen. Die Herrschaft der Sklavenmacht würde dann der der andern Staaten „ebenbürtig" sein, wie Herr Brooke meinte und von Cuba aus, welches als letztes Anhängsel betrachtet wird, könnte man dem Norden die Zunge zeigen.

Gibt es aber keine Schranken und Hindernisse, die der Verwirklichung dieses ungeheuern Planes im Wege stehen? Wird der reiche, feste und bevölkerte Norden nichts thun, um der Ausbreitung dieses „Krebses in seinem Gesicht" entgegenzutreten?

Die Antwort auf die erste Frage ergibt sich von selbst aus der Annahme des Falles. Eine solche Conföderation würde nothwendig zu einem Bruch und Kriege in der Union führen. Was aber bei einem solchen das Schicksal des Südens und seiner vermeintlichen Macht sein würde, ist nicht schwer zu errathen. Die erste und nothwendige Folge davon würde die Aufhebung der Sklaverei sein, entweder einseitig durch die Sklaven, die insurgirt würden und

davon liefen, oder mit Bewilligung ihrer Herren, welche sie emancipiren mußten, um sie als bewaffnete Macht gegen den Feind zu verwenden. Das letztere war das Resultat der spanisch-amerikanischen Kriege und das erstere würde nicht blos von den freien Staaten des Nordens versucht werden. Auch Frankreich, England und Spanien würden einer Occupation von Cuba nicht ruhig zusehen, ohne die schwarze Schar seiner Bevölkerung zu entfesseln und ihr Hilfe zu senden. Napoleon sagte in seinen Memoiren von St. Helena, wo er von dem Verlust und der Rückkehr St. Domingos unter seine Fahnen spricht: Die Republik würde eine Armee von 25—30,000 Schwarzen haben, welche ganz Amerika zittern machen würden. Der Ausgang kann in der That kaum zweifelhaft sein.

Was die zweite Frage betrifft, so hängt dieselbe von der Stellung der Parteien und den Platformen ab, welche als Resultat aus ihren Reorganisationsbestrebungen hervorgehen wird. Neben der gouvernementalen Partei der aristokratischen Sklaventreiber gibt es jetzt nur zwei große Parteigruppen, die in Erwägung kommen. Das sind die Knownothings und die Republikaner, welche in diesem Augenblick beide in vorbereitenden Conventionen in Philadelphia und Pittsburg versammelt sind. Bis jetzt hat nur die Versammlung der ersteren, welche sich nicht mehr Knownothings oder Nativisten, sondern die amerikanische Partei schlechtweg oder par excellence nennen, ein bestimmtes Ergebniß geliefert, welches darin besteht, daß die Gesellschaft ihrer principiellen Auflösung entgegengeht. Sowol der Artikel, welcher die einundzwanzigjährige Naturalisation fordert, als derjenige, welcher gegen den katholischen Glauben gerichtet ist, wurden durch Beschluß und Zulassung von denselben entgegengesinnten Delegaten zur Convention beseitigt, so daß nur noch der Artitel im Sinne der Nebraskabill als Ralliirungspunkt der Partei übrigbleibt. Es ist sehr die Frage, ob derselbe Anziehungskraft genug besitzen wird, die Partei ferner zusammenzuhalten, da derselbe sie ohne die beiden andern der Regierung direct in die Arme führt und von dem Augenblick an, wo dieses vollständig klar wird, die ganze Genossenschaft zu einer Bande von bloßen Stellenjägern herabsinken muß, was sie ohnedies in den Augen vieler stets war. Die ganze Lage ist aber dadurch ungemein vereinfacht worden, indem sämmtliche alte Parteiunterschiede vor dem einen und großen Gegensatze verschwinden, der sich in den zwei Worten: Sklaverei oder Freiheit, Piercewirthschaft oder constitutionelle Regierung zusammenfaßt. Die republikanische Partei bildet das Gefäß zur Aufnahme aller Elemente, welche die Opposition gegen die erstere ins Leben ruft und sie hat den ersten Erfolg durch die Wahl Banks als Sprechers in dem Hause der Repräsentanten gefeiert, welche eine standhafte Anstrengung erfordert hat, die auf einen harten und mühseligen Kampf und von noch ungewissem Ausgang hindeuten. Nach dem augenblicklichen Eindruck zu

urtheilen, hat es den Anschein, als ob beide der streitenden Parteien im Volke sich gleich ständen und die nächste Präsidentenwahl daher nicht durch dieses vollzogen werden, sondern dem Repräsentantenhaus zufallen würde, wo Intriguen und irgend eine das Gleichgewicht anstrebende Fraction den Ausschlag geben wird.

Neue Romane.

Ernst Wagners sämmtliche Werke. Dritte Auflage in sechs Bänden. (Leipzig, Ernst Fleischer.) — Friedrich Heinrich Jacobis ausgewählte Werke. Neue Ausgabe in drei Bänden. (Leipzig, Ernst Fleischer.) — Die vorliegende Ausgabe enthält die Schriften von Ernst Wagner ganz, nebst der Biographie von Mosengeil und der Correspondenz; von Jacobi dagegen nur Woldemar, Allwill und eine kleine Auswahl aus den Briefen. Ueber die Bedeutung dieser beiden Schriftsteller in der Geschichte des Romans haben wir uns an einem andern Ort ausführlich ausgesprochen. Beide gehören in das Zeitalter der gesteigerten Gefühlsschwelgerei, wo man mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit alle Regungen der Seele überwachte, so unbedeutend sie sein mochten und sich nicht selten veranlaßt sah, um der Darstellung willen die wunderlichsten Empfindungen von der Welt künstlich hervorzurufen. Dazu kommt noch bei Wagner eine fieberhaft gesteigerte Sinnlichkeit, die zuweilen zu recht unschönen Ausbrüchen führt. Keiner von ihren Romanen kann Anspruch auf die Bezeichnung eines classischen Werks machen; dagegen werden sie doch die meisten unsrer Tagesproducte überleben. Der Grund lagt nicht blos darin, daß Jacobi ein geistvoller Mann war, der uns alle Augenblicke durch tief eingehende Bemerkungen überrascht und daß Wagner ein großes malerisches Talent besaß, sondern hauptsächlich darin, daß sie aus innerm Drange, in dem Bewußtsein zwingender Nothwendigkeit schrieben, während heutzutage der Entschluß zu schreiben sehr häufig dem Bewußtsein über das, was man schreiben will, vorausgeht. Jacobis und Wagners Werke sind Naturproducte und ebendeshalb von Wichtigkeit für die Literaturgeschichte. Es war Wagner ein ebenso heiliger Ernst mit der Errichtung einer allgemeinen deutschen Kunstanstalt und mit der Einführung der Obstbaumzucht zur Veredlung der Volkscultur, als es Jacobi Ernst war mit seiner Entwicklung der Gefühlspflicht. Beide gehören einer unreifen Phase der Empfindung an, aber als solche sind sie zugleich Zeugen eines historischen Processes, Wagner, der leidenschaftliche Verehrer Fichtes, nicht minder, als Jacobi, der Feind aller kritischen Philosophie. An Erfindung und Schärfe der Beobachtung stehen sie ihrem Zeitgenossen Jean Paul bei weitem nach; an künstlerischem Gefühl dagegen über-

treffen sie ihn und namentlich bei Wagner finden wir jene Form schon in völliger Vollendung, welche noch die unsrige ist. —

Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, J. J. Weber. — Die Handschrift ist nur eine poetische Fiction. Die Sammlung enthält Novellen, die im Geist des Zeitalters von Albrecht Dürer gedichtet sind und die von einem eifrigen Studium jener Zeit und einer warmen Liebe für die Kunst Zeugniß ablegen. —

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. Braunschweig, Vieweg & Sohn. — Wir haben bei Gelegenheit des grünen Heinrich das außerordentliche Talent des Dichters hervorgehoben, zugleich aber die krankhafte Richtung bedauert, die dieses Talent genommen hat. Auch in den vorliegenden kleinen Novellen, die im Wesentlichen der Gattung der Dorfgeschichte angehören, fehlt es nicht an barocken Einfällen, aber der günstige Eindruck überwiegt. Seldwyla ist ein närrischer Schweizerort, dessen Einwohner sich durch Unstetigkeit und Unsicherheit des Lebens einen üblen Ruf erworben haben, doch ist die Schilderung dieses Orts im Ganzen nur ein ziemlich gleichgiltiger Rahmen für die einzelnen Bilder, denn Charaktere, wie die hier geschilderten, so sehr sie auch den Anstrich von Sonderlingen haben, würde man doch auch anderwärts wieder antreffen. Der Dichter verschmäht das Hilfsmittel des Dialekts, welches Jeremias Gotthelf und zum Theil auch Auerbach angewandt haben, um einen frischen, lebendigen Naturlaut hervorzubringen. Daß es ihm trotzdem gelingt, auch in der äußern Form naiv zu sein, wird man aus dem folgenden Bilde entnehmen können, das Pancraz der Schmoller von seiner ersten Liebe entwirft. „Es war ein wohlgestaltetes Frauenzimmer von großer Schönheit; doch war sie nicht nur eine Schönheit, sondern auch eine Person, die in ihren eignen feinen Schuhen stand und ging und sogleich den Eindruck machte, daß es für den, der sich etwa in sie verliebte, nicht leicht hinter jedem Hag einen Ersatz oder einen Trost für diese gäbe, eben weil es eine ganze und selbstständige Person schien, die so nicht zum zweiten Male vorkommt . . . . Indessen war sie sehr gebildet in allen schönen Dingen, da sie nach Art solcher Geschöpfe die Kindheit und bisherige Jugend damit zugebracht, alles zu lernen, was irgend wohl ansteht und sie kannte sogar fast alle neuern Sprachen, ohne daß man jedoch viel davon bemerkte, so daß unwissende Männer ihr gegenüber nicht leicht in jene schreckliche Verlegenheit geriethen, weniger zu verstehen, als ein müssiges Ziergewächs von Jungfräulein. Ueberhaupt schien ein gesunder und wohl durchgebildeter Sinn in ihr sich mehr dadurch zu zeigen, daß sie die vorkommenden kleineren oder größeren Dinge, Vorfälle oder Gegenstände durchaus zutreffend beurtheilte und behandelte, und

dabei waren ihre Gedanken und Worte so einfach lieblich und bestimmt, wie der Ton ihrer Stimme und die Bewegungen ihres Körpers. Und über alles dies war sie, wie gesagt, so kindlich, so wenig durchtrieben, daß sie nicht im Stande war, eine überlegte Partie Schach spielen zu lernen und dennoch mit der fröhlichsten Geduld am Brete saß, um sich von ihrem Vater unaufhörlich überrumpeln zu lassen. So ward es einem sogleich heimathlich und wohl zu Muthe in ihrer Nähe; man dachte unverweilt, diese wäre der wahre Jakob unter den Weibern und keine bessere gäbe es in der Welt." — Leider entspricht die weitere Entwicklung dieses Charakters nicht den Erwartungen. Das so liebenswürdig geschilderte Mädchen verwandelt sich plötzlich in eine Kokette des gemeinsten Schlages, eine Verwandlung, die uns verstimmt, ohne uns zu überzeugen. Ueberhaupt tritt in dieser Novelle, so gut sie erzählt ist, doch die Neigung zum Bizarren, Uebertriebenen hervor. — Desto gelungener ist die zweite Geschichte: Frau Regel Amrain, eine der besten Dorfgeschichten, die wir kennen und den vorzüglichsten von Jeremias Gotthelf an die Seite zu stellen. — Einen trüben Eindruck hinterläßt die dritte Geschichte: Romeo und Julie auf dem Dorf; die Geschichte der Verarmung zweier Familien durch einen unsinnigen Proceß; aber sie ist von einer hinreißenden Naturwahrheit und die wilde, leidenschaftliche Bewegung des Schlusses, der heidnische Tod der beiden Liebenden läßt uns über manches Bedenkliche hinwegsehen. — Eine tolle, übermüthige Laune herrscht in der Erzählung: die drei gerechten Kammmacher, die außerdem noch den Vorzug realistischer Wahrheit hat, wenn auch der Schluß etwas ins Hoffmannsche Gebiet übergeht. — Trotz mancher Bedenken gegen seine Richtung gehört Gottfried Keller doch zu denjenigen Dichtern, auf die wir die meiste Hoffnung setzen. —

Kaiserglück. Historischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Gotthardt Alfred (G. A. Luther.) Vier Bände. Leipzig, Kollmann. — Die Hohenstaufen kommen, wie es scheint, wieder in die Mode. Der Verfasser des vorliegenden Romans hat ziemlich vollständige Studien gemacht, aber es ist ihm nicht gelungen, sie zu einem lebendigen Kunstwerk zu verarbeiten. —

Elisabeth oder Lebenswege. Von Anna von Berg. 2 Bände. Weimar, T. F. A. Kühn. — Die Erzählung empfiehlt sich durch ihre anspruchslose Haltung, durch die sorgfältige Ausarbeitung des Einzelnen und durch die gesunde, frische Lebensanschauung. Wenn sie auch eine tiefere Bedeutung nicht beanspruchen darf, so ist eine solche Lectüre doch unendlich jenen schlechten französischen Moderomanen vorzuziehen, durch welche die Phantasie unsers Volks corrumpirt wird. —

Aus dem Leben und Dichten in Oesterreich. Gedichte und Novellen von Ch. L. Danis, L. Deutschinger, B. Schellinger, F. Wellen und J. P. Wie-

dermann. Herausgegeben von Benedict Schellinger. Wien, R. Lechners Universitätsbuchhandlung. — In dieser glänzend ausgestatteten Sammlung ist wenigstens einiges vorhanden, was Hoffnungen erweckt, wenn man annimmt, daß man es meistens mit jungen Dichtern zu thun hat. Doch überwiegt im Ganzen das Mittelmäßige. —

Das Haus Picard oder Fünfmalhunderttausend Francs Renten. Sittenroman von Dr. Louis Veron. Aus dem Französischen übersetzt von August Schrader. Leipzig, Kollmann. — Der Roman hat in Paris großes Aufsehen gemacht, wol hauptsächlich um des Verfassers willen, denn weder im Inhalt noch in der Bearbeitung ist etwas wesentlich Neues. Daß der schwindelnde Erwerb auf der Börse den glücklichen Bankier zu unsolider Wirthschaft verleitet, und worin diese Wirthschaft besteht, das hat uns schon Balzac auf der einen, Sue und Dumas auf der andern Seite hinreichend auseinandergesetzt. Natürlich ist auch dies Mal, wie bei allen neuern französischen Romanen, die Tendenz eine moralische. Die soliden Kaufleute sollen vor Schwindelgeschäften gewarnt werden; aber wir fürchten, daß dieser Zweck nur halb erreicht wird, denn die Genüsse des Luxus sind mit einem so glänzenden Farbenaufwand dargestellt, und die Verirrungen scheinen so leicht zu umgehen, daß man mehr die Sehnsucht nach glänzenden Reichthümern, als die Befriedigung an einem beschränkten Loose aus diesem Buche schöpfen wird. Das moderne Babel hat von Zeit zu Zeit seine moralischen Anwandlungen, aber das sind nur flüchtige Regungen des Gewissens, die ohne Nachwirkung bleiben. Der Taumel des Gewinns und des sinnlichen Genusses ist zu mächtig geworden, und wer nicht mit dem Reichsten wetteifern kann, hält sein Leben für verloren. —

Einkehr und Umkehr. Roman von Julius Hammer. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus. — Der Verfasser, der durch seine Gedichte so vielen Beifall erworben hat, ist mit seinem ersten belletristischen Versuch nicht glücklich gewesen. Vieles wird er bei einem neuen Roman besser machen können, wenn er sich mehr an die Gesetze der Kunst erinnert. Der Roman ist eine Erzählung, die den Leser bis zum Ende hin spannen soll. Die Einzelnheiten derselben müssen alle auf diesen Zweck berechnet sein. Es ist ein Fehler, wenn, wie es hier geschieht, schon in der Mitte des Buchs die Spannung völlig aufhört, wenn Detailumstände, die auf den Fortgang der Handlung keinen Einfluß haben, und auch an sich nicht interessant sind, in breiter Ausführlichkeit vorgetragen werden, wenn die Handlung durch unbedeutende Kunstgespräche retardirt wird, wenn gleich zu Anfang, wo wir erst mit der Natur der handelnden Personen bekannt gemacht werden sollen, große Katastrophen eintreten, wenn der Verfasser, anstatt die Natur seiner Personen in der Handlung und im Gespräch zu entfalten, uns seine eignen Reflexionen über sie mittheilt u. s. w.

Das alles sind sehr entschiedene Fehler, und sie werden weder durch Reichthum der Erfindung, noch durch Tiefe der Beobachtung gut gemacht. Der Roman würde mit vielen andern von gleichem oder gar minderem Werth mitlaufen, aber grade da der Verfasser bereits einen geachteten Namen hat und ein lobenswerthes Streben zeigt, halten wir es für unsre Pflicht, ihm zuzurufen, daß sein Versuch völlig mißglückt ist. Möge er dieses Urtheil an dem Urtheil von Männern, auf die er persönlich etwas gibt, prüfen, um, wenn er sich davon überzeugt, entweder einen ganz neuen, ernstern Anlauf zu nehmen, oder von einem Wege abzulassen, der ihm keine Frucht verspricht. —

Narren des Glücks. Historischer Roman von Edmund Lobedanz. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus. — Der historische Theil des Romans, die Geschichte Struensees, die von unsern Belletristen schon so häufig bearbeitet ist, daß dem neuen Erfinder kaum noch etwas übrigbleibt, ist mißlungen. Besser ausgeführt ist der eigentlich novellistische Inhalt, wenigstens was die Schilderung und die Erzählung betrifft; die Charakteristik dagegen hat viele Schwächen, und das tritt um so auffallender hervor, da die Erfindung häufig ans Ungeheuerliche streift. Was uns bei dem geschickten Uebersetzer der Sakuntala gewundert hat, ist die geringe Aufmerksamkeit, die er auf den Stil verwendet. Seine poetische Sprache ist mitunter von großer Schönheit, seine Prosa aber fast durchweg nachlässig, und man sieht die leichte Arbeit heraus. Für einen künftigen Versuch wäre es gut, wenn er auf die Gruppirung der Thatsachen und die allmälige Entwicklung der Charaktere eine größere Aufmerksamkeit verwendete. —

Leipziger Lesecabinet (Leipzig, Einhorn). — Von allen Sammlungen belletristischer Art, die in neuester Zeit in so ungewöhnlicher Zahl auftreten, ist die vorliegende äußerlich am glänzendsten ausgestattet. Sie scheint sich vorzugsweise auf Uebersetzungen zu legen, doch fehlen auch die Originalwerke keineswegs. Das ausgedehnteste Werk in den uns vorliegenden Heften ist der Roman von Ludwig Bechstein: Die Geheimnisse eines Wundermanns. Der Wundermann ist der aus Goethes Annalen wohlbekannte helmstedter Professor Beireis, von dessen sonderbaren Grillen und Einbildungen der Dichter eine so höchst ergötzliche Schilderung gegeben hat. Bechstein hat mehre Curiositäten jener Zeit zur lebhaftern Ausmalung seines Charakters benutzt; ob aber die Geschichte durch die breitere Ausführung an Frische und Lebendigkeit gewonnen hat, muß dahingestellt bleiben. — Sehr anziehende Schilderungen aus dem Hirtenleben der Gebirgswüsten enthält das Buch von Mellin: Schwedens Nomaden (übersetzt von Schirf). — Eine wunderliche Erfindung ist ein Roman aus der Ritterzeit von Scribe: der Pathe des Amadis, oder die Liebe einer Fee (übersetzt von Dietzmann). Wir haben in diesen heitern, phantastischen Arabesken trotz der echt pariser Einleitung kaum unsern alten

Freund vom Gymnase oder vom Theatre français wieder herauserkannt. — Einzelne sehr feine Striche enthält das Novellenbuch von Franz Dingelstedt; vier Erzählungen aus den Jahren 1842 und 1843. Wie der Dichter über seine Leistungen denkt, hat er in dem Widmungssonett ausgesprochen, das wir hier mittheilen, weil uns bei Dingelstedt häufig ein ähnliches Gefühl überkommt.

Wie wunderlich ist unser beider Leben:
Wir sind im strengen Bann der Pflicht gefeit,
Mit unsrem inneren Beruf entzweit,
Und äußerlich von Glück und Glanz umgeben!

Will unser Herz sich jugendlich erheben,
So flüchtet es in die Vergangenheit
Und heißt um sich, voll herber Seligkeit,
Der Kunst, der Dichtung Schattenbilder schweben.

In solchem Sinne bring ich Dir dies Buch;
Ich weiß am besten, ohne Selbstverblendung:
Es blieb, wie alles, was ich schrieb, Versuch.

Geht doch durch unsre wahlverwandte Sendung
Bei gleichem Segen auch derselbe Fluch:
Am Ende sein, noch fern von der Vollendung!

Bibliothèque internationale. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Die neuen Lieferungen enthalten eine gut erzählte Dorfgeschichte von Paul Meurice, Les tyrans de village. Der brutale Klopffechter, der Held dieser Erzählung, ist sehr charakteristisch gezeichnet und die Staffirung ist anziehend. — Ida von Düringsfeld, gegenwärtig Baronin von Reinsberg, hat zum ersten Mal einen französischen Roman geschrieben: Niko Veliki. Die Motive der Erfindung sind äußerst gewagt (eine mehrmonatliche Liebe zu einer verheiratheten Frau, ohne daß weder sie noch ihr Gatte etwas davon merken, bis endlich die Erklärung in Gegenwart des letztern geschieht). — Frau Gräfin Dash beginnt einen Roman: Mademoiselle Robespierre, in welchem sie versucht, dem innern Entwicklungsgang jenes berüchtigten Schreckensmannes auf die Spur zu kommen, und seine ursprüngliche Anlage dabei so gut schildert, als irgend möglich. — A. Dumas setzt seine „großen Männer im Schlafrock" fort. Seine Darstellung Richelieus enthält eine ganze Menge sehr amüsanter Anekdoten, die man sonst selten zusammen findet und die ihm, wie es scheint, von allen Seiten her zugetragen werden. Eine anmuthige Künstlergeschichte: Falcone von Madame Lacroix, ganz im Stil unsers Hoffmann, die früher im Pays erschien, durch eine Vorrede ihres Mannes, des Bibliophilen Jacob eingeführt, in welcher sich dieser ziemlich bitter über die Reiseeindrücke Italiens ausspricht. —

Das preußische Preßgesetz.

Der Abgeordnete Mathis hat in Beziehung auf die Preßangelegenheiten einen Antrag eingebracht, der in seinen Motiven so gründlich ausgearbeitet und in seinen Anforderungen so gemäßigt ist, daß selbst die Kreuzzeitung nicht umhin konnte, ihm beizupflichten und die Erklärung abzugeben, daß ihre Partei denselben unterstützen würde. Wir wollen abwarten, ob dies Versprechen in Erfüllung gehen wird. Wenn es irgend eine Angelegenheit gab, wo man, abgesehen von allem Parteistandpunkt, sein Interesse an der rechtlichen Entwicklung des Staats zeigen konnte, so ist es diese. Nur einen sehr wichtigen Punkt hat der Abgeordnete in jenem Antrag nicht berührt, nämlich die Frage nach der Competenz der verschiedenen Gerichte in Preßangelegenheiten. Wir können uns diese Auslassung nur daraus erklären, daß wahrscheinlich die einheimische Presse den Uebelständen, die wir näher bezeichnen werden, nicht unterliegt. Doch ist uns darüber nichts Genaueres bekannt, und die häufigen Confiscationen von berliner Blättern z. B. in Minden, die dann, so viel wir wissen, zu einer Anklage vor dem mindener Gericht führen, sprechen dagegen. Wie dem auch sei, auch die sogenannte ausländische d. h. deutsche Presse hat ihre Rechtsansprüche, und wenn man diese, sofern sie von den außerpreußischen Verlegern aufgestellt werden, nicht gelten lassen will, (was doch gewiß gegen die Natur der deutschen Bundesverhältnisse ist), so muß man wenigstens auf die Rechtsansprüche der preußischen Abonnenten Rücksicht nehmen. Die auswärtige Presse ist nach den Bestimmungen der bestehenden Verfassung ebenso den rechtlichen und gesetzlichen Formen unterworfen, wie die preußische, und das Gesetz muß nach allen Seiten hin auf eine gleichmäßige Weise ausgeübt werden. — Im gegenwärtigen Augenblick verhält es sich damit folgendermaßen.

Jede preußische Staatsanwaltschaft ist berechtigt, jede außerpreußische Schrift nach vorläufiger Confiscation in Anklagestand zu setzen, und jedes preußische Gericht hat das Recht, darüber zu erkennen. Auf diese Weise kann eine Schrift gleichzeitig unzählige Mal zur Untersuchung gezogen werden, und die Erkenntnisse der Gerichte können darüber verschieden ausfallen. Ueber die Competenzverhältnisse derselben ist gesetzlich nichts festgestellt, und sobald nur eines dieser Gerichte die Verurtheilung ausspricht, hat jede Polizeibehörde das Recht, die Vernichtung der vorgefundenen Exemplare zu decretiren, nicht etwa blos im Bezirk des Gerichtssprengels, von dem das Erkenntniß ausgegangen ist, sondern in der ganzen Monarchie.

Das ist offenbar ein ungesunder, mit den gewöhnlichen Rechtsbegriffen, wie sie auch in Preußen gelten, nicht vereinbarer Zustand, der noch durch einen zweiten Punkt erschwert wird. — In allen übrigen Processen steht dem Angeklagten, wenn er in erster Instanz verurtheilt ist, die Appellation offen. In den Preßangelegenheiten ist sie zwar gesetzlich nicht ausgeschlossen, aber sie wird dadurch illusorisch gemacht, daß die Angeklagten in der Regel von dem Proceß gar nichts erfahren. Wir berichteten vor einigen Jahren von einem Preßproceß, der in Berlin gegen uns verhandelt wurde. Das berliner Stadtgericht theilte unserm Verleger die Anklage mit, wir reichten eine Vertheidigung ein und wurden freigesprochen. Der

Staatsanwalt appellirte, das Kammergericht, das in zweiter Instanz zu entscheiden hatte, beobachtete dasselbe Verfahren, wie das Stadtgericht, und auch hier erfolgte die Freisprechung. In vielen andern Fällen ist aber nichts dergleichen geschehen; namentlich in Minden wurden sehr viele von unsern Nummern confiscirt, einige davon von der Staatsanwaltschaft freigegeben, andere, wie wir hören, freigesprochen, in einem Fall (wegen eines elbinger Artikels) erfolgte die Verurtheilung. Von allen diesen Processen ist uns nichts mitgetheilt worden, wir sind erst lange Zeit darnach durch anderweitige Mittheilungen darauf aufmerksam gemacht worden. Jener Artikel war von der Art, daß wir in zweiter Instanz mit fester Zuversicht auf eine Freisprechung rechnen durften; es war uns aber unmöglich, dieses Rechtsmittel anzuwenden, weil wir von dem ganzen Proceß nichts wußten. Neuerdings ist etwas Aehnliches erfolgt, wie wir aus einer gerichtlichen Verordnung erfahren haben, die uns von befreundeter Hand mitgetheilt ist, und die wir hier mittheilen, weil sich mehre ernsthafte Betrachtungen daran knüpfen.

An die Buchhandlung Löwenstein & Comp. Nachdem das Königl. Kreisgericht zu Pr. Stargard durch Erkenntniß vom 10. d. Mts. auf Grund des §. 100 des Str. G. Bches und des §. 50 vom 12. Mai 1851 auf Vernichtung des Artikels „die letzte Session der preußischen Kammern", abgedruckt in der zu Leipzig bei S. Hirzel herauskommenden Zeitschrift „der Grenzbote Jahrgang 14 Semester. II. Nr. 39 Seite 489 u. f. f." sammt den Platten und Formen auf welchen sich derselbe befindet, erkannt hat, sind die bei Ihnen unterm 19. Septbr. d. J. in Beschlag genommenen Sechs Exemplare der im Verlage von S. Hirzel zu Leipzig erschienenen und „die letzte Session der preußischen Kammern" betittelten Druckschrift vernichtet worden.

Elberfeld den 28. Novbr. 1855

Der Ober-Procurator

(der Name unleserlich.)

Erstens erfahren wir also aus dieser Verordnung, welche uns durch einen Zufall zu Gesicht gekommen ist, daß das Gericht von Pr. Stargard einen Artikel der Grenzboten verurtheilt hat. Der Artikel war nach unsrer Ueberzeugung so ruhig gehalten, daß in einer zweiten Instanz unsre Freisprechung außer Zweifel stand. Es war darin von der Regierung in keiner Weise die Rede, sondern nur von einer Partei in der zweiten Kammer, ja selbst von dieser war in den gemäßigtsten Ausdrücken gesprochen; da wir aber von dem gegen uns eingeleiteten Verfahren nicht benachrichtigt worden sind, so war uns dieses Rechtsmittel versagt.

Viel merkwürdiger ist aber ein zweiter Umstand. Weil das Kreisgericht in Pr. Stargard einen Artikel der Grenzboten mit der Ueberschrift: „Die letzte Session der preußischen Kammern" verurtheilt hat, deshalb erkennt der Oberprocurator von Elberfeld zu Recht, daß eine Broschüre, welche denselben Titel führt, und welche im Verlage von S. Hirzel zu Leipzig erschienen ist, vernichtet werden soll. Wo ist hier nun der Rechtszusammenhang? Etwa in dem gleichen Titel? oder weil beide in dem gleichen Verlag erschienen sein sollen? Zwar ist das ein Irrthum, denn die Grenzboten erscheinen nicht, wie der Oberprocurator meint, bei S. Hirzel, sondern bei F. L. Herbig, wie es mit gesperrten Lettern der Verordnung gemäß am Schluß des Heftes bemerkt ist; aber wenn auch das der Fall sein sollte,

und wenn die Broschüre einen ähnlichen Grund der Anklage bieten sollte, wie der Artikel, so ist sie doch wieder ein neues Object und erfordert daher ein neues Erkenntniß.

Wir haben diesen Fall nur als ein Beispiel angeführt, daß eine gesetzliche Feststellung der Competenzverhältnisse zwischen den verschiedenen Gerichten der preußischen Monarchie in Bezug auf die Preßverhältnisse durchaus nothwendig ist, und fordern daher den geehrten Antragsteller dringend auf, diese Seite des Gegenstandes gleichfalls ins Auge zu fassen.

In Bezug auf Zeitschriften wird die Wichtigkeit einer solchen gesetzlichen Feststellung noch dadurch erhöht, daß durch die Verurtheilung einer einzelnen Nummer das Ministerium des Innern das Recht erhält, die ganze Zeitschrift zu verbieten. Nun läßt sich zwar nicht annehmen, daß es in Fällen so ganz untergeordneter Art von dieser Befugniß Gebrauch machen wird, aber der Uebelstand ist dabei der, daß der Minister unmöglich den ganzen Inhalt einer Zeitschrift verfolgen kann, daß er sich also auf Berichte anderer verlassen muß, und diese, wenn keine feste gesetzliche Basis da ist, können von den verschiedensten Motiven ausgehen.

Wir wollen hier auf das tausendfältig behandelte Thema von Preßfreiheit und dergleichen nicht eingehen. Wir sind der Ansicht, daß die Vergehen der Presse ebenso bestraft werden müssen, wie jedes andere Vergehen, und daß der Begriff und die Thatsache des Vergehens durch das Gesetz und durch den Richterspruch festgestellt wird; aber wenn die Presse denselben Beschränkungen ausgesetzt ist, wie jede bürgerliche Thätigkeit, so muß sie auch denselben Rechtsschutz genießen, und daß ein solcher stattfinde, liegt ebensosehr im Interesse der Regierung, wie im Interesse der Presse selbst.

Seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs von Preußen, namentlich aber seit dem vereinigten Landtag von 1847 nahm die deutsche Presse einen sehr erfreulichen Aufschwung, der nur scheinbar durch das wüste demokratische Geschrei von 1848 unterbrochen wurde, denn die großen Blätter haben damals mit nur wenigen Ausnahmen auf das entschiedenste die Sache der Ordnung und der rechtlichen Freiheit vertreten. Seit einigen Jahren finden wir darin einen merklichen Rückschritt. Die Blätter sind, wie man sagt, zahmer geworden; aus welchen Gründen, das sagt die neuerdings in dem Haus der Abgeordneten besprochene Erklärung des Buchhändlers Dümont, der wol jedes deutsche Blatt etwas Aehnliches an die Seite setzen könnte. Ist diese Zahmheit, die darin besteht, daß man die Sache nicht mehr gerade ausspricht, sondern sie durch geheimnißvolle Winke, unklare Redensarten und dergleichen andeutet, vortheilhafter für den Staat? Unsittlicher ist sie gewiß, denn sie gewöhnt die Schriftsteller an lügenhafte Formen, nährt in ihnen einen geheimen Groll und erfüllt sie mit der Vorstellung des Märtyrerthums. Aber auch die Regierung findet dabei nicht ihre Rechnung; denn die Masse des Publicums ist vollständig davon unterrichtet, wie es mit der Presse steht, und wenn es heute in den Zeitungen liest: „Man spricht in unterrichteten Kreisen viel von einer Begebenheit, die wir nicht wohl mittheilen können, die aber, falls sie verbürgt wäre, ein gewisses Aufsehen zu erregen wohl geeignet sein dürfte;“ so ist die Phantasie jedes Lesers geschäftig, sich das Fürchterlichste auszumalen, eine kleine gegen die Liberalen angestiftete Bluthochzeit, oder was es sonst sein mag, während die

Begebenheit vielleicht ganz einfach darin bestand, daß ein betrunkener Kanzelist aus einem Bierhause herausgeworfen wurde. Es ist das wirklich nicht übertrieben. Wir stehen in dieser Beziehung ganz wie vor dem Jahr 1840; und was war die Folge davon? Es hatte den Reiz des Pikanten, oppositionell zu sein, und viele wohlgesinnte Männer, die, wenn alle Verhältnisse klar ausgesprochen wären, sich auf Seite der Regierung gestellt haben würden, intriguirten gegen dieselbe, um ihrer Phantasie Beschäftigung zu geben. Wenn man die Presse vollständig unterdrücken kann, wie es in Rußland geschieht, so ist das Regieren freilich bequemer, denn die Presse macht zwar nicht die öffentliche Meinung, aber sie trägt doch wenigstens dazu bei. Eine geknebelte Presse dagegen, die zeigen kann, daß man sie knebelt, ist verderblich für den Staat, denn das Volk ist im Durchschnitt hochherzig gestimmt, und wenn es vielleicht den lauten Redner ausgelacht hätte, so schenkt es dem geknebelten, schon weil er geknebelt ist, sein Mitleid. Wo wirkliche Preßfreiheit herrscht (Ausnahmezustände geben wir zu, aber die sind jetzt wahrlich nicht vorhanden), wird sich nur derjenige geltend machen können, der von der Sache, über die er redet, wirklich etwas versteht; Redensarten dagegen, wie die vorhin angeführte, kann sich jeder Dilettant ausdenken, und leider droht die Presse wieder in jenen Dilettantismus zu versinken, aus dem sie sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet hat.

Soll also die Presse ein organisches, mit dem Staat verbundenes nützliches Institut sein, so stelle man sie unter den Schutz des Gesetzes; man gebe strenge Gesetze, man übe sie streng aus, aber man binde sich selbst an Regel und Gesetz. Jedes Gesetz, welches es möglich macht, Gründe politischer Opportunität an Stelle der Rechtsgründe zu setzen, ist ein zweischneidiges Schwert; es ist ein sehr starkes, destructives Moment, welches sich unfehlbar geltend macht, sobald man durch irgend eine ernste Frage einmal aus dem Schlendrian des gewöhnlichen Lebens herausgetrieben wird. —

Californische Zustände. Wir hatten in einem frühern Artikel die amerikanischen Zeitschriften erwähnt, die uns von Zeit zu Zeit zugesandt werden. Die neueste Nummer des San Francisco Steamerjournal, redigirt von Julius Fröbel, enthält mehre charakteristische Artikel, charakteristisch für die Zustände, wie für den Verfasser. In dem politischen Leitartikel wird die staatliche Entwicklung Californiens in einem sehr günstigen Licht betrachtet, und es werden namentlich die Vorzüge gegen die alten puritanischen Staaten, die allgemeine Toleranz u. s. w. lebhaft hervorgehoben. Dann folgt aber unter der Ueberschrift: Einladung zur Einwanderung, folgender Normalbrief eines californischen Ansiedler's an einen auswanderungslustigen Freund in Europa.

„Es freut mich ungemein, aus Deinem Letzten zu ersehen, daß Du gesund bist und Dich entsetzlich ennuyirst. Dies sind grade die Eigenschaften, welche Dich zu einer Ortsveränderung qualificiren und Dich zu einer Reise nach Californien bewegen sollten. Du bist doch sonst nicht vom guten Geist verlassen, aber wie ist es möglich, daß Du Dich noch immer nicht zu einer Uebersiedelung in diese gesegneten Auen entschlossen hast? Neuyork, Philadelphia, Hamburg, Bremen, London sind eine schöne Gegend, aber es kann keine Vergleichung mit San Francisco aushalten.

Hast Du Dich etwa durch Zeitungsnachrichten über unsre Zustände zurückschrecken lassen? Es ist wahr, es kann Dir gleich bei Deiner Ankunft passiren, daß Du mit sammt dem Wagen, der Dich und Dein Gepäck nach dem nächsten Hotel bringen soll, durch die Planken der Straße brichst und Dich plötzlich mit Deinen Koffern in den kühlen Wellen der Bai befindest — aber an Deinem Gepäck wird nicht viel verloren sein, und wenn Du schwimmen kannst, so kannst Du Dich ja bis an den nächsten Pfahl retten und Dich dort festhalten, bis man Dir Hilfe bringt. Den andern Tag hast Du die Genugthuung, diesen Fall in 26 Zeitungen verschiedener Sprachen erzählt und von scherzhaften Bemerkungen begleitet zu finden. Theilnehmende Leute werden Dir außerdem tröstend versichern, daß der Hacktreiber Dir vermuthlich circa 10—20 Schilling zu viel abgefordert und auf Zahlungsverweigerung ein Loch in den Kopf geschlagen haben würde, wäre die Fahrt nicht so glücklich unterbrochen worden. Es ist wahr, Du kannst hier sechs Monate umherlaufen, ehe Du Beschäftigung findest, aber niemand hindert Dich, während dieser Zeit ökonomisch zu leben; Du kannst ein Breterhäuschen hinter unsern Sandhügeln beziehen, wo Dich niemand stört, und in der Stadt kümmert sich niemand, ob Du wohlgenährt und gut gekleidet oder ausgehungert, abgeschabt und zerrissen erscheinst. Doch die Umstände können sich ändern und Du kannst zu Geld kommen. Es ist wahr, es kann Dir begegnen, daß, wenn Du Dein Geld um 9 Uhr auf die Bank trägst, diese Bank um 9¼ geschlossen und nie wieder geöffnet wird und Du so arm bist wie zuvor — aber Du brauchst ja Dein Geld nicht auf die Bank zu tragen, Du kannst es verspielen oder vertrinken, oder wenn das Deinem Geschmack nicht zusagt, so wirst Du Freunde genug finden, die Dein Geld gern in Gewahrsam nehmen und in irgend einem soliden Geschäft anlegen. Sind sie unglücklich, so kannst Du sie nicht tadeln; sind sie glücklich, so hast Du bald die Genugthuung, Dein Geld in Honolulu, Callao, Sidney oder andern interessanten Himmelsstrichen zu wissen, was Dich mit einem gewissen Gefühle des Stolzes zu erfüllen nicht ermangeln wird. Es ist wahr, es kann sich ereignen, daß Dir jemand des Abends auf der Straße im Halbdunkel den Hut vom Kopfe schießt, und, wenn er Dein Gesicht sieht, sich entschuldigt, daß er sich in der Person geirrt habe — aber wenn Du ein Philosoph bist, so wirst Du froh sein, daß es der Hut und nicht der Kopf selbst war, und wirst die Einladung, mit Deinem unbekannten Freund einen Trink zu nehmen, nicht ausschlagen. Dafür hast Du die Genugthuung, unter Umständen eine solche Höflichkeit, ohne lästige Dazwischenkunft Dritter, mit einer ähnlichen Höflichkeit erwiedern zu können. Der Einzelne wird hier so wenig als möglich in seiner persönlichen Freiheit beschränkt, und Du wirst wissen, daß das Princip der Nichtintervention einer der leitenden Gedanken des Jahrhunderts ist. Doch was soll ich weitläufig sein? Du wirst sehen, daß sich gegen jeden Vorwurf ein Vorzug unsres hiesigen Lebens setzen läßt. Du wirst deshalb meinen Vorschlag nicht länger verwerfen und ohne Verzug Vorbereitungen treffen, herüberzukommen, um einer so aufgeklärten Gemeinschaft, wie die San Franciscos, anzugehören."

Um eine Probe dieser Zustände zu geben, fügen wir noch die folgende Erzählung hinzu. „Auf dem vorgestrigen Benefizball der Miss Jane Weller in Mrs. Piques Assembly Hall bestellte ein junger Mann, wie wir hören früher Clerk in der County Treasurers Office, während des Essens eine Flasche Champagner, welche

ihm vom Kellner, einem Franzosen Namens Bernhard, gebracht wurde. Nach kurzem mahnte der letztere um das Geld, worauf ihm der Besteller erwiderte, daß er ihm 2 Dollar bereits bezahlt habe und der dritte Thaler in der County Treasurers Office abgeholt werden könnte. Als der Kellner später auf der Treppe seine Mahnung wiederholte, zog der Clerk ein Messer und versetzte demselben mehre Stiche in die Seite. Der Clerk — wir konnten seinen Namen nicht erfahren — verfügte sich hierauf in den Saal, wo Miss Weller vermuthlich über den Vorfall mit ihm einige Worte wechselte. Er schlug infolge dessen Miss W. nieder. Ein Herr Newmann trat dazwischen, um den Rasenden von weiteren Thätlichkeiten abzuhalten, wurde aber durch einen Messerstich in die Seite und einen in den Hals verwundet. Es ist unbegreiflich, daß der Unmensch noch Gelegenheit hatte, sich unbelästigt aus dem Ballocal zu entfernen. — Der Kellner liegt schwer krank im Hospital, Hr. Newmann befindet sich noch im Hause der Mrs. Pique, da er wegen seiner Wunden nicht transportirt werden konnte. — Der gefährliche junge Mann ist noch nicht gefänglich eingezogen.

Demokratische Studien. Der Parlamentarismus, wie er ist, von L. Bucher. (Berlin, F. Duncker.) — Durch einen Zufall sind wir erst einige Zeit nach dem Erscheinen dieses Buchs in der Lage, es zu besprechen, doch besteht das Interesse desselben noch immer fort, theils an sich, da es der Verfasser nicht für einen bestimmten Zeitpunkt eingerichtet hat, sondern es ganz allgemein hält, theils weil er fortfährt, durch seine Correspondenzen aus London in der deutschen Presse einen Ton anzugeben, den wir nur mit Hilfe dieses Buchs verstehen. — Wir müssen es hier gleich aussprechen, daß wir diesen Ton lebhaft bedauern. Bucher ist nicht etwa ein leichtsinniger demokratischer Phraseur, sondern ein geistvoller Mann, der gründliche Studien gemacht hat und es sich angelegen sein läßt, überall in den Kern der Sache einzudringen. Gewiß ist vieles, vielleicht das meiste von dem, was er über die englischen Zustände berichtet, vollkommen begründet, und er übersieht nur, daß eine Zeitung ganz andere Perspectiven verlangt, als ein Buch. Nur in den seltensten Fällen nimmt man ein Zeitungsblatt in die Hand, um sich eine gründliche Detailbildung anzueignen; theils will man die Neuigkeiten erfahren, theils sich in der leitenden politischen Stimmung durch neue Gesichtspunkte befestigen. Wenn nun in einem vielgelesenen Blatt, welches seinem Ursprung nach demokratisch, in seiner bleibenden Tendenz auf alle Fälle liberal ist, die parlamentarischen Zustände desjenigen Staats, der die Freiheit in seinem innern Leben am meisten entwickelt hat, fortwährend in einer Farbe geschildert werden, die in vieler Beziehung an die Farbe der Kreuzzeitung erinnert, so entspricht das gewiß nicht dem Zweck eines Parteiblattes, durch concrete Anschauungen die Partei in ihren Principien zu befestigen. Denn man mag sich noch so häufig wiederholen, daß die Grundsätze von den Thatsachen nicht abhängig sind, daß durch die schlechte Entwicklung des parlamentarischen Wesens in allen wirklich bestehenden Staaten der Begriff des Parlamentarismus noch lange nicht widerlegt ist: — das Volk geht auf so feine Distinctionen nicht ein, und wenn es sich daran gewöhnt, die parlamentarischen Zustände aller wirklichen Staaten (denn so weit geht es in der That) als verrottet anzuschauen, so wird ihm die schwache Aussicht auf die Möglichkeit einer der Zukunft

vorbehaltenen parlamentarischen Form nicht sehr tröstlich sein. Und zudem geben diese Schilderungen doch nicht die volle Wahrheit. Das englische Leben hat sehr viele Licht- und sehr viele Schattenseiten. An den ersteren wird auch Bucher selbst nicht zweifeln; aber er wendet seine Studien lediglich auf die letztern, und wenn dagegen an und für sich nichts zu sagen wäre, so ist es doch höchst bedenklich, diese Studien ohne die fortwährende Erinnerung, daß sie eben nur einseitig sind, dem unvorbereiteten Publicum mitzutheilen. In England selbst hat eine radicale Opposition keine Gefahr; denn wenn auch dort eine Partei aufs leidenschaftlichste gegen das Bestehende ankämpft und alle Hilfsmittel der Dialektik und Rhetorik anwendet, es so schwarz als möglich darzustellen, so weiß doch jedermann, daß das nur ein Parteimanöver ist, und diejenigen, die es anwenden, wissens am besten. In dem Lärm, den sie aufschlagen, alle feste Ordnung einzureißen, liegt ein gewisses Behagen, denn es fällt ihnen nicht ein, an die Möglichkeit dieses Einreißens zu glauben. Sie fordern das Unerhörteste, um etwas Mäßiges zu erreichen. Wir Deutschen dagegen sind für diese Art politischer Sophistik noch nicht gerüstet genug. Wir glauben jeder Uebertreibung aufs Wort. Es fehlt uns der Halt einer festen politischen Ueberzeugung, welche die Extreme corrigirt; und so können wir denn eine Reihe von Journalisten beobachten, die in den Bucherschen Ton mit aller Blindheit einer halbreifen Bildung einstimmen. So namentlich der bekannte Correspondent für das Magazin der Literatur des Auslandes und der Deutschen Allgemeinen Zeitung, von dem man wirklich zuweilen vermuthen sollte, er sei fürs Irrenhaus reif, wenn nicht seine Aufsätze leere Stilübungen in der Bucherschen Manier wären. Es wäre aber zu wünschen, daß die Redactionen den trunkenen Phantasien ihrer Correspondenten wenigstens einiges Maß anlegten.

In dem vorliegenden Buch setzt der Verfasser die Stimmung eines deutschen Correspondenten in London sehr richtig auseinander. „Es ist eine große Schwierigkeit, daß der Deutsche unter den obwaltenden Verhältnissen zu viel Gemüthsaffectionen in die Beschäftigung mit England mitbrachte, sehr natürlich, vielleicht sehr edel, aber unzweifelhaft sehr verwirrend . . . . . Glaube und Hoffnung wollen sich irgendwo anklammern . . . . Ja glauben, das ist das rechte Wort, für wahr halten ohne objective Gründe . . . . . England erfordert Lernen, Lernen erfordert Zeit, und die Zeit wird knapp."

Vollkommen richtig. Aber grade so ists auch Bucher gegangen. Seine Schilderungen aus England und seine Studien gehen aus einer Gemüthsaffection hervor. Er ist verwundert und verstimmt, daß so vieles dort anders ist, wie er sich gedacht hat, und über diese Verstimmung wird er nicht Herr. Dazu kommt die eigenthümliche Anlage seines Denkens. Er reflectirt fein, aber sein dialektisches Talent wird durch keine feste Richtung geleitet. Seine Combinationen gehen nicht aus einem innern organischen Gesetz hervor, sondern sie heften sich zufällig an einander. In dem Eifer einer neuen Entdeckung vergißt er vollständig den Weg, den er bisher eingeschlagen, und dreht sich im Kreise herum. Bei manchem Capitel, dessen einzelne Bemerkungen wir mit großen Interesse lasen, mußten wir uns zum Schluß fragen: Was hat er eigentlich gesagt? und wir konnten keine Antwort finden, denn es ist ein Hin- und Herreden ohne Plan und Zweck, im strengsten Sinn des Worts eine abenteuerliche Irrfahrt des Gedankens. Zu einer ruhigen Beobachtung

der Thatsachen, die wie ein Daguerreotyp die Gegenstände abbildet, ohne alle vorgefaßte Ansicht und ohne Zweck, hat er nicht das geringste Talent, und daß er sich darüber täuscht, ist eben das Schlimme bei der Sache. Schon in der Unruhe des Stils verräth sich seine leidenschaftliche Natur. Eine Menge Maximen, Aperçus, Einfälle u. s. w. drängen sich durch seinen Kopf; die Beobachtung kommt dazwischen, und aus dem allen entsteht ein Durcheinander, welches jeden Leser in die vollständigste Verwirrung stürzen muß. — Die Hoffnung, aus dem Ganzen etwas lernen zu wollen, muß man bald aufgeben; dagegen wird man im Einzelnen viele nützliche Beobachtungen daraus schöpfen können. Wir wollen auf einzelne solcher Anschauungen hinweisen.

„Seit einigen Jahren wird mit großem Geräusch eine neue Mähr verkündet. Der Staat soll abgeschafft und durch eine auf Freiwilligkeit gegründete Gesellschaft ersetzt werden. Da der Staat aber nicht Lust hat, sich abschaffen zu lassen, so will man einstweilen einen Vergleich mit ihm eingehen. Man erzählt ihm, seine Aufgabe sei, Ruhe und Ordnung zu erhalten, und man wolle ihn darin nicht stören; dafür möge er sich aber um Erwerb und Verkehr nicht bekümmern. Die Freihändler haben eine ganz entschiedene Zärtlichkeit für den Despotismus, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, daß irgend eine List der Idee ihn betrügen und am Ende abthun werde." — Das Letzte ist nun freilich übertrieben, aber der Gedanke im Allgemeinen ist sehr beachtenswerth und eine wesentliche Kritik der Nationalzeitungspartei. Sobald man im Staat nichts weiter sieht, als eine Anstalt zur Garantie des Privatverkehrs, die so wenig als möglich interveniren dürfe, sobald man die höchsten Zwecke des Menschenlebens nur als Mittel zu niederen, materialistischen Zwecken betrachtet, ist man in der größten Gefahr, im gegebenen Fall das Höhere dem Niederen zu opfern.

„Ein Volk ist frei, wenn seine Gesetze seinen Bedürfnissen adäquat sind. Das kann der Fall sein bei Zuständen, die, an den robespierreschen Menschenrechten gemessen, sich sonderbar genug ausnehmen. Völker können auf sehr niedrigen Culturstufen frei und bei sehr hoher Entwicklung unfrei sein. Die Gefahr für die Freiheit beginnt in dem Augenblick, da das Volk irgend jemandem die Befugniß delegirt, Regeln des Verhaltens aus der Natur der Dinge, aus den Bedürfnissen abzuleiten." Auch diese sehr richtige Betrachtung würde nur dann erst das rechte Licht erhalten, wenn sie mit dialektischer Gründlichkeit weiter ausgeführt wäre. Zu unserer Ueberraschung sind wir aber plötzlich mitten in der historischen Schule. „Die Aufzeichnung, Formulirung der Gesetze ist der Sündenfall der Rechtsentwicklung. Sie läßt schließen, daß das Volk zum Bewußtsein seiner Gesetze gekommen ist, angefangen hat, darüber zu reflectiren; und das wird nicht eher geschehen, als bis massenhafte Auflehnungen vorgekommen, die Richtigkeit, Zweckmäßigkeit der Regeln bestritten ist, sei es infolge neuer wirthschaftlicher Verhältnisse, oder der Berührung mit anderen Völkern." Zu unsrer noch größern Ueberraschung heißt es aber gleich darauf wieder: „Die moderne Staatsanschauung ist ein Stück Mythologie, und die Doctrin der conservativen Staatsrechtslehrer in Deutschland die Vergötterung der Staatspolypen." Und zwar geht dieser Satz nicht etwa natürlich aus dem Gange der Entwicklung hervor, sondern er springt unvorbereitet durch die Gewalt des souveränen Einfalls hinein. Bucher selbst ist

viel mehr in die Theorie des Staatspolypen verwickelt, als er glaubt. Er findet den Grund der gegenwärtigen Abschwächung des parlamentarischen Lebens darin, daß man nicht mehr instinctartig nach dem Herkommen verfährt, sondern überall codificirt. Er findet die tollsten Mißbräuche und Ungehörigkeiten, die noch wie ein Ballast die freie Entwicklung des politischen Lebens verkümmern, vollkommen in der Ordnung, weil keine Codification dabei ist, und sieht in jedem Versuch, sie abzustellen, eine Abschwächung des Princips. Auch hier sind im Einzelnen bei der Schilderung der bisherigen Parteien viele interessante Bemerkungen. So ist z. B. die Schilderung der Peeliten musterhaft. Neu war uns die Erzählung, daß Peel in seinem ersten Ministerium der Aristokratie die Erhaltung der Kornzölle deshalb zusagte, um von ihr dafür die Zustimmung zu seinen Bankoperationen zu erhalten.

Die bisherige Verfassung beruhte nach Bucher darauf, daß die beiden organisirten Parteien sich in der Regierung des Landes ablösten. Dadurch, daß seit dem Coalitionsministerium in der That die Sonderung der Parteien aufgehört hat, soll auch die Verfassung unmöglich geworden sein. „Die innere Rechtsgeschichte Englands erzählt den tausendjährigen Verfall eines einfach großen Gebäudes. Seine heutige Verfassung ist die epheubewachsene und geflickte Ruine. Einige Spatenstiche legen die Grundmauern bloß, aber an dem, was steht, muß es dem flüchtigen Blick oft zweifelhaft bleiben, ob das Gemäuer die grüne Decke trägt, oder das Rankengeflecht den Stein an seiner Stelle hält. Seit zwanzig Jahren wird neu gebauet, mit Lärm genug, aber mit wenig Plan und noch weniger Originalität. Der Neubau ist symbolisirt in dem Palaste in Westminster, der Millionen verschlingt, nie fertig, nie bewohnbar wird, dem Plagiat aus allen Zeiten, allen Ländern. Den venetianischen Palästen ist die Wasserseite abgesehen, die nach der Themse blickt. Aber sobald das Fundament aus dem Fluß emporgestiegen, springt das Gebäude entsetzt zurück. Der Strom, als silberflutend gepriesen, so lange das gemeine Recht sorglich die Najaden schützte, ist die große Kloake geworden, während der Parlamentarismus sich abmüht zu ersetzen, was er zerstört. Gothisch soll das Bilderwerk sein; aber statt der Mannigfaltigkeit der Formen, welche die Liebe und der Humor der alten Meister schuf, peinigt uns das Einerlei der Schnörkel, das Erzeugniß der Maschine, stereotyp wie die Bewohner des Babel, über dessen Rauchfänge die bedeutungslosen Thürme wegsehen." Das ist recht fein stilisirt und klingt vortrefflich, ist aber doch, um uns in gutem Deutsch auszudrücken, nicht gehauen, nicht gestochen. Wäre Bucher reiner Beobachter d. h. gäbe er nichts, als das unmittelbar Angeschaute, so dürften wir wegen des Resultats mit ihm nicht rechten. Wenn er sich aber so ungeheure Behauptungen erlauben will, so reichen dazu die zerstreuten Beobachtungen, die er uns mittheilt, nicht aus. Es ist eine Stimmung, die ihm im Kopf liegt, und die seinen Beobachtungen die Farbe gibt; nicht etwa der wirkliche Eindruck der Beobachtungen. Seit der Zeit ihres wirklichen Bestehens d. h. seit 1689, hat die Verfassung Großbritanniens viel schwerere Krisen durchgemacht, als die gegenwärtige Zersetzung der Parteien, und ihr inneres kräftiges Leben wird die neue Gefahr ebenso bestehen, wie es die frühern bestanden hat. — Bucher hat mehr Esprit, als gesunden Menschenverstand, mehr Reflexion, als Anschauung, mehr Stimmung, als Erfindung; er ist glänzend

im Verneinen, aber höchst unbedeutend in der positiven Deduction. Er nennt sich selbst einen Demokraten, er ist aber eigentlich, um ein altes Stichwort wieder aufzunehmen, ein Ritter vom Geist, nur mit dem Unterschied, daß er wirklich Geist hat. Er besitzt nicht eine Ueberzeugung, sondern er sehnt sich nach einer Ueberzeugung, und er mag von der Höhe seiner dialektischen Bildung noch so vornehm auf die schlichten Männer herabblicken, die eine Ueberzeugung haben, ohne sie dialektisch begründen zu können: — im Handeln sind sie ihm doch überlegen; und wenn er wieder einmal Gelegenheit finden sollte, am politischen Leben unmittelbar Theil zu nehmen, so wird er vorher sehr genau mit sich zu Rathe gehen müssen, ehe er sich wirklich darauf einläßt, denn das politische Leben ist nicht dazu da, eine Ueberzeugung zu suchen, sondern sie zu bethätigen.

Literaturgeschichte. La jeunesse de Molière par Paul Lacroix (Bibliophile Jacob) suivie du Ballet des incompatibles, pièce en vers inédite de Molière. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Aus dem sogenannten classischen Zeitalter der französischen Poesie ist Molière noch immer der nationalste Dichter. Vielleicht ist ihm unter allen seinen Zeitgenossen nur Lafontaine an die Seite zu stellen. Die Literaturgeschichte wird Corneille und Racine immer mit großer Achtung nennen, da kein Grund mehr vorhanden ist, ihre Autorität für die freie Entwicklung der Kunst zu fürchten; aber wenn neuerdings eine geistvolle Schauspielerin sich bemüht hat, sie wieder auf der Bühne einzubürgern, wenn man sogar wieder in ihrer Weise zu dichten anfängt, um die romantischen Ueberschwenglichkeiten los zu werden, so trägt dieses Bestreben zu sehr den Stempel des Gemachten an sich, um Dauer zu verheißen. Der jetzige Classicismus in Frankreich ist nichts Anderes, als ein Ausdruck des Ueberdrusses. Die romantische Schule hatte sehr viel verheißen, aber es ist wenig davon in Erfüllung gegangen. Eine wirklich schöpferische Kraft ist nicht vorhanden, und so sieht man sich denn in der Vergangenheit um, und sucht das Veraltete neu aufzuputzen. Wenn man denjenigen einen Romantiker nennen darf, der aus Abneigung gegen das moderne Wesen im Geist und in der Form einer überwundenen Bildungsstufe zu dichten versucht, so gehören Ponsard und Nisard ganz entschieden zu den Romantikern. — Mit Molière hat es eine andere Bewandtniß. Die neuern Dichter sind viel geschickter in der Kunst, eine spannende Intrigue zu erfinden, die Ereignisse zu gruppiren, eine epigrammatische Lösung vorzubereiten, und was man sonst durch Studium und Bildung sich aneignen kann; aber ihr wirklicher Lebensinhalt steht dem ihres großen Vorbildes unendlich nach. Die Kernsprüche Molières sind noch im Gedächtniß des ganzen Volks, denn sie treffen noch immer das Wesen der Sache, und seine Charakterbilder, so sehr das Aeußerliche der Sitten sich geändert hat, sind noch immer typisch für die Franzosen. Nur ist es wunderlich, wie man den neuen Idealismus in das Bild des alten Dichters zu verweben sucht. Fast allgemein ist unter seinen Stücken gegenwärtig der Misanthrop das gefeiertste, jenes seltsame Bild des Uebergewichts der Leidenschaft über den Verstand, und aus dem trüben Eindruck, den der Schluß macht, leitet man die Berechtigung her, das Schicksal des Dichters selbst als ein tragisches aufzufassen. In diesem Sinn hat G. Sand vor einigen Jahren Molière zum Gegenstand eines Trauerspiels gemacht und hat viel Beifall dafür eingeerntet.

In der That ist es eine geistvolle Arbeit, trotz der nachlässigen Composition, aber die Umstände, die sie aus dem Leben des Dichters anführt, sind verfälscht. — Gleichzeitig erscheinen eine Reihe gelehrter Untersuchungen über das Leben Molières. Das ausführliche Werk von Taschereau hat bereits drei Auflagen erlebt, und Aimé — Martin und Bazin haben nach derselben Richtung gearbeitet. Das vorliegende Werk hat die Aufgabe, die Lücken der früheren für die Jugendzeit des Dichters zu ergänzen. Wir führen einzelne Umstände daraus an. — Ums Jahr 1644 lernte Molière die Schauspielerin Madeleine Béjart kennen, die den Versuch machte, ihre Truppe in Paris zu fixiren. Sie war damals etwa 25 Jahr alt und die anerkannte Maitresse des Baron von Modène, von dem sie 1638 eine Tochter hatte. Die zweite Tochter wurde 1645 geboren, kurz bevor Molière der Nachfolger des Baron von Modène wurde. Diese Tochter wurde später seine Frau. Ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, daß die Mutter damals das Glück vieler jungen Leute in Languedoc machte; bei einer so verwirrten Galanterie war es schwer zu bestimmen, wer der Vater ist. Zu den spätern Liebhabern der Béjart gehörte unter andern auch Corneille. Uebrigens wetteiferte Molière an Vielseitigkeit des Herzens mit seiner Geliebten. Er war gewohnt, mehre Liebschaften zu gleicher Zeit zu haben. Man hat also Unrecht, in ihm das Urbild des Misanthropen zu suchen. — Wir heben nur noch eine Notiz hervor im Betreff des steinernen Gastes, auf dessen spanisches Vorbild wir vor einigen Wochen hingewiesen haben. In der molièreschen Bearbeitung hieß der Bediente Sganarelle. Diese Figur nahm der Dichter aus seinem frühern Stück: le Cocu imaginaire mit herüber, welches großen Beifall gefunden hatte. Die Maske war dem Italienischen nachgebildet, aber auf die französischen Verhältnisse angewandt, und drückte den Typus des leichtgläubigen Bürgers aus, der mit einer närrischen Eitelkeit und einem eingefleischten Vorurtheil ausgestattet ist, zugleich aber auch mit einer gewissen Dosis verschmitzter Beobachtung. — Das mitgetheilte Ballet hat insofern Interesse, als es von der feinsten Gesellschaft der Zeit aufgeführt wurde; an sich ist es nicht von Bedeutung.

Les femmes illustres par A. de Lamartine. Mme. de Sévigné. — Héloise. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnée & Comp. — Das Buch ist, wie in neuester Zeit alles, was Lamartine schreibt, voll von Declamationen und sogenannten geistreichen d. h. überraschenden, aber nur halb wahren Bemerkungen; von geschichtlichem Gehalt dagegen ist wenig daran zu finden. —

Histoire de la littérature française sous le gouvernement de juillet, par M. Alfred Nettement. Paris, Lecoffre. — Der Verfasser gehört zu der legitimistischen Partei, die sich gegenwärtig mehr mit religiösen, als mit politischen Hoffnungen trägt. Sein Werk ist fast durchaus Tendenzschrift. Er sucht nämlich bei allen Schriftstellern, die er darstellt, nur nachzuweisen, in wie weit sie zur Entwicklung der religiösen Ideen beigetragen haben, und danach bestimmt er ihren Werth. Es ist an sich eine dankenswerthe Aufgabe, diese Seite des Gegenstandes hervorzuheben; aber einmal darf man daraus nicht eine vollständige Geschichte machen wollen, wobei die richtigen Perspectiven auf eine ganz unerhörte Weise verrückt werden, sodann darf man der Beobachtung nicht so viel Vorurtheile entgegenbringen, als der Verfasser des vorliegenden Buchs. Der Verfasser einer

Literaturgeschichte hat die Aufgabe, allen Seiten seines Gegenstandes gerecht zu werden. Will er nur die religiöse Seite hervorheben, so mag er eine Kirchengeschichte schreiben. Freilich geht die französische Kirchengeschichte mit der französischen Literaturgeschichte nicht Hand in Hand. Die Kirche hat in ihrer Art ein sehr reiches, namentlich in den untern Volksschichten festgewurzeltes Leben; aber die Literatur steht außerhalb derselben, und was sich in ihr von religiösen Anwandlungen vorfindet, ist entweder ästhetische Caprice (wie bei Chateaubriand und V. Hugo) oder Rücksicht auf politische Convenienzen.

Beaumarchais et son temps, études sur la société en France au dixhuitième siècle d'après des documents inédits, par L. de Loménie. Paris. — Eine ebenso gründliche als geistvolle Arbeit, deren Studium für die Kenntniß der französischen Literatur im Revolutionszeitalter unerläßlich ist. Sie wurde zuerst von der Revue des deux mondes mitgetheilt.

La cité de Dieu de saint Augustin, traduction nouvelle de M. Emile Saisset, avec une introduction et des notes. — Das größere Publicum kennt vom heiligen Augustin nur die Confessionen; für das Verständniß des Christenthums aber und seiner Stellung zur Welt d. h. zur römischen Welt, dem unheiligen Reich der Erde, ist diese Schrift ebenso wichtig. — Es ist ein Uebelstand bei der Geschichte des Christenthums, daß fast jeder Geschichtschreiber von einer bestimmten vorgefaßten Meinung ausgeht, der ungläubige wie der gläubige, und daher in seinen Quellen nur dasjenige aufsucht, was seinen Zwecken dient. Eine objective Darstellung, welche nicht a priori deducirt (also weder nach dem Glaubensbekenntniß des Rationalismus, noch nach dem der symbolischen Bücher), sondern die Quellen in ihrer ganzen Fülle aufzufassen sich bemüht, ist noch nicht geschrieben. Man kann die Versuche, jene Quellen zu popularisiren, wenigstens als Vorarbeiten dazu betrachten, denn auch der geistreiche Schriftsteller empfängt einen Theil seiner Eindrücke von der öffentlichen Meinung, die unbewußt in ihm selbst lebt; und wenn man also das Publicum daran gewöhnt, die Geschichte des Christenthums objectiv aufzufassen, so erleichtert man auch dem Geschichtschreiber die Mühe. — In der Revue des deux mondes vom 15. März finden wir darüber eine interessante Abhandlung von Paul Janet, der auch auf die modernen Versuche, die Stadt Gottes in Frankreich wiederherzustellen, näher eingeht.

Malavika und Agnimitra. Ein Drama des Kalivasa in fünf Acten. Zum ersten Male aus dem Sanskrit übersetzt von Albrecht Weber. Berlin, F. Dümmler. — Der Text des indischen Dramas wurde 1840 in Bonn durch den Schweden Tullberg herausgegeben. Obgleich es den Namen Kalidasa auf dem Titel trägt, entschied sich die Mehrzahl der Kenner dafür, daß es nicht von dem Dichter der Sakuntala herrühren könnte und verlegte es in ein weit späteres Zeitalter. Der gelehrte Uebersetzer, der sich früher gleichfalls dieser Ansicht zuneigte, hat seitdem seine Meinung geändert und findet sowol aus sprachlichen, als aus innern Gründen, daß die beiden Schauspiele wol denselben Verfasser haben könnten, den er beiläufig in die Periode vom 2.—4. Jahrhundert n. Chr. versetzt. Was die sprachlichen Gründe betrifft, so mögen die Gelehrten darüber rechten; in Bezug auf den poetischen Gehalt, so weit sich derselbe aus der wortgetreuen Uebersetzung beurtheilen läßt, finden wir in der That einen ganz ungeheuern Abstich. Das indische Colorit,

die zarte Blumensprache, die fieberhaft gesteigerte Sinnlichkeit, die trotzdem etwas Verschämtes hat, ist beiden gemeinsam. Dagegen ist in der Composition der Sakuntala etwas Phantastisches und Symbolisches, von dem wir in der Malavika keine Spur finden. Es ist vielmehr ein regelrecht durchgeführtes Intriguenstück, welches sich mit unsrer neuern Komödie gar wohl vergleichen läßt; und wenn wir das Colorit und die fremdartigen Sitten bei Seite lassen, so würden Terenz, Molière, Kotzebue und wie die neuern Lustspieldichter der verschiedenen Ordnungen sonst heißen, in dem Dichter dieses Stücks gar wohl ihren Collegen herauserkennen. Der Hof des Königs Agnimitra erinnert auffallend an den Hof Ludwigs XV. Es fehlt nicht an den verschiedenen Cotillons, die unter diesem Namen regierten. Wir wollen den Inhalt kurz angeben. — Der König hat zwei Gemahlinnen, Darini und Iravati, von denen die erste den höhern Rang behauptet, während die zweite, die frühere Favorite, größere Leidenschaft zeigt. Die erste hat soeben eine junge schöne Sklavin erhalten, Malavika, die sie ihres Talents wegen von einem Balletmeister zur Ballettänzerin ausbilden läßt. Der lüsterne König sieht ihr Bild und verliebt sich sofort. Die Königin, die es merkt, bietet nun alles auf, um die Sklavin von ihm fern zu halten. Ein verschmitzter Bramine, der Rathgeber und Hanswurst des Königs, findet ein Mittel, sie ihm vorzustellen. Zwei Tanzmeister müssen wegen ihrer Kunst in Streit gerathen und den König zum Schiedsrichter aufrufen. Das Urtheil kann natürlich nicht anders gefällt werden, als daß die beiden Tanzmeister ihre Schülerin vorführen. Die Königin kann es nicht wohl hindern und macht die Bemerkung: „Wenn der Gemahl auch in seinen Regierungsgeschäften solche Geschicklichkeit zeigt, dann steht es gut mit ihm.“ Die Tänzerin stellt sich nun vor, halb nackt, und die verschiedenen Schönheiten ihres Leibes werden gezeigt und ausführlich besprochen. Die Scene ist nun freilich ganz indisch. Der König ist krank vor Liebesgram und versäumt es, seiner zweiten Gemahlin die gewöhnliche zärtliche Aufmerksamkeit zu schenken. Denn, meint er, Frauen sind schon von Natur klug, wie sollte jene nicht merken, daß mein Herz einer andern ergeben ist, wenn ich auch noch so schön mit ihr thäte? Es ist besser, man läßt ganz das gewohnte Liebesspiel, als daß man scharfblickenden Frauen huldigt, stärker als früher, doch leidenschaftslos. Trotzdem läßt er sich doch bestimmen, Iravati in einen Lustwald zu bestellen. Sie tritt auf, nachdem sie sich vorher in Liebesrausch versetzt, aber das Rendezvous wird unterbrochen. Die erste Königin hat sonst die Aufgabe, eine besonders schöne Blume durch Berührung mit ihrem geputzten Fuß zum schnellern Blühen zu treiben. Sie hat sich zufällig den Fuß verletzt und beauftragt daher Malavika, es an ihrer Stelle zu thun. Die junge Dame wird auf der Bühne chaussirt, und der verliebte König, der das mit ansieht, kann sich nicht zurückhalten und bittet sie, ihn doch auch mit dem Fuß zu berühren. Iravati, die die Scene belauscht, tritt wüthend auf und bricht in die heftigsten Schmähungen aus. Der König bittet um Verzeihung; sie entreißt sich ihm, und als er ihr zu Füßen fällt, schlägt sie nach ihm mit ihrem Gürtel. „Du bist ja reizender als je,“ ruft er ihr nach, immer noch auf den Knieen; „zürnst Du wol noch Deinem Sklaven?“ Aber sie geht ab mit den Worten: „Das sind nicht die Füße der Malavika, die Deine freudige Sehnsucht erfüllen könnten!“ „O über die Ungleichmäßigkeit der Liebe!“ seufzt der indische Ludwig XV. „Mein Herz fühlt jetzt zu ihr sich wirklich hingezogen!“ — Iravati zeigt sofort die

Geschichte der ersten Königin an, und diese läßt die Sklavin einsperren, indem sie dem Schließer befiehlt, sie nur gegen Vorzeigung ihres Siegelrings loszulassen. Da der König keinen Machtspruch wagt, so muß auch hier der verschmitzte Bramine wieder aushelfen. Er klagt, er sei von einer Schlange gebissen, und dieser Biß könne nur durch das Amulet geheilt werden, welches sich im Siegelring der Königin befinde. Er erhält den Ring und befreit damit die Gefangene. Der König eilt sofort wieder zum Rendezvous, belauscht sie in verschiedenen Attitüden und macht die Bemerkung, daß sie den Unterricht des mimischen Künstlers sehr gut benutzt habe, da sie so geschickt Zorn und Kummer auszudrücken wisse. Er macht ihr nun offen sein Geständniß; sie erwidert: „Aus Furcht vor der Königin wage ich es nicht, wie gern ich auch möchte." — „Du brauchst Dich nicht zu fürchten!" — „Habe ich doch selbst den Herrn, der sich jetzt nicht fürchtet, bei dem Anblick der Königin in derselben Lage gesehen." — Der König wird zudringlich, es erfolgt ein verliebter Kampf, bis ihn die eifersüchtige Iravati wieder unterbricht. Der König ist in großer Angst, wird aber aus der Klemme durch einen Umstand befreit, der noch über Kotzebue hinausgeht. Ein Bote tritt auf: „Herr! die Prinzessin Vasulaxmi ist ihrem Ball nachlaufend von einem gelben Affen gewaltig erschreckt worden. Sie sitzt auf dem Schoße der Königin, wie eine Ranke im Winde zitternd, und will sich noch immer nicht erholen." Natürlich muß der König sofort hinlaufen, um das Kind zu beruhigen. — Die Verwicklung führt zu einem guten Ausgang. Die Königin wird durch drei Umstände gerührt: einmal wächst jene Blume in unerhörter Fülle auf, und sie hat für diesen Fall der Sklavin eine Belohnung versprochen; sodann ergibt sich, daß diese Sklavin eigentlich eine Prinzessin ist; endlich kommt die Nachricht an, daß ihr Sohn auf einem Feldzug (der König gleicht auch darin Ludwig XV., daß er seine Heere nicht selbst führt) gesund geblieben ist. Sie schmückt also Malavika selbst als Braut und ertheilt dem furchtsamen König die Erlaubniß, sie als dritte Gemahlin heimzuführen.

Wenn uns erlaubt ist, zwei sehr entlegene Kunstgebiete zu vergleichen, so möchten wir den Dichter der Sakuntala zu dem dieses spätern Dramas ungefähr in dasselbe Verhältniß stellen, wie Aeschylus zu Euripides.

Uebersetzungen aus dem Alterthum. Classische Vorschule. Sorgfältige, geschichtlich geordnete Auswahl des Edelsten und Schönsten aus der poetischen Literatur der Griechen und Römer. Nach den besten Uebersetzungen herausgegeben, mit literargeschichtlichen Einleitungen, kurzen Umrissen der Mythologie und der Metrik, so wie mit den nöthigen Erläuterungen begleitet von Dr. Löwenthal. Fünf Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. — Die Sammlung enthält im ersten Bande große Partien aus der Ilias und Odyssee in der voßschen Uebersetzung, dann Auszüge aus den Hymnen, aus dem Froschmäusekrieg, dem Hesiod, den orphischen Hymnen, so wie aus den verschiedenen Lyrikern; die Uebersetzungen Pindars sind von Seeger, Herder und W. von Humboldt. Im zweiten Band folgen wieder große Fragmente aus den Stücken von Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes in Uebersetzungen von Donner, Humboldt, Voß u. s. w. Der dritte Band enthält die römischen Dichter, Virgil, Horaz, Ovid, Seneca, Juvenal, Plautus, Terenz, Lucrez u. s. w. — Was nun bei dieser Sammlung

zunächst in Frage kommt, ist die Berechtigung des Herausgebers zum Wiederabdruck größerer Stücke aus andern Büchern. Daß poetische Uebersetzungen demselben Recht verfallen, wie eigne Dichtungen, unterliegt keinem Zweifel, und so würde man gegen eine Anthologie aus Uebersetzungen so lange nichts einzuwenden haben, als es jedem Sammler freisteht, von deutschen Gedichten aufzunehmen, was ihm beliebt. Aber es muß doch alles eine gewisse Grenze haben, und diese ist namentlich im ersten Bande, der zum großen Theil vossische Uebersetzungen enthält, entschieden überschritten. Zudem bleibt es fraglich, ob die Kenntniß größerer epischer und dramatischer Gedichte durch solche Auszüge wesentlich gefördert wird. Eine vollständige Literaturgeschichte wird es doch nicht, denn von den eingestreuten literaturhistorischen Notizen weiß man nicht recht, für welches Alter sie berechnet sind, und einen wirklichen Genuß hat man doch erst, wenn man die Ilias, oder den Philoktet, oder was es sonst sei, vollständig liest. An guten Uebersetzungen fehlt es ja keineswegs, und so war auch von dieser Seite kein Bedürfniß vorhanden. Wenn der Herausgeber meint, daß diese Sammlung der Jugend nützlicher sein wird, als die verweichlichende Romanlectüre, so ist das wol ganz richtig, aber daraus allein kann noch nicht die Berechtigung eines solchen Unternehmens hergeleitet werden. —

Sophokles, König Oidipus. Uebersetzt und erklärt von Oswald Marbach. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. — Sophokles Philoktetes. Uebersetzt und erklärt von Oswald Marbach. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. — Der Uebersetzer hat den Dialog in fünffüßigen Jamben, die Chöre regelmäßig in vierfüßigen gereimten Trochäen übersetzt. Mit dem ersten sind wir einverstanden, da sich der Trimeter in der deutschen Sprache nicht einbürgern will. Desto entschiedener müssen wir das letztere verwerfen, weil dadurch in die lebhaft bewegte dramatische Sprache etwas Eintöniges und Schläfriges kommt, das dem Wesen der alten Tragödie widerspricht. Die Sprache ist geschickt gehandhabt und nicht unpoetisch, aber zuweilen gar zu sehr modernisirt. —

Sämmtliche Tragödien des Euripides. Metrisch übertragen von Franz Fritze. Erste Lieferung: Hekabe. Berlin, H. Schindler. — Ein sehr ernst aufgefaßtes und gründlich durchgeführtes Unternehmen, dem wir den besten Erfolg wünschen. Der Uebersetzer hat sich die schwierigste Aufgabe gestellt, er bemüht sich, das Versmaß auch in den Chören mit der größten Treue wiederzugeben, aber sein sicherer Geschmack und sein Talent führt ihn über diese Schwierigkeiten wenigstens so weit hinweg, als es dem modernen Dichter überhaupt vergönnt sein mag. Böckh, der große Kenner des griechischen Alterthums, hat sich über diese Uebersetzung sehr rühmend ausgesprochen und wir können uns vom Standpunkt der deutschen Literatur diesem Urtheil nur anschließen. Bei der Vollendung des Werks kommen wir noch einmal darauf zurück.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Englische Zeitungsannoncen von 1652 bis 1855.

Das Juniheft der quarterly review von 1855 enthält eine interessante Auswahl von Anzeigen in londoner Zeitungen, von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf die heutige Zeit. In der That werfen diese Annoncen so zahlreiche Schlaglichter auf die Zustände der betreffenden Perioden, charakterisiren die Bedürfnisse, die Vergnügungen, die Betriebsamkeit der verschiedenen Zeitalter so deutlich, daß sie einen unverächtlichen Beitrag zu einer Culturgeschichte dieser beiden Jahrhunderte liefern: wir wollen daher aus dieser Sammlung die charakteristischsten und interessantesten Exemplare mittheilen.

Die erste Zeitung, die diesen Namen verdient, erschien in London 1622, unter dem Namen „Wöchentliche Neuigkeiten" (weekely news); sie enthielt jedoch nur wenige Brocken von fremden Nachrichten und gar keine Anzeigen. Die Periode der politischen Kämpfe und bürgerlichen Unruhen zeitigte die Entwicklung der Tagespresse, aber um so weniger war sie der Benutzung derselben zu Anzeigen günstig. Die erste eigentliche Anzeige findet sich im Jahr 1652 in dem Parlamentsblatt Mercurius politicus: es ist die Anzeige eines panegyrischen Heldengedichtes, verfaßt bei Cromwells Rückkehr aus Irland, unter dem Titel: Irenodia gratulatoria. Von nun ab bis zur Restauration ist der Merkur voll von Bücheranzeigen mit den seltsamsten Titeln, als: „Bibelmark", „Einige Seufzer aus der Hölle oder das Geächz einer verdammten Seele", „Erzengel Michael gegen den Drachen oder ein feuriges Geschoß geschleudert durch das Reich der Schlange". Dann aber zeigen zahlreiche Beschreibungen entlaufener Lehrlinge und Dienstboten, oft mit Angabe sonderbarer Diebstähle, die sie vor ihrer Entweichung verübt haben, daß diese Classe vor 200 Jahren mindestens nicht besser war, als jetzt. Kaum eine Woche vergeht ohne solche Steckbriefe. Ein ganz unverhältnißmäßig großer Theil der beschriebenen Individuen im siebzehnten und im ersten Theil des achtzehnten Jahrhunderts ist pockennarbig. Im Jahr 1659 enthielt der Merkur die erste Anzeige von einem entlaufenen Negerknaben, welche damals vermuthlich von Portugiesen importirt wurden; denn der directe Negerhandel begann in England erst 1680. Die folgenden Jahrgänge der Zeitschriften zeigen, wie reich das fashionable England an solchen schwarzen Pagen gewesen ist. Um diese Zeit wurden zahlreiche

Pferdediebstähle annoncirt, deren Häufigkeit während der Republik und im folgenden halben Jahrhundert vielleicht durch den infolge der Bürgerkriege eingetretenen Mangel und den dadurch gesteigerten Werth dieser Thiere zu erklären ist. In der Zeit Cromwells waren bereits Diligencen auf allen Hauptstraßen eingerichtet (vorher hatten die Posten nur Briefe befördert) und eine Anzeige im Merkur von 1658 enthält ihre Abfahrtszeiten, Richtungen und Fahrpreise. Beiläufig gesagt, war die Beschaffenheit der Wege von der Art, daß die Reisenden in der Regel einen Führer haben mußten.

Im Jahr 1658 findet sich im Merkur die erste Anzeige des Thees, die wir wörtlich mittheilen wollen: „Das ausgezeichnete und von allen Aerzten gebilligte Chinagetränk, von den Chinesen Tcha genannt, von andern Nationen Tay alias Tee, wird in dem Kaffeehause zum Sultaninkopf verkauft, Swentings Rants, bei der königlichen Börse."

Nun sind wir bei dem Punkt angelangt, wo Karl II. mit seinen hungrigen Anhängern im Triumphe in Dover landete. Die Anzeigen während der Zeit, in welcher Monk der Restauration den Weg bahnte, geben einen genauen Barometer für die Stimmung in dieser kritischen Conjunctur. Der alte puritanische Geist macht sich nicht mehr bemerkbar; dagegen zeigt sich auf allen Seiten der Eifer, von dem ersten Sonnenschein der königlichen Gunst Vortheil zu ziehn oder den königlichen Zorn zu beschwichtigen. Versammlungen werden angekündigt von Personen, die sequestrirte Güter gekauft haben; um beim König wegen Bestätigung dieser Besitzthümer zu petitioniren; Aldermen vertheidigen sich in den Zeitungen gegen die Beschuldigung, daß ihr Name in der Liste der Personen zu finden sei, die „über dem verstorbenen König zu Gericht saßen"; die Werke von „ehemaligen" Bischöfen kommen wieder zum Vorschein und „die Thränen, Seufzer, Klagen und Gebete der Kirche von England" erscheinen in den Spalten der Blätter. Mitten in dieser wirbelnden Geschäftigkeit für die neue Sache finden wir einen Namen, der der alten treu bleibt. Am 8. März 1660, als schon der Scepter Karls II. seinen Schatten von Breda herüberwarf, liest man im Mercurius politicus folgende Anzeige: „Der fertige und bequeme Weg, eine freie Republik einzurichten, und die Vorzüglichkeit derselben, verglichen mit den Nachtheilen und Gefahren der Wiedereinführung des Königthums in diese Nation. Der Verfasser J. M. Worin, da auf Grund der Eile des Druckers, die Druckfehler nicht zur rechten Zeit kamen, man bittet, folgende Irrthümer zu verbessern." Folgen fünf Druckfehler. Die Ruhe, mit der der blinde Sänger des verlornen Paradieses bei der Veröffentlichung dieser hastig geschriebenen Schrift für die schon verlorne Sache zu Werke geht, ist verehrungswürdig. Zwei Monate später war er ein geächteter Flüchtling und seine Schriften wurden auf Befehl des Parlaments durch den Henker verbrannt.

Drei Monate darauf inserirt ein mit Karl zurückgekehrter armer Cavalier

sein gestohlenes Gepäck, nach dessen genauer Beschreibung es heißt: „alles dies gehört einem Herrn, (einem nahestehenden Diener seiner Majestät) der zu lange eingekerkert und seiner Güter beraubt gewesen ist, um jetzt bestohlen zu werden, wo jedermann hofft, seines Eigenthums froh zu werden." Bald fangen sich auch die Gewohnheiten und Liebhabereien des Königs an im Merkur bemerklich zu machen, der jetzt nicht mehr Mercurius politicus, sondern Mercurius publicus heißt. Seine Spalten, nun ganz unter allerhöchster Direction, athmen giftigen Haß gegen die Puritaner und dienen nebenbei zu Erkundigungen nach gestohlenen Lieblingshunden seiner Majestät. Eins von diesen Inseraten dürfte von der Hand des Königs selbst herrühren: „Wir müssen Euch abermals dringend ersuchen, Euch um einen schwarzen Hund zu bemühn, halb Windspiel, halb Hühnerhund; kein Weiß an ihm, nur ein Streif auf der Brust und der Schweif ein wenig gestutzt. Es ist seiner Majestät eigner Hund und ward ohne Zweifel gestohlen, denn er war nicht geworfen, noch gezogen in England und würde seinen Herrn nicht verlassen. Wer ihn findet, mag es irgend jemand in Whitehal anzeigen, denn der Hund war besser bei Hof bekannt, als der Mann, der ihn stahl. Werden sie denn nie aufhören, Seine Majestät zu berauben? Soll er nicht einen Hund halten? Die Stelle dieses Hundes, (obgleich besser als manche sich denken) ist die einzige Stelle, um die niemand sollicitirt." Später erkundigt sich seine Majestät noch nach verschiedenen andern Kötern und dann machen Prinz Rupert, Buckingham oder Mylord Albemarle ihre abhanden gekommenen Hunde in der London Gazette bekannt. Mit dem König waren alle von den Puritanern verdammte Sports wiedergekehrt, auch einige Anzeigen von gestohlenen Falken stehen in der London Gazette. Dies Blatt ist das einzige in jenen Tagen begründete, das noch besteht; es war damals schon das officielle Hofblatt und hat diesen Charakter beibehalten. Auch dieses enthält neben Nachrichten aus dem Auslande, königlichen Proclamationen u. s. w. Anzeigen verschiedener Art; besonders haben sich die damaligen Quacksalber seiner Spalten bedient, um ihre Geheimmittel anzupreisen. Nervenpulver, Specifica für Podagra, Rheumatismen, alle Lungenkrankheiten und Pest, vortreffliche Zahnpulver werden empfohlen und die Leser am Schluß der Anzeigen gewarnt, sich vor Fälschern in Acht zu nehmen, welche diese Mittel „zur Schädigung der Gentlemen und großem Betrug des Volkes" nachmachen. Unter diesen Wohlthätern der Menschheit, die ihre Hilfe durch die Zeitungen anbieten, ist auch — der König. Er macht am 14. Mai 1664 folgendes bekannt. „Seine geheiligte Majestät hat erklärt, daß es Ihr königlicher Wille und Absicht ist, mit der Heilung der Leute von den Skropheln während des Monats Mai fortzufahren und dann bis zu nächstem Michael auszusetzen. Ich habe daher den Befehl erhalten, dies anzuzeigen, damit die Leute nicht in der Zwischenzeit zur Stadt kommen und ihre Mühe verlieren." Der Glaube, daß in der Be-

rührung des Königs eine Heilkraft gegen skrophulöse Leiden liege, mochte wol durch Fälle scheinbaren Erfolgs unterstützt werden. In der That kann die Aufregung, welche die armen Kranken in der königlichen Gegenwart empfanden, zuweilen als geistiges Tonikum gewirkt haben; in einer großen Zahl von Fällen jedoch muß man die Wirkung dem Goldstück zuschreiben, das der König jedem Patienten schenkte. Jedenfalls blühte diese königliche Praxis bis zu Annas Zeit, mit deren Tode sie einging; die Regenten des Hauses Braunschweig machten keinen Anspruch, diese medicinische Begabung zu besitzen, da sie auch nur kraft eines Parlamentsbeschlusses auf den Thron gekommen waren. — Gleichzeitige Anzeigen von Merkwürdigkeiten und Seltenheiten zeigen die Neigung des Publicums zum Wunderbaren und Fremdartigen. In einer Sammlung, die „von Personen von großer Gelehrsamkeit und hohem Stande viel besucht und bewundert wurde" wurden als besonders interessant hervorgehoben: eine „auserlesene" ägyptische Mumie mit Hieroglyphen, der große Hüftknochen eines Riesen, ein Mondfisch, ein tropischer Vogel u. s. w. In der London Gazette von 1664 findet man: „Eine wahrhafte Darstellung des Rhonoserous (sic) und Elephanten, so kürzlich von Ostindien nach London gebracht wurden, nach dem Leben gezeichnet, sorgfältig in mezzo-tinto geätzt und auf ein großes Stück Papier gedruckt."

In dem nächsten Jahr hören alle diese Anzeigen auf: es ist das Jahr der großen Pest. Alle, die es vermochten, flohen frühzeitig aus der angesteckten Stadt, diejenigen, welche blieben, bis die Krankheit allgemeine Verbreitung gewonnen hatte, durften sie nicht mehr verlassen, da ihnen der Lordmayor das Gesundheitsattest verweigerte, um die Ansteckung nicht in die Provinzen verschleppen zu lassen. Wie im Cholerajahr 1854 die Spalten der Times, waren die der Zeitungen von 1665 mit Anzeigen von Antidoten und unfehlbaren Mitteln angefüllt; eines davon, das man im Grünen Drachen in Cheapside bekommen konnte, kostete nur sechs Pence die Pinte. Die Pest erlosch mit dem großen Brande, der am 2. September 1665 ausbrach und 13,000 Häuser in Asche legte. Sonderbar genug, obwol diese furchtbare Calamität die ganze Bevölkerung obdachlos machte und in den Feldern in improvisirten Wohnungen zu campiren zwang, zeigen sich nur äußerst geringe Spuren eines so ungeheuern Ereignisses in den Blättern. Nichts beweist deutlicher, wie wenig Gebrauch damals noch die handeltreibende Bevölkerung von der Presse machte. Ein Brand, der auch nur zum hundertsten Theil so zerstörend wirkte, würde heutzutage alle Spalten der Zeitungen mit den neuen Adressen der Kaufleute füllen. — Die übrige Zeit von Karls Regierung ist durch keine charakteristischen Anzeigen mehr bezeichnet; aber schon einige Jahre vorher finden wir die Mode der monströsen Lockenperücken eingeführt, die sich bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts erhielten. Die „Newes" von 1663 enthalten folgende

Aufforderung. „Sintemal George Grey, Barbier und Perückenmacher, gegenüber der Windspieltaverne in Black Fryers, London, verpflichtet ist, einige ausgezeichnete Personen von sehr hohem Rang und Stande mit seiner Arbeit zu bedienen: so wird deshalb auf seinen Wunsch bekannt gemacht, daß jeder, der langes blondes Haar (flaxen hair) zu verkaufen hat, sich zu dem besagten George Grey verfügen mag, und sie sollen zehn Schilling für die Unze bekommen und für andres langes schönes Haar nach dem Preise von sieben und fünf Schilling die Unze."

Den „wilden Carneval der Restauration", wie Macaulay die Zeit Karls II. nennt, charakterisirt nicht blos die tiefste Corruption und die äußerste Frechheit der Sitten, sondern diese und die folgende Regierung sind auch durch eine trotzige Verachtung der Gesetze und einen auffallenden Hang zu Attentaten auf Sicherheit und Leben befleckt. Am 22. December 1679 bezeichnet unter andern die London Gazette ein Attentat auf den ruhmreichen John Dryden, der am 18. d. M. in der Rosenstraße, Coventgarden von verschiedenen unbekannten Männern „barbarisch angegriffen und verwundet wurde". Funfzig Pfund werden dem versprochen, der die Thäter anzeigt; ist er ein Mitschuldiger oder mittelbar betheiligt, so geruht seine Majestät ihm in Gnade Verzeihung zu versprechen. In dieser Periode fing das romantische Verbrechen des Straßenraubs an in Aufnahme zu kommen. Folgende Bekanntmachung zeigt, daß Männer von hoher gesellschaftlicher Stellung unter Umständen nicht verschmähten, sich den Rittern der Heerstraße beizugesellen. „Sintemal Herr Herbert Jones, Sachwalter in der Stadt Monmouth, wohlbekannt als mehrjähriger Untersheriff in derselben Grafschaft, kürzlich zu verschiedenen Malen die Briefpost beraubt hat, die von besagter Stadt nach London geht und verschiedene Schriften und Briefe herausgenommen und jetzt vor der Gerechtigkeit geflohen ist und muthmaßlich sich unter den neu ausgehobenen Truppen versteckt hat" — wird dem Entdecker dieses juristischen Highwaymen eine Belohnung (von nur einer Guinee) versprochen.

Den Geschmack, den die jacobitischen Zeiten an Bechern fanden, verrathen zahllose Nachforschungen nach verlornen oder gestohlenen silbernen Humpen und unaufhörliche Verkäufe von Claret und Canariensect. Man bediente sich damals bei Auctionen nicht des Hammers, sondern die Verkäufe erfolgten durch einen „Zoll Lichtkerze"; ein Gebrauch, der seine Erklärung in dem gleichzeitigen, von Macaulay so viel benutzten Tagebuch von Pepys findet. Er erzählt, wie ergötzlich es bei einer Schiffsauction gewesen, zu sehn, wie langsam die Leute anfangs im Bieten sind, wie sie aber, wenn die Kerze im Ausgehen ist, schrien und nachträglich streiten, wer das meiste geboten habe. Einer der Mitbietenden hatte eine Bemerkung gemacht, die ihn in den Stand setzte, immer im letzten Augenblick zu bieten und so die andern zu schlagen, er hatte

nämlich beobachtet, daß, sobald das Licht im Begriff ist, zu verlöschen, der Rauch niedergeht. — Beiläufig gesagt, hat diese Art von Auction noch vor nicht langer Zeit auf der Insel Zante stattgefunden, ist also dort vermuthlich noch in Gebrauch. Als die Reliefs von Phigalia daselbst zum Verkauf standen, erfolgte der Zuschlag auf das Gebot, welches das höchste war, als die Kerze ausging, die während der Auction gebrannt hatte.

Die Liebhaberei für Auctionen, die unter Anna zur Manie ausartete, begann in dieser Periode. Fortwährend werden Bücher und Gemälde auf diese Art zum Verkauf angekündigt. Es war etwas von der Aufregung des Spiels darin, was dem Geschmack der Restaurationsperiode zusagte. Uebrigens aber erscheinen bis zur Revolution die Anzeigen immer nur noch zu dreien und vieren, höchstens ein Dutzend in einem Blatt und verrathen immer noch nicht, daß sie aus einer großen Handelsstadt hervorgegangen sind. Hin und wieder sucht ein Capital Placirung, aber viel häufiger sind es Bruchbänder und Zahnpulver, die empfohlen werden, manchmal ist auch eine Wohnung eines nobleman in der Stadt zu vermiethen. Folgende Anzeige gibt ein Beispiel von der seltsamen Art, in der damals Feuerversicherungen geleitet wurden. „Da am 24. des letzten Monats ein Brand stattgefunden hat, durch den mehre Häuser der freundschaftlichen Gesellschaft in Asche gelegt sind, zu dem Werth von 965 Pfund, so wird hierdurch allen Mitgliedern besagter Gesellschaft bekannt gemacht, daß sie ersucht werden, in dem Bureau Faulcon Court in Fleet Street ihren respectiven Antheil von besagtem Verlust einzuzahlen, welcher sich auf fünf Schilling und einen Penny für jede hundert versicherte Pfund beläuft, und zwar vor dem 12. August. London 6. Juli 1685." Daneben wiederholen sich die alten Erkundigungen nach gestohlenen Hunden und Pferden. Der „Puff" war noch nicht erfunden.

Mit der Revolution brach für das ganze nationale Leben eine Morgenröthe an. Das Land athmete wieder frei, der Volksgeist fing an, sich aufs kräftigste zu regen. Unternehmungen aller Art traten ins Leben und warfen ihre Schattenbilder auf die Spalten der Blätter, die jetzt in Format und an Zahl reißend zunahmen; in den nächsten vier Jahren nach der Revolution wurden 26 begründet. Unzählige Pamphlets gaben in allen Formen dem Jubel über den Triumph der Freiheit Ausdruck und der derbe Humor, der bis jetzt unterdrückt worden war, machte sich nach Herzenslust Luft. Unter den „Orangekarten", welche die letzte Regierung und die Expedition Wilhelms von Oranien darstellen, finden sich alle Hauptscenen dieser denkwürdigen Zeit verewigt, von „Mylord Jeferies, wie er im Westen die Protestanten fängt" und „Ein Jesuit, wie er gegen unsre Bibel predigt", bis zu dem „Uebergang der Armee zu dem Prinzen von Orange" und den „Porträts unsers gnädigen Königs Wilhelm und Königin Mary".

Im Jahr 1692 wurde ein Versuch gemacht, der beweist, daß man anfing, den Werth der Publicität für Geschäftsangelegenheiten zu würdigen. Es ward eine Zeitung begründet: „Der City Merkur, gratis herausgegeben für die Beförderung des Handels", die sich zwei Jahre behauptete und nichts als Anzeigen enthielt. Der Verleger vertheilte wöchentlich tausend Exemplare an die damaligen Hauptpunkte des Verkehrs, Kaffeehäuser, Tavernen und Buchläden. Indeß ein Versuch, der selbst in der Zeit fehlgeschlagen ist, wo „Times" mit doppelten Beilagen erscheint, konnte damals noch weniger gelingen: es ist vielmehr zu bewundern, daß das Interesse an Anzeigen bereits groß genug war, um dem City Merkur so lange das Leben zu fristen.

In derselben Zeit ward ein Versuch gemacht, die gedruckte Zeitung mit dem ältern schriftlichen Bericht über Neuigkeiten zu combiniren. Das alte Gewerbe der schriftlichen Berichterstattung blühte auch nach der Begründung der Zeitungen noch lange fort; natürlich war es in einer Zeit der Unruhe und Aufregung sicherer, Nachrichten über die Tagesereignisse schriftlich als mündlich mitzutheilen, um so mehr, als viele solche Berichte von leidenschaftlichen Parteigängern abgefaßt wurden. Die Cavaliere schlangen oft ihre Briefe, wenn sie gefangen genommen wurden, herunter; und noch existiren einige von Prinz Rupert, auf denen tiefe rothe Flecken von der verzweifelten Anstrengung zeigen, mit der ihr Träger sie zu vertheidigen suchte. Nach der Revolution fing die Abstattung schriftlicher Nachrichten als Gewerbe an zu verschwinden, obwol noch im Jahr 1709 die Redaction der „Abendpost" ihre Leser erinnert, „daß für schriftliche Nachrichten drei oder vier Pfund jährlich zu bezahlen sind." Denn noch immer erfüllten die Zeitungen nicht den Zweck ihrer Bestimmung, der für die Leser in den Provinzen ein Hauptzweck war: das politische und sociale Geklatsch des Tages mitzutheilen. Diesem ohne Zweifel lebhaft gefühlten Bedürfniß verdankt ein Plan, die alte und neue Methode zu combiniren, seine Entstehung, der in der „fliegenden Post" von 1694 folgendermaßen angekündigt wird. „Wenn Herren beabsichtigen, ihre Freunde oder Correspondenten in der Provinz durch den Bericht über die öffentlichen Angelegenheiten zu verpflichten, können sie dies für zwei Pence durch J. Salusbury in der aufgehenden Sonne zu Cornhill, auf einem Blatte guten Papiers, wovon die Hälfte weiß ist und worauf sie ihre Privatgeschäfte oder die wesentlichen Tagesneuigkeiten schreiben können." Man sollte glauben, daß es die Pflicht der Redaction gewesen wäre, „die wesentlichen Tagesneuigkeiten" mitzutheilen; vermuthlich war dies eine Veranstaltung, deren sich besonders die Jacobiten bedienten, um Nachrichten durch die Post in Umlauf zu bringen, ohne den Verleger zu compromittiren. Solche Blätter, halb gedruckt, halb geschrieben, bewahrt das britische Museum noch in großer Anzahl.

Sonderbar ist es, daß die Zeitungen nicht früher zu Theateranzeigen be-

nutzt worden sind. Die erste ist vom Jahr 1701, eine Annonce des Lincolns Inn Theaters in der „englischen Post". Aber schon wenige Jahre nachher folgen die größern Häuser diesem Beispiel, und die Blätter enthalten nun regelmäßige Verzeichnisse sämmtlicher Aufführungen. Im Jahr 1709 erschien der berühmte „Plauderer" (taller), welchem der „Zuschauer" und „Wächter" (guardian) schnell folgten. Die erste Ausgabe des Plauderers enthielt Anzeigen, wie eine gewöhnliche Zeitung, welche die Moden des Tages und die Thorheiten der Aristokratie außerordentlich deutlich wiederspiegeln. Hier zeigt sich besonders die Manie für Lotterien. Alle Arten von Gegenständen wurden so veräußert. „Eine Sechs-Pence-Lotterie von Spitzen", „Hundert Pfund für eine halbe Krone", „Ein Penny Einsatz für eine große Pastete", „Drei Pence-Lotterien von Häusern", werden angekündigt, Kutschen, Handschuhe, Brillen, Chocolade, ungarisches Wasser, indische Waaren, Fächer auf diese Weise losgeschlagen. Dies Fieber, das zehn Jahr später den berühmten Südseeschwindel erzeugte, wurzelte in der Restaurationszeit, erreichte seine Blüte unter Anna und zeitigte seine Früchte unter Georg I.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kam das Boxen auf. Bis zur Zeit Georg I. scheint die „edle Kunst der Selbstvertheidigung" in der geschickten Handhabung der Klinge bestanden zu haben. Folgende Anzeige (von 1701) ist charakteristisch für den Geist der Zeit. „Eine Kunstprobe (tryal of skill) ausgeführt in seiner Majestät Bärengarten, am nächsten Donnerstag, zwischen folgenden Meistern: Edmund Button, Meister der edlen Wissenschaft der Vertheidigung, der kürzlich Herrn Hasgit und den Kämpfer des Westens niedergehauen hat, und vier andre außerdem, und James Harris aus Herfordshire, Meister der edlen Wissenschaft der Vertheidigung, der um 98 Preise gefochten hat und niemals überwunden worden ist, mit den gewöhnlichen Waffen, präcise zwei Uhr Nachmittags." Aber die Barbarei der Zeit, in der ein Klopffechter sich rühmte, sechs Menschen niedergehauen zu haben, ward womöglich noch durch die der folgenden übertroffen, die die Faust an die Stelle der Klinge setzte und Weiber statt Männer in den Kreis treten sah. Sonderbarerweise fanden grade die frühesten Boxpartien, von denen Nachrichten existiren, zwischen Kämpfern statt, die dem schönen Geschlecht angehörten. In einer Zeitung von 1722 steht folgende Herausforderung. „Da ich, Elisabeth Wilkinson von Clerkenwell, mit Hannah Hyfield Streit gehabt habe und Genugthuung verlange, lade ich sie ein, mich auf der Bühne zu treffen, um mit mir um drei Guineen zu boxen; jede Frau soll eine halbe Kron in der Hand halten, und die erste, die das Geld fallen läßt, verloren haben." Dies war ein geistreiches Mittel, um das Kratzen zu verhindern. Die Herausgeforderte antwortete wie folgt: Ich, Hannah Hyfield von Newgate Market, habe von der Entschlossenheit von Elisabeth Wilkinson gehört, und werde, wenn Gott will, nicht verfehlen,

ihr mehr Schläge als Worte zu geben. Ich verlange tüchtige Schläge und keine Gunst von ihr, sie mag sich gefaßt machen, ordentlich gepufft zu werden.

Eine andere Herausforderung, aus dem Jahr 1728, ist noch merkwürdiger. Anna Field, Eseltreiberin, „wohlbekannt durch ihre Geschicklichkeit im Boxen zu ihrer Selbstvertheidigung" fordert Mrs. Stokes „genannt die europäische Kämpferin", von der sie beleidigt worden ist, zu einem Boxen um zehn Pfund heraus. Die europäische Kämpferin entgegnet, daß sie zwar in dieser Weise keinen Kampf bestanden habe, seit sie vor sechs Jahren mit der berühmten Boxerin von Billingsgate 29 Minuten geboxt und einen vollständigen Sieg errungen; sie wolle jedoch die Ausforderung annehmen, und zweifelt nicht, daß die Schläge, die sie der andern Dame ertheilen wird, für dieselbe schwerer zu verdauen sein werden, als irgend welche, die sie ihren Eseln ertheilt hat. Andre Anzeigen dieser Zeit beziehn sich auf Hahnenkämpfe, die manchmal die Woche durch dauern sollen, Stierhetzen, wobei die Stiere mitunter durch Feuerwerk rasend gemacht wurden, um dann von Hunden zerrissen zu werden. Man erinnert sich an Hogarths Darstellungen solcher Scenen. Von solcher Brutalität war sogar die Galanterie der Zeit nicht einmal frei. Im allgemeinen Anzeiger von 1748 wird eine Dame, die am letzten Dienstag im Coventgardenschauspielhause war, und daselbst einen Schlag mit einem Stück Holz empfing, aufgefordert, falls sie unverheirathet ist, den Einsender an einem bestimmten Orte zu treffen, um „etwas zu erfahren, das sehr zu ihrem Vortheil ist, und zwar in allen Ehren, indem ihre Bereitwilligkeit ihrem gehorsamsten Diener zum dauernden Vergnügen gereichen würde." Dieser Liebhaber mußte, wie es scheint, zu der angegebenen Annäherungsweise seine Zuflucht nehmen, um einen Eindruck zu machen, und fühlte sich dann veranlaßt, auf seine Art die Ehrenhaftigkeit seiner Absichten zu versichern, um ein Rendezvous mit der Dame herbeizuführen. Zu der Rohheit und Verdorbenheit der damaligen Sitten trug die Liederlichkeit des Hofs unter den beiden ersten Georgen bei, noch mehr aber die Laxheit der Ehegesetze. Eine Kapelle in Mayfair und eine im Fleet waren die Gretnagreens dieses Zeitalters, wo sich Kinder zu jeder Tages- und Nachtstunde für ein paar Kronen trauen lassen konnten. Man sagte, daß in dem ersten dieser „Heirathsläden" jährlich 600 Personen getraut wurden. Man kann sich die Folgen dieser Art die Ehe einzugehn vorstellen. Die Zeitungen von der Thronbesteigung des Hauses Braunschweig an bis zu Georg III. sind gefüllt mit Anzeigen von Ehemännern, die das Publicum warnen, ihren weggelaufenen Frauen Credit zu geben. Neben diesen schönen Flüchtlingen werden fortwährend weggelaufene Neger annoncirt: der Geschmack an Farbigen scheint auf England von Venedig übergegangen zu sein, das sie in der neuern Zeit wol zuerst durch seine Verbindung mit Afrika und Indien in Europa einführte.

Im Jahr 1745 wurde der allgemeine Anzeiger (general advertiser) begründet, der erste erfolgreiche Versuch, ein Blatt ausschließlich mit Ankündigungen zu füllen. Seine Spalten, in denen die Annoncen nach Classen geordnet und durch Striche abgetheilt sind, sind die ersten, die einen modernen Anstrich haben. Regelmäßig ist die Abfahrt von Schiffen angekündigt, und diese altmodischen Fahrzeuge segeln in grader Linie die Spalte nieder. Endlich hatten die Handelsangelegenheiten die Oberhand gewonnen. Noch immer gibt es Erkundigungen nach einem „scharlachnen Schnurrock", einem „Degen" u. s. w.; auch die Theater kündigen sich an (es war der Anbruch der Zeit, welche die größten Schauspieler Englands auf der Bühne sah), aber im Vergleich zur Vergangenheit hören die Lustbarkeiten und Thorheiten der Stadt nun auf, sich durch das Medium von Annoncen bemerkbar zu machen. Das große Erdbeben von Lissabon erregte einen solchen Schreck, daß Maskeraden gesetzlich verboten wurden. Auch Puppentheater, Seiltanzen, Auctionen von Chinaporzellan und öffentliche Frühstücke fangen nun an seltner zu werden, da die Ladies Betty und Sally und wie sie sonst hießen, die diese Vergnügungen patronisirten, sich verschrumpft, verwelkt und mit Schönpflästerchen beklebt von der Bühne zurückzogen. Die Aeußerungen des politischen Geistes, so weit sie sich in Anzeigen bemerkbar machen, beschränken sich auf Zweckessen, z. B.: „Halbmondtaverne, Cheapside. Nächsten Sonnabend am 16. April, als am Jahrestag der ruhmreichen Schlacht von Culloden, werden „die Sterne" sich im Mond um sechs Uhr Abends versammeln. Deshalb werden die auserlesenen Geister ersucht sich einzufinden und das Vergnügen vollständig zu machen. Endymion."

Fünfundzwanzig Jahr nach diesem Datum waren die meisten der noch bestehenden Morgenblätter bereits begründet, und da ihre für Annoncen bestimmten Spalten den gegenwärtigen schon sehr ähnlich sehn, so würde es kein Interesse haben, sie im Detail zu verfolgen. In unserm Jahrhundert begann die Kunst der Anzeigen ihre Höhe zu erreichen. Packwood, der vor einigen 30 Jahren seine Streichrieme für Rasirmesser so unauslöschlich in den Geist jedes bärtigen Individuums der drei Königreiche prägte, war der Führer in der Bahn. Er gab auf die Frage nach dem Verfasser seiner Annoncen die berühmte Antwort: „Nun Herr, wir halten einen Dichter!" Doch die Palme in der Kunst des Puffs wird einstimmig dem verstorbenen George Robins zuerkannt, seine Anzeigen waren in der That künstlerisch geschrieben, es war Genialität darin. Einst hatte er die Schönheiten eines Landsitzes als so bezaubernd geschildert, daß er nöthig fand, seine Schilderung durch irgend einen Fehler zu entstellen, damit das beschriebene Paradies nicht für diese Welt zu schön gefunden würde. „Aber, seufzte dieser Hafis des Geschäfts, es sind zwei Schattenseiten dabei, daß der Boden zu dick mit Rosenblättern bestreut ist und die Nachtigallen zu viel Lärm machen." Mit ihm starb die Poesie des Puffs.

Er hatte freilich unverächtliche Nachahmer. Auch illustrirte Puffs wurden vor 20 Jahren in die Zeitungen aufgenommen. Allbekannt ist der Holzschnitt von George Cruikshank, wo die erstaunte Katze sich in dem Stiefel spiegelt, der mit der angepriesenen Glanzwichse von Warren gewichst ist. Doch in unsern Tagen erst hat es sich völlig herausgestellt, was unumschränktes Vertrauen auf die Macht der Annoncen für Wirkungen hervorbringt. Die folgenden Summen, die von den kühnsten Geschäftsleuten für diesen Posten jährlich ausgegeben werden, müssen auch die gesteigertsten Vorstellungen übertreffen. „Professor" Helloway (Pillen u. dgl.) 30,000 Pfund Sterling, das Kleidermagazin von Moses und Sohn 10,000, Rowland und Co. (Makassaröl u. dgl.) 10,000 u. s. w. Es scheint unglaublich, sagt der englische Referent, daß ein Haus im Stande ist, für die bloße Anpreisung von Quacksalbereien eine Summe auszugeben, welche dem Einkommen manches deutschen Fürstenthums gleichkommt. Die Presse hat trotz ihres riesigen Wachsthums in den letzten Jahren in ihrem Gebiet nicht mehr Raum genug für den reißend anschwellenden Strom des Puffs. Omnibusse, Cabs, Eisenbahnwagen und Dampfboote werden von ihm überflutet. Madame Tussaud bezahlt der Atlasomnibuscompagnie 90 Pfund monatlich für das Recht, ihre Zettel in deren Wagen anzukleben. Sie werden mit Tinte auf das Steinpflaster geschrieben, in großen Buchstaben unter die Brückenbogen und auf jede Preis gegebene Mauer gemalt. Die Emissäre von Moses und Sohn lassen ganze Bibliotheken in die Fenster der Wagen regnen, die von den Bahnhöfen kommen, und die Krone von allem ist, daß Warrens Wichse über eine verwitterte Inschrift auf der Säule des Pompejus, bezüglich auf Psammetich, gemalt ist, wie Thackeray in seiner Reise von Cornhill nach Kairo erzählt.*)

Einige Angaben über die Zahlen der Annoncen in „Times" werden nicht unerwünscht sein. Am 24. Mai 1855 enthielt sie in ihrem gewöhnlichen Format 2575. Darunter waren 129 Schiffsanzeigen, mit Bestimmungen für jeden Hafen in allen Welttheilen. In der endlosen Rubrik „Gesucht" waren 429 Dienstgesuche, von der genteelen Kammerjungfer oder der „ausgelernten" Köchin, die nur solche Dienste anzunehmen geruhen will, wo zwei männliche Diener gehalten werden, bis zu der demüthigen Spülmagd. In einer andern Spalte werden die Hämmer von 136 Auctionen geschwungen; wieder eine andre enthält die Anzeigen von 195 Büchern, von denen viele „in keiner Privatbibliothek fehlen sollten", wie die Verleger versichern. 378 Häuser, Läden und Etablissements werden angeboten, und 144 Vorsteher und Vorsteherinnen

*) Ein Möbelhändler machte sein Glück durch eine Anzeige mit der Ueberschrift: „Wichtiger Rath für Personen, die im Begriff stehn sich zu verheirathen." Punch druckte diese Ueberschrift ab, ließ aber statt der langen Liste von Himmelbetten u. s. w., die hinter ihr kam, nichts folgen als: „Laßt es bleiben!"

von Kosthäusern, „Damen, die mehr Raum in ihren Wohnungen besitzen, als sie bedürfen", machen genteele Anerbietungen von Pensionaten. Ebensoviel Lehrer und Lehrerinnen wünschen Beschäftigung. Für das Haar, die Haut, die Füße, die Zähne und den inwendigen Menschen wird die freundliche Behandlung von 36 „Professoren" angeboten, welche unfehlbare Mittel für alle Uebel besitzen, denen das Fleisch anheimgefallen ist. Den Rest füllen die Ausrufe von den verschiedensten Geschäftsleuten, deren Stimme sich aus allen Spalten wie die der Verkäufer auf einem Jahrmarkt erheben. Mitten in diesem Gewühl und Getreibe ertönen herzzerreißende Laute aus der Tiefe der Seele, Ausbrüche von Unwillen, werden leidenschaftliche Thränen vergossen. Hier sucht ein Vater seinen verlornen Sohn und möchte ihm um den Hals fallen, eine Mutter mit gebrochenem Herzen fordert ein entlaufenes Kind zur Rückkehr auf, eine verlassene Gattin sucht nach ihrem Gefährten. Liebende, die ihre Empfindungen vor widrigen Verwandten verbergen müssen, correspondiren in räthselhaften Inseraten oder in Ziffern. Ernstgemeinte und mystificirende Ehegesuche wechseln miteinander. Ein schöner junger Mann von guter Familie, gewöhnt sich in den höchsten Sphären der Gesellschaft zu bewegen, ist in einer verzweifelten Lage, eine reiche Heirath ist für ihn der einzige Ausweg. Das Inserat ist von einem seiner Freunde gemacht. Seine Dankbarkeit würde grenzenlos sein. Die Anzeige ist „an Mädchen von Vermögen" gerichtet; schlechte Witze werden verbeten. Ein ländlicher Witwer von 45 sucht eine solide Frau, die, wenn sie will (if she likes) 40—50 Jahre alt sein kann. Er hat fünf Kinder und wünscht keine zweite Familie. „Eine brave Frau würde den Vorzug erhalten, die zugleich die Schweine in Acht nehmen könnte." Ein junger Mann, im Begriff nach Südaustralien auszuwandern, möchte sich zuvor mit einer Dame verbinden, die das Putzmachen und Schneidern versteht und 60—100 Pfund besitzt. Noch eine Anzahl von charakteristischen Annoncen ist aus verschiedenen Jahrgängen von „Times" gewählt. Ein Mann bietet sich als Diener an, der sich in der besten und der schlechtesten Gesellschaft bewegt hat, ohne von einer von beiden angesteckt zu sein, er ist nie ein Diener gewesen, ist moralisch, mäßig, in mittlerem Alter, kennt seine Stellung, jeder Theil der Welt ist ihm gleich. Er kann einem Capitalisten behilflich sein, sein Einkommen zu vermehren. Er kann Secretär oder Kammerdiener bei jeder Dame und jedem Herrn sein. Er kann Rath geben und schweigen, singen, tanzen, spielen, fechten, boxen, eine Predigt halten, eine Geschichte erzählen, ernst und munter, komisch und erhaben sein, und überhaupt alles thun, vom Kräuseln einer Perücke bis zum Stürmen einer Festung, aber niemals um seinen Herrn zu übertreffen (Times 1850). — Unter dem Titel „Des mächtigen Engels mitternächtiges Gebrüll" kündigt ein Prophet den Untergang der Welt auf einen bestimmten Termin, nach Daniel 8, 5—12 an, und da dieser eintritt,

ohne daß die Prophezeihung sich erfüllt, erklärt er, sich um ein Jahr verrechnet zu haben (1851). Eine Dame sucht bei einem Witwer oder einzelnen Herrn eine Stelle, wo sie den Haushalt beaufsichtigen oder bei Tische präsidiren will. Sie ist angenehm, hübsch, sorglich, wünschenswerth Engländerin, witzig, generös, — nun folgen noch 20 Epitheta, worunter „philosophisch, ruhig und xanthippisch, eifersüchtig". Die Würde und der Titel eines Barons sind für die unbeträchtliche Summe von 1000 Pfund zu verkaufen. Eine junge Dame hat die Leidenschaft, ihr Zimmer mit Briefmarken zu bekleben; 16,000 hat sie bereits durch die Güte ihrer Freunde zusammengebracht, die aber nicht hinreichen, sie bittet „gutmüthige Personen" um Beiträge. Für ein Sommertheater und eine wandernde Truppe werden eine erste Liebhaberin, ein singendes Kammermädchen, ein ersterer, niederer Komiker u. s. w. gesucht. Folgendes ist wörtlich. „Gesucht. Mann und Frau, um ein Pferd und eine Milchkammer zu beaufsichtigen, von religiöser Richtung ohne sonstige Obliegenheit."

Die Buntheit der Timesannoncen ist nicht minder erstaunlich als ihre Menge. Ein dünner Strich trennt eine Aufforderung zu einem Darlehn von Millionen von dem traurigen schwachen Ruf der Frau „aus gebildetem Stande", die in einer Kinderstube Dienste thun will, „um eines Obdachs willen". Feurige Liebe erhebt ihre Stimme dicht neben der Anzeige einer neuangekommenen Ladung lebendiger Schildkröten oder der Adresse eines Wanzenvertilgers. Die arme Dame, die Boarders aufzunehmen wünscht, „blos um der Gesellschaft willen" findet ihr Gesuch an der Seite einer Prophezeihung, die alle Gesellschaft überhaupt in Frage stellt, nämlich, daß die Welt in der Mitte des nächsten Monats enden muß. Oder der Leser wird benachrichtigt, daß er für die Einlage von 12 Postmarken erfahren kann, „wie man sein Glück macht", neben dem Versprechen von 500 Pfund für den, welcher dem Einsender eine Anstellung verschafft. Times, sagt der englische Referent, spiegelt jedes Bedürfniß wieder und appellirt an jedes Motiv, das auf unsre complicirte Gesellschaft einwirkt. Und warum das? Weil sie überall ist, wie der Sperling oder die Hausfliege. Der Portier liest sie in seiner Loge, der Herr in seinem Studirzimmer, der Luftfahrer nimmt sie in die Wolken mit, und der Kohlengräber in die Tiefe seiner Mine; der Handwerker an seiner Bank, der Goldgräber in seinem Loch, der Soldat im Laufgraben brüten über ihren breiten Blättern. Sie ist das nationale Blatt von England par excellence. In dem Zimmer der Redaction zeigt man eine sonderbare Figur, die durch eine unregelmäßige Linie die Höhe des Absatzes Tag für Tag und Jahr für Jahr angibt, und die Strömungen der politischen Stimmung und den Druck der öffentlichen Aufregung so genau markirt wie ein Barometer die atmosphärischen Veränderungen. 1845 setzte sie täglich 23,000 Exemplare ab; am 28. Januar 1846, wo der Bericht Peels über die Korngesetze erschien, stieg sie auf 54,000 und fiel dann

wieder auf das gewöhnliche Niveau. Sie begann 1848 mit 29,000 und stieg am 29. Februar auf 43,000. 1852 war der Durchschnitt am Anfang 36,000 und die größte Höhe erreichte der Absatz am 19. November durch den Nekrolog des Herzogs von Wellington. Jetzt ist ihr täglicher Absatz bereits auf 60,000 Exemplare gestiegen! Diese ungeheure Zunahme ist die Ursache der entschiedenen Richtung der Anzeigen nach ihren Spalten. Indessen sind ihre Mittel so groß, daß sie ohne Schaden einen bedeutenden Theil des dadurch bedingten Einkommens opfern kann. Im Jahr 1845, als die Eisenbahnmanie auf ihrer Höhe war, war das Anzeigeblatt der Times mit Bahnprojecten überschwemmt, und die Tageseinnahmen für Annoncen, die am 6. September 2839 Pfund 14 Schilling betragen hatte, stieg am 18. October auf 6687 Pfund 4 Schillinge. Aber während dieser selben Zeit brachte das Blatt dauernde Leitartikel gegen den Schwindel in seinen eignen Annoncenspalten; die Folge war, daß die Tageseinnahme für Annoncen am 1. November bereits auf 3230 Pfund 6 Schillinge 4 Pence gefallen war.

Wenn die Times der universelle englische Anzeiger ist, wenden sich andre Zeitungen mit ihren Anzeigen an bestimmte Classen, wie Morning Post an die Aristokratie, Bells Life an die Liebhaber von Sports, das Athenäum an die literarische Welt u. s. w. Die Illustrated News haben unter den Wochenblättern den höchsten Absatz: 170,000 Exemplare. Im Jahr 1851 erschienen in den drei Königreichen überhaupt 2,334,593 Annoncen in den öffentlichen Blättern, und diese Zahl hat seit Aufhebung der daraufgelegten Steuer bedeutend zugenommen. Die Insertionsgebühren sind am geringsten in Times und Examiner, am höchsten in der Illustrated News.

Amerikanische Literatur.

Dürrs Collection of American authors. Leipzig, A. Dürr. —

In der amerikanischen Literatur beginnt seit einigen Jahren ein ungemein reiches Leben. So viel Leser auch die Zeitungen und Broschüren absorbiren, um der Nachdrücke und Uebersetzungen nicht zu gedenken, so behauptet doch auch die ursprüngliche Phantasie ihre Rechte, und wenn die Nachbildung der europäischen Dichtkunst eine große Rolle spielt, so treten doch regelmäßig Elemente ein, die man als specifisch amerikanisch bezeichnen muß. Den ausgedehntesten Umfang nimmt der Tendenzroman ein, bei welchem die religiöse oder politische oder auch volkswirthschaftliche Färbung den novellistischen Inhalt fast ganz zurückdrängt. Einen wie ansehnlichen Umfang diese Literatur ein-

nimmt, kann man schon aus den deutschen Uebertragungen entnehmen, die bei Kollmann erscheinen und die eine mäßige Bibliothek vollständig ausfüllen würden.

Zu einer ganz andern Classe gehören diejenigen Dichter, denen wir in der gegenwärtigen Bibliothek begegnen. Während in den Romanen die positive Ueberzeugung in Bezug auf Staat und Kirche mit einer dogmatischen Sicherheit auftritt, verlieren wir uns hier in die Nebel des Skepticismus, in das bunte Traumland der romantischen Phantasie. Es ist eine Reihe stiller, träumerischer Denker und Dichter, die ihre geistige Nahrung mehr in Deutschland, als in der Heimath geschöpft haben, und die anscheinend einen unbedingten Gegensatz gegen den Volkscharakter der nordamerikanischen Freistaaten bilden; und doch werden sie mit Eifer gelesen, ja man kann sagen, verschlungen. Es ist also nicht eine Erscheinung, die dem Zufall angehört, sondern die eine wesentliche Gemüthsrichtung in der Entwicklung des amerikanischen Charakters bezeichnet. In dem Leben und Treiben der Menschen herrscht der Materialismus, die Selbstsucht und der harte endliche Verstand in einer schrankenlosen Ausdehnung, und doch scheint allmälig das Gefühl der Leere einzutreten, man sehnt sich nach etwas Geistigem, nach einem Glauben oder auch nur nach einem träumerischen Ideal, um sich selbst und den Mechanismus des irdischen Treibens zu vergessen.

Von Longfellow, dem bedeutendsten Dichter dieser Richtung haben wir schon in einem frühern Artikel eine kurze Schilderung gegeben. Es ist seitdem von ihm ein neues Werk erschienen: The song of Hiawatha, welches bereits von Adolf Böttger (Leipzig, F. L. Herbig) ins Deutsche übersetzt ist. Die Uebersetzung verdient unbedingtes Lob, der poetische Ton des Originals ist richtig getroffen, ohne daß der deutschen Sprache irgendwie Gewalt angethan wäre. Freilich kommt dies Mal das Original dem Uebersetzer zu Hilfe, denn es ist durchaus deutsch gedacht und ohne die herderschen Bearbeitungen spanischer Romanzen wäre Longfellow wahrscheinlich ebensowenig auf diese Form gekommen, als auf die Hexameter der Evangeline, wenn er nicht vorher Hermann und Dorothee studirt hätte. Das Original hat außerordentlichen Beifall gefunden; es sind, wie wir hören, in Amerika binnen zwei Monaten zwölftausend Exemplare verkauft worden. — Der Gegenstand ist der wunderlichste, den der Dichter bisher bearbeitet. Es sind, wie er im Prolog andeutet, religiöse Stammsagen der Indianer, die er in den Zusammenhang einer epischen Dichtung verwebt hat. Indeß glauben wir nicht mit Unrecht zu vermuthen, daß von dem Indianischen nicht viel übriggeblieben ist, als die barbarischen Namen und einige groteske Bilder, und wir würden deshalb davor warnen, die Mythologie der Indianer aus diesem Gedicht studiren zu wollen. Die Figuren haben keine merkliche Consistenz; bald sind es Götter, bald Winde,

bald Menschen, das geht alles bunt ineinander über und man kommt zu keiner klaren Anschauung. Aber als übermüthiges phantastisches Spiel hat das Gedicht einen großen Werth und man wird von den träumerisch verworrenen Bildern angezogen, auch wenn man sie nicht festzuhalten vermag. — Zu Anfang kommt der große Geist auf die Erde nieder, bricht von einem rothen Felsen ein Stück ab, woraus er einen Pfeifenkopf formt, nimmt dazu ein Schilfrohr und fängt an zu rauchen; der Rauch steigt allmälig immer höher, bis er an den Himmel anstößt und von da ab langsam über die Berge und Wälder hinabrollt. Die Stämme vernehmen den Ruf ihres Herrn, sie erscheinen vor seinen Augen, werfen ihren Kriegsschmuck ab und rauchen die Friedenspfeife. Er ermahnt sie zur Einigkeit und verspricht ihnen einen Retter zu schicken und nun fängt jenes Gemenge von Göttern und Winden an, das uns an die Herennacht in Atta Troll erinnert, wo die Eisbären mit den Gespenstern einen Tanz aufführen. Von den Kämpfen des Gottes Hiawatha in den verschiedenen Gebieten der Natur wollen wir schweigen und nur auf den Kampf mit dem König der Fische hindeuten, den Stör, der den Gott mit sammt dem Kahne, auf welchem dieser sitzt, verschlingt.

In die sanfte Höhlung nieder
Tauchte häuptlings Hiawatha,
Wie ein Stamm am schwarzen Ufer
Niederschießt in wilde Strömung;
Fühlt vom Dunkel sich umgeben,
Tappt umher erschreckt und staunend,
Bis er in dem tiefen Dunkel
Einen mächtgen Herzschlag fühlte.
Und in seinem Zorne schlug er
Mit der Faust das Herz des Fisches,
Fühlt' der Fische mächt'gen König
Durch die Fiebern all erbeben,
Hört' das Wasser um ihn gurgeln,
Wie er wälzend es durchtaumelt,
Matt und schwach und krank am Herzen. — —

Wieder schnappt' der Stör im Wasser
Und erbebte, ward dann ruhig,
Trieb ans Land und knirscht' an Kieseln.
Hiawatha hört' ihn lauschend
An des Flusses Ufer knirschen,
Fühlt' ihn auf den Kieseln stranden,
Wußte, daß der Fische König
Todt dort lag am Flußgestade.
Und er hört' darauf ein Schwirren
Wie von vielvereinten Flügeln,

Hört' ein wild verworrnes Schreien,
Wie wenn Raubgevögel streitet,
Eines Lichtes Schein erglänzen
Sah er durch des Fisches Rippen,
Sah der Möven Augen glitzern,
Durch die Oeffnung auf ihn schauend,
Hört', wie sie sich sagten: „Seht hier
Unsern Bruder Hiawatha!"

Die Möven machen den Spalt mit den Krallen etwas weiter und so wird Hiawatha aus dem Leib des Fisches befreit. Eine gewisse poetische Naturkraft wird man in diesen und ähnlichen Schilderungen nicht verkennen.

Der zweite in der Reihe amerikanischer Dichter ist Nathaniel Hawthorne. Er wurde 1809 zu Salem im Staat Massachusetts geboren und trat in eine socialistische Gesellschaft, Brook-farm, ein, die aber bald Bankrott machte, worauf er sich in die Literatur warf. Zuerst gab er eine Reihe von Skizzen und kleinen Novellen heraus, die unter dem Titel: Twicetold tales und Mosses from an old manse 1837, 1842 und 1846 gesammelt wurden. In den meisten dieser Erzählungen herrscht trotz lebhafter sinnlicher Anschauung ein zarter Mysticismus; man wird zuweilen an Hoffmann erinnert, doch besitzt der amerikanische Dichter eine viel größere Bildung und geht von umfassenden allegorischen Perspectiven aus. Er hat diese Art Dichtung noch später fortgesetzt, z. B. in der Novelle: „das Schneebild", (1852) und zwar mit stets gesteigerter Mystik. Einen allgemeinen Anklang fanden die beiden Romane: „der Scharlachbuchstabe" und „das Haus mit sieben Giebeln" (1851). In dem ersten wird das Problem behandelt, inwieweit eine auf das Ehrgefühl berechnete Strafe auf das Gemüth des Menschen einwirkt. Die Behandlung ist zwar nicht erschöpfend und wird zuweilen durch mystische Ueberschwenglichkeiten verwirrt, aber der Rahmen ist sehr poetisch, die Localfarbe vortrefflich und die innere Wärme des Gemüths bricht zuweilen wohlthuend hervor. Der zweite Roman schildert den hundertjährigen Erbzwist zwischen einer aristokratischen und einer plebejischen Familie. Die künstlerische Gruppirung ist schwach, an abenteuerlichen Erfindungen fehlt es auch nicht, und ein trüber, schwermüthiger Ton drückt die ganze Geschichte nieder; aber die psychologische Analyse ist meisterhaft, und in einigen Genrebildern waltet ein bezaubernder Realismus. — Der letzte seiner Romane: The Blithedale Romance, 1852, ist der schwächste. Es sind die Erinnerungen an Brook-farm darin verwebt, aber der unbefriedigende Ausgang dieses philanthropischen Versuchs macht sich auch in der poetischen Farbe geltend. In der einen der beiden Hauptpersonen, dem fanatischen Philanthropen Hollingsworth ist folgende Moral durchgeführt. Der Gesellschaft im Ganzen kann ein philanthropischer Beruf durch den energischen

Drang, der damit verknüpft ist, nützlich sein; für das Individuum aber, dessen herrschende Leidenschaft er in einen Kanal treibt, ist er gefährlich. Durch einen unnatürlichen Proceß preßt er den Saft des Herzens zusammen und verwandelt ihn in Gift, indem der eine leitende Gedanke alle andern Empfindungen des Gemüths zum Schweigen bringt. Die Heldin Zenobia, die in der Liebe zu diesem rauhen Fanatiker untergeht, erinnert durch einige Züge an Margarethe Fuller, die geistvolle Frau, die gewissermaßen an der Spitze dieser romantisch-skeptischen Schule steht. Sie ist aber mit poetischer Freiheit ausgeführt. Priscilla, das schwächere Weib, ist nur der Schatten dieser stolzen Heroine. Wenn auch einzelne Züge der Leidenschaft in diesem psychologischen Gemälde mit kühner Virtuosität ausgeführt sind, so ist in der Entwicklung des Ganzen doch zu wenig Spannung, um ein bleibendes Interesse hervorzurufen.

Ein junger Dichter, der ziemlich schnell einen ungewöhnlichen Ruf gewonnen hat, ist Donald Mitchell, der unter dem Namen Ik. Marvel schreibt. Er ist ums Jahr 1825 geboren, der Sohn eines presbyterianischen Pfarrers, machte 1848 eine Reise durch Europa und kehrte dann nach seinem Vaterlande zurück, wo er 1850 seine Reveries of a bachelor und ein Jahr darauf sein Dream life, a fable of the seasons herausgab. Es sind Skizzen, Reflexionen, Beobachtungen, lyrische Phantasien u. s. w. bunt durcheinander, voll Gemüth und Empfindung, wobei nur zu bedauern ist, daß das Bewußtsein dieser Eigenschaften etwas zudringlich hervortritt. Der Stil erinnert am meisten an Sterne, einigermaßen durch Washington Irving temperirt.

Ein höchst merkwürdiger Dichter ist Edgar Poe, sowol wegen seiner eignen eigenthümlichen Gemüthsrichtung, als wegen seines Erfolgs. Er war 1811 geboren, schon als Kind verwaist und von einem wohlwollenden Kaufmann, Allan, adoptirt. In seinem fünften Jahre nahm ihn sein Adoptivvater nach England mit, wo er bis 1822 blieb. Nach seiner Rückkehr zog er sich durch das wüste Leben auf der Universität den Unwillen seines Pflegevaters zu, der ihn früher sehr verzogen hatte, und wurde von ihm bei seinem Tode enterbt. So war er darauf angewiesen, von literarischen Arbeiten zu leben, und er hatte darin auch viel Glück. Schon 1833 gewann er mit einer Novelle einen Preis; seit 1835 rissen sich alle Journale um seine Theilnahme, die ausgezeichnet gut bezahlt wurde; aber er hatte sich dem Trunk ergeben und führte ein so zügelloses Leben, daß es niemand lange mit ihm aushielt. Er ging von einem Journal zum andern über, entzweite sich mit all seinen Freunden und lebte häufig in der äußersten Noth. Trotzdem nahm sich die gute Gesellschaft noch immer seiner an, bis er 1849 starb. Die Einzelnheiten, die sein Biograph aus seinem Leben erzählt, erinnern auffallend an Grabbe, dem er auch in Beziehung auf sein Talent sehr ähnlich ist, und könnten von unsern

Weltschmerztheoretikern benutzt werden, ihre Doctrin weiter auszubilden, daß Zügellosigkeit und Genialität immer zusammenfallen. — Seine Gedichte machen einen seltsamen, im Ganzen häßlichen, unheimlichen Eindruck; aber sie sind nicht ohne plastisches Talent und zeigen einen sehr entwickelten Sinn für Melodie, wenn sich auch dieser zuweilen, wie in dem langen Gedicht: die Glocken, in leere Lautspielereien verliert. Den meisten Ruf unter seinen Gedichten hat die Ballade: der Rabe. Sie wird in sämmtlichen Anthologien abgedruckt, und die neuromantische Schule Amerikas feiert in ihr die höchste Blüte der Dichtkunst und eine neue Phase der Entwicklung. Wir finden in ihr wol eine Virtuosität des Reims, der wir aus der englischen Poesie nichts Aehnliches an die Seite stellen können, daneben aber eine ganz unerhörte Sinn- und Geschmacklosigkeit. Der Dichter sitzt im Zimmer in allerlei Gedanken, ein Rabe kommt herein und krächzt den fortwährenden Refrain: Nimmermehr! Der Dichter zerbricht sich den Kopf, was das zu bedeuten habe, aber ohne es zu errathen, und so erfahren wir es ebensowenig. Diese Faselei hat sechzehn Strophen, von denen wir als Probe die erste mittheilen.

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore —
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door —
„'Tis some visiter," I muttered, „tapping at my chamber door —
Only this and nothing more."

Als Gegensatz gegen dies sinnlose Reimgeklapper heben wir ein zweites Gedicht hervor: The conqueror worm, welches trotz seines wüsten Inhalts und seiner abscheulichen fratzenhaften Tendenz doch eine gewisse poetische Kraft nicht verleugnet, denn seine gräßlichen Phantasiebilder entspringen aus der Angst des Herzens.

Lo! 'tis a gala night
Within the lonesome latter years!
An angel throng, bewinged, bedight
In veils, and drowned in tears,
Sit in a theatre, to see
A play of hopes and fears,
While the orchestra breathes fitfully
The music of the spheres.

Mimes, in the form of God on high,
Mutter and mumble low,
And hither and thither fly —
Mere puppets they, who come and go

At bidding of vast formless things
That shift the scenery to and fro,
Flapping from out their Condor wings
Invisible Wo!

That motley drama — oh, be sure
It shall not be forgot!
With its Phantom chased for ever more,
By a crowd that seize it not,
Through a circle that ever returneth in
To the self — sâme spot,
And much of Madness, and more of Sin,
And Horror the soul of the plot.

But see, amid the mimic rout
A crawling shape intrude!
A blood-red thing that writhes from out
The scenic solitude!
It writhes! — it writhes! — with mortal pangs
The mimes become its food,
And the angels sob at vermin fangs
In human gore imbued.

Out — out are the lights — out all!
And, over each quivering form,
The curtain, a funeral pall,
Comes dourn with the rash of a storm,
And the angels, all pallid and wan,
Uprising, unveiling, affirm
That the play is the tragedy, „Man,“
And its hero the Conqueror Worm.*)

---

*) Es ist eine Festnacht in den einsamen letzten Zeiten. Eine Engelschar in Flügeln, in festlichen Schleiern, ertränkt in Thränen, sitzt in einem Theater, ein Spiel von Hoffnung und Furcht mit anzusehen, während das Orchester krankhaft die Musik der Sphären haucht. — Schauspieler in der Gestalt Gottes in der Höhe flüstern und zischeln leise, wenden sich eilig hier und dorthin; sie sind bloße Puppen, und ihre Bewegungen gehen von wüsten, formlosen Dingen aus, die fortwährend die Scene verändern, mit ihren Geisterschwingen unsichtbares Weh entfächelnd. — Das buntscheckige Drama, o es wird gewiß nicht vergessen werden. Ein Phantom, dem man immer nachjagt, aber es nie ergreift, durch einen Kreis, der immer an denselben Ort zurückkehrt; viel Wahnsinn, noch mehr Sünde; und Grauen die Seele des Spiels. — Aber sieh! mitten in diesem Fastnachtspiel schleicht sich eine kriechende Gestalt herbei; ein blutrothes Ding, das sich aus dem Dunkel krampfhaft hervorwindet. Es zuckt! mit tödtlichen Schmerzen werden die Schauspieler seine Speise, und die Engel seufzen über das Wurmgebiß, das mit Menschenblut gefärbt ist! — Die Lichter sind alle aus, und über die zuckenden Leiber stürzt sich der Vorhang, ein Leichentuch, wie ein Sturm herab; und die Engel, bleich und abgezehrt, lassen ihre Schleier fallen, und erkennen, daß der Gegenstand der Tragödie der Mensch ist, und sein Sieger der Wurm! —

Der schauerliche Ton dieses Gedichts geht durch alle übrigen. Zuweilen erhebt sich der Dichter zu der Trauer über ein bestimmtes Weh, in der Regel ist es aber nur das Grauen vor der Vernichtung, das alle seine Nerven in fieberhafte Spannung versetzt. Selbst wo ihm einmal ein freundliches Bild entgegenlacht, breiten sich bald die Nebel des Todes darüber, und die Hölle mit ihren fratzenhaften Gestalten drängt sich in das Reich des Lichts. So in Ulalume, der Geisterpalast (the haunted palace), die Stadt in der See, das Traumland, Israfel u. s. w. Wir führen nur noch eins an, um zugleich auf die metaphysischen Extravaganzen des Dichters hinzudeuten.

There are some qualities — some incorporate things
That have a double life, which thus is made
A type of that twin entity which springs
From matter and light, evinced in solid and shade.
There is a two-fold Silence — sea and shore —
Body and soul. One dwells in lonely places,
Newly with grass o'ergrown; some solemn graces,
Some human memories and tearful lore,
Render him terrorless; his name's „No More".
He is the corporate Silence: dread him not!
No power hath he of evil in himself;
But should some urgent fate (untimely lot!)
Bring thee to meet his shadow (nameless elf,
That haunteth the lone regions where hath trod
No foot of man,) commend thyself to God!*)

Unheimlich genug sind auch die Erzählungen (Tales of mystery); doch macht sich darin noch eine andere Eigenschaft geltend, ein ganz sonderbarer, ins Detail eingehender Pragmatismus. So hat die längste dieser Erzählungen: der Goldkäfer, viele einzelne Züge, die wie die Gedichte ins Mysteriöse und Grauenvolle überspielen, aber das Merkwürdige ist die Ausführlichkeit, mit der die willkürliche Erfindung detaillirt wird. Jemand findet eine alte Handschrift in Chiffern. Durch künstliche Combinationen kommt er dazu, die Chiffern zu enträthseln; wenn sich aber sonst die Romanschreiber einfach damit begnügten, diesen Umstand anzugeben, so wird jetzt die Methode der Entzifferung haarklein

---

*) Es gibt gewisse Eigenschaften — gewisse unkörperliche Dinge, die ein doppeltes Leben haben, ein Typus jenes Zwillingsseins, welches entspringt von Stoff und Licht im Festen und im Schatten dargestellt. Es gibt ein zweifältiges Schweigen, See und Küste, Körper und Seele. Das eine weilt an einsamen Orten, eben mit Gras überwachsen; eine gewisse feierliche Anmuth, ein menschliches Andenken und ein thränenvolles Wissen nimmt ihm den Schrecken. Sein Name ist: Nicht mehr! Es ist das körperliche Schweigen; fürchte es nicht! Es hat keine Macht des Uebels an sich selbst; aber sollte ein drängendes Schicksal vor der Zeit dich treiben, seinem Schatten zu begegnen, jenem namenlosen Kobold, welcher die einsamen Gegenden heimsucht, die von keines Menschen Fuß betreten sind, — dann empfiehl dich Gott!

berichtet; und so ist es mit der Aufspürung geheimer Orte, die an gewissen räthselhaften Zeichen erkannt werden u. s. w. Kurz, es ist nicht die schaffende Phantasie, die sich geltend macht, sondern die scharfsinnige Combination; es ist eine Mischung von trockener Prosa und wilder Phantastik, wie sie uns zuweilen bei Balzac begegnet, nur daß dieser unendlich mehr Bildung und Anschauung hat. Es liegt doch ein gewisses Vergnügen am Absurden darin, und das Bestreben, das Unglaubliche plausibel zu machen. — Die darauf folgenden Criminalgeschichten sind mit großem Talent erzählt. In diesem Genre kommen überhaupt die vorhin erwähnten Eigenschaften am meisten zur Geltung. Freilich möchte die Berechtigung der ganzen Gattung sehr zweifelhaft sein. — Ganz unerhört ist die Erfindung in einem Roman: die Geschichte des Arthur Gordon Pym von Nantucket, enthaltend die Details einer Empörung und schauderhaften Metzelei am Bord der amerikanischen Brigg Grambus auf dem Wege zur Südsee, Juni 1827, mit einem Bericht über die Wiedereinnahme des Schiffs durch die Ueberlebenden, ihren Schiffbruch und furchtbare Hungersnoth, ihre Befreiung durch den britischen Schooner Jane Guy, die kurze Kreuzfahrt dieses letzteren Fahrzeugs in dem antarktischen Ocean, ihre Gefangenschaft und die Niedermetzelung ihrer Mannschaft in einer Inselgruppe im 84. Grad südlicher Breite, nebst den unglaublichen Abenteuern und Entdeckungen noch weiter südlich, wozu dieses traurige Schicksal Veranlassung gab. — Wenn man bedenkt, daß das alles erfunden ist, so muß man der Mühe und Geschicklichkeit des Verfassers, die trockene, geschäftsmäßige Form eines Schiffstagebuchs beizubehalten, alle Anerkennung zu Theil werden lassen; wenn man sich aber nach dem Zweck fragt, wenn man die völlige Absurdität mancher von diesen mit der größten Breite ausgeführten Erfindungen erwägt (z. B. die Auffindung einer Reihe unterirdischer Grotten in dem eingebildeten Eiland Tsalal, die äthiopische, ägyptische und arabische Buchstaben bedeuten und die seltsamsten Geheimnisse ausdrücken sollen; wenn man ferner auf das Zucken des Grauens Aufmerksamkeit wendet, des Grauens vor einem unbestimmten Etwas, welches sich in schnell verschwindenden Phantasiebildern ausdrückt: — so steht einem im eigentlichsten Sinn des Worts der Verstand still. — Aber auch dies wird noch übertroffen durch das sogenannte prosaische Gedicht: Eureka, ein Versuch über das materielle und geistige Universum, in welchem der Verfasser den humboldtschen Kosmos zu ergänzen und folgenden Lehrsatz durchzuführen sucht: In der ursprünglichen Einheit des ersten Wesens liegt die secundäre Ursache aller Dinge nebst dem Keim ihrer unvermeidlichen Vernichtung. Zum Schluß kommt er zu der Anschauung, daß Gott, der zugleich materielle und geistige Gott, jetzt nur noch in der zerstreuten Materie und in dem Geist des Universums existirt, und daß die Sammlung dieses zerstreuten Stoffs zugleich die Wiederherstellung des rein geistigen und individuellen Gottes

sein wird. Nur durch diese Anschauung, meint der Philosoph, begreifen wir die Räthsel der göttlichen Ungerechtigkeit, des unerbittlichen Schicksals; nur in dieser Anschauung wird die Existenz des Uebels verständlich, ja noch mehr, sie wird erträglich. Unsre Seelen empören sich nicht länger gegen ein Leid, welches wir uns selbst aufgelegt haben (denn jede Seele ist ihr eigner Gott, ihr eigner Schöpfer), zur Förderung unsrer höchsten Zwecke und zur Ausdehnung unsrer Freude. Es gibt Erinnerungen, die uns während unsrer Jugend heimsuchen. Sie nehmen zuweilen eine unbestimmte Gestalt an und sprechen zu uns in dumpfer Stimme: „Es war eine Epoche in der Nacht der Zeit, da ein noch existirendes Wesen existirte, eins aus der absolut unendlichen Zahl ähnlicher Wesen, welche die absolut unendlichen Reiche des absolut unendlichen Raumes bevölkern. Es war und ist nicht in der Macht dieses Wesens, ebensowenig wie in der unsrigen, durch wirklichen Zuwachs den Genuß seiner Existenz zu vergrößern, da die Quantität des Glücks stets dieselbe bleibt. Aber so wie es in unsrer Macht steht, unser Vergnügen auszudehnen oder zu concentriren, so kommt eine ähnliche Fähigkeit diesem göttlichen Wesen zu, welches so seine Ewigkeit in beständigem Wechsel von Selbstsammlung und Selbstzerstreuung zubringt. Das Universum ist nur seine gegenwärtige Ausdehnung; er fühlt jetzt sein Leben durch eine Unendlichkeit unvollkommener Genüsse, durch die Genüsse jener unzähligen Dinge, die man als seine Geschöpfe bezeichnet, die aber in der That nichts Anderes sind, als Individualisationen seiner selbst. All diese Geschöpfe, sowol diejenigen, die man beseelt nennt, als diejenigen, denen man das Leben abspricht, aus keinem andern Grunde, als weil man es nicht wahrnimmt, haben in größerm oder geringerm Maß eine Fähigkeit der Freude und des Schmerzes; aber die allgemeine Summe ihrer Empfindungen ist genau der Umfang der Glückseligkeit, der dem göttlichen Wesen mit Recht zukommt, wenn es sich in sich selbst sammelt. Diese Geschöpfe sind alle mehr oder minder bewußte Intelligenzen; bewußt zunächst ihrer eignen Identität, bewußt sodann, wenn auch nur durch einen schwachen Schimmer, ihrer Identität mit Gott. Das erste Bewußtsein wird immer schwächer, das zweite immer stärker werden, bis endlich diese Myriaden individueller Sterne in einen Stern zusammenschmelzen. Dann wird der Mensch aufhören, sich als Mensch zu fühlen, und in jene grauenvoll triumphirende Zeit eintreten, wo er sein Sein als das Jehovahs erkennen wird. Bis dahin laßt uns im Sinn behalten, daß alles Leben ist, Leben im Leben, das kleinere im größeren und alles im göttlichen Geist."

Man sieht, daß die Naturphilosophie auch in Amerika Anklang findet, daß Schopenhauer auch dort seine Geistesverwandten herauserkennen wird, und daß wir Deutsche aufhören, das Privilegium der Metaphysik zu haben — oder, wie Balzac etwas weniger höflich sich ausdrückt, wir erfreuen uns nicht mehr ausschließlich des Vorrechts, absurd zu sein.

England und der Bonapartismus.

De l'avenir politique de l'Angleterre par le comte de Montalembert, l'un des quarante de l'Académie française. Paris, Didier. —

Wenn der Friede der liberalen Partei manche Enttäuschung und manchen unmittelbaren Nachtheil bringt, so kann sie doch auch einen nicht zu gering anzuschlagenden Gewinn daraus ziehen. Sie wird nämlich einen zweifelhaften Verbündeten los und ihre Principien können mit ihren Sympathien wieder Hand in Hand gehen.

In dem Kampfe des Westens gegen den Osten mußte sie natürlich für den erstern Partei nehmen, nicht aus Vorliebe für das türkische Reich, nicht aus Begeisterung für den Kaiser Napoleon, auch nicht, weil sie jenen Kampf, wie damals der technische Ausdruck hieß, als einen Kampf der Civilisation gegen die Barbarei auffaßte, sondern weil Rußland ihr gefährlichster Feind ist, und weil man deshalb jede Schwächung der russischen Macht und jede Lockerung des Bündnisses unserer Fürsten mit dem russischen Kaiser als einen Gewinn für die Sache der deutschen Freiheit betrachten muß. Der russische Einfluß war es hauptsächlich, der Deutschland in den Zeiten der Restauration von der Bahn des Fortschrittes abhielt, während gleichzeitig in materieller Beziehung Rußland durch sein Absperrungssystem unsre Ostseeprovinzen ruinirte. Rußlands Drohung war es, die unsern Fortschritten in Schleswig-Holstein Stillstand gebot; Rußlands Einfluß war es endlich, der das restaurirte Oestreich befähigte, nach Unterwerfung Ungarns die letzte Hoffnung einer, wenn auch verkümmerten deutschen Wiedergeburt zu zerstören. Da kam die orientalische Krisis und alles nahm eine andre Wendung. Es entstand ein ernster Conflict zwischen den Mächten, die das londoner Protokoll unterzeichnet und damit die Hoffnungen Deutschlands zu Boden getreten hatten. Der Conflict führte zum Kriege, der Krieg führte zum Bruch zwischen Oestreich und Rußland, zu einem kälteren Verhältniß zwischen Preußen und Rußland. Das war ein unmittelbarer Gewinn, aber noch viel größere, unberechenbare Vortheile standen in Aussicht.

Es durfte angenommen werden, daß Kaiser Nikolaus nie nachgeben würde. Es durfte ferner angenommen werden, daß England und Frankreich allein nie im Stande sein würden, den stolzen Selbstherrscher durch äußere Noth dazu zu zwingen. Wollten sie also den Krieg dennoch glücklich zu Ende führen, so mußten sie früher oder später die Hilfe Deutschlands erkaufen und der Kaufpreis konnte kein andrer sein, als die Aufhebung des londoner Protokolls. Indem sich ferner unsre deutschen Fürsten an die Volkskraft wandten, mußten sie dem Volk nothwendig wieder näher treten, und innere Reformen, vielleicht

auch eine Verbesserung der staatsrechtlichen Verhältnisse des deutschen Bundes standen in Aussicht.

Dies waren unsre Hoffnungen; denn was in aller Welt ging uns der Sultan an? was konnte uns daran liegen, ob die Griechen oder die Türken die Oberhand behielten, ob der Schlüssel des heiligen Grabes der abendländischen oder morgenländischen Kirche anheimfiel, ob die Walachei sich der russischen Knute oder dem türkischen Säbel fügen oder ob sie sich untereinander aufreiben dürften. Das alles konnte uns völlig gleichgiltig sein und wenn nicht durch die Eroberung Konstantinopels die russische Macht verdoppelt und infolge dessen die Gefahr, die uns von dorther drohte, ebenfalls verdoppelt würde, so hätten wir auch gegen die Eroberung Konstantinopels durch die Russen nichts einzuwenden gehabt. Als ein abendländischer Gesandter dem türkischen Minister eine weitläufige Auseinandersetzung der europäischen Conflicte gab, antwortete dieser sehr phlegmatisch: Es ist meinem Herrn vollkommen gleichgiltig, ob das Schwein den Hund oder der Hund das Schwein beißt. Wenn wir nicht gebildete Europäer wären, würden wir eine ähnliche Bemerkung machen: ob Pope oder Mufti, es liegt nicht viel daran.

Der Tod des Kaisers Nikolaus hat dem Kampf eine andre Wendung gegeben, wenn auch die Umwandlung sich erst im Lauf eines Jahres entwickeln konnte. Gewiß war der klügste Entschluß des russischen Staats, um jeden Preis Frieden zu schließen und noch dazu scheint der Preis nicht sehr hoch gewesen zu sein, denn Rußland mochte zugestehen, was man verlangte, so lange seine reale Macht nicht geschwächt war, konnte es seine Pläne immer von neuem wieder aufnehmen, in der festen Ueberzeugung, daß eine Combination wie die gegenwärtige nicht so leicht wieder zu Stande zu bringen sei. — Aber Kaiser Nikolaus hätte diesen Frieden dennoch nicht geschlossen. Er hätte kein Manifest an sein Volk erlassen, worin er erklärte, sein Zweck sei erreicht, die Christen im Orient seien befreit und um dieses Zwecks willen habe er sich zu einer Regulirung der Grenzen in Bessarabien und zu einer Ausgleichung der Kriegsrüstungen am schwarzen Meer gern bereit erklärt.

Der Gewinn des Krieges bleibt immer bedeutend genug. Rußlands Macht ist zwar nicht durch die Friedensbedingungen, aber durch den Krieg sehr bedeutend angegriffen. Das stolze Selbstvertrauen seines Volks ist gebrochen, denn wenn man ihm auch erklärt, daß alle Zwecke des Krieges erreicht seien, es ist noch nicht gebildet genug, um diese Erklärung zu verstehen und in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Rußland mag noch so eifrig daran gehen, Eisenbahnen zu bauen, damit in einem künftigen Krieg seine Truppen nicht auf langen, zwecklosen Märschen umkommen, es bedarf einer geraumen Zeit, sich zu erholen und für die nächsten Jahre haben wir von dieser Seite Ruhe.

Viel wichtiger ist die veränderte Stellung Rußlands zu den deutschen

Fürsten. Die russischen Staatsmänner werden Oestreich die Rolle, die es in dieser Angelegenheit gespielt, nie vergessen, und die östreichischen Staatsmänner wissen das sehr gut und werden danach ihre Rechnung machen. Die Scheu vor Rußland hat sich verloren, und wenn auch noch die Kreuzzeitung den Kaiser Nikolaus wie einen Vater betrauert — Kaiser Nikolaus lebt nicht mehr und auch Neupreußen wird versuchen müssen, auf eignen Füßen zu stehen. Vielleicht wird sich sogar eine Gelegenheit darbieten, daß auch wir uns daran erinnern, den Grenzverkehr etwas zu reguliren.

Wenn Rußland seinen Zweck nicht erreicht hat, so können die Westmächte das ebensowenig von sich rühmen. Der Mann ist wirklich krank, die Diagnose des Kaisers Nikolaus war vollkommen richtig; ja er ist kränker als je, und die Zeit ist nicht fern, wo ein neuer Versuch gemacht, die Civilisation mit der Barbarei in einen neuen Conflict geführt werden muß. Bis dahin haben wir Zeit, uns zu stärken, um die glückliche Gelegenheit besser benutzen zu können, als wir es dies Mal gethan.

Das Bündniß Englands mit Frankreich wird zwar das Interesse, aus dem es entsprungen ist, nicht unbedingt überdauern, die Reibungen werden nicht ausbleiben, schon jetzt macht sich in der englischen Presse eine gewisse Verstimmung fühlbar und da man diesseit des Kanals sehr leicht zu reizen ist, so kann man eher das Wachsthum, als das Abnehmen dieses Mißbehagens voraussetzen. Aber das Bündniß zwischen England und Frankreich ist jetzt eine historische Thatsache geworden, die in der Erinnerung fortwuchern und fruchtbare Keime hervorbringen wird. Daß jenes Bündniß im Interesse beider Länder lag, hat schon die Julimonarchie eingesehen, aber damals beschränkte sich die entente cordiale auf den freundlichen Verkehr zweier Familien. Jetzt haben die beiden Heere gegen den gemeinschaftlichen Feind gefochten und man mag von der Stimmung und Erinnerung der Völker so viel oder so wenig halten, als man will, es ist jedenfalls ein nicht gering anzuschlagendes Moment, vorausgesetzt, daß ihm die wirklichen Interessen nicht in den Weg treten; und das ist nicht der Fall. Die Interessen der beiden Länder gehen in der That Hand in Hand. Das eine kann ohne das andre seine Macht nicht frei entwickeln und die Regenten der beiden Länder denken frei genug, um große Verhältnisse groß aufzufassen. Niemand aber hat ein größeres Interesse an der Aufrechthaltung dieses Bündnisses, als Deutschland, denn so lange dasselbe fortbesteht, wird Frankreich nie daran denken können, seine ehrgeizigen Absichten gegen Deutschland auszuführen, und wenn die Begierde nach dem Rhein noch immer vorhanden ist, die Wachsamkeit der Engländer wird es unmöglich machen, dieser Begierde Folge zu leisten.

Aber das Bündniß Englands mit Frankreich heißt nicht so viel, als ein Bündniß mit dem Bonapartismus, und das ist ein Punkt, auf den wir heute

vorzugsweise die Aufmerksamkeit unsrer Leser hinleiten möchten. Der Unterschied ist von der größten Wichtigkeit.

Nach dem Staatsstreich des December ging fast durch die ganze gebildete Welt ein Schrei der sittlichen Entrüstung; man konnte nicht Ausdrücke finden, die stark genug waren, um den Unwillen gegen die Sache und gegen die Person an den Tag zu legen. Diese Stimmung legte sich mehr und mehr; viel that dazu die Einsicht in das feste, geschlossene, thatkräftige Wesen des Präsidenten, mehr noch der Erfolg, der allen Unternehmungen ein neues Gewand umzulegen pflegt. Der Unwille verwandelte sich allmälig in Befremden, das Befremden in verwunderten Beifall, und als nun der orientalische Krieg ausbrach und die bekannten Stichworte von dem Kampf der Civilisation gegen die Barbarei verbreitet wurden, fehlte nicht viel an einem Ausbruch des allgemeinen Enthusiasmus. Diese Veränderung in der Gesinnung dehnte sich bis auf die äußerste Rechte aus, bis auf die Legitimisten, die unverhohlen zu erkennen gaben, daß eine Legitimität, die nicht den Muth hat, zur That zu greifen, nicht viel zu bedeuten habe und daß die Familie Bonaparte im Laufe der Zeit sich fast ebenso in die Reihe der Aristokratie erhoben habe, als die Familie Bourbon. Der Kaiser von Frankreich, dem man nicht lange vor dem Ausbruch des Kriegs selbst die Allianz mit einer enterbten Königsfamilie mißgönnt hatte, stand gegen das Ende desselben als der mächtigste Herrscher Europas da; und wenn man im Anfang seine Herrschaft nach Monaten hatte berechnen wollen, so zweifelt jetzt kaum jemand mehr an der Begründung einer neuen Dynastie. Die legitimsten Herrscher Europas nehmen keinen Anstand, in dem intimsten Verkehr mit einem Mann zu stehen, der sich selbst als den Parvenu unter den Monarchen bezeichnet hatte, und als der König von Algier mit all den Ceremonien geboren wurde, die man der Etikette Ludwig XIV. abgelernt hat, wurde er von namhaften Poeten als das Christkind begrüßt, welches der Welt die Erlösung bringen werde. In einem Lande, wo der Katholicismus Staatskirche ist, nahm man keinen Anstand, zu blasphemiren, um recht eindringlich der neuen Gewalt zu huldigen.

Durch die vereinten Bemühungen der Demokratie und der Reaction war das constitutionelle Wesen bei der großen Masse des Publicums in Verruf gekommen. Man hatte keine unmittelbaren Erfolge gesehen, man war der hoffnungslosen Anstrengungen müde und verdachte es einem unternehmenden Mann nicht länger, wenn er sich von dem Aberglauben an diese Form nicht irren ließ und mit kühner Hand durchgriff. Hatte er es doch durch diesen kühnen Griff möglich gemacht, auf eine viel imponirendere Weise die Sache der Civilisation gegen die Barbarei zu vertreten, als es dem constitutionellen Regiment jemals möglich gewesen sein würde. Die Begriffe von Recht und Unrecht hatten in den letzten Jahren so häufig gewechselt, daß der Grund-

satz: der Zweck heiligt die Mittel, keinen Anstoß mehr erregte. — Noch schlimmer wurde die Sache, als das erste Jahr des Krieges die Schwächen der englischen Militärverfassung an den Tag brachte. Sofort wetteiferten die Demokraten mit den Absolutisten, England als einen Staat darzustellen, der seinem Untergang entgegengehe, und seine Verfassung, die man bisher als das Palladium der Freiheit geehrt, als eine chaotische, zusammenhanglose Masse veralteter Mißbräuche zu brandmarken. Da die englische Presse nicht gewöhnt ist, sich irgend einen Zügel anzulegen, so fanden diese Stimmen auch bei ihr Anklang, und während sonst jeder echte Engländer das entschiedenste Mißtrauen gegen stehende Heere zeigt, schien es jetzt beinahe so, als wolle man der Möglichkeit einer tüchtigen Heerentwicklung so manche der alten Rechte und Freiheiten opfern; wenigstens mußte es das Ausland so auffassen, welches nicht daran denkt, daß die Engländer es mit ihren Worten nicht so genau nehmen; daß sie um so dreister und rücksichtsloser an ihrer Verfassung rütteln, je fester sie von ihrer Unerschütterlichkeit überzeugt sind.

Diese Verirrung ist jetzt, Gott sei Dank! vorüber. Die ruhige Ueberlegung tritt wieder in den Vordergrund, und man begreift, daß der augenblickliche Erfolg nicht ausreicht, über festgewurzelte Institutionen zu entscheiden, an denen die Fortdauer einer Nation hängt. Die augenblickliche Noth ist vorüber; man ist nicht mehr gezwungen, um des Erfolgs der französischen Waffen willen den Bonapartismus mit in den Kauf zu nehmen. Bei den Engländern regt sich wieder der Stolz ihres reichen historischen Lebens, und in Frankreich taucht eine zwar nicht laute, aber entschlossene und folgerichtige Opposition gegen den Bonapartismus auf, als deren geistvollsten Vertreter wir den Verfasser des vorliegenden Buchs mit Freuden begrüßen.

Aber man möge uns nicht mißverstehen. Für uns ist der Bonapartismus nicht identisch mit der Regierung des Kaiser Napoleon und seinem Hause. Die Dynastie kann bestehen auch ohne ihn, so wie sich die charakteristischen Erscheinungen, die sich an jenen Begriff knüpfen, auch in andern Ländern und Regierungen zeigen. Der Bonapartismus ist überall vorhanden, wo der Gewalthaber das, was ihm für augenblicklich zweckmäßig gilt, über das Recht setzt, und wo das Volk seine Freiheit gering anschlägt, wenn ihm dafür materielle Vortheile geboten werden. Der Bonapartismus ist die Erneuung des alten Systems im römischen Kaiserreich, wo die höchsten Angelegenheiten der Menschheit in der Art eines Glücksspiels entschieden wurden.

Dagegen glauben wir, daß sich eine freie Verfassung im Lauf der Zeit unter der Familie Bonaparte ebensogut entwickeln kann, wie unter der Familie Bourbon. Wir sind weder Anhänger Sr. Majestät Heinrichs V., noch des Hauses Orleans, am wenigsten, wenn dasselbe sich wirklich der ältern Linie unterwerfen sollte; wir wünschen, daß Frankreich eine neue Revolution erspart

würde, die doch niemals zu einem verständigen Resultat führt, wir wünschen daher die Befestigung des jetzigen Regiments; aber wir wünschen sie nur unter der Bedingung, daß sie die allmälige Entwicklung freier Staatsformen nicht ausschließt; und daß das nicht nothwendig der Fall ist, dafür gibt uns die vorliegende Schrift eine erfreuliche Bürgschaft.

Das Buch ist, abgesehen von seiner positiven Richtung, eine durchgehende Satire gegen den Bonapartismus. Mit jenem Raffinement, wie es nur französischen Aristokraten eigen ist, weiß Montalembert in die scheinbar unschuldigsten Bemerkungen einen Stachel zu legen, der um so schmerzhafter trifft, je gelassener sich der Schriftsteller dabei geberdet. Schon die Bezeichnung, die sich Montalembert auf dem Titel gibt, ist charakteristisch, denn jene Vierzig sind in der That, seitdem die politischen Notabilitäten schweigen müssen, das Centrum der stillen, aber consequenten Opposition. Es ist die Bildung Frankreichs, die sich gegen das anscheinende Recht der Thatsachen empört. Wir halten es nicht für unmöglich, daß dem Kaiser endlich gelingen wird, mit der Zeit diese Opposition zu versöhnen, gegen welche die gewöhnlichen Mittel der Gewalt nicht viel ausrichten können: aber diese Versöhnung setzt Concessionen voraus, welche der Entwicklung Frankreichs nur günstig sein können. Noch klebt an der neuen Monarchie der Makel ihres Ursprungs. Sie wurde durch einen Handstreich gebildet, und die Werkzeuge dieses Handstreichs wollten belohnt sein. Sie haben zum Theil noch immer die Gewalt in Händen. Aber das Kaiserthum ist jetzt für den Augenblick gesichert genug, um ihrer entbehren zu können; sein Ansehen ist in Frankreich wie in Europa gestiegen, und es hängt nur von ihm ab, sich den Kreisen der überlieferten Bildung wieder zu nähern und so sein Reich an die Traditionen des alten Frankreich wieder anzuknüpfen. Warum sollten die Legitimisten und Orleanisten auf Thronprätendenten ihre Hoffnungen richten, die ihnen zum Theil ganz fremd geworden sind, und deren Wiederherstellung durch höchst bedenkliche Stürme zu erkaufen sein würde? Die Opposition gegen das Kaiserthum wird nur fortdauern, so lange sich dieses in starren Formen fixirt; wenn es sich bildungsfähig zeigt, werden sich die widerstrebenden Elemente mehr und mehr ihm anschmiegen.

Was Montalembert zu Gunsten der großbritannischen Einrichtungen sagt, hat zunächst seine Beziehungen auf Frankreich. Er zeigt, daß freie Formen unvergänglich sind, und daß sie das beste Mittel gewähren, die Widersprüche, die in ihnen selbst liegen, in einem natürlichen Proceß auszugleichen; aber die Darstellung ist keineswegs blos tendenziös, sie geht aus gründlicher, geistvoller Sachkenntniß hervor. Seine Gesichtspunkte sind nicht durchweg neu, aber sie sind in scharfer Logik geordnet, prägnant ausgedrückt und durch lebhafte Anschauungen vermittelt. Man freut sich über die Festigkeit eines hellen, klaren Verstandes, der sich durch keine Sophismen, durch keine mikroskopischen

Untersuchungen irren läßt. Diese Mikroskopie ist die Krankheit unsrer heutigen Wissenschaft; man kann von ihr im vollsten Sinn des Worts sagen, daß sie den Wald vor Bäumen nicht sieht.

Das Buch ist auch für Deutschland von hohem Werth; fast Wort für Wort lassen sich die darin vertretenen Grundsätze auf unsre eignen Zustände anwenden, und es sind nicht blos die Ansichten, sondern vor allem der feste, hoffnungsvolle, männliche Ton, was uns anzieht und bewegt. — Man bedenke nur, von welcher Seite diese edle, kräftige, aufgeklärte Vertheidigung des Liberalismus ausgeht! Herr von Montalembert gilt als einer der Hauptführer der ultramontanen Partei; er sucht seine Ansichten in dieser Beziehung auch gegen das Ende des Buchs hin geltend zu machen, er findet den Grund der britischen Größe zum Theil darin, daß die Spuren der alten katholischen Periode sich noch in den neuen Einrichtungen des Landes erhalten haben, und er glaubt ein allmäliges Zurückstreben des englischen Volkes zum Katholicismus wahrzunehmen; aber die Weisungen, die er seinen Glaubensbrüdern gibt, sind durchaus verständig. Er ermahnt sie, sich von den Traditionen des 16. und 17. Jahrhunderts mit Abscheu abzuwenden, überall die Fahne der Glaubensfreiheit aufzustecken, niemals die nationale Sache der religiösen zu opfern, und sich immer zuerst daran zu erinnern, daß sie Engländer sind, ehe sie für ihre Kirche wirken.

Auch in dieser Auffassung liegen noch immer viele Illusionen. Die katholische Kirche hat stets die Fahne der Freiheit aufgesteckt, wo sie in der Minorität war; sobald man ihr die Gewalt in die Hände gab, wurde sie intolerant. Die Siege der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert sind nicht, wie Montalembert meint, durch die stillwirkende Kraft des Geistes, sondern überall durch die rohe Gewalt erfolgt. — Indeß es ist über jene Geschichten Gras gewachsen, und wir wollen uns freuen, daß im Schoß der uns feindlichen Kirche dasselbe Streben sich geltend macht, welches unser Leitstern ist. Wenn die beiden Kirchen miteinander wetteifern, den Völkern Freiheit und Recht zu bringen, ihre natürliche Entwicklung zu fördern, sie mit dem Erdenleben auszusöhnen, so wird aus diesem Wettstreit eine reifere Frucht hervorgehen, als aus dem frühern Mißbrauch materieller Mittel zu angeblich heiligen Zwecken. Nur müssen die Vertreter der Kirche nicht vergessen, daß bis jetzt die Wirklichkeit ihren Idealen noch nicht entspricht, daß die katholische Kirche, wo sie sich in ihrer vollen Kraft entfaltet, wie in Italien und neuerdings in Oestreich, noch immer freiheitsfeindlich ist. Ehe daher die Herren Montalembert und Reichensperger unternehmen, im Namen der Freiheit für ihre Kirche Propaganda zu machen, mögen sie erst dahin zu wirken suchen, daß innerhalb ihrer Kirche das Princip, das sie vertreten, zur wirklichen Geltung komme.

Erster Eindruck Roms.

Sicilien und Neapel. Tagebuch einer Reise während des Winters 1853 bis 1854 im Gefolge Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen, von Dr. Albert Gustav Carus. Wurzen, Verlags-comptoir. —

Von diesem interessanten und gut geschriebenen Buch werden wir unsern Lesern am besten dadurch eine Vorstellung geben, daß wir ein Fragment daraus mittheilen. — Die Reisenden sind in Civitavecchia ausgestiegen und setzen ihren Weg nach Rom zu Wagen fort. „Längs des herrlich brandenden, tief dunkelbauen Meeres, das durch die verschiedensten Fischerkähne sehr belebt war, fuhren wir hin, die Aloes, Feigencactus, Oleander, Lorbeer und Buchsbaum werden schon häufig, bei Marinolo begrüßen wir die erste Palme, wie schlank erhebt sich neben einem alten Wartthurm am Meere dieser prächtige Wuchs, wie winken uns die mächtigen Blätter glückliche Reise zu, dann bei St. Severo das malerisch alte Castell, die alten verfallenen Brücken, die großen Heerden der langhaarigen weißen Ziegen, in den mit leichtem Zaun eingefaßten Feldern die prächtigen weißgrauen Stiere, von alten Hirten und treuen großen Hunden bewacht; große Raubvögel schweben in Menge über dieser Oede, in der man nur selten ein Wohnhaus sieht, dann wieder große Pferdeheerden, blühende wilde Rosenhecken, alles so eine ganz andre Gegend und Landschaft. Bei Palo, einer großen befestigten Kaserne der Franzosen, ist Poststation, und da ging man auf der ziemlich breiten Straße buchstäblich in Düngerhaufen, um aus der miserabeln Locanda ein Glas Wasser zu erlangen. Nun verläßt man das Meer, fährt durch bebautes Ackerland, wo überall Trümmer alten Gemäuers hervorragen, gelangt dann in die eigentliche römische Campagna, ein wellenförmiges Terrain, zwischen immergrünen Eichen, Buchen, Haselgesträuch, an einer einsam gelegenen Locanda vorbei, sonst nicht ein einziger Ort von irgend Bedeutung. Gegen 4 Uhr war es, als wir die Höhe eines kleinen Hügels erreicht hatten, ich plötzlich in weiter Ferne eine große Kuppel hervorragen sah; ich hatte mich nicht getäuscht, denn auf meine dem Postillon gestellte Frage erwiderte dieser è San Pietro! und dies war ja unser Ziel. Von nun ab blieb uns diese herrliche Kuppel fast immer vor Augen, obgleich wir erst fünf Stunden später in die ewige Stadt einfuhren. Durch prächtige kleine Hohlwege, mit Schlingpflanzen reich bewachsen, gewiß rechtes Terrain für Räubereien und an immer wechselnden landschaftlichen Bildern vorüber fliegt unser Wagen schnell dahin. Die Straße wird belebter, die so oft gemalt gesehenen römischen zweirädrigen Karren, von tüchtigen Stieren gezogen, auch eine Heerde Büffel von Campagnolen getrieben, begegnet uns, einzelne Villen werden schon sichtbar; leider hat aber auch die Dunkelheit zu-

genommen und so langen wir nach 8 Uhr an der Porta Cavallegiri Roms an. Hier gab es nun unangenehmen Zeitaufenthalt mit Paß- und Visitationsangelegenheiten und so standen wir eine gute Zeit an den Pforten dieser Weltstadt, die sich erst nach Verabreichung drei stipulirter Scudis öffneten. Wir fuhren durch ein paar winklige kleine Straßen, als wir plötzlich zur Linken große Säulenreihen, durch Lampen erhellt, sahen, und durch diese durch große prächtig sprudelnde Fontainen; „Herr Gott, das ist ja der Petersplatz," erscholl es aus einem Munde. Dann ging es eine lange, breite Straße entlang, und bald gab es ein zweites Kunstwerk zu bewundern; wir fuhren an der Engelsburg vorbei, welche selbst in diesem feuchten Nachthimmel sich mächtig präsentirte, über die Tiber, verschiedene Straßen entlang, an Obelisken und Säulen, Kirchen und großen Palästen vorüber. Die Straßen aber alle todt und öde, in einzelnen Cafés wenige Gäste; und nachdem wir an verschiedenen Hotels vorgefahren, aber nirgend Zimmer bekommen, fanden wir endlich am spanischen Platze im Hotel de l'Europe im vierten Stock noch leidliches Unterkommen. Als wir dann beim Souper unsern Feldzug für den morgenden Tag beriethen, ertönte von der Straße herauf Gesang, wir eilen ans Fenster, eine Brüderschaft bestattet einen Todten, die langen weißen, verkappten Gestalten, Kerzen haltend, Gebete absingend, tragen im offnen Sarge ein junges Mädchen, voran ein Geistlicher mit Chorknaben, das Crucifix ragt über den Zug empor; so biegt der Conduct in ziemlich schnellem Schritt in eine Straße ein. In solcher Regennacht machte dies einen gar unheimlichen Eindruck.

Am andern Tage wurden wir durch die Bedienten vom Platz veranlaßt, die sixtinische Kapelle aufzusuchen, wo der Papst mit sämmtlichen Cardinälen heute ein besonderes Kirchenfest feierte. Da zu den Ceremonien in dieser Kapelle man im schwarzen Frack erscheinen muß, so änderten wir schleunigst unsre Toilette und fuhren durch enge winklige Straßen, an der Engelsburg vorüber, zu den prächtigen Colonnaden des Petersplatzes, wo die Schweizer standen, meist große, schöne Männer, in altdeutscher Tracht mit langen Hellebarden; wir gehen einen langen Gang an der Statue Konstantins des Großen vorbei, steigen die prächtige, mit Säulen gezierte, oben schmaler werdende Treppe (ein Kunststück des Bernini) hinauf und gelangen in die Sala regia. Dieser große, prächtige, mit schönem Marmorfußboden getäfelte Saal ist mit reicher Stuccatur an Decke und Wänden, großen Fresken von Vasari und Zuccari geschmückt. Hier hatte sich eine große Anzahl Herren und Damen schon versammelt; letztere meistens Fremde, worunter viele ausgezeichnet schöne Gesichter, waren in schwarzer, feinster Toilette, mit einem schwarzen Spitzenschleier, der auf der Brust zusammengesteckt ist, sehr malerisch anzusehen. Die dienstthuenden päpstlichen Kammerherren erscheinen, in schwarzer spanischer Tracht, ganz wie der

Marquis Posa bei uns auf dem Theater erscheint, in der Hand einen kurzen silbernen Stab mit eben solchem großen Knopf, um den Hals tragen sie eine breite goldene Kette, dazu waren es grade ein paar recht hübsche Leute, denen diese Tracht vortrefflich stand. Jetzt erscheint eine Abtheilung Schweizer und nachdem der Führer an der großen Eingangsthür zur sixtinischen Kapelle angeklopft und eine von innen an ihn gerichtete Frage beantwortet, hört man aufschließen und die Thüren werden geöffnet. Ein Schauer ergriff mich, als ich in diese Kapelle eintrat, von der ich so viel gehört und die so wunderbare Kunstwerke enthält. Ein eignes Halbdunkel war über die Kapelle verbreitet, nur auf dem Altar und dem Sängerchor brannten Kerzen. Wir hatten Zeit, ehe die eigentliche Ceremonie begann und der Papst erschien, uns recht zu orientiren. Unmittelbar vor dem großen Gitter, welches die Kapelle in zwei ungleiche Hälften theilt und welches die Frauen nicht überschreiten dürfen, denn hier fängt die Clausur an, hatten wir Platz genommen, gerade vor uns das jüngste Gericht, über uns die prächtigen Propheten und Sybillen, die Schöpfungsgeschichte von Michel Angelo, nur Beleuchtung fehlte, um diese Wunderwerke gehörig betrachten zu können. Werden wir ja aber später noch öfter Gelegenheit haben, hierher zurückzukehren. Bald erschien die päpstliche Nobelgarde, nach und nach folgten die Cardinäle, zuerst ein noch ziemlich junger mit ausdrucksvollem, doch noch mehr weltlichem Gesicht, darauf ein Kapuzinercardinal mit langem weißem Bart, außerordentlich ehrwürdig, dabei von ernstestem Ausdruck in seinen Mienen. Dieser trug noch die Kapuzinerkutte, nur aus etwas feinerem Stoff, so auch einen braunen Pelzmantel, dazu aber die scharlachnen Strümpfe und Kappe, während die übrigen Cardinäle die langen, schweren, lilaseidenen Gewänder mit weißem Hermelinmantel und den übrigen Cardinalsinsignien trugen. Nach und nach versammelten sich immer mehr von Cardinälen, die stets von zwei Kammerdienern in schwarzseidenen Escarpins und langen seidenen Mänteln, hereingeleitet wurden, und nachdem sie vor dem Allerheiligsten ihr Gebet verrichtet, auf ihre Plätze, die erhöht an den Wänden waren, sich niederließen, nachdem von ihren Dienern ihnen erst eine Art Toilette gemacht worden war. Wie verschiedene Gesichter sah man da, doch muß ich sagen, daß die größere Zahl derselben recht bedeutend aussah; die berühmtesten wurden uns genannt, und unter diesen habe ich mir die Namen Tosti, d'Andrea, della Genga, Barberini, Piccolomini, Mastai Feretti (der Vetter des Papstes), Wiseman, Altieri und den Cardinalstaatssecretär Antonelli, aufgezeichnet. Dann öffnet sich neben dem Altar eine kleine Thür, Schweizer erscheinen, Nobelgarde, päpstliche Diener in altdeutscher Tracht von kirschbraunem schwerem Seidendamast, mehre Monsignores in violetten langen Gewändern, darüber ein kurzes Chorhemd von fein gefaltetem gesticktem Batist, mehre Bischöfe und andere höhere Geistliche, Mönche, und

zuletzt erscheint der Papst. Eine große schöne, etwas wohlbeleibte Gestalt, von angenehmem, freundlichem Gesichtsausdruck, sehr lebendigen Augen, so schritt Pio nono, über die ganze Versammlung den Segen austheilend, langsam die Stufen herab; die versammelte Menge fiel auf die Knie, und so auch wir, ein schöner einfacher Gesang ertönte von den Sängern der sixtinischen Kapelle und ich gestehe, daß mir sehr feierlich zu Muthe war, und ich diesen Segen des höchsten katholischen Kirchenoberhauptes für mich und die Meinigen in andächtiger Stimmung aufnahm. — Bekleidet war der Papst in langen weißen Untergewand, darüber ein reich mit Gold gesticktes, schweres orangenes Obergewand, die goldgestickte Papstmütze auf dem Kopf. Vor dem Altar verrichtete er sein Gebet, dann schritt er die Stufen des links stehenden heiligen Stuhles hinauf, und nachdem die Cardinäle der Reihe nach zum Kusse des Ringes, die übrigen Geistlichen zum Fußkuß gekommen waren, begann die Messe, wobei außerordentlich schöne Gesänge, nur von etwas scharfen Sopranstimmen gesungen wurden. Der Eindruck, den mir die verschiedenen Ceremonien, das Anräuchern der Cardinäle, das sich Begrüßen und Küssen derselben, das andere Gewänder Anziehen und förmliche Umkleiden machte, war mehr theatralisch, als kirchlich. Zwar wurde mir gesagt, daß alles dies seine hohe Bedeutung und für den Katholiken von größter Wichtigkeit sei, für mich aber war es unverständlich. Nachdem die Messe vorüber, bestieg ein Dominikanermönch die Kanzel, eine kleine ,etwas erhöhte, mit Brustlehne umgebene Rednerbühne, die Cardinäle und Geistlichen setzten sich auf den Treppenstufen nieder, und mit dem größten Feuereifer fing dieser beredte Mönch an in lateinischer Sprache, die aber wegen der römisch-italienischen Aussprache nur in einzelnen Worten verständlich war, eine Predigt zu halten. Ich hatte unterdeß Zeit, mich an den prachtvollen Deckenmalereien Michel Angelos zu erbauen, so wie an den wirklich schönen Gesichtern der zahlreich anwesenden fremden Damen zu erfreuen. Gegen 11 Uhr verläßt der Papst die Kapelle und so auch wir. In der Sala regia wechseln die Cardinäle abermals ihre Kleider, lange scharlachene Mäntel und Hüte sind jetzt die Tracht, und so schreiten sie die Treppen herab, wo ihre großen Staatskarrossen sie aufnehmen. Meist sind dies rothe, große viersitzige Kutschkasten mit vielfachen Bronzeverzierungen, zwei starke schwarze Rosse mit rothen Quasten, Federbüschen und Riemenzeug werden von den in altfranzösische Livree mit großen Dreimastern gekleideten wohlhäbigen Kutschern gezügelt, zwei, oft drei ebenso gekleidete Diener, wovon der eine den immensen großen rothen Regenschirm, ein besonderes Vorrecht der Cardinäle, der sie bei jedem Wetter begleiten muß, trägt, steigen hinten auf, und so waren wol einige zwanzig solcher Staatskutschen aufgefahren. Nachdem wir endlich durch die Menschheit uns Platz gemacht, gingen wir auf den Petersplatz und fanden uns von der immensen Größe und Schönheit dieses Platzes wunderbar überrascht. War ja

der prächtigste Sonnenschein, in den Fontainen die herrlichsten Regenbogen sichtbar und der Platz voller Menschen belebt. Denkt Euch einen von zwei Säulengängen, jeder mit vier Reihen funfzig Fuß hoher, dorischer Säulen umfaßten runden Platz, in dessen Mitte der hundertunddreizehn Palmen hohe glatte Obelisk und die aus großen granitenen Becken mächtigen Wasserstrahl auswerfenden Springbrunnen, die an die Säulengänge sich anlehnenden offenen Corridore, die an der Façade der Kirche enden, die große, breite, zum St. Peter allmälig aufsteigende Freitreppe, dahinter die Façade und die sich leicht darüber in die Lüfte erhebende Kuppel dieser Peterskirche, Abbildungen in Stich und Farben hatte ich viele davon gesehen, aber nicht eine gab einen Begriff dieser Großartigkeit. Wir stiegen dann die große Freitreppe, zwischen den kolossalen Marmorstatuen der Apostel Peter und Paul hinauf und traten in die große Vorhalle durch die Mittelthür ein, und schon hier wird man von dem Reichthum der Marmor- und Goldverzierungen überrascht. Das Schiff des heiligen Petrus von Giottos Composition in Mosaik über dem Haupteingang war das Erste dieser Arbeiten, was ich sah. An den schönen Bronzethüren fielen mir bei der sehr trefflichen Arbeit die mythologischen Gegenstände, wie Leda mit dem Schwan, der Raub des Ganymed u. s. w. auf, welche den Haupteingang zu dieser ersten und größten katholischen Kirche schmückten. Mir machte das Innere der Kirche selbst gleich beim Eintritt den ungeheuersten Eindruck. Hatte ich doch so oft gehört, daß beim ersten Besuch die immensen Verhältnisse gar nicht so überraschend auf den Beschauer wirken sollten. Lange blieben wir am Eingang stehen und sahen staunend in diese Pracht und Größe hinein; von welcher Kleinheit erschienen uns die am Grabmal des heiligen Petrus gehenden und knienden Menschen, und wie eigen wirkte durch das in der Mitte des Kreuzes sich erhebende Tabernakel durch, das über den heiligen Stuhl durch orange Glorie, in deren Mitte der heilige Geist in Gestalt einer Taube, einfallende Licht. Ueber uns das 286 Palmen hohe, von vergoldeten Facetten bedeckte Gewölbe, der mit prächtigen Marmorarten bekleidete Fußboden, alles das setzte uns in das größte Erstaunen, was sich aber bei Betrachtung des wunderbaren Kuppelbaues noch um vieles steigerte. Ehe wir in den Kuppelbau selbst hineintraten, wurde unsre Aufmerksamkeit auf die sich zum Fußkuß der Statue des heiligen Petrus drängende Menge gezogen. Hier geht kein guter Katholik, der vornehmste so wie der geringste vorbei, ohne dieser, aus dem Erze des Jupiter Capitolinus unter Leo dem Großen im fünften Jahrhundert gegossenen Statue den rechten Fuß zu küssen, so daß dieser allerdings kaum mehr die Form eines Fußes erkennen läßt. Ehe nun der Kuß selbst applicirt wird, reinigt jeder alle Mal mit Schnupftuch, Rockärmel oder dergleichen den Fuß des Heiligen von der vorher geschehenen Ehrenerweisung. Nun traten wir in den von vier Riesenpfeilern getragenen Kuppelbau,

dem Meisterwerke Michel Angelos; in den vier Nischen der Pfeiler befinden sich kolossale Figuren verschiedener Heiligen, über diesen in Mosaik die vier Evangelisten, und um das ungeheure Gewölbe läuft in Riesenschrift auf Goldgrund: Tu es Petrus et super petram tuam aedificabo ecclesiam meam, und die Galerie, auf der die zufällig anwesenden Leute wie kleine Zwerge erschienen. Darüber noch andere Mosaiken und endlich schließt dieser Wunderbau sich in der Laterne. Darunter nicht ganz in der Mitte befindet sich der Hauptaltar mit der Tumba, in welcher die Reste der Apostel Peter und Paul ruhen. An diesem Altar lesen nur der Papst und Cardinäle bei hohen Festen die Messe. Ueber dem Altar, dessen Platte aus einem einzigen ungeheuren Marmorstück besteht, wölbt sich der bronzene Tabernakel mit enormen gewundenen Säulen, mit Laub und Arabesken geziert, reich vergoldet, zu dessen Anfertigung Urban VIII. das Erz von dem Porticus und der inneren Decke des Pantheon nehmen ließ. Vor dem Altar geht eine Doppeltreppe zur Tumba herab, die mit den unterirdischen Grotten in Verbindung steht, das Ganze ist von einer Ballustrade, mit prächtigen Steinarten bekleidet, umgeben, und hier brennen Jahr aus Jahr ein 122 Lampen. An der Bronzethür der Tumba kniet Pius VI., eine recht schöne Statue Canovas. Die ganze Ballustrade ist von andächtig Betenden förmlich belagert, so daß man Mühe hatte, einen Blick in diese Räume zu werfen. Dann durchwandelten wir die verschiedenen Schiffe und Seitenkapellen, wo überall prächtige Mosaikgemälde, so die Transfiguration Rafaels, den Erzengel Michael im Kampf mit dem Satan von Guido Reni, die Communion des heiligen Hieronymus von Domenichino, und Grabmäler der Päpste, und in der letzten Kapelle am Eingange die berühmte Pieta von Michel Angelo sich befinden. So sehr mir der Leichnam des auf dem Schoße der Maria liegenden Christus gefiel, so wenig konnte mir die Stellung und der Ausdruck der Mutter gefallen, mir hatte die ganze Haltung etwas sehr Unnatürliches; die Beleuchtung dieser Gruppe ist übrigens eine so mangelhafte, daß sie wol eine andere Aufstellung verdiente. Ganz eigen aber berührte mich in dieser enormen Kirche das verschiedenartige Treiben; hier kamen Landleute, die womöglich vor jeder Kapelle niederknieten und Wände und Stufen küßten, da kamen vornehme Damen in eifrigem Gespräch mit den sie begleitenden Herren, so im Vorübergehen sich bekreuzend, dort wieder die verschiedensten Mönchsorden, die geistlichen Collegien in langen rothen, weißen, schwarzen Priestergewändern, da wieder eine Amme mit dem Säugling auf dem Arme, der laut seine Stimme erschallen ließ und nur erst nach Darreichung der Brust sich beruhigte. Zwischen allem diesem Treiben fehlte es auch nicht an großen und kleinen Hunden, die diese Kirche zu ihrem Tummelplatz ausersahen, Engländer mit ihren langlockigen Damen, in ihren Reisehandbüchern eifrig studirend und rücksichtslos schreiend, in den Beichtstühlen Priester, mit den Vorübergehenden

Conversation machend, und aus einer Kapelle, wo Messe gelesen wurde, ertönte die Glocke, dann wieder Orgel und Gesang: — eben nur die ungeheure Größe dieser Kirche machte dieses Leben und Treiben, wie in einem kleinen Stadttheile, möglich, aber freilich wollte mir der Art Treiben, nach meinen Begriffen der Kirche, nicht recht gefallen.

Correspondenzen.

Aus Hannover. Was die Regierung von den Ständen will, wissen wir jetzt. Die Verfassung soll nur im Finanzcapitel durchgreifend abgeändert werden. Das hannoversche Finanzrecht soll die 1848 entstandenen Beeinträchtigungen der königlichen Ansprüche und der freien Bewegung der Regierung wieder ausscheiden. Für die Ausdehnung des Heerwesens sowol in seiner numerischen Stärke als in seiner technischen Ausstattung, und für die Erhöhung der Beamtengehalte sollen namhafte Summen mehr bewilligt werden. In allen diesen Punkten hofft die Regierung sich „nicht fruchtlos an die Stände zu wenden", wie der König in jenem die Eröffnungsrede ungefähr wiederholenden Trinkspruch sagte, mit dem er am 2. April bei seiner eignen Tafel die „wahren landständischen Vertreter seines Königreichs" begrüßte und Gott bat, ihre Herzen zu lenken, damit „so in ruhigen wie in bewegten Zeiten alle für einen um den welfischen Thron sich scharen zu seiner Stärkung und zu seinem Schutz."

Als die königliche Verordnung vom 1. August 1855 im Octroyirungswege vorläufig die landständische Verfassung nach dem Landesverfassungsgesetz von 1840 wiederherstellte, hielt sie es noch für nöthig, zu versprechen, daß den nächsten Ständen Abänderungsvorschläge im Sinn der veränderten Zeit vorgelegt werden sollten. Die restaurirte Adelskammer, dachte man, würde wenigstens eine Anzahl von Vertretern der nichtadligen Grundbesitzer in sich aufnehmen, und das Wahlrecht zur zweiten Kammer über die jetzigen beispiellos engen Schranken hinaus erweitert werden. Man täuschte sich, denn die Verfassungsvorlage der Regierung ist ihrem materiellen Inhalt nach die unbedeutendste von allen. Anstatt den Wahlkörper der ersten Kammer auf eine irgend zahlreichere und bedeutendere Menge als die paar hundert Rittergutsbesitzer des Königreichs zu erstrecken, will die Regierung blos dem König das Recht zur Ernennung von zwölf Mitgliedern der ersten Kammer beigelegt sehen. Die zweite Kammer wird dem ministeriellen Entwurf zufolge gar keine wesentliche Veränderung erfahren. Was aber damit gegeben ist, soll gegen gesetzliche Umgestaltung durch die stärksten Vorkehrungen gesichert werden. Eine Verfassungsbestimmung wird, wenn es nach dem Willen des Ministeriums geht, nur dadurch abgeändert werden können, daß auf zwei nacheinander folgenden Landtagen in beiden Kammern bei Anwesenheit von drei Vierteln aller Mitglieder zwei Drittel der Anwesenden sich für sie erklären. In einer Zeit, die so rasch lebt wie die Gegenwart, ist die Aufrichtung solcher Schranken um das zufällig bestehende Rechtsgebäude herum, zumal wenn dieses so wenig von der allgemeinen Sympathie der Bewohner erfüllt ist, wie augenblicklich in Hannover, nichts als eine Anweisung an die unzufriedene Masse, ihre Hoffnung besserer Zustände auf ein unvorhergesehenes Ereigniß zu richten.

Die durchgreifende Abändrung des Finanzcapitels, welche der König nach der Thronrede „zu bewirken entschlossen" ist, richtet sich theils gegen die jetzige Civilliste als „unvereinbar mit dem monarchischen Princip", theils gegen die Grenzen und den Gebrauch des ständischen Bewilligungsrechts. Domänen und Regalien sollen zu einem Fideicommiß des königlichen Hauses vereinigt, und bis zum Belauf von 600,000 Thlr. zunächst für dessen Bedürfnisse verwandt werden. Mit andern Worten, die Krone wünscht die Vortheile des Zustandes von 1833, wo sie das Krongut unabhängig verwaltete, mit den nicht geringeren Annehmlichkeiten des Zustandes nach 1848, der ihr für eine bestimmte hinlänglich hochgegriffene Summe ihres Bedarfs auf ewige Zeiten den ganzen Credit des Landes gab, zu verbinden. Sie bezieht jetzt außer den Zinsen von 600,000 Pfund Sterling in englischen dreiprocentigen Consols 513,888 Thlr. 21 Gr. 4 Pf. Civilliste, und wünscht in Anbetracht des „gesunkenen Geldwerths" diese Summe auf 600,000 Thlr. erhöht zu sehen. Daß der gesunkene Geldwerth die Steuerkraft der gesammten Bevölkerung in stärkerem Grade geschwächt haben muß, als er den Bedarf des reichsten Haushalts im Lande steigern kann, wird bei dieser dreifachen Forderung ohne Gegenleistung nicht berücksichtigt. Aber noch mehr. Während das Land die Civilliste so erheblich hinaufsetzen, den unterscheidenden Charakter einer Civilliste gleichzeitig fahren lassen soll, wird den Ständen ferner zugemuthet, das Ausgabebudget künftig nur nach Hauptdienstzweigen in großen Summen, nicht im Einzelnen zu bewilligen. Das älteste Recht deutscher Landstände, an ihr gutes Geld Bedingungen über dessen Verwendung zu knüpfen, wird in der „Oase deutscher Freiheit" zum ersten Male ernstlich in Frage gestellt.

Die Forderungen für das Heerwesen sind so mannigfaltig und so überraschend hoch, daß es der Mühe lohnen wird, sie sammt dem Inhalt der sie betreffenden ständischen Verhandlungen demnächst einmal besonders zusammenzustellen, zumal bei dem allgemeinen Interesse, das sie für ganz Deutschland und für jeden deutschen Einzelstaat besitzen.

Um die Beamtengehalte den Werthveränderungen der letzten Jahre anzupassen, werden im diesjährigen Budget, das nach der Octroyirung vom 1. August 1855 wieder auf zwei Jahre sich erstreckt, 110—120,000 Thlr. mehr erfordert. Aber die Volksschullehrer, welche die Unzulänglichkeit ihrer Einkünfte längst zu massenhafter Auswanderung oder Berufsveränderung gedrängt hat, werden mit einer bloßen Verheißung abgespeist. Die niederen Beamtenclassen, in denen die gegenwärtige Theuerung vielfach bereits zu wirklicher Noth, wenigstens zu den empfindlichsten Entbehrungen geführt hat, erhalten theils gar keine Zusicherungen auf Erhöhung, theils nur vorübergehende Theuerungszulagen, theils bloße Anwartschaften auf die Zukunft, theils endlich Zusätze zum Gehalt von wenigen Procenten. Die Minister dagegen steigen von 4000 Thlr. auf 6000 Thlr., ja diese Verbesserung um funfzig Procent ist für so dringend gehalten worden, daß man sie sich schon seit dem 30. Juli 1855 beigelegt hat, und von den Ständen nunmehr Nachbewilligung verlangt. Nicht minder werden die Landdrosten, die Chefs der sechs Mittelbehörden in der Provinzialverwaltung, von 3000 auf 3500 Thlr. und mehr, je nach persönlichem Verdienst, gesteigert. Amtmänner, Regierungsräthe, Obergerichtsräthe, und ihnen gleichstehende Staatsdiener der höheren Classen werden

nicht dadurch verbessert, daß ihre niedrigsten oder ihre durchschnittlichen, sondern dadurch, daß ihre höchsten Gehaltssätze wachsen. Die zweite Kammer wird die Sache hoffentlich umdrehen, und die niederen Schichten der Staatsdienerschaft vor Bankrott, Verzweiflung und Elend zu retten suchen, ehe sie einen Pfennig für die Vermehrung eiteln Glanzes in den Straßen und auf den Parkets der Residenz hergibt.

Pariser Brief. Es kann von niemand geleugnet werden, daß Rußland auf die entschiedenste Weise um Frankreichs Freundschaft buhlt. Graf Orloff läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne dem Kaiser Napoleon Achtung und Verehrung zu beweisen. Es ist jetzt auch kein Geheimniß mehr, wie Orloff sich des Beistandes vom Franzosenkaiser zu versichern gewußt, um gewissen Forderungen von dessen Alliirten zu entgehen. Er hat die Sache Rußlands einfach in die Hände Napoleons gelegt, indem er diesem seine Instructionen zeigend, ihn erkennen ließ, daß Rußland blos pro forma discutire, im Grunde aber in der Nothwendigkeit sei, um jeden Preis Frieden zu machen. Wir wissen, daß Graf Orloff der Fürstin Lieven ihren häufigen Verkehr mit den Feinden der Regierung zum Vorwurfe gemacht und daß er sich geweigert habe, auf den Ball Pozzo de Borgo's zu gehen, weil dieser dem Grafen sagte, bei ihm sei die wahre Gesellschaft von Paris zu sehen d. h. diejenige, welche nicht nach den Tuilerien geht.

So schmeichelhaft das Entgegenkommen Rußlands für den Kaiser sein muß, da es dem Triumphe der französischen Waffen und auch der französischen auswärtigen Politik die Krone aufsetzt, so können doch einem scharfsichtigen Manne wie Louis Napoleon die Motive der russischen Diplomatie nicht entgehen. Was bleibt dem Zaren denn anders übrig, als der Versuch, sich so innig als möglich an Frankreich anzuschließen? Die heilige Allianz ist gesprengt; sie ist gesprengt durch die veränderte Weltlage, aber vor allem durch das Benehmen Oestreichs, das Rußland, dies sprechen alle Diplomaten, alle Aristokraten des russischen Reiches aus, ebenso schmerzlich berührt, als die Demüthigungen, denen es sich unterziehen muß.

Wir stehen keinen Augenblick an, die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz der englischen Regierung allein zuzuschreiben, was wir auch sonst immer von der Persönlichkeit, die Frankreichs Schicksal lenkt, denken mögen. Englands Staatsmänner haben den Krieg nicht im Sinne der öffentlichen Meinung ihres Landes geführt und sie haben auch nicht bedacht, daß, auf einem gewissen Punkt angelangt, sie die Aufgabe haben würden, Frankreich für die Fortsetzung des diplomatischen Krieges, dessen Resultat ohne allen Zweifel nur zu Englands Vortheil ausgefallen wäre, in Asien wie im baltischen Meere, eine Entschädigung zu bieten. Als der Zeitpunkt da war, überraschte sie die natürlichste Frage von der Welt, sie tergiversirten und die Annahme des erstern Ultimatum ergab sich als eine Nothwendigkeit von Seiten der Westmächte sowol als von jener Rußlands. Letzteres ahnten die Engländer in der That ebensowenig als irgend jemand in Europa und sie schmeichelten sich damit, der Kaiser werde durch die Weigerung des Zaren sich gezwungen sehn, den Krieg in der begonnenen Weise fortspielen zu lassen, ohne daß sie gezwungen sein würden, den Preis dafür zu bezahlen, auf den Frankreich Anspruch machte. Hieraus ergibt sich die weitere Folge von selbst, daß auf den Con-

ferenzen Louis Napoleon, obgleich in der Hauptsache fest zu England haltend, dessen Forderungen Rußland gegenüber so weit mäßigte, als dies möglich gewesen war, ohne dem Frieden ganz die Vortheile zu nehmen, die er Europa ohne Zweifel gewährt. Lord Clarendon hat die Stellung Englands auf dem Congresse durch eine ironische Huldigung, die im Friedensvorwort Aufnahme fand, verewigt. Aber auch Louis Napoleon ließ sich durch das Compliment, das größte Verdienst an dem Friedensacte vom 30. März zu haben, nicht täuschen. Er erklärte vielmehr vor allen Bevollmächtigten in der Friedensaudienz vom genannten Tage, daß der Friede durchaus im Einklange sei mit den Grundsätzen, die Lord Clarendon von der Tribüne des Oberhauses herab als die seinigen und der Regierung noch vor dem Friedensschlusse verkündigt hatte.

Während der Friedensverhandlungen hat England mit Ausnahme der Grenzberichtigung in Bessarabien, der transkaukasischen Festungen und einen Augenblick lang auch mit Ausnahme der Reorganisation der Donaufürstenthümer fortwährend zu Frankreich gehalten und hätte der Präsident seine Aufgabe besser verstanden, das cordiale Einverständniß wäre noch solider geblieben. Die Uebereinstimmung hat sich während der letzten Sitzungen in zwei sehr wichtigen Fällen geltend gemacht. England und Frankreich haben mit gleichem Nachdruck die Räumung der Donaufürstenthümer durch Oestreichs Truppen verlangt. Letztere Macht mußte versprechen, den Rückzug innerhalb der ersten vierzig Tage nach dem Austausch der Ratificationen zu bewerkstelligen und es wurde dem wiener Bevollmächtigten nicht verhehlt, daß die Westmächte entschlossen sind, an die Nichtausführung dieser Forderung einen Kriegsfall zu knüpfen. Das hat auch gewirkt, aber die Energie der Westmächte Oestreich gegenüber scheint hiermit erschöpft und es blieben ihre Bemühungen hinsichtlich der Legationen ohne Erfolg. Nachdem Louis Napoleon nach seinem System der persönlichen Einwirkung und der Privatverhandlung mit den vorzüglich interessirten Staatsmännern dem Grafen Buol die Donaufürstenthümer für die Lombardei vergebens angetragen hatte (wir verbürgen die Genauigkeit dieser Angabe), kam die Räumung der Legationen in der letzten Sitzung (vom Dienstag) zur Sprache. Als katholische Macht hatte Frankreich mit aller Schonung gegen das Papstthum vorzugehen, ließ es aber keineswegs an einer objectiven Darstellung der Unfähigkeit der geistlichen Regierung fehlen. Noch nachdrücklicher, weil dies Mal ohne jeden Rückhalt, fiel die Kritik der neapolitanischen Regierung aus, und Graf Walewski ließ die versammelten Conferenzmitglieder einen Blick in die Denkweise seines Herrn werfen. Rußland entschuldigte sich mit dem Mangel an den erforderlichen Weisungen, und Oestreich erklärte, jedes Zugeständniß in Bezug auf Italien zurückweisen zu müssen, da auch das geringste den Besitz der italienischen Provinzen in Frage stellen könnte. Lord Clarendon sprach mit der beredten Verzweiflung, mit der man für eine verlorne Sache spricht und seine Rede hat um so mehr Eindruck hervorgebracht (wenn auch keinen Erfolg erzielt) als der englische Minister ohne jeden Rückhalt sprach. Es handelte sich in der That nicht mehr darum, zu überzeugen, es galt die Verantwortlichkeit an künftigen Ereignissen von den Schultern der Westmächte abzuwälzen. Seine Darstellung der Zustände in Italien soll eine so plastische gewesen sein, wie sie die farblose Auseinandersetzung in diplomatischen Conferenzen niemals bietet, und Lord Clarendon nahm ungefähr die Haltung ein, wie ein Oppositionsredner im Parlament. — —

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur Literatur der Dämonologie.

Unter den moralischen Epidemien, welche das Menschengeschlecht zu verschiedenen Zeiten heimgesucht haben, ist der Glaube an Hexerei gewiß eine der seltsamsten, wie er durch die aus ihm hervorgehenden Hexenverfolgungen, zu den traurigsten Resultaten führte. Nachdem er sich gleich einem finstern Schatten durch das ganze Mittelalter durchgezogen, zeigte er sich kurz vor dem Augenblick, wo er der wachsenden Intelligenz erlag oder, von ihrem Lichte verscheucht, in die untersten Schichten des Pöbels sich zurückzog, mit verdoppelter Intensivität. Bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war keine alte Frau, wenn sie nur recht häßlich war, ihres Lebens sicher, da man annahm, daß der böse Feind, aus einem angebornen Mangel an ästhetischem Sinn sich vorzugsweise die mißgestaltetsten Werkzeuge aussuche; der Hexenproceß bildete einen der wichtigsten Theile der Criminalpraxis, und in England, wo die Krankheit mit besonderer Wuth grassirte, war sogar ein eigner Generalhexenfinder angestellt, der sich von Amtswegen mit der Untersuchung aller Fälle beschäftigen mußte, in welchen man diabolische Einflüsse witterte. Auf die Entdeckung einer „Verbündeten des Satan" wurde ein Preis von zwanzig Schilling gesetzt, und es fehlte natürlich von nun an nicht an Leuten, die sich mit aller Energie einem so lucrativen Handwerk widmeten. Ein einziger Denunciant, der später in Schottland wegen Meineides gehangen ward, bekannte, daß er zweihundertundzwanzig Frauen auf solche Weise ums Leben gebracht habe; in Essex wurden auf das Zeugniß eines gewissen Hopkins in einem einzigen Jahr mehr als sechzig vermeintliche Hexen hingerichtet, und die Gesammtzahl der armen alten Weiber, die auf Grund dieser abgeschmackten Anklagen einen oft von grausamen Qualen begleiteten Tod erlitten, wird von einem gleichzeitigen Autor auf 3—4000 angegeben.

Von England aus siedelte die Hexenriecherei nach der neuen Welt über, wo manche Umstände sich vereinigten, ihr Umsichgreifen zu begünstigen. Von ihrem Vaterlande getrennt, aus allen ihren heimathlichen Verhältnissen herausgerissen und auf eine fremde Küste geworfen, wo sie unter einem rauhen Himmel und ohne die Hilfsmittel der modernen Cultur mit den Mühseligkeiten und Entbehrungen des Colonistenlebens zu kämpfen hatten; von wilden Indianer-

stämmen umringt, welche die Niederlassungen der „bleichen Gesichter“ mit Feuer und Schwert verheerten, und von klimatischen Krankheiten decimirt, welche ihnen verderblicher wurden, als die Tomahawks der Moheganer und Pequods, mußte die von Natur ernste und melancholische Gemüthsart der Pilgerväter einen noch tieferen Schatten annehmen. Die geheimnißvollen Töne, die aus dem Dunkel des schaurigen Urwaldes zu ihnen drangen, klangen in ihr Ohr wie Geisterstimmen aus einer überirdischen Welt, und die Phänomene einer fremden Natur, für die ihnen jede wissenschaftliche Erklärung fehlte, erschienen ihnen wie ein seltsamer Spuk, hervorgebracht durch die Machinationen jenes alten Widersachers, der es von jeher geliebt hatte, die Kinder Gottes zu versuchen und zu ängstigen. Wie der Exodus Moses und seiner Hebräer nach dem gelobten Lande mußte ja auch die Ansiedlung des neuen Israel in dem neuen Kanaan von Zeichen und Wundern begleitet sein, die sich jedoch nicht auf eine Reproducirung biblischer Vorgänge beschränkten, sondern eine barocke Mischung mittelalterlicher Traditionen mit Erinnerungen aus der Heidenzeit und dem classischen Alterthum enthielten. Die Wildnisse Neuenglands bevölkerten sich für die gläubigen Puritaner mit Scharen von Dämonen, Kobolden, Hexen und andern übernatürlichen Wesen, von denen die guten Leute viel auszustehen hatten und über deren Treiben ein in der socialen und literarischen Geschichte Amerikas berühmter Mann, der Geistliche Mather zu Boston, in einem merkwürdigen Werke Rechenschaft gibt, das längst zu den bibliographischen Seltenheiten gehört und uns jetzt in einem für die von John Russell Smith herausgegebene Library of Old Authors veranstalteten Abdruck vorliegt.*)

Increase Mather, oder Crescentius Matheris, wie er sich zu unterschreiben pflegte, wurde im Jahr 1639 zu Dorchester in Massachusetts geboren und erhielt seinen Namen von dem großen Zuwachs der Colonie, der mit seiner Geburt zusammentraf. Von seinem Vater, einem geachteten Prediger der Puritaner, den die Unduldsamkeit Lauds über das Weltmeer getrieben hatte, für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er, da es in Neuengland zur Zeit noch an gelehrten Anstalten fehlte, schon in früher Jugend der Obhut eines Landmanns anvertraut, der ihn nach Dublin führte, wo er sich mit Eifer dem Studium der alten Sprachen, der Philosophie, Theologie und rabbinischen Gelehrsamkeit widmete und in seinem neunzehnten Jahr promovirte. Der Anschluß an die herrschende Kirche hätte ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet; er zog es vor, nach seinem Geburtslande zurückzukehren und ein Pfarramt in Boston anzunehmen, welches er einundsechzig Jahr lang bis zu seinem Tode

*) Remarkable Providences, illustrative of the Earlier Days of American Colonization. By Increase Mather. With Introductory Preface, by George Offor. London: J. R. Smith, 1856. Berlin, A. Ascher & Comp.

verwaltete. Die Regierung Neuenglands hatte damals einen in hohem Grade theokratischen Charakter, dessen Spuren noch immer nicht ganz verwischt sind; das Meetinghouse, schreibt Bancroft, war der Mittelpunkt, um welchen sich das Volk versammelte; die Stimme des Geistlichen oder der „Minister", wie man sie nannte, war auch in weltlichen Angelegenheiten entscheidend; alle Staatsschriften wurden von ihnen verfaßt, sie waren die Hauptredner bei den Wahlen und städtischen Zusammenkünften und nicht selten die Bevollmächtigten bei diplomatischen Verhandlungen. So spielte auch Mather in den politischen Wirren seiner Zeit eine einflußreiche Rolle; als der berüchtigte Kidd von Karl II. zum Gouverneur der Colonie ernannt wurde und in der despotischen Weise zu hausen begann, die den Beamten der Stuarts eigen war, sandten die Nachkommen der Pilger den frommen und beredten Mann mit ihren Klagen und Vorstellungen nach England, wo er Zutritt zum Könige gewann und Zusicherungen von ihm erhielt, die das gewöhnliche Loos hoher Versprechungen theilten, und als mit der Revolution von 1688 auch für Neuengland eine glücklichere Ära anbrach, gelang es ihm, die Erneuerung des zerrissenen Freibriefs der Colonie bei Wilhelm III. auszuwirken, dem er dagegen im Geist eines Innocenz oder Gregor die Würde eines „Kaisers von Amerika" verhieß. Daß ein solcher Mann seine Mußestunden mit Untersuchungen über Dämonologie und schwarze Kunst ausfüllte, beweist, welches Interesse dergleichen Fragen für seine Mitbürger besaßen, und in der That fiel die Herausgabe seines Buchs in eine Periode, wo der Aberglaube, der die Colonisten aus der alten Welt nach der neuen begleitet hatte, einen Ausbruch des Fanatismus hervorrief, welcher zu ähnlichen Blutscenen führte, wie diejenigen, von denen ihre frühere Heimath Zeuge war, und welcher eine der dunkelsten Seiten in den Annalen ihres neuen Vaterlandes bildet.*)

Das Buch, das, wie sein Titel besagt und in der Vorrede näher auseinandergesetzt wird, zum Zweck hat, „Bericht zu geben von vielen bemerkenswerthen und sehr denkwürdigen Begebenheiten, die sich in dieser letzten Zeit besonders in Neuengland ereignet haben und das erhabene Walten der Vorsehung beurkunden," zerfällt in zwölf Abschnitte, wovon die drei ersten merkwürdige, von mehr oder minder wunderbaren Umständen begleitete Fälle von Rettung aus Feuersgefahr und Wassernoth erzählen, der vierte aber sich in „philosophischen" Betrachtungen über Antipathie und Sympathie, über Talismane und Amulete ergeht und von den Wirkungen des Donners und des Blitzes handelt, der mitunter vom Satan, mitunter jedoch auch von guten Engeln erzeugt wird. Dergleichen Erörterungen dienen als passende Introduction zu dem Hauptinhalt des Werkes, in welchem von

*) Vergl. Bancroft „History of the United States," Cap. XIX.

„übernatürlichen Dingen", von Hexen und Zauberern, von Geistererscheinungen und anderen Manifestationen diabolischer Kräfte die Rede ist, deren Authenticität der Verfasser mit großem Eifer gegen die Angriffe der Skeptiker vertheidigt, an denen es auch in jenen Tagen nicht ganz fehlte. „Wie Avicenna, Averroes und andere atheistische Philosophen früherer Zeit," sagt er, „behaupten die Sadducäer unsrer Tage, daß es keine Geister gibt, und daß alle Berichte über dieselben entweder Märchen oder durch natürliche Ursachen zu erklären sind. Außer vielen andern aber hat sie der gelehrte Portius (in Diss. de operationibus Daemonum) hinlänglich widerlegt. Und gleich wie es die Erfahrung anderer Zeitalter und Regionen lehrt, so haben auch die Dinge, welche die göttliche Vorsehung gestattet und angeordnet hat, daß sie sich in unsrer Mitte zutrugen, es, selbst wenn die Schrift schwiege, über alle Frage gestellt, daß es Teufel gibt, welche diese niedere Welt heimsuchen. Wahr ist es allerdings, daß die Macht Satans und seiner bösen Engel durch die Vorsehung Gottes begrenzt ist, so daß sie keinem Menschen oder Wesen und noch viel weniger einem seiner Diener schaden könne, ohne die Erlaubniß dessen zu haben, der die Herrschaft über sie alle ausübt. Es ist ein merkwürdiger Fall, den Chyträus über Luther erzählt, daß, als der Herzog von Sachsen den letzteren nach einem verborgenen Orte hatte bringen lassen und er von seinem unversöhnlichen papistischen Feinden gesucht wurde, sie mit Schwarzkünstlern zu Rathe gingen, um zu finden, wo Luther sich versteckt habe, die Hexenmeister aber gestanden, daß sie ihn nicht entdecken könnten. Unstreitig wußten die Teufel, wo Luther sich verborgen hielt, nur wollte Gott ihnen nicht erlauben, es zu offenbaren. Trotzdem löst bisweilen der Herr seiner heiligen und weisen Zwecke halber, die Kette, mit der die Löwen der Hölle festgebunden sind. Die Wahrheit hiervon wird durch manche schreckliche Beispiele bezeugt, unter welchen die körperliche Besitznahme von Menschen durch den Satan nicht das geringste ist. Mitunter hält es zwar schwer, zwischen natürlichen Gebrechen und satanischer Besessenheit zu unterscheiden, so daß man Personen, die wirklich besessen waren, nur von einer natürlichen Krankheit belästigt glaubte, ohne den Finger des bösen Geistes darin zu bemerken. Cornelius (de Abditis Rerum Causis, lib. 2, cap. 16) spricht von einem gewissen jungen Edelmann, der von seltsamen Convulsionen ergriffen wurde, die ihn wenigstens zehnmal täglich befielen. In diesen Paroxismen hatte er den freien Gebrauch seiner Sprache und seiner Vernunft; andernfalls würde man seine Krankheit für nichts weiter, als eine gewöhnliche Epilepsie gehalten haben. Viele Mittel wurden von geschickten Aerzten zu seiner Erleichterung angewendet, aber ganze drei Monate lang ohne Erfolg; da begann plötzlich ein Dämon aus dem unglücklichen Patienten zu sprechen, und zwar nicht nur in lateinischen, sondern auch in griechischen Perioden, von welchen der Leidende selbst keine Kenntniß hatte; und der Dämon

enthüllte viele Geheimnisse, sowol der Aerzte, als auch der übrigen anwesenden Personen, sie verspottend ob ihrer eitlen Bemühungen, einen Menschen zu heilen, von dem er Besitz genommen habe. Es gibt verschiedene Autoren (insbesondere Balduinus in seinen Gewissensfällen und Darrel in seiner Geschichte der sieben Besessenen in Lancashire), welche es versucht haben, eine Beschreibung und Charakteristik der Besessenen zu entwerfen, und von ihnen werden folgende Erscheinungen als Kennzeichen des Besessenseins angeführt: 1. Wenn das betreffende Individuum verborgene Dinge, entweder vergangene oder zukünftige offenbart, die ohne übernatürlichen Beistand nicht bekannt sein können. 2. Wenn es in fremden Sprachen redet oder Fertigkeit in Künsten und Wissenschaften zeigt, die von ihm nie erlernt worden. 3. Wenn es Lasten tragen und Dinge verrichten kann, welche die menschliche Kraft übersteigen. 4. Wenn Worte ohne Hilfe der Sprachwerkzeuge ausgestoßen werden oder wenn man Personen reden hört, deren Zunge und Lippen regungslos bleiben, so ist dies ein Zeichen, daß ein böser Geist aus ihnen spricht. 5. Wenn der Körper starr wird. 6. Wenn der Bauch sich plötzlich aufbläht und augenblicklich wieder einschrumpft."

„Die Erfahrung," docirt Mather weiter, „hat nur zu oft bewiesen, daß es Menschen in der Welt gibt, die mit der Hölle in Verbindung stehen. Man hat notorische Zauberer gekannt, die sogar anderen die Ceremonien lehrten, mittelst deren sie ihren Verkehr mit Dämonen unterhielten. Das Buch des Trithemius de Septem Intelligentiis und die Schriften Cornelius Agrippas über occulte Philosophie, in welchen diese verruchten Greuel nur allzugenau beschrieben werden, befinden sich in Vieler Händen. Es existiren noch mehre andre Bücher, welche ausdrücklich von der Art und Weise, sich mit Dämonen in Verbindung zu setzen, handeln, deren Titel, so wie die Namen der Autoren, die sie veröffentlicht haben, ich absichtlich unerwähnt lasse, damit nicht vielleicht jemand, in dessen Hände diese Abhandlung geräth, sie aus gottloser Neugier zum Verderben seiner Seele aufsuchen möge. Auch hat man weltbekannte Geschichten von Leuten, die ihre Paredri oder dienstbaren Geister hatten, welche, bald in der einen, bald in der andern Gestalt sie überall begleiteten; so in alten Zeiten Apollonius von Thyana, in neueren Michael Scot und Josephus Niger. Cardanus (de Subtilitate, lib. XIX., p. 963) schreibt gleichfalls, daß sein eigner Vater dreißig Jahr nacheinander mit einem solchen Hausgeist versehen war. Ebenso hatte Christoph Wagner einen in der Gestalt eines Affen, der ihn sieben Jahre lang begleitete, was auch bei Tolpardus der Fall war, welche beiden letzteren endlich bei lebendigem Leibe von dem Teufel entführt wurden, dem sie ihre Seelen verschrieben hatten. Auch gibt es eine wahre (außer der romantischen) Geschichte von Faust. Der vortreffliche Camerarius erzählt in seinen Horae Subsecivae seltsame Dinge über ihn, die er von Leuten

gehört hatte, welche Faust kannten und Augenzeugen seiner magischen und diabolischen Täuschungen gewesen waren. Derselbe hatte ebenfalls einen dienstbaren Geist, in der Gestalt eines Mönchs, der ihm während eines Zeitraums von vierundzwanzig Jahren folgte. Auch von Hausdorfius und Lonicer wird Faust erwähnt und Melanchthon versichert, daß er ihn gekannt habe, so daß Naudeus der Unwissenheit überführt ist, wenn er behauptet, ein solcher Mensch habe nie in der Welt existirt. Mit einem Wort, es ist unleugbar, daß es Menschen gegeben hat, die in Sprachen reden und über Wissenschaften discurriren konnten, die sie nie gelernt hatten; die Geheimnisse offenbarten, verborgene Schätze zu Tage förderten, gestohlene Güter aufspürten und die Diebe anzeigten und unvernünftige Geschöpfe, ja Statuen und Bilder veranlaßten, zu reden und verständliche Antworten zu geben. Von den jüdischen Teraphim wurde das oft gethan: siehe R. Sol. Jarchi in Hos. III., 4; Solden de Diis Syriis, pars 1, cap. 2; Thom. contra Gentes, lib. III., cap. 104. Solches aber läßt sich nicht unter Mitwirkung bloßer natürlicher Ursachen ausführen und es ist daher unzweifelhaft, daß, wer dergleichen ausübt, mit dem Satan im Bunde stehen muß. Demgemäß haben sich auch viele dieses Verbrechens Angeklagte eines Einverständnisses mit dem Teufel für wirklich schuldig anerkannt, wovon Bodinus, Codronchus, Delrio, Jacquerius, Remigius und andere eine Menge Beispiele anführen. Hier zu Lande (in Amerika) haben einige Personen versichert, daß sie vor mehr als funfzig Jahren in einem andern Welttheile einem Mann gekannt haben, der von dem ehrgeizigen Verlangen verzehrt wurde, für einen weisen Mann zu gelten, und zu dem der Teufel mit dem Versprechen kam, daß er bald in hohem Ruf der Weisheit stehen solle, wenn er einen Pact mit ihm schließen werde, dessen Bedingungen darin bestanden, daß, wenn die Leute sich bei ihm Rathes erholten, er suchen müsse, sie zu überreden, daß es weder Gott, noch Teufel, noch Himmel, noch Hölle gebe, worauf nach Ablauf einer bestimmten Frist seine Seele dem Teufel zufallen sollte. Diese Bedingungen wurden angenommen, und da der Mann hiernach fortfuhr, ein sehr ehrbares Leben zu führen, niemandem Uebles zufügte und vielen Gutes that, und allmälig den Namen eines Mannes von außerordentlicher Weisheit erlangte, so kam man von fern und nah herbei, ihn um Rath zu fragen, und seine Worte wurden von dem gemeinen Volk als Orakel verehrt. Und seinen Vertrag erfüllend, verbreitete er bei jeder Gelegenheit insgeheim die Grundsätze des Atheismus, ohne daß man argwöhnte, daß er ein Hexenmeister sei. Aber wenige Wochen, ehe die vom Teufel festgesetzte Zeit ablief, ward er von unaussprechlicher Gewissensangst ergriffen, so daß er die geheimen Verhandlungen offenbarte, die zwischen ihm und dem Teufel stattgefunden. Denjenigen, die ihn besuchten, rief er oft mit gräßlichem Brüllen zu, er wisse jetzt, daß es einen Gott und einen Teufel, einen Himmel und eine

Hölle gebe. So starb er als ein klägliches Exempel von dem gerechten und furchtbaren Gerichte Gottes. Und jedes Zeitalter erzeugte neue Beispiele von solchen, die nach ihrem eignen Geständniß gleich fluchwürdige Bündnisse mit dem Fürsten der Finsterniß geschlossen haben."

An solchen Beispielen hatte nun, wie Mather des Breiteren auseinandersetzt, auch die noch so junge Geschichte Neuenglands keinen Mangel; sie war vielmehr aus Gründen, die wir oben berührt haben, überaus reichlich damit bedacht. Im Jahr 1662 wurde eine gewisse Anne Cole, „eine Person von wahrer Frömmigkeit und ehrbarem Wandel", die zu Hartford in Connecticut lebte, von seltsamen Paroxismen befallen, „in welchen ihre Zunge von einem Dämon benutzt ward, um Dinge auszudrücken, von denen sie selbst nichts wußte," und welche dadurch ihren Klimax erreichten, daß die Patientin Holländisch zu sprechen begann, was deutlich verrieth, daß sie vom Teufel geplagt wurde. Indessen konnte der böse Feind gegen die Beschwörungen des Reverend Mr. Stone und andrer frommer Männer nichts ausrichten; er sah sich im Gegentheil gezwungen, durch den Mund der Anne Cole die Personen namhaft zu machen, welche unter seiner Leitung der armen Dulderin so arg zugesetzt hatten. Auf Grund dieser Aussage wurde „eine liederliche und unwissende Frau, Namens Greensmith, die zur Zeit als der Hexerei verdächtig gefangen saß," vorgenommen und gestand, mit der Folter bedroht, alles, was man von ihr verlangte, d. h. daß sie wirklich eine Liaison mit dem Gottseibeiuns unterhalte. „Auf die Frage, ob sie einen förmlichen Pact mit ihm geschlossen habe, antwortete sie, daß sie dieses nicht gethan, sondern ihm nur versprochen, ihn zu begleiten, wenn er sie abholen würde, was mehre Mal geschehen sei. Der Teufel habe ihr gesagt, daß sie um Weihnachten ein lustiges Rendezvous haben würden und daß dann der Pact geschlossen werden solle. Sie erklärte ferner, daß ihr der Teufel zuerst in der Gestalt eines Rehs oder eines Hirschkalbs erschienen und um sie herumgehüpft sei, so daß sie sich nicht sehr erschrocken habe; er sei allmälig vertraulicher geworden und habe endlich mit ihr zu sprechen begonnen. (Hier wird der Verfasser unübersetzbar.) Sie erzählte, daß die Hexen nicht weit von ihrer Wohnung ihren Versammlungsort hätten; daß die einen in einer, die andern in einer andern Gestalt erschienen; so sei eine von ihnen in der Form einer Krähe mitten unter sie hineingeflogen. Infolge dieser Aussage, zu deren Unterstützung noch andere Beweise hinzukamen, wurde die Frau hingerichtet; ebenso ihr Ehemann, obgleich er sich nicht als schuldig bekannte." Die anderen, von Anne Cole denuncirten Personen suchten ihr Heil in der Flucht, nachdem man ein paar von ihnen, einen Mann und eine Frau, à la Carrier an Händen und Füßen gebunden in den Fluß geworfen hatte, da es eine notorische Thatsache ist, daß Hexen und Hexenmeister nicht ertrinken, weshalb man sich ebensooft genöthigt sah, sie zu verbrennen. Auch diese beiden

„schwammen auf dem Strom nach Art einer Boje, zum Theil über, zum Theil unter dem Wasser. Ein Zuschauer, welcher glaubte, daß jeder auf solche Weise Gebundene von dem Strom getragen werden müsse, erbot sich, es selbst zu versuchen; aber nachdem man ihn in gleicher Manier sacht auf das Wasser gelegt hatte, sank er augenblicklich unter. Dies war allerdings kein rechtlicher Beweis gegen die verdächtigen Individuen; da sie jedoch überlegten, daß ein Strick ihnen die Luftröhre zuschnüren könne, obgleich das Wasser es nicht vermochte, so nahmen sie eiligst Reißaus und man hat seitdem hier zu Lande nicht wieder von ihnen gehört." — „So behandelt Satan seine Clienten!" ruft der Verfasser am Schlusse dieser Geschichte aus. Er fügt hinzu, daß, nachdem die der Hexerei Angeklagten hingerichtet worden oder sich geflüchtet hatten, Anne Cole von ihrer Krankheit vollständig hergestellt wurde und viele Jahre bei guter Gesundheit verlebte, indem sie sich als eine fromme Christin zeigte.

Ein ähnlicher Fall trug sich bald darauf im Städtchen Groton (Massachusetts) zu, „bei dem der Satan offenbar die Hand im Spiel hatte," der aber einen weniger tragischen Ausgang nahm. „Es lebte in dieser Stadt eine Jungfrau, Namens Elisabeth Knap, die im Monat October, Anno 1671, in sehr seltsamer Weise befallen wurde, bald weinend, bald lachend, bald gräßlich brüllend, mit heftigen Bewegungen und Verrenkungen des Körpers und dem Geschrei: Geld! Geld! Im folgenden November wurde ihre Zunge mehre Stunden hintereinander in der Form eines Halbzirkels nach dem Gaumen heraufgezogen und konnte nicht davon entfernt werden, obgleich mehre es mit den Fingern versuchten. In einigen ihrer Anfälle vermochten sechs Männer kaum, sie festzuhalten, und sie sprang heulend und schauderhaften Anblicks im Hause umher. Am 17. December wurde ihr die Zunge bis zu einer enormen Länge aus dem Munde herausgezogen, und jetzt begann sichtbar ein Dämon aus ihr zu reden. Man hörte sie viele Worte, in welchen sich die Labialbuchstaben befanden, ohne Hilfe der Lippen aussprechen; ein klarer Beweis, daß die Stimme nicht die ihrige war. Bisweilen schienen die Worte aus ihrer Kehle zu kommen, wenn der Mund geschlossen war; bisweilen bei offenem Munde, aber ohne daß die Sprachwerkzeuge gebraucht wurden. Die von dem Teufel gehaltenen Reden waren hauptsächlich Schmähungen und Verunglimpfungen des Mr. Willard, eines damaligen würdigen und frommen Pastors der Kirche zu Groton. Ebenso ergoß sich der Dämon in den abscheulichsten und ruchlosesten Blasphemien, indem er sich selbst über den Allmächtigen stellte. Endlich rief das Mädchen in einem ihrer Anfälle aus, daß eine Nachbarin ihr erscheine und daß diese die Ursache ihrer Leiden sei. Die also angeklagte Person war eine gottergebene, heilige Frau, die sich alsbald auf den Rath ihrer Freunde zu der Unglücklichen begab, und obgleich diese mit geschlossenen Augen dalag, so konnte sie doch (so mächtig war die Einwirkung Satans auf sie) verkünden, wer gekommen sei,

und die Berührung jener Frau von der eines jeden andern unterscheiden. Aber das gottbegnadete Weib, das von einem boshaften Teufel also beschuldigt und geschmäht worden, betete ernstlich für die Besessene und in Gemeinschaft mit ihr; wonach letztere gestand, daß der Teufel sie verführt habe, indem er sie ohne Ursache Uebles von ihrer guten Nachbarin denken ließ. Auch klagte sie später niemals über ähnliche Erscheinungen oder Belästigungen; sie erkannte vielmehr, daß es der Teufel selbst war, der unter der Maske anderer sie gequält und ihr dann eingeredet habe, daß es nicht von ihm, sondern von diesen herrühre."

Mitunter begnügten sich auch die Hexen und ihre diabolischen Helfershelfer mit neckischen Streichen, die ihnen wahrscheinlich zur Kurzweil oder als Intermezzos zur Erholung von ihren wichtigen Beschäftigungen dienen mochten So wurde im Jahr 1679 die Wohnung eines gewissen William Morse in Newberry von einem Hauskobold alarmirt, der allerlei Schabernack trieb, über welchen der Beängstigte ein förmliches Tagebuch gehalten hat. Am 3. December „hörte er und seine Frau des Nachts ein Gepolter auf dem Dache ihres Hauses, als hätte man Steine und Knittel mit großer Heftigkeit gegen dasselbe geworfen; er stand auf, konnte aber nichts sehen, worauf er die Thüren fest verschloß und wieder zu Bette ging. Um Mitternacht hörte der Mann ein Schwein, welches einen großen Rumor im Hause machte; er stand also von neuem auf und fand ein großes Schwein im Hause, obgleich die Thür zu war; als er diese aber öffnete, lief das Schwein davon." Ob besagtes Schwein der Teufel in propria persona oder nur ein Medium war, dessen sich der Böse zur Verirung der armen Sterblichen bediente, wird nicht ausdrücklich angegeben und bleibt dieser interessante Punkt mithin zweifelhaft.

Ein ander Mal „wurden fünf mächtige Steine und Ziegeln von einer unsichtbaren Hand in das Haus hineingeworfen, während die Frau das Bett machte; die Bettstelle wurde in die Höhe gehoben, die Bettleiste aus dem Fenster geschleudert und die Katze ihr nachgeworfen; ein langer Stab tanzte den Kamin herab, ein gebrannter Ziegel und ein Stück Bret von einem Wetterdach kam durch das Fenster hereingeflogen u. s. w. Eine Zeitlang konnte die Familie ihr Abendbrot nicht ruhig verzehren, indem die Asche von dem Herde vor ihren Augen in ihre Speise, ja auf ihre Köpfe und ihre Kleider geworfen wurde, so daß sie in ihre Schlafkammer sich flüchten mußte, aber auch dort keine Ruhe hatte; denn einer von den Schuhen des Mannes, die er unten gelassen, wurde ihm, mit Asche und Kohlen gefüllt, nachgeworfen; das Licht wurde ausgelöscht, und als Mann und Frau, mit dem kleinen Knaben zwischen ihnen, im Bett lagen, fiel ein großer Stein, drei Pfund von Gewicht, aus der Dachluke auf sie herab, und sie wurden mit einem Hopfensack geschlagen, bis die Hopfen auf dem Fußboden zerstreut waren, worauf man den Sack hinwarf und sich entfernte."

Der eben erwähnte Knabe, der Enkel des Hausherrn, spielte, wie es scheint, eine hervorragende (active oder passive?) Rolle in diesen Scenen, die in unverkennbarem Zusammenhang mit jenen Phänomenen stehen, die unser aufgeklärtes Jahrhundert unter dem Namen des Tischrückens und Geisterklopfens anstaunen gelernt hat. Als er einst bei seinem Großvater saß, „fing er plötzlich an, sich heftig zu bewegen, worauf der Mann ihn zwischen seine Beine nahm; aber der Stuhl tanzte auf und nieder und hätte beinah sowol den Mann als den Knaben ins Feuer geschleudert, und nachher ward das Kind in solcher Manier umhergeworfen, daß man befürchten mußte, es würde ihm das Gehirn zerschmettert werden, indem der Mann ihn umsonst festzuhalten suchte. Der Knabe wurde nunmehr zu Bett gebracht; alsbald aber ließ sich ein fürchterlicher Lärm vernehmen, und als man fragte, was es gebe, antwortete er, daß sein Bett auf und nieder springe. Wie sie (der Mann und seine Frau) hinaufgingen, fanden sie zuerst alles ruhig; ehe sie aber lange dort gewesen, sahen sie das Kopfbett zittern und das Bettzeug zur Erde fliegen; kaum hatten sie den Knaben wieder zugedeckt, als die Laken abermals forthuschten, so daß sie, um nur Ruhe zu haben, ihn endlich aus dem Bette nahmen."

Analoge Erscheinungen wurden um dieselbe Zeit in andern Theilen Neuenglands bemerkt, wie in Portsmouth, Hartford und bei den Salmon Falls, wo ein böser Geist sich der Gattin des Antonio Hortado unter der Gestalt eines alten Weibes in einer weißen Haube und kurzem blauen Mantel zeigte. Die Glaubwürdigkeit dieser Berichte wird uns von dem Verfasser mit einem immensen Aufwand von Gelehrsamkeit vordemonstrirt, indem er alles, was ältere und neuere Autoren über Dämonen und Dämonologie geschrieben haben, zur Unterstützung seiner Thesis benutzt und endlich, sich auf die heilige Schrift berufend, durch Hinweisung auf die Hexe von Endor, die Zweifler glücklich zum Schweigen bringt.

Man wird sich aus diesen Mittheilungen überzeugt haben, daß Mather in vollem Maße den Aberglauben theilte, an dem seine Zeitgenossen laborirten; für ihn war die Welt mit Hexen und Zauberern, mit Agatho- und Kakodämonen, mit redenden Fischen und Vögeln und mit inspirirten Pferden und Ochsen angefüllt. Aber trotz der Begierde, mit der er den Wundergeschichten lauschte, die ihm erzählt wurden, und der naiven Einfalt, mit der er sie als lautere Wahrheit registrirte, muß man doch anerkennen, daß es dem guten Mann nicht ganz an Kritik fehlte; er gibt zu, daß manches, was von übernatürlichen Einflüssen herzurühren scheine, auf Sinnentäuschung beruhe oder gradezu durch Taschenspielerkünste hervorgebracht sei, und verwirft die „eitlen Lehren" der Kabbala und „jenes großen Schwarzkünstlers Pythagoras" über den Gebrauch gewisser Zeichen und Formeln als Beschwörungsmittel und über

die einigen Kräutern beigelegte Eigenschaft, die Geister anzulocken oder zu vertreiben. Und in einem Zeitalter wie das unsrige, wo die Tischverrücktheit und Geisterklopffechterei die Reise um die Welt gemacht hat, wo Psychographie und Somnambulismus grassiren und Mormonen und Irvingianer ihr Wesen treiben, wo Crucifixe Blut schwitzen und Madonnenbilder Thränen vergießen und wo die „Leibhaftigkeit" des Teufels sich von neuem zum Dogma unsrer reformirten Kirche erhebt, dürfen wir den ehrlichen alten Puritaner nicht zu streng beurtheilen, wenn er in denselben Irrwahn verfiel, den die Fortschritte der Cultur noch heute nicht ganz auszurotten vermocht haben.

Zur Geschichte der neuesten Theologie,

von Professor Karl Schwarz. Leipzig, Brockhaus. —

Der Verfasser hat die neueste Bewegung auf dem Gebiet der Theologie mit warmem Eifer selbst durchgemacht, er ist aber von den praktischen Tendenzen derselben nicht so umstrickt gewesen, daß er nicht ein völlig unbefangenes Urtheil bewahrt hätte. Neben der vollständigen Kenntniß seines Gegenstandes besitzt er eine reiche philosophische Bildung und zugleich das Talent, das mit großer Feinheit aufgefundene Nervengeflecht dieser Bewegung auch dem unkundigen Auge bloßzulegen. Obgleich er zwischen den guten und schlechten Richtungen der Theologie einen Unterschied macht, hat er doch ein gebildetes Verständniß auch für die guten Seiten seiner Gegner und das ehrliche Bestreben, denselben gerecht zu werden. Ueber das letzte Resultat seiner Ueberzeugung sind wir nicht ganz mit ihm einverstanden und hätten deshalb auch gegen die Art, wie er die neuesten Leistungen der Theologie bespricht und wie er sich die zukünftige Entwicklung denkt, manches einzuwenden; für alles Vorhergehende aber können wir uns zuversichtlich seiner Leitung anvertrauen. Wir durchmustern an seiner Hand, wenn auch nur flüchtig, das umfassende Gebiet der religiösen Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts.

Der alte Rationalismus, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte, litt nicht, wie man ihm nachzusagen pflegt, an einem Uebermaß der Vernunft, sondern an einer mangelhaften Ausbildung derselben. Er lehnte sich gegen die Uebernatürlichkeit der Dogmatik auf, aber nur um die gemeine Natürlichkeit, eine laxe Moral und einen nüchternen Pragmatismus an die Stelle zu setzen. Er konnte das Christenthum nicht kritisiren, weil ihm die Bildungsmomente fehlten, es zu verstehen.

Zwei Umstände waren es, welche eine Wiedergeburt der Religion herbeiführten: der ästhetische Bildungstrieb unsrer classischen und romantischen Dich-

ter und das Gefühl der ernsten, gemeinsamen Noth in den Zeiten der französischen Kriege. Fast jeder von den Dichtern und Philosophen, die sich damals an der Literatur betheiligten, trug sein Scherflein zur Wiederherstellung der Kirche bei. Bei weitem die wichtigsten Beiträge aber erfolgten von Hegel und Schleiermacher.

Hegel entdeckte durch seine Speculation den tiefen Inhalt der christlichen Vorstellungen. Es war natürlich, daß man in der ersten Freude über diese Entdeckung in den Wahn verfiel, das Dogma und die Speculation gingen wirklich an allen Punkten zusammen und wären nur der Form nach verschieden, daß man also den ganzen Inhalt der Vorstellung ohne kritische Prüfung in den Begriff verlegte. Mit seinem Widerwillen gegen allen abstracten Idealismus stellte sich Hegel entschieden auf Seite der Restauration. Die Kehrseite jenes Positivismus war eine Begriffsvergötterung, welche der Geschichte alles Blut aussog, so daß nicht lebendige Charaktere, sondern todte Begriffsformen die Ereignisse bestimmten. Indem Hegel in seiner Construction mit dem ganz Allgemeinen und Unbestimmten begann, mußte auch der ursprüngliche Gott bei ihm als das Leere und Inhaltlose erscheinen, und eine Erfüllung trat erst ein, als er sich in dem Menschen entfaltete. In dieser Beziehung ist die Lehre der Junghegelianer, daß der Mensch die wahre Darstellung Gottes sei, in Hegel bereits indicirt. — Wir bemerken zu dieser Darstellung, daß in der Entwicklung der hegelschen Philosophie der Fortschritt vom Positivismus zur Negation nicht ganz so in gerader Linie stattfand, als es hier angegeben wird. Die Richtung der Restauration fällt nicht in Hegels erste Periode, sondern erst in die zweite.

Einen umgekehrten Verlauf nahm die schleiermachersche Theologie. Sie begann kritisch zersetzend und pantheistisch und endigte im christlichen Glauben. — In Schleiermachers erstem Auftreten zeigt sich fast nur das ästhetische Bedürfniß nach religiösen Gefühlen, dieselbe Virtuosität der Empfindung, welche auch die religiösen Versuche der romantischen Schule charakterisirt. Schleiermacher ging nicht von der Theologie aus, sondern von der weltlichen, der Theologie entgegengesetzten Bildung; aber er hat eine nachhaltigere Wirkung ausgeübt, als seine Vorgänger, Herder, Jacobi u. s. w., weil er es verstand, die Ströme dieser Bildung wirklich in das Bett der Theologie abzuleiten und so eine innere Reform der Theologie vorzubereiten, während jene außerhalb der Theologie stehen blieben. „Schleiermacher war im Leben wie in der Wissenschaft der Repräsentant der Subjectivität, der Mann der rastlosesten Beweglichkeit, des beißendsten Witzes, wie des erregbarsten Gefühls. Es war in ihm eine wunderbare Federkraft des Geistes, eine dialektische Virtuosität nicht allein des Wissens, sondern auch des Wollens. Aber bei dieser funkensprühenden Dialektik, bei dieser rastlosen Beweglichkeit seines sittlichen Strebens offen-

barte sich zugleich eine tiefe Innerlichkeit, in welche das freie dialektische Spiel immer wieder zurückgelenkt wurde. Es war in ihm eine seltene Vereinigung von tiefer und sublimer Religiosität und unendlich beweglicher Verstandesreflexion." — Man kann sagen, daß Hegel die alte Orthodoxie vergeistigte, Schleiermacher den alten Pietismus. Darum ging der erste vorzugsweise auf die speculativen Dogmen aus, die Dreieinigkeit u. s. w., während Schleiermacher den ethischen Inhalt der Erlösung in den Vordergrund stellte. Sämmtliche Richtungen der Theologie wurden von ihm befruchtet, die äußerste Rechte wie die äußerste Linke, Tholuck wie Strauß. Auch wo sie gegen ihn kämpften, kämpften sie mit seinen Waffen. — Fast ebenso wichtig, wie sein Idealismus der religiösen Empfindung wurde seine Kritik der biblischen Geschichte. Man hatte in der rationalistischen Zeit vergebens sich abgemüht, die Widersprüche wie den Zusammenhang der verschiedenen Evangelien genügend zu erklären. Den wichtigsten Fortschritt hatte Gieseler gemacht, welcher an Stelle des schriftlichen Urevangeliums ein mündliches setzte; eine Annahme, die um so größern Anklang fand, als sie mit der wolfschen Analyse des Homer sich nahe berührte. Auch Schleiermacher geht aus von einer mündlichen Ueberlieferung, die aber nicht durch apostolische Leitung, sondern absichts- und reflexionslos entstand. Sie bildete sich gleich zu Anfang in zwei Hauptmassen, dem Kreis von Galiläa und von Jerusalem. Diese mündliche Ueberlieferung wurde bald fixirt durch Aufzeichnung einzelner Theile. Aus der verschiedenartigen Verbindung dieser kleinen Schriftstücke (Diegesen) ist die Differenz unsrer gegenwärtigen Evangelien zu erklären. Die Verfasser derselben sind nur Sammler und Bearbeiter des vorgefundenen Materials, keiner von ihnen hat aus eigner Anschauung geschöpft. Im Ganzen liegen die Thatsachen zu Grunde, manche Einzelnheiten dagegen sind mythisch, theils wegen der Trübheit der Quellen, theils aus Wundersucht. Dagegen steht das Evangelium Johannes auf historischem Boden. Hier haben wir nicht eine spätere Zusammenfügung mündlicher und schriftlicher Ueberlieferungen, sondern Selbsterlebtes. Der Augenzeuge tritt uns überall mit klarer Lebendigkeit entgegen. — Diese Kritik, die gegen die apostolischen Briefe mit ebenso großer Rücksichtslosigkeit ausgeübt wurde, als gegen die platonischen Dialoge, fand ihren Fortsetzer und Vervollständiger in De Wette. Der Charakter seines kritischen Verfahrens ist der des parteilosen, ruhigen Erwägens, das häufig ohne irgend einen Abschluß in Zweifel stehen bleibt.

Sowol Hegel als Schleiermacher standen auf dem Boden der classischen ästhetischen Bildung, obgleich sich namentlich bei dem letztern der Einfluß der innern sittlichen Wiedergeburt des Volks lebhaft geltend macht. Entschiedener trat dieser Einfluß bei der Wiederherstellung der Orthodoxie hervor. Ein großer Theil der modernen Rechtgläubigen war in der Burschenschaft gebildet. Es

war ein Streben nach Volksthümlichkeit, daß sie ein recht massives, derbes Christenthum im Sinne Luthers versuchten. Ihnen erschien diese ganze Theologie zu spiritualistisch, zu dünn und fein gespitzt, zu gefühlig und unbestimmt, daß sie wol dem Gebildeten und Geistreichen, nicht aber dem realistischen Sinn des Volks zugemuthet werden dürfe; und darauf kam es doch grade an, das Volk in Masse wieder mit Religion zu erfüllen. Bei einzelnen Repräsentanten jenes volksthümlichen Bedürfnisses, namentlich bei Claus Harms, war die Religion echt und ursprünglich, sehr bald mischten sich aber unreine Elemente dazu, vor allem der immer mehr um sich greifende Restaurationstrieb. Wie viel bequemer war es, die alten Fundamente aus dem Schutt hervorzusuchen, auf den Symbolen der Reformationszeit den kirchlichen Bau aufzurichten, als ihm einen tief und sicher gegründeten Unterbau zu geben! — Der Fortschritt der modernen Orthodoxie gegen die alte war die Hereinziehung des Gemüthslebens in den Wortglauben, während in dem früheren Pietismus sich beide Richtungen getrennt hatten. Dagegen ist die moderne Orthodoxie überall durchzogen von den Gedanken und Anschauungen der Gegenwart, sie ist angefressen von dem Gift der Philosophie, welche sie bekämpft und während sie sie im Innern verabscheut, schmückt sie sich mit den Formen ihrer Bildung. Namentlich entlehnt sie von ihr die Verachtungsphrasen gegen den flachen Rationalismus. — Aus dieser unmittelbaren Beziehung auf die Bildung erklärt sich auch der fanatische Haß gegen dieselbe. Alle großen und classischen Producte der Kunst und Wissenschaft, an denen sich der deutsche Geist seit einem halben Jahrhundert erhoben, sollten in den Staub getreten, sie sollten vom Standpunkt der kirchlichen Erbsündenlehre beurtheilt und dadurch in ihrem wahren Werth als glänzende Laster erkannt werden. — Der Unterschied gegen den frühern Supranaturalismus trat namentlich in der scharfen Betonung zweier Punkte hervor: der Lehre von der völligen Verderbniß der menschlichen Natur, in welcher nicht einmal die Empfänglichkeit für das Göttliche übriggeblieben und von der völligen Verfinsterung der menschlichen Vernunft, die unfähig sei, göttliche Dinge zu erfassen. Damit hing zusammen das unbedingte Festhalten am Buchstaben der Schrift, der Haß und die Proscription aller historischen Kritik. — Zuletzt wurde von den Vertretern der Kirche namentlich die juristische Seite hervorgekehrt und der Grundsatz: sei im Besitz und du bist im Recht den Rationalisten entgegengehalten.

Der bisherigen Halbheit in der Kritik wurde ein Ende gemacht durch das Leben Jesu von Strauß. Es laufen hier alle bisherigen kritischen Forschungen zusammen, aber sie werden zugleich vervollständigt, geschärft, zugespitzt, zusammengefaßt, auf einen Grundgedanken zurückgeführt. In dieser Nothwendigkeit des ganzen Verfahrens, das sich wie ein Naturproceß vollzieht, in dieser affectlosen Objectivität, mit welcher der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk und

nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt, lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buchs. Es stand mit der harten Gleichgiltigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte und die Inventur lautete auf: Bankrott. — Der speculative Ausgangspunkt ist der der Immanenz von Gott und Welt, welche für die Wunder, die äußerlichen und aphoristischen Eingriffe in die Welt keinen Raum übrigläßt. Nur ein andrer Ausdruck für diesen Gedanken war die Bestimmung, daß die Menschwerdung Gottes in Christo nicht eine einzige sei, sondern eine allgemeine, daß alles, was von ihm als Einzelnem ausgesagt werde, von dem Gattungsbegriff der Menschheit gelte. Das kritische Resultat ist das negative, daß die Evangelien nicht das sind, wofür sie sich ausgeben, daß in dieser sogenannten Geschichte alles unklar und widerspruchsvoll ist, daß der Mythus an allen Punkten sie ergriffen hat. Frühere Ausleger hatten bereits den Mythus zur Erklärung benutzt, aber nur für Nebendinge und das Außenwerk der Geschichte. Es zeigt sich dagegen bei unbefangener Betrachtung der verschiedenen Evangelien, daß das Zeugniß des einen so viel oder so wenig werth ist, wie des andern. Nirgend vermögen wir festen historischen Boden zu gewinnen. Der Schlüssel dieser Mythologie ist das alte Testament mit seinen messianischen Vorstellungen und Hoffnungen: das Bild des wirklichen Messias wurde durch die Züge des geweissagten und gehofften ausgeschmückt. Als historischer Kern bleibt nur das übrig, was Jesus gesprochen.

Unter den Gegnern, die augenblicklich in Masse auftraten, hob Steude in Tübingen die Bedeutung des Historischen im Leben Jesu für die ganze Entwicklung der Kirche hervor. Es sei unbegreiflich, daß ein gekreuzigter Jude die christliche Kirche gestiftet habe. Strauß replicirte darauf, es sei vielmehr schlechthin unbegreiflich, wie die Juden einen Mann, der am hellen lichten Tage so ungeheure Wunder that, kreuzigen konnten.

Die neue Orthodoxie erklärte Strauß für eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neuen theologischen Literatur, weil sie der volle und unzweideutige Ausdruck alles bis dahin nur noch unreifen Unglaubens sei. Nur in völliger Umkehr von diesem Wege, nur in der Unterwerfung unter den Buchstaben der Schrift, nur in der Annahme ihrer buchstäblichen Echtheit sei Rettung. Die Evangelische Kirchenzeitung sagte von Strauß, er habe das Herz des Leviathan, so hart wie ein Stein und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein, und wenn er nicht ausdrücklich des Heiligen spotte, so schwebe ihm doch immer der Spott auf den Lippen. Er taste mit Ruhe und Kaltblütigkeit den Gesalbten des Herrn an und seinem Auge entquelle nicht einmal die Quelle der Wehmuth.

Wir übergehen die weitern Gegner und Fortsetzer der straußschen Kritik

und machen nur noch auf die Charakteristik Tholucks und Neanders aufmerksam. Beide sind musterhaft.

Die tübinger Schule bezeichnet der Verfasser als einen sehr wichtigen Fortschritt über Strauß hinaus. Das straußsche Buch hatte keine sichere Grundlage gefunden. „Es war ein leichtes und lustiges Gebäude, keck hingestellt, ohne daß ihm eine sichere und dauerhafte Grundlage gegeben. Es war eine Kritik der evangelischen Geschichte versucht, ohne daß eine Kritik der einzelnen Evangelien, ihres Alters und Ursprungs vorausgegangen. Es war diese Kritik bei dem negativen Resultate angelangt, daß alle evangelische Geschichte unsicher geworden; aber es war nicht die letzte Aufgabe jeder Kritik, die Sonderung des Echten von dem Unechten, des Historischen von dem Unhistorischen vollzogen, es war nicht die Grenzlinie zwischen Geschichte und Mythus gefunden. Endlich war das Resultat deshalb ein so dürftiges, weil es in der bloßen Ungeschichtlichkeit bestand, nicht aber den Nachweis enthielt, wie die einzelnen Evangelien zu diesen Ungeschichtlichkeiten gekommen, welches das Charakteristische der verschiedenen Evangelien, welche die ihnen zu Grunde liegende Tendenz, die Art ihrer Entstehung und Composition. Der Grund aller dieser Mängel war der, daß die Kritik eines breitern historischen Unterbaues entbehrte." Der Verfasser setzt nun ausführlich auseinander, in welcher Weise die tübinger Schule diesen Uebelständen abgeholfen habe. Hier müssen wir uns aber einigen Einspruch erlauben.

Wenn Strauß auf jene Fragen die Antwort schuldig blieb, so lag der Grund keineswegs darin, daß er ihre Wichtigkeit verkannte, sondern in seiner Ueberzeugung, es lasse sich eine Antwort überhaupt nicht geben. Das ist grade das Wesen eines mythischen Zeitalters, daß sich die einzelnen Elemente desselben nicht mehr ermitteln lassen. Die äußeren Anhaltpunkte für die Evangeliengeschichte, gleichzeitige heidnische Schriftsteller, die darauf Bezug nehmen u. s. w., fehlen gänzlich; man muß sich daher lediglich nach innern Gründen entscheiden und diese Methode gibt der Subjectivität einen gar zu freien Spielraum. — Die tübinger Schule ging von der an sich ganz richtigen Grundanschauung aus, das Christenthum sei nicht ein von vornherein fertiges, sondern es habe sich allmälig entwickelt. Das jüdische Element war die Schranke, welche das weltbürgerliche paulinische Christenthum erst nach langen inneren Kämpfen durchbrechen konnte. Die dogmatischen Parteigegensätze des Petrinismus und Paulinismus sind der Schlüssel für die Literatur des ersten und zweiten Jahrhunderts, also auch für das Verständniß der kanonischen Schriften und der Frage nach ihrem Alter und Entstehungskreise. Diese Schriften stehen entweder noch unter der ganzen Heftigkeit des unmittelbaren Gegensatzes, wie die paulinischen Briefe einerseits und die Apokalypse andrerseits, oder sie gehören schon der spätern Tendenz an, den Gegensatz zu verwischen. So sind

die meisten der kanonischen Schriften Tendenzschriften und ihre Tendenz ist vorzugsweise eine vermittelnde. Unsre kanonischen Evangelien sind keineswegs die ältesten und ursprünglichsten Evangelienbildungen; ihnen geht ein älterer Stamm voraus, der Ausdruck des strengen rigoristischen Christenthums. Man hat ihn durch Auslassungen und Einschiebungen später der veränderten Tendenz angepaßt.

Die Richtigkeit dieser Auffassung vorausgesetzt, bleibt es doch sehr bedenklich, dieselbe lediglich nach innern Gründen im Detail auszuführen. Es ist charakteristisch, daß die Resultate der Schule, abgesehen von der Apostelgeschichte, wo freilich nur eine Quelle vorliegt, grade so divergiren, wie die Arbeiten der frühern Kritik. Wenn also auch das Resultat, man wisse nicht genau, wie es mit der Zusammensetzung des Einzelnen beschaffen sei, nur ein negatives ist, so ist es doch befriedigender, als der scheinbare Positivismus einer schnellfertigen Antwort, die nicht durch hinreichende Beweise gestützt wird.

Dessenungeachtet stimmen wir dem Verfasser darin vollkommen bei, daß sich mittelbar aus diesen Studien ein sehr großer Gewinn ergibt. „Wie viel oder wenig die Wissenschaft von allen Ergebnissen dieser Kritik stehen lassen mag, die von hier ausgegangene Anregung ist eine außerordentliche gewesen. Es ist die Literatur der beiden ersten Jahrhunderte von den kritischen Goldsuchern von neuem aufgewühlt und nicht so leicht irgend ein Goldkörnchen übersehen worden. Namentlich sind die Untersuchungen über die alten petrinischen Evangelien, die Clementinen, den Justinus Martyr und seine Denkwürdigkeiten der Apostel, den Marcion, sämmtliche apostolische Väter, den Montanismus, die Gnosis, die Passahstreitigkeiten u. s. w. u. s. w. mit großer Gründlichkeit geführt und die meisten dieser Fragen in ein ganz neues Stadium getreten ..... Diese sich in einem engen historischen Kreise bewegenden Arbeiten, welche mit mikroskopischer Genauigkeit auch die geringsten Data untersuchen und kritisch analysiren, erinnern an die gleichzeitige mikroskopische Richtung in den Naturwissenschaften und das ungeheure Aufgebot von Fleiß und Beobachtung, welches hier verwandt wird." — Nur darf man freilich dabei nicht vergessen, daß in dem Gebiet der Naturwissenschaften die mikroskopische Beobachtung wirkliche Gegenstände zeigt und daß es Mittel gibt, die künstlichen Gläser von aller falschen subjectiven Farbe zu befreien, während man in der Theologie nothwendigerweise mit subjectiven Voraussetzungen operiren muß, so daß es im höchsten Grade nothwendig ist, die mikroskopische Beobachtung durch jene großen Perspectiven, wie sie uns die Philosophie der Geschichte und die weltliche Geschichtschreibung überhaupt an die Hand gibt, zu ergänzen, um nicht falsche Dimensionen zu sehen.

Von der historischen Kritik wendet sich der Verfasser zu dem philosophisch-dogmatischen Proceß. — Der straußischen Dogmatik wird er nicht ganz gerecht.

„Die ganze Dogmatik", sagt er, „erscheint als ein innerer Bildungs- und Zerstörungsproceß, als ein resultatloses Entstehen und Vergehen, wobei namentlich alle Erscheinungen der sich rückbildenden Metamorphose, die versteckten Widersprüche, die allmälige Zernagung aller festen Fäden des Dogma durch den Zweifel mit erschreckender Wahrheit vorgeführt werden." „Es zeigt sich, wie seine Kritik eine nur auflösende, das Resultat ein nur negatives bleibt. Seine Dogmatik ist gar keine Dogmatik, sondern nur eine Kritik der einzelnen Dogmen ..... Die Kritik ist hoffnungslos blasirt, angefressen von dem ausdörrenden Geist der hegelschen Philosophie, ohne alle Frische und Tapferkeit einer eignen und positiven persönlichen Ueberzeugung, ohne die Kraft lebendiger, durch alle Zerstörungen hindurchschauender Intuition!" Das ist im höchsten Grade ungerecht. Strauß wollte ja gar keine Dogmatik schreiben, sondern nur einen Nachweis von dem allmäligen Umbildungsproceß der Dogmen aus der Form der Vorstellung in die Form des Begriffs, bei welchem Proceß ihr inneres Wesen verloren ging. Wenn seine Deduction falsch ist, so darf das nicht durch Vorwürfe gegen seinen Muth, an dem es ihm wahrhaftig nicht fehlt, sondern durch wissenschaftliche Gründe nachgewiesen werden. Ebenso ungerecht ist der folgende Vorwurf. „Der Grundirrthum ist der, daß die Religion mit der religiösen Vorstellung identificirt wird. Die religiöse Vorstellung ist aber nichts, als die unvollkommenste, die der großen Masse angehörende Form des Wissens von der Religion. Diese unreine, äußerliche, dualistische Form des Wissens soll aufgehoben werden in die höhere, in die wahrhaft wissenschaftliche, die philosophische. Die religiöse Vorstellung soll also durch die negative Kritik hindurchgehen und aufgehen in die Philosophie; nicht so die Religion." — Das ist doch wunderlich! Einmal hat es die Kritik der Dogmatik nicht mit der Religion an sich, sondern mit der Religion, wie sie in der Form der Vorstellung erscheint, zu thun; die Religion an sich gehört in ein andres Capitel. Sodann versteht man nicht recht den Zusammenhang dieser Behauptung mit den vorhergehenden Deductionen, aus denen sich doch ergab, daß jeder Versuch, die Dogmen in Philosopheme zu übersetzen, an seiner innern Unmöglichkeit scheitern mußte.

Dagegen stimmen wir mit dem, was über Feuerbach gesagt wird, vollständig überein. „Es ist in Feuerbach ein gewaltiger Durchbruch der Sinnlichkeit, des Anschauungsvermögens, der Leidenschaft, des ganzen lebensvollen und genußbedürftigen Menschen durch die unerträgliche Alleinherrschaft der Logik eingetreten .... Er selbst hat lange die Fesseln der Logik getragen und schleudert sie nun von sich mit der Leidenschaft eines Rasenden. Er sieht überall Beschränkung der Natur, Unnatur, falschen Spiritualismus, Idealismus u. s. w." — Sehr fein ist namentlich der Widerspruch entwickelt, der in Feuerbach selbst zwischen dem künstlich anerzogenen subjectiven Idealismus und dem Naturalis-

mus besteht. — Nach der Kritik des Radicalismus geht der Verfasser auf die sogenannte Vermittlungstheologie über.

„Dieser vielfach abgeschwächte und verdeckte, dieser, ich möchte sagen, verschämte Supranaturalismus, der eine tiefinnerliche Abneigung gegen die Wunder hat und so viel nur immer möglich von ihnen im Einzelnen beseitigt, ohne doch den Wunderbegriff im Ganzen los zu werden, ist deshalb besonderer Verfolgung bis in seine letzten Ausgänge werth, weil die Phrase in diesen Kreisen eine so schreckliche Herrschaft gewonnen hat und weil durch eine schärfere Analyse der hier geltenden Stichworte die Besprechung eines großen und wichtigen Theiles unsrer modernen Dogmatik überflüssig gemacht wird." — Wir wollen die Wichtigkeit dieser Untersuchung nicht in Abrede stellen, aber wir können nicht leugnen, sie ist ziemlich ermüdend. Es liegt das nicht in der Schuld des Verfassers: Non-entitäten zu classificiren ist immer ein undankbares Geschäft, obgleich man es zuweilen nicht umgehen kann. Weit anziehender ist die Kritik der neulutherischen Orthodoxie, die bereits in Hengstenberg einen Erzketzer sieht und die mit vollen Segeln der alleinseligmachenden Kirche zusteuert. Es ist in diesen Figuren, so unbequem sie im wirklichen Leben sind, ein gewisser handgreiflicher Realismus, der unwillkürlich den Humor herausfordert.

Mehr als im Anfang des Werks macht sich gegen den Schluß hin eine gewisse Unsicherheit im theologischen Standpunkt des Verfassers geltend. Daraus erklärt sich auch, daß er wohlgesinnte, aber höchst unbedeutende Schriftsteller mit Schonung, ja mit Vorliebe behandelt, z. B. den sogenannten deutschen Theologen. Er hat früher so lebhaft gegen die blos negative Richtung der frühern Kritiker geeifert, daß er sich seinerseits verpflichtet fühlt, einen positiven Abschluß zu versuchen; aber dieser Abschluß hat keine feste Grundlage. Er verheißt eine Theologie der Zukunft, die zugleich speculativ, historisch und ethisch sein soll. — An Speculation soll sie enthalten: „die Ueberwindung des supranaturalistischen, unserm ganzen Denken fremd gewordenen Schemas; die klare Erkenntniß, daß der Inhalt des Christenthums bei einer solchen Beseitigung nichts verliert, als die Form der Aeußerlichkeit, der Willkür u. s. w." — Das ist eine wunderliche Speculation, der man von vornherein vorschreiben will, was sie für ein Resultat gewinnen soll! Es wird doch wol wieder eine neue Scholastik daraus werden. — Historisch soll sie sein, insofern sie auch an die kanonischen Schriften den Maßstab strenger Kritik anlegt, aber auch insofern sie sich „in die Vergangenheit vertieft, jede Zeit und ihre Schöpfungen nach ihren eignen Maßen mißt, für die Größe und Herrlichkeit des productiv religiösen Lebens, der neuen Quellpunkte göttlicher Offenbarung das Auge offen hält." — Inwiefern unterscheidet sich also die Theologie der Zukunft von der Geschichte im eigentlichen Sinn? Diese soll doch auch die Augen für alle

die schönen Dinge offen erhalten, die uns hier beschrieben werden; oder soll die Theologie der Zukunft etwa von vornherein von der Ueberzeugung ausgehen, in dem Urchristenthum oder sonst in irgend einer Phase desselben seien die Quellpunkte der göttlichen Offenbarung wirklich vorhanden? Dann ist sie wol noch Theologie, aber nicht mehr historisch. — Ebenso bedenklich ist es mit der ethischen Bedeutung der Theologie der Zukunft. Es werden auch hier die größten Errungenschaften in Aussicht gestellt, aber der Verfasser vergißt folgende einfache und entscheidende Frage zu beantworten: Soll der Inhalt der Moral aus dem Inhalt des Christenthums hergeleitet, oder soll er unabhängig von demselben entwickelt werden? Im letztern Fall wird die Voraussetzung, beides müsse zusammenfallen, eine wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende sein.

In dieser Beziehung stehen wir gegen den Verfasser auf der Seite von Hengstenberg und Leo, auf der Seite von Strauß und Feuerbach. Die Speculation, die historische Kritik, die wissenschaftliche Moral muß voraussetzungslos sein. Wenn sie in ihrem letzten Resultat zu der Ueberzeugung kommt, der Inhalt des Christenthums sei der richtige, so ist das um so besser; aber anfangen kann sie mit dieser Ueberzeugung nicht, sonst hört sie auf, freie Speculation oder historische Kritik zu sein. Es hilft nichts, das Resultat von Strauß ist trotz seiner negativen Haltung das richtige. Die beiden Gebiete müssen sich unabhängig voneinander entwickeln. Indem aber die Wissenschaft das Recht der freien Entwicklung bewahrt, muß sie zugleich bekennen, daß die eigentliche Religion, die Gemüthswelt des Glaubens, nicht in ihren Bereich fällt. Wir verkennen die Uebelstände dieses Dualismus nicht, wir können ihn aber nicht vermeiden, wenn wir bei der Wahrheit stehen bleiben wollen.

Adel und Junkerthum.

Deutsches Staatswörterbuch. In Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von Dr. J. C. Bluntschli, ordentlichem Professor an der Universität München. Unter Mitredaction von Karl Brater. Erstes Heft. Stuttgart und Leipzig, Expedition des Staatswörterbuchs. —

Das welkersche Staatslexikon hat der Sache des Liberalismus so außerordentliche Dienste geleistet, daß man es sehr erklärlich finden muß, wenn die historische Schule sich versucht fühlt, diese Wirkungen durch ein ähnliches, wenn auch von einer entgegengesetzten Tendenz ausgehendes Unternehmen zu paralysiren. Nur ist in Bezug auf encyklopädische Werke die Reaction gegen den Liberalismus entschieden im Nachtheil. Die öffentliche Meinung ist ihr nicht günstig und es kostet also nicht geringe Mühe, solchen Versuchen nur über-

haupt Eingang und Aufmerksamkeit zu verschaffen. Wollte sie mit ihrer vollen Meinung herausrücken, so würde sie nur Gelächter oder Unwillen erregen und wenn sie sich in Gründe und Deductionen einläßt, so ist nicht immer von vornherein anzunehmen, daß ihre Resultate mit ihren ursprünglichen Absichten übereinstimmen werden. Indeß verdient ein solches Unternehmen auch insofern die Aufmerksamkeit des liberalen Publicums, als das welkersche Lexikon sich in der That verbraucht hat. Der Liberalismus hat seit der Zeit, da es geschrieben wurde, eine innere sehr tief eingreifende Entwicklung durchgemacht. Er hat sich von den Resultaten der historischen Schule vieles angeeignet und die Abstractionen, mit denen man im ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts ausschließlich operirte, haben keine Kraft mehr.

Aus dem ersten Heft, welches uns vorliegt, ist natürlich auf die Haltung des Ganzen noch kein bestimmter Schluß zu ziehen. Der Name des Herausgebers und sein Parteistandpunkt ist bekannt genug, indessen hat er selbst vielfältige Entwicklungen durchgemacht und von seiner ehemaligen Rohmerschen Mystik wird wol bei ihm nicht mehr die Rede sein. Das vorläufige Verzeichniß von Mitarbeitern enthält keineswegs lauter Conservative in der modernen Bedeutung des Worts; es sind mehre Namen von gutem liberalen Klang darunter, außerdem mehre Namen, bei denen man nicht recht begreift, in welchem Zusammenhang sie mit einem staatsrechtlichen Unternehmen stehen, wenn nicht etwa locale Gründe obwalten. Der einzige Artikel von größerem Umfang, der einen bestimmten Parteistandpunkt einnimmt, ist vom Herausgeber selbst und handelt über den Adel. Er ist so mäßig gehalten, daß wir ihm in den meisten Punkten beipflichten können, wenn wir auch namentlich in Bezug auf die Art und Weise, wie er sich eine Reform des deutschen Adels denkt, von ihm abweichen. Statt uns indeß auf eine Kritik einzulassen, wollen wir hier kurz diejenigen Gesichtspunkte zusammenstellen, welche uns bei einer der wichtigsten Tagesfragen die leitenden zu sein scheinen.

Daß der Adel im Allgemeinen unpopulär ist, nur nicht bei reichen bürgerlichen Damen, die gern gnädige Frau werden wollen, ist eine unbestreitbare Thatsache; vielleicht ist sogar der letztere Umstand ein nicht unwesentliches Motiv jener Unpopularität. Als die preußische sogenannte Nationalversammlung die völlige Abschaffung des Adels in Angriff nahm, erfreute sie sich der lebhaften Zustimmung der überwiegenden Majorität; ja wir sind überzeugt, daß unter den Conservativen im Bürgerstande, die aus Furcht vor der Revolution dem ausgesprochenen Absolutismus das Wort reden, daß unter den sogenannten Heulern die überwiegende Mehrheit mit der Abschaffung des Adels vollkommen einverstanden sein würde. Man kann sich nicht leicht eine conservativere Natur vorstellen, als den ältern Niebuhr, und doch zieht sich durch seine Briefe ein geheimer, tiefer, leidenschaftlicher Haß gegen den Adel:

ein Haß, der sich auf seinen Sohn nicht fortgeerbt zu haben scheint, wenn man dem bekannten Schriftstück über den Depeschendiebstahl trauen darf.

Die Abneigung gegen den Adel entspringt aus zwei sehr verschiedenen Motiven, die man nicht miteinander verwechseln darf. Das erste ist der dem Menschen angeborene Neid gegen jede Bevorzugung, in der er keine innere Nothwendigkeit findet; am meisten gegen eine solche Bevorzugung, die nicht auszugleichen ist. Wenn man schon den reicheren Mann beneidet, so kann man sich doch damit trösten, daß man durch Fleiß und Geschicklichkeit ihm nacheifern kann. Der Adel dagegen läßt sich nicht erwerben; man kann zwar geadelt werden, aber damit erlangt man noch keine Ahnen, die von ihrem Schloß aus die Pfeffersäcke geplündert hätten, man entbehrt also grade die Hauptsache. — Man darf diesen Neid nicht ohne weiteres moralisch verurtheilen, denn er ist natürlich, er ist ein Moment der politischen Entwicklung. Aber man darf sich auch von ihm nicht bestimmen lassen, denn das politische Urtheil soll nicht nach der Leidenschaft, sondern nach der Vernunft gehen. — Ein zweites Motiv bezieht sich nicht auf den Adel im Allgemeinen, sondern auf denjenigen Adel, der die übrigen Stände unterdrückt. Dieses Motiv ist nicht blos durchaus gerechtfertigt, sondern es ist auch so mächtig und wirksam, daß man mit der größten Zuversicht voraussagen kann: jeder Adel, der im System der Unterdrückung beharrt, bereitet sich dadurch allmälig selbst den Untergang.

Um in der Adelsfrage unbefangen zu urtheilen, muß man vor allem von dem Gedanken ausgehen, daß der Adel eine Thatsache ist. Eine Thatsache läßt sich durch einen Federstrich nicht wegschaffen. Es war von Seiten der preußischen Nationalversammlung ein ungeheurer Irrthum, daß sie glaubte, den Adel durch ein Decret aufheben zu können. Die Grundlage des Adels ist das sociale Vorurtheil und gegen Vorurtheile kämpft man nicht mit Gesetzen.

Dagegen ist es von Seiten des Bürgerstandes nicht nur vollkommen gerechtfertigt, wenn er nach der Abschaffung aller Standesunterschiede strebt, sondern der Adel, wenn man ihm einigermaßen sein Verhältniß zur Gegenwart klar macht, muß ihn darin aufs eifrigste unterstützen. Das Institut des Adels, weil es vorzugsweise auf socialen Vorurtheilen beruht, ist unabhängig von gesetzlichen Bestimmungen; ja es wird um so mehr gedeihen, je weniger es sich solcher Krücken bedient. Denn nur aus jenen Privilegien entspringt die Abneigung, mit welcher ihn der wohlgesinnte Theil der Nation betrachtet; und wenn diejenige Partei, die sich gern als Vertreterin des Adels bezeichnet, es wirklich dahin bringt, eins nach dem andern jener verrosteten Vorrechte wiederherzustellen, so wird die natürliche Folge eine Reaction sein, deren Tragweite sich gar nicht berechnen läßt. Was der Adel an Titeln der Macht gewinnt, verliert er an wirklicher Macht.

Das alte Landrecht nannte den Adel den ersten Stand im Staat; die gegenwärtige preußische Verfassung dagegen enthält den Paragraphen: Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich; Standesunterschiede finden nicht statt. Die äußerste Rechte beantragte die Streichung des Paragraphen; sie ist zwar dies Mal in ungeheurer Mehrheit verworfen, aber das ist noch kein Grund, daß sie nicht in einer der nächsten Sessionen durchgehen könnte. Es ist daher nothwendig, auf die Frage fortwährend seine Aufmerksamkeit zu richten.

Auch dies Mal geht die äußerste Rechte, wie gewöhnlich, scheinbar von der Abneigung gegen allgemeine unbestimmte Paragraphen aus. Allein jener Paragraph ist ganz und gar nicht unbestimmt, er bezieht sich auf die angeführte Bestimmung des allgemeinen Landrechts, die damit aufgehoben wird. Die Bestimmung des Landrechts, daß der Adel der erste Stand im Staate sei, drückte nicht blos ein Factum aus, sondern eine gesetzliche Garantie für die Fortdauer dieses Factums, die durch anderweitige Bestimmungen, z. B. eximirte Gerichtsbarkeit, verschiedene Behandlung bei Injurienprocessen und dergleichen, näher bestimmt wurde. Die Verfassung hebt die Garantie auf, sie will aber das Factum selbst nicht aufheben. Der Adel möge immerhin der erste Stand im Staate sein, aber er möge es durch sich selbst werden; der Staat soll ihm keine Hilfe leisten. Und damit ist allerdings allen gerechtfertigten Klagen des Bürgerstandes abgeholfen und der Adel auf seine eignen Hilfsquellen angewiesen. Wenn es aber irgend etwas gibt, was den Stand als solchen erhalten und fördern kann, so ist es, daß man ihn zwingt, auf eignen Füßen zu stehen. Wir wollen, um das zu belegen, ins Einzelne eingehen.

Noch immer gilt der Edelmann allein für hoffähig, während seine ausschließliche Berechtigung zum höhern Militärdienst aufgehört hat. Hier zeigt sich so recht, wie wenig es nöthig, ja wie schädlich es ist, einem Verhältniß, welches aus der Natur der Dinge hervorgeht, gesetzliche Sanction und dadurch einen gehässigen Anstrich zu geben. So lange der Zugang zu den Offizierstellen dem Bürgerlichen gesetzlich verschlossen bleibt, wird er es als eine Zurücksetzung bitter empfinden, und die Stellung der Offiziere gegen das Publicum wird dadurch erschwert. Sobald man ihm aber die Schranken eröffnet, wird der Eintritt eines Bürgerlichen in das Militär immer eine seltene Ausnahme sein; denn durch seine ganze Erziehung ist seinen Wünschen und Hoffnungen eine andere Richtung gegeben, und praktisch betrachtet ist jedes andere Geschäft ergiebiger. Der Adel wird stets den Stamm des deutschen Offizierstandes bilden, und es ist im Ganzen auch am vortheilhaftesten für den Staat, der dadurch eine traditionelle Kriegsschule, einen bestimmt ausgeprägten Corpsgeist und nebenbei wohlfeile Exerciermeister erhält. Um diese Zustände zu erhalten, bedarf es keines äußerlichen künstlichen Mittels. Ebensowenig ist ein Zudrang der Bürgerlichen zum Hofdienst zu befürchten. Gewiß muß es dem

Monarchen ebenso freistehen, wie jedem Privatmann, sich seinen Umgang aus den Kreisen zu wählen, die ihm zusagen; aber durch das sogenannte Gesetz der Etikette, welches den Hofdienst auf einen bestimmten Stand beschränkt, nimmt er sich seine eigne Freiheit, ohne etwas zu gewinnen. Jene Etikette schreibt sich aus den Zeiten Ludwigs XIV. her, wo man die Majestät des Throns dadurch sicher zu stellen glaubte, daß man ihn so unnahbar als möglich machte. Der Erfolg hat gelehrt, was diese Kasteneintheilung fruchtet. Der Bürgerstand verabscheute den gesammten Hof, weil er ihm versagt war, und der Adel wußte sein leeres Leben nicht besser auszufüllen, als durch Verbreitung skandalöser Geschichten über jenen Hof, dem er zu nahe stand, um ihn zu achten. Es ist ein altes Sprichwort, daß es für den Bedienten keinen Helden gibt; es ist weder für die Monarchie noch für den Adel ein Gewinn, wenn man den letztern den Dienst im eigentlichsten Sinn als höchste Ehre zu betrachten gewöhnt. — Schwieriger wird die Concurrenz in dem sehr wichtigen Punkt des Gutsbesitzes auszuschließen sein. Den Bürgerlichen gradezu von dem Kauf eines Rittergutes auszuschließen, wird ernstlich wol kaum noch der äußersten Adelsfraction einfallen, so sehr sie es im Geheimen wünschen mag. Hier kreuzen sich bei ihr die widersprechendsten Empfindungen, denn einerseits ist sie zu sehr in die Mysterien des modernen Geldverkehrs eingeweiht, um an die Möglichkeit eines solchen Verbots zu denken, andererseits fühlt sie recht wohl, daß seit der Einführung des freien Güterkaufs die Ritterschaft aufgehört hat ein Stand zu sein. Man fragt sich häufig, worin eigentlich der Unterschied zwischen der äußersten Rechten und der ministeriellen Rechten liegt, abgesehen von der Metaphysik des Parteistandpunktes, die viel zu tiefsinnig ist, um von der Mehrzahl der Parteigenossen auch nur verstanden zu werden. Am einfachsten könnte man ihn dahin definiren: die ministerielle Rechte will die absolute Herrschaft der Regierung in allen Kreisen des Lebens, die äußerste Rechte will dasselbe, mit Ausschluß der Rittergüter. Theoretisch wird zwar hin und wieder davon gesprochen, es sollen auf dem Wege der Corporation organische Bildungen hervorgehen, die endlich in ihrer höchsten Spitze die Staatsregierung enthalten; daß aber praktisch niemand daran denkt, zeigt am deutlichsten das Verhalten der äußersten Rechten bei Gelegenheit der rheinischen Gemeindeordnung. Freilich will der Adel regieren, aber nicht als ständische Corporation, sondern in der hergebrachten bureaukratischen Form. Für sich als Stand verlangt er nur Ungenirtheit in seinen Privatverhältnissen. Wenn diese Ungenirtheit auch zuweilen zu Uebertreibungen führt, wie sie in der Rede des Grafen Pfeil und in einem gleich darauf folgenden Criminalproceß zur Sprache kamen, so könnte man es doch bis zu einer gewissen Grenze hin billigen, vorausgesetzt, daß den andern Lebenskreisen eine ähnliche Ungenirtheit zu Theil würde. Aber dazu wird sich die äußerste Rechte am allerwenigsten hergeben,

denn in jeder Unabhängigkeit bürgerlicher Kreise sieht sie die anbrechende Revolution. An diesem Widerspruch wird die Partei zuletzt untergehen.

So lange der Adel seine Interessen dadurch zu vertheidigen sucht, daß er sie von den Gesammtinteressen des Staats sondert, werden seine Bestrebungen fruchtlos bleiben, denn er kann sich selbst der Logik der Zustände nicht entziehen, und diese geht über Wünsche und Illusionen gleichgiltig hinweg. Es ist gewiß ein begreiflicher und menschlich achtungswerther Wunsch, ein Gut in den Händen der Familie zu erhalten, so daß sich die Beziehung zum Lande, der Stand und die Gesinnung regelmäßig vom Vater auf den Sohn forterben; aber diesen Wunsch durch Einrichtung von Majoraten gesetzlich zu fixiren, ist darum fruchtlos, weil dieses Institut den allgemeinen Gesetzen der Landwirthschaft, wie sie sich in Deutschland praktisch herausgestellt haben, widerstreitet. Der Edelmann ist durch die Natur der Dinge dahin getrieben, Industrieller und Kaufmann zu werden, wie seine andern Mitbürger. Will er trotzdem die Vorzüge seines Standes erhalten, so kann das nur auf dem Wege des bürgerlichen Geschäftsbetriebs geschehen.

Was wir bisher angedeutet, bezog sich alles auf den Grundsatz, daß das Fortbestehen des Adels in der alten Form nur dann möglich und wünschenswerth ist, wenn er sich lediglich auf seine eigne Kraft stützt, und die äußerliche künstliche Hilfe des Staats verschmäht. Bei freier Concurrenz hat er noch immer die besten Mittel in der Hand, sich, ohne Neid zu erregen, als erster Stand im Staate zu behaupten. Zieht er aber um sich eine chinesische Mauer, so reizt er dadurch nur den gesammten Bürgerstand zum Angriff, und in diesem würde sich doch früher oder später das Recht des Stärkern geltend machen. Darum ist es auch unbedacht, wenn man neuerdings versucht, den Adel auf dem Wege der Association zu heben, die sich dann mit Beihilfe des Staats als Corporation fixiren soll; denn durch dieses Streben nach Ausschließung macht man den gesammten Bürgerstand zum Feind der bestehenden Ordnung.

Eine zweite ebenso wichtige Bedingung für das Fortbestehen des Adels ist, daß er wirklich die nationale Gesinnung in ihrer reinsten Form repräsentirt. Hier ist nun verhältnißmäßig der östreichische und preußische Adel gegen den übrigen deutschen Adel sehr günstig gestellt, denn er kann in der That eine nationale Gesinnung, eine historische Idee, eine große Vergangenheit und eine hoffnungsreiche Zukunft repräsentiren. Ebenso ist der niedere Adel gegen den hohen Adel im Vorzug, und das ist ein sehr bedenklicher Umstand, den man bei einem Vergleich mit England nicht außer Acht lassen darf. Ein Vaterland hat der hohe Adel wol, aber das Vaterland ist vorläufig politisch nicht constituirt, es ist bis auf weiteres ein geographischer Begriff. In der englischen Nobility lebt der ganze Stolz einer ersten Weltmacht. Welcher

substantielle Stolz sollte wol in unsern Standesherren, mediatisirten Fürsten u. s. w. leben? Er hat den Stolz seines Standes, aber nicht den Stolz der Nation. Wenn irgend jemand Ursache hat, nach der Herstellung eines einigen Deutschlands zu streben, so ists der hohe Adel. Leider hat aber grade in diesem Stande die Idee am wenigsten Wurzel geschlagen.

Aber auch der preußische Adel ist trotz seiner günstigeren Stellung, durch den verhängnißvollen Einfluß der Kreuzzeitungspartei auf einem sehr schlimmen Wege. Auf der einen Seite verliert er die hochherzige ritterliche Farbe mehr und mehr, er betreibt die Börsengeschäfte, und was sonst dazu gehört, mit demselben Eifer, wie die eigentlichen Geschäftsleute, und Motive des Erwerbs drängen sich vernehmlich über die eigentlich adeligen Motive hervor; auf der andern hält er es für seine Parteipflicht, in Bezug auf Religion und Politik der öffentlichen Meinung so stark als möglich ins Gesicht zu schlagen. Man vergleiche das Verhalten der preußischen Tories im Jahr 1850 mit dem Verhalten der englischen Tories im Jahr 1855, und es ist alles gesagt. Die stolzen britischen Lords hatten vom Gesichtspunkt ihrer Standesinteressen gewiß mehr Hinneigung zu Kaiser Nikolaus, als zu Kaiser Napoleon; aber vor dem nationalen Interesse verstummte das Standesinteresse vollständig, und der britische Adel hat wie ein Mann an der Spitze der nationalen Bewegung gestanden. Wenn dies Verhältniß sich nicht auch in Deutschland wiederherstellt, wenn der Adel nicht wirklich der Träger der nationalen Idee wird, so wird unsre Zukunft, wie fern sie auch noch liegen mag, demokratisch sein.

Diesen Gesichtspunkt im Vergleich mit England muß man vorzugsweise im Auge behalten, wenn man an eine Reform und Befestigung des Adels denkt. Die sonstigen Versuche, den deutschen Adel dem Vorbild des englischen nachzubilden, Versuche, die sich auch in dem bluntschlischen Wörterbuch geltend machen, sind zum Theil wohlgemeint, aber sie widersprechen der Natur des deutschen Rechts. Der Adel liegt bei uns in der Geburt, nicht im Besitz, und jeder Versuch, die jüngeren Söhne aus dem Kreis des Adels zurückzudrängen, würde dem Widerstreben des gesammten Standes begegnen und fruchtlos sein. Im Jahr 1840 machte man den Versuch, die neuen Adelsverleihungen an die Fortdauer des ritterschaftlichen Grundbesitzes zu knüpfen. Der Versuch wurde augenblicklich wieder aufgegeben, weil er allen unsern Sitten, Gewohnheiten und Neigungen widersprach. Wenn man die Begriffe Adel und Junkerthum in der Weise sich entgegensetzen will, daß sich in dem erstern der Standesvorzug zugleich an den wirklichen Besitz, in dem zweiten lediglich an die Geburt knüpft, so ist für Deutschland Adel und Junkerthum identisch.

Aber wir machen einen andern Unterschied. Nach uns artet der Adel dann zum Junkerthum aus, wenn er sich durch Vorrecht und Privilegien von seinen Mitbürgern absondert und wenn er dem Inhalt des nationalen Willens

ein Standesinteresse entgegensetzt. Wo die Bildung der Nation im Adel den würdigsten Ausdruck findet, wird er sich als der erste Stand im Staate behaupten; wo er sich ihm entgegensetzt, wird er untergehen.

Die leipziger Gewandhausconcerte im Winter 1855 auf 1856.

Es wäre unnütz, in diesen Blättern noch einmal darzulegen, worin die Licht- und Schattenseiten der leipziger Gewandhausconcerte zu suchen sind, da den Lesern der Grenzboten die vorjährigen Aufsätze hierüber wol noch im Gedächtniß geblieben sein werden. Der Ruf der Gewandhausconcerte ist so wohl begründet, ihre Verdienste um die Kunst so mannigfach, daß sie als eine Autorität vor ganz Deutschland dastehn. In Rücksicht auf diese ehrenvolle Stellung hat nun vergangenes Jahr sich eine gewichtige Stimme vernehmen lassen, die erfüllt von dem Wunsch auch für deren ferneres Regiment im Gebiete der musikalischen Kunst sich nicht scheute, auf die Mängel derselben hinzuweisen, auf ein gewisses unfertiges, halbschüriges Wesen aufmerksam zu machen, das sich diesem sonst so ausgezeichnetem Institut angedrängt hat. Man hätte erwarten sollen, daß bei der Einsicht, mit welcher jener Freund und Kenner der Musik seine Wünsche für die Zukunft dieser Anstalt aussprach, bei der schlagenden Beweiskraft seiner Behauptungen, die unparteiisch Lob wie Tadel mit sich führten, sich eine größere Bereitwilligkeit würde gezeigt haben, solchen gerechten Anforderungen nachzukommen, als es im Laufe dieses Winterhalbjahres wirklich der Fall gewesen ist. Wir enthalten uns einer nochmaligen Darlegung der dort gerügten Unvollkommenheiten, da wir nur hinter der Klarheit und Entschiedenheit jener Aufsätze zurückbleiben würden und begnügen uns, auf die Nichtachtung so wohlgemeinten Rathes aufmerksam zu machen.

Es würde freilich einige Anstrengung, ja auch wol einige Kämpfe kosten, die Anstalt dem Ideal zuzuführen; ein Asyl zu schaffen, in dem die Genien deutscher Kunst eine beständige Auferstehung feiern, aber nicht ein Wirthshaus für wandernde Kunstjünger! Könnten diese Zeilen dazu beitragen, die Anstalt, die sich zu einer in ihrer Art einzigen stempeln ließe, davor zu bewahren, daß sie ihrem Zerrbilde entgegenschlendert. So nämlich muß ich das beharrliche Festhalten eines Standpunktes nennen, der, wenn er auch durch einen großen Meister herbeigeführt wurde, nicht die Grenze sein darf, bis zu der das Institut ausbildbar war und über den hinaus kein weiterer Schritt zur Vollkommenheit möglich wäre. Wem Concertabende aus früherer Zeit in der Erinnerung sind, der wird, wenn er die epochemachende Zeit, in der Mendelssohn

die Seele des Institutes war, dagegen hält, leicht einsehen, wie eigenthümlich die classischen Werke unsrer großen Musiker, trotz der tüchtigen Weise der Aufführungen, die man vom Gewandhausconcert gewöhnt war, wie frisch, wie neubelebt diese Werke jetzt hervortraten. Eine Menge bisher nur unvollkommen benutzter Vortragsmittel, deren treffliche Wirkung der scharfe Verstand des Dirigenten genau zu berechnen wußte und vor deren Uebertreibung und unziemlicher Anwendung sein durchgebildeter Geschmack ihn sicher stellten, traten hervor und ein ungetheilter dauernder Enthusiasmus für die Gabe, wie für die Anmuth des Gebens war das Resultat. Wer möchte nicht von Herzen wünschen, dieses Vermächtniß Mendelssohns für immer erhalten zu wissen! Allein schon hier machen wir auf eine Gefahr aufmerksam; die beste Absicht, der Art und Weise des Meisters genug zu thun, hat gar nicht selten die Anwendung jener Mittel so gesteigert, daß unbefangene Hörer sich über die Schärfe der musikalischen Accentuation wundern mußten. Eine Verwendung der musikalischen Vortragsmittel in dieser Weise grenzt an Manier. Wie der geschickte Vorleser dem Werke des Dichters so viel von der eignen Persönlichkeit mittheilt, daß eine originelle Belebung stattfindet, so entzückte Mendelssohn uns durch die Verjüngung, welche die einzelnen Kunstwerke in seiner eignen Seele erfuhren. Weniger erinnert man sich einer zweiten Wirksamkeit des großen Künstlers, in welcher wir ihn von jeher gern mit Lessing verglichen haben. Mendelssohn war ein geschworner Feind des Zopfes und der Pedanterie und so weit hier sein Arm reichte, räumte er schonungslos auf. Es wäre nicht schwer, aus der literarischen Geschichte der Musik unsrer Tage eine große Anzahl sogenannter Lieblingsstücke des Publicums anzuführen, die vor Mendelssohn ihres Beifalls gewiß, nach seinem Erscheinen ihren Rückzug in die innersten Räume musikalischer Bibliotheken antreten mußten; die Tragweite aber auch einer solchen Persönlichkeit sollte ihre Grenzen haben, es blieben noch immer Dünste und Nebel genug übrig, die eine Reinigung der musikalischen Atmosphäre auch fernerhin dringend empfehlen. Der ästhetische Libertinismus, der gar eine große Gemeinde zählt, damit zusammenhängende Bedürfnisse, die der Notenhandel bereitwillig pflegt und befördert, sind es, die uns noch heutigen Tages mit einer Masse mephitischen Qualmes beschwerlich werden. Sonach darf sich niemand wundern, wenn nach Mendelssohn noch viel zu thun übrig geblieben ist, sicher wäre es weniger gewesen, wenn er länger unter uns seine ruhmvolle Bahn hätte wandeln sollen. Deutlich genug aber sollte ich meinen, hätte er gezeigt, welche Idee er von der Aufgabe des Instituts gehabt und daß er am wenigsten geglaubt hat, die absolute Höhe erreicht zu haben. Er wollte es nicht nur zu einem Muster technischer Ausführung, sondern vor allem zu einem Muster des Geschmacks erheben; zur Trägerin reiner, unbefleckter Kunstfreiheit, zur Darstellerin jenes Ideals, das wir als deutsches Geisteseigenthum ansprechen dürfen. Zum Fest-

halten dieser Idee, die den jetzigen Lenkern des Instituts nicht immer gegenwärtig geblieben ist, gehören zwei Elemente, die in der Persönlichkeit des gegenwärtigen Dirigenten freilich ganz vorzüglich vertreten sind, gründliche musikalische Bildung und Begeisterung für das Ewig-Frische, für die nie veraltende unerschöpfliche Schönheit der Werke unsrer großen Meister. Es ist eine Probe der Tüchtigkeit, nach Mendelssohn denselben Platz so auszufüllen, als es geschieht und wir wüßten in der Energie der Direction keinen zweiten ihm unter den Lebenden zur Seite zu stellen. Allein über die Wahl des Auszuführenden müßte er strenger wachen, als es geschieht. Der Vorwurf der Einseitigkeit, der möglicherweise von einem Publicum erhoben werden könnte, das ebensooft, öfter sogar seine Augen als seine Ohren abonnirt, würde nur zum Lobe ausschlagen. Was soll man aber sagen, wenn man die diesjährigen Programms durchgeht? Noch immer ein Anblick, der unwillkürlich an die Kleidung einer bekannten italienischen Volksmaske erinnert. Hält man etwa an den Programms fest, aus Pietät gegen ähnliche unter Mendelssohns Regiment? Mendelsohns Umänderungen des Progamms geschahen sehr weise, nicht gewaltsam, davor schützte ihn die Gediegenheit seiner Bildung. Es empfahl sich aber eine ästhetische Nichtigkeit nach der andern und betrat das Repertoir nicht wieder. Das, was von Unbedeutendem, Schlechtem aber stehen blieb, ließ er nicht gewähren aus Nachgiebigkeit oder schwachgemuther Toleranz, sondern aus Klugheit, weil er wußte, daß man in dieser Arbeit mit wenig Gutem schon weit reicht; seine Sorge wäre aber sicher geblieben, allmälig nichts mehr zur Aufführung kommen zu lassen, das nicht ohne alle Nebenrücksicht ein Meisterstück genannt zu werden verdiente. Man wende nicht ein, daß ein Institut, wie das hiesige, die Aufgabe habe auch die Leistungen der Gegenwart im Auge zu behalten und dem Publicum vorzuführen. Diese Obliegenheit wird durchaus nicht in Abrede gestellt, allein unbegreiflich bleibt es, beim Durchlaufen der Programms dieses Winterhalbjahres zu bemerken, daß man lediglich einer meist nur ungenügenden Virtuosität wegen einundzwanzig Stücke vorgeführt hat, die ich noch ehre, wenn ich sie gedankenlose Sammelsurien elender musikalischer Phrasen nenne. Was sollen solche Giftschwämme neben den edelsten Gaben mozartischer oder beethovenscher Muse. Um solchen Preis ist die höchste Virtuosität zu theuer gekauft. Solcher Nichtigkeiten wegen, die ihr Fortbestehen nur der irrthümlichen Ansicht verdanken, als gehöre zu einem leipziger Gewandhausconcert die Leistung eines Virtuosen oder Sängers als nothwendiger Bestandtheil, bleiben drei Simphonien Beethovens unaufgeführt. Man sieht mit Bedauern auf dem Programm des zweiten Concerts, hinter der Simphonie von Haydn die Ziffer VII., denn nur einmal noch war es möglich, eine der zahlreichen Simphonien dieses Meisters vorzuführen. Warum? weil man die Pflicht hatte, eine Anzahl ganz mit

Recht zu antiquirender früherer Paradestücke zur Langenweile jedes feiner gebildeten Kunstverständigen aus dem Notenschrank hervorzusuchen; wie ökonomische Hausfrauen nicht gern sehen, wenn liebes Gut verkommt, und mit liebenswürdiger Unverschämtheit Abgestandenes unter Frisches mengen.

Viel lieber einige Simphonien von Haydn mehr im nächsten Jahr und dafür das Andante mit dem Paukenschlag weniger affectirt vorgetragen, als es dieses Jahr geschah. Haydn hätte sicher ein Lächeln nicht unterdrücken können, wenn er den grundeinfachen Gedanken seines Andante mit allen Tücken des Piano und Crescendo hätte vortragen hören. Was gäbe ich drum, wenn ich drei oder vier Ouverturen dieses Winterhalbjahr nicht nöthig gehabt hätte mit anhören zu müssen, dafür aber bei Beethovens Coriolanouverture, in den mächtigen Fortestellen mehr Violintöne gehört hätte, als jenes unangenehme Geräusch, welches entsteht, wenn der Geiger ein Forte erzwingen will, das nicht in den Grenzen seines Instruments liegt. Von Mozarts Simphonien erschienen auch nur zwei; eine dritte in dem Extraconcert zur Mozartfeier mit musterhafter Ausführung, so wie wir hier auch des Doppelconcerts für Violine und Bratsche desselben Meisters gedenken wollen, theils wegen der Schönheit des Stückes, theils wegen dessen vortrefflicher Ausführung. Dergleichen konnte nur in Leipzig gehört werden. Prüft man den Werth der Stücke, welche im Laufe der Abonnementconcerte zur Aufführung kamen, um der Virtuosität der Spieler, Geiger und Bläser ihr Recht zu verschaffen, so zählt man beinah zwei Dutzend, von denen kaum ein Drittel musikalischen Werth besitzen, volle zwei Drittel aber nie darauf Anspruch machen dürfen, daß man ihnen neben Beethoven und Mozart auch nur ein halbes Ohr schenkt; ebensowenig wie den der Sänger wegen zugestandnen rossinischen, belliniischen, donizettiischen Tiraden, mit denen jene Stücke in gleicher Linie stehen und zu deren Vergleichung die Programms so reichliche Auswahl lieferten. Dreimal vernahm man auch Brocken jener extremen Geister, deren Musik der Gegenwart durchaus unverständlich ist, denen man also doch sicher den größten Gefallen erwiese, wenn man sie sammt ihren Leistungen der Zukunft anheimgäbe; aber auch diese Erfahrungen sollten dem Publicum nicht erspart werden. Ich habe das Verhältniß genau berechnet: die Zahl der Meisterwerke, derer von geringerem Werth und die völlig werthloser verhielt sich wie 4:5:2. Es wäre doch wol möglich, die letztern allmälig ganz verschwinden zu lassen. Schwieriger ist es, sich mit der zweiten Reihe in ein richtigeres Verhältniß zu setzen. Die unter dieser Kategorie begriffenen Compositionen nämlich streifen in ihrer einen Hälfte an die besten, in ihrer andern aber kann man ein allmäliges Sinken zur Mittelmäßigkeit und tiefer herab sicher nicht in Abrede stellen, wenn man auch nur den Maßstab mendelssohnschen Geschmacks an sie legen wollte, der den Leitern der Concerte doch sicher zu Gebote steht; also aus

der Zahl dieser Werke würde eine besser zu begründende Auswahl zu treffen sein; auf keinen Fall dürften sie das Uebergewicht haben.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung über die Quartettaufführungen. Es sind zur Ausführung dieser nur dem deutschen Genius eignen musikalischen Werke so ausgezeichnete Mittel vereinigt, daß man hochgestellte Anforderungen befriedigt findet. Aber auch hier klingen wir noch einmal an die vorjährigen Aufsätze über diese sonst so vortrefflichen Aufführungen an. Es sind in sechs Abenden an zwanzig Stücke zur Aufführung gebracht worden, die bis auf wenige den besten ihrer Art beigezählt werden müssen. Nichtsdestoweniger vermißt man schmerzlich das Interesse für die letzten Quartette Beethovens, diesen ihrem phantasievollen Gehalt nach immer noch räthselhaften Schöpfungen. Warum wird dem Publicum so Köstliches vorenthalten? An dem Vorgeiger kann es unmöglich liegen, da grade für diese Stimme eine mehrfache, zur Lösung der schwierigen Aufgabe vollkommen befähigte Besetzung unter den Mitgliedern des Quartetts geboten ist. Dank den Leitern dieser Musikabende für die Feier von Mozarts Geburtstag, erstens durch ein Quartett, dessen Ausführung vortrefflich war, zweitens durch ein Quintett, bei dem uns nur ein allzuraffinirtes, den Eindruck beeinträchtigendes Pianospielen, so wie ein fast französisch kokett zu nennendes Markiren der Figuren des ersten und zweiten Satzes störte, und drittens durch eine den ganzen Mozart spiegelnde Serenade gefeiert wurde. Es setzt eine volle Hingabe des eignen Wesens an das Genie eines Meisters voraus, wenn das Resultat so befriedigend ausfallen soll, wie bei Aufführung dieser in schönster Harmonie der Mitwirkenden zu Gehör gebrachten Harmoniemusik; es war recht eigentlich eine Serenade an den Geburtstäger selbst. Leider müssen wir diese Hingabe und das eindringende Verständniß in das Werk des Meisters der Aufführung des C dur-Quintetts von Beethoven, mit welchem die Reihe der Abende schloß, völlig absprechen, der Vorgeigende schien für diese Leistung von dem guten Geiste der Musik wie aufgegeben und es that uns leid, mit diesem Eindruck den Saal verlassen zu müssen.

Da diese Zeilen durchaus nur aus derselben Idee geflossen sind, wie die Aufsätze, die diese Gegenstände vergangenes Jahr besprochen haben, so setzen wir voraus, daß niemand daran Anstoß nehme, der sich etwa persönlich berührt fühlen möchte, da uns nur die Sache, aber nicht die einzelne Persönlichkeit am Herzen lag.

Literatur.

Schauspielerleben. Les comédiennes d'autrefois, par Arsène Houssaye, 2 To. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Comp. — Noch in unsern Tagen gehört das Loos einer Künstlerin, die wirklichen bedeutenden Erfolg hat, zu den glänzendsten, die dem Weibe beschieden sein können. Freilich ist es zuweilen auch nur glänzendes Elend, denn sobald der Idealismus und der Taumel der Jugend vorüber ist, stellen sich Enttäuschungen ein, die Erfolge bleiben aus, und die gefeierte Künstlerin geht entweder unter, wenn sie leichtsinnig war, oder sie verliert sich in ganz gemeine prosaische Berechnung. Wenn man bei der Rachel die fieberhafte Hetzjagd nach dem Gelde aufmerksam verfolgt hat, kann man sich doch eines gewissen Mitleids nicht erwehren, daß eine so reich begabte Natur so ganz alle Poesie verliert. — Noch glänzender war das Loos der berühmten pariser Künstlerinnen im vorigen Jahrhundert, weil die vornehmen Herren, die ihnen huldigten, einer feinern aristokratischen Form angehörten und leidenschaftlicher in ihrer Hingebung waren, als die heutigen Mäcene. Damals hatte das Bankgeschäft den Adel noch nicht in den Hintergrund gedrängt. — Der gegenwärtige Director des Theatre français gibt uns im vorliegenden Buch eine interessante Zusammenstellung der Schauspielerinnen, die in den beiden vergangenen Jahrhunderten Paris entzückt haben. — Er beginnt mit Marie Desmares, geb. 1641 zu Rouen in einer Familie aus der Noblesse de robe, die sich aber ihrem künstlerischen Beruf nicht widersetzte. Sie wurde früh an einen dicken Herrn von Champmeslé verheirathet. Die Liebe erwachte erst, als sie 1670 den jungen Dichter Racine kennen lernte, der sie nun zu ihren bedeutendsten Leistungen inspirirte. Sie wurde ihm untreu, sobald sie ihn genügend benutzt hatte, und wandte sich dem höhern Adel zu. Bei ihrem Tode 1693 erfaßte sie die Furcht vor der Hölle, und sie bekehrte sich feierlich. — Es folgt die Tänzerin Marianne von Camargo, geboren 1710 zu Brüssel aus einer altadeligen spanischen Familie, durch die Prinzessin von Ligne 1726 aufs Theater gebracht, und während eines Menschenalters die gefeierte Gottheit der schönen Welt. Sie starb 1770. Als sie eine alte Frau war, besuchte sie einmal eine Gesellschaft der damaligen Freigeister. Sie fanden ihren Salon sonderbar möblirt. Die Tänzerin selbst war in allen ihren Rollen abgebildet, daneben Christus auf dem Oelberg, eine Magdalena am Grabe, verschiedene Madonnenbilder, eine Venus, die drei Grazien, und dazwischen Rosenkränze und Amulete. Sie fragten sie, wer ihr unter ihren Liebhabern am werthesten gewesen sei, und sie erzählte eine rührende Geschichte von einem Edelmann, der im Duell geblieben war. — Aurore de Livry wurde durch Voltaire beim Theater eingeführt und blieb ihm bis an sein Lebensende befreundet; doch hinderte sie das nicht, nachdem sie den Marquis von Gouvernet geheirathet hatte, eine Fromme zu werden. — Ein tüchtigerer Charakter war Justine Duronceray, geb. 1727, mit dem Operndichter Favart verheirathet und von ihm 1749 im italienischen Theater eingeführt. Sie starb 1771. — Den glänzendsten Ruf unter diesen Künstlerinnen hatte Mademoiselle Clairon, oder wie sie eigentlich hieß, Claire de la Tude, geboren 1723, in ihrer Jugend von einer armen, boshaften und bigotten Mutter schwer gemißhandelt, später in fast ungetheil-

ter Herrschaft über die Bühne bis 1762. Sie sagte von der Pompadour: sie verdankt ihr Königthum dem Zufall, ich das meinige dem Genie. Später war ihr Stern im Sinken. Trotz ihrer ungeheuren Einnahmen kam sie doch nicht aus, sie versuchte 1773 ihre Vermögensverhältnisse bei dem Markgrafen von Ansbach wieder herzustellen, es gelang ihr nicht und sie starb in der größten Armuth im Jahr 1802. Die Schilderung, welche der Herausgeber von ihr gibt, erinnert in mancher Beziehung an die Rachel: „Sie war schön, edel, stolz und kalt wie der antike Marmor; sie konnte nicht weinen, ihr Schmerz brach in wüthende Leidenschaft aus, und sie konnte nur vier Saiten anschlagen: Verachtung, Unwille, Stolz und Heroismus. Sie verstand mehr zu hassen, als zu lieben, und wenn sie als Weib ihre Stunden der Leidenschaft hatte, so hat ihr das mehr die Kunst und das Studium eingegeben, als ihr Herz." — Ebenbürtig reiht sich an sie Sophie Arnould, geb. 1740. Sie hatte ein ungeheures Vermögen erworben, als die Revolution es zerstreute. Später verschaffte ihr alter Freund Fouché ihr eine Pension. Sie starb 1802 und bekannte auf dem Sterbebett ihrem Beichtvater ihre frühern Leidenschaften. Als sie ihm von den eifersüchtigen Wuthausbrüchen ihres vornehmsten Liebhabers erzählte, bemerkte der gute Pfarrer: Meine arme Tochter, was für böse Zeiten haben Sie durchgemacht! — Ach, rief sie mit Thränen in den Augen, es war die gute Zeit, ich war so unglücklich! — Adrienne Lecouvreur verlebte ihre Jugend in großer Dürftigkeit. Das romantische Ende, welches die bekannte Tragödie von ihr erzählt, wird durch dieses Buch widerlegt. Sie ist sehr prosaisch an einer zu starken Dosis Ipecacuanha gestorben. — Madeleine Gaussin war die Tochter eines Kutschers des Schauspielers Baron von einer Köchin der Mlle. Lecouvreur. Sie trat 1731 auf dem hauptstädtischen Theater auf und schuf die besten Rollen Voltaires, Zaïre und Alzire. Sie heirathete in späterm Alter einen Tanzmeister, der sie sehr schlecht behandelte und starb 1767. — Mlle. Vadé, die 1776 debutirte, war die Tochter eines Tänzers, der in weiblichen Rollen aufgetreten war. — Einen nicht unwichtigen Einfluß hatte die Tänzerin Guimard. Ihr Fuß wurde von den damaligen Bildhauern nicht selten modellirt. Sie war nicht schön, sie war mager wie eine Spinne, aber sie zeichnete sich durch ihre gewaltigen Sprünge aus; vielleicht hatte sie Aehnlichkeit mit der Grahn. Sie wurde berühmt durch den Luxus ihrer Hauseinrichtung und durch den Geschmack ihrer Toiletten. Ihre Soupers waren die gesuchtesten in ganz Paris. Der Prinz von Soubise war ihr Sklave und die Königin Marie Antoinette zog sie bei allen Angelegenheiten ihres weiblichen Haushalts zu Rathe. Seit 1780 wurde sie mehr und mehr vergessen; sie heirathete zuletzt einen Lehrer am Conservatorium und starb in stiller Zurückgezogenheit. — Noch eine Anekdote von der Molière wollen wir nachtragen. Ein Herr vom Hof war in sie verliebt, und eine Zwischenträgerin wußte es so einzurichten, daß ihm wie dem Cardinal Rohan eine Person in die Hände gespielt wurde, die seiner Geliebten sehr ähnlich war. Als er sich dadurch verleiten ließ, gegen die wirkliche Molière Zudringlichkeiten zu versuchen, verstand diese es falsch, sie ohrfeigte ihn zuerst und belangte ihn dann vor Gericht, und dieses fällte 1675 den Spruch, daß die falsche Molière vor dem Hause der echten entkleidet und öffentlich ausgepeitscht werden sollte, was auch in zweiter Instanz bestätigt wurde.

Politische Broschüren. Hannovers politisches Tagewerk. Von einem Weltbürger. Bremen, Strack. — Der Verfasser vertritt im Wesentlichen die Ansicht, die auch von unserm Correspondenten aus Hannover aufgestellt ist; aber er gibt ihr eine Ausdehnung, der wir nicht beipflichten können. Er ertheilt der hannoverschen Opposition den Rath, die Veränderung des Rechtszustandes als eine vollendete Thatsache zu betrachten und den nutzlosen Kampf nicht weiter zu verlängern. „Eine Vertheidigung, in der man des beharrlichsten Widerstandes ungeachtet durch überlegene Gewalt von Stellung zu Stellung rückwärts gedrängt wird, schwächt unausbleiblich die Zahl wie den Muth der Anhänger mit jedem neuen Zurückweichen mehr. Die Menschen ertragen es nicht, mit der gewissen Erwartung des Unterliegens vor Augen dennoch im Kampfe treulich auszuhalten. Sie entziehen sich lieber vorzeitig einer Bahn, auf der nur das Gewissen sie zurückhalten sollte, während Erfolge und Ehren allerdings auf jeder andern eher in Aussicht stehen. . . . . Die Hannoveraner jagen auf andern Wegen nach den mannigfaltigen Gütern der Erde, als ihre heutigen politischen Vertreter; aber diese, die dünn gesäete Minderheit, gehorchen der Tradition ihrer persönlichen Vergangenheit. . . . Nicht die Mehrheit muß sich zum Glauben der Minderheit bekehren, sondern die Minderheit. Ohnehin eröffnen sich ihr auf der bisherigen Fährte nur die trostlosen Aussichten einer Reihe von kleinen Niederlagen ohne Ehre, Sinn und Werth." — „Auf den Tag gewaltsamen Umsturzes harren, heißt die Aussichten zu friedlicher und ebendarum dauerhafter Verbesserung unsrer Zustände unnöthigerweise hinausschieben, denn während man alle Hoffnung auf ein Ereigniß setzt, zu dessen Beschleunigung man so gut wie nichts thun kann, verlernt man das Gute von einer verständigen und beharrlichen Anwendung derjenigen Mittel erwarten, über die jeder Mensch Gewalt hat. . . . . Die große Zahl derjenigen, welche seit dem März des Jahres 1848 einen Anlauf zu thätiger Theilnahme am Staatsleben genommen haben, ist in Hannover nicht minder als in andern deutschen Ländern nur deshalb so vollständig von der Bahn des öffentlichen Lebens zurückgetreten, weil sie es bequem fanden, einer allerdings unwiderstehlichen Gewalt mit dem Troste zu weichen, daß eine Zeit wiederkehren werde, die Gewalt durch Gewalt verjage. Dieser Trost ist für das wahre Heil des Vaterlandes unheilvoller, als der gegenwärtige Druck. . . . . Revolution im innern Staatsleben, Krieg im Leben der gesitteten Völker sind Mittel, die vor dem Richterstuhl des erleuchteten und menschlichen Jahrhunderts kaum irgend ein Zweck mehr heiligen kann." — Es liegt in diesen Grundsätzen vieles, was wir billigen, was wir selbst bereits mehrfach ausgeführt haben. Die liberale Partei soll niemals auf eine Revolution speculiren, denn das ist eine Rechnung mit unbekannten Factoren; aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie jedes beliebige Ereigniß als solches für legal anerkennen soll. Der Verfasser gehört zur Schule der absoluten Freihändler, oder bestimmter gesagt, der politischen Materialisten, denen das materielle Gedeihen des Volks, die Wirthschaft, Verwaltung, Handel, Geldverkehr, Eisenbahnen und dergl. viel wichtiger sind, als die ideellen Güter des Volks, namentlich der öffentliche Rechtszustand. Wenn aber gewiß auf der einen Seite die Idealisten Unrecht haben, die jene positive Grundlage des öffentlichen Lebens vollkommen ignoriren, so ist der Materialismus noch viel schädlicher für die öffentliche Sittlichkeit, denn er macht das Volk zur Knechtschaft reif.

Der Materialismus des Volks kommt dem Bonapartismus der Staatsgewalt entgegen. Wenn ein Despot für das Gedeihen seiner Unterthanen auf seine Art sorgt, so wird der Materialist sich zufrieden geben. Nebenbei sind die Ansichten über das Wohl des Volks auch in materieller Beziehung doch sehr verschieden. Der Verfasser verlangt die Einführung des Freihandels (Bruch mit dem Zollverein), die Veräußerung der Domänen, Concessionirung der Banken, einen festen Eingriff in die unhaltbaren Zustände des Harzes u. s. w. Das alles sind Dinge, über welche bei den Kundigen verschiedene Ansichten obwalten, und die Constituirung einer Partei auf dem Boden materieller Interessen ist daher nicht leichter, als auf dem Boden des Rechts. Manche von diesen Interessen sind sogar lediglich auf dem Gebiet der Politik zu verfolgen; wie z. B. eine freie Presse möglich sein soll ohne Herstellung des Rechtszustandes, ist nicht recht abzusehen. Aber die Hauptsache bleibt immer, das materielle Wohl eines Volks ist nicht sein höchstes Gut. Wenn ein Volk den Rechtsstaat gewinnt, so ist das wichtiger, als wenn es einige Eisenbahnen mehr bekommt, und ein zweckmäßiges Steuersystem durch die Einführung eines bureaukratischen Regiments zu erkaufen, heißt die Waare zu theuer bezahlen. Nebenbei geht ja doch das eine mit dem andern immer Hand in Hand. Wie will man z. B. ein zweckmäßiges Steuersystem herstellen, welches den Interessen einer herrschenden Classe widerspricht, wenn man diese Classe nicht politisch in die Stellung zurückdrängt, die ihr zukommt? — Man kann auch für die Herstellung des Rechtszustandes arbeiten, ohne deshalb auf die Revolution zu speculiren, ja ohne der Benutzung der noch vorhandenen Rechtsmittel zu entsagen. Wie viel auch oder wie wenig der Rechtstitel werth sein mag, eine Partei verliert ihren Credit, wenn sie allen Rechtsboden aufgibt; und im gegenwärtigen Falle liegt ja die Sache so außerordentlich einfach, daß man nicht begreift, wie eine Meinungsverschiedenheit stattfinden kann. Wie die liberale Opposition im Einzelnen operiren soll, darüber haben wir kein Urtheil, denn dazu müßte man mitten in der Sache stehen. Aber das scheint uns nothwendig, daß sie an dem historisch gewordenen, praktisch bewährten und ausführbaren Rechtsboden festhält; daß sie fortfährt, das Volk an denselben zu gewöhnen, und sich bemüht, das Staatsoberhaupt gleichfalls für diese Ueberzeugung zu gewinnen. Es ist möglich, daß das gegenwärtige System so lange Dauer gewinnt, daß die alte Verfassung in Vergessenheit geräth, und dann wäre es fruchtlos, dabei stehen zu bleiben. Sie aber ohne weiteres aufzugeben, weil man im Augenblick nichts dafür thun kann, wäre eine Uebereilung, mit der man zugleich die ganze Grundlage der Partei aufgäbe. —

Ein neues Gemälde von Friedrich Pecht. — Mit großer Freude haben wir auf der permanenten Kunstausstellung zu Leipzig das neue Gemälde des denkenden und vielseitig gebildeten Künstlers angesehen, das gegen seine frühern Leistungen einen ganz ungewöhnlichen Fortschritt enthält. Der Gegenstand ist der Einzug der Oestreicher in Venedig. Im Hintergrunde sieht man das Heer, an der Spitze die Generalität, der die Municipalbehörden die Schlüssel der Stadt überreichen. Die Mitte des Vordergrundes nehmen Verwundete, Hungernde, Sterbende rc. ein; links im Vordergrund sind einige mitleidige östreichische Soldaten, die ihnen Nahrungsmittel bringen. Rechts entfernen sich die Leiter der besiegten Revolution aus der

Stadt. Die Wahl des Gegenstandes ist nicht sehr glücklich; indeß muß man dabei in Rechnung bringen, daß jedes Gemälde zugleich einen äußerlichen Zweck hat. Wenn der Künstler über die Wahl seines Stoffs nicht ganz frei verfügen kann, so hat er wenigstens die Aufgabe, ihm so viel künstlerische Seiten als möglich abzugewinnen und das ist Pecht dies Mal vollkommen gelungen. Wer seine frühern Bilder kennt, wird den Fortschritt namentlich in zweierlei finden: in der freien lebendigen Bewegung der Figuren und in der klaren, künstlerischen Anordnung des Hintergrundes. Die Architektur ist mit großem Geschmack benutzt; die unschönen Formen des Exercitiums, so wie des bürgerlichen Fracks so geschickt gruppirt, daß sie das Auge nicht beleidigen; das Leiden, der Hunger, die Verwundung ꝛc. ist mit einer außerordentlichen Discretion behandelt; man wird bewegt und gerührt, aber nicht durch unschöne Verzerrungen, wie sie bei den modernsten Realisten nach französisch-belgischem Muster nur zu sehr eingerissen sind, verletzt. Der Inhalt der Handlung spricht sich klar und übersichtlich aus, der Ausdruck ist im Ganzen der Tendenz angemessen, die Bewegung der Linien ist geschickt. — Als Fehler möchten wir folgende bezeichnen: die Gruppe der Auswanderer ist mißlungen. Bei einem Gemälde, dessen Zweck die Verherrlichung des östreichischen Ruhms ist, kann man freilich nicht erwarten, daß die Revolutionärs zu Helden gemacht werden; aber einen bestimmten Charakter mußten sie doch haben und es wäre besser gewesen, wenn der Künstler sie als verzweifelte Banditen dargestellt hätte, als jetzt, wo vorn die Familie eines verschmitzten bankrotten Wucherers, hinten ein deutscher Idealist in komödienhafter Haltung die Revolution repräsentiren sollen. Die Satire ist dem Künstler nur bis zu einer gewissen Grenze erlaubt, wenn er nicht aus dem Gebiet der Kunst heraustreten will. Vollends der Junge im Vordergrunde, der dem Reisenden die Reisetasche trägt, entspringt lediglich dem Wunsch, eine malerische Localfigur anzubringen, was gar nicht nöthig war, da der prächtig ausgeführte kleine Lazzarone links vollkommen genügte. — Die Mittelgruppe, die sonst durchweg zu loben ist, leidet doch an einer gewissen Einförmigkeit in den Gesichtern. — Endlich ist der Vordertheil des Gemäldes zu wenig mit dem Hintergrund vermittelt; es bleibt ein zu großer leerer Raum, wodurch die Aufstellung der Verwundeten ꝛc. den Anschein der Künstlichkeit erhält. — Trotz dieser Ausstellungen im Einzelnen begrüßen wir doch das Gemälde als einen Fortschritt zum Bessern, der noch Bedeutenderes in Aussicht stellt.

Literaturgeschichte. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Brockhaus. — Charlotte von Schiller erscheint in den wenigen Briefen, welche in den Memoiren ihrer Schwester, der Frau von Wolzogen, enthalten sind, so liebenswürdig und bei aller Bescheidenheit geistig so reich begabt, daß wir nicht ohne Interesse an die Lectüre dieser Sammlung gingen. Unsre Ausbeute ist aber sehr gering gewesen. Frau von Schiller zeigt sich zwar überall als vortreffliche und gescheidte Dame, aber zur Erhärtung dieses Umstandes sind doch 567 Seiten, in denen, offen gesagt, gar nichts steht, etwas zu viel. Mit Ausnahme von etwa 50 Seiten fallen alle diese Briefe (der Freund ist Knebel) in die Jahre 1812—1826, dem Todesjahr Charlottens, wo die Literatur aus dem Kreise von Weimar und Jena herausgetreten

war und Charlotte keine Gelegenheit mehr hatte, die innern Beziehungen derselben ins Auge zu fassen. Um uns aber für ihre Ansicht über neu erschienene Bücher Interesse einzuflößen, dazu ist ihr Urtheil doch nicht bedeutend genug, und vollends ihre Kinder und sonstigen Verwandten interessiren uns gar nicht. Die Pietät ist eine schöne Sache, aber es ist doch gut, in allen Dingen Maß zu halten. —

De la littérature macaronique et de quelques raretés bibliographiques de ce genre. Par Octave Delepierre. — Wir theilen aus dieser höchst interessanten Sammlung ein Fragment mit, welches von einem schottischen Philologen herrührt und auf eine höchst wunderliche Weise das Volksidiom mit dem lateinischen verbindet.

Anno incipiente happenabit, snowere multum
Et gelu intensum streetas coverabit wi' slidas,
Constanterque little boys, slided et pitched about snow-balls,
Quorum not-a-few bunget up the eyes of Studentes.
Irritati, Studentes chargebant policemen to take up
Little boys, sed Charlies refusabant so for to do, then
Comptemptim Studentes appellabant „Pedicatores".
Studentes indignant, reverberant complimenta.
Cum multi homines „blackguards" qui gentlemen vocant,
Bakers et butchers et bullies et colliers, atres
Et alios, cessatores qui locus ecclesiae frequent
Tron Church et lowgate cum its odoriferous abyss.
Assaultant Studentes stichis et umberelibus.
„Hit 'em hard! hit 'em hard!" Shoutant, „damnatos puppies,
Catamitosque torios;" appellant et varios vile terms,
Studentes audiebant, sed devil an answer returned.

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schlönbach (Hannover, Rümpler). — Die dargestellten Frauen sind die Herzoginnen Amalie und Louise von Weimar, Goethes Mutter, Schillers Frau und ihre Schwester, Frau von Stein und Frau von Kalb, Sophie Laroche, Angelica Kaufmann, Frau von Staël, Rahel und Bettine. Das Buch ist eine Compilation aus leicht zugänglichen Quellen, aber sehr lesbar geschrieben und daher für das größere Publicum geeignet. —

Neue historische Schriften. — Nachdem die orientalische Frage vorläufig beseitigt ist, drängen sich die Händel zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und Großbritannien in den Vordergrund. Wir behalten uns einen ausführlichen Bericht darüber vor und machen hier vorläufig nur auf ein Werk aufmerksam, in welchem die eine Seite der Frage am ausführlichsten besprochen ist, auf die Bemerkungen über Centralamerika von E. G. Squier. Der Verfasser war seit 1850 Geschäftsführer der vereinigten Staaten in Centralamerika und ist einer der eifrigsten Verfechter der amerikanischen Eroberungspolitik. Seine Ansichten sind daher im höchsten Grade parteiisch, da in dieser Frage England im entschiedenen Recht ist. Aber man findet darin ein sehr reichhaltiges Material. — Die Biographie Penns von Hepworth Dixon ist in einer neuen Ausgabe erschienen und wieder-

holt noch einmal schärfer alle die Ausstellungen, die man gegen die Charakterschilderung von Macaulay machen kann. Es ist sehr zu bedauern, daß der berühmte Historiker in diesem Punkt sich dem Eindruck sprechender Thatsachen eigensinnig verschließt. — Die Belagerung von Kars ist in einem eignen Werk von Humphrey Sandwith dargestellt. — Eine Ausgabe der italienischen Geschichtschreiber vom 6. bis zum 16. Jahrhundert nach Provinzen und Perioden geordnet (Gli Scrittori e J'Monumenti della Storia Italiana etc.) ist von Achille Gennarelli soeben in Angriff genommen. Die erste Lieferung derselben ist vielversprechend.

Neue Romane. — Die stille Mühle. Eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen von Elfried von Taura. Hannover, Rümpler. — Unter dem Pseudonym verbirgt sich einer von den unglücklichen Maigefangenen in Waldheim. Der Umstand ist um so mehr hervorzuheben, da die Erzählung keine wilde Leidenschaft, sondern die Ruhe eines mit sich selbst versöhnten Gemüths athmet. Der Verfasser verleugnet seine Sympathien für den Fortschritt keineswegs, aber er sucht ihn mehr in der fortschreitenden Bildung des Privatlebens, als in allgemeinen Umgestaltungen. Wenn auch die Erfindung nicht bedeutend ist, so hinterläßt die Geschichte doch einen wohlthuenden Eindruck. — Wir bemerken nur noch, daß die Novelle als gekrönte Concurrenznovelle im hannöverschen Courier erschienen ist. —

Die kleine Gräfin nach dem Französischen des Octave Feuillet und hier sind Baustellen zu verkaufen nach dem Französischen des Edmund About. Deutsch von Rudolph Menger. Stettin, Graßmann. — Die erste Erzählung enthält die Geschichte einer leichtsinnigen jungen Dame, die sich gewissermaßen aus Widerspruchsgeist in einen ernsthaften, steifen, etwas pedantischen Mann verliebt, der sie verschmäht und deren Leidenschaft sich zuletzt so steigert, daß sie daran stirbt. Das Gemälde ist mit einer Naturwahrheit und Anmuth ausgeführt, die Bewunderung verdient. — Die zweite Erzählung ist weniger bedeutend, sie ist gewissermaßen eine Apologie der Prosa. Ein Maler, dessen Solidität von aller künstlerischen Uebertreibung weit entfernt ist, macht eine reiche Partie, die Tochter eines Regierungsrathes, der, obgleich er eine Million im Vermögen besitzt, sehr eingeschränkt lebt und dessen philisterhafte Bedenklichkeiten zu einigen liebenswürdigen Intriguen Veranlassung geben.

Der Fürst „Mein Liebchen“ und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts von W. Bachmann. Zwei Bände. Berlin, Decker. — Der Roman, sagt der Verfasser in der Vorrede, ist das Werk eines Koryphäen der Literatur des Auslandes, es ist aber bereits ein Decennium verflossen, seitdem er sich unter seiner Anonymität einen seltenen Ruf in dem ganzen gebildeten Osten geschaffen, ohne daß eine deutsche Uebersetzung davon erschienen wäre. — Nun ist es aber ganz wunderlich, daß er das Werk gar nicht angibt, ja nicht einmal sagt, ob es ein polnisches oder russisches Werk ist, obgleich man freilich nach dem Inhalt das Erstere vermuthen muß. — Die Geschichte spielt in der Zeit des Königs Stanislaus Poniatowski und schildert den Kampf zwischen der altpolnischen und der französirenden Partei. Es verdient die Lobsprüche, die ihm der Bearbeiter ertheilt, in vollem Maße. Die Localfarbe

ist von großem Interesse, die Charaktere sind mit einer festen männlichen Hand gezeichnet und das Ganze erhält einen ungewöhnlichen Reiz durch die Verbindung von ehrlicher patriotischer Wärme und humoristischer Weltkenntniß. Der Zweck ist eine Verherrlichung der altpolnischen Aristokratie, die bedürfnißlos und in dem Glauben ihrer Väter aufgewachsen auf ihren Gütern lebte und der Entsittlichung, die vom Hofe ausging, einen ebenso lebhaften Widerstand entgegensetzte, als den immermehr um sich greifenden demokratischen Ideen. Die Partei ist nicht die unsrige, aber wir freuen uns an der großen Naturwahrheit in der Darstellung derselben. Der Fürst derselben ist Karl Radziwill, das Haupt der altpolnischen Partei. Der Herausgeber hat sein Buch mit einem Porträt desselben geziert. Das Buch verdient auch in Deutschland allgemeine Aufmerksamkeit, es wird manche schiefe Urtheile über die polnischen Zustände berichtigen, denn obgleich eine Apologie, ist es doch nicht im mindesten geschmeichelt. —

Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Von Ik. Marvel. Aus dem Englischen. Hannover, Meyer. — Eine gute Uebersetzung des von uns bei Gelegenheit der amerikanischen Literatur bereits besprochenen Werks. —

Bibliothèque internationale (Leipzig, Kiessling & Schnée.) — Pulchérie la fée du jardin, par la Comtesse Dash (3 Bde.) — Die Novelle hat eine sehr bestimmt ausgesprochene Tendenz, nämlich nachzuweisen, daß es für die Gesellschaft höchst verderblich ist, wenn man Kindern unbemittelter Leute eine Erziehung gibt, die über ihren Stand hinausgeht, denn man mache sie dadurch nur zu Spitzbuben oder zu Träumern. Es ist ein eigenthümlicher aristokratischer Duft in diesem Buch; es fehlt nicht viel daran, daß das Bürgerthum gradezu mit der Gemeinheit identificirt wird. Einen seltsamen Contrast gegen diese Tendenz bilden einzelne Episoden, in denen sich zeigt, daß unter Umständen doch auch Edelleute Handlungen begehen, die ins Zuchthaus führen. — Einen viel erfreulicheren Eindruck machen die unter dem Titel: Dans les bois gesammelten Novellen von Thoré. Allerliebste kleine Genrebilder, von einem guten Humor eingegeben und dabei sehr anspruchslos gehalten.

Uebersetzungen aus dem Alterthum. Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker verdeutscht von den berühmtesten Uebersetzern. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. — Mit diesem tüchtigen, seinem Zweck vollkommen entsprechenden und mit Sachkenntniß ausgeführten können wir uns durchweg einverstanden erklären. Die Buchhandlung hat alles Mögliche gethan, kenntnißreiche und geschickte Arbeiter zu gewinnen, und es ist ihr auch im Wesentlichen gelungen. Die früheren Lieferungen haben wir bereits besprochen, von den neuen erwähnen wir folgende. Der Tacitus ist vom Gymnasialdirector Roth in Stuttgart übersetzt. Fertig sind das Buch über die Redner, die Germania und Agricola; von den Annalen sind die sechs ersten Bücher übersetzt (wobei der Uebersetzer die Nipperdeysche Ausgabe zu Grunde gelegt hat). Die Lücken sind aus andern Schriftstellern mit Sorgfalt und Verstand ergänzt. Seine Grundsätze spricht der Verfasser im Vorwort aus: „Was die Zugänglichkeit der Form betrifft, so wird jeder Uebersetzer lateinischer Prosaiker dem Leser gewisse

Zumuthungen machen müssen, welche bei Uebersetzungen aus neuen Sprachen beinahe ganz wegfallen. Eine Uebersetzung Sallusts oder des Tacitus, die man wie ein deutsches Orginal lesen könnte, würde den nationalen und den persönlichen Charakter der Schriftsteller ganz verwischen. Im Ausdruck und im Periodenbau, wenn auch weniger in der Wortstellung, muß die deutsche Uebersetzung dem lateinischen Original nahe stehen, wenn dessen Charakter nicht unter der Uebertragung leiden soll. Und das ists eben, was ganz besonders der Uebersetzer des Tacitus Lesern obengedachter Art zumuthen muß: sie können den eigentlichen Charakter des Schriftstellers nur dadurch mittelst einer Uebersetzung erfassen, daß sie sich durch längeres und langsames Lesen in die fremdartige Form erst hineinfinden. Uebrigens habe ich mich für verpflichtet gehalten, da, wo entweder die Deutlichkeit oder des Autors Eigenthümlichkeit Preis gegeben werden mußte, diese letztere nachzusetzen." — Daran schließt sich die Uebersetzung der Tusculanen von Dr. Kühner, und des aristotelischen Werks über die Theile der Thiere von Professor Karsch, mit sehr reichhaltigen Anmerkungen. Von der Uebersetzung des Plutarch sind bis jetzt drei Bändchen erschienen. Zu den platonischen Dialogen von Prantl ist der Phädrus getreten. Minckwitz beginnt die Uebersetzung des Aristophanes mit den Vögeln, wie er in der Vorrede angibt, mit hauptsächlicher Rücksicht auf die metrische Genauigkeit. — Die Uebersetzung des Horaz von Binder ist vollendet. — Wir wünschen der weitern Fortsetzung des Unternehmens das beste Gedeihen. —

In Bezug auf unsre Anzeige der „Classischen Vorschule" gehn uns von dem Herausgeber derselben, Dr. Löwenthal, folgende factische Bemerkungen zu. „Zuvörderst bemerke ich, daß ich bald nach dem Druckbeginne meines Werkes, um mich bei meinen Mittheilungen aus den Uebersetzungen antiker Dichter gewissenhaft vor jedem ungesetzlichen Eingriffe in fremde Verlagsrechte zu hüten, einem geachteten Rechtsgelehrten, der eine der höchsten Richterstellen in einem deutschen Mittelstaate bekleidet, den ganzen Plan meines umfangreichen Unternehmens mittheilte und mich über die in Betreff fremden Verlagseigenthums von mir zu beobachtenden Grenzen bei ihm Raths erholte. Indem ich seinem Gutachten streng folgte, glaube ich schon deshalb in meiner „Classischen Vorschule" keinem fremden Rechte zu nahe getreten zu sein. — Uebrigens habe ich es bei dieser juristischen Beruhigung keineswegs bewenden lassen, sondern mich noch außerdem wegen des größten Theils der umfassenderen Mittheilungen in meinem Werke, des speciellen Zugeständnisses der betreffenden Verleger versichert; wo ich dies (in wenigen Fällen) anfangs aus Vergeßlichkeit unterlassen hatte, glaubte ich dann mit Gewißheit auf die großartige oder collegialisch-freundliche Gesinnung der Betheiligten zählen zu dürfen. Bei einigen andern Uebersetzungen kam mir die Verjährung des Verlagseigenthums zu Statten."

Wenn die Benutzung der fremden Uebersetzungen mit Einwilligung der Verleger geschehen ist, so erledigt sich unser Bedenken von selbst; übrigens haben wir nicht grade von der juristischen Seite der Sache gesprochen, die in Deutschland noch an vielen Unklarheiten leidet, und auf die wir ein weiteres Eingehen uns vorbehalten. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Literaturgeschichte.

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf Gymnasien entworfen von August Koberstein. Vierte, durchgängig verbesserte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, F. C. W. Vogel. —

Die ungewöhnliche Ausdehnung, welche in diesem Augenblick das Gebiet der Literaturgeschichte gewinnt, erklärt sich aus dem dunkeln Gefühl, daß es mit der Blüte dessen, was man früher ausschließlich Literatur zu nennen pflegte, vorüber ist. Die leidenschaftlichsten Vertreter der neuesten Poesie können sich doch der Betrachtung nicht erwehren, daß die Darstellung in der Regel erst da beginnt, wo das Ereigniß seinen Abschluß gefunden hat. Auch im Lauf eines sogenannten classischen Zeitalters finden sich wol literaturhistorische Versuche, aber diese gehen, abgesehen von der Behandlung älterer Perioden, vorzugsweise darauf aus, für vorhandene Richtungen und Ideale Gewährsmänner und Vorbilder aufzusuchen. Das war z. B. die Richtung der schlegelschen Periode. Was damals in der Literaturgeschichte geleistet wurde, ging mitten aus der Bewegung der specifischen Literatur heraus, die sich bemühte, für ihren Lebenstrieb neue Kräfte zu sammeln. — Seit Gervinus ist die Sache eine andre geworden. Der Geschichtschreiber sieht sich die Literatur wie ein Object gegenüber; er betrachtet sie kritisch, sei es nun, um sie anzugreifen oder sie zu vertheidigen. Der Gegenstand erregt nicht mehr an und für sich selbst ein Interesse, sondern als geistiger Ausdruck einer bestimmten Culturentwicklung, deren letztes Resultat er entweder mit Befriedigung oder mit Verdruß empfindet. Jeder Literaturhistoriker geht jetzt von einer bestimmten politischen Gesinnung aus, auch die Jungdeutschen, die als Ritter vom Geist wenigstens Revolutionäre im Allgemeinen sind, wenn ihnen auch kein bestimmter Gegenstand der Revolution vorschwebt. Die Frage nach dem Werth eines Kunstwerks an und für sich läßt sich freilich nicht umgehen, daneben tritt aber immer noch die zweite hervor: was für einen Einfluß hat es auf unsre wirkliche nationale Entwicklung gehabt, oder inwiefern ist es ein Zeugniß für ein bestimmtes Moment unsrer nationalen Entwicklung? und dieser Standpunkt ist unzweifelhaft der richtige, wenn man ihn nur so weit zu beschränken weiß, daß er

das objective ästhetische Urtheil nicht beeinträchtigt. Wer würde z. B. in unsern Tagen sich noch dazu hergeben, den Werth Shakespeares oder Calderons lediglich nach formalen Principien der Aesthetik zu prüfen? Wer würde nicht die Nothwendigkeit fühlen, auf ihren sittlichen Inhalt einzugehen und die Wechselwirkung zu betrachten, die zwischen ihren sittlich-religiösen Voraussetzungen und ihren poetischen Idealen besteht? Ja, je entschiedener sich der Literaturhistoriker auf diesen Standpunkt versetzt, desto unbefangener kann er in seinem ästhetischen Urtheil zu Werke gehen; er kann dem spanischen Dichter eine vollständige poetische Ehrenerklärung geben, wenn er nur vorher vorausschickt, daß sein poetisches Ideal auf Kosten der höhern sittlichen Ideen sich entwickelte. Dieser historische Standpunkt ist ebensoweit von dem einseitig moralisirenden Pragmatismus, als von der affectlosen Objectivität entfernt, welche den Wahn hegte, die Kunst sei nur um der Kunst willen da.

Je verwickelter aber die Beziehungen sind, die von diesem historischen Standpunkt aus die Literatur mit dem Leben verzweigen, desto schwieriger wird die Darstellung, desto nachsichtiger wird man gegen jeden Versuch sein müssen, in dem man wenigstens den redlichen Willen herauserkennt. Am besten fühlt das, wer selbst einen Versuch der Art unternommen hat, wie z. B. der gegenwärtige Berichterstatter.

Leichter hat es derjenige Geschichtschreiber, der nach der schlosserschen Methode die Literatur gewissermaßen nur als eine Episode der politischen Geschichte betrachtet. Versucht man dagegen die Literatur für sich selbst darzustellen, so ergeben sich Schwierigkeiten, von denen der politische Geschichtschreiber keinen Begriff hat.

Für die eigentliche Geschichtschreibung läßt sich ein bestimmtes Ideal denken, das man zwar nie erreichen, das man aber als feststehend betrachten und dem man unablässig nachstreben kann. Jedes wahrhaft historische Werk muß in seiner Art ein Kunstwerk sein, das auf den Kundigen wie auf den Unkundigen eine gleich wohlthuende Wirkung macht. Das Maß, welches die Erzählung, die Schilderung, die Charakteristik, das Urtheil einzunehmen haben, läßt sich aus der Natur der Sache heraus bestimmen; der Geschichtschreiber hat nicht nöthig, sich ein bestimmtes Publicum mit bestimmten Voraussetzungen des Wissens und der Bildung vor Augen zu halten. Von gelehrten Forschungen reden wir natürlich ebensowenig, als von Compendien oder von der sogenannten populären Literatur. Bei einem classischen Geschichtswerk, wie es z. B. Macaulay geliefert hat, wird die Freude dessen, der die Geschichte daraus erst lernt, von der Freude dessen, der sie bereits kennt, sich nur so unterscheiden, wie etwa einer, der den Faust zum ersten Mal, von dem, der ihn zum zwanzigsten Mal liest.

Ganz anders der Geschichtschreiber der Literatur. Die politische Geschichte

kann ihren Gegenstand vollständig darstellen, sie kann gewissermaßen nach den Grundsätzen der epischen Dichtung zu Werke gehen; die Literaturgeschichte kann es nicht, sie muß das Maß dessen, was sie darzustellen unternimmt, nicht aus der Sache selbst, sondern hauptsächlich aus dem Bildungsgrad ihres Publicums entnehmen. Ein geschichtlicher Charakter läßt sich vollständig darstellen, ein Kunstwerk nicht. Der Literaturhistoriker muß daher nothwendig eine gewisse Kenntniß seines Gegenstandes voraussetzen oder wenigstens zu derselben anregen wollen, weil ohne dieselbe seine Bemühung fruchtlos ist.

Indem nun jeder Geschichtschreiber sich bemüht, diejenigen Seiten seines Gegenstandes hervorzuheben, die ihm zur heilsamen Entwicklung des gebildeten Publicums und damit indirect der Dichtkunst nothwendig erscheinen, entsteht nicht blos durch die Verschiedenartigkeit der Färbung, sondern auch durch das verschiedene Motiv der Auswahl eine gewisse Verwirrung, die nur dadurch ausgeglichen werden kann, daß nebenbei auch noch eine rein sachgemäße tendenzlose Darstellung besteht. Den günstigsten Standpunkt zu einem solchen Unternehmen nimmt der Lehrer ein, der sich hüten wird, seine Schüler zu einem voreiligen Urtheil herauszufordern, dessen Streben vielmehr vor allen Dingen darauf geht, ihnen das Material in möglichster Vollständigkeit und systematischer Ordnung vorzulegen. In dieser Beziehung ist das Lehrbuch der Literaturgeschichte von Koberstein die wesentliche und nothwendige Ergänzung aller neuen Bearbeitungen dieses Gegenstandes, Gervinus nicht ausgeschlossen, denn auch dieser, obgleich er ausführlicher referirt und sich mehr auf die Zeiten einläßt, die außerhalb des Streits liegen, geht doch von einer sehr bestimmten Tendenz aus und gibt daher seinem Bericht eine Farbe, die nicht ausschließlich aus der Natur des Gegenstandes hervorgeht.

Die erste Ausgabe des Kobersteinschen Lehrbuchs erschien 1827, die dritte 1837, die vierte wurde 1845 begonnen, 1851 fortgesetzt und der Verfasser hat noch nicht bestimmen können, wann der Schluß erscheinen wird. Es liegt in dieser allmäligen Entstehung des Buchs namentlich für den praktischen Gebrauch desselben etwas sehr Mißliches und je höher wir den Werth dieses vortrefflichen Werks anschlagen, je wärmer wir seine Verbreitung vertreten, desto lebhafter müssen wir wünschen, daß Verfasser und Verleger etwas dazu thun, es dem Publicum zugänglicher zu machen. Was bisher erschienen ist, besteht aus 1828 starken Seiten, die unbroschirt ausgegeben werden. Die letzte Lieferung bricht mitten im Satz ab. Es ist weder ein Inhaltsverzeichniß, noch ein Register da und die Ueberschriften der Seiten nützen auch nichts, da sie weiter nichts geben, als die Anzeige der Periode. Dazu kommt noch ferner, daß namentlich in der neuern Zeit die Anmerkungen so anwachsen, daß zuweilen auf mehren Seiten nur eine Zeile Text, zuweilen auch gar keine sich findet. Zur eigentlichen Lectüre ist das Buch nicht eingerichtet, und das Nachschlagen wird unmöglich gemacht.

Da nun gar nicht zu berechnen ist, in wie langer Zeit die Vollendung des großen und schwierigen Werks erfolgen wird, so ist es nothwendig, diesen Uebelständen wenigstens vorläufig einigermaßen abzuhelfen und das kann sehr einfach dadurch geschehen, daß der Verfasser einen vorläufigen Abschluß macht, wenn er auch dabei weiter nichts gibt, an den Schluß des begonnenen Capitels, und mit demselben eine sehr ausführliche Inhaltsanzeige verbindet. Das Buch hat ohnehin schon jetzt einen Umfang, daß, auch wenn man es in zwei Abtheilungen sondert, nicht viel mehr hineingeht, und bei der Genauigkeit, mit der die Details der neuern Literatur besprochen werden, läßt sich voraussehen, daß der Umfang eines etwaigen dritten Bandes nicht viel kleiner ausfallen wird.

Wir bemerkten vorher, der Verfasser nehme den Standpunkt eines Lehrers ein, aber freilich nicht eines Lehrers für die Schüler, sondern für die Lehrer. Mit einer Gewissenhaftigkeit in der Detailforschung, die man in diesem Gebiet sehr selten antrifft, ja die zuweilen ans Mikroskopische streift, hat Koberstein alle Vorarbeiten benutzt, alle Quellen eingesehen, so daß man das Buch in dieser Beziehung ein Maximum nennen kann. Wenn er hin und wieder nach unsrer Ansicht zu weit geht und über der Genauigkeit und Gründlichkeit die Uebersicht etwas verkümmert, so ist dieser Uebelstand nicht sehr hoch anzuschlagen, denn das Buch ist nur für solche geschrieben, welche sich die Uebersicht auf andrem Wege verschaffen können.

Wie ungeheuer die Erweiterung der vierten im Verhältniß zur dritten Auflage ist, wird man daraus ersehen, daß derselbe Inhalt, der sich in jener auf 1800 Seiten ausdehnt, in dieser etwa nur 500 Seiten umfaßt und zwar sind diese Erweiterungen unverhältnißmäßig mehr in Bezug auf die neue, als auf die alte Literatur angebracht. Der Verfasser hat die Erweiterung auf die Weise ausgeführt, daß er den alten Text und die alte Paragrapheneintheilung mit wenig Ausnahmen beibehält und die Zusätze in die Anmerkungen verlegt. Die Schönheit der äußern Form wird dadurch zwar stark beeinträchtigt und wie schon bemerkt, die Lectüre des Textes erschwert, indessen möchten wir doch der Ansicht sein, daß die Methode im Allgemeinen die richtige war. Die Grundzüge, wie sie die vorige Ausgabe feststellte, haben sich in der Hauptsache als bewährt ergeben.

Wenn wir die Darstellung eine objective, parteilose nannten, so meinten wir damit keineswegs, daß der Verfasser nicht über jede bestimmte Phase der Literatur und über jede literarische Leistung ein bestimmtes Urtheil haben sollte; das Urtheil tritt nur hinter das historische Referat und die historische Kritik zurück. Was den Inhalt seiner Ansichten betrifft, so freuen wir uns, daß derselbe im Wesentlichen mit den von uns vertretenen übereinkommt. Wenn seine Auffassung der sogenannten romantischen Periode günstiger erscheint, als

die unsrige, so hat das einen sehr natürlichen Grund. Koberstein arbeitet sich zu jener Periode durch die dürren Steppen des 17. und 18. Jahrhunderts durch und muß daher in dem romantischen Idealismus neben dem classischen Idealismus einen erfreulichen Fortschritt erblicken, während wir von der wissenschaftlichen, politisch-philosophischen Bildung der Gegenwart ausgehend, die noch keineswegs sicher gestellt, vielmehr noch in heftigem Streit begriffen ist, in der Romantik den gefährlichsten Feind erblicken, den wir bis zu seiner ersten Wurzel hin zu verfolgen und auszurotten haben.

Das Werk von Koberstein darf in keiner Bibliothek eines Literaturfreundes fehlen; wir aber, die wir in unsern literaturgeschichtlichen Versuchen vorzugsweise auf Princip und Darstellung ausgehen, können dem würdigen Veteranen nur Dank wissen, daß er uns die Mühe erleichtert hat, denn wir werden unsern Zweck um so vollständiger erreichen (welcher Richtung wir auch angehören mögen), je weniger wir nöthig haben, uns mit dem Detail des Stoffs zu beladen. In den meisten Fällen wird in dieser Beziehung eine Hinweisung auf Koberstein genügen, dessen stofflicher Inhalt dem radicalen Geschichtschreiber ebenso dienen kann, wie dem conservativen. —

Synchronistische Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. (Von der frühesten Zeit bis zum Jahre 1832.) Für Freunde der Literatur und zum Gebrauche beim Unterricht in höhern Lehranstalten. Von Karl Eitner. Vollständige Ausgabe, mit Nachträgen und Berichtigungen und einem ausführlichen Namen- und Sachregister. Breslau, Kern. —

Diese Tabellen, die vorzugsweise nach Koberstein bearbeitet sind, zeichnen sich sowol durch ihre Vollständigkeit, als durch ihre für den praktischen Gebrauch sehr bequeme Uebersichtlichkeit aus. Doch hat der Verfasser dieselben eigentlich nur bis zum Jahr 1820 fortgesetzt, denn die spätern Jahre sind äußerst summarisch behandelt und können mit dem Vorhergehenden nicht verglichen werden. Das Buch ist als eine zweckmäßige Ergänzung des Koberſteinschen Werks namentlich in dessen gegenwärtigen Zustand zu empfehlen. —

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Von Leo Cholevius, Oberlehrer am Kneiphöfischen Stadtgymnasium und Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. —

Das Buch, dessen ersten Band wir bereits früher angezeigt haben, verdient von den Freunden der Literatur eine größere Beachtung, als ihm bisher zu Theil geworden zu sein scheint. Es ist das Resultat sehr gründlicher Studien, es wird von achtungswerthen sittlichen und ästhetischen Principien ge-

tragen, von denen man zuweilen abweichen muß, die aber zu fruchtbarem Nachdenken anregen und es ist mit jener Wärme geschrieben, die nur aus dem Bewußtsein einer guten Sache hervorgeht. Man erlaube uns, zunächst die Fehler anzuzeigen, welche die rühmliche Stellung des Buchs innerhalb der Literatur einigermaßen verkümmern, um uns alsdann lediglich mit dem Princip, das es vertritt, zu beschäftigen.

Der Verfasser beabsichtigte nicht, eine vollständige Literaturgeschichte zu schreiben, sondern nur diejenige Seite des Gegenstandes hervorzuheben, mit der er sich in seinen Studien vorzugsweise beschäftigt hatte. In wissenschaftlicher Beziehung ist das sehr anerkennenswerth, denn die Wissenschaft wird am besten dadurch gefördert, daß jeder Schriftsteller nur dasjenige dem Publicum mittheilt, was ihm eigen angehört. Aber für die Darstellung ist es ein nicht wegzuleugnender Uebelstand. Man kann nur dasjenige historisch darstellen, was sich in einem innern organischen Zusammenhang entwickelt, und so groß der Einfluß der philologischen Studien auf die deutsche Dichtung gewesen ist, so läßt er sich doch nicht so bestimmt von den übrigen Neigungen und Einflüssen absondern, daß er ein für sich bestehendes Ganze bildete. Daher hat sich der Verfasser auch nicht streng an seine Aufgabe gehalten. Er schildert theilweise auch diejenigen Richtungen der Literatur, die in gar keiner oder nur einer sehr mittelbaren Beziehung zum Alterthum stehen, aber er schildert sie nicht vollständig und sie machen daher den Eindruck des Episodischen. Sollte der Titel genau sein, so müßte er etwa so lauten: Geschichte der deutschen Poesie mit besonderer Hervorhebung der Einflüsse des Alterthums und Nachweis, daß dieselbe nur gedeihen kann, wenn das Alterthum wieder, wie in der goethe-schillerschen Zeit, zu Grunde gelegt wird. — Das Werk im Großen und Ganzen aufgefaßt ist eine Tendenzschrift, und es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn der Verfasser ganz offen und unbefangen mit seiner Tendenz hervorgetreten wäre und alles, was nicht dazu gehört, fallen gelassen hätte.

Ein zweiter Fehler hängt mit dieser Unsicherheit des Plans zusammen. Der Verfasser scheint seinen Stoff in bestimmten Rubriken vorher geordnet und für jede Rubrik längere Zeit hindurch Collectaneen gesammelt zu haben. Als Vorstudien sind solche Collectaneen sehr zweckmäßig, aber bei der Ausarbeitung müssen ihre Spuren sorgfältig verwischt werden, und das ist nicht geschehen, wenigstens nicht in dem hinreichenden Maß. Einzelne Capitel sind freilich aus einem Guß, aber manche Seiten machen vollständig den Eindruck der Mosaikarbeit. Es ist, als ob der Verfasser jene Collectaneen, die aus verschiedenen Zeiten herrühren, einfach nebeneinander hätte abdrucken lassen. — Daraus ist vielleicht auch eine ganz eigenthümliche Manier zu erklären. Zuweilen citirt der Verfasser wörtlich, und gibt an, daß das von dem oder dem gesagt worden sei; aber er fügt nicht hinzu, ob es richtig oder falsch ist; und

wenn er sich einmal kritisch darüber äußert, so versteht man nicht recht, wie diese Kritik in den Zusammenhang paßt. So bemerkt er einmal, und zwar mit dem entschiedenen Ausdruck der Mißbilligung, daß die Kritiker sehr hart mit Hebbel umgegangen seien, und unmittelbar darauf bringt er eine ziemlich lange Auseinandersetzung, worin er mit Hebbel viel härter umgeht, als irgend ein früherer Kritiker. Zum Ueberfluß setzt er noch hinzu, daß die Kritiker viel zu gut von Hebbel gesprochen hätten. — Das ist die Weise der Mosaikarbeit. Er hat sich die eine wie die andere Bemerkung gelegentlich bei seiner Lectüre notirt, wo sie vielleicht in Betreff des besondern Eindrucks ganz am Ort war, dann aber hat er vergessen sie zu verarbeiten und theilt sie dem Publicum so mit, als ob es in den Gang seiner Lectüre eingeweiht wäre. — Diese beständige Bezugnahme auf frühere Kritiker halten wir ganz für überflüssig. Der größere Theil derselben ist dem Publicum vollkommen unbekannt, und die beste Beseitigung falscher Ansichten ist die stillschweigende, indem man die richtigen Ansichten auseinandersetzt. Auch die Scheu vor Plagiaten darf diese Bezugnahme nicht rechtfertigen, denn so tief liegen die Gedanken, durch welche man sich in der neuen Literatur orientiren kann, keineswegs, daß sie nicht jeder Kritiker von gesunder Bildung und ruhigem Urtheil selbst finden könnte. Hat einmal ein früherer Schriftsteller eine so glückliche und frappante Wendung gefunden, daß man darüber nicht hinausgehen zu können meint, so citire man ihn; im Uebrigen aber spreche man ruhig in seinem eignen Namen, denn wollte man mit der Bezugnahme gründlich verfahren, so würde man bei der ungeheuren Ausdehnung dieses Feldes gar kein Ende finden.

Die Fehler liegen, wie man sieht, mehr in der Form. Was den Inhalt betrifft, so müssen wir dem Verfasser, wo er sich auf seinem eignen Gebiet bewegt, für manche neue Auseinandersetzungen dankbar sein. In Anderem, namentlich in Bezug auf die neueste Literatur können wir ihm um so unbefangener beipflichten, da wir Aehnliches bereits selbst gesagt haben. Daß bei einem Gegenstand, der so vielfache Seiten darbietet, wie die Literatur, eine vollständige Uebereinstimmung im Einzelnen nicht stattfinden wird, läßt sich voraussehen. Am auffallendsten war uns die Charakteristik der schillerschen Dramen, bei denen sich der Verfasser nicht blos in der Auslegung, sondern auch in der Werthschätzung vollständig vergriffen zu haben scheint. Daß die Jungfrau von Orleans für den Culminationspunkt der schillerschen Dramatik ausgegeben, und daß die zu Grunde liegende sittliche Idee vollständig gebilligt wird, hat uns nicht wenig überrascht; aber freilich hängt dieser Fehlgriff mit der Einseitigkeit im Princip dieser Literaturgeschichte zusammen, auf das wir jetzt näher eingehen.

Der Verfasser billigt die Leistungen der goethe-schillerschen Periode im Großen und Ganzen; er mißbilligt ebenso die neueste Dichtung. In beiden

stimmen wir mit ihm überein. Aber er billigt zugleich das Princip der goethe-schillerschen Periode und stellt es als das allein richtige dar, und er mißbilligt das Princip der neuesten Poesie: in beidem weichen wir von ihm ab.

Er hat sich einmal darüber gewundert, daß wir im Grunde mit der realistischen Richtung der neuen Poesie einverstanden sind und doch ihre einzelnen Leistungen verwerfen. Der Grund liegt darin, daß Princip und Ausführung nicht immer zusammenfallen. Einmal stehen die neuern Dichter an Talent den ältern nach, sodann haben sie sich zu falschen Consequenzen verleiten lassen, wie das in einer Zeit des Sturmes und Dranges nur zu natürlich ist. Die Fehler, in welche sie aber verfallen sind, gehen keineswegs mit Nothwendigkeit aus ihrem Princip hervor.

Jede echte Poesie muß nach unsrer Ueberzeugung aus dem innern Leben der Nation heraus schöpfen, wie das Sophokles, Dante, Cervantes, Shakespeare, Calderon, Molière u. s. w., kurz alle großen Dichter, mit Ausnahme der deutschen wirklich gethan. Goethe hat es in seiner ersten Periode gleichfalls versucht; er ging aber in seiner zweiten davon ab und bemühte sich im Verein mit Schiller nach dem Vorbild der Alten ohne alle Rücksicht auf den Inhalt seines eignen Volks zu dichten. Diesen Versuch halten wir für verwerflich, und wenn beide Dichter dennoch innerhalb desselben sehr große, zum Theil mustergiltige Kunstwerke geschaffen haben, so war das nicht wegen, sondern ungeachtet ihres falschen Princips, und um das bestimmter auszudrücken: sie haben so weit Großes und Unvergängliches geleistet, als sie das Alterthum, wie es auf den Gymnasien geschieht, lediglich als formales Bildungselement, als gymnastische Kunstschule benutzt haben; sie haben fehlgegriffen, so weit sie darüber hinausgingen und in vollem Ernst Griechen zu werden versuchten. Man vergleiche Hermann und Dorothee mit Alexis und Dora, Wallenstein mit der Braut von Messina: dort haben die Dichter aus ihren Vorbildern nur gelernt, wie man sinnliche Klarheit und schönes Maß verbindet; sie haben einen deutschen Stoff, deutsche Gesinnung und Empfindung in der plastischen Vollendung, die sie bei den Griechen gelernt, dargestellt. Hier greifen sie dagegen nach einem griechischen Stoff, nach griechischer Gesinnung und Empfindung und sind infolge dessen nur den Gelehrten verständlich geworden. In Alexis und Dora, wie in der Braut von Messina sind viele wunderbare Schönheiten, Schönheiten, die aus dem verborgensten geheimnißvollen Quell der Dichtung entspringen; aber sie können vom Volk nicht genossen werden, denn das Volk empfindet anders als der Dichter, und hat Recht, anders zu empfinden. Noch auffallender ist das bei Schillers lyrischen Gedichten; doch begnügen wir uns mit dieser bloßen Hindeutung, da wir uns an einem andern Ort ausführlicher darüber ausgesprochen haben. Merck hat einmal den Unter-

schied der goethischen Dichtung von der Dichtung der Idealisten sehr scharf charakterisirt. Jener suchte die Wirklichkeit zu idealisiren, diese das Ideal zu verwirklichen, und aus dem letztern käme nur dummes Zeug heraus. In diesem Sinn nennen wir uns Realisten d. h. wir glauben, daß der Dichter von dem, was er erlebt, empfunden, erlitten, gehofft, ausgehen muß. Wir glauben ferner, daß er nur das wahrhaft erleben und empfinden kann, was mit der allgemeinen sittlichen Substanz, auf der er wurzelt, in Verbindung steht, d. h. daß der reale Boden, auf dem die classische Dichtkunst aufblüht, der nationale Boden sein muß.

Aus diesem letztern Zusatz kann der Verfasser erkennen, daß die pessimistische Verirrung der neuesten Dichtung, die er ganz richtig charakterisirt, keineswegs aus dem Princip des Realismus entspringt. Realität fällt nicht mit Sonderbarkeit zusammen, im höheren Sinn schließen sich vielmehr diese beiden Begriffe einander aus. Wer die Sonderbarkeit, die als Gegensatz gegen den allgemeinen Begriff und das allgemeine Gefühl nur in der komischen Poesie ihre Stelle findet, als tragisches Motiv benutzt, zeigt eben damit, daß er nicht auf nationalem d. h. nicht auf realem Boden steht.

Wollen wir deshalb den Einfluß des Hellenismus auf unsre eigne Dichtung verkümmern? — Nichts könnte unsrer Absicht ferner liegen.

Die griechisch-römische Bildung ist einmal wirklich eine Hauptquelle unsrer eignen Cultur; sie ist der eine Factor derselben, das christlich-germanische Princip ist der andere; wir werden also nur unsrer wirklichen Geschichte gerecht, wenn wir den einen Factor so gut zur Geltung bringen, als den andern. Wenn z. B. die Romantiker versuchten, im Sinn Wolframs von Eschenbach zu dichten, so entfernten sie sich von unsrer geschichtlichen Bildung viel weiter, als diejenigen, die den Virgil oder Horaz zum Vorbild nahmen.

Das Alterthum ist ferner ein nothwendiges Correctiv gegen die Uebertreibungen einer einseitigen, gegen die Verworrenheit einer unklaren Bildung. Mit Recht legt man auf unsern Schulen die griechisch-römische Literatur zu Grunde, denn nur in ihr lernt der noch Unentwickelte Klarheit, Maß, Plastik der Anschauung und Folgerichtigkeit des Denkens. Noch viel nothwendiger ist dieses Studium für denjenigen, welcher der Nation als Lehrer und Dichter vorleuchten will. Die philologische Bildung ist durch nichts zu ersetzen und ihre Vernachlässigung rächt sich unausbleiblich, wenige besonders glückliche Fälle ausgenommen, durch Rohheit und Unnatur.

Aber wie der Knabe auf der Schule nicht deshalb Lateinisch und Griechisch lernt, um sich in dieser Sprache auszudrücken, oder um den griechischen Göttern Altäre aufzurichten, sondern um in dieser Gymnastik des Geistes zu lernen, wie er den sittlich-historischen Stoff, der ihm von anderer Seite her überliefert ist, gestalten soll, so muß es auch mit dem Dichter geschehen. In der Schule

der Griechen soll der Dichter sein Auge schärfen, seine Hand üben, aber das Material und den Gegenstand seiner Kunstwerke muß er aus seinem Vaterland nehmen. Ganz mit Recht bemerkt der Verfasser, daß, wenn man das Christenthum als das Lebensprincip der neuern Zeit auffaßt, die antike Bildung mit demselben sehr wohl vereinbart werden kann. Wenn man sich aber dem einen oder dem andern Princip ausschließlich hingibt, so führt das zuerst zu einer heftigen Reaction, dann zu einem Taumel in den Ansichten, zuletzt zu einem Skepticismus, in dem man lediglich nach dem Wunderlichen greift, kurz zu der ganzen Entwicklung, die wir seit 1794 wirklich durchgemacht haben. Als Reaction gegen das gräcisirende Weltbürgerthum trat die Romantik ein, die im Anfang nur im Interesse der Freiheit und Vielseitigkeit gepflegt, dann als Herrscherin proclamirt wurde, bis man endlich, nachdem sich die eine Krücke so morsch erwiesen hatte wie die andere, zu dem unvermeidlichen Entschluß kam, auf eignen Füßen zu stehen. Bis jetzt ist das noch nicht recht gelungen, weil wir den freien Gebrauch unsrer Gliedmaßen erst wieder lernen mußten; aber das ist durchaus kein Grund, aufs neue nach der alten Krücke zu greifen.

Nur noch eine Bemerkung zur Abwehr von Mißverständnissen. Wir haben anderwärts auseinandergesetzt, daß Goethe und Schiller mit vollem Recht sich auf das Griechenthum stützten, weil ihnen das damalige deutsche Leben nichts bot. Wir sind aber jetzt in einer weit günstigern Lage, und wenn unsre pessimistischen Dichter das verkennen, wenn sie uns unsre Gegenwart so schildern, als wären wir im Lazareth oder im Tollhaus, so liegt das nur darin, daß sie an Bildung des Geistes und Herzens hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind. Dichter mit einer reifern Bildung werden kommen und dem Princip des Realismus die richtige Wendung geben d. h. sie werden zeigen, daß real keineswegs dasjenige ist, was der Idee widerspricht. Spuren einer bessern Absicht sind ja überall schon vorhanden.

Fouché.*)

Fouché sagte zu Napoleon I.: „Ich besitze nicht die Kunst, in den Herzen zu lesen. So oft also ein Mensch sein Leben opfern will, um das Ihre an-

*) Von unserm pariser Correspondenten, nach der Biographie universelle von Michaud. Er gibt über dies Buch folgende Notizen: „An der ersten Auflage arbeiteten Männer wie Humboldt, Arago, Cuvier, Benjamin Constant, Mme. Staël u. a. mit. Die neue Auflage, von welcher 14 Bände erschienen, behielt die vorzüglichsten Artikel berühmter Schriftsteller bei, insofern die Fortschritte der Wissenschaft keine Aenderung nothwendig machen. Für die neuen Artikel sind für alle wichtigen Personen die namhaftesten Federn Frankreichs gewonnen. Wir nennen Cousin, Guizot, Villemain, Thierry, Henri Martin, Jacob, Thiers, Remusat,

zutasten, habe ich kein Mittel, es zu verhindern. Dafür kann ich Ihnen aber verbürgen, daß bei jeder von zwei Individuen angezettelten Conspiration einer davon in meinem Vertrauen sein wird." Ueberhaupt bleibt Fouché das Modell eines Polizeidirigenten, wie Talleyrand das Muster eines Diplomaten ist. Es ist nicht uninteressant, einige Züge aus dem Leben und Wirken dieses Mannes grade während Bonapartes Regierung in Erinnerung zu bringen.

Am 21. August 1812, als Bonaparte schon zum lebenslänglichen Consul und zum Präsidenten des Senats ernannt war, begab er sich mit einem glänzenden Gefolge nach dem Luxembourg. Die Bevölkerung verhielt sich kalt und schweigsam, was den Consul kränkte; er schrieb diese Aufnahme der Ungeschicklichkeit der Polizei zu und machte Fouché bittere Vorwürfe. Fouché erinnerte daran, daß ihm Bonaparte ausdrücklich vorgeschrieben habe, keine Manifestation zu veranstalten. Hierauf fügte er mit affectirter Leichtigkeit hinzu: „Trotz der Verschmelzung der Gallier mit den Franken sind wir doch noch immer das nämliche Volk; wir sind noch immer jene alten Gallier, die man darstellt, als könnten sie weder die Freiheit noch die Unterdrückung ertragen." Bonaparte unterbrach die Unterhaltung, die in diesem Tone fortdauerte, indem er ausrief: „Es ist Bizarrerie und Laune in dem, was man die öffentliche Meinung nennt, ich werde sie besser zu machen wissen." Wir haben nicht gehört, daß Napoleon III. Aehnliches ausgesprochen hat, es ist aber gewiß, daß er diesen Gedanken gehegt und daß trotz der eisernen Consequenz, mit welcher in freiheitlicher Beziehung gegen die Neigung des Landes regiert wird, das Bestreben, die Meinung zu gewinnen, die meisten Handlungen der Regierung leitet und namentlich zum Kriege gegen Rußland geführt hat, wie es noch zu andern Handlungen leiten wird. Ebenso gewiß ist die Ansicht Fouchés vom Charakter der Franzosen auch jene der meisten Staatsmänner, welche all-

---

Quinet, Michelet u. s. w. Für Deutschland sollen die Biographien von deutschen Schriftstellern abgefaßt werden. Es ist auch Sorge getroffen, daß etwaige Lücken in zwei Supplementbänden ausgefüllt werden, deren erster als 20. und letzter als 40. oder 42. zu erscheinen hat. Die vorliegenden Bände verdienen großes Lob, denn die einzelnen Biographien sind nicht blos trockne Auszüge oder geistlose Compilationen, sondern eine sorgsame, gewissenhafte, vollständige und vortrefflich geschriebene Beurtheilung. Trotz der geringen Preßfreiheit, welche den Schriftstellern heute zu Gebote steht, fühlen die Mitarbeiter dieses Werkes sich doch nur wenig beengt, denn der Geschichte verzeiht man eben vieles, was der Tagespolitik nicht nachgesehen werden würde. Auch kann ein Werk, das vierzig Bände stark ist, auf keine gefährliche Verbreitung Anspruch machen, was gleichfalls ein Grund zur Nachsicht für die Regierung ist. Die Direction der Veröffentlichung führt H. Ch. Lesseps, der selbst sehr schätzbare Beiträge liefert, wie unter anderem einen vortrefflichen Artikel über den Cardinal Fesch. Lesseps ist ein Cousin von Ferdinand Lesseps und hat in Frankreich einen sehr guten Schriftstellernamen. Er entspricht der Aufgabe mit viel Umsicht und so weit dies bei einem Werke von dieser Natur möglich ist, weiß er die gehörige Einheit in die aus so verschiedenen Quellen fließende Arbeit zu bringen."

mälig ans Ruder gekommen sind. Fouché wurde dem Consul unbequem, weil er sich in alle Angelegenheiten mischte und mit Hilfe seiner Polizei, die ihre Agenten in allen Schichten der Gesellschaft hatte, dies auch thun konnte. Er beschloß, das Polizeiministerium zu unterdrücken, und die Maßregel wurde, ohne daß Fouché etwas davon wußte, ausgeführt und der ehemalige Polizeiminister wurde zur Senatorie von Aix ernannt. Am folgenden Tage übergab ihm Fouché ein Memoire, aus dem zur Ueberraschung Bonapartes hervorging, daß der Polizeiminister eine Reserve von 2,400,000 Franken in seinem Ministerium habe. Bonaparte überließ ihm die Hälfte davon als Geschenk. Fouché, der sein Ministerium ohne alle Fonds übernommen hatte, schaffte sich Geld, indem er das Laster jeder Gestalt zollpflichtig machte, und trotz der zahllosen Menge von Agenten, die er unterhielt, blieb ihm noch eine so große Summe übrig, als er zum ersten Male aus dem Ministerium trat. Die Kaiserin Josephine, der er oft heilsame Rathschläge gegeben hatte, weinte, als sie von dem Manne Abschied nahm, der später der erste werden sollte, um sie auf die Scheidung von ihrem Manne vorzubereiten. Die Verschwörung von Georges und Pichegru zeigte die Unfähigkeit von Fouchés Nachfolgern. Er mußte dem Kaiser rathen und führte das bekannte Ende herbei. Dagegen mißbilligte Fouché die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und er war es, der bei dieser Gelegenheit den bekannten Ausspruch that: Es war ärger als ein Verbrechen, es war ein Fehler, obgleich man diesen Satz einem andern Staatsmann zugeschrieben hat. Bonaparte dachte mittlerweile daran, die Monarchie zu seinem eignen Nutzen herzustellen und der Ausführung dieses Planes ging auch die Wiederherstellung des Polizeiministeriums voraus. Die auswärtige Polizei wurde neu organisirt und hatte zur Aufgabe, die Emigranten und die befreundeten Mächte zu überwachen, so wie die Meinung in den feindseligen Staaten zu bearbeiten. Fouchés Polizei stand in dieser Periode so sehr in Credit, daß er Diplomaten, Senatoren, Staatsräthe, große Herrn der Emigration und Schriftsteller in seinem Solde hatte. Da die Presse sich nicht regen durfte, machte Fouché allein Napoleon auf alle Uebelstände aufmerksam und er unterließ es nie, denn bei aller Willkür und Absolutheit wollte er auch die heilsame Seite der Polizei nicht brach liegen lassen. Fouché hatte auch keine geringe Meinung von seinem Amte und in einem Kreisschreiben an die Bischöfe sagte er diesen: Es ist mehr als eine Aehnlichkeit zwischen meinen und Ihren Functionen, meine Aufgabe ist, den Vergehen zuvorzukommen, um sie nicht bestrafen zu müssen, die Ihre, dieselben im Herzen zu ersticken. Weiter unten heißt es: „unser gemeinschaftlicher Zweck ist die Sicherheit des Kaiserreichs aus dem Schoße der Ordnung und der Tugenden hervorgehen zu machen."

Fouché zeichnete sich namentlich durch den Scharfsinn aus, womit er die

Gedanken des Kaisers errieth. Bonaparte hatte seine liberalen Velleitäten und als Fouché Collin d'Harleville die Bewilligung verweigerte, eines seiner Stücke zu drucken, erhielt der Minister einen Verweis durch den Moniteur, der da sagte: „wo wären wir, wenn es in Frankreich erst eines Censors bedürfte, um seine Gedanken drucken zu lassen!" Fouché wußte, was das zu bedeuten hatte und regelte den Dienst der Censoren. Frankreich versöhnte sich indessen mit Napoleon und nach der glänzenden Campagne von Austerlitz und nach dem Frieden von Preßburg war die öffentliche Meinung ganz auf der Seite Napoleons. Fouché ermangelte nicht, Nachdruck auf diese so sehnsüchtig vom Kaiser erstrebte Veränderung zu legen. „Sire," sagte er ihm, „Austerlitz hat die alte Aristokratie erschüttert, das Faubourg St. Germain conspirirt nicht mehr!" Napoleon war entzückt über diese Nachricht und gestand seinem Minister, daß er in allen Schlachten und in allen Gefahren stets die Meinung von Paris und des Faubourg St. Germain vor Augen habe. Der alte Adel war auch in der That nicht minder zahlreich in den Tuilerien vertreten als jetzt. Fouché widersprach dem Kaiser oft. Nach der Schlacht von Eylau drang er auf Herbeiführung des Friedens, wie er später gegen die Expedition nach Spanien rieth, aber jedes Mal, wenn die Machtherrlichkeit des Kaisers in Frage kam, war er dessen Ansicht. Als Napoleon von Valladolid aus eine Note gegen den gesetzgebenden Körper in den Moniteur einrücken ließ und denselben blos einen Rath nannte, glaubte Napoleon gegen Fouchés Gedanken zu handeln. Später befrug er ihn hierüber: „So oft ein Körper sich das Recht anmaßt, allein den Souverän vorzustellen, muß man ihn auflösen und hätte Ludwig XVI. so gehandelt, dieser unglückliche Fürst lebte und herrschte heute noch." „Was, Herzog von Otranto und mir däucht doch, daß Sie einer von denen gewesen, die Ludwig XVI. aufs Schaffot geschickt haben?" „Jawol, Sire, erwiderte Fouché, ohne sich zu besinnen, und das war der erste Dienst, den ich Ihnen geleistet habe." Granier aus Cassaignac sagte jüngst von der Republik, daß ihr einziges Verdienst um das Land gewesen, daß sie das Kaiserreich möglich gemacht. Nach der Schlacht von Wagram, als der Kaiser von Wien kam, hatte er in Fontainebleau mehre Conferenzen mit seinem Minister, in denen er sich bitter über die Haltung von Paris beklagte. Fouché selbst mußte ihm gestehen, daß nach der Schlacht von Eßling die Emissäre aus dem Faubourg St. Germain das Gerücht ausgesprengt hätten, Napoleon sei verrückt geworden. Der Kaiser drohte, gegen diese unverbesserlichen Royalisten mit Strenge zu verfahren, da sie ihn immer mit einer Hand zerrissen, während sie mit der andern verlangten. (Und heute?) „Hüten Sie sich wohl, antwortete Fouché, das ist so die Tradition, das Faubourg intriguirt und verleumdet, und das ist in der Ordnung. Wer wurde ärger verleumdet, als Cäsar von den Patriciern Roms? Ich bürge

Ew. Majestät dafür, daß sich unter diesen Leuten weder ein Brutus noch ein Cassius finden wird." Könnte der Minister des Innern nicht so geantwortet haben? Und kann man sich erklären, daß die Regierung ein so großes Gewicht auf die Boutaden des Faubourg St. Germain legt, nachdem die Erfahrung die Unfähigkeit und Verrottetheit dieser Partei genugsam gelehrt hat? Ja wenn die Russen oder Deutschen Frankreich für sie erobern wollten! Das Gewicht, welches man auf die öffentliche Meinung legt, ist selbstverständlich und daß L. Philipp die Legitimisten fürchtete, ist begreiflich, aber diese Leute, „die mit einer Hand zerreißen, während sie mit der andern bittstellern", sind keinem Regime gefährlich. Wenn die Furcht doch besteht, so ist diese aus dem eignen Bewußtsein der Situation zu erklären, nicht aber aus der politischen Rolle, welche die Legitimisten als Partei im Lande spielen. Ein anderer Grund, warum diese Nadelstiche des noblen Viertels empfindlich sind, ist in gewissen persönlichen Eitelkeiten zu suchen.

Staatswissenschaften.

Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt von Robert von Mohl. 2 Bde. Erlangen, Enke. —

„Bei der Auffassung und Beurtheilung eines bedeutenden Menschen hat man sich vor zwei entgegengesetzten Fehlern zu hüten. Einerseits, daß man die Anlegung eines objectiven sittlichen Maßstabes nicht ganz unterlasse, offenbare Laster, unehrenhafte Gesinnungen und eine schädliche hieraus folgende Handlungsweise lediglich als Thatsachen darstelle, welche die Eigenthümlichkeit des Mannes bezeichnen und als solche wie eine Art von Schickung und fatalistischer Vorausbestimmung genommen werden müssen. Andrerseits aber davor, daß man das Urtheil über einen Mann nicht lediglich abschließe nach dem Ergebniß, welches die Prüfung seiner Sittlichkeit liefert, ohne daß Rücksicht genommen werde auf das, was er gewirkt und namentlich, was er in der That Gutes gethan hat. Die erste Art, angeblich eine hoch über den menschlichen Schwachheiten und Zufälligkeiten stehende Unparteilichkeit, bringt in die Gefahr einer verwaschenen Gleichgiltigkeit gegen Tugend und Gemeinheit, entzieht der Geschichte ihr Richteramt und nimmt den Reiz zur Selbstüberwindung und zu außerordentlichen Leistungen, welcher in dem gerechten Lob und Tadel der Mit- und Nachwelt liegt. Und je glatter und gefälliger eine solche Darstellung ist, je künstlicher die Mischung der Farben, damit ja keine einzelne schreiend hervortrete, desto gefährlicher ist das ganze Beginnen. Das entgegengesetzte Verfahren ist zwar menschlich richtiger, und achtungswerth, wenn ungesundes,

sittliches Urtheil und nicht eine närgelnde Ueberspannung das Wort führt, allein sie ist ungeschickt, weil die Menschen in der Regel nicht blos einseitig schlecht sind, und sie ist politisch irrleitend, weil sie zu einer falschen Beurtheilung des menschlichen Handelns und also auch dessen, was man in künftigen ähnlichen Fällen zu vermeiden hat, führt." —

Der Verfasser spricht diese Grundsätze bei Gelegenheit der Charakteristik von Gentz aus; er bethätigt sie aber durch sein ganzes Buch, ja er zeigt die entschiedene Neigung, vorzugsweise die positive Seite der Charaktere und Schriftsteller hervorzuheben, was einen um so erfreulichern Eindruck macht, da er wohl befähigt wäre, ein strengeres Urtheil zu fällen. — Was den historischen Inhalt des Werks betrifft, so verzichtet er von vornherein auf vollendete Abrundung. Er hat zwar nach allen Seiten der staatsrechtlichen Literatur gearbeitet, aber doch einzelne Zweige derselben nicht mit jener Gründlichkeit studirt, die zu einer systematischen Darstellung bei dem Mangel aller größern Vorarbeiten nothwendig wäre. Anstatt daher nach einem System zu streben, hat er sich damit begnügt, eine Reihe größerer Monographien zusammenzustellen, die aber bereits einen großen Theil des Systems erschöpfen und die weitere Vollendung einem Spätern überlassen. Wir wollen den Inhalt, den er uns bietet, kurz durchmustern.

Nach Erledigung der einleitenden Gesichtspunkte sucht er zunächst die eigentliche Staatswissenschaft von der Gesellschaftswissenschaft zu sondern, welche letztere er von seiner Aufgabe völlig ausschließt. Zugleich gibt er eine kurze Uebersicht des bisherigen Verhaltens der Staatswissenschaft zu den Disciplinen, die sich erst allmälig zu einer neuen Wissenschaft gestalteten, da sie sich bisher mehr mit subjectiven Idealen, als mit objectiver Untersuchung der vorhandenen Kräfte beschäftigen. Jene Scheidung führt er nun in der Art durch, daß er den größten Theil des Rechts der Stände, der Gewerbgenossenschaften und der Kirche an die Gesellschaftswissenschaft abtritt. „Für das philosophische Staatsrecht bleibt, außer den allgemeinen Grundsätzen über den der Gesellschaft zu gewährenden Schutz und über die unter ihren verschiedenen Kreisen zu haltende Ordnung, das Privatrecht nur noch dann ein Gegenstand der Erörterung, wenn der Staat nach allgemeinen Grundsätzen des Einheitsgedankens in die Zwecke und Formen des einen oder des andern der zwei Zustände eingreifen muß." — Dann geht er auf die Encyklopädien und Systeme der Staatswissenschaft über, nicht in historischer Ordnung, sondern nach äußern Kennzeichen gruppirt. — Es folgen darauf die idealistischen Schriften, welche einen Staat, wie er sein soll, gewissermaßen a priori zu construiren unternehmen: Platos Republik, die Utopia, die civitas solis u. s. w. Auch hier behält er nicht streng die historische Folge bei, sondern theilt seinen Stoff in zwei Abtheilungen, die Schilderungen freigeschaffener Zustände und die Idealisirung bestehender Ein-

richtungen. Zu den letztern rechnet er z. B. die Cyropädie und den Telemach. Er schließt seine Darstellung mit folgender Betrachtung. „Von einem unmittelbaren Gewinn für das Leben kann wol nicht die Rede sein. Es hat sich nie begeben, daß irgend ein Staat sich die in einem Romane geschilderten Einrichtungen zum Muster genommen hätte. Und es wird sich dies auch wol schwerlich je zutragen. Dem praktischen Staatsmanne ist in der Regel schon die Form, in welcher diese Gedanken vorgetragen werden, völlig antipathisch, wenn er überhaupt Kenntniß von dem Dasein solcher luftigen Gebilde nimmt. Ueberdies sind die bisher hauptsächlich gemachten Vorschläge, nämlich Gütergemeinschaft mit allgemeiner Arbeit auf Rechnung der Gesellschaft, und Lockerung, wo nicht gar Aufhebung der Ehe und Familie, keineswegs von der Art, daß sie einem über die Natur des Menschen und die Grundlagen der Gesellschaft mit sich im Klaren befindlichen Manne irgendwie wünschenswerth und ausführbar erscheinen könnten. Allein damit ist nicht gesagt, daß dem Staatsromane nicht dennoch ein mittelbarer Einfluß auf das Leben zugeschrieben werden könne. Und man ist in der That wohl berechtigt, einen solchen in nicht unbedeutendem, wenn schon nicht genau meßbarem Grade anzunehmen. Einige dieser Bücher sind doch sehr viel von den Gebildeten aller europäischen Völker gelesen worden und wenn auch keinen andern Eindruck, so müssen sie doch die Ueberzeugung beigebracht haben, daß die in der Wirklichkeit bestehenden Staatseinrichtungen nicht die einzig denkbaren und gerechten seien, vielmehr mannigfachem Uebel und Elende Raum, wo nicht gar den Ursprung geben." — Auf die Staatsromane folgt eine Geschichte des philosophischen Staatsrechts in ihren Grundzügen entwickelt, jedoch so, daß das allgemeine constitutionelle Staatsrecht und das Völkerrecht davon gesondert werden. — Für das Alterthum und das Mittelalter ergibt sich diese Sonderung ganz von selbst, ohnehin sind diese Perioden sehr kurz und summarisch behandelt. Für die neuere Zeit dagegen hat sie ihre Uebelstände, denn daß Ballanche, Burke, Haller u. s. w. vor Montesquieu durchgenommen werden, daß Welcker und Leo in einem Abschnitt stehen, Stahl, Haller, Jarcke u. s. w. im andern, ist gewiß ein Uebelstand; und hier dürfen wir uns nicht versagen, in der scheinbaren Systematik den Mangel an System zu rügen. Wäre das Buch lediglich eine Encyklopädie zum Nachschlagen, so wäre die einzige Anforderung, die man daran zu stellen hätte, eine Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung. Aber es macht doch zugleich wenigstens hin und wieder den Anspruch auf historische Darstellung und daraus geht bei der Zerstreuung des Stoffes der Uebelstand hervor, daß der Verfasser sich häufig wiederholen muß, ein Uebelstand, der sich um so empfindlicher geltend macht, da der Verfasser ohnehin zur Breite geneigt ist. Wir müssen ihm dankbar sein für das reiche Material, das er uns gibt, wir freuen uns an dem sichern und gediegenen Urtheil, aber wir

wünschten doch, daß er auf die Form mehr Mühe verwandt hätte. Eine zweckmäßige Anordnung der staatsrechtlichen Literatur konnte nur in der Weise erfolgen, daß der ganze Stoff in die Hauptperioden zerlegt und für jede Periode die einzelnen Abtheilungen getrennt wurden. Eine ausführliche Inhaltsanzeige und ein Register, welches wir ohnehin jetzt schmerzlich vermissen, hätte dann zu Orientirung das Uebrige gethan.

Wenn sich diese Uebelstände bei dem allgemeinen Theil des Buchs sehr fühlbar machen, so ist das bei den eigentlichen Monographien, die darauf folgen, bei weitem weniger der Fall. Diese Monographien enthalten das Staatsrech der Eidgenossenschaft, der vereinigten Staaten von Nordamerika, Großbritanniens und des deutschen Bundes. Namentlich die letzteren sind mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt, die nichts zu wünschen übrig läßt, wobei der Verfasser zugleich die historischen Schriften berücksichtigt, die sich, wenn auch nur indirect, an die staatsrechtlichen Fragen anlehnen. Den Schluß bildet die Charakteristik zwölf deutscher Staatsgelehrten: der beiden Moser, Pütter, Schlözer, Martens, Klüber, Gentz, Zachariä, Haller, Rotteck, Jarcke und Eichhorn, in denen sich nicht blos das gesunde Urtheil, sondern auch das erste Erforderniß einer treffenden Charakteristik, der scharfe Blick für das Wesentliche geltend macht. Und somit begrüßen wir denn das Buch als eine Bereicherung der Literatur, sowol in Bezug auf die Kenntniß, als auf die Verbreitung richtiger Urtheile und Gesinnungen mit Freuden und beschränken die Ausstellungen, die wir machen mußten, durch die Betrachtung, daß der Verfasser selbst sich über die formale Unvollkommenheit seines Werks nicht getäuscht hat. — In dasselbe Gebiet der Literatur reiht sich ein andres verdienstliches Werk, welches wir hier gleichfalls hinzufügen, da wir ihm nur eine flüchtige Besprechung widmen können:

Mensch, Volksleben und Staat. Im natürlichen Zusammenhange. Vom Präsidenten Leopold von Morgenstern. 2 Bde. Leipzig, B. Tauchnitz. —

Der Zweck des Verfassers ist nicht eine Darstellung der bestehenden Verhältnisse, sondern eine Auseinandersetzung dessen, was für die Entwicklung des vernünftigen Staatslebens wünschenswerth und nothwendig ist. Allein es ist nicht im Stil eines Idealisten geschrieben, der seine Wünsche und Hoffnungen über die Wirklichkeit hinwegsetzt, sondern in der ruhigen Weise eines bewährten Staatsmannes, der in die Wirklichkeit zu sehr eingelebt ist, um ihr andre Forderungen entgegenzubringen, als die sich unmittelbar aus ihr ergeben. Er geht von der Individualität des Menschen aus, leitet aus derselben seine Stellung zur Familie, zur Gemeinde, zur Gesellschaft überhaupt her, entwickelt dann daraus den Begriff des Staats (das organische Wesen im Volk, dessen

Wille über den Willen der einzelnen Volksangehörigen waltet, um das friedliche und der menschlichen Natur angemessene Beisammenleben derselben und das friedliche Bestehen des Volks und seiner Angehörigen neben andern Völkern und deren Angehörigen zu vermitteln), und von diesem Begriff aus construirt er sämmtliche Zweige der Verwaltung, des Rechts und des Volkslebens überhaupt. Die einzige Ausstellung, die wir zu machen haben, ist der überwiegende Formalismus der Darstellung, durch dessen Wegfall das Ganze an Kürze und Prägnanz wesentlich gewonnen haben würde.

Austria Felix.

Oestreichs Helden und Heerführer von Maximilian I. bis auf die neueste Zeit, in Biographien und Charakterskizzen aus und nach den besten Quellen und Quellenwerken geschildert von C. A. Schweigerd. Mit vielen nach den besten vorhandenen Originalportraits gearbeiteten Stahlstichen. Vier Bände. Wurzen, Verlagscomptoir. —

Der nächste Zweck dieses sehr umfangreichen Buches war, den östreichischen Patriotismus durch die Darstellung seiner frühern Heldengröße zu entflammen. Dieser Zweck ist erreicht, dem Verfasser sind von Seiten Radetzkys und anderer Heerführer sehr schmeichelhafte Aufmunterungen zu Theil geworden, die Anerkennung von Seiten der Staatsgewalt hat auch nicht gefehlt, und das Buch hat große Verbreitung gefunden. Für uns, die wir außerhalb Oestreichs stehen, ist die Hauptfrage, welche Stellung das Buch innerhalb der historischen Literatur einnimmt. Als ein Geschichtswerk im eigentlichen Sinn kann es nicht betrachtet werden, die Parteifarbe ist zu prononcirt, und die apologetische Tendenz geht weit über die kritische hinaus. Dagegen hat es als Sammelwerk einen nicht unbeträchtlichen Werth. Dem Verfasser hat zum Theil durch die Gunst der Staatsbehörden ein sehr reiches Material zu Gebote gestanden, und wenn er dasselbe nicht auf die Weise kritisch verarbeitet hat, wie es zu wünschen gewesen wäre, so hat er es doch ziemlich vollständig wiedergegeben. Für die Geschichte eines andern Staats wäre das kein großes Verdienst, aber zur Geschichte Oestreichs fehlen noch fast alle Vorarbeiten und man muß daher schon sehr zufrieden sein, wenn man nur irgend einen Anhaltepunkt gewinnt. In dem vorliegenden Buch hat man wenigstens eine sehr ausführliche Erzählung, die für die neuere Zeit auf authentische Berichte gestützt ist, und ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der Quellen, aus denen man weitere Belehrung schöpfen kann. Eine willkommene Zugabe sind die Porträts, sehr zahlreich, nach den besten Originalen entworfen und künstlerisch befriedigend ausgeführt. — Uns

hat diese Uebersicht über den militärischen Ruhm Oestreichs zugleich die Fragen der Zukunft näher gerückt, die immer ernster und bedeutender für die allgemeine Entwicklung der Weltgeschichte sich herandrängen. Man möge uns gestatten, bei dieser Gelegenheit einigen Bemerkungen über den Beruf Oestreichs und die Wünsche, die wir im Interesse der allgemeinen Cultur dafür hegen müssen, Raum zu geben.

Derjenigen Partei, der auch wir angehören, welche in Preußen den Kern einer nationalen deutschen Entwicklung sieht, ist Oestreich häufig ein Stein des Anstoßes gewesen, und man hat es daher nicht selten ungerecht beurtheilt. Die Zusammensetzung der östreichischen Monarchie ist so gegen alle Analogien der Geschichte, daß man sie schon um des Systems willen gern als etwas Unhaltbares bezeichnen möchte. Daneben waren die Erscheinungen, welche sein innerer Entwicklungsproceß hervorrief, nicht immer der erfreulichsten Art. Wenn man auch mit dem Verstande für die Regierung Partei nahm, so war das Herz doch nicht selten auf Seiten der Unterdrückten, und wir waren nicht selten geneigt, mit Marquis Posa auszurufen:

Sie haben Recht, Sie müssen! daß Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, das ist,
Was mich mit schaudernder Bewunderung durchdrungen.

Aber wir haben nie zu denen gehört, die Oestreichs Untergang prophezeiten, weil seine Banknoten unter pari standen. Wir haben uns nie durch die ritterlichen Formen der Magyaren, der Polen, der Czechen u. s. w. verleiten lassen, ihnen deshalb eine politische Berechtigung beizumessen. Wir haben die Nothwendigkeit einer starken Monarchie in jenen Gegenden begriffen, die sonst der wildesten Anarchie zur Beute anheimfallen müßten. Wir haben in Oestreich eine kräftige Vormauer gegen die Uebergriffe Rußlands, wir haben es als eine wesentlich deutsche Macht geehrt, die den Beruf habe, die deutsche Cultur im Osten zu verbreiten. Wir sind von der festen Ueberzeugung ausgegangen, die auch noch besteht, daß eine dauerhafte Regeneration Deutschlands nur durch ein inniges Einverständniß zwischen Oestreich und Preußen herbeigeführt werden kann.

Bis zum Abschluß des pariser Friedens suchte man alle Conflicte, die nicht in unmittelbarer Beziehung zu der großen orientalischen Frage standen, so viel als möglich zu vertuschen. Es gab sogar eine Zeit, wo man mit einer gewissen Mischung von Ueberraschung und Befriedigung Oestreich als den Verbündeten der westmächtlichen Tendenzen begrüßte, wo man überzeugt war, daß infolge dessen auch eine innere Wiedergeburt des Staats im liberalen Sinn zu erwarten sei. Diese Aussichten sind nicht in Erfüllung gegangen; in dem Augenblick, wo die Entscheidung drängte, trat Oestreich von der activen Mitwirkung zurück, und wenn auch während des Friedensschlusses die offi-

cielle Stellung, die es einnahm, günstiger genannt werden konnte, als die Stellung Preußens, so macht sich doch nach Beendigung dieser Angelegenheit die Realität der Dinge, der Verhältnisse zu fühlbar, als daß man jenen officiellen Aeußerlichkeiten ein großes Gewicht beilegen könnte. Abgesehen von dem Ehrenpunkte, ist es ziemlich gleichgiltig, welche Stelle im Vertrag Oestreich und Preußen einnehmen. Ein dauerhaftes Bündniß zwischen Oestreich und den Westmächten ist ebensowenig zu Stande gekommen, als zwischen Preußen und denselben; und wenn auch die Westmächte im Ganzen Veranlassung haben, mit der Haltung Oestreichs in den vergangenen Jahren zufriedener zu sein, als mit der Haltung Preußens, so bietet die Lage Oestreichs doch viel mehr Gelegenheit, Reibungen und Conflicte herbeizuführen, als die Lage Preußens. Es war ganz in der Ordnung, daß man während des Congresses ein ernsthafteres Eingehn auf die italienischen Angelegenheiten vermied, denn sie gehörten entschieden nicht vor dieses Forum. Desto dringender wird sich jetzt das Bedürfniß herausstellen, auch dieser Seite Europas seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und von dem Entschluß, den Oestreich fassen wird, hängt wesentlich die weitere Entwicklung Europas ab. Zwar wissen wir sehr wohl, daß man durch Wünsche und Ideen die Ereignisse nicht leitet, daß jeder Staat sein eignes Lebensmotiv hat, dem er folgt, gleichviel ob es der Entwicklung des übrigen Europas heilsam ist oder nicht. Auf die Haltung Oestreichs werden die Wünsche Deutschlands keinen unmittelbaren Einfluß ausüben; dennoch ist es von Wichtigkeit, sich klar darüber zu werden, was Deutschland von Oestreich zu hoffen und zu fürchten hat, damit vorkommendenfalls wenigstens in Deutschland die Ansichten nicht wieder auseinandergehen.

Abgesehen von den innern Verbesserungen der bedeutendsten und hoffnungsvollsten Sphäre der östreichischen Thätigkeit, wenn sie ihre Aufgabe richtig versteht, ist das Machtgebiet Oestreichs nach drei Seiten hin zu untersuchen, nach Italien, Deutschland und dem Osten.

Was Italien betrifft, so stand es unter der metternichschen Regierung fast ausschließlich unter der Herrschaft Oestreichs. Der alte Waffenruhm dieses Staats hat mehrfach Gelegenheit gefunden, neue Lorbeern zu erwerben, und selbst für die Civilisation war diese Herrschaft nicht ganz ohne Frucht, denn abgesehen von Sardinien, sind die östreichischen Besitzungen in Italien in materieller Hinsicht entschieden die am besten verwalteten. Die Frage dagegen, ob Oestreich aus dieser Herrschaft einen realen Gewinn davongetragen hat, müssen wir verneinen. Die bedeutenden Einnahmen, die ihm aus jenen Gegenden zuflossen, wurden fast aufgewogen durch die vermehrten Ausgaben, die ein fortwährend schlagfertiges Heer nothwendig machte. Das Wichtigste ist aber, daß Oestreich, auch wenn seine Verwaltung die weiseste und gerechteste sein sollte, in Italien niemals populär werden wird. Nicht blos die revolu-

tionäre Partei, sondern die conservative wird es immer mit Schmerz und Unwillen empfinden, unter fremder Herrschaft zu stehn, und der Besitz wird daher immer den Charakter einer militärischen Occupation an sich tragen. Es ist hier mit Italien ganz anders, als etwa in Ungarn oder Polen, wo Oestreich es mit einer dünn gesäeten, noch immer erst halb entwickelten Bevölkerung zu thun hat, der es an Cultur in jeder Weise überlegen ist, und der es sich als Wohlthäter erweisen kann, auch wo es Gewalt gebraucht. Die italienische Nation dagegen hat schon früher der Cultur die wichtigsten Dienste geleistet, und eine so schlechte Rolle sie in allen Aufständen des vergangenen Jahrhunderts spielte, sie hat doch noch alle Elemente in sich, um sich wieder zu dem Charakter einer Nation zu erheben. Alle frühern Versuche gingen von der radicalen Partei aus, die zu jeder bleibenden Organisation unfähig war, und es gab keinen Staat, der ernsthaft mit Oestreich rivalisiren konnte, da Frankreich erst durch die Restaurationsherrschaft, dann durch die innern Zerwürfnisse aus seiner natürlichen Bahn entführt war. Diesen wichtigen Unterschied dürfen wir nicht vergessen, wenn wir über die gegenwärtige Lage der Dinge ein richtiges Urtheil fällen wollen. Es hat sich jetzt in Italien selbst ein kräftiger Staat gebildet, den allmälig die gesammte nationale Partei als ihren Vorkämpfer betrachten wird, und Frankreich hat seine alten napoleonischen Traditionen wieder aufgenommen, um sie nicht wieder aufzugeben. Wir sind nicht im entferntesten der Ansicht, daß Frankreichs Einmischung in die Verhältnisse Italiens von philanthropischen, humanen Absichten ausgehen wird; aber Frankreich ist nicht im Besitz, es wird sich also, um Einfluß zu gewinnen, auf die oppositionelle Seite werfen müssen, namentlich so lange es im Bunde mit England verharrt. Oestreich dagegen ist genöthigt, um seine eignen Besitzungen und namentlich die Secundogenituren seines Hauses zu erhalten, aufmerksam jeden Versuch eines politischen Fortschritts zu überwachen und zur Beseitigung desselben sich stets mit den conservativsten d. h. unpopulärsten Mächten Italiens zu verbinden. Dies muß wiederum eine Rückwirkung auf Oestreich selbst ausüben, und die Nothwendigkeit, z. B. im Kirchenstaat die bestehende Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung zu schützen, dehnt sich dann auf die Kirche überhaupt aus. Ein freieres Verhalten gegen die Kirche in Oestreich selbst, gewiß das nothwendigste Mittel, um die vorhandenen Kräfte zur Geltung zu bringen, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, so lange für Italien das Bündniß mit der Kirche eine Nothwendigkeit ist. Wenn daher, abgesehen von der Regierung, das östreichische Publicum heute wie im Jahr 1848 mit gerechtem Stolz auf die Waffenthaten seines Heers in Italien hinblickt, und die Herrschaft des Kaisers als seine eigne Herrschaft empfindet, so muß es sich doch zunächst klar machen, ob der reale Gewinn diesem idealen entspricht.

Wir wiederholen es, diese und ähnliche Betrachtungen werden und können

auf die östreichische Regierung nicht bestimmend einwirken. Niemand gibt freiwillig auf, was er besitzt, und ob im nächsten Menschenalter die in Italien angesammelte Kraft stark genug sein wird, um äußerlich eine Veränderung des Zustandes herbeizuführen, darüber können wir heut noch gar nichts ausmachen. Wir wollten nur so viel feststellen, daß, wenn wir Oestreich als unsern Stammgenossen und den Mitkämpfer für Deutschland betrachten, dies nicht in Bezug auf Italien geschehen kann.

Ganz anders verhält es sich mit dem Osten. Daß Oestreich einen Instinct für seine große Aufgabe in diesen Gegenden hat, zeigt sein Verhalten während des ganzen Krieges, zeigt das Widerstreben, mit dem es gegenwärtig die Donaufürstenthümer räumt. Nur hat es die Mittel zum Fortschritt nicht ernst genug vorher erwogen.

Die orientalische Krisis, die dies Mal, so gut oder so schlecht es gehen wollte, vertagt ist, wird über kurz oder lang von neuem eintreten, sei es, ob sie durch die innere Schwäche des türkischen Reichs, oder durch den Ehrgeiz der fremden Mächte herbeigeführt wird. Falls es nun zur Theilung kommt, liegt es im Interesse Deutschlands, liegt es im Interesse der türkischen Provinzen selbst, daß so viel als möglich davon in die Hände Oestreichs fällt. Indem sich Oestreich nach dieser Seite hin erweitert, kämpft es für unsre eigne Sache. Wenn man ihm nun zum Vorwurf machen wollte, daß es nicht energisch genug seine Absichten verfolgt hat, so darf man auf der andern Seite nicht verschweigen, daß Deutschland zum Theil selbst daran schuld ist. Wenn wir von der Herrschaft Oestreichs an der Donau Vortheil ziehen wollen, so ist es billig, daß wir ihm auch bei der Erwerbung derselben unter die Arme greifen. Möchte, wenn ein ähnlicher Fall eintritt, Deutschland, möchte namentlich Preußen seine Aufgabe richtiger verstehen. Es ist, um alles andere bei Seite zu lassen, für Deutschland, für Preußen von der höchsten Bedeutung, nach welcher Seite hin die Spitze des mächtigen östreichischen Schwerts sich richtet.

Indem wir uns nun zu Deutschland selbst wenden, kommen wir an den schwierigsten Punkt, den wir begreiflicherweise nur oberflächlich berühren können; und doch liegt der richtige Weg auch hier auf der Hand. Alle Welt ist darüber einig, daß die ungenügende Stellung Deutschlands den übrigen Staaten gegenüber aus dem Dualismus zwischen Oestreich und Preußen entspringt, weil jeder der beiden Staaten, um das Gleichgewicht zu erhalten, jeden Versuch des andern, seinen Einfluß zu erweitern, so viel als möglich zu vereiteln sucht. Alle Welt ist ferner darüber einig, daß dieser Dualismus nicht in der Weise aufzuheben ist, daß einer der beiden Staaten die Herrschaft allein an sich reißt. Nur in einer kurzen Zeit der frankfurter Aufregung dachte man flüchtig an die Möglichkeit, Preußen die Kaiserkrone über ganz Deutschland anzubieten. Nur in der Zeit nach Olmütz, schmerzlichen Angedenkens, trug

man sich flüchtig mit der Idee, die Hegemonie über ganz Deutschland Oestreich zu überlassen.

Wenn nun der Ehrgeiz keiner der beiden Mächte so weit gehen kann, die Hegemonie über Deutschland ausschließlich zu führen, wenn die gemeinschaftliche Ausübung der Hegemonie nur dazu führt, daß der Einfluß der einen Macht den Einfluß der andern aufhebt: — liegt nicht der Ausweg nahe, daß in Bezug auf die Hegemonie über Deutschland jeder der beiden Staaten sich eine bestimmte Sphäre seines Einflusses auserwählt, daß beide sich darüber einigen und sich redlich darin unterstützen? War es wol natürlich, daß Preußen in Baden, daß Oestreich in Holstein intervenirte? Wir glauben, daß, wenn man die ruhige Ueberlegung über das Spiel der Leidenschaften walten läßt, sich eine Einigung, die mit den bestehenden staatsrechtlichen Formen und mit dem Wohl des ganzen Deutschland in Einklang steht, wol wird finden lassen.

Wie dem auch sei, Oestreich bleibt ein höchst bedeutender Factor in der deutschen Geschichte, der, wenn man ihn außer Rechnung läßt, die ganze Rechnung verwirrt. Daß es das Gefühl lebhaft anregt, ist nicht das kleinste Verdienst des von uns besprochenen Buchs. —

Nachtrag. Früher, als man erwarten konnte, beginnen die Enthüllungen nicht blos über den Friedensvertrag selbst, sondern auch über die Verhandlungen, die denselben begleitet haben. Wer jenes Document unbefangen betrachtet, wird nicht ableugnen wollen, daß Rußland in der That eine ungeheure Niederlage erlitten hat, eine Niederlage, wie sie bisher in seiner ganzen Geschichte nicht vorgekommen ist. Es ist aus allen seinen Positionen zurückgeschlagen, es hat nicht nur seine ausschweifenden Ansprüche, nicht blos seine bisher allgemein anerkannten Rechte aufgeben müssen, sondern es hat auch einen ganz ernstlichen Machtverlust erlitten. Die weiteren Hoffnungen, die sich an den Ausbruch des Krieges knüpften, sind zwar getäuscht worden, aber diese mußten schon von dem Augenblick an als chimärisch erscheinen, wo man zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Oestreich und Preußen sich an dem Kriege nicht betheiligen würden d. h. seit den letzten wiener Conferenzen. Was England und Frankreich für sich allein gegen Rußland ausrichten konnten, haben sie in der That erreicht, denn an wirkliche Eroberungen konnten sie kaum denken; und der einzige Punkt, der namentlich unter den Engländern Mißvergnügen erregen wird, daß nämlich von einer Entschädigung für die Kriegskosten keine Rede ist, hatte seine ernsten Bedenken. Mit einer gewissen Ostentation wird jetzt verkündet, daß Rußland sofort an die Ausführung eines großen Eisenbahnnetzes gehen wird, um den Mängeln seiner bisherigen Kriegführung abzuhelfen; und wir wollen die Gefahr, die uns von dieser Seite droht, nicht verkennen. Indeß wird sie wenigstens zum Theil dadurch auf-

gewogen, daß Rußland eine ziemlich bestimmte Erkenntniß von der Grenze seiner Kraft gewonnen hat und wenigstens in der nächsten Zeit Anstand nehmen wird, eine ähnliche Gefahr, wie die, der es jetzt entgangen ist, zu provociren.

Fragen wir, wer bei dem Kriege am meisten gewonnen hat, so ist es persönlich freilich der Kaiser der Franzosen, der als der mächtigste der Herrscher Europas in den Acten des Friedensschlusses sichtlich hervortritt. Als Staat dagegen hat Oestreich den größten Vortheil erlangt. Die freie Donauschiffahrt kommt ihm hauptsächlich zu gut, und die Beseitigung des russischen Einflusses über die Donaufürstenthümer und Serbien gibt ihm die unbedingte Hegemonie in jenen Gegenden in die Hand. Oestreich hat den kleinsten Einsatz eingelegt und das größte Loos gezogen.

Aber grade darin liegt eine große Gefahr, wenn es durch diesen augenscheinlichen Vortheil verleitet werden sollte, seine Kräfte zu überschätzen. Wenn Rußland schon alle Ursache hatte, ihm wegen seiner Haltung während des Krieges zu zürnen, so wird diese Stimmung unendlich verstärkt durch das reale Interesse. Was Rußland verloren, hat Oestreich gewonnen; gegen Oestreich werden also natürlich die nächsten Versuche Rußlands gerichtet sein. Gleichzeitig ist die Spannung mit England nicht vermindert, sondern vermehrt. Zwar hat die äußere Politik Englands selten einen großartigen Zuschnitt, aber die italienischen Verwicklungen liegen zu nahe, als daß nicht die Regierung Großbritanniens schon um der Sympathien ihres Volks willen ihren Haupteinfluß nach dieser Richtung wenden sollte. Frankreich steht ihm zwar in dieser Beziehung ganz anders gegenüber, aber wir sind doch überzeugt, daß dem Kaiser alles daran gelegen sein wird, das Bündniß mit England aufrecht zu erhalten, denn er wird nicht, wie das ununterrichtete Publicum, durch die äußere Erscheinung geblendet; er weiß am besten, wie gewaltig die Hilfsquellen Englands sind, wie wenig er bei einem Kriege gegen England gewinnen kann, wie wichtig das Bündniß zur Befestigung seiner eignen Dynastie ist. Jetzt bedarf er des Papstes, wenn auch nur aus persönlichen Motiven, und wird sich daher mit dem Feind des Papstes, dem piemontesischen Staat, nicht näher einlassen. Aber jenes Bedürfniß ist nur ein momentanes, das Interesse dagegen, das ihn an alle Parteien fesselt, welche der östreichischen Herrschaft über Italien entgegenstreben, ohne der Revolution zu huldigen, ist ein bleibendes, und seine Wirkung wird daher die augenblicklichen Sympathien überdauern.

Das Schicksal hat auch dies Mal wieder den alten Ruf von dem östreichischen Glück bewährt. Möchte es diesem Staat zugleich Besonnenheit einflößen, wie das Uebermaß des Glücks bei den Alten; möchte er namentlich sich klar machen, wo er seine echten und natürlichen Freunde zu suchen hat.

---

wie durch ihre Ausstattung zu zierlichen Geburtstagsgeschenken für junge Damen qualificirt. Noch erwähnen wir das poetische Märchen: Rübezahl, von Ludwig Köhler, abgedruckt aus dem Weihnachtsbaum für arme Kinder, (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) und: Liebe, Wein und Mancherlei, persische Lieder nach Dschamis Text zum ersten mal deutlich gegeben von Moriz Wickerhauser. Leipzig, Brockhaus. Ueber die Nachbildungen der orientalischen Gedichte im Deutschen haben wir uns schon ausgesprochen. — Eine vortreffliche Uebersetzung (Gotha, Scheube) des von uns bereits ausführlich besprochenen Quickborn von Klaus Groth, welches mit Recht in Deutschland allgemeine Bewunderung erregt hat, müssen wir um so ehrender anerkennen, da es sehr schwer ist, bei der Uebersetzung aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche die poetische Form zu bewahren. — C. G. Scherenberg hat ein neues Gedicht veröffentlicht: Abukir, die Schlacht am Nil. (Berlin, Alexander Duncker.) Im Ton gleicht es ganz Waterloo und Leuthen, doch erregt es weniger Interesse, vielleicht lediglich deshalb, weil der Genre am meisten der Neuheit seinen Erfolg verdankt. — Ein Festidyll von Friedrich Dörr: Christabend, ist im Stil der Vossischen Luise. Die Erzählung spielt in Schleswig. (Halle, Anton). — Georg Crabbes Lehrgedicht: Die Zeitung (1789) ist von Karl Abel (Berlin, Huber) vortrefflich übersetzt. — Schließlich erlauben wir uns die ebenso bescheidene als dringende Bitte, uns bis zur Zeit der Christbescheerung keine lyrischen Gedichte einsenden zu wollen, da wir nicht im Stande sind, sie zu lesen.

Correspondenzen.

Aus Hannover. Die Kammern haben sich am 19. April von der Regierung bis zum 20. Mai vertagen lassen, nachdem sie siebenzehn Tage hindurch beisammen gewesen sind, und ihre Ausschüsse arbeiten inzwischen emsig fort. Da alle wichtigen Vorlagen der Regierung zunächst an die Ausschüsse verwiesen sind, so haben bisher weder die Gegensätze hart aneinanderstoßen, noch die Parteien sich scharf scheiden können. Beides wird nicht lange ausbleiben, wenn jenseits des 20. Mai erst die Berichte und Anträge der Ausschüsse vorliegen.

Die erste Kammer war vom ersten bis zum letzten Augenblick von dem Gefühl erfüllt, daß sie auch in Nebendingen einer Regierung keine Verlegenheiten oder Mühen bereiten dürfe, der sie ihr Auferstehung von den Todten verdankt. Die schwachen Regungen von Widerspruch, die sich bei der Vorlegung der Ausnahmsgesetze zur Herstellung eines politischen Staatsgerichtshofs und zur Beschränkung der schwurgerichtlichen Zuständigkeit zeigten, wurden auf der Stelle von dem Unwillen der Mehrheit erstickt. Dagegen richtete das oppositionslustigste Mitglied dieser Kammer am 10. April eine ziemlich vom Zaun gebrochene Standrede an

das hannoversche Volk, worin diesem mitgetheilt wurde, daß seine unglückliche Oppositionslust in Bezug auf jedes denkbare Ministerium an allem Unheil Schuld sei, und daß das Ministerium Stüve seiner Unpopularität im eignen Lande erlegen sein würde, wenn es nicht zufällig aus andern Ursachen gestürzt worden wäre. Unsre deutschen Brüder, die bis vor Jahresfrist nicht selten Grund zu haben glaubten, über das pharisäische Behagen der Hannoveraner an ihrer specifischen niedersächsischen Glückseligkeit die Nase zu rümpfen, werden erstaunt sein zu hören, daß wir eigentlich niemals mit unserm Staatsleben im mindesten zufrieden gewesen sind. Im übrigen scheint es nicht, als ob in unserm Herrenhause Parteien von politischer Bedeutung beständen. Die Abweichungen in den Ansichten möchten wol darin aufgehen, daß die Minderheit lediglich mit dem Gesetz und die Mehrheit nöthigenfalls auch blos auf das königliche Nothrecht gestützt dem vereinigten Adel des Königreichs die Domäne des politischen Einflusses für ewige Zeit zu sichern trachtet.

Ungleich wichtiger sind die innern Verhältnisse in der zweiten Kammer. Da die Regierung augenblicklich nichts als den Adel unbedingt für sich hat, und die bürgerlich geborene Staatsdienerschaft, so weit deren natürliche Abhängigkeit reicht, so verstand es sich von selbst, daß alle unabhängige Mitglieder dieser Kammer in eine einzige Partei zusammenfielen, so lange nicht bestimmte grundsätzliche Fragen dringlicher Art die Elemente sich nach ihrer geistigen Wahlverwandtschaft zu gruppiren zwangen. Die Präsidentenwahlen, die Wahlen zu sämmtlichen Ausschüssen sind hiernach von einer immer gleichen Mehrheit (50:32 im Durchschnitt) entschieden worden. Die fünf ehemaligen Minister Graf Bennigsen, v. Münchhausen, Braun, Windthorst, und Th. Meyer konnten nach außen wol an der Spitze dieser stets einigen Mehrheit zu stehen scheinen, denn man setzte ihrer zwei auf den Stuhl des Vorsitzenden, machte einen zum Generalsyndikus, und theilte sie so ämtlich den verschiedenen Ausschüssen vor allen übrigen Abgeordneten zu. Aber in den vertraulichen Zusammenkünften dieser buntgemischten, nur durch die Noth zusammengewürfelten Partei ging es fast von Haus aus ganz anders her. Wie sehr auch die linke Seite der Kammer von allen irgend leidenschaftlichen Köpfen und extremen Parteigängern gesäubert erscheint, so war doch schon jetzt nicht selten die Gefahr nahe, daß eine entschiedene Erklärung über den Staatsstreich vom 1. August 1855 oder eine ähnliche Demonstration der Entschiedenen die kaum vereinigte Mehrheit sprengen würde, indem die fünf Exminister sammt ihren nächsten Anhängern entschlossen waren, die Zurückhaltung in Worten und Werken bis auf den höchsten vor der Ehre bestehenden Grad zu treiben. Eine einzige Veranlassung zur Entscheidung würde daher aus der bisherigen Oppositionspartei eine liberale Linke unter der Führung der beiden Obergerichtsanwälte v. d. Horst und Oppermann, und eine conservative, jedoch antiministerielle Mitte haben hervorgehen lassen. In der letzteren würden sich wahrscheinlich ebenfalls zwei Bestandtheile bis zu abermaliger Trennung der Gegensätze zusammengefunden haben: die hannoverschen Peeliten oder Bethmann-Hollwegianer, nämlich die frühern Minister, administrativen Talente, und Jünger von Stüve, und das Halbdutzend katholische Volksvertreter, unter dem frühern Justizminister Windthorst, hoffnungsvoller Keim einer katholischen Partei.

Die Verfassungsfrage im engern Sinn wird die Opposition freilich noch nicht auseinandertreiben, da grade die ehemaligen Minister sich am nachdrücklichsten gegen jede jetzt vorzunehmende Abänderung des Bestehenden im Sinne der gegenwärtigen Regierung ausgesprochen haben. Die Ordnung der königlichen Civilliste und des ständischen Bewilligungsrechts auch schwerlich, es sei denn daß das Ministerium sich zu weitgehenden Ablassungen von seinem eignen Entwurf bereit zeigte, um die Gemäßigtsten an sich zu ziehen. Die peinliche Frage, ob der Staatsgerichtshof und die Beschränkung der schwurgerichtlichen Zuständigkeit bei verweigerter Genehmigung einer einzigen Kammer rechtlich fortbestehen könne, wird voraussichtlich praktische Bedeutung gewinnen, alsdann die zweite Kammer mit der ersten und mit der Regierung entzweien, aber nicht die verschiedenen Parteien der Opposition. Diese wird dagegen mindestens drei der Exminister von sich abfallen sehen, wenn der Bericht des sogenannten Schulausschusses zur Berathung kommt. Diesem Ausschuß sind zwei Gesetzentwürfe der Regierung zugewiesen worden, von denen der eine eine finanzielle Verbesserung der Volksschulstellen, der andre die Befreiung der Geistlichen und Lehrer hinsichtlich der von ihnen blos benutzten Grundstücke ihrer Pfründen von allen öffentlichen Lasten und Diensten an der Stirne trägt, während ihre gemeinschaftliche geheime Absicht die ist, den Lehrer immer abhängiger von seinem geistlichen Obern, beide aber, die Geistlichen und die Lehrer, immer unabhängiger von ihren Gemeinden zu machen. Wie es also mit diesen Vorlagen werden wird, ist ungemein zweifelhaft. Die Verwirrung aber wird erst angehen, wenn das Budget mit seinen zahlreichen Anhängseln aus dem stillen Schoße des Finanzausschusses hervor auf die Tagesordnung der öffentlichen Sitzungen gelangt. Dann werden Lehzens Tod und Stüves Abwesenheit ihre empfindlichsten Wirkungen äußern, nicht sowol der mangelnden Sachkenntniß wegen, als weil sie der Kammer keinen anerkannten Führer in Finanzsachen hinterlassen haben, um den sich die rathlose Menge derjenigen scharen könnte, denen vor eigner Erforschung des Finanzwesens graut. Zufälligkeiten, und nicht eine feste von Grundsätzen geleitete Mehrheit, werden daher leider wahrscheinlich über die inhaltsschweren Anträge zum Budget, in denen die wahre Bedeutung der Session liegt, entscheiden.

Literatur.

Kunst. — Handbuch der höhern Kunstindustrie. Für Gewerbtreibende und Künstler, so wie für Lehranstalten. Umfaßt in Heften die Abbildungen der hervorragendsten Werke dieses Kunstzweiges aus alter und neuer Zeit. Der Text enthält: die Erklärung und Kritik der Werke und die daraus abgeleitete Theorie, nebst Anleitung zu eignem Schaffen von J. H. Wolff, Professor an der kurfürstl. Akademie der bildenden Künste zu Cassel. Dritte Lieferung. Göttingen, G. H. Wigand. — Die vorliegende Lieferung ist die Krone der Leistungen, welche aus diesem ebenso glänzenden als nützlichen Unternehmen hervorgegangen sind. Die Auswahl der Gegenstände ist von dem feinsten Geschmack eingegeben, die technische Ausführung meister-

haft, eine wahre Ehre für die Entwicklung unsrer Kunstindustrie und der Preis (2⅓ Thlr. für die Lieferung) unverhältnißmäßig billig. Jede Lieferung besteht aus sechs Tafeln. Die erste Tafel enthält den Entwurf zu einem Lehnsessel und einem Sopha, die zweite die Thür de la Vierge von Notre-Dame zu Paris, ein Bruchstück der Pantheonthür in Rom, einen Theil der Kirchthür von Ravello, die untern Füllungen der Thür von St. Vincent de Paul zu Paris und drei Rosetten der Pantheonthür; die dritte Tafel die mittlere Partie der Eisenbeschläge an den Thürflügeln der St. Annenpforte von Notre-Dame; die vierte Tafel fünf antike Candelaber; die fünfte Tafel fünf Fontainen aus antiker und moderner Zeit; die sechste Tafel ein antikes Basrelief, die Akantusdecoration aus dem Museo degli Ufizi zu Florenz. — Der geistvolle Verfasser hat die neueste Industrieausstellung in Paris für seine Zwecke mit großer Aufmerksamkeit durchmustert, immer von dem Princip ausgehend, daß die Hauptformen jedes Gegenstandes der Kunstindustrie durch ein Ursprüngliches, durch eine der Natur entlehnte Kernform oder durch das Hinzutreten eines naheliegenden äußern Mittels in eine bestimmte Gestaltung gleichsam genöthigt erscheinen müssen. — So fern der Gegenstand unsrer Aufgabe zu liegen scheint, so ist doch die Art und Weise, wie ihn der Verfasser behandelt, derjenigen verwandt, in welcher wir auf dem Gebiet der Kunst und des sittlichen Lebens das Geistige und Ideale überall in dem Nächstliegenden und Wirklichen aufzusuchen streben. Mit einer wahren Freude haben wir in den hinzugefügten Abhandlungen gesehen, wie auch im Alltäglichsten der künstlerische Sinn sich zu bethätigen vermag. — Wir machen zunächst auf die Abhandlung über die Thüren aufmerksam. In ihrer Gestaltung soll vor allem eine gewisse Leichtigkeit und Bequemlichkeit vor das Auge treten; sie sollen neben der schweren, stabilen, unverrückbaren Mauerfläche gleichsam als der nur zeitweilige Verschluß der Eingang gewährenden Wandöffnungen erscheinen; die Mittel, sie in diesen Eigenschaften darzustellen, bieten dann zugleich die Motive zu ihrem Schmucke, wie denn bei echt künstlerischen Werken die Anforderungen des Zweckes und der Decoration immer in dieser Wechselwirkung stehen werden. — Diesen Grundsatz hält der Verfasser fest, indem er die verschiedenen Formen der Thüren näher erörtert. — Wenn man sich in den ältesten Zeiten damit begnügte, die Eingang und Licht gewährenden Thüröffnungen der Gebäude, ihrer einzelnen Abtheilungen und Räume häufig nur mit Teppichen zu verhängen oder auf andre Art zeitweise zuzustellen, so mußte doch dieser ursprüngliche Gebrauch bald einem praktischeren Verfahren weichen, welches zu dauerndem und sicherm Verschluß der Eingänge leicht bewegliche Tafeln erfand, die nach Willkür den Eingang gestatteten oder verwehrten. Solche Thüren oder richtiger Thürflügel (in der Regel je zwei) wie sie noch heute üblich und unentbehrlich sind, wurden nun schon im frühesten Alterthume sowol, als in allen spätern Zeiten angewandt; und zwar bildete sich eine zweifache Constructionsart derselben aus, deren jede ihre volle Berechtigung hatte, so daß sich die Benutzung beider Arten in ihrer ursprünglichen Gestaltungsweise bis auf unsre Tage erhalten hat. — Die antike Construction der Thürflügel rahmt mit kräftigen Streifen die für den Zweck erforderliche oblonge Fläche ein und verbindet diesen Rahmen im Innern durch ebensolche in Höhe und Breite sich kreuzende übereinandergeplattete Streifen, so daß dadurch Füllungen entstehen, die entweder durch Gitterwerk geschlossen werden, (insofern noch zugleich das Einfallen

des Lichts beabsichtigt wird) oder durch zwar feste, aber ganz dünne und leichte Tafeln. Durch diese Behandlungsart war das Mittel gegeben, der Thüre in der Stärke der fest verbundenen Streifen die nöthige Dauer und Festigkeit zu verleihen, während doch andrerseits die der bessern Beweglichkeit wegen erwünschte Leichtigkeit derselben daneben bestehen konnte. Dieser structiven Bildung gemäß, die die eigentliche antike ist, gestaltet sich der Schmuck dieser Thüren rein constructionell; denn die Rosetten, mit denen wir sie verziert sehen, stellen nichts Anderes dar, als die geschmückten Köpfe der mächtigen durchgreifenden Schrauben, Nägel oder Bolzen, mittelst deren die Rahmenstücke unverrückbar aufeinander befestigt werden und der Bilderschmuck erscheint als einzelne Figurentafeln, mit denen die zwischen den Rahmenstücken übrig gebliebenen Oeffnungen zugesetzt sind. — Die zweite Constructionsweise, deren Erfindung der vorgothischen Zeit angehört, mußte diese Praktik aufgeben, weil der veränderte obere Abschluß der Thüren, die aus dem römischen Bogen hervorgehende romantisch-byzantinische Ueberwölbung der Thüröffnungen, das Anbringen des oberen Zapfens unstatthaft machte. Sie bildet nun die ganze erforderliche Fläche durch einzelne dicht nebeneinandergereihte senkrechte Streifen oder schmale Tafeln. (hier aus Holz, während die auf uns gekommenen antiken Rahmenthüren meistens aus Metallstreifen zusammengesetzt waren, obschon auch diese Thürgattung ursprünglich aus Holz gedacht ist); diese Tafeln werden sodann durch einen sie in horizontaler Richtung überziehenden Schmuck — zu welchem die Metallbanden, mittelst deren sich die Thüre auf sichtbare und deshalb um so befriedigendere Weise in ihren Angeln bewegt, das Motiv geben — aneinander befestigt, gleichsam sichtbar zusammengeheftet oder verklammert. — So verschieden dieses Verfahren von dem eben beschriebenen antiken zu sein scheint, so beruht es doch, wenn wir es genau betrachten, ganz auf demselben der Natur entlehnten System, wonach bei zarten und leichten Gegenständen eine partielle Verstärkung eintreten muß, wenn sie des nöthigen Haltes nicht entbehren sollen. Eben so wie das Blatt der Rippen bedarf, wie der Flügel aller befiederten Geschöpfe durch den Kiel der einzelnen Federn gehalten wird, ebenso ist auch in der Kunstform eine theilweise rippenartige Verdickung dünner Flächen nicht nur in der That ihrer Haltbarkeit zuträglich, sondern sie verleiht ihnen auch den Anschein von Stärke, von Kraft, neben der Leichtigkeit und Beweglichkeit des Ganzen. Hiernach erscheinen nun die Rahmenstreifen der antiken Thüren als das Rippenwerk, als der Kern des Ganzen, dessen Intervallen nur in zarter Weise, sei es nun durchbrochen oder durch zierliche Bildertafeln ausgefüllt wurden. — Bei den zuletzt besprochenen Thüren dagegen übernimmt der über die Fläche ausgegossene und hervortretende, sie also partiell verstärkende Schmuck, die Rolle der Blätterrippen, während die untergelegte und von ihm zusammengehaltene Fläche hier zwar auch sichtbar (durch die sich deutlich zeigenden Fugen nämlich) aus schmalen Streifen besteht, aber nur deshalb, weil das dabei verwandte Material, das Holz, nur in diesem Volumen gegen Umgestaltung durch Werfen, Ziehen 2c. gesichert ist. Diese schmalen Holzstreifen haben also nichts gemein mit denen der andern Constructionsweise. Jene erfüllen grade die entgegengesetzte Function. Hier bilden sie die Unterlage des Rippenwerkes, während sie dort selbst als Rippen hervortreten. — Um nun zu untersuchen, wie diese beiden Constructionsarten für unsre Zeit zu verwerthen sind, faßt der Verfasser genauer ihre beider-

seitigen Vorzüge und Mängel ins Auge. — Was die erste betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß die nur eine grade Fläche ohne Abschluß, ohne Einfassung bildende Thür auch bei dem reichsten Metallschmuck noch etwas Strenges und Herbes behält, ja daß sie grade durch diese Armirung mit Eisen einen sehr ernsten, fast finstern Charakter annimmt. Die Anwendung dieser mittelalterlichen Thürgattung wird daher hauptsächlich auf das Aeußere der Gebäude beschränkt sein, wo eine gewisse Kraft und Derbheit am Platze ist. Namentlich aber eignet sie sich zu Kirchthüren, insbesondere zu den Vorhallen derselben, weil die Banden und der damit verbundene Schmuck (wenn nicht eine für das Constructionelle unnöthige Wiederholung auf der Kehrseite der Thürflügel stattfinden soll) immer nur auf einer Seite erscheint und dieser Mangel, z. B. bei der Hauptthür einer Kirche am wenigsten fühlbar wird, da diese, einmal geöffnet, sich nicht eher wieder schließt, bis der innere Raum von Menschen leer ist und sie diesen wieder vor Profanation 2c. zu sichern hat. — Ferner werden diese Thüren vorzugsweise angewandt werden müssen, wenn eine bogige Oeffnung zu schließen ist, und auch da, wo der obere Abschluß ganz fehlt, wie etwa bei den Eingängen einer Umfassungsmauer 2c., indem die Streifen der Rahmenthüren weder — wenn nicht gegen die Natur des Holzes, aus dem sie ursprünglich gedacht sind, verstoßen werden soll — in runde Formen übergehen können, noch auch die ganze Bildung einer nochmaligen völligen Umschließung auf allen Seiten durch das Thürgewänd entbehren zu können scheint. — Die antiken Thüren erscheinen nicht nur leichter, zierlicher, sondern können auch in der That mit dem Minimum von Material dauerhaft construirt werden, mit kräftigen Streifen und dünnem Füllwerk; sie gewähren den Vortheil, daß man ihre Füllungen nach Willkür theilweise nur durch Gitter zu schließen braucht, um noch Licht oder Luft einfallen zu lassen; sie erhalten durch den Rahmen schon in sich einen Abschluß, eine gewisse Vollendung, etwas Fertiges; sie geben, wie schon angeführt, den Raum zu beziehungsreichen Bildwerken, wir werden also am häufigsten zum Gebrauche derselben uns hingeführt sehen, namentlich bei innern Räumen, wo eine größere Zierlichkeit und ein heiterer Charakter vorherrscht. Verwahren müssen wir uns aber bei diesem Ausspruche gegen die Zulässigkeit der jetzt allgemein üblichen Thüren mit verleimtem Rahmenwerk und glatten Füllungen und das Ganze mit weißer Oelfarbe übertüncht! Es ist dies unstreitig das widerwärtigste, handwerksmäßigste und gedankenloseste Machwerk, welches sich, wie so manches andre Mißverstandene aus antiker Zeit (z. B. die glatten Friese u. dgl.) bei uns eingebürgert hat. — Ueberall, wo die Mittel gestatten, über das Allernothdürftigste hinauszugehen, wo also von Kunstansprüchen die Rede sein kann, sollten diese Thüren durchaus verbannt sein. Es ist ja auch so leicht, ihrem ursprünglichen Sinne gerecht zu werden, ohne einen übermäßigen Aufwand; wir müssen nur immer daran festhalten, daß der Zusammenhalt der Rahmenstücke bei ihrer Kreuzung und Ueberplattung äußerlich sichtbar gemacht werden muß durch Schraubenköpfe u. dgl., und daß die entstehende Füllung als ein in den Rahmen zum Verschlusse der Oeffnung eingesetztes Bildwerk erscheinen müsse, möge dieses nun aus Ranken oder Gitterwerk bestehen, welches noch Luft und Licht einlassen soll, mögen es Bildertafeln zu völligem Verschließen sein; oder, wo beides aus dem einen oder dem andern Grunde nicht zulässig ist, können wir uns mit eingesetzten Tafeln von einer edlern Holzgattung begnügen.

welche an sich etwa durch Masern oder Flammen ein der Umrahmung einigermaßen würdiges Bild abgibt, das sogar eine Art Relief durch die lichteren und dunkleren Färbungen erhalten und so die Fläche bereichern und decoriren kann. Dabei wird es wünschenswerth sein, wenn der Rahmen als der hervortretende Theil in dem Grundtone überhaupt heller gehalten ist, als die zurücktretenden Füllungen. Wenn die natürlichen Farbentöne die plastischen Formen auf entsprechende Weise unterstützen, dann wird das Kalte und Farblose bei den Gegenständen unsrer Umgebung am wirksamsten und am angemessensten verbannt. — Man sieht schon aus diesen fragmentarischen Bemerkungen, mit einem wie feinen künstlerischen Sinn der Verfasser das Handwerk zu adeln versteht und wie segensreich daher sein Buch in die Fortentwicklung dieses Zweiges der Cultur eingreifen muß.

Eine Wanderung durch die Gemäldesammlung des Städelschen Kunstinstituts von J. D. Passavant. Frankfurt a. M., H. Keller. — Eine ähnliche, zweckmäßige und einsichtsvolle Uebersicht wünschten wir auch den andern zahlreichen, zum Theil sehr werthvollen Kunstsammlungen Deutschlands, damit durch die Zusammenstellung derselben eine Kenntniß unsrer Schätze im größern Publicum verbreitet werde. Es ist das um so wünschenswerther und nothwendiger, da auch diesem Zweige unsers Culturlebens die Concentration mangelt.

Neue historische Schriften. Der Feldzug in der Krim 1854—1855 dargestellt in einer Sammlung von fast ausschließlich officiellen Berichten beider kämpfenden Parteien. 4. Heft. Enthaltend die Monate Juli, August und Septemper 1855 bis zur Erstürmung Sebastopols. Nebst zwei Planskizzen der Schlacht an der Tschernaja und der Erstürmung Sebastopols. Leipzig, F. L. Herbig. — Mit diesem Heft ist nun die Sammlung geschlossen, in welcher man die Gesammtgeschichte des orientalischen Krieges von Beginn desselben bis auf die Einnahme von Sebastopol in actenmäßiger Darstellung verfolgen kann. — Die orientalische Frage. In Briefen eines russischen Veteranen von 1812. Herausgegeben von P. Ostafiero. Erster Theil. Breslau, Kern. — Die Briefe sind natürlich im allerentschiedensten russischen Sinn geschrieben und suchen die Sache der Westmächte so lächerlich und verächtlich als möglich darzustellen. Im gegenwärtigen Augenblick, wo in der Krim der russische Oberbefehlshaber einen feurigen Toast auf Se. Majestät den Kaiser Napoleon, auf Ihre Majestät die Königin Victoria und auf Se. Majestät den König von Sardinien ausbringt, wo seinerseits der Marschall Pelissier mit erheblicher Rührung versichert, er hege vor keinem Monarchen eine so unbedingte Verehrung, als vor dem Kaiser Alexander, wo die feindlichen Vorposten, die sich bisher mit Flintenschüssen begrüßten, sich freundlich ihre Cigarren anzünden, wo man in Paris, in Wien, in Konstantinopel von weiter nichts hört, als von Bällen und Festlichkeiten, wird man auch in der russischen Regierung diesen Ton nicht mehr billigen. Indeß kann man von einem gescheiten Feinde immer viel lernen, und so werden auch diese Briefe zur aufmerksamen Lectüre zu empfehlen sein. — Es ist im Ganzen doch ein sehr unheimliches Gefühl. Ueber hunderttausend Leichen düngen den Boden der Krim, der jetzt den Russen wieder eingeräumt wird und der Marschall Pelissier versichert, er hege vor keinem Monarchen eine so unbegrenzte Verehrung, als vor dem Kaiser Alexander, der russische Oberfeldherr hält feurige

Lobreden auf den Kaiser Napoleon, und in Paris, Wien und Konstantinopel tanzt und jubilirt man. — Man fühlt sich doch zuweilen versucht, in die Stimmung Hamlets auszubrechen, als der Clown auf dem Gottesacker seine schlechten Witze machte. — Die Donaufürstenthümer. Die staatlichen Verhältnisse der Moldau und Walachei in geschichtlicher Zusammenstellung der auf das öffentliche Recht bezüglichen Verträge. Von J. F. Neigebaur. Breslau, Kern. — Das Buch enthält nicht eine fortlaufende historische Entwicklung, sondern einzelne Abhandlungen über die Zustände der Donaufürstenthümer, welche der Verfasser bekanntlich in einem längern amtlichen Aufenthalte studirt hat. — Die Heirath des Markgrafen Carl von Brandenburg mit der Markgräfin Catharina von Balbiano. Nach Urkunden in dem königlichen Archive und in Privatarchiven zu Turin zusammengestellt von J. F. Neigebaur. Breslau, Kern. — Eine interessante Episode aus der Geschichte der Höfe am Ende des 17. Jahrhunderts. Die allgemein gehaltene historische Einleitung über die Deutschen in Italien hätte sich der Verfasser ersparen können. — Der hansische Stahlhof in London. Ein Vortrag, gehalten im Saal des goldenen Sterns zu Bonn am 11. März 1856. Von Reinhold Pauli. Bremen, Strack. — Der Vortrag verdient nicht blos wegen seines höchst interessanten geschichtlichen Inhalts, sondern auch wegen seiner musterhaften Form allgemeine Beachtung. — Leon de Modena, Rabbiner zu Venedig (1571—1648) und seine Stellung zur Kabbalah, zum Talmud und zum Christenthume, zugleich als Denkstein an dem frischen Grabe Isaak Samuel Roggios. Von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner der Israelitengemeinde zu Breslau. Breslau, Kern. — Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts, der uns um so willkommener sein muß, je weniger bisher die allgemeine religiöse und literarische Entwicklung der Zeit vom bestimmten Standpunkt des Judenthums aus betrachtet worden ist. — Professor Daniel Völters Karte von der europäischen Türkei, Griechenland, Montenegro und den jonischen Inseln, nebst den angrenzenden Landestheilen von Rußland und Oestreich, nach den neuesten Quellen (Kiepert, Viquesnel, Blondel u. s. w.) Verhältniß 1:4,400,000. Eßlingen, C. Weychart. (Preis 8 Ngr.) — Diese für gewöhnliche Bedürfnisse sehr brauchbare Karte ist vorzugsweise nach Kiepert bearbeitet. — Hermäen aus dem Alterthume in Bezug auf Politik und Gesetzgebung. Von Dr. jur. F. G. Eckenberg. I. Theil. Politik. Nordhausen, F. Förstemann. — Das Buch zeigt eine große Belesenheit, aber wenig durchgreifende und folgerichtig angewandte Principien. —

Notiz für unsre Leser. — Am 21. April wurde Heft 17 in Leipzig durch den Rathsdiener in der Buchhandlung und den öffentlichen Localen confiscirt, jedoch am 28. April wieder zurückgegeben.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Naturgeschichte des Volks.

Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Von W. H. Riehl. Drei Bände. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Augsburg, Cotta. —

Ein Buch, welches einen so außerordentlichen Zugang bei fast allen Schichten des Volks gefunden hat, wie das vorliegende, kann nicht ohne Werth sein. Der Geschmack des Tages, vor allem aber der Wunsch einer großen politischen Partei, ihre egoistischen Interessen auch vom Standpunkt der Bildung und Menschenliebe aus zu rechtfertigen, erklärt vieles, allein doch nicht alles; und in der That finden sich unter Riehls Beobachtungen sehr viele, die uns durch Feinheit des Blicks und durch Lebendigkeit der Darstellung anziehen, freilich hart daneben auch andre, in die wir beim besten Willen keinen haltbaren Sinn hineinlegen können. Dürfen wir also beim Eingang unsrer Kritik einen allgemeinen Wunsch aussprechen, so wäre es dieser, daß Riehl seine Arbeit in der feuilletonistischen Form, in der sie ursprünglich gedacht war, gelassen und nicht durch den Schein einer systematischen Durcharbeitung eine falsche Vorstellung erweckt hätte. Er erzählt selbst in der Einleitung, seine Arbeit sei nicht gemacht, sondern geworden, er sei nicht mit einem bestimmten Princip, mit einer bestimmten Ueberzeugung daran gegangen, sondern aus vielseitigen Beobachtungen habe sich ihm ein Princip erst allmälig und naturwüchsig entwickelt und so sei durch Aneinandergliederung des Einzelnen ein organisches Ganze entstanden. — Auf diese Weise kann sich eine Ueberzeugung entwickeln, aber kein wissenschaftliches Lehrgebäude. Zu diesem gehört noch ein zweiter Proceß. Wenn man sich aus vielen einzelnen Anschauungen eine Meinung entwickelt hat, so muß man alsdann die Richtigkeit derselben an allen Fällen prüfen; man muß dasjenige, was gegen dieselbe spricht, ebenso gewissenhaft zusammenzählen, als dasjenige, was sich dafür zu entscheiden scheint, und erst durch einen genauen Vergleich dieser beiden Reihen wird sich ein Facit ziehen lassen. — Diese Arbeit hat Riehl nicht gethan. Er ist bei seinen ursprünglichen Beobachtungen stehen geblieben und hat die Lücken entweder durch willkürliche Einfälle ausgefüllt oder er hat sie auch ganz unbeachtet gelassen. Die Mangelhaftigkeit dieses Verfahrens hat er wohl gefühlt; aber

anstatt sie offen einzugestehen, anstatt sich damit zu begnügen, einzelne Bausteine zusammenzutragen, aus denen dann ein Späterer etwas Ganzes aufbauen möge, hat er sie durch einen hochfahrenden Ton zu verstecken gesucht, der ihm nicht ziemt, denn das Buch wimmelt von Widersprüchen und läßt uns fast überall im Stich, wo wir eine entscheidende Folgerung erwarten. Von Zeit zu Zeit blickt er spöttisch auf die Nationalökonomen, die bei einem einseitigen Standpunkt stehen bleiben und daher leicht alles berechnen können. In der That, der Standpunkt der Nationalökonomie ist ein einseitiger, weil er von gewissen Rücksichten abstrahiren muß, obgleich auch hier neuerdings durch Roschers Arbeiten der concreten Ansicht des Lebens ihr volles Recht widerfährt: aber die Hauptsache ist, die Nationalökonomie rechnet mit Factoren, die sie im Einzelnen genau erforscht und deren Zusammenhang sie sich klar gemacht hat; die angebliche neue Wissenschaft der Socialpolitik dagegen läßt sich in der Auswahl wie in der Anwendung ihrer Beobachtungen vom Zufall bestimmen. Man wird das Buch mit großem Vergnügen lesen, aber man wird nicht überzeugt werden. — Zuweilen ist es komisch, wie Riehl zwei widersprechende Einfälle ganz einfach nebeneinander stellt, ohne sich darüber zu erklären, welchen von beiden er für richtig erachtet. So schildert er im dritten Band, S. 172, die Vortrefflichkeit des Hausregiments, welches sich nicht blos auf Dienstboten, sondern auch auf die Hausthiere erstreckt. Er wird bei dieser Schilderung ganz poetisch. „Gegenüber unserm Hunde sind wir die allwaltenden Götter, schicksalspinnende Dämonen; darum vertraut der echte Hund blind seinem Herrn." Nun kommt ihm aber ein andrer Gedanke in den Sinn: „Was freilich ein Hund im stillen Sinne denkt, wenn er die frevliche Hand des Herrn leckt, die ihn maltraitirt, das hat uns bis jetzt noch keiner gesagt." Diesen Gedanken, den er nicht unterdrücken kann, setzt er in Parenthese hinzu, und ohne zu merken, daß dadurch seiner Beweisführung gradezu die Spitze abgebrochen ist, fährt er fort: Darum u. s. w. Diese Gemüthsverfassung, sich einer für den leitenden Gesichtspunkt wesentlichen Betrachtung dadurch zu entschlagen, daß man sie einfach fallen läßt, mag für den humoristischen Dichter sehr geeignet sein, für die Wissenschaft ist sie es jedenfalls nicht. Riehl glaubt dadurch eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Kunstform erstiegen zu haben, daß er die gerade Linie derselben durch humoristische Kreuz- und Quersprünge verziert. Diese Manier ist heutzutage nicht selten, sie ist aber durchaus verwerflich, denn in der Wissenschaft fördert nur derjenige Weg, bei dem man keinen Schritt zurückmachen darf.

Wir gehen nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf das Einzelne über. Da die Entstehung des Buchs nach dem Geständniß des Verfassers selbst eine zufällige ist, so wird es uns verstattet sein, die Ordnung desselben umzukehren und mit dem zu beginnen, was man gewöhnlich als das Ursprüngliche der geselli-

gen Zustände betrachtet, mit der Familie d. h. mit dem dritten Bande des Buchs.

Den sehr richtigen Grundgedanken, daß schon in dem physiologischen Unterschied zwischen Mann und Weib sich zeigt, daß die Menschen nicht zur absoluten Gleichheit bestimmt sind, führt Riehl mit etwas mehr Eifer aus, als nöthig wäre. Es gibt zwar hirnverbrannte Subjecte, die in ihrer Doctrin nichts davon zu wissen scheinen, daß der Mann zeugt, während das Weib gebiert, aber gegen diese ist es unnöthig, zu Felde zu ziehen. Riehl thut es auch nur, um geschwind einen falschen Schluß einzuschieben (S. 5). „In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt." Das ist ein Satz, den Herr von Gerlach mit großem Vergnügen lesen wird. Aber wo in aller Welt findet sich eine Logik, nach der folgender Schluß erlaubt wäre: „Das Weib ist von Natur dem Manne ungleich, folglich sind auch die Männer einander ungleich." Uebrigens läßt Riehl den Satz wieder fallen; aber es ist doch nicht gut, durch Anklebung solcher Parteistichwörter sich der vornehmen Welt zu empfehlen.

Ueber den Gegensatz der beiden Geschlechter finden sich sehr viel feine und sachgemäße Bemerkungen. In barbarischen, uncultivirten Zuständen sind die Weiber vom Manne nicht qualitativ, sondern quantitativ unterschieden, daher die Frauen die Knechte des Mannes; in einer übertriebenen Civilisation dagegen ist der Gegensatz der Geschlechter auf die Spitze getrieben. So war es in dem heuchlerischen, unsittlichen Minnedienst des Mittelalters, so ist es zum Theil wieder in unsern Tagen, wo es für unweiblich gilt, wenn man nicht von dem Anblick einer Spinne Krämpfe bekommt. „So zwingen wir die gebildete Frau, entweder in reiner Unthätigkeit zu verharren oder die Schranken ihres Geschlechtes zu durchbrechen und ihrem Thätigkeitstrieb in Dingen, die außerhalb des Hauses liegen, Genüge zu leisten. Die feinste Spitze der Gesittung biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück, und die Dame des europäischen Salons verbringt gar oft ihr Leben ganz in derselben Weise, wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet, mit Oelen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt oder gewebt hat." — Diese Ueberverfeinerung der Weiblichkeit übt die nachtheiligsten Einflüsse auf unser ganzes Leben aus. So wird die Literatur und Kunst für Frauen und von Frauen immer selbstständiger; sie wirkt bereits auf unsre gesammte Entwicklung in Wissenschaft und Kunst leise, aber sicher zurück. Unsre ganze Belletristik ist unter den Pantoffel gekommen. Das massenhafte Aufsteigen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters. Namentlich in der vornehmen Welt

strahlen die Einflüsse der Ueberweiblichkeit von den Frauen auch auf die Männer über, und das Uebermaß der Sonderung der Geschlechter droht sich dadurch wieder auszugleichen, daß der feine Mann weibisch wird, ein Milchgesicht an Leib und Seele. Mit der Frivolität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische Schönseeligkeit Hand in Hand und die Büßerinnen selbst unterwühlen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Von Frauen ist der Rongecultus und ähnliches ausgegangen. So haben gar viele überweibliche Frauen auch im ersten Rausche unsrer letzten revolutionären Bewegung sofort ihren natürlichen Geschlechtsberuf des Beharrens und Bewahrens vergessen und den Radicalen begeistert zugejubelt. Die Demokraten mit ihren jungen, stattlich bebarteten Wortführern, mit ihren Turnerscharen, den wallenden Fahnen und wogenden Federn, den malerischen Volksversammlungen, den prächtig declamirenden Volksrednern stellten mehr dar, als sie thaten und waren. Der weiblichen Natur entging diese Wahlverwandtschaft nicht. Die gesetzten, glatt rasirten, conservativen Männer dagegen, deren Chorführer in den Parlamenten einen bedenklich starken Beitrag zur Statistik der Glatzköpfe lieferten, stellten für ein Frauenauge äußerlich wenig oder nichts dar. Aber auch die politische Lehre der Demokraten entsprach jenem merkwürdigen radicalen Naturrecht der Gesellschaft, welches sich bei den Frauen sofort da ausbildet, wo sie das feste geschichtliche Recht der überlieferten Sitte aufgeben. Anstatt also so viel von der Emancipation der Frauen zu reden, sollten wir lieber daran denken, uns von den Frauen zu emancipiren.

Dies ist, abgesehen von einzelnen, theils passenden, theils unpassenden Nebenbemerkungen der Gedankengang des Buchs, dem wir im Wesentlichen beipflichten. Es kommt jetzt nur darauf an, für die richtig aufgedeckten Schäden auch die richtige Abhilfe zu finden und hier ist Riehl rathlos.

Zunächst sollte man denken, daß die weibliche Erziehung ins Auge gefaßt werden müßte. Wenn die Frauen eine ganz andre Logik haben, als wir, so liegt das zum großen Theil an ihrer falschen Erziehung. Man gewöhnt sie an Virtuosität des Gefühls, an Schnellfertigkeit des Urtheils, aber man entzieht ihnen die gründliche Kenntniß auch des geringfügigsten Gegenstandes. Es fehlt ihnen jene Zucht des Gedankens, die für das Denken überhaupt nothwendig ist.

Statt in einer verbesserten Erziehung sucht aber der Verfasser das Heilmittel in einer veränderten gesellschaftlich-politischen Stellung der Familie. Die Frauen sind ihrer Natur wie ihrer Bestimmung nach conservativ, die bevorzugten Träger der socialen Unterschiede, allein ihre Natur wie ihr Beruf findet nur im Kreise der Familie die volle Ausbildung. „Die Familie muß politisch emancipirt werden, dann sind die Frauen emancipirt.“

Das klingt fast wie ein delphischer Orakelspruch und Riehl zählt zwar

vielerlei auf, was er nicht thun wolle, aber das, was wirklich zu thun sei, läßt er im Dunkeln. Sein einziger Vorschlag kommt darauf heraus, die passive Wählbarkeit zum Parlament auf Ehemänner zu beschränken. Zu welchem Zweck? Etwa um die Zahl der Ehelosen zu vermindern? Im Gegentheil, Riehl wünscht eher eine Verminderung der Ehen; denn wer sich keinen genügenden Hausstand gründen kann, soll auch nicht heirathen. Die Zahl der Ehelosen soll bleiben, soll sich sogar noch vermehren, aber — — alle Ehelosen sollen genöthigt werden, sich als dienende Glieder einer Familie anzuschließen!

Das ist also der Weisheit letzter Schluß. Soll man sich nun darüber ärgern oder lachen? Riehl schildert mit großer Beredtsamkeit die Nachtheile, die es für ein Mädchen hat, als Gouvernante oder von ihrer Hände Arbeit, oder von Schriftstellerei zu leben. Wovon soll sie aber denn leben, wenn sie nichts hat? Ist denn die Stellung eines Dienstmädchens ehrenvoller, als die einer Gouvernante? Soll die Familie sie umsonst aufnehmen, um sie als ein unschädliches Hausthier in den Stall zu sperren, dem jeder Angehörige der Familie gelegentlich einen Fußtritt gibt? — Herr Riehl, Herr Riehl, es ist viel leichter, bunte Zustände bunt auszumalen, als auf ernsthafte Fragen eine vernünftige Antwort zu geben, und Sie, dessen Antwort in einem mitleidigen Achselzucken besteht, haben keine Ursache, sich über die Nationalökonomen, die wenigstens eine bestimmte Antwort suchen, so geringschätzig auszudrücken. — Auch ist grade in dieser Beziehung der bittre Hohn gegen die amerikanischen Zustände übel angebracht. In dem stolzen Selbstgefühl des amerikanischen Dienstboten seinem Brotherrn gegenüber mag einige Uebertreibung liegen; es ist aber doch jedenfalls besser, als die Sitte der guten alten Zeit, wo der Brotherr seine Dienstboten, der Meister seine Lehrlinge von Morgens bis Abends prügelte, um sich eine angenehme Motion zu machen. Das Proletariat ist ein großes Uebel, aber die Leibeigenschaft ist ein viel größeres.

An diese allgemeinen Auseinandersetzungen über das Wesen der Familie und des Hauses schließt sich ein höchst liebenswürdiges und interessantes Genrebild über die bürgerliche Baukunst. An sich würde es nichts schaden, daß nicht nur der leitende Gedanke, sondern auch zum Theil die einzelnen Bilder aus Reichensperger entlehnt sind, da der Verfasser mehre eigne sehr artige Einfälle hinzugethan hat; aber es würde doch schicklich gewesen sein, auf die Quelle hinzuweisen. Die Schilderung der Wohnungen aus der guten alten Zeit im Vergleich mit den gegenwärtigen Kasernen ist allerliebst, aber die Hindeutung auf eine praktische Anwendung dieser Grundsätze ist nur komisch zu nennen. Wenn Riehl den Wunsch ausspricht, daß jede Familie ihr eignes Haus habe, so stimmen wir diesem Wunsche im höchsten Grade bei; aber wenn er sich erkundigen wollte, was in einer großen Stadt der Boden kostet, so würde er sehr bald einsehen, daß das nur fromme Wünsche sind. Nur sehr reiche

Leute können in unsern Tagen ein eignes Haus haben. Nebenbei halten wir es doch für einen großen Gewinn, daß die modernen Häuser ihren Bewohnern Luft und Licht verstatten. Die beständige Kellerluft und die Finsterniß in den alten Häusern mag etwas Romantisches haben, aber der Gesundheit war sie gewiß nicht förderlich. Auch daß jeder Einzelne, sobald er mündig geworden ist, sich nach einer eignen Stube sehnt, wo er sich zu Hause fühlt und wo er unumschränkter Herr ist, halten wir für einen wesentlichen Fortschritt unsrer Bildung.

Daß unsre sogenannte classische Literatur dem hohen Werth des Familienlebens nicht gerecht geworden ist, wird sehr richtig hervorgehoben; auch in dieser Beziehung sind wir besser, als unsre Väter. Wunderlich genug klingt es, wenn auf der einen Seite das deutsche Kneipenleben als ein anerkennenswerthes Streben, im Schoß einer Familie zu sein, gefeiert und gleich darauf als die Zerstörung des deutschen Familienlebens gebrandmarkt wird. Riehl ist eben nicht Herr über seine Einfälle; auch darin spricht er sich als Feuilletonist aus. — Ganz wunderlich ist die Vertheidigung der alten halbtollen Schmausereien und des sinnlosen Luxus, der früher bei den großen Familienfesten Sitte war, und dem die Polizei mit Recht gesteuert hat. Das wahre Vergnügen an diesen Festen war gering und es wurde mit schweren Opfern erkauft.

Daß Riehl die mehr und mehr einreißende Subjectivität beklagt, und die Unsitte, seine Privatgefühle in Tagebüchern aufzuzeichnen, anstatt die wirklichen Denkwürdigkeiten der Familie zu fixen, lächerlich macht, ist sehr zu loben; nur vergißt er dabei, daß dieses psychologische Raffinement einen ältern Ursprung hat, als die französischen Romane; er vergißt, daß in der katholischen Kirche seit der Zeit der Casuisten die Beichtväter förmlich darauf eingeübt wurden, in den Beichtkindern die abnormsten Gefühle zu entwickeln, sie aus ihnen herauszulocken oder in sie hinein zu dichten. Die Selbstschau unsrer jungen Damen (denn bei Männern sind Tagebücher doch wol selten) ist sehr lächerlich, aber sie hat doch nicht jenen üblen Beischmack, der aus der Forschung nach geheimen Gedankensünden hervorgeht. Riehl ist eifrig beschäftigt, die Vorzüge der katholischen Kirche hervorzuheben; er möge sich einmal die Anweisung für die Beichtväter zu verschaffen suchen, es gehört das auch in eine Naturgeschichte des Volks.

Von dem dritten Band springen wir sofort zum ersten über, der den Titel führt: Land und Leute. Er besteht aus einer Reihe von Genrebildern, die im Grunde unter sich keinen weitern Zusammenhang haben, als den ähnlichen Gegenstand. — Das Capitel über das Volk als Kunstobject, d. h. über die Darstellungen des Volks in Literatur und Malerei, ist vortrefflich, obgleich auch hier wieder manche Beobachtungen falsch sind. So stellt er z. B. zwischen den deutschen und den französischen Zeitungen den Gegensatz auf, daß die letzteren

in der Regel oder wenigstens oft ausschließlich politisch sind, während bei den erstern die socialen Beziehungen das Hauptinteresse bilden. Er möge einmal eine gut redigirte französische Zeitung, wie das Journal des Débats, ins Auge fassen, so wird er finden, daß die specifische Politik weit hinter den Klatsch aus dem Privatleben zurücktritt, und daß die größte Feinheit nicht auf die politischen Leitartikel, sondern auf diese Chronik der socialen Neuigkeiten verwandt wird. Eine ausschließliche politische Zeitung, wie die deutsche Zeitung es war, kennt eben nur Deutschland. — Es folgen eine Reihe niedlicher Idyllen: Feld und Wald, Wege und Stege, Stadt und Land, die als solche sehr angenehm zu lesen sind, die aber nicht den Anspruch darauf machen sollten, irgend einen Beitrag zur wissenschaftlichen Lösung der socialen Fragen zu bieten. Die durchgehende Polemik gegen die Nationalökonomen ist sehr übel angebracht, da die Volkswirthschaft bei uns längst aufgehört hat, einseitig mit mechanischen Productionskräften zu rechnen. Die moralische Bedeutung der volkswirthschaftlichen Einrichtnngen wird von der neuern Wissenschaft ebenso in die Wagschale gelegt, wie die materielle. Zuweilen erregt Riehl durch seine humoristische Form das peinliche Gefühl der Unsicherheit, ob er im Spaß oder Ernst spricht. Man höre folgende Deduction Seite 61: „Man sagt verschiedenen tiroler Gemeinden nach: sie hätten in alter Zeit ihre Straßen absichtlich nicht an den Bergen her, sondern über die Berge geführt, damit die Reisenden und ihr Geld recht lange im Land bleiben und die Fuhrleute gehörig für Vorspannpferde zahlen möchten. Das gemahnt an die Politik deutscher Postverwaltungen, welche unbedenklich auch die krumme Linie als die kürzeste zwischen zwei Punkten annahmen, wenn es galt, einem im geraden Wege liegenden auswärtigen Postbesitzer ein paar Kreuzer Transitporto abzuzwacken und die Briefe möglichst lang im eignen Bezirk zu behalten. Es steckt aber auch ein tieferer Sinn hinter jener angeblichen Praxis der Tiroler. Als man in alten Zeiten Straßen baute, individualisirte man das Land; die Straße schuf eine Masse neuer Ansiedelungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagegen heutzutage die echt modernen Straßen, nämlich Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschifflinien anlegen, so centralisiren wir das Land; diese Straßen ruiniren die kleinen Städte, schaffen dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Ausdehnung. Der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerstraße führten die Städte ins Land hinein; unsre neuen wunderbaren Straßenbauten des Weltverkehrs führen die Stadt zur Stadt und — das Land in die Stadt. Darum war es im Geiste des mittelalterlichen Wegbausystems durchaus nicht widersinnig, die Reisenden auf möglichst langer Linie im Lande herumzuführen.“ — Der wunderliche Eindruck dieser Auseinandersetzung wird noch dadurch verschärft, daß Riehl den Städten im vollen Ernst den Rath gibt, die Straßen krumm zu bauen.

Jetzt folgt der Glanzpunkt des Buchs, die Schilderung der einzelnen Land=

schaften, die der Verfasser genau kennen gelernt hat, namentlich des Rheingaus, der südlichen Districte des Baierlandes, Rügens und des Westerwaldes. Zwar leiden auch diese Schilderungen an dem Bestreben einer falschen Verallgemeinerung, aber es werden uns so viel interessante Blicke in das wirkliche Volksleben eröffnet, daß wir dem Verfasser nur dankbar sein können. Zudem stimmen wir in politischer Beziehung im Wesentlichen seinen Ansichten bei.

Riehl findet in der deutschen Volks- und Staatenentwicklung drei Gruppen: das centralisirte Norddeutschland, das centralisirte Süddeutschland und das individualisirte Mitteldeutschland. Zu dem ersten wird man außer Preußen, in dem jene Centralisation den klarsten Ausdruck gewonnen hat, auch Hannover, Mecklenburg und Holstein rechnen, die durch ihre geographische Lage, wie durch die Volkssitten eigentlich dazu bestimmt sind, mit dem preußischen Ländergebiet zu einem Staat vereinigt zu werden. Riehl setzt sehr richtig auseinander, wie die Existenz eines charakterlosen Mitteldeutschland, dessen dauerndes Interesse darin liegt, sich dem schwächeren Großstaat anzuschließen und den stärkeren entschlossen zu bekämpfen, das Elend Deutschlands hervorgerufen habe, daß der Norddeutsche und der Süddeutsche, so scharf sie sich anscheinend entgegengesetzt sind, dennoch im innern Kern ihres Wesens zueinander viel mehr Verwandtschaft haben, als zu den Mitteldeutschen. Freilich bricht er auch hier wieder seiner Entwicklung die Spitze ab. Aus seinen Schilderungen geht unwiderleglich hervor, daß die Existenz Mitteldeutschlands nur eine Scheinexistenz ist. Statt aber zu der natürlichen Folgerung zu kommen, daß der Lauf der Geschichte wahrscheinlich diese unorganische Masse einer der schon entwickelten organischen Staatenbildungen zuführen wird, kommt er plötzlich auf den Einfall, Mitteldeutschland werde doch wol aus sich heraus ein eignes Lebensprincip entwickeln. — Der Definition der Kleinstaaterei treten wir bei. „Der kleinste Staat ist kein Kleinstaat, so lange der Verwaltungsaufwand zu den Verwalteten, so lange die beanspruchten politischen Rechte zu den politischen Leistungen in richtiger Proportion stehen. Es kann sogar ein großer Staat zur Kleinstaaterei herabsinken, wenn er mehr zu sein prätendirt, als er wirklich sein kann." Nur möchten wir der Deutlichkeit wegen hinzusetzen, daß zu jenen beanspruchten politischen Rechten, die nothwendigerweise auch eine Macht verlangen, auch die unbedingte Souveränetät zu zählen ist.

Die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse enthält im Einzelnen viel Schönes. Es ist gut, daß laut und vernehmlich constatirt wird, daß die kirchliche Macht noch wirklich besteht. Vortrefflich ist die Würdigung des straußschen Märklin. „Als er glaubt, daß die Wissenschaft über den materiellen Inhalt der Religion hinausgehend das letzte Wort gesprochen habe, da kann er nicht mehr predigen. Und nun beginnt bei ihm erst recht jener innere Kampf, der eine so große Rolle in der Sittengeschichte der neuern Zeit spielt. Die

Gegner drängen zu dem Geständniß, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden stehe, auf Niederlegung des Amtes. Die Ehrlichkeit der eignen Ueberzeugung tritt in Widerstreit mit jedem Wort, jeder Handlung seines geistlichen Berufs. Was soll der mit sich selbst Zerfallende beginnen? .... In diesem innern Kampfe vereinsamt der gequälte Denker vollends. Das Volksbewußtsein wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgiltig. ... Dieser falsche wissenschaftliche Aristokratismus, den die kleinen politischen Thatsachen, aus denen sich übrigens die großen zusammensetzen, kalt lassen, weil sich nicht sofort ein philosophischer Verstand darin entdecken läßt, hat sich an der ganzen gebildeten Welt schwer gerächt. ... Sie wußte nicht, was beginnen, als plötzlich die rohe Masse das große politische Wort nahm. ... Es ist die Buße für die Vereinsamung, in welche sich der Gebildete und vollends der Gelehrte von dem Volksleben zurückgezogen hat, seinen Gedankenkämpfen in stolzer Abgeschlossenheit nachgehend." — Trotz seiner vielfachen Beschäftigung mit dem Volksleben nimmt aber Riehl selbst doch einigermaßen diese Stellung des einsamen Gebildeten ein. So z. B. wenn er dem Protestantismus die principielle Toleranz gegen den Katholicismus zuschreibt. Der echte Protestantismus ist ebenso intolerant gegen die katholische Kirche als diese gegen ihn; nur der Indifferentismus und die Doctrin gestehen dem Gegner das ebenbürtige Recht der Existenz zu. (Schluß folgt.)

Aus dem Lager des Beamtenproletariats.

Aus Oestreich.

Zu den vielen verfehlten Hoffnungen, welche die von allen Seiten sehnsuchtsvoll erwartetete und mit freudiger, allgemeiner Theilnahme begrüßte politische Reorganisation unsres Kaiserthums uns hinterließ, gehört ohne Zweifel das Inslebentreten jener nothwendig gewordenen Reformen, welche den Zustand des östreichischen Beamtenwesens den Verhältnissen unsrer Zeit entsprechend umwandeln sollten. Eine Broschüre, welche 1848 die grellsten Mißstände des damaligen Beamtenthums beleuchtet, liegt vor uns, und gewährt uns einen interessanten Vergleich mit den gegenwärtigen Zuständen, aus dem wir das wenig trostreiche Resultat ziehen, daß alles so ziemlich beim Alten geblieben ist. Noch immer spielt das Protectionswesen die Hauptrolle bei der Besetzung von Dienststellen und Beförderungen; noch immer muß der mittelloseste Beamte, wenn er auf sein Ansuchen übersetzt wird, die Reiseauslagen aus Eignem bestreiten; noch immer besteht das grellste Mißverhältniß in der üblichen Pensionsnorm zwischen dem minder besoldeten Beamten und dem höher besoldeten

u. s. w. — Am traurigsten ist die Lage der Beamten des Grundsteuerkatasters. Die erste Abtheilung derselben befaßt sich mit der gemeindeweisen Feldaufnahme und Mappirung des allen Grundeigenthümern zugehörigen Areals mit all seinen productiven und unproductiven Culturgattungen, und mit der Berechnung und dem protokollarischen Ausweise sämmtlicher Parcellen, und legt den Grund zu einer gleichförmigen, durch Flächengehalt und Bodenbonität bedingten Besteuerung. Der zweiten Abtheilung liegt die Pflicht ob, den durch die Erfahrung bestimmten, factischen jährlichen Ertrag jeder Culturgattung zu ermitteln, welcher sodann die Norm zur Bemessung der entfallenden Steuer darbietet.

Dem ehemaligen k. k. Hofrath Baron von Knorr gebührt das Verdienst, den östreichischen Grundsteuerkataster in seiner gegenwärtigen Vollkommenheit in das Leben gerufen zu haben, was seiner Zeit (im Jahr 1819) nicht ohne vielfache Stürme geschehen konnte, da ein Theil der mit den Grundzügen der neuen Steuerregulirung noch nicht hinlänglich vertrauten, größeren Grundbesitzer mit großer Entschiedenheit gegen dieselbe protestirte. — Der Schöpfer dieses ebenso segensreichen als großartigen Unternehmens war trotz des Umstandes, daß man die mit der Durchführung des neuen Steuersystems betraute Beamtenkategorie als eine provisorische erklärte, dennoch darauf bedacht, die zukünftige Existenz derjenigen ihrer Mitglieder sicher zu stellen, welche ihrem äußerst beschwerlichen und mühevollen Berufe die Kräfte und die meiste Zeit ihres Lebens geweiht hatten. Er entwarf den Plan zur Gründung eines Pensionsfondes, an welchem die Katastralbeamten sich durch periodische, verhältnißmäßig sehr geringe Beiträge betheiligen sollten. Die Verwirklichung dieses Planes, welcher bei der bekannten Festigkeit und Energie seines Begründers sicher zur Ausführung gekommen wäre, unterblieb jedoch, da der Hofrath von Knorr (1832) in den Reichsrath berufen wurde, und die Leitung der Katastralangelegenheiten in die Hände seines Nachfolgers legte.

Seit jener Zeit bis zum gegenwärtigen Augenblicke ist kein ähnlicher Entwurf mehr in Anregung gebracht worden, und der Lohn, welcher den Katastralbeamten nach einer vieljährigen treuen Pflichterfüllung, und nach einem Leben, überreich an Mühen und Entbehrungen, — erwartet, ist eine kleine jährliche Gnadengabe von höchstens 200 fl., deren Erlangung ihm übrigens die Willkür seines unmittelbaren Vorgesetzten noch überdies bedeutend erschweren, oder selbst auch unmöglich machen kann.

Die Unzulänglichkeit der jährlichen Gnadengabe, selbst wenn dieselbe keiner weitern Verkümmerung unterworfen wird, wohl erkennend, fand die oberste Katastralbehörde es gerathen den unterstehenden Beamten in einem vor drei Jahren erschienenen Circulare den wohlmeinenden Rath zu ertheilen, sich, wenn Alter und Abnahme der Kräfte ihnen die fernere Erfüllung ihrer Berufspflichten nicht mehr erlauben sollte, bei Zeiten ein anderweitiges, ihre

Existenz sicherndes Unterkommen zu suchen. -- Die tiefste Demüthigung aber blieb dem Katastralbeamten in einem Paragraphe des für ihn entworfenen Gebührenregulativs aufgespart. Dieser besagt, daß die Finanzlandesdirection nur in besonders rücksichtswürdigen Fällen dem erkrankten Katastralbeamten den Fortbezug seiner Gebühren während der Krankheitsdauer der zweiten vierzehn Tage gestatten könne. Nach dieser Zeit jedoch tritt eine Schmälerung auf zwei Drittel seines Gehaltes ein, dessen Bezug nach Verlauf der nächsten vierzehn Tage, also sechs Wochen nach dem Beginn der Krankheit gänzlich aufhört.

Bei so bewandten Umständen wird es nicht Wunder nehmen, daß die Glieder jener bedaurungswürdigen Beamtenkategorie seit Jahren bemüht waren, die höchste ihnen vorgesetzte Behörde für die Stabilisirung ihrer Körperschaft zu gewinnen, ein Verlangen, welches um so berücksichtigungswerther erscheint, als die vollständige Durchführung der Steuerregulirung noch einen sehr großen Zeitraum erfordert, da die größere Hälfte unsres Kaiserstaates, die Provinzen Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und ein Theil von Tirol mit Ausnahme der erstgenannten noch gar nicht in Angriff genommen sind. Die Evidenzhaltung der bereits in der Katastralvermessung und Schätzung vollendeten Provinzen erfordert ebenfalls eine bedeutende Anzahl technischer Organe, die nur der erwähnten Körperschaft entnommen werden können, weshalb die etwaige Besorgniß, daß man die, nach völliger Beendigung unsres Steuersystems in allen Kronländern disponibel werdenden Kräfte nicht entsprechend verwenden könne, sich als ungegründet herausstellt. Allein diese Versuche waren bisher vergeblich.

Wundern aber müssen wir uns, daß unser erleuchtetes Ministerium, dem allein eine endgiltige Entscheidung in dieser Sache zukommt, derselben noch keine nähere Würdigung zu Theil werden ließ, um so mehr, da die Früchte der neuen Steuerregulirung durch den gegenwärtigen um Millionen Gulden vermehrten Steueretat deutlich genug am Tage liegen. Bei allen Anlässen, wo es galt, dem allgemeinen Wohl ein Opfer zu bringen, that man der in Rede stehenden Beamtenschaft die Ehre an, sich nach Kräften hierbei zu betheiligen, und ihren loyalen Sinn auf möglichst glänzende Weise zu bethätigen wie z. B. bei Gelegenheit der Subscription auf das bekannte Nationalanlehen. Als aber im December v. J. die Gnade unsres erhabenen Monarchen in huldvoller Berücksichtigung der allgemein herrschenden Theuerung den Staatsbeamten aller Kategorien, (den provisorischen wie den definitiven) einen angemessenen Theurungszuschuß zu bewilligen geruhte, da waren die Katastralbeamten die einzigen, die sich der Allerhöchst gewährten Gnade nicht zu erfreuen hatten, was wol schwerlich in der Absicht unsres gütigen, für das Wohl aller Stände gleich besorgten Landesvaters gelegen sein mag.

Nachtrag der Redaction.

Wir haben den vorstehenden Klagen, über deren Einzelnheiten wir natürlich von hier aus kein Urtheil haben können, dennoch Raum gegeben, weil sie sich auf einen allgemeinen Nothstand beziehen, der über kurz oder lang einmal zur Sprache kommen muß. Es sei uns erlaubt, mit einigen Worten darauf hinzudeuten.

Der Werth des Geldes hat sich in den letzten Jahren wesentlich verändert. Es kommt nicht darauf an, hier die Gründe zu erörtern, genug die Thatsache steht fest. In allen Theilen Deutschlands sind die nothwendigen Lebensbedürfnisse, Lebensmittel, Wohnung und dergl., beträchtlich theurer geworden, in den größern Städten in einer erschreckenden Weise. Dazu kommt der fieberhafte Trieb nach erhöhten Genüssen und deren Universalmittel, dem Gelderwerb, der voraussichtlich in den nächsten Jahren bei der schwindelhaften Vermehrung der Creditanstalten eine immer größere Ausdehnung gewinnen wird. Das Geld ist an Werth gesunken, und doch ist es für den Unbemittelten schwerer geworden, es zu erwerben.

Gewerbtreibende, und was sonst in diese Classe gehört, haben das Mittel in Händen, wenn sie auch vorübergehend darunter leiden, allmälig das Verhältniß wieder auszugleichen, indem sie den Preis ihrer Waare erhöhen. Auch derjenige Theil des Proletariats, der von Handarbeiten lebt, so schrecklich die augenblickliche Noth sein mag, gewinnt doch mit der Zeit wieder festes Terrain, denn die freie Concurrenz, die im Augenblick freilich das Uebel vergrößert, hebt es mit der Zeit wieder auf.

Viel empfindlicher wird die Noth für diejenige Classe von Menschen, die, von früh auf an eine einseitige Richtung der Thätigkeit gewöhnt, zu jeder andern unfähig geworden sind, und die ihre ganze Stellung zu gewissen Ausgaben zwingt, die dem Proletarier erspart bleiben. Wir meinen vorzugsweise die schlechtbesoldeten Beamten. Sie waren schon früher so gestellt, daß sie nur durch Aufbietung aller möglichen Rechenkünste existiren konnten. Sie können es jetzt nicht mehr, denn der Preis der Lebensbedürfnisse ist gestiegen und ihre Einnahme ist nicht erhöht. Das gewöhnliche Mitleid wird zunächst durch das physische Leiden hervorgerufen, aber das moralische ist viel bitterer. Der arme Beamte kann unmöglich in Hemdsärmeln herumgehen, wie der Holzhacker; er kann es nicht ertragen, wenn seine Frau, wenn seine Töchter barfuß auf der Straße herumlaufen; er wird Anstand nehmen, seine Tochter als Köchin in Dienst zu geben, und wer vom abstract nationalökonomischen Standpunkt über dieses Bedenken spottet, der kennt das menschliche Herz sehr wenig.

Freilich ist es ganz richtig, daß unser ganzes Beamtenthum auf ungesunder Grundlage beruht. Es ist in der Ausdehnung, die es in Deutschland gewonnen hat, nachtheilig für die productive Kraft des Volkes im Allgemeinen,

am nachtheiligsten für den Beamten selbst, der durch eine lange Gewohnheit zu einer einseitig arbeitenden Maschine herabgesetzt den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen und Geisteskräfte verloren hat und nicht mehr im Stande ist, nach einer andern Richtung hin thätig zu sein. Wir sind vollkommen mit denen einverstanden, die in der Ueberzeugung, daß viel zu viel Papier unnütz verschrieben wird, eine wesentliche Beschränkung des Beamtenthums herbeizuführen wünschen. Wir hoffen, daß mehr und mehr die Staatsbeamten sich in Communalbeamte verwandeln werden, und daß damit der Nimbus eines königlichen Officianten aufhört, der bisher so viele thörichte Jünglinge verlockte.

Aber diese Umwandlung wird so schnell nicht durchzuführen sein, da wir erst allmälig lernen müssen auf eignen Füßen zu stehen, und da bisher die verschiedenen politischen Parteien, welches Symbol sie auch auf ihre Fahne schreiben mögen, der Durchführung desselben doch fast ohne Unterschied auf dem hergebrachten bureaukratischen Wege nachstreben. Der Staat, der es zugelassen hat, daß ein Beamtenproletariat sich bildet, übernimmt damit stillschweigend die Verpflichtung, wenigstens bis zu den Grenzen der Möglichkeit dafür zu sorgen.

Sehr charakteristisch ist das in dem obigen Artikel mitgetheilte Rescript an die Katastralbeamten, sie sollten, sobald sie amtsunfähig wären, bei Zeiten dafür sorgen, sich einen andern Lebenserwerb zu verschaffen. Aber dazu sind sie nicht mehr im Stande. Ihr Arm ist zu schwach geworden, um Holz zu hacken oder Steine zu klopfen, ihr Kopf hat eine zu einseitige Richtung genommen, um sich in etwas Anderes zu finden.

Wir sind gewiß nicht der Ansicht, daß der Staat aller Noth abhelfen soll. Sobald man sich eine Aufgabe stellt, die über die Kräfte geht, resignirt man sich sehr schnell darauf, gar nichts zu thun; aber innerhalb der Sphäre seiner Wirksamkeit muß der Staat das Seinige thun; er muß seine eignen Beamten standesmäßig besolden; ja wir gehen in unsern Anforderungen noch weiter. Wenn man z. B. über den schrecklichen Nothstand der Schullehrer geklagt und den Staat zum Einschreiten aufgefordert hat, so war die gewöhnliche Antwort, es seien das keine Staatsbeamten, und der Staat könne in die Rechte und Pflichten der Communen nicht eingreifen. Dieselbe politische Partei, die sonst den Gemeinden alle Selbstständigkeit entziehen möchte, und die Kategorie der Beamten, die dem Ministerium unbedingte Unterstützung schuldig seien, bis auf die Gebirgsführer und Schweinehirten ausdehnt, fängt hier, wo es gilt, thätig einzugreifen, sofort von der Souveränetät der Communen zu träumen an. Die Sache steht aber so, daß der Schulunterricht von Staatswegen für eine Zwangspflicht erklärt wird, und da er sich außerdem das Aufsichtsrecht über alle Schulen vorbehält, so geht er damit die Verpflichtung ein, seine Anfor-

derung, die wir übrigens auch für ganz gerechtfertigt halten, durch den Nachweis der Möglichkeit zu stützen. So wie er die Communen zwingt, überhaupt Schulen zu halten, so kann und soll er sie auch zwingen, dieselben so zu halten, daß sie dem Staat von Nutzen sind, z. B. die Schullehrer so zu besolden, daß sie weder hungern noch schmarotzern dürfen.

Bei aller Vorliebe für die Communalfreiheit können wir nicht umhin, hier beiläufig die Bemerkung zu machen, daß der Staat in der Regel für die Schulen eine bessere Behörde ist, als die Commune. Grade in dieser Beziehung geht die Commune häufig von kleinlichen, materialistischen Gesichtspunkten aus, die dem Staat fremd sind. Wenn wir daher auch nicht so weit gehen, die Uebernahme des Schulwesens durch den Staat im Allgemeinen zu wünschen, so können wir es doch nur für gerechtfertigt halten, wenn er nach dieser Richtung hin sein Aufsichtsrecht viel schärfer und eindringender ausübt, als in andern Dingen, welche die Commun viel besser versteht, z. B. Gasbeleuchtung, Straßenpflaster, Gossen u. s. w.

Man möge diese flüchtigen Bemerkungen vorläufig hinnehmen; der Gegenstand ist zu ernst, als daß wir nicht ausführlicher darauf zurückkommen sollten.

Ein legitimistischer Hofhalt.

Die Uebersetzung Macaulays von Bülau (Leipzig, T. O. Weigel) schreitet rüstig vorwärts. Wir machen unsre Leser noch einmal darauf aufmerksam, indem wir eine Probe mittheilen und wählen dazu den Hof des verbannten Jacob II. Nach dem Scheitern seiner Bestrebungen war seine „Frömmigkeit" immer leidenschaftlicher geworden und er fastete und geißelte sich, bis seine geistlichen Führer genöthigt waren, einzuschreiten.

Es ist schwer, sich einen traurigeren Ort zu denken, als St. Germains war, wie er seinen Hof daselbst hielt und doch gab es in ganz Europa kaum eine beneidenswerthere Residenz, als die, welche der großmüthige Ludwig denen, die seinen Beistand angefleht, angewiesen hatte. Die Wälder waren prächtig, die Luft rein und gesund, die Aussichten weit und angenehm. Kein Reiz des Landlebens fehlte und die Thürme der prächtigsten Stadt des Festlandes waren in der Ferne sichtbar. Die königlichen Gemächer waren mit Tapezier- und Tischlerarbeit, mit Silbervasen und Spiegeln in vergoldeten Rahmen reich geschmückt. Eine Pension von mehr als 40,000 Pfund Sterling wurde jährlich aus dem französischen Schatze an Jacob bezahlt. Er hatte eine aus einigen

Feldsports zu ergötzen wünschte, so stand ihm eine weit kostbarere Einrichtung zu Gebote, als die, welche ihm gehört hatte, wie er an der Spitze eines großen Königreichs stand, ein Heer von Jägern und Falknern, ein großes Zeughaus von Flinten, Speeren, Hifthörnern und Zelten, meilenlange Netze, Hatzhunde, Fuchshunde, Windhunde, Koppeln für den Eber und Koppeln für den Wolf, Gerfalken für den Reiher und Hagerfalken für die wilde Ente. Sein Audienzzimmer und sein Vorzimmer war im äußern Ansehn so glänzend, als wie es zu Whitehall war. Er war noch immer von blauen Bandern und weißen Stäben umgeben. Aber über dem Schlosse und der Domäne brütete ein fortwährender Trübsinn, die Wirkung zum Theil von bitterem Zurückwünschen und verzögerten Hoffnungen, hauptsächlich aber von dem elenden Aberglauben, der vollständigen Besitz von seinem eignen Geiste genommen hatte und der von fast alle denen erheuchelt wurde, die nach seiner Gunst strebten. Sein Palast hatte das Aussehen eines Klosters. Innerhalb des geräumigen Bauwerks befanden sich drei gottesdienstliche Stätten. Dreißig bis vierzig Geistliche wohnten in dem Gebäude und ihre Zimmer wurden von den Hochadligen und Gentlemen, die dem Schicksale ihres Souveräns gefolgt waren und die es hart fanden, daß sie, während so viel Raum unter seinem Dache war, genöthigt sein sollten, in den Dachstuben der benachbarten Stadt zu schlafen, mit Neid betrachtet. Unter den Murrenden war der glänzende Anton Hamilton. Er hat uns eine Skizze des Lebens zu St. Germains hinterlassen, eine flüchtige Skizze zwar, aber des Künstlers nicht unwerth, dem wir das höchvollendetste und lebendigst gefärbte Gemälde des englischen Hofes aus den Tagen, in denen der englische Hof am muntersten war, verdanken. Er klagt, daß das Dasein eine Runde religiöser Uebungen wäre, daß es, um im Frieden zu leben, nothwendig wäre, den halben Tag in Andacht oder in dem äußern Scheine der Andacht zu verbringen: daß, wenn er seine Schwermuth durch Einathmen der frischen Luft jener herrlichen Terrasse, die auf das Thal der Seine herabblickt, zu verscheuchen versuchte, er durch das Geschrei eines Jesuiten vertrieben wurde, der einige protestantische Loyale aus England gefaßt hatte und ihnen bewies, daß kein Ketzer in den Himmel kommen könne. In der Regel, sagte Hamilton, haben Menschen, die unter einem gemeinsamen Unglück leiden, ein starkes Gemeingefühl und sind geneigt, einander gute Dienste zu leisten. Zu St. Germains war dem nicht so. Da war alles Uneinigkeit, Eifersucht, Bitterkeit des Geistes. Feindseligkeit verbarg sich unter dem Schein der Freundschaft und des Mitleids. Alle die Heiligen des königlichen Hofstaates beteten füreinander und verleumdeten einander von früh bis Abends. Hier und da mochte in dem Gedränge der Heuchler ein zur Verstellung zu hochgesinnter Mann bemerkt werden. Aber ein solcher Mann, wie vortheilhaft er sich auch anderwärts der schönsten Soldaten in Europa bestehende Ehrenwache. Wenn er sich an

bekannt gemacht haben mochte, war gewiß, von den Insassen jenes düstern Aufenthalts mit Geringschätzung behandelt zu werden.

So war der Hof Jacobs nach der Schilderung eines Römisch-Katholischen. Gleichwol, wie unangenehm jener Hof für einen Römisch-Katholischen gewesen sein mag, für einen Protestanten war er unendlich unangenehmer. Denn der Protestant hatte, als Zugabe zu der ganzen Düsterheit, über die der römische Katholik klagte, einen Haufen von Kränkungen zu erdulden, von denen der römische Katholik frei war. Bei jeder Mitbewerbung zwischen einem Protestanten und einem Römisch-Katholischen wurde der Römisch-Katholische vorgezogen. Bei jedem Streite zwischen einem Protestanten und einem Römisch-Katholischen wurde vorausgesetzt, daß der Römisch-Katholische Recht habe. Während der ehrgeizige Protestant sich umsonst nach Beförderung umsah, während der genußsüchtige Protestant sich umsonst nach Vergnügen umsah, sah sich der ernste Protestant umsonst nach geistlicher Belehrung und Tröstung um. Jacob hätte ohne Zweifel mit Leichtigkeit für jene Mitglieder der englischen Kirche, welche um seiner Sache willen alles geopfert hatten, Erlaubniß erlangen können, in der Stille in irgend einem bescheidenen Betzimmer zusammenzukommen und das Brot und den Wein des heiligen Abendmahls aus den Händen eines von ihrem eignen Klerus zu empfangen; aber er wünschte nicht, daß seine Residenz durch solche gottlosen Riten befleckt würde. Dr. Dennis Granville, der lieber die reichste Dechanei, das reichste Archidiakonat und eine der reichsten Pfründen in England aufgegeben, als die Eide geleistet hatte, gab tödtlichen Anstoß, indem er um Erlaubniß bat, den Verbannten von seiner eignen Gemeinschaft Gebete vorzulesen. Sein Gesuch wurde abgeschlagen und er wurde von den Kaplanen seines Herrn und ihren Anhängern so gröblich insultirt, daß er genöthigt war, St. Germains zu verlassen. Damit nicht irgend ein andrer anglikanischer Lehrer ebenso belästigend sein möge, schrieb Jacob, seine Agenten in England zu benachrichtigen, daß er wünschte, es möchte kein protestantischer Theolog zu ihm kommen. In der That auf den eidweigernden Klerus wurde in seinem Palaste mindestens ebensoviel gestichelt und geschmäht, wie in dem seines Neffen. Wenn irgend jemand einen Anspruch hatte, zu St. Germains mit Achtung erwähnt zu werden, so war es sicherlich Sancroft. Gleichwol hieß es, daß die Frömmler, die dort beisammen waren, von ihm nie anders als mit Abneigung und Widerwillen sprächen. Das Opfer der ersten Stelle in der Kirche, der ersten Stelle in der Peerschaft, des Palastes zu Lambeth und des Palastes zu Croydon, eines ungeheueren Patronats und eines Einkommens von mehr als 5000 des Jahres wurde nur für eine dürftige Sühne des großen Verbrechens gehalten, eine bescheidene Vorstellung gegen die verfassungswidrige Indulgenzerklärung gethan zu haben. Es wurde erklärt, daß Sancroft grade ein solcher Verräther und grade ein

solcher Reuiger wäre, wie Judas Ischarioth. Der alte Heuchler hätte, ward gesagt, während er Ehrfurcht und Liebe für seinen Herrn affectirt hätte, den Feinden seines Herrn das verhängnißvolle Zeichen gegeben. Wie das Unheil geschehen und nicht wieder gutzumachen gewesen sei, hätte sein Gewissen angefangen, ihn zu quälen. Er hätte, wie sein Urbild, sich getadelt und gewehklagt. Er hätte, wie sein Urbild, seinen Reichthum denen vor die Füße geworfen, deren Werkzeug er gewesen sei. Das Beste, was er jetzt thun könnte, wäre, die Vergleichung vollständig zu machen, indem er sich hängte.

Jacob scheint geglaubt zu haben, der stärkste Beweis von Güte, den er Ketzern, die um seinetwillen Vermögen, Vaterland, Familie aufgegeben, gewähren könnte, wäre, sie auf ihren Sterbebetten von seinen Priestern belagern zu lassen. Wenn irgend ein kranker Mann, hilflos an Körper und Geist und betäubt von dem Geklingel schlechter Logik und schlechter Rhetorik, sich eine Hostie in den Mund stecken ließ, so wurde dem Hofe triumphirend ein großes Werk der Gnade verkündigt und der Neubekehrte wurde mit dem ganzen Pompe der Religion begraben. Wenn aber ein Royalist von dem höchsten Range und dem fleckenlosesten Charakter unter Behauptung fester Anhänglichkeit an die Kirche von England starb, so wurde ein Loch in den Feldern gegraben und in tiefer Nacht wurde er hineingeworfen und wie ein Stück Aas zugedeckt. So war die Todtenfeier des Earl von Dunfermline, der dem Hause Stuart mit Gefahr seines Lebens und zum gänzlichen Ruin seines Vermögens gedient, der bei Killiecrankie gefochten und der, nach dem Siege, die noch athmenden Reste Dundees von der Erde gehoben hatte. Bei Lebzeit war er schmachvoll behandelt worden. Die schottischen Offiziere, welche lange unter ihm gedient, hatten umsonst gebeten, daß, wenn sie zu einer Compagnie formirt würden, er ferner ihr Befehlshaber sein möge. Seine Religion war für einen leidigen Unfähigkeitsgrund erachtet worden. Ein werthloser Abenteurer, dessen einzige Empfehlung es war, daß er ein Papist war, wurde vorgezogen. Dunfermline fuhr eine kurze Zeit lang fort, sich in dem Cirkel zu zeigen, der den Fürsten umgab, dem er nur zu gut gedient hatte; aber es führte zu nichts. Die Frömmler, die den Hof beherrschten, verweigerten dem ruinirten und seines Vaterlandes verlustigen Lord die Mittel des Unterhalts; er starb an gebrochnem Herzen und sie verweigerten ihm selbst ein Grab. — —

Die Fehler von Jacobs Kopf und Herzen waren unheilbar. Nach seiner Ansicht konnte zwischen ihm und seinen Unterthanen keine Gegenseitigkeit der Verpflichtung bestehen. Ihre Pflicht war, Eigenthum, Freiheit, Leben zu wagen, um ihn wieder auf den Thron zu setzen und dann geduldig zu tragen, was er ihnen anzuthun beliebe. Sie konnten vor ihm so wenig Anspruch auf Verdienst machen, als vor Gott. Wenn sie alles gethan hatten, so waren sie immer noch unnütze Knechte. Das höchste Lob, das dem Royalisten zukam, der

sein Blut auf dem Schlachtfelde oder auf dem Schaffote für erbliche Monarchie vergoß, war einfach, daß er kein Verräther sei. Nach all der strengen Schule, die der entsetzte König durchgemacht hatte, war er noch ebenso geneigt, die englische Kirche zu plündern und zu erniedrigen, wie an dem Tage, wo er den knienden Collegiaten von Magdalene gesagt hatte, sie sollten ihm aus den Augen gehen, oder an dem Tage, wo er die Bischöfe in den Tower schickte. Er pflegte zu erklären, daß er lieber ohne England wiederzusehen, sterben, als sich herablassen würde, mit denen zu capituliren, denen er zu befehlen hätte. In der Declaration vom April 1692 erscheint der ganze Mensch ohne Verhüllung, voll von seinen eingebildeten Rechten, unfähig zu begreifen, wie irgend jemand außer ihm irgend welche Rechte haben könne, beschränkt, halsstarrig und grausam. Ein andrer Aufsatz, den er in derselben Zeit entwarf, zeigte, womöglich noch klarer, wie wenig er durch eine scharfe Erfahrung gewonnen hatte. In diesem Aufsatze legte er den Plan dar, nach welchem er zu regieren beabsichtige, wenn er wieder eingesetzt werden sollte. Er stellte als Regel auf, daß ein Commissar des Schatzes, einer der zwei Staatssecretäre, der Kriegssecretär, die Mehrzahl der Hofbeamten des Hofstaats, die Mehrzahl der Kammerherren, die Mehrzahl der Armeeoffiziere stets römische Katholiken sein sollten.

Die Beschreibung ist nicht ohne die entsprechenden Parallelen aus der neuern Zeit. Mehr und mehr fängt man auch in den bisherigen legitimistischen Kreisen an, das Princip der abstracten Legitimität aufzugeben, in der Erkenntniß, daß die Geschichte an abgestorbenen Formen sich nicht entwickeln kann.

Einige Bemerkungen über die Gesetzgebung in Ehesachen.

Der Bruch mit den Prinzipien des Landrechts und das Endziel der von dem Geheimen Justiz- und Oberconsistorialrath Professor Dr. Stahl verkündeten sittlichen und religiösen Reaction in der Ehescheidungsfrage. Zur Ehrenrettung des Landrechts dargelegt aus den Verhandlungen der ersten Kammer. Breslau, Kern. —

Wenn wir die Bemühungen der reactionären Partei, die Scheidungsgründe zu erschweren, Bemühungen, die in Preußen schon seit Savignys Zeit ununterbrochen fortgesetzt werden, bis zu ihrem Princip verfolgen, so wird sich ergeben, daß sie die Ehe als ein ausschließlich kirchliches Institut betrachtet, während das Landrecht den doppelten Charakter derselben, den bürgerlichen und den kirchlichen, anerkennt, seinerseits aber, wie es in der Natur der Sache liegt, nur auf den ersteren Rücksicht nimmt.

Die Partei nennt sich gern die historische Schule; sie ist aber dies Mal, wie in den meisten andern Fällen, so unhistorisch als möglich.

Einmal hat das deutsche Volk, lange ehe es zum Christenthum bekehrt wurde, die Ehe gekannt, es hat sie im Wesentlichen in derselben Weise aufgefaßt, wie wir sie auffassen.

Sodann wird es schwierig sein, das Eherecht z. B. des preußischen Staats aus kirchlichen Principien herzuleiten, da die staatsrechtlich anerkannten Kirchen nicht etwa blos in Nebendingen, sondern im Grundprincip voneinander abweichen.

Betrachten wir zunächst die gesetzlich anerkannten Confessionen im preußischen Staat. Bis zu den letzten Decennien bestanden zwei gleichberechtigte Kirchen, die evangelisch-unirte und die römisch-katholische. Daneben existirten noch nicht unirte reformirte Gemeinden, namentlich die französischen. Bei der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs wurde den nicht unirten Lutheranern, und zwar mit vollem Recht, gleichfalls die Anerkennung des Staats zu Theil. Als man die Zügel der sogenannten Landeskirche, d. h. der unirt-evangelischen, straffer anzog, entschädigte man diejenigen Prediger und diejenigen Gemeinden, welche sich mit den bestehenden Vorschriften der Landeskirche in ihrem Gewissen nicht einverstanden erklären konnten, durch die Berechtigung, sich zu eignen Gemeinden abzusondern. Es gingen daraus zunächst die sogenannten Deutschkatholiken hervor, dann die sogenannten Freien Gemeinden, die zwar vom Staat vielfach beunruhigt wurden, aber auf alle Fälle noch fortexistiren. Von anderweitigen Sekten, den Irvingianern, Gichtelianern u. s. w., haben wir keine nähere Kunde, doch sind als constituirte und organisirte Gemeinden noch die Herrnhuter und Mennoniten in Betracht zu ziehen. — Zu diesen verschiedenen Confessionen und Sekten sind neuerdings noch zwei andere gekommen. Zur allgemeinen Ueberraschung ist nämlich von Seiten des Kirchenregiments ausgesprochen und so weit als thunlich durchgeführt worden, daß die Union nicht als eine Verschmelzung, sondern nur als eine Befreundung betrachtet werden solle. Die evangelisch-unirte preußische Landeskirche zerfällt demnach gegenwärtig in drei Abtheilungen: 1) in die unirt-lutherische, 2) in die unirt-reformirte, 3) in die unirte ohne weitern Zusatz. Dazu kommen dann als anerkannte Confessionen 4) die nicht unirte lutherische, 5) die nicht unirte reformirte; außerdem die vorhin erwähnten Sekten, inclusive der geduldeten Lichtfreunde und Deutschkatholiken. Endlich sind noch die Juden in Erwägung zu ziehn. Man hat zwar über den Grad der Emancipation, der denselben zu Theil werden soll, verschiedene Ansichten, aber darüber sind doch wenigstens alle einig, daß sie das Recht haben, sich untereinander zu verheirathen. — Nach der neuesten Theorie würden sich also die Verhältnisse in Bezug auf das Eherecht folgendermaßen gestalten.

Das Recht, zu trauen, haben die Geistlichen der römisch-katholischen, der unirt-lutherischen, der unirt-reformirten, der unirten Confession im Allgemeinen;

ferner die Geistlichen der nichtunirten lutherischen und der nichtunirten reformirten Confession, der Herrnhuter und Mennoniten, endlich die jüdischen Rabbiner. Wie es mit den Engeln und Viceengeln der Irvingianer beschaffen sein soll, ist uns nicht bekannt. Den Geistlichen der Lichtfreunde und Deutschkatholiken soll nach der strengen Theorie das Recht der Trauung versagt sein.

Nach derselben Theorie darf der Staat dem Gewissen der einzelnen Geistlichen keinen Zwang anthun. Der Geistliche, der eine neue Ehe zu sanctioniren mit seinem Gewissen nicht für vereinbar hielt, konnte dazu nicht gezwungen werden. So weit ging man bis noch vor wenigen Jahren, man erkannte das individuelle Gewissen der Geistlichen als letzte Instanz an.

Jetzt ist man weiter gegangen; zwar nicht dem Staat, wol aber dem Kirchenregiment räumt man allerdings einen Zwang auf das individuelle Gewissen ein; man verwehrt den Geistlichen, seinem individuellen Gewissen gemäß eine neue Ehe zu sanctioniren, sobald diese mit den allgemeinen kirchlichen Principien unvereinbar ist.

Welches sind nun die allgemeinen kirchlichen Principien? Die Frage ist nicht müßig, denn wenn auch die Neulutheraner sich den Katholiken so viel als möglich nähern, so bleibt doch zwischen ihnen ein himmelweiter Unterschied bestehen. Erstens ist die Ehe bei den Katholiken ein Sacrament, bei den Protestanten nicht. Man mag von Seiten der Neulutheraner den annäherungsweise sacramentalen Charakter des Instituts so scharf hervorheben, man mag die Scheidungsgründe so sehr erschweren, als man will, immer fehlt der protestantischen Ehe das Kriterium des Sacraments, die Indelibilität. Auch die neuesten neulutherischen Anträge lassen die wirkliche Scheidung (mithin das Recht, eine neue Ehe einzugehen) auf Grund des Ehebruchs gelten. Zweitens geht das katholische Kirchenrecht von andern Bedingungen einer wirklichen Ehe aus, als das protestantische. Nach dem katholischen Kirchenrecht sind viele Ehen wegen verbotener Verwandtschaftsgrade und dergl. null und nichtig, deren Giltigkeit nach lutherischem Kirchenrecht außer Frage steht. Es wird daher unmöglich sein, aus zwei in der Hauptsache einander widersprechenden Systemen, ganz abgesehen von den noch weiter abweichenden Normen der übrigen Sekten, ein gemeinsames Recht herzuleiten. — Nun wird zunächst kein Prediger einer der anerkannten Confessionen ein Paar einsegnen noch einsegnen dürfen, welches nicht zu seiner Kirche gehört. Ob es zu seiner Kirche gehört, ist wieder nicht landrechtlich, sondern kirchenrechtlich festzustellen. Mit dem Gewissen manches Geistlichen wird es unvereinbar sein, jemand zu seiner Kirche zu rechnen, der im Lauf einer bestimmten Zeit nicht das Abendmahl genommen hat, und das Kirchenregiment wird voraussichtlich dieses Gewissen bestätigen. Kein katholischer Geistlicher darf eine gemischte Ehe einsegnen, in der sich nicht das Ehepaar verpflichtet, alle Kinder katholisch erziehen zu lassen. Dem protestantischen

Geistlichen werden bald ähnliche Verfügungen auferlegt werden. — Bei allen diesen Verhältnissen befindet sich noch die katholische Kirche am besten, denn sie hat ein einfaches handgreifliches Recht, über das man nicht in Zweifel sein kann. Dagegen walten in der protestantischen Kirche abweichende Ansichten ob, und zuletzt wird man hier, man möge uns diese triviale Redensart verzeihen, nicht wissen, wer Koch, wer Kellner ist.

Nun gleichen sich zwar solche Uebelstände in der Praxis stets einigermaßen aus, und wenn es sich um einen bestehenden Rechtszustand handelte, so würde sich das noch ertragen lassen; aber es handelt sich um die Einführung eines neuen, den bisherigen protestantischen Sitten und Gewohnheiten widersprechenden Rechtszustandes, und da wird wol eine sorgfältige Ueberlegung nothwendig sein, ehe man sich freiwillig die Hände binden läßt. Das Landrecht hat zwar nicht die entscheidende principielle Lösung gefunden, welche der Kirche und dem Staat gleichmäßig zu ihrem Rechte verhilft, nämlich die Civilehe, aber sie ist doch von allen denkbaren Provisorien das erträglichste und zweckmäßigste. Wenden wir uns nun zu der ernsthaftesten Seite des Eherechts, zu der Scheidungsfrage, so treten wir hier in Beziehungen ein, die nicht den Charakter der größern oder geringern Opportunität haben, sondern die tief in den innersten Kern des sittlichen Lebens eingreifen.

In dieser Beziehung spricht der Verfasser der vorliegenden Broschüre ein sehr ernstes, aber durchaus richtiges Wort: das Unsittliche der stahlschen Theorie liegt darin, daß nach ihr auch die tiefste sittliche Zerrüttung des ehelichen Lebens kein Scheidungsgrund ist, sondern nur die Verletzung des ehelichen Verhältnisses „nach seiner Naturseite," d. h. der fleischliche Ehebruch und die räumliche Absonderung durch bösliche Verlassung.

Mit welcher Folgerichtigkeit dieses falsche Princip durchgeführt ist, erkennt man, wenn man die Scheidungsgründe erwägt, die nach dem Antrag der hochkirchlichen Partei aus dem Landrecht getilgt werden sollen. Das Landrecht gestattet die Scheidung auf Grund des Wahnsinns. Der Abgeordnete Stahl, so wie der Minister der geistlichen Angelegenheiten stellen dagegen auf, daß der Wahnsinn die Liebe der Eltern zu den Kindern nicht tilgt, also auch nicht die eheliche Liebe. Hier sind zwei Beziehungen miteinander verwechselt, die einander ganz fern liegen. Das Band des Bluts hört nie auf, die Ehe dagegen ist etwas Gewordenes, welches daher von den endlichen Zuständen abhängig bleibt. Am schönsten und edelsten wird es freilich sein, wenn die Treue auch da fortdauert, wo keine Beziehung des Geistes mehr stattfindet. Aber das Gesetz ist nicht dazu da, schöne und edle Gefühle zu fixiren, sie zur Pflicht zu machen. Durch den Wahnsinn ist factisch das geistige Band gelöst, es muß daher auch die gesetzliche Lösung möglich gemacht werden. — Aber noch charakteristischer sind die andern Bestimmungen. Das Landrecht gestattet die Scheidung wegen

eines unversöhnlichen und aus erheblichen Gründen entstandenen Hasses. Um richterliche Willkür abzuschneiden, specialisirt es diese Gründe. Die hochkirchliche Partei macht dagegen die Einwendung, daß so etwas nur selten objectiv constatirt werden könne. Ein wunderlicher Einwand, denn die Scheidung erfolgt ja nur, wenn die Thatsache allerdings constatirt werden kann. Andauernde, das ganze Leben zerrüttende Trunksucht hört auf, ein Grund der Scheidung zu sein; ja was man als den Gipfel der Paradoxie betrachten kann, das Gesetz soll dem einen Theil auch in dem Fall die Scheidung versagen, wenn der andere ein schimpfliches Gewerbe ergreift. — Um also in der sogenannten Doctrin consequent zu bleiben, wird nicht blos das Lebensglück, sondern auch die Sittlichkeit der Individuen aufgeopfert.

Alle diese Bestimmungen sind so erstaunlich, daß man sie sich nur aus der Hitze erklärt, mit welcher die moderne lutherische Orthodoxie alle Brocken zusammensucht, aus denen sie hofft, ein Surrogat jener Autorität herstellen zu können, die sie bei der katholischen Kirche so sehr beneidet. Die katholische Kirche hat in der absoluten Autorität des Papstes und in der Tradition jene unumstößliche Sicherheit, die man bei uns aus der Zusammenstellung einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener Bibelstellen nicht wird herstellen können. In dem katholischen Frankreich gilt noch der Code Napoleon, das liberalste unter allen Gesetzbüchern in Bezug auf die Ehescheidung, welches doch der Autorität der Kirche nicht den geringsten Eintrag thut, denn es trennt die bürgerliche Ehe von der kirchlichen. Sobald man auch bei uns die bürgerliche Ehe eingeführt haben wird, möge man die Bestimmungen des Kirchenrechts so straff anziehen, als man will, sie werden die freie Entwicklung der menschlichen Beziehungen nicht beeinträchtigen.

Gewiß ist der Leichtsinn, mit dem so häufig die Ehen geschlossen werden, und der dann zu dem Wunsch einer Trennung führt, ein höchst sträflicher; gewiß ist die Neigung der neuern Zeit, das Gefühl über die Pflicht hinauszusetzen, verwerflich. Die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft ist die Familie und je leichtsinniger man das Recht derselben behandelt, desto schwankender wird das Fundament des Staats. Aber das Gesetz muß die Thatsachen anerkennen. Es gibt leider Ehen, deren Fortdauer nicht blos namenloses Elend über die Betheiligten bringt, sondern sie sittlich vernichtet. Das Gesetz muß die Möglichkeit geben, diese Ehen zu lösen, und es muß der Sitte überlassen, den Mißbrauch dieses Rechts zu hintertreiben. Wenn die öffentliche Meinung so weit kommt, in jeder Scheidung einen Makel für die Betheiligten zu erblicken, so wird das gedeihlicher für die Heiligkeit der Ehe sein, als der Eingriff des Gesetzes. Es wird bei uns zu viel regiert und niemand ist eifriger in der Codification, als die doctrinären Feinde der Codification, den berühmten Verfasser des Buchs über den Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung an

der Spitze. Hat doch neuerdings ein Anhänger dieser Theorie den Antrag gestellt, die Ehe überhaupt von der obrigkeitlichen Erlaubniß abhängig zu machen. So lange noch diese bureaukratische Voraussetzung, daß der Staat immer besser wissen müsse, was dem Einzelnen frommt, als der Einzelne selbst, in den Köpfen unsrer Gesetzgeber spukt, wird der sogenannte organische Naturwuchs des Staats, den die sogenannte historische Schule zu vertreten behauptet, eine leere Chimäre bleiben.

Theater.

Graf Essex. Trauerspiel in fünf Acten von Heinrich Laube, als Mannscript gedruckt. — Wir wollen das Drama, welches jetzt fast überall durch die Aufführung bekannt ist, nicht ausführlich besprechen. Der Dichter hat auch dies Mal wieder sein Verständniß der theatralischen Mittel auf eine glänzende Weise bethätigt; er hat auch dies Mal wieder darin fehlgegriffen, daß er mit diesen Mitteln einen zu großen Aufwand treibt. Namentlich zeigt sich das im letzten Act, wo die eigentliche Spannung vorüber ist und die pathologische Entwicklung der tödtlich verletzten Gemüther beginnt. Die zweite Auflage der Ophelia hätte sich der Dichter wol ersparen mögen. In der unendlichen Reihe von Dramen, welche diesen wunderlichen Stoff behandeln, behauptet das laubesche einen ehrenvollen Platz. Wir können uns zwar nicht rühmen, alle diese Versuche gelesen zu haben, aber doch einen ziemlich großen Theil (noch neuerdings außer dem wertherschen Concurrenzstück das Drama eines jungen Dichters, Lohmann). Wir nennen den Stoff wunderlich, weil nach unsrer Ueberzeugung eine verliebte alte Frau, mag es auch die Königin Elisabeth sein, höchstens ins Lustspiel gehört, denn als tragisches Motiv benutzt macht sich die Unnatur der Situation auf eine beleidigende Weise geltend. Zudem kommt für unsern neuern Dichter noch die Schwierigkeit einer Concurrenz mit Schiller. Schiller hat sehr weise das Alter der Königin ziemlich unbestimmt gelassen; einem Dichter des Essex dagegen ist das nicht möglich, denn in diesem Punkt würde ihn jeder Schüler corrigiren. — Wir wollen das Drama vorzugsweise dazu benutzen, nachträglich auf eine große literarische Fehde einzugehen, die wir bisher ignorirt haben, weil sie uns gar zu abgeschmackt vorkam. Laube selbst hatte in der Bacherl-Werther-Frage den Fehler gemacht, eine literarische Deduction zu geben, wo man eine einfache amtliche Erklärung erwartet hat; aber die Deduction an sich war vollkommen richtig. Die Jagd nach Plagiaten und Reminiscenzen geht im Theater wie in der Musik hauptsächlich von solchen aus, die in der einschlagenden Literatur sehr wenig be-

wandert sind, und denen daher bei zwei Dichtern, deren Bekanntschaft sie zufällig machen, eine Aehnlichkeit auffällt, die vielleicht die gemeinsame Eigenschaft von hundert Dichtern ist. Was den Essex betrifft, so sind alle Combinationen dieses Stoffs bereits so vollständig erschöpft, daß, wer etwas ganz Neues geben wollte, gradezu Unsinn geben müßte. Laube hat uns über die Genesis seines Stücks vollkommen richtig aufgeklärt. Er hat frühere Behandlungen des Stoffs zunächst vom Standpunkt eines Theaterdirectors betrachtet, es sind ihm erhebliche Verstöße gegen das Gesetz des Dramas und des Theaters darin aufgestoßen, und da er zugleich dramatischer Dichter ist, so hat sich in seinem Gemüth die ganze Fabel auf eine neue Weise krystallisirt, und er ist an eine neue Bearbeitung gegangen. Aus dieser Methode wird zwar selten ein Drama ersten Ranges hervorgehen, aber sie ist vollkommen berechtigt. Shakespeare hat es häufig nicht anders gemacht, und wie Goethe und Schiller darüber dachten, kann man in den dramaturgischen Blättern des erstern nachlesen. Es kommt nur darauf an, daß der Dichter die vorgefundenen Motive nicht mosaikartig zusammenklebt, sondern sie organisch durcharbeitet, und das ist sowol im Essex als im Fechter von Ravenna geschehen. Wer den Fechter von Ravenna aufmerksam anhörte, konnte an dem Dichter nicht zweifeln, wie wir denn auch augenblicklich ausgesprochen haben, kein anderer als Halm könne der Verfasser sein. Ebenso ist es mit dem Essex. Laube hat einen sehr prononcirten Stil, eine sehr deutlich zu unterscheidende Methode der Scenirung und Charakteristik, und diese wird man hier auf jeder Seite herauserkennen. Das Drama gehört ihm ganz und gar an, so wie der Fechter von Ravenna ganz Halm angehört, und wenn beide Dichter durch eine frühere Lectüre, die sie nachher ganz vergessen haben, wirklich zu einzelnen Motiven angeregt sind, so will das um so weniger sagen, da sie auch in diesem Fall jene Stücke unendlich verbessert haben und da die Motive mit Nothwendigkeit in ihren Zusammenhang gehören. Aber es ist auch sehr möglich, daß das gar nicht geschehen ist. Der Zufall spielt darin häufig eine ganz sonderbare Rolle, oder vielmehr die Bildung, der Geschmack und die Neigung einer Zeit prägt sich in den verschiedenen Individuen, wenn nicht ganz besondere Umstände dazwischen treten, so gleichmäßig aus, daß der nämliche Stoff auch die nämlichen Erfindungen nach sich zieht. — Bei der unerträglichen Dürre unsres jetzigen Theaters wäre sehr die Frage, ob man nicht den Plan Goethes und Schillers wieder aufnehmen sollte, alte vergessene Stücke durch freie zeitgemäße Bearbeitung wieder auf das Repertoir zu bringen. Mit Stücken, die zur Zeit der Tantième geschrieben sind, geht das freilich nicht, und Dichter, die einen mit Recht oder Unrecht gefeierten Namen haben, würden sich dergleichen auch verbitten; aber die Manen todter oder vergessener Poeten hätten doch kein Recht zur Empörung. So sind z. B. in den kotzebueschen Lustspielen eine Reihe vortrefflicher, namentlich höchst wirk-

samer Motive, dagegen ist die Gemeinheit zuweilen unerträglich, und die Form und der Stoff oft auch in anderer Beziehung veraltet. Es ist gar kein Grund vorhanden, warum man dergleichen nicht in einer geschickten Metamorphose wieder auf die Bühne bringen sollte; und grade Männer wie Laube, welche das Handwerk wie die Kunst verstehn, wären dazu am besten geeignet. Freilich ist eine Zeit der raschen lebendigen Production vorzuziehen; aber man kann sich doch kaum mehr darüber täuschen, daß unsre Zeit nicht eine solche ist. Schlecht gerechnet neun Zehntel aller gedruckten Dramen sterben vor der Geburt d. h. sie werden weder gespielt noch gelesen, und von den übrigen hat wiederum bei weitem die größere Hälfte einen nur momentanen oder localen Erfolg. Der Trieb zur Production ist seit Ende der dreißiger Jahre ungeheuer groß, das Talent ist aber nicht in gleichem Maße gewachsen, und man darf daher eine Beeinträchtigung desselben durch Wiederaufnahme des Alten nicht befürchten. — Wir wollen noch auf ein verwandtes Gebiet hindeuten, auf die Insceneſetzung beliebter Romane, wie es namentlich Frau Birch-Pfeiffer fast fabrikmäßig betreibt. Kunstwerke im ernstern Sinn werden freilich nicht daraus hervorgehen, und man kann es einem ernsten Dichter wie Auerbach nicht verdenken, wenn er sich über die Verstümmelung eines Stoffs, den er mit so vieler Liebe bearbeitet, ereifert. Wenn wir aber fragen, ob der Kunst oder dem Dichter ein Nachtheil daraus geschieht, so möchte die Antwort doch wol verneinend ausfallen. Es ist doch immer besser, so allerliebste Scenen, wie sie in Dorf und Stadt vorkommen, auch wenn ein abgeschmackter Schluß daran geklebt ist, auf dem Theater zu sehen, als Originalerfindungen ohne Sinn und Verstand, und der Verleger der Frau Professorin wird wahrhaftig auch keinen Schaden davon gehabt haben, daß jeder deutsche Jüngling und jede deutsche Jungfrau das Lorle und den Wadeleswirth auf dem Theater hat schwäbeln hören und auf ihre nähere Bekanntschaft neugierig war. — Es wurde damals von Gutzkow darauf aufmerksam gemacht, daß es doch unbillig sei, wenn Frau Birch-Pfeiffer aus dem Geist und Talent eines Andern Geldgewinn zöge. Allein dieser Gesichtspunkt kann doch nicht maßgebend sein, denn es ist zwar sehr wünschenswerth, daß die Dichter für ihr Talent und ihre Arbeit auch den äußern Lohn empfangen, aber einmal können sie sich im Ganzen jetzt nicht darüber beklagen, (ein gut einschlagendes Theaterstück bringt zwei- bis dreitausend Thaler ein, während Lobecks Aglaophamus mit fünf Thalern der Bogen bezahlt wurde und bei den meisten Forschungen die Philologen froh sind, wenn der Buchhändler ihre Werke umsonst verlegt); andrerseits lassen sich geistige Producte doch nicht geradezu nach dem industriellen Maßstab verwerthen. Wendet man einmal diesen Gesichtspunkt an, so muß man auch sagen: Waare ist Waare. Auch in der Industrie wird nicht immer die Tüchtigkeit und Solidität, sondern ebenso häufig die Mode bezahlt. Es gibt in dieser Beziehung keinen objectiven Werthmesser,

denn das Endurtheil der Nachwelt kann der Dichter nicht abwarten. Bezahlt wird, was gefällt, und die Gesetzgebung hat wenigstens in Bezug auf das Theater jetzt dafür gesorgt, daß wirklich bezahlt wird. Der Grund des Gefallens ist oft ein zufälliger, mit der Zeit aber corrigirt sich das. Aber immer noch wärmt man den Mythus von dem verhungernden Schiller auf, während man doch aus seinen Briefen nachlesen kann, daß er nach blos sechs Jahren erfolgreicher Wirksamkeit und einem sehr bequemen Leben schon ernsthaft anfing für die Familie zurückzulegen. Wir wollen hier von dem Vergleich der Industrie ganz absehen, weil hier nicht blos der Verstand, sondern auch das Capital arbeitet. Man vergleiche aber einmal die Lage der höheren Beamten (die höchsten Spitzen ausgenommen), die doch wahrhaftig auch einer geistigen Ausbildung bedürfen und geistig arbeiten, mit der Lage unsrer Schriftsteller, und man wird finden, daß die letztere unverhältnißmäßig besser ist. — Wenn man die höchsten Spitzen vergleichen will, so nehme man z. B. das erste Jahr der constitutionellen Zeitung in Berlin, welches dem Redacteur in der Theorie 3000, in der Wirklichkeit 18,000 Thlr. einbrachte. — Freilich sind unsre Schriftsteller noch nicht in der Lage der beliebten französischen, die bei einer durchschnittlichen Jahreseinnahme von 100,000 Franken fortwährend darüber klagen, daß sie Hungers sterben müssen. Indeß, wenn wir so weit gekommen sind, wird es sehr die Frage sein, ob es dann besser mit uns steht. — Man verzeihe diese Digression, die freilich nicht unmittelbar zum Gegenstande gehört. Es war nothwendig, einmal diese Frage zu berühren.

Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel: Goethes Ankunft in Walhalla. Von Arnold Ruge. Leipzig, Brockhaus. — Wir waren nicht wenig verwundert, unsern alten Freund in dem neuen Gewande wieder anzutreffen, Saul unter den Propheten! — Ruge sagt in der Vorrede, Varnhagen habe gegen die Tendenz allerlei einzuwenden gehabt: „Uebrigens ist er mit der Form der Ausführung so sehr zufrieden, daß er sich dadurch an Goethes Tasso erinnert findet, was in der That in Varnhagens Munde sehr viel sagen will und überhaupt sehr viel gesagt ist.“ — Wir können uns dem Urtheil Varnhagens nicht anschließen. Mit der Tendenz, daß eine sogenannte geniale Lebensauffassung, die sich den sittlichen Gesetzen entzieht, verwerflich ist und unter Umständen zu tragischen Conflicten führt, sind wir vollkommen einverstanden; in der Ausführung dagegen werden wir nicht an Goethes Tasso, sondern an den alten Redacteur der Jahrbücher erinnert, der, sehr geschickt in der Dialektik, vollkommen unbehilflich war, wenn es an die Gestaltung ging. Seine Charaktere sind wesenlose Tendenzfiguren, und nebenbei ist die Tendenz eine sehr unklare. Das Stück, obgleich es in der Februarrevolution spielt, setzt eine Zeit voraus, in welcher die äußern Bande der Ehe wegfallen, so daß die Treue durch

sittliche Freiheit ersetzt wird. Die Personen, an welchen dieses Institut der Zukunft dargestellt wird, sind aber sammt und sonders in ihren innern Empfindungen so haltlos und dabei von so kleinstädtischen Perspectiven eingeengt, daß man ihnen nur den Rath geben kann, es bei der alten christlichen Ehe bewenden zu lassen, und da ihnen der subjective Halt der Pflicht fehlt, mit dem objectiven vorlieb zu nehmen. — Ruge ist eigentlich nur durch einen Zufall in die Reihe der Revolutionärs geworfen worden, und wenn er in seinen Phantasien auch in Bezug auf die Liebe zuweilen über die Schnur haut, so ist er doch im innersten Kern eine echt bürgerliche Natur, die sich in den beschränkten Verhältnissen des Herkommens am glücklichsten würde gefühlt haben. Vielleicht führt ihn seine allmälige Entwicklung auch noch auf diesen richtigen Standpunkt zurück. —

Ein Mord oder der falsche Müller. Lustspiel in 3 Acten von Karl Löffler. Berlin, J. Petsch. — Eine Posse in echtfranzösischer Manier, sehr unterhaltend und mit so dreisten Strichen gezeichnet, wie man es in Deutschland selten gewohnt ist. —

Pierre Levassor. Par Charles Loeffler. Deuxième édition ornée du portrait de Levassor. Berlin, J. Petsch. — Wir haben den Künstler in Berlin gesehen. Er trägt komische Lieder vortrefflich vor, ist ein Virtuos im Costümiren und spielt mit der ganzen Lebhaftigkeit und Ungenirtheit des französischen Naturells. Eigentlich feine Komik haben wir bei ihm nicht gefunden.

Hildebrand. Ein historisches Drama. Frankf. a. M., Sauerländer. — Der Verfasser hat sich in eine laute Begeisterung für den Begründer der römischen Hierarchie hineingeschwindelt; aber er kann die Voraussetzungen seiner Bildung nicht verleugnen und schiebt daher seinem Helden Motive unter, vor denen sich dieser im höchsten Grade entsetzen würde, wie das heutzutage so häufig geschieht. Das Stück verbindet das Unangenehme, was jeder Tendenzschrift anklebt, mit dem zweiten Uebelstand, daß nicht eine unmittelbar drängende Naturkraft, sondern eine künstliche Reflexion aus ihr spricht.

Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. — Das Drama behandelt das Thema der Donna Diana, doch so, daß der spröde Stolz dies Mal auf beiden Seiten des Liebespaares vorhanden ist. Die Sprache hält nicht durchweg den Ton, aber sie ist an vielen Stellen von einer unzweifelhaften musikalischen Schönheit. Das dramatische Leben des Stücks ist ziemlich gering, wie denn überhaupt die Gattung des lyrischen Dramas ebensowenig zu empfehlen sein dürfte, als das sogenannte allgemein-poetische Costüm, welches freilich für den Lustspieldichter leichter und bequemer zu handhaben ist, als der Realismus des modernen Lebens. Mit geistreichen Schattenspielen ist die deutsche Bühne nicht zu reformiren. —

Drei Dramen von Elise Schmidt. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. — Die Dichterin trat bekanntlich zuerst in den röthscherschen Jahrbüchern mit dem Judas Ischarioth auf, einem dramatischen Gedicht, welches wir für eine der tollsten Verirrungen der jungdeutschen Poesie halten, das aber, wie wir aus dem Umschlag ersehen, von berühmten Kritikern anders beurtheilt wird: „Dieses großartige Gedicht, von dem Gottschall sagt, daß es an die Säulen des Himmels rüttle, das Rosenkranz neben die Perlen des britischen Dichterkönigs stellte, von dem Ludwig Tieck erklärte, daß es zu dem Bedeutsamsten, Charaktervollsten gehöre, das ihm auf seinem langen Lebenswege begegnet sei u. s. w." Die vorliegenden drei Dramen: Der Genius und die Gesellschaft, Macchiavelli und Peter der Große sind schon insofern ein Fortschritt, als sie sich mit realen, bestimmten Gegenständen beschäftigen, die individuell darstellbar sind, also in das Gebiet der Kunst gehören. — Bereits bei Besprechung des ersten Stücks haben wir hervorgehoben, daß in der Weise ihres Schaffens die begabte Dichterin eine auffallende Aehnlichkeit mit Gutzkow verräth. Doch zeichnet sie sich in einer Beziehung vortheilhaft vor ihm aus, die Stücke sind nicht eine Mosaikarbeit aus einzelnen Effecten, sondern sie sind nach einem bestimmten Plan gemacht, der aus der Sache hervorgeht. Dagegen hat Gutzkow wieder den großen Vorzug einer umfangreicheren Weltkenntniß und einer ziemlich ausgedehnten Belesenheit. Seine Einfälle, wenn sie sich auf die negative Seite der menschlichen Natur beziehen, wie sie uns in der wirklichen Erscheinung entgegentritt, sind zuweilen sehr treffend und witzig; bei Elise Schmidt dagegen sehen die realistischen Schilderungen eines Lebens, welches sie nicht kennt und die Anspielung auf Bildungsfragen, mit denen sie sich nur sporadisch beschäftigt hat, ziemlich ungeschickt aus. Die Sprache ist um so manierirter, je mehr die Dichterin nach poetischen Bildern zu haschen sucht, je mehr sie über der lyrischen Extase vergißt, dramatisch zu charakterisiren. So gibt sie z. B. einmal die Anweisung, ein junges Mädchen solle mit holden Fingern beschwörende Zeichen über einen Becher machen, was wol von den Schauspielern schwerlich durchgeführt werden kann. — Die drei Dramen bewegen sich auf dem historischen Gebiet. Elise Schmidt hat die Geschichte nach ihren dramatischen Bedürfnissen zurecht gemacht, und da sich über das Recht des Dichters, mit den Thatsachen nach Belieben umzuspringen, hin und herstreiten läßt, so wollen wir diese Frage hier ganz bei Seite lassen und uns nur die Anforderung vorbehalten, daß die Veränderungen aus der innern Natur des Dramas hervorgehen müssen. — Gleich im ersten Drama, welches die Geschichte des Lord Byron enthält, finden wir einen starken Verstoß gegen diese Anforderungen. Was es im Einzelnen mit den Scheidungsgründen Byrons für eine Bewandtniß hatte, ist nicht vollständig ausgemacht; für diejenigen aber, welche geneigt sein sollten, in dieser Frage sich entschieden auf die Seite des Dichters

zu stellen, bleibt das Abschiedsgedicht Byrons, in welchem er sich vor seiner Gattin weinend in den Staub wirft, ein schwer zu erklärender Umstand. Elise Schmidt hätte dieses Gedicht gradezu ignoriren können; statt dessen schildert sie in einer der Schlußscenen den Dichter, wie er es schreibt. „Hier auf dem Grabe, allwo die Weide singt im Morgenschein, will ich mein letztversöhnend Wort Dir schreiben.“ Nun hatte nach der Ueberzeugung der Dichterin die Lady nicht blos vollständig Unrecht, sondern sie fühlte auch, daß sie Unrecht habe, und betrachtet die Scheidung gewissermaßen als eine Strafe für sich selbst. Es ist also nicht recht zu begreifen, wie Byron dazu kommt, an diese Frau unter anderm folgendermaßen zu schreiben:

All my faults perchance thou knowest,
All my madness none can know;
All my hopes, where'er thou goest,
Wither, yet with thee they go.

Every feeling hath been shaken;
Pride, which not a world could bow,
Bows to thee — by thee forsaken, —
Even my soul forsakes me now.

But 't is done — all words are idle —
Words from me are vainer still;
But the thougths we cannot bridle
Force their way without the will. —

Indessen wollen wir von dieser unzeitigen Anspielung absehen und über den Thatbestand lediglich, wie ihn uns das Drama zeigt, ein Urtheil zu fällen suchen. — Byron spricht einmal den Gedanken der Dichterin aus: „Auf diesem kleinen Raume sind Englands beste Menschen zusammengetrieben, Menschen, deren Dasein dem Schöpfer eine Freude war! — Aber wie? — O sehet die drei jammervollen Gestalten! Der eine in Verzweiflung, die andere in todtähnlicher Ohnmacht und der dritte in den Trunk getrieben — durch den Hohn der Welt! Welt! Welt! Belohnst du so deine Genies?“ — Die Welt scheint uns diese Anklage nicht ganz zu verdienen. Wenn der Lustspieldichter Sheridan nicht so viel Anklang findet, als sein Talent verdient, so scheint uns das noch kein hinreichender Grund zu sein, sich alle Tage betrunken in der Gosse zu wälzen, obgleich Byron später bemerkt: „Londons wenige Weise müssen sich in Wein betrinken, um sich vor Gram über seine Thorheit nicht todt zu weinen!“ Es scheint uns auch nicht hinreichend motivirt, wenn eine junge Schauspielerin durch eine Kabale ausgezischt und von einer eifersüchtigen Frau mit Schmähungen überhäuft wird, daß sie darüber den Verstand verliert. Die Hauptsache bleibt Lord Byron selbst. Gegen seine Rechtfertigung hätten wir dreierlei einzuwenden: Einmal muß der Dichter neben seinem poetischen Talent auch noch ein Mann sein. Ein Mann soll sich nicht leicht-

sinnig verheirathen. Wenn er die Eigenschaft hat, sich nur mit solchen Personen unterhalten zu können, die Sinn für Poesie haben, so muß er nicht eine Lebensgefährtin wählen, die keinen Sinn dafür hat. Thut er es aber dennoch, dann hinaus mit ihm aus der Tragödie ins Lustspiel. Die kleine Misère des Lebens ist nicht tragisch. Zweitens, ein verheiratheter Mann soll nicht der ersten besten Schauspielerin, die zu ihm aufs Zimmer kommt, tief ergriffen die Stirn küssen und sonstige Liebeserklärungen machen, wie es hier geschieht, oder er soll sich wenigstens nicht verwundern, wenn seine Frau eifersüchtig wird. Die Lady Byron des Dramas hat den gerechtesten Grund zur Eifersucht, und wenn wir auch die gemeine Art und Weise, wie sie dieselbe ausläßt, mißbilligen, so müssen wir doch ihre Empfindung billigen; weder daß Byron ein Dichter ist, noch daß er es, wie er sehr naiv bemerkt, nicht bis zum wirklichen Ehebruch getrieben hat, kann ihn rechtfertigen. Der schlimmste Umstand aber dürfte sein, daß er so gar keine Kraft und kein Geschick zeigt, mit der bösen Welt zu ringen. Wer sich in Abenteuer einläßt, die in der gewohnten sittlichen Sphäre keinen Platz finden, der muß sich wenigstens mit Anstand herauszuziehen wissen. Hätte Lord Byron den schönen Brummel geohrfeigt oder erstochen oder sonst etwas Polizeiwidriges gethan, so stände er dramatisch besser da, als jetzt in seiner Unschuld. Aber er ist eben kein Held und es ist sehr komisch, wie er zum Schluß des Stücks ausspricht: „Ich sterbe bei dem ersten Versuch, ein Held zu sein!" Freilich wetteifern die andern, die ihn umstehen, ihm Artigkeiten zu sagen, aber er selbst vernichtet den guten Eindruck wieder durch die letzten sterbenden Worte: „Der Tod das ist die einzige Consequenz!" Ein Charakter dieser Art gehört wiederum nicht in die Tragödie. — Alle diese Einwendungen drängen sich um so mehr auf, da man in der Dichtung die Tendenz sieht. Der Genius soll verherrlicht werden auf Kosten der Gesellschaft; es geschieht das aber nicht, der Genius zeigt sich als kraft- und willenlos, mit einem Wort, er macht sich lächerlich. — Auch in Macchiavell soll wieder der Genius geschildert werden, der den Umständen erliegt. In frühern Zeiten schilderten die Dichter, wie der Held durch das äußere oder innere Schicksal, d. h. durch die Consequenz seiner Natur untergeht. Es ist charakteristisch, daß die modernen Dichter ihn an seiner Inconsequenz untergehen lassen. Macchiavell ist ein zweiter Uriel Acosta, nur daß der letztere mehr Entschuldigungsgründe hat; denn Uriel widerruft doch nur, Macchiavell dagegen begeht einen Frevel. Er hat nämlich ein Buch geschrieben, nicht den Fürsten, den wir kennen, sondern ein anderes, eine blutige Satire gegen die Tyrannei Cäsar Borgias, um die öffentliche Meinung gegen ihn aufzureizen. Borgia läßt ihn ins Gefängniß werfen und bietet ihm die Freiheit an, wenn er das Buch so umarbeiten will, daß es als eine Apologie gilt. Der Monolog, den Macchiavell infolge dessen hält, ist beachtenswerth:

„Nein, um diesen Preis kann ich die Freiheit nicht erwählen! — Und doch!! — Gott verläßt den, der sich selbst verläßt! Komm mir zu Hilfe, männlicher Verstand, denn fürwahr, ich will nicht feig mich selbst verlassen! — Sind dem Geist nicht alle Kräfte unterthan, die bösen wie die guten? Kann er nicht selbst die Sünde sich dienstbar machen, um sie dann zu besiegen? — — Halt! Hier ist der Punkt, an dem sich Tugend und Laster scheiden! O, an welchem Scheidewege stehe ich?! Hier liegt das Heiligthum des Mannes, seine Ehre, sein guter Name, seine fleckenlos bewahrte Bürgertugend — und drüben über jenem Wege hin ruft das Weib den Gatten, ruft das Vaterland den Sohn, der die Erkenntniß hat von seiner Noth, um Schutz an. Marietta und Italien, o beide tragen dasselbe holde Angesicht, und beide fallen durch den nämlichen Tyrannen! — Um zu retten, muß ich frei sein! — — Aber auf dem Weg zur Freiheit liegt das Laster, die falsche zweizüngige Heuchelei, die feile Servilität, der Meinungswechsel ohne Ueberzeugung, die mit Recht empörte sittliche Verachtung der Welt! — Darf, kann ich den Weg gehen?!! — Ach, Herkules, du hast dirs leicht gemacht, du wähltest Tugend, o süß ist Tugend! Doch wer den Weg nicht wandeln darf, wo durch die Bäume frische Morgenluft heranweht, wer von Gewalt gezwungen, durch finstre Sündenkluft sich drängen muß, und es doch unternimmt, auf diesem abscheuvollen Seitenweg zu seinem hellen Tugendziele zu gelangen, o der ist größer! — — Sei es denn! — Frei, unter einer Heuchlermaske kann ich dir nützen, Vaterland! Ich wähle der Welt Verachtung, wähle die Vernichtung meines frühern Menschen; ich widerrufe meine ausgesprochene Ansicht, um ihr — von innen treu zu sein!" — O Kotzebue, Kotzebue! mit welchem Unrecht verunglimpft man dich! Das alles hast du ja schon viel besser gesagt. Wir aber wiederholen, mit solchen Charakteren, die nicht aus einem innern Drang ihrer Natur handeln, sondern nach dieser oder jener Rücksicht, und die dann augenblicklich, wenn sie einmal zu einem Entschluß gekommen sind, bereuen, weil die Umstände doch nicht alle stimmen wollen, mit solchen Charakteren heraus aus der Tragödie, denn sie gehören ins Lustspiel. Elise Schmidt weiß selbst nicht, ob Macchiavell recht oder unrecht gehandelt hat, denn sein Zweck gelingt ihm in der That, und die Achtung derer, auf deren Urtheil es ihm ankommt, bleibt ihm unverkürzt; er ist nur beim Publicum in ein schlechtes Renommée gekommen und bestraft sich dafür selbst, indem er sich mit seiner Marietta ins Privatleben zurückzieht. Elise Schmidt muß wenig den Macchiavell gelesen haben, sonst hätte sie dieser antiken heidnischen Natur solche Weinerlichkeiten nicht zugemuthet. — Macchiavell ist übrigens nicht der einzige Genius des Stücks, welcher der Gesellschaft unterliegt. Auch Cäsar Borgia ist eigentlich ein Held, der nur deshalb Bösewicht wurde, weil das Zeitalter für große Thaten keinen Raum gibt, und der den Schmerz dieses Schicksals mit Humor

zu tragen sucht. Daß Hebbel und selbst Gutzkow solche Figuren besser zu schildern wissen, liegt in der Natur der Sache; aber daß die Dichterin auch Lucrezia Borgia so vollständig verpfuscht hat, nimmt uns Wunder, da ihr hier doch schon V. Hugo vorgearbeitet hatte, und da sämmtliche französische Dichterinnen den innern Dämon in des Weibes Brust so vortrefflich zu schildern wissen. Daß wir übrigens kein Drama erhalten, in welchem Cäsar Borgia der Held ist, bedauern wir nur mäßig, denn es könnte doch nur ein Duplicat von Richard III. sein. — Im dritten Drama ist nicht der Großfürst Alexei, wie in Schillers Don Carlos, sondern Peter der Große der Genius, der mit den Einrichtungen der Welt insofern in Conflict kommt, als sie ihn zwingen, um des allgemeinen Wohls willen seinen Sohn hinrichten zu lassen. Das nächste Vorbild ist Immermann, doch hatte dieser das Problem insofern tragischer und historischer gefaßt, als er in der starken Willenskraft des Kaisers etwas Dämonisches fand, das ihn zu einer argen That verleitete. Elise Schmidt stellt sich einfach auf Seiten des weisen Monarchen, der zum Besten des Vaterlandes mit tiefem Bedauern das Todesurtheil vollstrecken läßt. Beide haben ihren Helden idealisirt; von dem wilden Barbaren, der aus angeborner Lust höchst eigenhändig Dutzende von Verbrechern köpfte, ist nichts übrig geblieben; wir sehen den wohlwollenden Monarchen vor uns, der nicht blos bis zum Exceß rechtschaffen ist, der nicht blos seinen Unterthanen für alle Kinder einsteht, die zum Militärdienst gezogen werden, sondern der auch eine gewisse Virtuosität im Verzeihen entwickelt, und den der Gedanke der Civilisation als reines Ideal durchglüht. Der echte Peter verstand die Civilisation, freilich in weit größerm Stil, ungefähr in der Weise Mehemed Alis, und wenn er schon in der Jugend die hingerichteten Strelitzen vor das Fenster seiner Schwester hängen ließ, um ihr Gehorsam einzuprägen, so war es nur folgerichtig, wenn er später seinen widerstrebenden und ungehorsamen Sohn umbrachte. Uebrigens fehlen die Dichter dieses Themas meistens auch darin, daß sie den Sohn gar zu schwächlich darstellen. Es ist kein Kampf, sondern eine Schlächterei, denn die Kräfte sind zu ungleich. Wie viel besser hat es Byron verstanden, in der Parisina zwei ebenbürtige Naturen auseinanderstoßen zu lassen. Das Thema an sich ist das alte, des Brutus, der seine Söhne der Republik opfert; aber wenn an sich schon die Herrschaft einer Abstraction über die Totalität des Gefühls keinen dramatischen Eindruck macht, so ist die Unnatur bei Brutus doch nicht so groß. Er ist Richter und Diener der Republik; er muß gegen die sämmtlichen Verschwörer die äußerste Strenge gebrauchen und kann daher seine Söhne nicht ausschließen. Peter dagegen ist Selbstherrscher. Wenn er aus seiner leidenschaftlichen Natur heraus gewaltthätig handelt, so haben wir nichts dagegen einzuwenden; aber die Abstraction hat kein Recht, denn sie hat keine Macht über ihn. — Noch eine Be-

merkung müssen wir hinzufügen. Wenn die Probleme in allen drei Stücken der Abstraction entnommen sind, so ist dagegen die Ausführung durchweg genreartig d. h. die vorkommenden Figuren stellen sich als ganz besondere Erscheinungen dar, und so sind auch hier, wie es häufig vorkommt, die Extreme des Idealismus und Realismus miteinander verknüpft.

Cäsar und seine Beurtheiler.

Jules César, par Lamartine, 2 Tom. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnée & Comp. —

Die französische Republik war noch kein Jahr alt, als Schriftsteller auftraten, die in vollem Ernst und anscheinend in gutem Glauben der Welt verkündeten, die Zeit der Völkerfreiheit sei vorbei und die Zeit der Cäsaren sei wiedergekommen, die Menschen seien der Freiheit nicht mehr fähig, sie fielen sofort der Anarchie anheim, und nur der eiserne Wille eines ebenso entschlossenen als einsichtsvollen Mannes könne jene Autorität hervorbringen, deren die Welt bedürftig sei, und die dem schwachen Arm des Gesetzes versagt bliebe. Die Ansicht wurde heftig bestritten, aber sie fand auch lebhafte Anhänger, selbst in Kreisen, wo man es am wenigsten erwartet hätte, z. B. innerhalb der gouvernementalen Partei in Preußen. Es war, kurz gesagt, ein neues Stichwort, und Europa war der alten Stichwörter herzlich müde. Ein Rechtsboden hatte fortwährend den andern verdrängt, ein constitutionelles System war an Stelle des andern getreten, keines hatte den Zwang innerer Nothwendigkeit bewährt. Die Doctrinärs waren in Verachtung gerathen, man sehnte sich nach realer Politik d. h. nach Thatkraft und Entschlossenheit. Der Erfolg ist im Wesentlichen dieser Theorie günstig gewesen, das neue Cäsarenthum ist nicht nur in der That aufgerichtet, sondern es hat sich bisher mit einem ungewöhnlichen Glanz entwickelt. Das Frankreich der Cäsaren hat wieder ein Ansehn in der Welt gewonnen, dessen sich weder die Restauration, noch das Bürgerkönigthum, noch die Republik erfreut hatten.

So sorgfältig sich nun der Geschichtschreiber bemüht, nur den Geist der Zeit, mit der er sich beschäftigt, darzustellen, so wird doch ein jedes Bild der Vergangenheit zugleich ein Spiegel für die Gegenwart. Wir haben vor kurzem ein historisches Werk des größten Stils besprochen, in welchem die Apotheose Cäsars die Beziehungen zur gegenwärtigen Politik nicht verleugnete. In viel höherem Grad muß das bei solchen Schriften der Fall sein, die nicht aus einem ernsthaften Studium hervorgegangen sind, sondern einem augenblicklichen Bedürfniß entspringen. Als wir also das Buch Lamartines durch-

blätterten, dieses geistvollen leichtsinnigen Schriftstellers, der unmittelbar auf die Beschreibung Cäsars im Schlafrock von A. Dumas gefolgt ist, war es nicht grade die Darstellung der römischen Zustände, auf die wir unsre Aufmerksamkeit richteten. Lamartine faßt in seiner Einleitung die ältere römische Geschichte ganz in der Weise auf, wie man es im vorigen Jahrhundert gewohnt war. „Die ersten Römer, eine Räuberbande, genöthigt, sich in die Berge von Latium zu flüchten, dort eine Stadt zu bauen und Stück für Stück sich das Grenzgebiet ihrer Nachbarn anzueignen, waren durch diesen Ursprung natürlich dahin getrieben, aus dem wildesten Patriotismus das einzige Princip, die Tugend, gewissermaßen die Gottheit Roms zu machen. Wie alle falsche Tugenden, hatte dieser Patriotismus seine Verbrechen durch Grundsätze gerechtfertigt. . . . Dieser illegitime Ursprung des Volks erklärt ebenso die Natur seiner Regierung, wie die Unersättlichkeit seiner Eroberungen. Da in Beziehung auf das Verbrechen, die Verbannung und die Räuberei, alle in ihrer Räuberhöhle, die sich dann in die ewige Stadt verwandelte, einander gleich waren, so hatte sich der Begriff der Gleichheit tief in ihrer Seele eingeprägt u. s. w."

Die Geschichte Cäsars selbst wird einfach aus Uebersetzungen aus dem Sallust, aus Plutarch und Cäsar zusammengestellt; doch fügt der Geschichtschreiber einzelne erläuternde Bemerkungen hinzu, die in vieler Beziehung mit den Ansichten Mommsens zusammenfallen. Auch Lamartine zweifelt nicht daran, daß Cäsar der intellectuelle Urheber der catilinarischen Verschwörung war. Auch er urtheilt über Cicero, obgleich er sich höflicher ausdrückt, nicht minder hart, als der deutsche Geschichtschreiber. Er nennt die Hinrichtung der Verschwörer einen Staatsstreich der Ungeduld, der Härte und des Schreckens. Schon bei Mommsen haben wir uns darüber gewundert, daß er diese vereinzelte Gewaltthat mit einer so leidenschaftlichen Bitterkeit verurtheilt, da doch die vorhergehenden Proscriptionen unter Opimius, Marius und Sulla eine starke Bresche in den Wall der Gesetzlichkeit geschlagen hatten. Dagegen ist Lamartine keineswegs ein unbedingter Bewunderer Cäsars. Er schildert mit einer unzweideutigen Beziehung die schlimme Lage Cäsars, der als Führer einer Räuberbande die Wahl hatte, entweder seine Partei zu zähmen und dadurch seine Popularität zu verlieren, oder sich immer tiefer in den Schlund zu tauchen, den er selbst gegraben hatte. Zehn Jahre lang Mitschuldiger der Demagogen, zehn Jahre glücklicher Feldherr, fünf Jahre lang glücklicher Verbrecher gegen die Republik, hatte sein unsittlicher Ehrgeiz ihn in eine Sackgasse geführt, aus der ihn nur eine noch größere Kühnheit retten konnte, indem er entweder die Republik herstellte, oder sich als Erbkönig krönen ließ. Seine Stützen waren theils die alten Communisten, die Aufwiegler des Pöbels gegen die Reichen, theils die Soldateska und ihre abenteuerlichen Führer, die für seine Macht gekämpft hatten, um ihre Schulden zu bezahlen. Wenn der ehrliche Cicero sich ihm

unterwarf, so entschuldigte er sich gegen einen Freund damit, daß Cäsar immer noch der Beste in seiner Partei sei. Freilich die Partei sei eine vollständige Räuberbande und weit entfernt, die Mäßigung ihres Führers zu theilen. — Lamartine kommt jetzt auf die Verschwörung des Brutus und Cassius, wobei ihm Brutus im melodramatischen Interesse unzweifelhaft als Cäsars Sohn gilt. Das Urtheil über die Ermordung Cäsars ist nun ein kitzlicher Punkt; Lamartine zieht sich ziemlich geschickt heraus. „Freilich hatte Cäsar die dreiundzwanzig Dolchstiche vollständig verdient: er hatte sie verdient, indem er früher gegen die bestehende Ordnung des Staats als Verschwörer auftrat; er hatte sie verdient, indem er die Soldateska, die ihm zum Schutz Roms anvertraut war, für seinen persönlichen Dienst gewann; er hatte sie verdient, indem er das Schwert gegen die Republik zückte; er hatte sie verdient, indem er das Vaterland als erobertes Land behandelte, den Senat verletzte, alle ordentlichen Männer aus Italien verbannte und nichts darin ließ, als den Pöbel und die Prätorianer; er hatte sie verdient, indem er tüchtige Redner und Patrioten zur Speichelleckerei verführte; er hatte sie verdient, indem er Rom bis in das innerste Mark corrumpirte, indem er es an glänzende Aufzüge, Spiele und Decorationen gewöhnte und jenen Luxus und jene Unsittlichkeit begünstigte, durch welche man die Völker entwaffnet. Waren dies nicht, fährt Lamartine fort, genug Verbrechen, um die dreiundzwanzig Dolchstöße der verschworenen Republikaner zu verdienen? Welcher Partei man auch angehöre, das Gewissen verdammt den Mörder seines Vaterlandes zum Tode. Man hat, bemerkt er weiter, Cäsar zu rechtfertigen gesucht, indem man die gesetzliche Freiheit verleumdet. Die Doctrinäre finden sophistische Entschuldigungen für jeden Erfolg. Man hat die Frage aufgeworfen, ob denn die Republik auch lebensfähig gewesen wäre, wenn Cäsar sie nicht getödtet hätte. Das ist grade so, als ob man den Mord eines Menschen damit entschuldigen wollte, daß dieser Mensch ja doch einmal von Natur sterben müßte. Cäsar war ein um so größerer Verbrecher, wenn er den Einrichtungen seines Landes den letzten Stoß versetzte, als die Republik schwach war, als sie über keine Kraft und Tugend gebieten konnte, um sich zu vertheidigen; und doch eine Republik, die sich so vertheidigte, wie es gegen Cäsar geschah, ist noch nicht ohne Tugend, noch nicht ohne Lebensfähigkeit. Die Casuisten der Tyrannei mögen es sagen, das Blut von Tausenden legt Einspruch ein."

Bis dahin klingt es gefährlich genug; aber man bewundere die Geschicklichkeit des berühmten Redners. Unter den Gründen, weshalb Cäsar den Tod verdient habe, haben wir bisher zwei übergangen. „Er hatte ihn verdient, indem er nicht wagte, das durchzuführen, was er während so viel Verbrechen geträumt hatte, indem er nicht wagte, die erbliche Monarchie einzurichten und den durch ihn entehrten Bürgern wenigstens eine friedliche Knechtschaft zu

bereiten, indem er für sich allein den ganzen Gewinn zog und nicht darauf dachte, dem Erdkreis einen andern Erben zu hinterlassen, als die Anarchie."

Ja freilich! Das ändert die Sache. Hätte Cäsar die Erbmonarchie eingerichtet, hätte er einen Sohn und Erben gezeugt, dann hätte er nicht mehr den Tod verdient. — Ein Deutscher wäre auf diese Deduction nicht gekommen.

Daß nebenbei Lamartine den Meuchelmord als solchen verurtheilt, versteht sich bei seinem sittlichen Gefühl von selbst.

Wir lassen hier Lamartine bei Seite und wenden uns zu den übrigen Vertheidigern Cäsars zurück, namentlich zu Mommsen. Die Apotheose der Kraft, der Genialität, des entschlossenen Willens ist durchaus gerechtfertigt, namentlich einer Zeit gegenüber, die wenigstens auf ihrer Oberfläche nur Erscheinungen der Kraftlosigkeit zeigt. Cäsar war unter allen seinen Zeitgenossen der Fähigste, und wenn man einen Selbstherrscher wünschte, so konnte es nur Cäsar sein; aber es wäre zweckmäßig, dabei immer durchblicken zu lassen, daß auch die Kraft und Genialität am edelsten dann erscheint, wenn sie mit dem Gesetz Hand in Hand geht. Die Römer wurden durch ihr Schicksal zur Monarchie getrieben, hauptsächlich aus zwei Gründen: einmal, weil die Ausdehnung ihrer Eroberungen die Geschlossenheit des nationalen Bewußtseins aufhob, sodann weil das Alterthum noch nicht die Erfindung des Repräsentativsystems gemacht hatte, des einzigen Weges in einen größern Staat, das Volk an der Regierung zu betheiligen, ohne in die Gefahr der Anarchie zu verfallen. In beiden Beziehungen stehen wir höher da, als das römische Volk. Die neuere Zeit hat wirkliche Nationen hervorgebracht, die an ihrem Inhalte auch ihre Grenze finden, und sie hat die Form gefunden, die Masse durch Vertreter zu gliedern und sie dadurch in den Staatsorganismus aufzunehmen. Diese Formen wollen wir nicht gering anschlagen, weil sie in ihrer augenblicklichen Beschaffenheit keinen sehr günstigen Eindruck hervorbringen, wir wollen sie vielmehr, ohne Furcht, als doctrinär zu gelten, als das Palladium der wahrhaft nationalen Entwicklung betrachten und uns auch dann keinen Cäsar wünschen, wenn dieser wirklich im Stande sein sollte, uns über die unangenehmen Verwicklungen der gegenwärtigen Lage hinwegzuhelfen. Die natürliche Entwicklung führt langsamer zum Ziele, aber ihre Früchte sind dauerhafter. Was das Genie eines einzelnen Mannes gegen die Natur der Dinge hervorbringt, verschwindet mit dem Geist, aus dem es hervorging.

Literatur.

Eine Reise nach Centralafrika oder Leben und Landschaften von Aegypten bis zu den Negerstaaten am weißen Nil von Bayard Taylor. Uebersetzt von Johannes Ziethen. Leipzig. Voigt und Günther. — Der Verfasser,

Amerikaner, als Dichter, Schriftsteller und gewandter Tourist auch außerhalb seines Vaterlandes wohl bekannt, hat diese Reise nicht als Gelehrter unternommen, der den ägyptischen Sphinxen, den Königsgräbern und räthselhaften Inschriften im Nilthale nachgeht, auch nicht als Geograph, um neue Völker und Landschaften wissenschaftlich zu verzeichnen. In der That ist der Titel Centralafrika nicht zu wörtlich zu nehmen, denn Taylor ist auf dem weißen Nil nicht einmal ganz so weit vorgedrungen, als die ägyptischen Händler von Kartum aus mit ihren Waaren zu reisen pflegen, d. h. bis etwa zum 12.° N. B. Und die Reisebeschreibung macht keine andern Ansprüche, als das Geplauder eines unbefangenen Beobachters fremder Menschen und Länder überhaupt zu machen berechtigt ist. Aber sie ist doch in hohem Grade interessant, zunächst durch die Persönlichkeit des Verfassers. Taylor erscheint darin als ein tüchtiger, kräftiger Gesell von vieler Weltkenntniß, und festem Selbstvertrauen, von ausgezeichnet guter Laune, und was ihn am allerbesten kleidet, von einer wahrhaft liebenswürdigen Empfänglichkeit für alles Interessante, was ein fremdes Land dem Reisenden entgegenträgt. Ohne Sentimentalität, aber mit gesundem Gefühl, ohne große Dichtervirtuosität in dem Reproduciren empfangener Eindrücke, aber in lebhafter und unterhaltender Einfachheit, ohne specielle gelehrte Kenntnisse, aber mit Bildung, guter Beobachtung und gesundem Menschenverstand erzählt er, was er gesehen und erlebt. Und in dieser Beziehung kann er als das Muster eines Reisenden auf eigne Faust gelten. Ueberall weiß er leicht mit den Menschen fertig zu werden, findet an allen Orten gute Gesellen und hat, wir sind überzeugt, auch überall den Eindruck eines Gentleman und guten Kameraden hinterlassen. Es war allerdings nicht sein erster Ausflug, er hatte Europa, Mexico, Centralamerika durchreist und auch durch eine starke Praxis das Geheimniß gefunden, mit fremden Menschen auszukommen. Von dem Uebelstand, den vieljährige Reisen leicht auf solche ausüben, welche ohne einen bestimmten Zweck die Bilder einer fremden Welt massenhaft aufnehmen, ist bei ihm nichts zu merken. Er ist nicht blasirt, ja er besitzt in nicht ungewöhnlichem Grade die Fähigkeit, die kleinen Freuden jeder Reise zu genießen und die Unbequemlichkeiten gleichmüthig zu ertragen. Es ist auch jetzt trotz der größern Leichtigkeit zu reisen, welche der gesteigerte Verkehr der Menschen in den Grenzländern europäischer Cultur vermittelt hat, noch immer nicht bequem und nicht gefahrlos, die große Heerstraße der Touristen zu verlassen und sich unter Fremden, deren Sprache man unvollkommen oder gar nicht versteht, in wilder Natur, sogar unter wilden Völkern mit Ruhe und Geistesgegenwart zu bewegen. Und vielleicht gibt es keine bessere Schule, um Kenntniß der Menschen und Herrschaft über sich selbst zu erwerben, als eine solche Fahrt. Aber freilich nur, wenn es gelingt, dabei den eignen Willen durchzusetzen und sich nirgend mehr imponiren zu lassen, als für das eigne Behagen wünschenswerth ist. Dem Engländer und Amerikaner, welche beide das Gefühl einer großen Nationalität in sich tragen, wird dies allerdings leichter, auch ist die Förderung, welche sie durch andre bekommen, größer, als bei den meisten Deutschen. Aber für keinen Reisenden, welchem Volke er auch angehöre, ist es leicht, sich in wilden Verhältnissen die innere Ueberlegenheit zu bewahren, mit welcher wir aus der Mitte unsers Culturlebens bei dem ruhigen Lesen einer Reiseschilderung auf die fremden Zustände blicken. Uns erscheint ein nackter Häuptling der Schilluckneger mit seinem fettigen Haar, dem

hölzernen Spieß und dem rohen Ceremoniell der Wüste ziemlich kläglich, wer aber allein unbewaffnet einem solchen Dorfhäuptling gegenüber sitzt, umringt von einer Bande riesiger Neger, die mißtrauisch und zudringlich auf jede Bewegung des Fremden spähen und in der Stille fragen, ob sie ihn friedlich grüßen oder über ihn herfallen sollen, dem wird auch die Hoheit solcher Wilden sehr leicht imponiren. Denn das jus gladii hat die Eigenschaft, jedem der es handhabt eine innere achtungswerthe Ueberlegenheit zu geben, um so mehr, je weniger er durch Gesetze und Convenienzen gebunden ist. Und der Besuch bei solchen wird für einen Culturmenschen keine üble Probe, bei der er erkennen kann, ob er selbst ein Mann ist. Es wird den Lesern von Taylors Buch angenehm zu merken, daß ihr Berichterstatter dies immer ist. — Die Uebersetzung des Bandes ist fließend und gewandt, die Ausstattung gut.

Populäre Literatur. — Als ein recht nützliches Volksbuch erwähnen wir die Beiträge zur Volkswohlfahrt in belehrenden Erzählungen. (Gotha, Scheube.) Der erste Band enthält die Erzählung: Schöndorf, oder wie sich der Landmann das Leben angenehm macht. Ein Beitrag zur Landesverschönerung von Heinrich Schwerdt. Der zweite Band soll sich mit der christlichen Armenpflege beschäftigen. Die Gegenstände der folgenden Bände sind unter andern die Sonntagsfeier, die Beförderungsmittel zur Nationalwohlfahrt, die Gesundheitspflege u. s. w. — Dahin gehört ferner die Volksbibliothek der Länder- und Völkerkunde von S. Steinhard (Gotha, Scheube), wovon bis jetzt zwei Lieferungen erschienen sind, die sich mit der Geographie Deutschlands beschäftigen. — Sehr empfehlenswerth ist für das größere Publicum: das Buch der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde u. s. w. Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen. (Stuttgart, Hoffmann.) — Häßlers Heldengeschichten des Mittelalters (Berlin, Decker) haben wir schon früher erwähnt. Es ist davon neuerdings der fünfte Band erschienen. Der Titel paßt nicht recht, denn die Sagen und Geschichten, die darin erzählt werden, gehören sowol der neuern Zeit, als dem Mittelalter an. Von dieser Ausstellung abgesehen verdient aber das Buch die vollste Anerkennung. Der Herausgeber hat mit großem Geschmack aus dem unendlichen Sagenschatz des deutschen Volks diejenigen Momente ausgewählt, die sich zu einer leichtern Erzählung für das größere Publicum eignen. Seine Darstellung ist einfach und schlicht und wenn man auch eine solche Sammlung nicht wohl hintereinander durchlesen kann, so findet man beim Durchblättern überall reiche Ausbeute. Den neuen Band hat er nach bestimmten Kategorien geordnet: 1) von tugendlichen Menschen und Thaten, 2) von göttlicher Vorsehung und wunderbaren Hilfen, 3) von göttlichen Strafgerichten, 4) vom Ursprung edler Geschlechter und Städte, denkwürdiger Werke und Wahrzeichen, 5) Sagen aus der Thier- und Pflanzenwelt und von den Himmelserscheinungen, 6) von Riesen und Zwergen, 7) von Berggeistern, 8) von Wassergeistern, 9) von mancherlei andern guten und bösen Geistern, 10) von hohlen Bergen und ihren Wundern, 11) von Verwünschten, 12) von Todesanzeichen und Todtenerscheinungen, 13) von Schätzen und Schatzgräbern, 14) vom Teufel, Hexen- und Zauberwesen, 15) Mord- und

Räubergeschichten und dergl., 16) Narrenstreiche und Volksschwänke. — Solche Sammlungen sind sehr zweckmäßig, da sie auf eine leichte und gefällige Art das Volk mit seinem eignen historischen Inhalt bekannt machen und mit dem Verständniß des deutschen Wesens auch die Vaterlandsliebe fördern. — Von Böttigers deutscher Geschichte für Schule und Haus ist die fünfte vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Es ist das brauchbarste und zweckmäßigste Schulbuch der Art, das wir besitzen. Dagegen können wir uns mit der neuen Erweiterung desselben nicht einverstanden erklären. Die neueste Geschichte, in welcher sich nothwendigerweise der Parteistandpunkt hervordrängt, gehört nicht in den Schulunterricht und für die Aufklärung des größern Publicums ist das, was der Verfasser davon anführt, doch in keiner Weise ausreichend. — Geographische Charakteristiken, für die Einführung in die wissenschaftliche Erdkunde, gesammelt, bearbeitet und gruppirt von Dr. H. Boegekamp. Mainz, Kunze. — Eine Anthologie aus classischen Schriftstellern über den betreffenden Gegenstand, verständig zusammengestellt und so geordnet, daß ein möglichst vollständiges System daraus hervorgeht. — Freie Gaben für Geist und Gemüth. Zur Erweiterung des Unterstützungsfonds für arme erwachsene Taubstumme herausgegeben von Johann Friedrich Jencke, Director der Taubstummenanstalt zu Dresden. Dritter Jahrgang. Leipzig, Fritzsche. — Die Sammlung verdient ihres schönen, wohlthätigen Zwecks willen die Theilnahme des Publicums. — Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache. Nach Ahns Methode. Von Karl Gräser, Lehrer am königl. Gymnasium zu Marienwerder. Leipzig, Brockhaus. — Das Buch zeichnet sich durch einfache, bequeme Lautzeichen, vor allem aber durch zweckmäßige Auswahl der Beispiele aus. — Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland und den deutschredenden Nachbarländern. Redacteur: Dr. Matthias. Friedberg, Bindernagel. — Eine Zeitschrift, der wir um ihres trefflichen philanthropischen Zwecks willen eine recht vielseitige Theilnahme wünschen. — Aehrenkranz. Eine Sammlung der geist- und gemüthreichsten Stellen aus den Werken der berühmtesten Autoren der Vergangenheit und Gegenwart. Von Wilhelm Seydelmann. Breslau, Kern. — Wahrscheinlich für Stammbücher bestimmt. — Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehungsfelde der Gegenwart. Herausgegeben von J. D. Georgens und Jeanne Marie von Gayette. Glogau, Flemming. — Die Verfasser huldigen derjenigen pädagogischen Richtung, welche sich unter andern in den Kindergärten einen Ausdruck gegeben hat. Das Wochenblatt hat die Aufgabe, die Grundprincipien der neuen Schule zu vertreten. Es wird dazu um so mehr befähigt sein, je ernster es sich an die Sache selbst hält und die belletristischen Spielräume, die in den uns vorliegenden Heften einen übergroßen Raum einnehmen, bei Seite läßt. Der Sache selbst wünschen wir ein glückliches Gedeihen, denn wenn wir auch auf dem Gebiet der Pädagogik entschieden der conservativen Richtung angehören, so können wir es nur für nützlich halten, wenn auch die Gegner sich über ihre Ansichten so bestimmt als möglich aussprechen. —

Neue Romane. Ostap und Jaryna. Von J. J. Kraszewski. Nach dem Polnischen deutsch herausgegeben von J. N. Fritz. 2 Bde. Breslau, Kern. — Ein

sehr ansprechendes und charakteristisches Lebensbild aus den Zuständen der polnischen Landbevölkerung. Die allmälige Verwilderung des Adels und die damit zusammenhängende Verkümmerung seiner Unterthanen ist mit einer ganz ungewöhnlichen plastischen Kraft dargestellt. Weniger gelungen ist der Charakter des Helden, des Leibeignen, der durch eine höhere Bildung aus seinem Kreise herausgerückt und dadurch mit sich selbst in Zwiespalt gebracht wird. Die Sentimentalitäten, in die er verfällt, sind bei einer kräftigen Natur, die eher zur Empörung, als zur Unterwerfung geneigt ist, ganz unglaublich, und sie sind ebenso unschön, wie die Schicksale, die sich daraus ergeben. — Der Verfasser ist, wie der Uebersetzer in der Vorrede angibt, 1812 in Warschau geboren und lebt seit seiner Verheirathung 1838 auf dem Lande als einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Gegenwart. Ohne die sechzig Bände des zwölf Jahre hindurch unter seiner Redaction erschienenen Athenäums zu rechnen, beträgt die Zahl der bis jetzt von ihm herausgegebenen Werke, von welchen manche bereits die dritte Auflage erlebt haben, über hundert Bände. Sie enthalten außer den Erzählungen, Reisebeschreibungen und kritischen Arbeiten die Geschichte Litbauens und Wilnas. — Das Buch ist als erster Band einer polnischen Romanbibliothek bezeichnet, welche eine Auswahl der besten und interessantesten Erscheinungen der neuesten polnischen Belletristik enthalten soll. Wir wünschen ihr alles Gedeihen. —

Graf Stolberg. Historischer Roman von Klencke. — Der Verfasser hat sich in seinen Literaturromanen eine Virtuosität erworben, die man fast handwerksmäßig nennen kann. Sie haben ihr Publicum gefunden; aber was eigentlich eine Wiederholung desselben Stoffes soll, den wir in der vossischen Lebensbeschreibung viel interessanter und correcter vor uns haben, vermögen wir nicht einzusehen.

Jungfrau Viola. Ein Frühlingstraum am Ostseestrande von Franziska Gräfin Schwerin. Breslau, Kern. — Es sind recht hübsche Ottaverimen in der Art Ernst Schulzes, und einzelne lebhafte Naturschilderungen lesen sich vortrefflich, aber die Personificationen sind zu weit ausgedehnt. Man läßt sich noch gefallen, die See und die Erde als Frauen, den Sonnengott und den Wind als Männer porträtirt zu sehen; aber als die Jungfrau Viola, in der man doch endlich ein halb reales Wesen zu sehen glaubt, sich in das Kloster Oliva verwandelt und ihr Liebhaber Carlo in den Carlsberg, wird einem zuletzt doch etwas gar zu träumerisch zu Muth. —

Les secrets de beauté de Diane de Poitiers. Confessions archéologiques et cosmétiques par P.-L. Jacob, bibliophile. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Der Verfasser, der mit seinem Durchstöbern alter Bibliotheken schon so manche interessante Curiosität zu Tage gefördert hat, gibt dies Mal einen Beitrag zur Geschichte der Galanterie. Er sucht die Specifica zu erörtern, durch welche die berühmten Schönheiten der vergangenen Jahrhunderte sich conservirt haben, und kommt dabei auf manche wunderbare Entdeckungen. So wird z. B. einmal der Einfluß der Schweinemilch auf den Teint sehr ausführlich untersucht. Zuletzt gewinnt er indessen das Resultat, das Hauptspecificum sei das Regenwasser. Neben seinen gelehrten Untersuchungen zeichnet sich das Buch noch durch einen Hautgout der Liederlichkeit aus, der sich selbst innerhalb des herrschenden französischen Tons geltend macht.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Heinrich von Gagern.

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Erster Band. Mit dem Bildnisse Friedrichs von Gagern. Leipzig und Heidelberg. Wintersche Buchhandlung. —

Heinrich von Gagern erklärt in der Vorrede, er habe schon lange beabsichtigt, seinem Bruder, dem Führer und Leitstern seiner Jugend, ein Denkmal zu setzen, er habe aber die Ausführung verzögert, um nicht den zu früh dahingegangenen Freund unter der Unpopularität des Namens Gagern leiden zu lassen. Den Grund dieser Unpopularität sucht er theils in der natürlichen Abneigung der Extreme gegen jede Mittelpartei, theils in dem Streben der charakterlosen Masse, sich für frühere Gedankensünden, für die Theilnahme an niedergeschlagenen Hoffnungen und Wünschen, durch Schmähungen gegen ihre frühern Führer zu rechtfertigen.

Wir begreifen es wohl, daß ein Mann, auf den eine Zeitlang hoffnungsvoll die Blicke des gesammten Deutschland gerichtet waren, es mit Schmerz und Bitterkeit empfindet, wenn man sich von ihm abwendet, ja ihn mit Lästerungen verfolgt; allein wir glauben, daß die Sache in der Wirklichkeit nicht so arg ist. Wir reden hier nicht von uns d. h. von der liberalen Partei. Wir haben keinen Augenblick an Heinrich von Gagern gezweifelt. Ueber die Zweckmäßigkeit einzelner seiner Schritte läßt sich streiten; wir sind aber noch heute bereit, jeden einzelnen dieser Schritte aus dem innern Kern seiner edlen Natur heraus zu erklären und zu rechtfertigen. In jedem Act seines Lebens finden wir die ganze groß angelegte und sittlich fromme Natur und wir finden einen innern Zusammenhang, der nicht blos subjectiv ist, sondern der im Wesentlichen mit der Natur und Nothwendigkeit der Zustände übereinkommt. Wenn er noch heute, trotz aller äußern Niederlagen sein Princip im vollsten Umfange mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Glaubens vertritt, so ist das nicht blos die Folgerichtigkeit einer rechtschaffenen Seele, sondern es drückt auch die richtige Einsicht aus. Der Weg, den die deutsche Nation, durch die Gewalt der Umstände getrieben, im Jahr 1848 und 1849 einschlug, konnte nicht zum Ziele führen, weil in den Voraussetzungen und dem Resultat ein innerer Widerspruch lag; allein das Ziel ist das richtige, das einzige, welches Deutschland im Auge behalten muß, um in die Reihe der selbstständigen Völker ein-

zugehen, und wenn wir im Folgenden einzelne Momente desselben in Beziehung auf thatsächliche Verhältnisse beschränken möchten, so hat das auf das Bild im Großen und Ganzen keinen Einfluß. — Das alles versteht sich eigentlich von selbst; aber zuweilen ist es nothwendig, auch das zu sagen, was sich von selbst versteht, um für eine Wahrheit offnes Zeugniß abzulegen, an der im Stillen niemand zweifelt.

Aber wir gehen noch weiter. Auch unter den Gegnern auf den beiden extremen Seiten finden sich nur sehr wenig cynische Naturen, denen es mit ihren Lästerungen Ernst war; die meisten haben es gemacht, wie die heißblütigen Italiener, die sich zuerst vor dem wunderthätigen Marienbild in den Staub werfen und es dann mißhandeln, wenn es seine vermeintliche Schuldigkeit nicht gethan hat. Es ist nicht das Bild, sondern ihr eigner Glaube, den sie geißeln. Einer der leidenschaftlichsten Feinde unsrer Partei, Ludwig Simon, hat in dem Buch, das wir vor kurzem besprachen, sehr offenherzige Geständnisse darüber gemacht.

Gagerns Unpopularität in diesem beschränkten Sinn aufgefaßt, hat einen andern Grund, als den er angibt. Es wurde im Jahr 1848 in gewissen Kreisen mit den Persönlichkeiten ein zu großer Cultus getrieben. Unsre politischen Freunde führten zum Theil die Bezeichnung der Edlen, der besten Männer der Nation u. s. w. zu häufig im Munde. Die andern Parteien empfanden das, und zwar mit vollem Recht, als eine Beleidigung. Auch in dieser Beziehung muß man sich hüten, um an ein griechisches Sprichwort zu erinnern, den Neid der Götter zu erregen; denn ein übermüthiges Hervorheben der Persönlichkeit rächt sich unausbleiblich. Der edelste, der begabteste Mann ist nicht im Stande, Wunder zu thun d. h. widersprechende Anforderungen gleichmäßig zu erfüllen; er muß einmal aufhören, dem idealen Bilde zu entsprechen, welches sich die Phantasie von ihm gemacht und dann läßt man den Mann entgelten, was die Einbildungskraft verschuldet.

Der Strom der öffentlichen Meinung ging in den ersten Monaten jenes merkwürdigen Jahres so gewaltig, daß innerhalb der Kreise, die irgend einen Bezug zu Frankfurt hatten, an der Allmacht der Nationalversammlung niemand zweifelte. Wir wollen uns nicht rühmen, weil wir diesen Glauben nicht theilten, denn wir standen außerhalb des Strudels der Bewegung. Dieser Glaube an die Omnipotenz des Parlaments fand in Gagern seine Verkörperung. Eine schon äußerlich imponirende Erscheinung, ein Verein von Kraft und Liebenswürdigkeit, wie man ihn selten findet und, was die Hauptsache war, ein durch die freieste Bildung geläuterter, begeisterter Glaube. Als Gagern den bekannten kühnen Griff that, als er zu Köln dem König von Preußen die Nothwendigkeit, den festen Willen des Volks zu erfüllen, entgegenhielt, da jubelte alle Welt, denn hier fühlte man, daß ein echter Glaube vorhanden war und in

diesem Glauben hielt man seine eignen Hoffnungen und Wünsche für gerechtfertigt. Die Nationalversammlung war gemäßigt in dem Inhalt ihrer Forderungen, aber um so rückhaltloser in der Form. Wer hätte bei so viel Selbstgefühl daran zweifeln sollen, daß auch das Unmögliche erreicht werden könne!

Zuerst kam nun die Einsicht, daß Gagern nicht in dem Sinn der vollständige Ausdruck der Nationalversammlung sei, wie man es sich ursprünglich gedacht. Selbst von der spätern Weidenbuschpartei hatten sich wol die meisten unter der Einheit Deutschlands etwas ganz Andres vorgestellt, als nun daraus werden sollte, oder um unsre Meinung offen auszusprechen, die meisten hatten sich gar nichts dabei gedacht. Nun sprach Gagern mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit, wie er es früher gethan, das nothwendige Ziel, den nothwendigen Weg aus; aber was er aussprach, war zum ersten Mal nicht mehr der Ausdruck für das allgemeine Vorurtheil. Man erschrak, man wurde bedenklich, in der Hitze des Streits wurde die frühere Rücksicht vergessen. — Indeß das alles hätte sich ausgeglichen, aber das Ziel wurde nicht erreicht. Wenn auch nur eine kleine Majorität der Nationalversammlung unter der leidenschaftlichen Opposition aller übrigen Mitglieder den letzten entscheidenden Beschluß faßte, es war doch die Nationalversammlung, deren Ehre an seine Durchführung gebunden war. Durch eigne Kraft konnte sie ihren Entschluß nicht durchführen, und die Macht, die sie anrief, verschmähte die Mitwirkung. Der Glaube an die Allmacht der Nationalversammlung hatte sich als illusorisch erwiesen; und da dieser Glaube an Gagerns Persönlichkeit gekettet war, so machte man ihn dafür verantwortlich. Kein einziges Mitglied des Rumpfparlaments war noch in den alten Illusionen befangen, aber — man hatte sich an dramatische Actionen gewöhnt und verlangte von seinen Helden die Consequenz der Rolle. Gagern verschmähte es, ernsthafte Angelegenheiten nach dem Maßstab einer dramatischen Composition zu betrachten und zerstörte damit den letzten Nimbus. Ueberglücklich, eine Persönlichkeit gefunden zu haben, der man eine Schuld, die nur die Umstände traf, aufbürden konnte, versicherte die Demokratie der Paulskirche, es habe nur an Gagern gelegen, die Allmacht der Nationalversammlung zu bethätigen; aber er habe sie verrathen. Eine Verblendung, die nur durch den Rausch jener Tage zu erklären ist, die aber heut auch der leidenschaftlichste Demokrat nicht mehr rechtfertigen möchte.

Heinrich von Gagern hatte das Bild von der Erneuerung Deutschlands, wie er es durch die Weidenbuschpartei durchzusetzen hoffte, nicht erst in der Paulskirche entworfen; es war der Leitstern seines Lebens gewesen. Wer die Rede, die er noch vor Eröffnung des Parlaments in Darmstadt hielt, aufmerksam ansah, konnte nicht daran zweifeln. Aber damals dachte niemand daran, irgend etwas aufmerksam zu lesen. Wenn nur die geläufigen Stichwörter Einheit, Freiheit u. dgl. darin vorkamen, so war man fest davon überzeugt, auch

alles Uebrige müsse mit der gewöhnlichen Ansicht übereinstimmen. — In dem vorliegenden Buch erzählt uns nun Gagern gewissermaßen die Entwicklungsgeschichte seiner politischen Ueberzeugung, und dies ist der Ausdehnung wie den Interessen nach der hervorragende Theil des ersten Bandes. — Das Programm, welches Heinrich von Gagern der Paulskirche 1848 vorlegte, ist von seinem Bruder Friedrich bereits 1823 aufgestellt worden, und dem nähern Umgang mit diesem bedeutenden Mann verdankt der Führer unsrer Partei wenigstens zum Theil die Anregung zu seinen eignen Ideen.

Wir behalten uns vor, beim Erscheinen der übrigen Bände das Charakterbild Friedrichs von Gagern im Umriß nachzuzeichnen und bemerken hier nur, daß es uns mit ebensoviel Freude als Bewunderung erfüllt hat. Für heute beschränken wir uns auf dasjenige, was sich auf die deutsche Verfassungsgeschichte bezieht.

Am 17. Juli 1817 hielt Gagern der Vater in der Bundesversammlung eine Rede, welche auf die Nothwendigkeit einer Entwicklung der Verfassung aufmerksam machte, wenn sie auch optimistisch die Möglichkeit dieser Entwicklung an die Bundesacte anknüpfte. Heinrich Luden machte in seiner Nemesis einen heftigen Angriff gegen diese Rede, die er als volksfeindlich bezeichnete. Anders verstand es der Bund, dem Gagerns Anforderungen schon viel zu weit gingen. Nicht lange darauf sah sich Gagern veranlaßt, sich vom öffentlichen Leben ganz zurückzuziehen; er hat es aber verschmäht, die Rolle eines malcontenten Staatsmanns zu spielen, er ist seinem Princip treu geblieben und hat den Fortschritt Deutschlands lediglich in der allmäligen, aber aufrichtigen Verbesserung der Bundesacte gesucht.

Anders sein Sohn Friedrich, der 1816, noch nicht 22 Jahre alt, als niederländischer Hauptmann die Universität Heidelberg besuchte und namentlich durch die philosophischen Vorträge von Fries angeregt wurde. Der junge Mann erkannte schon damals, daß die Fehlerhaftigkeit im Princip lag. Mehre Jahre hindurch blieb er den deutschen Angelegenheiten fremd und vermied es, mit seinem Vater zu rechten; aber er neigte sich immer mehr zu der Ueberzeugung, daß auf dem Wege der friedlichen Entwicklung des Bundes durch die Gesetzgebung eine Besserung nicht zu hoffen sei. Da er davon ausging, daß es den leitenden Cabineten nicht an der Einsicht, sondern an dem Willen oder der Macht gebreche, die Zustände zu bessern', so begriff er nicht, wie der Vater sich noch bei der Sisyphusarbeit aufhalten könne, die Entwicklungsfähigkeit des Bundes beweisen zu wollen, da jeder Tag neue Steine von dem Gerüste dieser Entwicklungsfähigkeit als unbrauchbare, gefährliche und ausgestoßene der Tiefe unwiederbringlich zurollen sah.*) — Im Jahr 1823 setzte er in einem

*) „Wie wird das enden?" fragte er 1823 seinen Vater bei einer ernsthaften Krise. „Doch darauf kann ich mir selbst antworten, denn in Deutschland versteht man es ja, mit Gelassenheit zu verzweifeln." —

Aufsatz, der freilich nur für seinen Vater bestimmt war, das Elend und die Schmach der deutschen Zersplitterung mit einer Beredtsamkeit auseinander, die uns noch heute hinreißt, obgleich uns der Stoff schon geläufig geworden ist, ja die auf unsre heutigen Zustände noch ihre volle Anwendung findet. Ungleich wichtiger war eine zweite Denkschrift über die Mittel, die politische Einheit Deutschlands herzustellen. Da der revolutionäre Weg sich jeder Berechnung entzieht, so sah es Friedrich von Gagern als eine Nothwendigkeit an, das Streben nach Verwirklichung der nationalen Einheit an einen staatlichen Ausgangspunkt und zwar an denjenigen anzuknüpfen, welcher durch Vereinigung der meisten günstigen Bedingungen die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben würde, die übrigen bisher selbstständigen politischen Gebilde sich zu versöhnen oder unterzuordnen und sich einzuverleiben. Er fand diesen staatlichen Ausgangspunkt in Preußen. „Preußen darf nur eine kluge und kühne Politik befolgen, so wird es von ihm abhängen, Deutschland in ein Reich zu vereinigen. Dazu wird nur erfordert, daß es den preußischen Namen in dem deutschen untergehen lasse, daß es die Kammern der verschiedenen deutschen Staaten zusammenberufe, aus dem Mediatisirten in ganz Deutschland eine Pairskammer bilde und allen Offizieren der kleinern deutschen Heere ihren Rang zusichere." Die Möglichkeit eines Gelingens sieht Gagern theils in der Unpopularität des östreichischen Absolutismus, theils in der Interesselosigkeit der kleinen Kammern, deren kleinlicher Inhalt ein nationales Gefühl nicht erregen kann. „Sobald Preußen Reichsstände hat, werden diese wie ein Magnet die übrigen deutschen Kammern anziehen." Um dem entgegenzukommen, soll sich in sämmtlichen kleinen deutschen Kammern eine liberale Partei bilden, welche die Einigung Deutschlands unter Preußen auf ihre Fahne schreibt. — Der Grund dieser Ueberzeugung war nicht etwa eine Vorliebe für die Hohenzollern oder für die Berliner, sondern die ruhige Ueberlegung. Es hatte Gagern einen schweren Kampf gekostet, einen Kampf gegen die Traditionen der Familie, gegen seine eignen Jugendideen und Wünsche, gegen seine Liebe zum östreichischen Heer, dessen Waffenruhm er mit Stolz getheilt hatte. Vielleicht machte grade dieser innere Kampf ihn geneigt, bei andern Männern, die im Wesentlichen derselben Richtung angehörten, den gleichen Proceß vorauszusetzen. In der That war der Heldenmuth, den die Preußen in den Freiheitskriegen gezeigt, noch so lebhaft in aller Andenken, daß sich in den gebildetsten Männern der liberalen Partei eine verwandte Stimmung regte, eine Stimmung, welcher Paul Pfizer 1831 in seinem Briefwechsel zweier Deutschen einen lauten und vernehmlichen Ausdruck gab. Doch täuschte sich Gagern, wie wir später sehen werden, darin, daß er die Symptome dieser Stimmung als Elemente einer wirklichen Partei auffaßte, was sie in der That nicht waren. Für ihn selbst ging die Idee der Freiheit mit der Idee der Einheit Hand in Hand. Er

hielt die repräsentative Monarchie mit erblichem Oberhause und gewähltem Volkshause nicht allein für eine besondere Bedingung des Bestandes und der durch sich selbst versicherten Action einer deutschen Centralgewalt, für die Hauptrüstung der Krone, um gegen den historisch so tief begründeten und so mächtigen Particularismus Macht zu erwerben und zu behaupten, damit sie nicht wieder in die Wege geleitet werde, die nach allmäligem Verfall endlich zur Auflösung des Reichs geführt haben, sondern er hielt die repräsentative Verfassung zugleich für die nothwendige politische Lebensform für ein großes Volk auf der Bildungsstufe des 19. Jahrhunderts.

Von Jahr zu Jahr befestigte sich Friedrich von Gagern mehr und mehr in seiner politischen Ueberzeugung, von Jahr zu Jahr steigerte sich die Lebhaftigkeit seiner Polemik gegen die politischen Ansichten seines Vaters.*) Im Winter von 1825—26 schrieb er wiederum mehre Aufsätze, die uns die Kühnheit und Folgerichtigkeit seiner Entwürfe vollständig klar machen, die uns aber auch zeigen, daß er in der Schätzung der wirklichen Verhältnisse einen verhängnißvollen Rechnungsfehler beging.

In einer dieser Denkschriften von 1826 theilt Gagern diejenigen, die sich überhaupt mit Politik in Deutschland beschäftigen, in drei Parteien: die Servilen, die Föderalisten und die Unitarier. Die ersten wollen das Fortbestehen der bisherigen Bundesverhältnisse, weil sie von den Mißbräuchen derselben Vortheil ziehen, die letzten wollen die Einheit dadurch herstellen, daß sie mit dem bisherigen Princip der Bundesverfassung vollständig brechen. Zu ihnen rechnet sich Gagern selbst. Die Föderalisten stimmen in der Neigung zwar im Ganzen mit ihnen überein, allein sie glauben die wesentlichen Zwecke der Einheit durch eine allmälige Entwicklung der bisherigen Bundesverfassung erreichen zu können.

In dieser Classification liegen nun folgende Irrthümer, die wir um so schärfer hervorheben müssen, da der jüngere Bruder nicht nur, sondern die ganze Partei, deren Führer er 1848 war, sie theilt, und da sie der Hauptgrund waren, daß in Bezug auf die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs falsch gerechnet wurde. Ehe wir indeß darauf eingehen, heben wir noch einige Bemerkungen Heinrichs von Gagern hervor, denen wir vollkommen beipflichten, und die auf jene Irrthümer das richtige Licht werfen.

„Mit der Erhebung des nationalen Geistes allein war es nicht gethan,

*) Aus einem dieser Briefe, wo er die Nothwendigkeit nachweist, Partei zu ergreifen, zeichnen wir ein goldenes Wort auf, das man noch nicht genug beherzigt hat: „Die Rolle des Vermittlers ist freilich denkbar, aber der Wille ist dazu nicht hinreichend; man muß auch stark genug sein, um sich als solcher anerkennen zu machen und zwar von beiden Parteien.“ Dazu fügt er das Wort der Frau von Staël: „La règle de conduite dont il ne faut jamais s'écarter en politique, c'est de se rallier toujours au parti le moins mauvais parmi les adversaires, lors même que ce parti est encore loin de votre propre manière de voir.“

sondern mit ihren Folgen, mit dem nöthigenden Druck auf die wahrscheinlich widerstrebenden Regierungen. Der wiederholte Anspruch an die Bundesgenossenschaft mit dem Geist der Nation mußte, wenn er nicht eine Phrase bleiben sollte, auf etwas Anderes gerichtet sein, als auf eine blos moralische Unterstützung..... Die preußischen Staatslenker haben während jener Bewegungsjahre fort und fort darüber geschwankt, wie weit ein Druck der öffentlichen Meinung auf die Entschließungen der Regierungen erlaubt sei, und wo dieser Druck in die Gewaltsamkeit oder die Revolution hinüberstreife; sie haben sich die Möglichkeit von Vereinbarungen vorgespiegelt und über halbe Erfolge heute triumphirt, die ihnen morgen unter den Händen zerrannen; sie haben geschwankt zwischen dem Wunsch nach einer Volkserhebung zur Unterstützung der noch schwachen Einflüsse und der Furcht davor; zwischen der Anerkennung der politischen und moralischen Berechtigtheit derselben und den Zweifeln an deren Verträglichkeit mit dem Buchstaben der Gesetze und Verträge.... Jede Reformbestrebung, die darauf gerichtet ist, den völkerrechtlichen Charakter des Bundes weiter zu alteriren und dem Bundesstaat näher zu bringen, wird zur Frage der Macht, also der Gewalt, von oben oder von unten. Vereinbarung darüber unter allen Betheiligten ist nicht denkbar. Selbst die Vereinbarung, die heute unter dem Drang der Umstände zu Stande kommt, wenn nicht zugleich durch neue Institutionen die Macht gebrochen wird, die sie morgen widerrufen könnte, würde nur zur Vermehrung des Haders und des Antagonismus der particularistischen Interessen führen." —

Erwägt man ernstlich diese gewichtigen Worte, welche den Kern der Sache treffen, so begreift man, wie verhängnißvoll jede Täuschung über die Stärke der Partei werden mußte, auf welche sich Preußen zu stützen hatte. Und dieser Täuschung verfielen Gagern und sein Bruder in einer doppelten Beziehung: einmal, indem sie aus dem Wunsch einer deutschen Einheit eine einheitliche Parteirichtung hervorzurufen glaubten, zweitens, indem sie die Stärke der Partei, welche die Einheit wollte, im Verhältniß zu der, welche die Freiheit wollte, überschätzten.

Was das Erste betrifft, so drückt sich Heinrich von Gagern selbst sehr fein darüber aus. „Die neueren Revolutionen anderer Völker waren auf Veränderung der Regierungsform oder auch nur des Regierungssystems in dem gegebenen Staate gerichtet, dessen Umfang und Einheit nicht in Frage stand; jede Deutschland geltende Umgestaltung dagegen müßte damit beginnen, erst den Staat sammt seinem Mittelpunkt zu schaffen, in dem sie und für den sie vor sich gehen soll. Der überraschenden Bewegung des Jahres 1848 hatte mit keinem für solche Zwecke genügend erörterten, geschweige denn zum Bewußtsein der Nation gebrachten Gedanken: wie die Einigung so vieler getrennter Staatsorganismen zu einem Staatsganzen erfolgen solle, vorgearbeitet werden können;

nur das vage Verlangen nach politischer Einheit sprach sich gleichsam im Chorus aus. Daher nahm diese Bewegung wesentlich den Charakter einer geistigen an, die den Gedanken erst zu finden hatte; und da keine der vorgeschlagenen Richtungen die allgemeinere Zustimmung bis zu dem Grade sich gewinnen konnte, welcher Bedingung zur Verwirklichung ist, so bleibt die Nation darauf hingewiesen, die geistige Vorarbeit unter neuen thatsächlichen Erfahrungen fortzusetzen."

Sehr richtig. Der bei weitem größere Theil der Nationalversammlung bestand aus Unitariern; aber abgesehen von diesem Namen, der noch dazu sehr gefährlich war, weil er die Weiterentwicklung der Partei in einem andern Sinn präjudicirte, als Gagern wollte, hatten diese Männer nichts miteinander gemein. Man suchte im Anfang die öffentliche Meinung darüber zu täuschen. Das Programm der Siebzehner enthielt den Entwurf eines Kaiserthums, welches man nicht anders verstehen konnte, als daß es ganz Deutschland umfassen sollte. Die Souveränetät des Parlaments wurde proclamirt, obgleich die östreichischen Abgeordneten mit darin saßen. Man ließ die öffentliche Stimmung, die damals nichts Eifrigeres zu thun hatte, als Preußen herabzusetzen, gewähren, und wir wollen es nicht vergessen, daß es damals ein Oestreicher war, Herr von Schmerling, der zuerst für Preußen in die Schranken zu treten wagte. Man wählte einen östreichischen Prinzen zum Reichsverweser. So kann man sich nicht darüber wundern, daß im October, als nun endlich zur Sprache kam, was denn eigentlich geeinigt werden sollte, diejenigen Unitarier, die ganz Deutschland einigen wollten, ihre Gegner als Abtrünnige betrachteten; ja innerhalb der Weidenbuschpartei selbst nahm ein großer Theil das preußische Kaiserthum nur als ein pis-aller hin, nur mit dem geheimen Vorbehalt, daß es doch noch gelingen würde, Oestreich wieder zum Reich zu fügen.

Noch schlimmer war der Irrthum in Bezug auf die materielle Stärke der so gebildeten parlamentarischen Partei. Was die jugendlichen Phantasten und Enthusiasten betrifft, auf deren materiellen Beistand man allenfalls hätte zählen können, so waren diese nicht für, sondern gegen das preußische Kaiserthum. Bei denjenigen Classen nun, deren Gesinnung sich auf Seiten der Weidenbuschpartei neigte, war die Lebhaftigkeit dieser Gesinnung sehr verschieden. Die gleiche Gesinnung allein macht noch keine Partei, sondern nur diejenige Gesinnung, die zu Opfern bereit ist. Um zu prüfen, wie weit das der Fall war, müssen wir uns zunächst darüber klar machen, was die positive Grundlage jener abstracten Einheitsidee ist. Es ist der Wunsch, den jeder in seiner Bildung und äußern Stellung einigermaßen Selbstständige fühlt, einem Staat anzugehören, dessen er sich unter den Nationen rühmen könne. Das Gefühl des Mangels war wol bei allen Deutschen vorhanden; denn wenn wir Oestreich ausnehmen, wo der Wunsch, mit Deutschland vereinigt zu sein, einen ganz

andern Sinn hat, als bei uns, so ist keiner der deutschen Staaten in jenem Sinn souverän und national, wie wir uns diese Begriffe nach dem Vorbild anderer Völker versinnlichen; aber der Grad dieses Mangels und folglich der Grad der Sehnsucht nach Einheit ist in den verschiedenen Staaten verschieden, am stärksten in den ganz kleinen Staaten, welche die Uebelstände der Kleinstaaterei am lebhaftesten empfinden und keine gemeinsame Erinnerung, kein gemeinsames Vorurtheil aufzuopfern haben. Was die Mittelstaaten betrifft, so wird die Einheitspartei nur auf einem kleinen Theil der am freiesten gebildeten Classen beruhen; unter den übrigen werden sich mehr Gegner als Freunde finden, namentlich wenn die Form der Einheit als Unterwerfung unter einen fremden Volksstamm erscheint. Der Sachse, der Baier, der Würtemberger u. s. w. hat ein eignes Selbstgefühl; sie alle empfinden die scheinbare Ueberlegenheit des Preußen mit Unbehagen, und wenn man auch diese Befangenheit durch Raisonnement überwindet, so wird das daraus hervorgehende Resultat selten stark genug sein, um das zu leisten, was Gagern von einer nationalen Erhebung verlangt. Auf die Demokraten, die Aufrührer in Baden und Sachsen konnte sich Preußen doch unmöglich stützen, und was die Sympathien der Gebildeten betrifft, so waren diese zu Ende des Jahres 1850 wol noch vorhanden, aber wenn das schreckliche Unglück eines Bürgerkriegs erfolgt wäre, so wäre vermöge jener Gesinnungen kein einziger Soldat übergegangen. Wir bemerken das alles, um folgenden Satz schärfer hervorzuheben: man überschätzt die Hilfe, welche Preußen aus Kleindeutschland erlangen kann; Preußen kann sich nur auf seine eigne Kraft stützen. Wie wichtig dieser Satz ist, wird sich im Folgenden ergeben.

Der verhängnißvollste Irrthum in Bezug auf die Abschätzung der Kräfte ist in folgendem Satz ausgedrückt: „Das Maß der politischen Freiheit, das Verhältniß der gesellschaftlichen Stände zueinander, — nächste Ursachen der Revolution in Frankreich, — waren bei der deutschen Bewegung des Jahres 1848 nur untergeordnete Fragen.“ — An diesem ungeheuren Irrthum ist die deutsche Bewegung gescheitert. Gewiß stimmen wir mit Gagern insofern überein, daß das eigentlich so sein sollte, denn aller Erwerb der Freiheit, alle Befestigung des Rechtszustandes sind völlig illusorisch, so lange nicht der Particularismus beseitigt wird, wie das noch neuerdings das Beispiel Hannovers zeigt. Aber man muß von der Masse des Volks, und diese kommt bei den politischen Parteien in Betracht, nicht verlangen, daß sie mehr als das Nächstliegende miteinander verknüpft. Die Bedrückungen von Seiten der Behörden oder von Seiten der höhern Stände empfindet jedermann, so weit sie in seine Sphäre gehören; jeder wünscht sie los zu werden und ist folglich bereit, sich einer Partei anzuschließen, die ihm Abhilfe dieser Uebelstände verspricht. Aber weiter sehen kann nur der Gebildete; nur er begreift, daß Deutschland eine

ganz andere historische Voraussetzung hat, wie die übrigen Länder, daß hier der Umweg der sicherste Weg ist, der zur Freiheit führt. Wir wollen ein offnes Geständniß ablegen. Wir hatten die Majorität in der Paulskirche, aber wir verdankten sie nicht der Einheitsidee, sondern theils dem guten liberalen Ruf der einzelnen Führer, theils dem lebhaften Wunsch der Mittelclasse, den Wühlereien ein Ende zu machen. Hätte die Paulskirche dem Publicum die deutsche Einheit gebracht, so wäre dasselbe trotz mancher Einwendungen zuletzt damit zufrieden gewesen; aber das Ansinnen, für die Herstellung derselben etwas zu thun, hätte kein Gehör gefunden.

Worauf beruht nun, da es mit der nationalen Unterstützung von auswärts nicht viel sagen will, die eigentliche Stärke Preußens, dasjenige, was die kleindeutschen Patrioten veranlaßt, ihre Hoffnungen auf Preußen zu setzen? — Auch hier müssen wir uns gegen den verehrten Mann, dem wir gern in allen Punkten folgen möchten, einige Einwendungen erlauben.

Daß die wünschenswerthen Veränderungen in der Bundesverfassung mit allseitiger Einwilligung sämmtlicher Berechtigten zu Stande kommen könnten, daran ist, wie Gagern sehr richtig bemerkt, nicht zu denken. So sehr man sich auch bemühen mag, das, was kommen soll, durch friedliche, legale Entwicklungen vorzubereiten, zuletzt gelangt man doch an einen Punkt, wo es heißt: Kraft gegen Kraft. Es wäre ein schreckliches Schicksal für Deutschland, wenn das einmal in der Form eines Bürgerkriegs stattfinden sollte, wie es im Jahr 1850 den Anschein hatte, namentlich wenn die Kräfte auf beiden Seiten ungefähr gleich gemessen sein sollten. Wir haben an dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen Kriege genug gehabt. Der günstigste Fall träte dann ein, wenn auf der einen Seite das Uebergewicht so groß ist, daß seine bloße Entfaltung genügt, die Sache in Ordnung zu bringen, wie es bei der Reform der eidgenössischen Verfassung 1847 der Fall war. Wenn man nun die Hilfe, die Preußen aus der öffentlichen Meinung Deutschlands schöpfen könnte, ungebührlich überschätzt, so geschieht das häufig auch mit der preußischen Hausmacht. Der Waffenstillstand von Malmö, der Frieden mit Dänemark und die olmützer Punctationen werden immer dunkle Tage in der deutschen Geschichte bleiben, aber die Regierung kann vieles zu ihrer Entschuldigung anführen. Man hängt sich zu sehr an die Reminiscenzen des siebenjähriges Kriegs und vergißt dabei einmal, daß die Kriegführung eine andre geworden ist, zweitens, daß in jedem Jahre jenes Kriegs es in der Hand der Feinde Preußens lag, diesen Staat zu vernichten, wenn sie nicht gradezu von Gott geblendet gewesen wären. Preußen steht noch heute, so wie 1756. Jeder ernsthafte Krieg muß auf die Gefahr des Untergangs unternommen werden und Preußen hat heute viel mehr zu verlieren als damals. Im Jahr 1850 war die Uebermacht so entschieden auf Seite der Verbündeten, daß der preußische Patriot nur mit Zagen dem Aus-

gang entgegensah. — Und doch ist es im Grunde nur die militärische und politische Concentration Preußens, die es in den Hoffnungen Deutschlands jene entscheidende Rolle spielen läßt. Diese Hoffnung wird sich steigern, je mehr innere Kraft Preußen entwickelt; sie wird mehr und mehr verblassen, je kraftloser der Staat sich zeigt. Die Hoffnungen, die man auf Preußen setzt, beruhen nicht auf seiner Bildung, nicht auf seiner Vielseitigkeit, nicht auf seiner Liberalität, sondern auf seiner Stärke. Freilich wird die Stärke auf Deutschland nur dann einwirken können, wenn sie zugleich Sympathien für sich erweckt; aber ohne diese Stärke sind die Sympathien nichts. Hätte man vor dem November dem liberalen Preußen die Kaiserwürde übertragen wollen (man denke an den Antrag des Abgeordneten Braun), so wäre ein allgemeines Gelächter entstanden. Im April 1849 erregte der Antrag zwar Unwillen, aber kein Gelächter. Wie sehr wir Ursache haben, über die weitern Schritte des Ministeriums Manteuffel bedenklich zu sein, was es im November 1848 vollbracht, war wirklich eine rettende That, für Deutschland wie für Preußen.

Wir nehmen keinen Anstand, im directesten Widerspruch gegen Heinrich von Gagern zu erklären, die Stärke Preußens liegt im specifischen Preußenthum. Aber freilich ist für uns das specifische Preußenthum nicht in der Partei Gerlach-Wagener zu suchen; es gibt vielmehr keine Partei, welche dem specifischen Preußenthum so entgegengesetzt wäre. Das specifische Preußenthum liegt in der Erinnerung an Friedrich den Großen, in dem daran sich knüpfenden Erobe- rungstrieb, in den Ideen der bürgerlichen Gleichheit, der religiösen Aufklärung, des rationalistischen Regiments; es liegt ferner in der protestantischen, antikatholischen Bildung. Von allen diesen will die Doctrin das Gegentheil, und darum hassen alle aufrichtigen Anhänger der Partei Friedrich den Großen und seine Schöpfungen und werden nur dann für ihn warm, wenn sie sich — an seinen Stock erinnern.

„Das specifische Preußenthum," sagt Heinrich von Gagern, „ist der hassenswertheste innere Feind der Einheit Deutschlands und in der That, in nichts ist auch Deutschland so einig, als in der gleichartig ausgeprägten Antipathie aller auch sonst sich gegenüberstehenden Parteien gegen dieses specifische Preußenthum." „Das specifische Preußenthum .... hat zwar den Ehrgeiz, Preußen weiter zu vergrößern, aber nur durch solche territoriale Alluvionen, die es glaubt durch den Verdauungsproceß sich assimiliren zu können .... Rheinland und Westphalen (?) sind ihm lästige preußische Besitzungen, weil sie jener Assimilirung widerstehen ..... und wie dieses specifische Preußenthum gleichgiltig ist gegen Deutschland, so ist es entschieden abgeneigt gegen Oestreich; eine Empfindung, welcher die Gegenseitigkeit natürlich Vorschub leistet .... Es betrachtet den zu verewigenden Dualismus, den alle andern deutschen Parteien als das Nationalunglück verwünschen, als den eigentlichsten Ausdruck der Gleichberechtigung mit Oestreich u. s. w."

Mit dieser Schilderung wird zwar zunächst die gerlachsche Partei gemeint; aber einmal entbehren mehre dieser Vorwürfe der Begründung, z. B. die Abneigung gegen Oestreich ist gewiß nicht das charakteristische Kennzeichen der neupreußischen Partei; sodann passen mehre von jenen Ideen nicht blos auf die Neupreußen: den Gedanken z. B., daß ein Staat nur diejenigen Elemente aufnehmen soll, die er, um das naturhistorische Bild beizubehalten, verdauen kann, adoptiren auch wir, auch wir halten es für ein Unglück, daß Preußen die Rheinprovinz erhielt und nicht etwa Hannover, und hier möchten wir an Gagern eine bestimmte Frage stellen. Gesetzt, im Jahr 1815 hätten es die Umstände dahin gebracht, daß Hannover, Oldenburg und Mecklenburg preußisch wurden, anstatt Rheinland, Westphalen u. s. w., ständen wir dann dem gemeinsamen Ziele näher oder ferner? — Diejenigen Männer, die damals die Geschicke der Völker entschieden, haben darüber grade so gedacht, wie wir. Sie wußten sehr wohl, warum sie den preußischen Staat so und nicht anders construirten. — Wir lassen diese Deduction, die sich jeder selbst ergänzen kann, bei Seite und wiederholen statt dessen unsre alte These: die Basis der Einheitsidee ist der Wunsch, einem souveränen, mächtigen und einheitlichen Staat anzugehören, und die Herstellung dieses Staats wird nur dadurch möglich, daß eine Kraft eintritt, auf die man sicher rechnen kann.

Noch einen Punkt müssen wir hervorheben: das Verhältniß zu Oestreich. Heinrich von Gagern setzt auseinander, daß durch die projectirte Reichsverfassung (Herstellung eines außeröstreichisch-deutschen Kaiserstaats mit Fortbestehen des allgemeinen Bundes) Oestreich nicht wäre geschwächt, sondern gekräftigt worden, denn sein eigentlicher Feind, das specifische Preußenthum wäre dadurch unterdrückt worden, und in der auswärtigen Politik des Staatenbundes hätte Oestreich das entscheidende Wort gesprochen, während bei dem Fortbestehen der bisherigen Verfassung das specifische Preußenthum immer mehr verstärkt und das preußische Interesse für Deutschland maßgebend werden muß. — Heinrich von Gagern ist eine zu offene, gerade und souveräne Natur, als daß wir nicht glauben sollten diese Ansichten, auf denen er noch heute beharrt, seien seine volle begründete Ueberzeugung. Aber die östreichischen Staatsmänner haben diese Ueberzeugung nicht getheilt, und wir vermögen es auch nicht. Daß in dem neu zu bildenden Bundesstaat das specifische Preußenthum nicht unterdrückt, daß er nicht in das Schlepptau der östreichischen Politik genommen werden sollte, dafür wäre schon gesorgt worden. — Aber der Gedanke eines Einverständnisses mit Oestreich ist ein fruchtbarer, ein nicht zu umgehender, und wir sind noch heute der Ansicht, daß es Mittel und Wege gibt, in Bezug auf eine Reform der Bundesverfassung ein Einverständniß zwischen Oestreich und Preußen herbeizuführen. — Wir haben unsern Raum bereits überschritten, wir verzichten daher auf eine weitere Ausführung und machen nur noch

auf die geistvolle und durchgreifende Kritik der blittersdorfschen Ideen aufmerksam.

Zum Schluß möchten wir die Frage stellen, ob der Widerspruch zwischen unsern Ansichten und denen eines Mannes, dessen Wort für uns Autorität sein sollte, nicht blos ein scheinbarer sein sollte. Geht es nicht mit dem specifischen Preußenthum wie mit jedem Nationalgefühl, welches in seinen Uebertreibungen lächerlich und verwerflich, in seinem Innern dennoch den Keim seiner Zukunft enthält? Ist das specifische Preußenthum wirklich dem deutschen Nationalgefühl feindselig? Man lese in Goethes Wahrheit und Dichtung, wie sein Vater, der wackere Reichstädter, wie er selbst von Preußen dachte. Männer wie Herrn von Ploto können wir noch immer gebrauchen; was schadet es, daß sie zugleich Junker sind? Die Schlacht bei Roßbach gehört doch zu unserm Nationalschatz, ja so seltsam es klingt, die Schlacht bei Leuthen gehört auch dazu. Was den specifischen Berliner betrifft, so denkt über ihn jeder nichtberlinische Preuße grade ebenso, wie der Sachse, der Schwabe u. s. w., und die gerlachsche Partei ist, wie wir gezeigt, nichts weniger als preußisch. — Im gegenwärtigen Augenblick an eine Bundesreform zu denken, wäre eine Thorheit, und der Zeitpunkt mag noch sehr fern liegen, wo überhaupt daran gedacht werden kann. Ebendarum ist es wichtig, uns während dieser Muße, wo die Entwürfe feiern, über unsre Vorstellungen zu verständigen. Die schwarzweiße Fahne hat stets zur Ehre Deutschlands geweht, und alle Achtung vor der burschenschaftlichen Tricolore, eine Geschichte hat sie noch nicht.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster, 1510.

Die ungeheure Bewegung, welche am Anfange des 16. Jahrhunderts in die Seele des deutschen Volks kam und durch die Thätigkeit der Reformatoren geregelt und beherrscht wurde, übt noch jetzt, nach vierthalb Jahrhunderten, einen unwiderstehlichen Zauber auf jeden aus, der diese Vergangenheit näher betrachtet. Niemals, so lange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rein, so großartig und so rührend offenbart, als in dem Kampfe gegen den gemüthlosen Despotismus, welchen die römische Kirche damals ausübte. Alle schönen Eigenschaften unsres Gemüthes und Charakters treten in dieser Zeit in Blüthe: Begeisterung, Hingebung, Opferfreudigkeit, ein tiefer sittlicher Zorn und die ernste Freude an systematischem, consequentem Denken. Es war das erste Mal, daß durch die Macht des Gedankens das Volk in allen seinen

Schichten aufgeregt, gehoben und zu gemeinsamem Wollen fortgerissen wurde. Jeder Einzelne nahm Theil an dem Streit; in der ärmsten Hütte wurden die Fragen nach der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden mit leidenschaftlicher Wärme durchgesprochen. Den Hirtenknaben trieb der Drang nach Wissen von seiner Herde, der reisende Händler focht am Herdfeuer der Nachtherberge für und gegen den Ablaß; in der ganzen Nation zuckte es wie ein elektrisches Feuer und Luthers Worte waren Donnerschläge, welche die Fortschritte des großen Wetters bezeichnen. Seine ungeheure Popularität, größer vielleicht, als sie jemals irgend ein Deutscher besessen hat, wird nur verständlich, wenn man beherzigt, daß dieselben Zweifel und innern Kämpfe, welche er selbst durchgemacht hat, zu derselben Zeit die Herzen von Hunderttausenden bewegten und zerrissen.

Wenn aber die ersten Jahrzehnte der jungen Reformation merkwürdige Einblicke in die Seele des deutschen Volkes gewähren, so sind die zwanzig Jahre vor Ausbruch der religiösen Bewegung nicht weniger interessant. Die schnelle Popularität der classischen Sprachen, der Eifer sie zu lernen, die mächtige Veränderung, welche diese neue Wissenschaft auf die religiösen Anschauungen ausübte, das alles jetzt noch zu erkennen, ist nicht ganz leicht. Solche Zustände und Stimmungen sind es vorzugsweise, welche durch Selbstbekenntnisse der Zeitgenossen verständlich werden. Bereits sind einige solche Aufzeichnungen in d. Bl. früher mitgetheilt worden; die, welche hier folgt, darf ein besonderes Interesse beanspruchen, denn der Mann, welcher sie niederschrieb, ist einer der untadligsten aus dem Kreise der Reformatoren. Friedrich Mecum, lateinisch Myconius, war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg. — Dort erlebte er, was weiter unten mit seinen Worten erzählt wird, und ging im Jahr 1510 als 19jähriger Jüngling in das Kloster. Als Prediger im Franciscanerorden wurde er einer der ersten, eifrigsten und treusten Anhänger der wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und starb im Jahr 1546. Zu Luther stand er in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern in seinem Verhältniß zu Luther war bis zu seinem Tode eine Poesie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnißvollsten Zeit seines Lebens, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund fortan zu jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umstand macht die

Person des Erzählers für uns interessant. Wie unähnlich der sanfte, fein organisirte Mann auch seinem trotzigen Freunde sein mag, in dem Jugendleben beider ist eine auffallende Aehnlichkeit. Und manches, was aus Luthers Jugend uns unbekannt geblieben ist, findet seine Erklärung in dem, was Myconius über seine eigne Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateinischen Schule, beide wurden durch den allgemeinen Drang nach Wissen in die damalige Gelehrtenlaufbahn hereingetrieben, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloster getrieben, beide wurden Pediger des Franciscanerordens, beide fanden im Kloster nicht den Frieden, welchen sie leidenschaftlich suchten, sondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Unsicherheit. Auch manche Zufälligkeiten im Leben beider stimmen zusammen. Für beide wurde der unverschämte Tetzel der Stein des Anstoßes und Aergernisses, der ihr Gemüth empörte und die ganze Richtung und Thätigkeit ihres spätern Lebens bestimmte; und beide starben in demselben Jahre, Myconius sieben Wochen nach Luther, nachdem er sechs Jahr vorher aus einer tödtlichen Krankheit durch einen Beschwörungsbrief Luthers zu neuem Leben erweckt war.*)

Friedrich Myconius hat außer Theologischem (er hat wenig drucken lassen) auch in deutscher Sprache eine Chronik seiner Zeit geschrieben, in welcher seine eigne Thätigkeit und die Zustände Gothas am ausführlichsten und interessantesten behandelt sind; außerdem hat er Einzelnes aus seinem Leben besonders erzählt, theils lateinisch, theils deutsch, wie es ihm unter die Feder kam. Am bekanntesten und öfter gedruckt ist der Traum, welchen er in der ersten Nacht nach seinem Eintritt ins Kloster hatte. Der Apostel Paulus, welcher darin als sein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luthers. Dieser lange Traum ist in lateinischer Sprache niedergeschrieben, so auch die Einleitung dazu, welche für uns lehrreicher ist, weil sie seine Stimmungen vor dem Eintritt ins Kloster mit schöner Einfachheit schildert. Von dieser Einleitung aber findet sich in einem Manuscript der G. Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153), unter andern, zum Theil ungedruckten Schriften des Myconius und seiner Zeitgenossen auch eine durch Myconius selbst verfertigte deutsche Uebersetzung. Nach dieser ist das Folgende eine sehr getreue, nur an wenigen Stellen verkürzte Uebertragung in unsre

*) Luther schreibt im Jahr 1541: „Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an Eurer Statt wollte lassen krank werden und mich heißen ablegen diese meine Hülle — deshalb bitte und ermahne ich Euch mit Ernst, daß Ihr sammt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er Euch länger am Leben erhalte, zu Dienst und Besserung seiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß — der Herr lasse michs ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaffs, daß Ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst, wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierinnen geschehen. Amen."

Redweise. Das Leben des Friedrich Myconius von K. F. Ledderhose (Hamburg und Gotha 1854) ist so brauchbar, als man von einem Buch verlangen kann, welches hauptsächlich zur Erbauung und ohne Benutzung der handschriftlichen Quellen geschrieben ist.

1510.

„Johannes Tetzel von Pirna in Meißen, ein Dominicanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes. Er verharrte mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und bethörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein andrer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthuung durch unsre Werke, von welcher Genugthuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich wenn wir dieselbigen ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papsts Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andern seine Predigten nachsagen, mit allen Geberden und Ausreden, nicht daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi 1510, dräute er, er wolle das rothe Kreuz niederlegen, und die Thür des Himmels zuschließen, und die Sonne auslöschen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein gering Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja es wäre nicht zu hoffen, daß, so lange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte seiner eignen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: es versäume ja niemand seine eigne Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papsts Briefe, so kannst du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menschen absolvirt und losgesprochen werden. Es wurden öffentlich an die Kirchthüren und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volk für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so theuer wie im Anfang verkaufen sollte, und am Ende des Briefs zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus dentur gratis, den Armen, Unvermögenden soll man die Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Commissarien dieses Ablaßkrams, aber führwahr es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geist, wiewol ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich that.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vater Unser und den christlichen Glauben, und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn (er sagte) wir hätten alles allein von Gott, gratis, umsonst und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgentien und römischem Ablaß sagte er, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zu Wege bringen. Aber die Priester oder Pfaffen wurden zornig und schellig, wenn man solches sagte. Dieweil ich denn in den Predigten täglich nichts Anderes hörte, denn das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben sollte, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern, als meines Vaters Unterricht. Aber das Einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn sie mit Geld erkauft würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwol die clausula am Ende von des Papstes Brief: Pauperibus gratis dentur propter Deum. —

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, daß ich zu den Commissarien ging und sie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat „aus Gnade für die Armen". Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfte der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geschähe. Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflocks Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war, und habe sie mit lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armen, nach dem Befehl in des Papstes Brief wollten gestatten, zu bitten um die Absolution von allen meinen Sünden, umsonst und um Gottes willen, etiam nullo casu reservato, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber sollten sie mir literas testimoniales des Papstes oder schriftlich Zeugniß geben. Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Comissar Tetzel. Sie zeigten ihn mein Begehr an, und baten auch für mich, daß er mir umsonst die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Berathschlagung kommen sie wieder und bringen diese Antwort: lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commissario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er

könne nicht, und wenn er gleich wollte, so wäre doch diese Concession eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papsts Brief stehe, daß die gewiß theilhaftig würden der reichmilden Indulgentien und Schätze der Kirche und der Verdienste Christi, qui ponigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfen, das ist, die da Geld gäben. Und das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateinische Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs neue gebeten und habe aus dem angeschlagenen Brief des Papstes bewiesen, daß der heilige Vater, der Papst, befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes Willen geben und sonderlich weil dabei geschrieben wäre: ad mandatum Domini papae proprium, d. i. auf des Herrn Papst eignen Befehl.

Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmüthigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von sich lassen, denn ich wäre ein sinnreicher und beredter Jüngling und werth, daß man auf mich etwas Sonderliches vor andern wendete. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort de manu auxiliatrice, von der helfenden Hand, die allein fähig wäre, zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe fest und sage, daß sie mir Armen Unrecht thäten, den beide, Gott und der Papst, nicht ausschließen wollten von der Gnade, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entsteht ein Streit, ich sollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich sollte nur einen Groschen geben; ich sagt, ich hab ihn nicht, ich bin arm. Zuletzt kam es darauf, ich sollte nur sechs Pfennige geben, da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und sprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß sie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erstlich man sollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief weggehen lassen, denn dies könne ein von andern angelegter Plan sein und möchte hernach ein böses Spiel daraus entstehen, dieweil in des Papstes Brief klar stünde, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die andern hörten, die Ablaßbriefe würden umsonst ausgegeben und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umsonst haben. Darum hätten sie nicht sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem sie ihren Rath gehalten haben, kommen sie wieder zu mir und gibt mir einer sechs Pfennige, daß ich sie dem Commissario geben sollte. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peters zu Rom, item ein Erwürger des Türken und würde noch theilhaftig der Gnade Christi und der Indulgentien. Aber da sagt ich frei aus Anregung des Geistes: wenn ich

Indulgentien und Ablaß für Geld kaufen wollte, so könnte ich wol ein Buch verkaufen und sie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte sie aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seele Seligkeit versäumt und verscherzt hätten wegen sechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papst wollten, daß meine Seele theilhaftig werden sollte der Vergebung aller meiner Sünden, umsonst, aus Gnade. Dies sagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen stünde. —

Endlich nach diesem Gespräch frugen mich die Priester, von wem ich daher geschickt sei und wer mich abgerichtet habe, solche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen die lautere klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen vermahnt oder angetrieben oder durch Rathgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein, ohne eines Menschen Rath, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden solche Bitte angestellt hätte und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur schamhaft und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfennige kaufte und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein. Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht hatte, sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden, wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwol traurig über diesen Handel, ich aber war zum Theil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Theil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte. —

Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Thränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Crucifix, das immer auf dem Tischchen in meiner Studirkammer lag und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den du mein Herr und Gott über mich ausgossest. Die Summa aber war diese: ich bat, daß du,

lieber Gott, wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchtest jetzt aus mir machen, was dir gefiele und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß du mein gnädiger Gott und Vater sein wolltest. —

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war und ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und deuchte mich, ich wäre dieses Lebens ganz satt. Eins nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mir gelehret hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte, denn das Wort, Leben und Licht der Menschen war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsterniß der menschlichen Satzungen und der ganz närrischen „guten Werke". Von Christo war es ganz stille, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausamer erschrecklicher Richter, welchen kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen versöhnen und gnädig machen konnten, doch so, daß er, Christus, den Menschen, der Buße thäte, für eine jede Todsünde sieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinstieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der höllischen Pein durch nichts unterschieden, als daß sie nicht sollte ewig währen. Mir aber brachte jetzt der heilige Geist die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig sein.

Und jetzt fing ich an und berathschlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die da sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgesondert von allem bösen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keusch, hielten Messen, sängen Psalmen, fasteten und beteten immer zu. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rath dem Präceptor an, dem Magister Andreas Staffelstein, als dem obersten Regenten der Schule, der rieth mir alsbald, ich sollte mich in das Franciscanerkloster begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er alsbald selbst mit mir hin zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter seinen Schülern, von dem er guter Zuversicht sei, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden.

Ich wollte aber mein Vornehmen auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, dieweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Sie aber lehrten mich aus dem Hieronymo: ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten und zu dem Kreuze Christi laufen.

Sie zogen auch den Spruch Christi an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tüchtig zum Reiche Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könnte nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte sterben wollen, als der Gnade Gottes und des ewigen Lebens entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloster kommen und das Jahr der Probirung anfangen, wie sie es im Kloster nennen d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Christi 1510, den 14. Juli um zwei Uhr Nachmittag, bin ich ins Kloster eingetreten, begleitet von meinem Präceptor und etlichen wenigen meiner Schulgesellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Theil die Ursache angezeigt hatte, warum ich mich in den geistlichen Stand begebe. Und so hab ich meine Begleiter ins Kloster gesegnet, welche alle mir mit Thränen Gottes Gnade und Segen wünschten. Und also ging ich ins Kloster. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr ist. Ich suchte nicht Müßiggang oder Versorgung des Bauchs, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, sondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finsterniß.

Die deutsche Tagespresse 1856.*)

Aus Süddeutschland.

Als vor etwa zwei Jahren die Bundesnormen zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse erschienen, da erklärten die beiden Großmächte des Bundes, dieselben nicht veröffentlichen zu wollen. Sie erkannten sie also nicht als maßgebend für sich an. Die Organe ihrer specifischen Politik leugneten auch nicht, daß es sich blos um verpflichtende Bestimmungen für die kleineren Bundesglieder handeln solle. Hervorgegangen in ihren Grundprincipien aus den politischen Zuständen des Jahres 1850, oder vielmehr aus der bureaukratischen Anschauung derselben, erschienen sie freilich als unmittelbare Producte des ersten heftigsten Kampfes gegen die Revolution, als directe Ergänzungen der „rettenden Thaten". Vergebens späht man in ihren Satzungen, ob diese auch von „Preßfachmännern" aufgestellt sind, nach der leisesten Berücksichtigung der unterdessen so veränderten Zeitumstände; noch weniger findet sich die so bedeutende innere Reform der Presse, welche diese durch sich selbst vollzog, in dem

*) Man vergleiche den Nachtrag der Redaction.

Maße gewürdigt, wie man es von fast vierjährigen Erörterungen über dies Thema wohl hätte erwarten können. Im Gegentheil. Der 1852 von preußischer Seite dem östreichisch-sächsisch-hessischen gegenübergestellte Entwurf hatte sich in allen principiellen Härten accommodirt und war in allen detaillirenden Bestimmungen überstimmt worden. Die zwei Jahre der bundestäglichen Verhandlung hatten aus beiden Principien heraus blos geschärft, zugespitzt und darin ihr Compromiß gefunden. So sah man mit diesen Normen die Strenge der bestehenden Preßgesetze nur cumulirt, die weiteste Befugniß des administrativen Ermessens als leitendes Princip hingestellt, die Existenz jedes periodischen Blattes an strengste Concessionsbedingungen geknüpft, den Einzelstaaten eventuell die Octroyirung der nach diesen Normen zu modificirenden Preß- und Strafgesetze aufgegeben, in zwei langen Artikeln (16 und 17) aber ein engmaschiges Netz der gefährlichsten Schlingen für jede Meinungsäußerung, ja selbst für Mittheilungen von Thatsachen geflochten und schließlich trotzdem noch jeder Regierung überlassen „nach Bedürfniß eingreifendere Bestimmungen zu treffen".

Im ersten Momente hatte es den Anschein, als würden alle Staaten, in denen eine Preßgesetzgebung vorhanden, nach dem östreichisch-preußischen Beispiel, diese für genügend erachten. Auch die inspirirten Organe führten damals mit Emphase aus, daß, wenn andere Staaten genöthigt werden sollten, ihre Specialgesetze den Bundesnormen zu accommodiren, während die Großmächte sich dessen weigerten, damit eine Ungleichheit der Souveränetätsrechte der einzelnen Bundesglieder hergestellt werde. Man machte geltend, daß die von den Bundesnormen geforderten Cautionen viele kleinere Länder journalistisch mundtodt machen, ihre Bevölkerung aber den Einflüssen der preußischen und östreichischen Preßorganisation vollkommen anheimgeben müßten. Ausschließlich Kurhessen, obgleich noch unter der Herrschaft des Belagerungszustandes, eilte hastig mit der Octroyirung der Bundesnormen. Dennoch folgten nach und nach auch Sachsen, Hannover, Hessendarmstadt, Nassau, Sachsen-Meiningen, Oldenburg, Reuß und Waldeck auf demselben Wege; im Jahr 1856 noch Würtemberg und Mecklenburg. Braunschweig, Bremen, Baden haben die Abänderungen ihrer Preßgesetze mit den legislatorischen Organen vereinbart. Andere Staaten haben die Bundesnormen blos zur öffentlichen Kenntniß gebracht, noch andere verhandeln noch über Preßgesetze, für die sie maßgebend sein sollen, mit ihren Landesvertretungen. Und bemerkenswerth genug sind die Entwürfe je neuer, desto härter, oft selbst noch über die Bundesnormen hinaus.

Die Weltereignisse seit dem Erlasse des Bundesbeschlusses bis jetzt waren zu gewaltig, als daß die Geschicke unserer Tagespresse zum Thema allgemeinerer Erörterung geworden wäre. Außerdem brachte es im Allgemeinen die

theoretische Stellung der meisten deutschen Staaten zur russisch-türkischen Frage mit sich, daß man den unabhängigen Blättern in Bezug auf das große Weltinteresse wenigstens bis zu einem gewissen Punkte verstattete, die öffentlichen Ueberzeugungen der weitaus größten Mehrzahl der deutschen Bevölkerung auszusprechen. Freilich geschah es trotzdem oft, daß eine Zeitung das momentan wohlgefällige Maß gnädigst nachgesehener Selbstständigkeit ihres Votums überschritt, so daß sie von administrativer Maßregelung getroffen wurde, obgleich sie einem gerichtlichen Verfahren nicht zu unterwerfen war. Allein solche Privatschicksale konnten von der Oeffentlichkeit nur selten nach dem ganzen Umfange ihrer symptomatischen Bedeutung empfunden und gewürdigt werden. An eine principielle Erörterung der rechtlichen Stellung der Presse in den deutschen Vaterländern war kaum ausnahmsweise zu denken. Tauchte sie hier oder da einmal auf, so ging sie am anders beschäftigten Publicum meistens eindrucklos vorüber. Und Dank den allenthalben so weit ausgedehnten Befugnissen der Polizei- und Administrativbehörden wagte selbst die „ausländische" deutsche Presse höchst selten sich der Zustände ihrer Collegen in irgend einem deutschen Staate anzunehmen, um sich dort nicht mißliebig zu machen, ihren Postdebit nicht zu gefährden u. s. w. Man registrirte nur trocken die Thatsachen. Aber auch der Eindruck dieser kurzen Notizen mußte sich abstumpfen, wenn z. B., wie im April v. J. in einem deutschen Bundesstaat, im ganzen Monat blos zwei Tage ohne eine Preßmaßregelung existirten, die dafür an andern Tagen durch drei und vier überreichlich ausgeglichen wurden.

Auch uns liegt hier eine principielle Erörterung dieser Zustände fern. Wenn wir eine Umschau auf dem Gebiete des Preßlebens versuchen, so macht dieselbe weder auf Vollständigkeit Anspruch, noch greift sie über den Beginn des laufenden Jahres zurück. Jene idealistische Zeit ist vorüber, wo der Publicist sich einbilden durfte, für die Herbeiführung besserer Zustände wenigstens etwas wirken zu können, wenn er — um ein recht gewöhnliches Wort zu brauchen — etwas riskirte. Darin liegt aber auch der zweite Grund, warum eine detaillirtere Darstellung der Maßregeln auf dem Gebiete der Presse unmöglich ist. Die davon betroffenen Organe verschweigen selbst gern den größten Theil der gegen sie angestrengten Mittel. Eine Darlegung derselben, wenn überhaupt möglich, würde nur die Mißgunst der Beaufsichtigungsorgane vermehren und die Rechtszustände dennoch nicht verbessern. Ja manche erfahren wol selbst nur durch Zufall die eine oder andere Maßregel, welche da oder dort gegen sie in Anwendung gebracht wurde. Von beiden haben grade die letzten Wochen verschiedene Beispiele mehr gelegentlich und zufällig als absichtlich in die Oeffentlichkeit treten lassen. Wer aber mit mehren Organen der Tagespresse verkehrt, weiß auch sehr wohl, daß damit nur sehr wenige von den hundert und aberhundert Thatsachen bekannt wurden, zu

denen jedes unabhängige Blatt aus seiner histoire intime neue Beiträge liefern könnte.

Wer der Presse fernsteht, sucht ihre höchste Noth und ihre ärgste Qual selten am rechten Punkte. Als die Preßgesetze noch neu waren, da schien freilich jene polizeiliche Machtvollkommenheit das Entsetzlichste, welche gegen mißliebige Blätter die Confiscation in ihren verschiedenen Graden und Formen (Confiscation der ganzen Auflage, der localen Auflage, der Postsendung, der in öffentlichen Localen aufliegenden Blätter) als Zuchtmittel und Todtmaßregelung anwendete, wenn auch mit der bestimmten Voraussicht, daß die polizeiliche Maßregel vom Gericht wieder aufgehoben werde oder daß sie nicht einmal zu einem gerichtlichen Verfahren führen könne. Z. B. ist in Baiern auf diese Weise eine Denuncirung der Tagespresse erreicht worden, deren Besprechung längere Zeit ein stehendes Thema der nichtbaierischen Zeitungen, auch mehrmals den Stoff zu parlamentarischen Conversationen lieferte. Und ihre statistischen Resultate sind erschreckend genug. Denn obgleich von 1850 bis 1854 1103 Preßstrafuntersuchungen anhängig gemacht wurden, so konnte doch in keinem einzigen dieser Fälle eine Anklage auf ein durch Mißbrauch der Presse begangenes Verbrechen gestellt werden, sondern nur gegen Vergehen. Von diesen 1103 durch vorläufige polizeiliche Beschlagnahme veranlaßten, von der Staatsanwaltschaft verfolgten und eingeleiteten Untersuchungen wurden aber schon von dem Stadtgerichte nicht weniger als 698 eingestellt. Bleiben 405 Fälle übrig. An die Appellationsgerichte zu weiterer Verweisung an die Schwurgerichte gebracht, wurden wieder 145 Preßuntersuchungen eingestellt, die in vier vollen Jahren nur 69 Preßvergehen den Assisen übergaben. Davon endeten mit Verurtheilung blos 14 Fälle (ferner 8 in contumaciam, also ohne Geschworne) mit Freisprechung dagegen 46. Dagegen wurde 197 mal jener Paragraph des Preßgesetzes in Anwendung gebracht, welcher gestattet, „auch dann, wenn eine Verurtheilung nicht erfolgt, oder eine Person, gegen welche eine Anklage gerichtet werden könne, nicht gegeben ist“ über eine Schrift Vernichtung oder Unterdrückung zu verhängen (54 mal durch die Appellationsgerichte, 133 mal durch die Stadtgerichte).

Sehr ähnliche Resultate würden sich auch in andern Staaten herausstellen, wenn die statistischen Nachweise dafür zu erlangen wären. Dennoch ist das polizeiliche Confiscationsverfahren, weil es doch stets der Berufung auf irgend einen Gesetzartikel bedarf, noch nicht das Drückendste. Noch weniger die strengste Anwendung der äußersten Härten der Preßgesetze. Denn diese liegen den Redactionen vor und können bei den seit 1850 herrschenden Zeitströmungen, welche ihre Verkörperung im Bundespreßgesetz fanden, niemals in milder Handhabung erwartet werden. Was aber das Drückendste und Entnervendste ist, davon erfährt gewöhnlich das Publicum nichts. Es sind die administrativen

und rein polizeilichen Einwirkungen, welche in fast außeramtlicher und vertraulicher Weise auf die Redactionen, Verleger, Eigenthümer der Journale geübt werden und sich ostensibel wol gar an ihre moralischen Eigenschaften (Patriotismus, conservativen Sinn ꝛc.) wenden, aber für die Nichtbeachtung solcher präventiven Rathschläge, Mahnungen, Wünsche und Warnungen die äußerste Mißliebigkeit mit allem polizeilichen Gefolge in nächste, administrative Peinlichkeit in weitere Perspective stellen d. h. die bürgerliche Existenz der verantwortlichen und concessionirten Personen, die materielle Existenz des fraglichen Blattes auf eine Weise bedrohen, wogegen eine wirksame Vertheidigung durch Gesetz und Recht kaum möglich ist. Weil aber das Publicum davon nichts erfährt, wundert es sich höchstens und nennt es wol einen Fehler der Redaction, einen Mangel an Gesinnung, Liebedienerei, Zaghaftigkeit oder gar Farbenwechsel, wenn ein Blatt über gewisse Fragen gänzlich schweigt, in andern die Vertretung gänzlich unpopulärer Richtungen unbekämpft läßt, über bestimmte Vorgänge blos Correspondenzen aus einer bekannten, aber keineswegs unbefangenen Quelle gibt, andre Mittheilungen grade in dem Momente abbricht, wo sie zu bemerkenswerthen Resultaten im öffentlichen Interesse führen könnten u. s. w. u. s. w. Dem Publicum fehlen nämlich die Illustrationen zu solchen Vorgängen. Denn relativ äußerst selten geschieht es, daß dieselben in parlamentarischen Verhandlungen oder sonstwie nachträglich geliefert werden. Dann aber hat das Blatt alle moralischen und materiellen Schäden, die aus seiner falschen Beurtheilung durch die öffentliche Meinung entstehen, oft Jahre lang tragen müssen, ist dadurch in seiner intellectuellen und geschäftigen Betriebskraft geschwächt, behält bei vielen Leuten trotz alledem und alledem einen Makel und wird sogar oft grade durch solche rechtfertigende Enthüllungen zu einer noch viel peinlicheren Selbstbeschränkung als vorher genöthigt. Denn auch jene Zeit, in welcher auf derartige Enthüllungen und Erörterungen der über jedes Gesetz hinausgreifenden Maßregelungen wenigstens eine Erholungsperiode unter milderer Administrativpraxis folgte — auch sie gehört der Vergangenheit an.

Sich darüber verwundern, daß solche Zustände der Presse grade seit der Herstellung der Preßgesetze eine immer weitere Verbreitung und Ausbildung erlangt haben, wäre nur ein Zeichen der Unkenntniß von den Gestaltungen der politischen Praxis in den letzten Jahren überhaupt. Seitdem bestimmte Dispositionsfonds für die Organisation und Administration des gouvernementalen Preßwesens in die Budgets aufgenommen sind, ist der Kampf gegen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Tagespresse überdies kein rein administrativer oder bureaukratischer mehr, sondern auch ein Kampf des Capitals und der journalistischen Concurrenz. Mit dem Capital kann der kleinern und pecuniär beschränkten Journalistik sehr leicht, unter Beihilfe der sonstigen administrativen Einwirkungen,

durch Zuführung wohlfeiler Nachrichten, durch Gratisbestellung resp. Octroyirung von Redacteuren, durch die an bestimmte Bedingungen geknüpfte Zuwendung oder Entziehung amtlicher Anzeigen, durch die Drohung mit Errichtung von äußerst billigen Concurrenzblättern u. dgl. m. eine ganz bestimmte politische Farbe und Richtung aufgezwungen werden. Wo aber die Preßgesetzgebung — und es ist fast überall so, durch das Bundespreßgesetz sogar als allgemeine Norm festgestellt — die Gestattung oder das Verbot einer auswärtigen Zeitung in einem Lande ganz ausschließlich dem administrativen Ermessen übergibt, da kann in ähnlicher Weise selbst auf große auswärtige Organe gewirkt werden. Dies besonders, wenn dieselben nicht wesentlich auf ihren Localabsatz, sondern auf der Verbreitung in dem fraglichen Staate basirt sind. Man bedeutet z. B. dem Redacteur oder Besitzer, daß seiner Zeitung der Debit werde entzogen werden, wenn er sich nicht verpflichte, die Mittheilungen dieses oder jenes Correspondenten einer Centralstelle aufzunehmen; man läßt ihn wissen, daß, wenn dieser oder jener Mitarbeiter am Blatte bleibe, dasselbe eine besonders strenge Beaufsichtigung erfahren werde u. s. w. Noch unmittelbarer lassen sich aber natürlich ähnliche Zuchtmittel gegen einheimische große Blätter besonders dort anwenden, wo die Gewerbsgesetze und die administrative Machtvollkommenheit in Bezug auf den Gewerbsbetrieb in die Preßgesetzgebung und das Zeitungsconcessionswesen hineingeflochten sind. Auch geht das Zusammenwirken der Administration mit der vom Capital betriebenen journalistischen Concurrenz mitunter noch weiter. Man gestattet z. B. den Federn und Blättern, welche ihre Inspirationen von einer Centralstelle erhalten, die Besprechung irgend einer wichtigen Frage (natürlich im gouvernementalen Sinne) und verbietet bald eine jede leiseste, darauf bezügliche Aeußerung jedem andern Organ. So ist es bekanntlich noch jüngsthin in Preußen in Bezug auf den Gesetzentwurf über die rheinische Städte- und Gemeindeordnung geschehen. Obgleich nun die Federn der Preßcentralstellen in keinem einzigen deutschen Tageblatt mit einer offnen amtlichen Signatur auftreten, obgleich ferner nur in einzelnen Staaten die dirigirenden Persönlichkeiten im Staatshandbuche als Beamte namentlich aufgeführt sind, so ist doch jede journalistische Polemik gegen das publicistische Gebahren dieser literarischen Agenten dadurch unmöglich gemacht, daß es als „Beleidigung öffentlicher Behörden“ oder als „Amtsehrenbeleidigung“ dem Preßgesetz verfällt. Jede directe Debatte zwischen der selbstständigen und der gouvernementalen Presse müßte also mit vollkommen ungleichen Waffen geführt werden und fällt daher außer in den allerhöchsten Nothfällen von selbst weg.

Trotz alledem wiederholen wir, die Häufung solcher Thatsachen, so beklagenswerth sie auch grade im conservativsten Interesse erscheinen muß, ist bei den heutigen Zeitströmungen etwas sehr Natürliches. Und eine Waffe dagegen

könnte nur in der consequenten parlamentarischen Behandlung dieser Zustände liegen. Sie tritt jedoch bekanntlich blos sehr ausnahmsweise ein. Offen gesagt, wie sie geführt wird, ist wenig praktischer Nutzen davon zu erwarten. Denn in der That muß es schmerzlich verwundern und aufs äußerste bestürzen, daß die Vertreter des Landes fast überall eine wunderbare Unkenntniß der intimeren Geschichte ihrer Landespresse bewähren. An ein, zwei Beispiele hängt sich eine tagelange Debatte, während hundert andre Beispiele, oftmals von viel höherer principieller Bedeutung gar nicht zur Erwähnung kommen. So bleibt den Vertheidigern der Polizei- und Administrativpraris stets die bequeme Ausrede, es handle sich blos um Uebergriffe des einen oder andern Beamten, nicht um ein durchgehendes Princip, die ganze parlamentarische Erregung sei nichts als tant de bruit pour une omelette. Die Presse darf und kann freilich nicht sprechen, während die unabhängigen Elemente der Ständeversammlungen so traurige Belege dafür geben, daß sie mit den journalistischen Organen ihrer Principien wirklich nur in sehr lockerem Verbande stehen. Etwas engere Beziehungen knüpfen sich freilich gewöhnlich während der parlamentarischen Session, werden aber dann mehr persönlicher Natur und lösen sich meistens sofort nach dem Landtagsschlusse. „Der Mohr hat seine Pflicht gethan, der Mohr kann gehen".

Was ist dann die natürliche Folge? Daß die unabhängige Presse in den Zwischenzeiten der Sessionen, welche sich überdies gewöhnlich durch vermehrte Strenge gegen die Zeitungen kennzeichnen, ihr Princip meistens eben nur theoretisch vertreten kann. Denn bis zu einem gewissen Punkte fehlt ihr die Zuführung des Materials von solchen Seiten her, die in die Intimitäten der dahin bezüglichen Thatsachen eingeweiht oder durch ihr parlamentarisches Mandat wenigstens auf genaue Beobachtung der Zustände gewiesen sind. Sie hat an selbstständigen thatsächlichen Mittheilungen kein Gegengewicht gegen die ihr octroyirten Darstellungen; seien dieselben direct octroyirt oder einzig aus den Originalmittheilungen der inspirirten und tendenziösen Federn erreichbar. Theoretische Erörterungen, und wenn es die besten sind, bringen jedoch auf die Länge durchaus nicht ins große Publicum, sobald ihnen die immer erneuerte Illustration durch Thatsachen fehlt. Es ist daher — mit wenigen Ausnahmen — eine illusorische Phrase, wenn man in Deutschland von politischen Parteiblättern redet. Nicht blos die polizeilichen und gesetzlichen Hemmnisse verhindern ihre Entwicklung, ja nicht einmal vorzugsweise; sondern weit mehr die Unbekümmertheit derjenigen Elemente um die Presse, welche zur gesetzlichen Vertretung bestimmter politischer Principien berufen sind. Journale, die sich von ihren politischen Freunden blos in den einzelnen Momenten und Fällen benutzt, unterstützt und beachtet sehen, wo man sie grade braucht, werden unter den heutigen Preßverhältnissen in den langen Intervallen, wäh-

rend welcher dies nicht geschieht, in ihrem Einstehen für bestimmte Principien ganz natürlich müd und lässig. Welchen ungeheuern Unterschied dagegen eine fortwährende, unablässige und zuverlässige Verbindung der Partei mit ihren Organen begründet, sehen wir an der ultramontanen und feudalen Presse. Sie ist in ihren Kreisen und zwar bis in die untersten Schichten hinab, das feste Banner, nach welchem sich alle Blicke richten. Sie allein vermag es auch in Bezug auf ihre specifischen Interessen dem so oft nur scheinbaren Besserwissen der aus bestimmten Centralpunkten commandirten Stimmen, und selbst der raschen Inspiration über bestimmte Vorgänge eine glückliche und erfolgreiche Concurrenz zu bieten. Man darf es gewiß nicht bedeutungslos nennen, daß selbst die kleineren Blätter dieser Richtungen dem Bundespreßgesetz nirgends erlegen sind.

Wie verheerend aber dasselbe zu wirken vermag, bezeugen neuestens wieder Würtemberg und Schwerin seit seiner Einführung — dort seit dem 1. Jan., hier seit dem 1. April. In Würtemberg mußte „der Beobachter" — ein Blatt von mehr demokratischer Färbung — sofort seinen specifischen Charakter aufgeben. Andere Blätter von ausgeprägter Tendenz mußten der Politik vollkommen entsagen. In dem kleinen Mecklenburg, wo schon vorher die freie Bewegung der Presse aufs äußerste beschränkt war (vgl. Grenzboten Nr. 16), erscheint infolge der neuen Preßverordnung die „Parchimsche Zeitung" nur dreimal wöchentlich, mußte die „Plauer Zeitung" ihr Abonnement erhöhen, das „Boitzenburg-Hagenower Wochenblatt" die Besprechung politischer und socialer Verhältnisse verlassen, das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" den sehr beliebten Redacteur wechseln u. s. w. In Summa blieb in beiden Staaten von den unabhängigen Organen mehr localen Charakters fast keines unversehrt in seinem bisherigen Verhältniß. — Grade in kleineren Staatsverhältnissen sind aber solche mehr locale Blätter von großer Wichtigkeit für die Förderung der allgemeinen Bildung. Selbst wenn man ihren positiven Nutzen nicht so hoch anschlagen möchte, als er vom praktischen Standpunkt anzuschlagen ist, erzeugt ihre Nichtexistenz auf negativem Wege bedeutende Uebelstände. Diejenigen Kreise, welchen solche Blätter die gewohnte Nahrung bieten, wenden sich äußerst langsam, meistens gar nicht zu größeren Blättern. Sie werden also der Kenntniß der heimischen und auswärtigen Zustände fast entfremdet. Vom bureaukratischen Standpunkt erkennt man freilich darin oft einen Vortheil. Aber man calculirt am grünen Tische falsch, wenn man glaubt, damit verliere sich auch wirklich das Interesse dafür. Die Rückführung des Publicums zu solcher idyllischer Bornirtheit ist heutzutage unmöglich. Das Interesse für weitere Verhältnisse bleibt, ohne daß dasjenige für die localen verschwindet. Natürlich können aber die übrigbleibenden großen Blätter den localen Interessen nur wenig Aufmerksamkeit schenken, während

die gouvernementalen Organe diese Interessen nur vom Administrativstandpunkt aus behandeln. Wer tritt nun an die Stelle? Die kleinen, gut unterstützten, wohlfeilen Organe der extremen hierarchischen und feudalen Bestrebungen, welche zwar meistens die Vorgänge und Ereignisse selbst ihren Lesern nicht vorführen, aber von ihrem specifischen Standpunkt aus raisonnirend berühren und jede Frage auf ihr specifisches Gebiet hinüberzuleiten wissen.

In der That ist es zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen die politische Tagespresse, so weit sie nicht „mächtigen Parteien" oder bestimmten Centralpunkten angehört, noch immer eine innere Entwicklungskraft besitzt. Das neue Jahr hat übrigens auch wirklich in Deutschland nur wenig neue politische Tageszeitungen entstehen, dagegen mehre eingehen lassen. Unter letzteren ist das bemerkenswertheste Beispiel das der „Neuen Oderzeitung" in Breslau. Sie war in Preußen das letzte Blatt von demokratischem Gepräge, mit Geist und nicht ohne Takt redigirt; und sie starb nach ihrem eignen Bekenntniß aus Mangel an Theilnahme ihrer Partei. Darin liegt unsres Erachtens wenigstens ein deutlicher Beweis, daß in der Presse das demokratische Element keine dringende Veranlassung zu besonders harter Beaufsichtigung und Maßregelung geben kann. Bereits erwähnt ist aber, daß auch gleichzeitig im deutschen Südwesten ein früher vielgenanntes demokratisches Blatt, der stuttgarter „Beobachter", sich nicht mehr kräftig genug fühlte, um als ausschließliches Organ des demokratischen Princips zu existiren. — Von neu erstandenen politischen Tagesblättern ist fast einzig eine „Nassauische Zeitung" (Wiesbaden) zu nennen, welche sich mit dem Programm gänzlicher Farblosigkeit einführte, bis jetzt auch nur locale Verbreitung gefunden hat und bereits nach dem ersten Lebensvierteljahr ihre Redaction wechselte. Der Sprache nach gehören nun allerdings zu den Neujahrskindern der deutschen Tagespresse auch ein „Nordischer Courier" (Altona) und „Altonaer Nachrichten", so wie eine „deutsche Zeitung" (Kopenhagen). Allein sie können hier nur bedingt mitzählen, da sie unter außerdeutschen Preßverhältnissen erscheinen und auch ihrem national-politischen Charakter nach schwerlich der deutschen Presse zugerechnet werden können. Letzteres gilt auch mehr oder minder von den beiden Zeitungen, welche mit dem zweiten Quartal begannen. Das eine „Le messager de Berlin", in französischer Sprache geschrieben, wird von der öffentlichen Meinung als Organ russischer Interessen und als Friedenskind des bekanntlich von Berlin nach Brüssel verwiesenen „Le Nord" betrachtet. Dies ist — obgleich das Blatt bis jetzt noch keinen specifischen Charakter zeigt — um so glaublicher, als überhaupt bekannt ist, daß man russischerseits den Friedensabschluß sofort benutzt hat, um an verschiedenen Orten Deutschlands die Einleitungen zur journalistischen Vertretung russischer Interessen zu treffen, und als andererseits „Le Nord" mit großen Anstrengungen für seine Verbreitung in Frankreich bemüht ist. — Ein ähnlicher Epigone eines unmöglich

gemachten Blattes scheint auch das „kölnische Journal" zu sein, welches an die Stelle der unterdrückten (ultramontanen) „deutschen Volkshalle" zu treten bestimmt ist. Grund dafür mag die Erkenntniß der Partei sein, daß jenes „Deutschland", welches man in Frankfurt sofort nach dem Untergange der Volkshalle etablirte, keinen günstigen Wurzelboden zu finden vermag.

Verhältnißmäßig zahlreicher sind die neu entstandenen politischen Wochen- und Sonntagsblätter. So erscheint, um den bairischen Preßzuständen auszuweichen, in Mannheim ein „Pfälzer Wochenblatt" mit der ausgesprochenen Tendenz, die Interessen der bairischen Rheinpfalz zu vertreten. Specifisch bairische Angelegenheiten, vom constitutionellen Standpunkt behandelt, füllen also größtentheils seine Spalten. Aber auch die weitern nationalen Interessen finden ihre kritische Vertretung aus diesem Gesichtspunkt. Und auch in Baiern selbst entstand mit Beginn des zweiten Quartals eine „politische Wochenschrift", redigirt von Dr. E. Faust, dem ehemaligen Redacteur des todtgemaßregelten „nürnberger Couriers". Noch liegt blos die Probenummer vor. Das Vorwort beruft sich auf die frühere Thätigkeit des Redacteurs und sagt über die Absicht der Wochenschrift: „Wir werden nicht jede Wahrheit sagen können, aber wir werden nur sagen, was wir für Wahrheit halten. Ein Neuigkeitsblatt soll die Wochenschrift nicht sein. Aber sie soll immer die Erscheinungen des letzten Zeitabschnittes im Zusammenhange fassen, möglichst als ein Ganzes darstellen und den tiefern Sinn derselben nach den Lehren der Geschichte prüfen. Sie soll das durch Wichtigkeit oder Interesse hervorragende Einzelne erörtern und seinem Verhältnisse zu dem Ganzen nachforschen." — Allerdings fehlt es in Süd- und Südwestdeutschland noch sehr an solchen politischen Blättern, welche sich die Erörterung einzelner Vorgänge und die Ausdeutung ihrer symptomischen oder pragmatischen Bedeutung im Gange der Zeitgeschichte zur Aufgabe setzen. Ob jedoch eine materielle Zukunft und ein weitergreifender Einfluß eines solchen Blattes zu erwarten steht, bleibt nach den verbreiteteren Neigungen des süddeutschen Publicums eine Zweifelsfrage. Denn selbst die gewohnten und weit verbreiteten Tageszeitungen dieser Gegenden haben es nach oft erneuten Versuchen immer wieder aufgeben müssen, den Leitartikel als integrirenden Bestandtheil jeder Nummer aufzunehmen. Er tritt überall blos bei besondern Veranlassungen hervor und ist meistens nicht sowol principiell erörternden, als factisch resümirenden Charakters. Die einzige Ausnahme bildet in dieser Beziehung die Augsb. „Allgem. Ztg." Allein abgesehen davon, daß sie viel weniger auf einem süddeutschen Verbreitungsrayon als auf einem östreichischen und außerdeutschen basirt, bedingen auch keineswegs politische und socialpolitische, sondern vielmehr allgemein culturhistorische Arbeiten ihren journalistischen Charakter.

Die erörternde Publicistik findet im Allgemeinen in Norddeutschland einen

empfänglicheren Boden. Man liest dort überhaupt mehr und stellt schon fast an jede größere Zeitung die Anforderung, daß sie in täglichen Leitartikeln ihre Anschauungen über die wichtigern Tagesfragen präcisirt. Die publicistischen Wochenblätter, welche nicht Neuigkeitsblätter sein können und diesen Charakter bei der weitern Ausbildung der modernen Verkehrsmittel natürlich immer mehr eingebüßt haben, haben daher hier meistens schon von vornherein ein geeigneteres Publicum. Vorwiegend gehörte dieses früher den gebildeteren Schichten an oder einer ausgeprägteren Partei. Seit mehren Jahren, und ganz namentlich seit dem Wiedererwachen jener unseligen Preßzustände, welche die Tageszeitungen zur Zahmheit, d. h. zu einem bloßen Andeuten, geheimnißvollen Winken und unklaren Redensarten über die Thatsachen genöthigt haben, ist jetzt das Bedürfniß nach solchen Organen immer allgemeiner geworden, welche nach Ablauf kurzer Zeitfristen die Tageszustände in allgemeinere Bilder zusammenfassen und ausdeuten. Es ist dieses Bedürfniß die ganz natürliche Reaction gegen jene Maßregelungen, wodurch die Tagesblätter zu lügenhaften Formen und dazu gezwungen sind, ihre Spalten publicistischen Dilettanten wieder zu öffnen — nachdem diese in den wenigen Jahren freierer Bewegung fast gänzlich aus der Tagespresse verschwunden waren. Diesem Bedürfniß suchen nun auf politischen, wie außerpolitischen Gebiete, nach dem Vorbilde Englands, vorzugsweise die sogenannten Sonntagsblätter zu entsprechen. Unter verschiedenen Titeln und auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens hat sich ihre Zahl in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, wozu als äußeres Förderungsmittel wol auch der Umstand trat, daß die meisten eigentlichen Zeitungen keine Sonntagsnummern ausgeben. In den katholischen und überhaupt streng kirchlichen Gegenden hatten aber schon längere Zeit religiös-politische Blätter die zeitungsfreien Sonntage für sich in Anspruch genommen. Es darf nun als eine unsers Erachtens günstige Signatur der Zeit betrachtet werden, daß grade von den excentrischen unter ihnen und grade in Baiern mehre zu erscheinen aufhörten. Besonders gilt dies von mehren ultramontanen Organen Frankens, gegen welche allerdings auch administrative Mittel in Anwendung gebracht wurden, denen sie aber, wie in näher stehenden Kreisen sattsam bekannt, keineswegs gewichen wären, wenn sie in sich eine selbstständige Existenzkraft gehabt hätten. Ohne daß diese administrativen Maßregeln etwa deshalb, weil sie sich gegen ultramontane Blätter wendeten, eine bessere Rechtfertigung als in andern Fällen hatten, schienen sie doch beinahe willkommen, um mit großem Geschrei über ihre ungesetzmäßigen Eingriffe einen Vorwand zum Aufhören der fraglichen Blätter abzugeben. Die Partei verhüllte damit das indirecte Eingeständniß von ihrem Mangel an Absatz. Daß dieser aber vorhanden ist, bezeugte dagegen auch die gleichzeitige Thatsache, daß der früher so einflußreiche „Katholische Hausfreund" (Regensburg), vom

vielgenannten Pfarrer Westermeier redigirt, ohne Sang und Klang verblich, obgleich gegen ihn kein administrativer Machtspruch ergangen war. Ebenso schien eine in Leipzig ausgegebene „Illustrirte Zeitung für das katholische Deutschland" durch mangelnden Anklang und Absatz zu ihrer Vereinfachung in „katholische Familienblätter" genöthigt worden zu sein. Und im deutschen Südwesten ist es ein offenkundiges Geheimniß, daß diejenigen ultramontanen Blätter, welche nicht zugleich und vorzugsweise politische Neuigkeitsblätter, nur durch große Opfer der Partei am Leben erhalten werden.

Es fragt sich nun freilich, ob ähnliche Organe einer freieren Richtung auf protestantischem Gebiete eine bessere Zukunft haben. Gewissermaßen mag hierher die mit Neujahr begründete „Feldkirche" (Leipzig) zu rechnen sein, welche, vom Pastor Würkert redigirt, die Absicht ausspricht, Unterhaltung, Belehrung und Erbauung aus der Natur zu schöpfen. Ihrem publicistischen Charakter nach gehört diese Wochenschrift also jenem eigenthümlichen Genre an, welches gewissermaßen aus zwei verschiedenen Zeitströmungen hervorgegangen ist. Einerseits aus der Liebe zum Naturstudium, andrerseits aus einem gewissen Pessimismus, welcher in der Naturanschauung eine Wiedererweckung seines verlorenen Glaubens an die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Zustände sucht. Diese Richtung ist nur eine indirect politische, man könnte sie eine humanistisch-publicistische nennen. Immerhin aber muß sie für die allgemeine Cultur und somit auch für die principielle Entwicklung politischer Anschauungen, wenn auch auf Umwegen, von großer Bedeutsamkeit werden können. Unmittelbarer an die Politik, wenn schon gleichfalls aus mehr rationalistisch-theologischen, als publicistischen Voraussetzungen, scheint nun die seit dem zweiten Jahresviertel vom bekannten Dr. Rupp begründete „Königsberger Sonntagspost für Religion, öffentliches Leben, Wissenschaft und Kunst" herantreten zu wollen. Ob sie die Möglichkeit eines Erstarkens gewinnen kann, hängt jedoch schwerlich blos von dem Anklange ab, den sie beim Publicum findet. Denn bereits auf ihr Programm hin wurde der Drucker protokollarisch darauf hingewiesen, daß die Zeitschrift werde häufig mit Beschlag belegt werden, er deshalb vor dem Drucke auf den Inhalt sorgsam achten möge. Und zu dieser Uebertragung einer Art von Censur an den Buchdrucker trat noch die Verwarnung an den Dr. Rupp, welcher das Blatt im Selbstverlag erscheinen läßt, dasselbe zu debitiren. Dagegen scheint ein in Berlin gleichzeitig von dem aus der Lindenbummlerzeit genugsam bekannten Erdemokraten Fried. Wilh. Aler. Held herausgegebenes „Sonntagsblatt" weit weniger Hindernissen begegnen zu sollen. Bis jetzt hat es sich im Wesentlichen mit der Erläuterung des Wechsels der „politischen Gesinnungen seines Herausgebers" beschäftigt — ein Thema, welches ihm auf die Länge schwerlich einen Ehrenplatz in der periodischen Literatur zu sichern vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag der Redaction. — Indem wir diese Bemerkungen eines einsichtsvollen und ehrlichen Patrioten aus Süddeutschland mittheilen, knüpfen wir daran eine Erwägung der Frage, wie weit sich die Regierungen der Presse bedienen sollen und dürfen. Die allgemeine Meinung spricht sich im Ganzen gegen alle officiösen Schriftsteller aus und es kann nicht geleugnet werden, daß vielfacher Mißbrauch damit getrieben wird; allein einerseits kann man es einer Regierung, die ein bestimmtes politisches Princip vertritt, nicht verargen, wenn sie die ihr nachtheiligen Einflüsse der oppositionellen Presse ihrerseits durch Benutzung derselben zu paralysiren sucht, andrerseits kann es der Presse und dem Publicum, für das sie arbeitet, nur von Wichtigkeit sein, wenn sie über Thatsachen oder auch nur über die subjective Auffassung derselben durch die Regierung authentische Mittheilung erhält; um so mehr, da die gewöhnlichen Correspondenten in der Regel schlecht unterrichtet sind. Zu allen Zeiten, lange bevor es eine selbstständige Presse gab, ist von geistvollen und unterrichteten Schriftstellern bei bestimmten Streitfragen das Interesse der Regierung vertreten worden und es ist kein Grund vorhanden, warum es nicht auch ferner so bleiben sollte. Nur muß man diese officiösen Mittheilungen in zwei Classen sondern. Die einen geben sich unbefangen als das, was sie sind, als inspirirt von Seiten einer bestimmten Regierung, die andern treten als unbefangene Stimmen aus dem Publicum auf. Was die ersten betrifft, so wird niemand ihre Berechtigung in Frage stellen und jede Zeitung, die nach einer gewissen Vollständigkeit in den Thatsachen strebt, wird sie benutzen, denn selbst wenn sie keine neuen Thatsachen enthalten, ist es doch von Interesse, zu erfahren, wie die Regierung eine bestimmte Thatsache aufgefaßt wissen will. Wie diese Mittheilungen stattfinden, ob in streng amtlicher Form, oder als lithographirte Correspondenz, ist am Ende gleichgiltig, wenn man nur die Quelle sofort herauserkennt. — Bedenklicher ist die zweite Art und der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes hat einige von den Uebelständen, die sich daraus ergeben, sehr treffend markirt. Aber wir nehmen keinen Anstand, es bestimmt auszusprechen, die Schuld davon fällt lediglich auf die Redactionen. Es wird der Regierung leicht fallen, ein Blatt zum Schweigen zu bringen, denn abgesehen von den materiellen Interessen, die durch die Androhung eines Verbots verletzt werden, kann ein Blatt noch immer glauben, nach andern Seiten hin Nutzen zu stiften, auch wenn ihm eine bestimmte Seite versagt wird. Allein es gibt keine Macht in der Welt, die eine Redaction zwingen könnte, etwas aufzunehmen, was gegen ihre Ueberzeugung ist.

Bei der allgemeinen Neigung für die bureaukratischen Formen ist namentlich in den beiden größern deutschen Staaten, in Oestreich und Preußen, das von den Regierungen inspirirte Bureau nach Art eines geschäftlichen Bureaus eingerichtet und der Dirigent desselben hat einen bestimmten Ressort, eine

bestimmte amtliche Stellung. Er kann in dieser Stellung, abgesehen davon, was er für die Verbreitung der Ansichten seiner Regierung thut, einen sehr segensreichen Einfluß ausüben, wenn er es nicht versäumt, auf der andern Seite seiner Regierung einen vollständigen und wahrheitsgetreuen Bericht über die Tendenzen der Presse und über die Behandlung derselben zu geben. Leider ist der Antrag des Abgeordneten Mathis, die Preßverhältnisse gesetzlich zu reguliren, für diese Session beseitigt worden, obgleich in der betreffenden Commission die Mehrzahl aus Anhängern einer Partei bestand, deren Organ, die Kreuzzeitung, sich warm für den Antrag ausgesprochen hatte. Der Wunsch nach einer gesetzlichen Regulirung muß also auch von unserer Seite vertagt werden, und wir versuchen es statt dessen auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, der auf dem vorhin erwähnten Wege gar wohl durch eine Vorstellung beseitigt werden könnte.

Sämmtliche Correspondenten, die zu der preußischen Regierung in einem directen oder indirecten Verhältniß stehen, kommen in der wiederholten Versicherung überein, daß die Tendenzen der Kreuzzeitungspartei von den Tendenzen der Regierung, wenigstens von einem bestimmten Punkte an, wesentlich abweichen. Wir sind derselben Ueberzeugung schon aus dem einfachen Grunde, weil mit den consequent ausgeführten Principien der Kreuzzeitung eine Regierung überhaupt unmöglich wäre. Allein von den untergeordneten Behörden, die mit den administrativen Maßregeln gegen die Presse betraut sind, gehen mehre weiter, als das Ministerium, sie stehen der Kreuzzeitungspartei näher. Wir selbst können darin eine Erfahrung anführen. An einem Ort, den wir schon mehrfach in dieser Beziehung berührt haben, wurde bei Gelegenheit einer Confiscation dem betreffenden Buchhändler eröffnet: es sei wol erlaubt, die Kreuzzeitung anzugreifen, aber es sei nicht erlaubt, die Kreuzzeitungspartei anzugreifen. Wir sind fest davon überzeugt, daß jedes Blatt über ähnliche Erfahrungen zu berichten haben würde. An eine Beschwerde ist hier nicht zu denken, denn das gesetzliche Verfahren ging seinen geordneten Gang, das Gericht gab das Blatt frei, und das Recht der vorläufigen Confiscation ist gesetzlich keinen Schranken unterworfen. Hier aber wäre nun der Punkt, wo von jener Centralstelle für Preßangelegenheiten, welche die Aufgabe hat, zwischen der öffentlichen Meinung und dem Regierungssystem eine Vermittelung anzubahnen, auch nach der andern Seite hin gewirkt würde, denn wie sollte das Publicum bei der häufigen Wiederkehr solcher Erfahrungen der Versicherung, die Kreuzzeitungspartei sei mit der Regierungspartei nicht identisch, Glauben schenken. — Wir heben diesen Punkt vorläufig hervor, indem wir uns vorbehalten, auf ähnliche Uebelstände gelegentlich hinzuweisen.

Ein preußischer Diplomat.

Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Dr. Sören Kierkegaard: Wider die dänische Staatskirche; mit einem Hinblick auf Preußen. Von R. Quehl, königl. preuß. Generalconsul für die dänische Monarchie xc. Mit drei Abbildungen und einer Karte. Berlin, Decker. —

„Weit entfernt," sagt Herr Ryno Quehl in der Vorrede S. 37, „sich für einen würdigen Repräsentanten seiner Nation auszugeben, erklärt der Verfasser dennoch ganz rückhaltlos xc." — Da Bescheidenheit auch für den Staatsmann eine Tugend ist, der man nicht entgegenarbeiten soll, so wollen wir diese Selbstkritik nicht bestreiten. — Der Verfasser hält sich in seiner amtlichen Stellung für vorzugsweise geeignet, zwischen den Dänen und Preußen ein Verständniß anzubahnen. So weit sich das darauf beschränkt, den blinden Nationalhaß zu bekämpfen, stimmen wir mit dieser Tendenz vollkommen überein. Auch wir haben mehre liebenswürdige Dänen kennen gelernt, und die Gerechtigkeit auch gegen einen Feind zwingt uns zuzugestehen, daß das dänische Volk im Kriege im Ganzen sich tüchtig und brav benommen hat. Gern wollen wir zugeben, daß in den politischen Einrichtungen Dänemarks vieles ist, was Preußen wol nachahmen könnte, und dazu rechnen wir mit dem Verfasser die religiöse Toleranz und einzelne demokratische Einrichtungen. Wenn dagegen gesagt wird, die dänische Frage sei praktisch gelöst worden, der preußische Staat hätte nicht das geringste Interesse, nach der Trennung Holsteins von Dänemark zu streben, und die dänische Regierung verdiene keinen Vorwurf, wenn sie in den Herzogthümern „in eindringlichster Weise auf Reformen hinarbeite, die sie im Interesse dieses Landes für nothwendig oder wünschenswerth hält;" so können wir dieser höhern Staatsweisheit nicht folgen. Man wird uns ferner erlassen, die Empfindungen zu schildern, welche die weitere Motivirung der dänischen Reformen in uns erregt. „Eine solche Masse von ritterschaftlichen Autoritäten, von Vermengungen zwischen Verwaltung und Justiz, von Usancen und Observanzen, ständischer Gliederung und Ausschließlichkeit: daß die Verehrer der Grundzüge der conservativen Politik nur nach Holstein zu reisen brauchten, um eine Verwirklichung ihres christlichen Staates zu sehen ..... daß bei aller Abneigung der Holsteiner, sich einer dänischen Reichsrathmajorität untergeordnet zu sehen, die Fortdauer solcher Zustände in den Wünschen der Mehrheit der holsteinischen Bevölkerung liegen sollte, darf bezweifelt werden." — Daß ein preußischer Generalconsul so etwas darf drucken lassen, ist viel. Freilich läßt er noch anderes drucken, was auch ziemlich auffällig ist, z. B. S. 333. „Wir haben sicherlich keine zu kleine Meinung von der Macht Preußens und keine zu große von derjenigen Oestreichs,

— aber das ist uns gewiß: ein Friedrich II. auf dem Kaiserthrone in den letzten Jahren, und unsere Feodalchristen wären Schlesien wie die Rheinprovinzen wieder los geworden, und hätten auf das alte und wahre Preußen die Verwirklichung ihrer alleinseligmachenden Theorien beschränken können." — Wir nehmen Act von dieser Erklärung der ehemaligen Centralstelle. — Der Haupttheil des Buchs, die Reise nach Bornholm, ist sehr lesbar und unterhaltend geschrieben. Kundige haben uns versichert, daß die Beschreibung ein sehr scharfes, richtig beobachtendes Auge verräth. Das Interessanteste waren uns aber die politischen Excurse. In der Einleitung rühmt sich der Verfasser, gleich nach dem Staatsstreich in mehren Broschüren, die damals viel Anstoß erregten, den Bonapartismus vertheidigt zu haben. — Aber wenn die Regierung des Kaiser Napoleon seit der Zeit sich nützlich gezeigt und viele Anhänger gewonnen hat, so reicht das noch nicht aus, um jenes Urtheil über ein historisches Factum nachträglich zu legitimiren. — Wichtiger ist die Besprechung des Streits zwischen Stahl und Bunsen. Herr Quehl nimmt nicht blos den letztern in Schutz, sondern er geht weiter. „Für Bunsen und seine Freunde bleibt keine Wahl: entweder sie fallen mit ihrer halben religiösen Freiheit der scharfen Dialektik Stahls ein wohlgefälliges Opfer, ohne aufrichtige und starke Sympathien der öffentlichen Meinung, oder sie stellen sich auf den Standpunkt der g a n z e n religiösen Freiheit, die von keiner Dialektik zersetzt und auf die Dauer einem christlichen Volk nicht vorenthalten werden kann." (S. 327.) Sehr bemerkenswerth ist die scharfe Sprache gegen Stahl. Der Verfasser zeigt, daß dieser nicht das Recht hat, nach subjectivem Ermessen zu bestimmen, wer ein Christ sei und wer nicht; um so weniger, da er die gesammten Gebildeten als ungläubig bezeichnet. Er zeigt, daß der weltliche Schutz, den die stahlsche Kirche beansprucht, noch bedenklicher ist, als die katholische Hierarchie; er zeigt, daß die confessionelle Herrschaft im Staat am Ende gar zu einer allgemeinen Einführung der irvingianischen Sekte führen würde. In Beziehung auf diese macht er folgende Bemerkung (S. 321.): „Was uns die ganze Sache nicht wenig bedenklich macht, das ist grade die politisch-religiöse Stellung angesehener Irvingianer in Preußen, das sind die polizeilichen Begünstigungen, deren sich diese Sekte dort zu erfreuen hat, obschon wir es, trotz der sonstigen Zuverlässigkeit der Personen, von denen wir diese Mittheilung haben, doch für nicht wahr zu halten vermögen, daß die Emissäre dieser Sekte ein Recht gehabt hätten, sich in Kopenhagen auf die besondere Begünstigung zu beziehen, deren sich die Sekte von höchst hervorragenden Personen im preußischen Kirchenregimente zu erfreuen hätte." Er macht Stahl darauf aufmerksam, daß er erst in reiferen Jahren von auswärts nach Preußen gekommen ist, und die Nation selbst wirklich kennen zu lernen nur eine sehr unvollkommene Gelegenheit gehabt hat. Er spricht sich entschieden für die religiöse

Selbstregierung der Gemeinden aus, wobei er die Gemeinden nicht, wie Stahl, mit den Geistlichen identificirt. Er erinnert daran, daß die Beaufsichtigung des Staats so weit ging, daß selbst vom berliner Polizeipräsidium das eingereichte Statut einer jüdischen Gemeinde censirt wurde. „Hier dürfen selbst der vollsten Zustimmung des Herrn Stahl zu begegnen alle diejenigen hoffen, die bei aller Hochachtung vor dem berliner Polizeipräsidium, bei der aufrichtigsten Bewunderung der polizeilichen Talente seiner Organe und der guten Eigenschaften ihres Chefs, diese Behörde zwar für sehr wohl geeignet halten, Reglements aller anderen Art (für die verschiedenartigsten nützlichen und unnützlichen Vereine, für Droschkenkutscher, Bordelle u. s. w.) zu erlassen, daß sie aber vielleicht eben wegen dieser Vielseitigkeit weder befugt, noch geschickt sei, die Statuten einer religiösen Gemeinde zu revidiren und endgiltig zu genehmigen." — Diese Bemerkung gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einem weitern Excurs. Er bespricht nämlich das bekannte Duell, welches vor einigen Wochen Berlin in eine Aufregung versetzte, wie sie seit den Zeiten von 1849 nicht wieder vorgekommen war. Das hitzige Fieber, welches damals die Berliner ergriff, machte jeden des Junkerthums verdächtig, der nicht fest davon überzeugt war, Herr v. Hinckeldey sei als ein Märtyrer der Freiheit gefallen. Wir haben schon damals unsere entgegenstehende Ansicht ausgesprochen, wir freuen uns, in dem vorliegenden Buch eine ähnliche und diesmal aus entschiedener Sachkenntniß hervorgehende Schilderung anzutreffen. Herr Quehl setzt auseinander, daß, wenn man die Gegner des Junkerthums unter einen Parteibegriff zusammenfaßt, der Gefallene in keiner Weise als der Träger dieser Partei betrachtet werden kann. „Welche Abweichung auch unter diesen Gegnern insonderheit in Bezug auf die Formenfrage Statt finden mag, ob die einen ehrliche Absolutisten, die anderen ehrliche Anhänger einer constitutionellen Verfassung sind, alle sind darüber einig: daß der König und das Gesetz in Preußen für alle Staatsangehörigen die höchste Autorität sein und bleiben sollen — daß die Bestimmungen der Verfassungsurkunde und einzelner Gesetze nicht durch mehr oder weniger kühne und glückliche Auslegungen im Interesse einer Partei benutzt werden dürfen — daß die religiöse Freiheit eine wesentliche Forderung der bürgerlichen ist — daß die persönlichen Rechte der Staatsbürger wie die Rechte der Communen einen starken Schutz gegen die Uebergriffe der Polizeigewalt behalten oder bekommen sollen. Nun fragen wir alle Welt, mit welchem Rechte Herr von Hinckeldey als Träger und Vorkämpfer solcher Principien bezeichnet werden kann?!! Daraus, daß das Gefühl des Widerwillens gegen polizeiliche Allgewalt überhaupt oder gegen die Art und Weise, wie der Verstorbene in seiner Stellung und seinem Einflusse sich behaupten sollte, ihm unter den Anhängern der Junkerpartei viele persönliche Gegner schuf — daraus, daß Herr von Hinckeldey seinen Unwillen über den

Widerstand, den er auf jener Seite fand, sehr häufig in der ihm eigenthümlichen kräftigen Weise Luft machte, — daraus, daß die Gutmüthigkeit dieses Mannes und sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl ihn auch bei andern Parteien das Gute anerkennen ließ, und daß seine Klugheit die politisch und moralisch verschiedenartigsten Personen und ihr Interesse für seine Zwecke zu benutzen verstand — aus dem allen ihn zu einem Träger eines großen politischen Principes zu machen, das könnte doch nur das Werk einer viel größeren Begriffsverwirrung sein." Er setzt ferner auseinander, daß der Verstorbene ebensowenig für einen hervorragenden Repräsentanten der alten regelrechten preußischen Bureaukratie angesehen werden kann, und fügt zum Schluß eine Bemerkung hinzu, der wir die allgemeinste Aufmerksamkeit wünschten, da man in unsrer Zeit so sehr geneigt ist, den Erfolg über die Grundsätze zu stellen. „Wir sind weit entfernt, die Vorzüglichkeit der Einrichtungen zu bestreiten, welche die Stadt Berlin dem organisatorischen Talente und einer nicht genug zu bewundernden Thätigkeit des Verstorbenen verdankt. Aber wahres und bleibendes Verdienst erwirbt man sich doch nur um eine Bürgerschaft, wenn man den Gemeinsinn, die Liebe zum Recht, den Sinn für Sparsamkeit ohne Engherzigkeit, die Genügsamkeit und die Bürgertugend in ihr fördert, und das kann wieder nur geschehen, wenn man eine ganz unbedingte Achtung vor den Rechten und Befugnissen ihrer Vertreter hat und jeden Druck von Oben und jedes andere nicht streng der Sache entsprechende Mittel vermeidet, um die städtischen Behörden und Vertreter zu Ausgaben und Einrichtungen zu nöthigen, die sie zu der Zeit und in der Form in ihrem Gewissen nicht gerechtfertigt finden konnten." — Diese und ähnliche treffende Bemerkungen erregen in uns den Wunsch und die Hoffnung, daß es Herrn Quehl vergönnt sein möge, durch sorgfältigere Studien, als er bisher gemacht, sich eine klare politische Stellung zu erwerben und seine zweifelhaften Ansprüche an den Dank Preußens durch solidere und bleibendere zu ergänzen. —

Correspondenzen.

Aus Frankfurt a. M., im Mai. — Obwol hier eine ganze Armee von Literaten vom Handwerk lebt, oder vielmehr weil dem so ist, gelangt aus diesem Mittelpunkt Deutschlands fast nichts von allem in die Oeffentlichkeit, wodurch er seine eigentliche Wichtigkeit hat. So pflegt man bisher in Deutschland kaum die Namen der verschiedenen Bundestagsgesandten zu kennen, vielweniger kümmert man sich um ihren persönlichen und politischen Charakter, ihren Lebenslauf, ihre Verdienste, ihre Geschäftserfahrung; als wäre der Bundestag von keiner Bedeutung für Deutschland, als wäre es für die einzelnen Bundesstaaten ganz gleichgiltig, durch wen sie an demselben vertreten würden.

Aber jeder, der hier nur nicht ganz so unwissend ist, wie die Zeitungscorrespondenten, die weder sehen können, noch sehen wollen, und auch gar nichts erfahren, als was sie verbreiten sollen, weiß doch sehr wohl, welche ernste Anstrengungen und Einwirkungen erfordert werden, wenn nicht, und zwar gegen den eignen Willen der Regierungen, ein Zustand am Bundestage wiederkehren soll, wie derjenige, über welchen einst der edle von Wangenheim die bekannten Enthüllungen gemacht hat. Wohin das zu Anfange der zwanziger Jahre führte, ist jetzt geschichtlich, und was die Folge war, ebenfalls. „Als," so heißt es im Leben des conservativen Friedrich Perthes, „im Sommer 1823 der würtembergsche Bundestagsgesandte von Wangenheim und der kurhessische von Lepel, wie schon früher Herr von Gagern, abberufen werden mußten, trat Haß gegen den Bundestag als allgemeine Stimmung hervor."

Glücklicherweise kann man von der nachmärzlichen Bundesversammlung noch nicht wie von der vormärzlichen sagen, daß sie Erwartungen erregt und getäuscht hätte, sie hat vielmehr den großen Vortheil, nur steigen zu können. Aber man hatte sich früher doch immer fälschlich eingeredet, daß ein Zustand am Bundestage wie der oben erwähnte, der bis zum Jahr 1848 immer im Zunehmen begriffen war, nur die Schuld der Regierungen, besonders Oestreichs und Preußens, wäre, als wenn der vormärzliche Demokratismus, dem der Verfall und Unwerth des Bundestages zu seinen Zwecken dienen sollte und daher am Herzen lag, nicht seinen guten Antheil an jener Schuld gehabt.

Es würde daher auch heute nichts verkehrter, nichts einem besonnenen Conservatismus entgegengesetzter sein, als die Bundesversammlung blos nach einzelnen Resultaten ihrer Thätigkeit, und zwar immer den ungünstigen, zu beurtheilen oder sie bei Gelegenheit derselben zu tadeln. Nur wenn man sie fortwährend der Aufmerksamkeit würdig hält, sie auch im Kleinen verfolgt, kann sie auf wohlthätige Weise die ihr zu ihrem Gedeihen unentbehrliche Einwirkung des verständig patriotischen Publicums erfahren. Zunächst sind die Personen der Bundestagsgesandten gewiß wichtig genug, um vom Publicum näher gekannt zu werden, wenn ich Ihnen daher demnächst eine aus genauer Kunde geschöpfte kurzgefaßte Lebensbeschreibung der einzelnen gegenwärtigen Herren Bundestagsgesandten schicke, so wird man sehen, daß sie, neben ein paar als solche anerkannten harmlosen Schöngeistern und Statisten, aus Männern bestehen, die in mehr als einer Beziehung Achtung verdienen, und denen es bei ihrer Stellung und moralischen Verantwortlichkeit gewiß nicht gleichgiltig ist, ob oder nicht man in der Presse von ihren Personen nähere Notiz nehme.

Um schon heute der beiden hervorragendsten Mitglieder der Bundesversammlung zu erwähnen, so ist Graf Rechberg an die Stelle des Herrn von Prokesch getreten, welcher letztere hier für geistreicher und gesprächiger galt, als man es in Deutschland liebt. Graf Rechberg dagegen gilt dafür, mit den deutschen Verhältnissen genau bekannt zu sein, und man glaubt, daß er sich die Förderung eines guten Verhältnisses Oestreichs zu dem übrigen Deutschland, darunter Preußen, ernstlich angelegen sein lassen werde. Des Herrn von Bismark persönlicher Charakter findet auch bei seinen politischen Gegnern Anerkennung.

Das Gegeneinanderhetzen in den Zeitungen, welches, zu bereits allgemeinem

Anstoß, durch allem Anschein nach förmlich organisirte Literatenbanden hier und von hier aus bisher betrieben wurde, geht natürlich immer nur von ungeschickten und taktlosen Werkzeugen aus, die sich so abhängig zu machen suchen wie nur möglich und immer weiter gehen, als gewünscht und gutgeheißen wird. Dem Vernehmen nach hat man aber jetzt gegenseitig das Unpassende hiervon ganz eingesehen und geht, auch im Interesse der mit gänzlicher Corruption bedrohten Presse, ernstlich damit um, solchem Unwesen ein Ende zu machen. Auf die Y. und Z. (ich wähle nur zwei der letzten Buchstaben des Alphabets) als die zwei sich gegenüberstehenden Leiter der Minen und Gegenminen in der Presse wird hier freilich auch schon längst zu öffentlich mit Fingern gewiesen, als daß ihre Bemühungen für beide Seiten jetzt noch andere als schädliche Wirkungen hervorbringen könnten.

Neue Romane. Drei Geschichten von Menschen und Thieren, von Karl von Holtei. 2 Bde. Leipzig, Hübner. — Dies Mal hat sich der gemüthliche Dichter ganz in die Welt der hoffmannschen Phantasiegebilde verloren, in welcher er doch nicht recht zu Hause ist. Es kommt uns jetzt ganz wunderlich vor, diese halbverrückten, halbgenialen Individuen zu betrachten, die ihre Originalität dadurch zeigen, daß sie einen Sparren haben. Wie kommt der Katzendichter, der Canarius und das Hundefräulein in die Mitte des 19. Jahrhunderts? In den Serapionsbrüdern hätten sie wol ihre Stelle gefunden, aber uns modernen Realisten ist das leichtsinnige Volk der Vagabunden, ja ist selbst der verkümmerte schlesische Theolog lieber, wie sie Holtei früher so frisch aus dem Leben gegriffen hat. —

Der rothe Bartel und der Courierzug. Zwei Novellen von W. Räger. Leipzig, Kollmann. — Der Verfasser hat, wie wir aus dem Umschlag sehen, schon mehre romantische Erzählungen gedichtet. Conflict der Standesvorurtheile mit der Neigung, ein menschenfreundlicher Millionär, der in der Maske eines Bettlers die Tugend belohnt und das Laster bestraft, ein intriganter Wilddieb, der von einem tugendhaften jungen Mädchen erschossen wird, Cupido, der lose Schalk, der mit seinem Pfeil ein Herzchen durchbohrt, ein verschmitzter Figaro, der einem liebeskranken Leutenant zu seiner Braut hilft ꝛc., das alles in einer vortrefflichen Mixtur, wie es nur der Romanleser wünschen kann. —

La belle aux yeux d'or par Mme. La comtesse Dash. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Ein solider Roman mit der nöthigen Spannung aus der Schreckenszeit der französischen Revolution, wo die verfolgten Edelleute bei Nacht und Nebel über Felsen schleichen, die gefährlichsten Schiffbrüche bestehen mußten, dann auf mehre Jahre verschwanden, um plötzlich wieder zu erscheinen; dazu kommt dann der Aberglaube der Bretagne an den magischen Blick, der den Sturm und die Brandung beherrscht, ein vermeintlicher Robert der Teufel, ein ritterliches Schloßfräulein, die Sehnsucht nach dem Kloster u. s. w., das alles ist recht hübsch erzählt. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Betrachtungen über die Malerei der Gegenwart.

Vor ungefähr zwei Jahren wohnte Cornelius in Rom im Palast Zuccheri auf Monte Pincio. Das kleine Zimmer im zweiten Stock, mit der Aussicht auf die Dächer, Kuppeln und Thürme Roms, in dem er seine Gäste zu empfangen pflegte, rief jedem, der seine Blicke an den Wänden umherschweifen ließ, den Anbruch einer neuen Morgenröthe für die deutsche Kunst ins Gedächtniß. Es war dasselbe Zimmer, das der preußische Generalconsul Bartholdy von den damals jungen und strebenden deutschen Künstlern Veit, Overbeck, Schadow und Cornelius mit Fresken aus der Geschichte Josephs hatte verzieren lassen. Dies in hohem Grade uneigennützige Unternehmen eines Privatmannes — Bartholdy bewohnte den Palast, den er mit dieser unvergänglichen Zierde schmückte, nur zur Miethe — hat nicht blos die jungen Künstler und die durch sie vertretene Richtung mächtig gefördert, es ist auch für die Wiederaufnahme der monumentalen Malerei äußerst folgenreich gewesen.

Als ich an einem Abende in dies Zimmer trat, fand ich einen jungen spanischen Maler bei Cornelius, der ihm eine kleine Zeichnung von sich vorgelegt hatte, eine Eva nach dem Sündenfall, von großer Feinheit und Lebendigkeit. Der alte Meister äußerte seinen lebhaften Beifall über die Leistung und ertheilte einige Rathschläge; es war immer eine Freude, ihn mit jungen Künstlern verkehren zu sehen, die von ihm Aufmunterung und Zurechtweisung wünschten; er wußte auch seinen Tadel in so liebenswürdige Form zu kleiden, daß er nicht verletzte, und hatte für jedes redliche Streben die freudigste, unumwundenste Anerkennung.

Als der Spanier sich entfernt hatte, sagte Cornelius, daß er mit Freude von ihm gehört habe, wie vielen Anklang seine Compositionen in Spanien gefunden hätten und wie verbreitet sie dort durch Kupferstiche seien, besonders die Entwürfe zum Campo Santo in Berlin. Der junge Mann hatte geäußert, daß die spanischen Künstler sich von der neufranzösischen Kunst mit ihrer Richtung auf Aeußerlichkeit, sinnliche Wirkung und Effect eher abgestoßen als angezogen fühlten, daß sie dagegen zwischen dem deutschen Geiste und ihrem eignen eine innere Verwandtschaft zu empfinden glaubten, und sich daher an den

Werken von Cornelius und den gleichstrebenden deutschen Künstlern heranzubilden suchten.

Ich mußte unwillkürlich an den gewaltigen Umschwung denken, den auch die Verhältnisse der Kunst in unserem Jahrhundert gewonnen haben. Nicht mehr wie sonst bleibt ein bedeutendes Werk in den engen Raum gebannt, in dem der Künstler sein Leben zubrachte oder in den ihn der Auftrag eines Bestellers rief, wo verhältnißmäßig wenige sich daran erfreuen konnten; nicht blos ein immer wachsender Strom von Reisenden flutet jährlich durch alle Länder, und mit jedem Jahr wächst die Zahl derer, welche das Schönste, was der menschliche Geist unter den verschiedensten Himmelsstrichen geschaffen, von Angesicht zu Angesicht sehen: auch die Werke der Kunst fangen an ihre Rundreisen durch Europa zu machen, wenn nicht im Original, so doch in zahllosen Nachahmungen und Vervielfältigungen. Die pariser Weltausstellung ist auch in dieser Beziehung ein epochemachendes Ereigniß gewesen, und sicherlich wird sie nicht vereinzelt bleiben.

Diese Europäisirung der Kunst kann natürlich nicht ohne Folgen bleiben und sie sind schon jetzt bei den Künstlern sowol und der Kunst selbst, als beim Publicum merkbar genug. Sie sind theils segensreicher, theils nachtheiliger Natur. Während der Maler in frühern Jahrhunderten gewöhnlich in der stillen Werkstatt im engern Anschluß an seinen Lehrer herangebildet, unbeirrt durch abweichende Auffassungsweisen die überkommene Richtung festhielt oder weiter entwickelte; während er sein Werk für ein Kloster, einen Palast, eine Kirche seiner Vaterstadt ausführte, lernt der Künstler in unsern Tagen schnell und leicht alle Stile und Manieren kennen, die irgendwo oder irgendeinmal im Schwunge gewesen sind und darf sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß seine Composition wo nicht an der Seine, so doch an der Themse, in Petersburg oder in Rom Freunde finden werde. Und wie lange wird es noch dauern, bis auch Amerika einen Theil des Forums ausmachen wird, das über Kunstwerke richtet! Der Künstler hat nun nicht mehr zu befürchten, daß der Unverstand eines kleinstädtischen Publicums, die Bornirtheit eines vornehmen Bestellers, der Brotneid künstlerischer Rivalen sich mit bleierner Schwere an sein Streben hängen werde. Das Bewußtsein, für die ganze gebildete Mitwelt zu malen, verleiht seiner Schöpfungskraft einen mächtigen Schwung, und für den mangelnden Beifall in seiner nächsten Umgebung kann ihn der Erfolg seines Werks in einem andern Lande entschädigen. Andrerseits aber führt auch das Bestreben, sich die Vorzüge widersprechender Richtungen anzueignen, der Wunsch nach möglichst vielen Seiten hin zu gefallen, auf Abwege, die nur für einen festen Charakter zu vermeiden sind; denn es gibt eine künstlerische Charakterfestigkeit und Moral ebensowol, wie eine wissenschaftliche und literarische. Im sechzehnten Jahrhundert begegnet man bei der großen Masse der Talente zweiten Ranges am

häufigsten einer einseitigen Tüchtigkeit, die auch wol ans Handwerksmäßige streift, während man heutzutage nicht selten auf eine noch weniger wohlthuende Zerfahrenheit und Haltlosigkeit stößt. Das Publicum des neunzehnten Jahrhunderts ist unendlich vielseitiger gebildet, als das aller frühern. Man darf behaupten, daß zu den Errungenschaften unsrer Zeit grade der historische Sinn gehört, die Fähigkeit, sich auf den Standpunkt andrer Zeiten und Nationalitäten zu versetzen, von ihm aus die Producte zu betrachten, die von dem Standpunkt der gegenwärtigen Bildung aus gesehen ungenießbar oder unverständlich bleiben würden. Erst unsre Zeit kennt eine Kunstgeschichte im wahren Sinne des Worts und in unsrer Zeit erst hat die lange begrabene Kunst des dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderts ihre Auferstehung gefeiert. Wir haben die kindlichen Werke jener gläubigen Zeit, über die unsre Großväter sich lustig machten, aus allen Rumpelkammern ans Licht gezogen und mit Triumph in unsre Museen geführt. Es war freilich manche Scharteke unter diesen bewunderten Werken und der Enthusiasmus für sie streifte oft genug ans Lächerliche, aber sein Kern war gesund und das ganze Streben ein durchaus berechtigtes und erfreuliches. Dank diesem Streben, können wir mit leichter Mühe jeder Erscheinung der Vergangenheit die Stelle anweisen, die ihr gebührt; können unterscheiden, was überall auf Rechnung des einzelnen Künstlers zu setzen ist, und für was seine Kunstperiode verantwortlich gemacht werden muß; wir betrachten jedes einzelne Werk nicht mehr außer dem Zusammenhange, in den es gehört, sondern als Glied einer langen Kette, durch solche Antecedentien vorbereitet und von solchen spätern Erscheinungen gefolgt, wir betrachten es als das Product einer gewissen Cultur, unter deren Einfluß es so und nicht anders geschaffen werden mußte. Von dieser Betrachtungsweise ließ sich noch das achtzehnte Jahrhundert wenig träumen. Aber wenn das jetzige Publicum so viel gebildeter ist, als alle frühern, so ist es auch so viel blasirter. Es hat unzählige Eindrücke aller Art empfangen, nach allen Richtungen hin das Beste kennen gelernt, immer stärkere Reizmittel sind angewandt worden, um auf seine erschlaffenden Nerven zu wirken; es gibt sich nicht mehr die Mühe, wie es früher geschah, sich liebevoll in den Geist des Künstlers zu versenken, sondern es will leicht angeregt, frappirt, gepackt und erschüttert werden. „Il faut être saisissant!“ das ist die Parole, die das heutige Publicum den Künstlern zuruft.

Indessen die Entwicklung der Kunst kann durch ephemere Strömungen der Zeit wol gehemmt oder verkümmert werden, aber nicht auf lange. Die nächste Generation hat vielleicht schon wieder einen andern Geschmack, auch ihr fehlt es nicht an Künstlern, die der Mode huldigen. Aber diese von der Mode inspirirten Productionen sind mit ihrem Aufhören vergessen und nur das Echte hat Bestand. Das Leben ist kurz, aber die Kunst ewig. Von den zahllosen

Werken, die der Speculation auf vorübergehende Richtungen der Gegenwart ihre Entstehung verdanken, wird schon die nächste Zukunft nichts mehr wissen, aber die wohlthätigen und fördernden Wirkungen, welche unsre Zustände auf die Entwicklung der Kunst gehabt haben, werden nicht verloren gehn und die Nachkommen werden das Begonnene weiter führen.

Es gibt auch jetzt, wie von jeher in Europa, nur zwei Kunstrichtungen, eine germanische und eine romanische. Die romanischen Nationen, welche die Kunst früher gehegt haben, die spanische und italienische, sind für sie so gut wie todt; sie haben zwar hin und wieder Künstler, und vielleicht vortreffliche, aber keine lebensfähige selbstständige Kunst. Ihren Platz nehmen die Franzosen und Belgier ein. Die germanische Kunst vertritt Deutschland so gut wie allein. Was in den skandinavischen Ländern und Dänemark geleistet wird, ist theils schülerhaft, theils auf deutschem Boden groß gezogen und mit deutschem Mark genährt. Der britischen Nation ist der Beruf zu allen Künsten, außer der einen, in der sie das Höchste geleistet hat, versagt geblieben. England hat eigentlich nur einen originellen Maler hervorgebracht, Hogarth; und dieser virtuose Darsteller der nackten häßlichen Wirklichkeit konnte vielleicht in keinem andern Lande sich so entwickeln, als in England.*) Die slawischen Nationen haben bis jetzt ihre Befähigung für die bildenden Künste noch nicht gezeigt. Vielleicht gelingt es dem Ministerium der Volksaufklärung, in Rußland die Welt auch mit einer französisch-russischen Kunst zu beschenken.

Die deutsche Kunst wurde wiedergeboren mit der Befreiung der Nation von der Fremdherrschaft. In den gewaltigen Anstrengungen, mit denen wir diese Ketten sprengten, rissen wir uns auch von dem Gängelbande los, an dem die große Nation unsern Geschmack geleitet, unsre Kunst in ihren Bahnen geführt hatte. Der nationale Sinn war erwacht und das geistige Leben der Nation trieb neue Sprossen. Die Blütezeit der Poesie nahte sich ihrem Ende, es begann eine Blütezeit der bildenden Kunst, wie sie Deutschland seit mehr als zweihundert Jahren nicht gehabt hatte.

Die beiden Hauptrichtungen der modernen deutschen Malerei sind von den beiden Hauptstädten ausgegangen, wo sie ihre Pflege gefunden hat, Düsseldorf und München; jene ist vorzugsweise norddeutsch und protestantisch; sie wendet sich ganz besonders an das Gemüth; diese süddeutsch und katholisch, sie hat vor allem durch eine durchgebildete Gestaltung ihrer Ideen zu wirken gestrebt. Bei dem entschieden sentimentalen Charakter der düsseldorfer Schule konnte sie in der Historienmalerei eigentlich niemals das Höchste leisten. Auch an den besten Vertretern dieser Richtung vermißt man den wahren Gestaltensinn, die lebendige Freude an der Fülle der Erscheinungen, das strenge und

*) Talente zweiten Ranges, wie Wilkie und auf anderm Gebiet Landseer u. a., kommen hier nicht in Betracht.

zugleich feine Gefühl für die Form und die Fähigkeit, sie mit voller Energie nachzuschaffen. Ihre Formenbildung hat etwas Dilettantisches, der Gestalt widerfährt nicht ihr volles Recht, es ist, als ob eine gewisse Aengstlichkeit in der Zeichnung und Farbengebung den Künstler überall hinderte, seiner Idee ihren ganzen und unverkümmerten Ausdruck zu geben. Ohne die uneingeschränkte Beherrschung der Form kann aber ein Historienmaler nie aus vollem Holz schneiden, es fehlt den Bildern immer etwas, das der gebildete Laie auch dann fühlt, wenn er sich nicht davon Rechenschaft zu geben weiß. An denselben Mängeln leidet in der Regel die Composition. Die Bewegungen sind gewöhnlich zu gezügelt, die Leidenschaften gemildert, kurz dem Ganzen ist die Blässe des Gedankens angekränkelt. Vor mehren Jahren machte ein früheres Bild von H. Vernet, „die sächsische Prinzessin Editha findet die Leiche ihres Verlobten Harald auf dem Schlachtfelde von Hastings", die Runde durch Deutschland; die Darstellung der Leidenschaft ging hier bis an die äußerste Grenze des Schönen. In einer sehr witzigen Beurtheilung der damaligen berliner Kunstausstellung gab E. Kossa eine Zeichnung, welche die Uebersetzung dieses Bildes ins Düsseldorfische vorstellte, es war eine Caricatur, aber es war doch Wahrheit darin. In der Wahl der Gegenstände wandte sich diese Schule mit Vorliebe dem deutschen Mittelalter zu; aber man schöpfte hier meistens nicht an den ursprünglichen Quellen, sondern empfing die Motive aus zweiter Hand und zwar in der Auffassung, wie sie durch Uhland und seine Nachahmer vor zwanzig und dreißig Jahren so unendlich verbreitet war. Diese bis zur Durchsichtigkeit verklärten Gestalten, tugendsame Ritter und züchtige Fräulein, trauernde Königspaare und minnigliche Sänger sagten der damaligen Richtung in hohem Grade zu. Sie waren sehr edel, gemüthvoll, manierlich und pathetisch; aber leider ganz abstract, ohne alle Individualität und folglich ohne jedes Leben. Wir können uns Glück wünschen, daß diese todtgebornen Geschöpfe nun hoffentlich für immer aus der Welt verschwunden sind; sie waren doch gar zu melancholisch. Die Düsseldorfer haben vielfach so gemalt, wie Uhland und das Heer seiner Nachtreter gedichtet hat; deshalb sind ihre Figuren so häufig ohne wahren Charakter und ohne rechtes Leben geblieben. Und wenn sie ihre Gegenstände noch so charakteristisch wählten, die Ausführung wurde doch immer charakterlos. Wenn sie die gigantischen Gestalten aus der Urzeit des Menschengeschlechtes, die Leidenschaften des Orients, den Flammenzorn des alten Testaments darstellen wollten, so geschah auch dies in derselben sanften elegischen Weise. Die trauernden Juden von Bendemann waren für einen jungen Künstler allerdings ein ganz respectables Bild, aber große Hoffnungen konnten sie bei Urtheilsfähigen nie erwecken. Wer diese wilde Leidenschaft, der nur Michel Angelo und Händel hätten gerecht werden können, so zahm darstellen konnte, dem stand keine große Zukunft bevor. Der Psalm, den sich der Maler

gewählt hatte, ruft Segen auf den herab, der die jungen Kinder der Feinde nehmen und an dem Stein zerschmettern wird, aber von dieser orientalischen Glut des Hasses ist keine Spur in dem Bilde, es sind nicht einmal Orientalen, die Bendemann gemalt hat, sondern es ist eine düsseldorfer Familie in orientalischem Costüm, die in sehr anständiger Haltung ein Unglück betrauert, das sie betroffen hat. Man begreift den Enthusiasmus, den dieses und ähnliche Bilder damals erweckten, nur, wenn man sich an die jahrhundertlange Pause erinnert, in der es eigentlich gar keine deutsche Malerei gegeben hatte; nach ihr gehörten diese Bilder zu den ersten Regungen der wiedererwachenden Kunst, wenigstens für Norddeutschland. Aber jetzt ist die Zeit der düsseldorfer und der von ihr abgeleiteten dresdner historischen Schule vorüber und das ist gut. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn man in einer Sammlung, wie die des Consul Wagner in Berlin umhergeht, die von den bedeutendsten Malern der Schule Bilder enthält, die kaum ein Menschenalter vor unsern Tagen gemalt und bewundert wurden. Und welches Publicum haben sie jetzt? All diese trauernden Königspaare, edeln Räuber, zur Kirche gehenden Jungfrauen, sentimentalen Tassos und Prinzessinnen, todten Heiligen, gemüthlichen Krieger — die jetzige Generation wirft ihnen kaum noch einen Blick zu. Die Männer, die dieser Richtung angehören, sind durchweg von dem edelsten Streben erfüllt gewesen und manche, vor allen Lessing, sind hochbegabte Naturen, die gewiß unter günstigern Umständen eine erfreulichere Entwicklung gehabt und vielleicht Unvergängliches geleistet hätten; aber ihre Begabung ist nicht zur vollen Ausbildung gelangt. So ist der Charakter der düsseldorfer Historienmalerei der eines gebildeten Dilettantismus geblieben; etwas Bleibendes hat sie nicht hervorgebracht.

Viel besser sind die Leistungen der Düsseldorfer im Genre gewesen. Sowol die technischen als die innern Eigenschaften, die ihnen für die höhere Gattung fehlten, können hier bis auf einen gewissen Grad entbehrt werden; und sie haben theils in ernster, theils humoristischer Auffassung des Lebens Vorzügliches geschaffen. Für die erstere Richtung dürfte der Norweger Tidemand als das bedeutendste Talent der Schule gelten, für die letztere ist es unbestritten Knauß. Tidemands einfache und wahre Darstellungen norwegischen Landlebens gehen ebensosehr zum Herzen, als sie vom Herzen kommen. Die Bilder von Knauß (wenigstens die frühern) sind zum Theil von einem wahrhaft unwiderstehlichen Humor und bei der feinsten, lebendigsten Charakteristik von Caricatur weit entfernt, es sind Productionen, denen man es ansieht, daß sie nicht gemacht, sondern frei aus einem Geiste entsprungen sind, der mit einer höchst glücklichen Auffassung für das Komische begabt ist. Wenn man ihren Werth vollkommen schätzen will, muß man sie neben hasencleverschen sehn, wo einige nicht zahlreiche, in der That komische Erfindungen in allen möglichen Variationen immer

aufs neue schablonenartig benutzt sind und in verschiedenen Scenen, in andern Costümen doch immer dieselben Gesichter und Motive wiederkehren, während bei Knauß sich eine solche Fülle von überschwenglich komischen, dabei stets wahren und charakteristischen Gestalten drängt, wie sie die Wirklichkeit nur dem Auge eines echten Humoristen bietet. Indeß Knauß ist ein ziemlich einzeln stehendes Talent (und auch er hat später das Gebiet des eigentlichen Humors verlassen), wogegen die gemüthliche Auffassung des Genre zahlreiche erfreuliche Erscheinungen hervorgebracht hat.

Bei weitem das Beste haben die Düsseldorfer in der Landschaft geleistet, hier ist die Schule in der That epochemachend gewesen und dies ist auch das Feld, wohin sie ihre ganze Richtung aufs entschiedenste hingewiesen hat. Hier war sie nicht durch ihre Mängel behindert und hier kam ihr ihre Auffassungsweise im hohen Grade zu Statten. Die Natur, die sie darstellte, war zunächst hauptsächlich die deutsche und oberitalienische, sodann die der Alpen und der norwegischen Gebirge, weit weniger die eigentliche südliche mit ihren glühenden Farben und scharf begrenzten charakteristischen Formen. Alle Erscheinungen in der mittel- und nordeuropäischen Landschaft, bei denen das Auge des Naturfreundes gern verweilt, sind wieder und wieder dargestellt worden; in der Mehrzahl sind diese Bilder erfreulich und zum nicht geringen Theil vortrefflich. Die norwegische Holzflößerhütte im Wassersturz, dies trauliche Dunkel der deutschen Eichenwälder, die grünen Alpenseen zwischen schroffen Felsen, die schwarzen Cypressengruppen, die neben weißen lombardischen Villen stehn; der Zauber des Mondlichts und die Glut des Abendroths auf Wasser, Wald und Gebirge — solche Bilder hat die düsseldorfer Schule in so großer Menge geliefert, daß es hier unmöglich wäre, auch nur das Vorzüglichste herauszuheben. Diese Productionen sind echt deutsch, hervorgegangen aus dem unwiderstehlichen Hange des deutschen Gemüths, sich in die Natur zu versenken, ihre Stimmungen zu erlauschen und in ihre Erscheinungen eine Verwandtschaft mit den Zuständen des eignen Innern zu träumen. Sie haben deshalb ihre volle Berechtigung und werden ihren Werth behalten. Nur gehören sie doch immer nicht der höchsten Gattung der bildenden Kunst an; deren größte Aufgabe der Gipfel der organischen Natur bleibt, der Mensch. Die Bildungen der Vegetation und der unorganischen Natur sind unendlich leichter darzustellen, als das Meisterstück der Schöpfung; und die großartigsten landschaftlichen Productionen wird es doch wol niemandem einfallen neben die größten historischen zu setzen, Ruysdael und Claude Lorrain neben Michel Angelo und Rafael. Die Elemente der landschaftlichen Darstellung braucht der Künstler nur aus der Natur zu entnehmen, zu ordnen und zu copiren; und wenn dies auch nicht ohne Gefühl und Geschmack geschehen darf, so ist es doch einer beschränktern Begabung und Bildung möglich, als sie die künstlerische Verklärung der menschlichen Erschei-

nungen fordert. Auch ein sehr untergeordnetes Talent kann bei vernünftiger Beschränkung auf ein kleines, ihm zusagendes Gebiet der Natur gute landschaftliche Bilder hervorbringen, wenn sie auch einander sehr ähnlich sein werden; während auch die geringste Darstellung aus dem Leben, der Geschichte, der idealen Welt neben einem tiefern Studium auch Erfindung verlangt, wenn sie nicht todt geboren sein soll. Es soll sogar Landschaftsmaler geben, die z. B. römische Campagnebilder mit Virtuosität malen, in denen Luft, Boden, Gemäuer und Gestrüpp unübertrefflich sind und sehr schön zusammenwirken; aber einen Baum können dieselben Maler nicht zu Stande bringen. Eine solche beschränkte Virtuosität ist nur in einer untergeordneten Kunstgattung möglich. Dem Landschaftsmaler kann Beobachtungsgabe, Takt und Geschmack nicht selten die Stelle von Geist und Erfindung vertreten; dem Historienmaler nie. Wenigstens ist dies jetzt der Fall, wo die künstlerische Auffassung und Darstellung der Natur nach allen Seiten hin durch musterhafte Vorbilder verbreitet ist. — Man kann heutzutage ebenso gute Bilder malen, wie Ruysdael und Claude Lorrain, ohne deshalb genial zu sein, wie sie es waren.

Die münchner Schule hat Bahnen eingeschlagen, die von denen der düsseldorfer weit abliegen und diese Pflege verschiedener Richtungen ist für die Gesammtentwicklung der Kunst in hohem Grade förderlich gewesen. Während die Düsseldorfer die Landschaftsmalerei mit so viel Vorliebe und Glück gefordert haben, tritt sie in der münchner Schule in den Hintergrund und ihr bedeutendster Landschafter, Rottmann, hat wenigstens einen ganz andern Weg verfolgt, als die Schirmer und Lessing, Gude und Achenbach; er hat dem eigentlichen Süden seine Gegenstände entnommen und seinen Landschaften einen historischen Charakter gegeben. Geht doch Cornelius in der Nichtachtung der Landschaft so weit, daß er ihr kaum einen Platz unter den wahren Kunstwerken einräumen will, wenn sie nicht einen historischen Inhalt hat!

Die münchner Schule hat ihre Richtung durch Cornelius empfangen, den größten Maler, den Deutschland überhaupt hervorgebracht hat und der wol den größten Malern aller Zeiten und Länder an die Seite gestellt werden darf. Die Tiefe seines Geistes, die Großartigkeit seiner Weltanschauung, die Fülle seiner Erfindung, die poetische Kraft seiner Gestaltung reihen ihn der kleinen Schar von welthistorischen Künstlern ein, die wie wie Phidias, Rafael und Michel Angelo der Menschheit angehören und auf die Cultur aller nachfolgenden Zeiten ihren Einfluß üben. Zugleich aber gehört er zu denen, die nicht blos wegen ihrer Größe, sondern auch wegen mancher Härte in ihrem Wesen nur von der Minderzahl der Mitlebenden verstanden und gewürdigt werden. Der Laie bedarf zum Verständniß des Kunstwerks der Totalität der Erscheinung, und diese wird in fast allen Bildern von Cornelius mindestens durch die Farbe verkümmert. Am reinsten wirken seine Cartons und unter diesen gehören die

Schöpfungen seines höchsten Alters, die Entwürfe für das Campo Santo zu dem Größten, was er überhaupt gemacht hat. Man weiß nicht, ob man es beklagen oder preisen soll, daß sie vom Schicksal bestimmt scheinen, unausgeführt zu bleiben. Ich sah in Rom seinen Entwurf zu dem Nischenbilde des projectirten berliner Doms: oben die himmlischen Heerscharen in Erwartung des jüngsten Gerichts, während der untere Raum von den betenden königlichen Familien ausgefüllt werden sollte. Noch keine Spur von Altersschwäche zeigt sich in dieser herrlichen Conception und vor allem ist die Gruppe der Engel, die den Befehl erwarten, in die Posaunen zu stoßen, von einer überwältigenden Schönheit.

Bei Cornelius' Schülern und Nachfolgern hat der Anschluß an die von ihm geschaffenen Vorbilder nicht immer zu erfreulichen Resultaten geführt. Seine Formen waren leichter nachzuahmen, als sein Geist, und leider sind auch seine Fehler mit größrer Vorliebe beibehalten worden, als zu wünschen wäre. Seine Formbildung ist in den Händen seiner Schüler vielfach zum Schematismus ausgeartet, seine Ideale sind oft zu wesenlosen Schattengestalten, seine Charakteristik zur Manier, seine Strenge zur Eckigkeit und Unbeholfenheit geworden. Viel Unheil hat auch seine Neigung zur Allegorie gestiftet, die in der bildenden Kunst allerhöchstens geduldet werden, aber nie einen breiten Raum in Anspruch nehmen darf. Glücklicherweise sind die allegorischen Beziehungen, welche die Cornelianer mitunter in ihre Bilder legen, oft so fein und versteckt, daß man sie gar nicht ahnt und folglich in Unwissenheit darüber bleibt, welche Absurdität der Maler eigentlich beabsichtigt hat. Wenn nun diese Mängel die schwächern Leistungen der Münchner ungenießbar machen (namentlich dem großen Publicum, für dessen Geschmack sie gar nichts bieten), so werden sie natürlich in den bedeutendern Werken von dem innern Gehalt überwogen oder doch compensirt. Ein ganz selbstständiger Geist ist Bonaventura Genelli. Man kann seine seltene Begabung nicht verkennen, und doch ist es nicht blos, wie seine Verehrer behaupten, die Ungunst der Verhältnisse und seine Unfähigkeit zu malen, die ihn der großen Majorität der kunstliebenden Mitwelt hat fremd bleiben lassen, es ist vielmehr der Mangel an ästhetischer Durchbildung, der sich in allen seinen Productionen fühlbar macht. Es ist ein Ringen von entgegengesetzten Principien darin, das er nicht zum Abschluß zu bringen vermocht hat; denn auf der einen Seite neigt er sich der Antike, auf der andern der Richtung Michel Angelos zu. Außerdem sind seine Gegenstände mitunter gradezu absurd, z. B. einiges in dem Leben der Hexe.

Cornelius größter Schüler ist Kaulbach. Während die andern sich in den von dem Meister vorgezeichneten Bahnen bewegen, ist er allein darüber hinausgegangen und wandelt seine eignen Wege. Er war wie keiner unter den Lebenden berufen, das von Cornelius Begonnene weiter zu führen, und wo Cornelius

durch die Schranken seiner Begabung gehindert war, das Höchste zu leisten, seine Anfänge mit sicherer Hand der Vollendung entgegenzubringen. Ihn hatte die Natur verschwenderisch auch mit solchen Gaben ausgestattet, die sie seinem Lehrer versagte. Während Cornelius so schwer und langsam arbeitet wie Beethoven, vermag Kaulbach seine Ideen mit spielender Leichtigkeit hinzuwerfen. Die Härten der Formbildung, die Cornelius nicht los werden kann, hat er schon früh überwunden und eine reine edle Schönheit der Darstellung erreicht. Er hat eine unendlich größere Beherrschung der technischen Mittel, als Cornelius, und dies ist in der Kunst eine keineswegs so gering zu achtende Eigenschaft, als diejenigen uns möchten glauben machen, die sie nicht besitzen. Endlich ist er unendlich vielseitiger, als Cornelius, der nur dem Adler gleich in den höchsten Regionen der Einbildungskraft heimisch ist; der nur darstellt, was Dante, Homer, die Dichter der Nibelungen, die Propheten des alten und neuen Testaments gesungen haben, zu den engen Dimensionen und dem Gestaltengewimmel des Alltagslebens sich niemals aber herablassen kann. Kaulbachs Darstellungsvermögen scheint auf allen Gebieten der Phantasie und der Wirklichkeit gleich groß und unerschöpflich zu sein. Vor allem aber hat er einen glänzenden, sprudelnden, überreichen Witz, wie ihn vielleicht nie ein Künstler besessen, eine Eigenschaft, die ihm selbst seine ungerechten Beurtheiler zugestehen müssen.

Aber trotzdem, daß Kaulbach so überschwenglich reich begabt ist, ist seine Production im Ganzen betrachtet doch kein Fortschritt im Vergleich zu der seines Lehrers. Es ist schmerzlich zu sehn, daß ein so seltener Geist, wie ihn nicht jedes Jahrhundert hervorbringt, seine Kraft nicht zum Höchsten und Besten verwendet, das er allein zu vollbringen vermöchte. Die augenblicklichen Erfolge, die er mit unerhörter Leichtigkeit erreichen konnte, scheinen für Kaulbach so verführerisch gewesen zu sein, daß er von der einzigen Norm, der die Seele eines Künstlers treu bleiben soll, wie die Nadel dem Pol, abgewichen ist. Für den Künstler soll es keine Götter geben, außer der Kunst; läßt er sich verleiten, den falschen Götzen des Effects, der Tendenz und wie sie sonst heißen mögen, zu opfern, so ist er abtrünnig. Cornelius hat während seines langen Lebens die Bahn, die den Künstler allein ans Ziel führt, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit verfolgt; wobei es freilich wahr ist, daß ihn die geringere Vielseitigkeit seiner Begabung auch nicht so sehr der Versuchung aussetzte. Kaulbachs künstlerischer Charakter dagegen ist nicht so rein und makellos geblieben, und wenn die Mitwelt sich auch hierüber nicht klar wird, so wird die Nachwelt, wie wir fürchten, ein unnachsichtigeres Urtheil fällen.

Kaulbachs erstes großes Werk, die Hunnenschlacht (jetzt auch, und wie ich höre mit vortrefflicher Wirkung, im neuen Museum zu Berlin in Farben ausgeführt), ließ einen Fortschritt gegen Cornelius erwarten; aber es war auch

das letzte, das einen ganz reinen Eindruck machte. Es hob den bis dahin mit der Ungunst der Verhältnisse ringenden Künstler mit einem Male auf die Stelle, die ihm gebührte; und Graf Raczynski, der es bestellte, hat sich dadurch ein Verdienst erworben, das vieles, was er in seinen drei Quartanten über die neuere Malerei gegen die Vernunft, den Geschmack und die deutsche Sprache verbrochen hat, gut macht. Aber in den zahlreichen großen Compositionen, die der Hunnenschlacht gefolgt sind, hat der Künstler, wie es scheint in dem Bewußtsein des für immer gesicherten Ruhms und wohl wissend, wie man der Menge imponirt, nicht mehr die reine Schönheit, sondern vielfach den Effect erstrebt. Mit einer gewissen Frivolität hat er sich seinem mächtigen Schöpfungsdrange überlassen, hat aus der Fülle der ihm zuströmenden Ideen ohne viel Sichtung und Prüfung gegriffen, und sich nicht die Zeit genommen, sie so durchzubilden, wie er es vermocht haben würde. Daher eine Ueberfülle von Motiven statt Reichthums, ein Mangel an individuellem Leben in einzelnen Figuren, und theatralisches Pathos statt wahrer innerer Empfindung. Dabei ist keines von diesen Bildern ohne Schönheiten ersten Ranges, und um so schmerzlicher empfindet der Betrachter, daß Kaulbach das zu erreichen verschmäht, was er erreichen könnte. Am reinsten wirken die einzelnen Figuren, wie die Sage, die Wissenschaft, die Kirche: höhere Wesen, aus einer andern Welt herabgezaubert, und doch uns so verwandt und verständlich. Auch seine satirischen Compositionen gewähren einen ganz reinen Genuß; weil sie ebensosehr im höchsten Sinne komisch als künstlerisch vollendet sind. Die Vielseitigkeit eines Geistes, aus dem sowol die Hunnenschlacht und so viele andere Compositionen im größten Stil, als auch der Reinecke Fuchs und die arabeskenhafte Darstellung der Weltgeschichte in Kinderfiguren hervorgegangen sind, ist wol in der Geschichte der Kunst ohne Beispiel. Die neuesten Compositionen zum Shakespeare bestätigen leider auch, daß der Künstler von seiner Leichtigkeit im Produciren einen Gebrauch macht, den niemand gutheißen kann, der an jedes Kunstwerk die höchsten und unveränderlichen Forderungen stellt.

Die sehr zahlreichen, zum Theil vortrefflichen Künstler, die in ganz Deutschland theils den geschilderten Richtungen sich anschließen, zum Theil ihrer eignen Individualität folgen, zum Theil die Vorzüge der französisch-belgischen Kunst mit denen der vaterländischen zu vereinigen streben, sie können in diesen flüchtigen Betrachtungen, die nur die Spitzen unsrer Kunstzustände streifen sollen, keine Erwähnung finden. Dagegen müssen einige Erscheinungen berücksichtigt werden, die zum Theil unerfreulicher Natur sind, aber integrirende und charakteristische Elemente der Gesammtproduction unsrer Periode bilden.

Zunächst der Nazarenismus. Er ist hervorgegangen aus der Reaction der christlichen Confessionen gegen den Deismus des vorigen Jahrhunderts, er hat in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eine wesentliche katholische Färbung

gehabt, in den letzten sich auch der protestantischen Kunst mitgetheilt. Wir halten diese Richtung, welche die Kunst der Religion dienstbar machen will, für eine der beklagenswerthesten Verirrungen unsrer Zeit. Es ist lächerlich, sich dabei auf die Fiesole und Francia zu berufen, deren höchste Schöpfungen freilich aus einer innigen christlichen Frömmigkeit entsprungen sind, und ohne sie nicht hätten entstehen können. In jener Zeit machte aber die Religion den Hauptinhalt des geistigen Lebens aus, wo nicht den ausschließlichen, darum konnte die Kunst in ihr aufgehen; in unsrer Zeit ist es nicht mehr so, und der Künstler, der die Kunst in eine unnatürlich gewordene Sklaverei zwängt, wird mit seinen Werken nur seine kleine stille Gemeinde erbauen, der ungeheuren Mehrheit der Mitwelt aber fremd bleiben. Er mag sich noch so viele Mühe geben, sich in den Glauben und die Empfindungsweise des vierzehnten Jahrhunderts zurückzuschrauben; er hört doch nie auf ein Sohn des neunzehnten zu sein, und die Erreichung des vorgesteckten Ziels ist eine baare Unmöglichkeit, die Bilder von Fiesole, mit ihren handgreiflichen Mängeln, reißen auch ein ungläubiges Gemüth durch ihre unwiderstehlich überzeugende Kraft hin; die so unendlich vollendeteren Bilder Overbecks z. B. können wol interessiren und selbst mit Bewunderung erfüllen, aber die von dem Künstler beabsichtigte Wirkung, eine christliche Andacht zu erwecken, thun sie nur bei denen, denen überhaupt der heilige Gegenstand, nicht die Darstellung die Hauptsache ist. Um diese zu erbauen, dazu bedarf es nicht der overbeckschen Silberstiftzüge, dazu reicht jedes Heiligenbild aus. Eine specifisch christliche Kunst hat ihre Berechtigung in einem specifisch christlichen Zeitalter, die Kunst aber, die für alle Zeiten und alle Länder bildend und fördernd sein soll, muß allgemein menschlich sein. Das sind die besten rafaelischen Madonnen im höchsten Sinne des Worts, vor allen die florentinische della sedia, die nie aufhören wird empfängliche Herzen zu erheben und zu rühren, so lange das ewig Weibliche Menschen hinanziehen wird. Den katholischen und protestantischen Nazarenern ist dies und ähnliche Bilder allerdings zu weltlich. Der Künstler, den sein Naturell zu einer menschlichen Behandlung heiliger Gegenstände befähigt, an dessen Bilde werden diese Pharisäer der Kunst auch heute mit fromm verdrehten Augen vorübergehen, aber jeder, der ein offnes Herz für das wahrhaft Schöne hat, wird sich daran erbauen. Solche Bilder, die im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so häufig gemalt wurden, sieht man jetzt freilich selten genug. Ich erinnere mich nur einiger in diesem Sinn behandelter heiliger Scenen von Maes in Kirchen von Gent, die durch ihre anspruchslose Einfachheit doppelt rührend und anziehend waren, besonders einer Madonna mit dem schlafenden Kinde im Schoß, die den kleinen heiligen Johannes abwehrt, der mit einer Traube jauchzend herbeieilt; ich glaube in St. Nikolaus. Aber was auf diesem Boden, wie in der Kunst überhaupt, nicht von selbst heranwächst, das wird auch nicht künstlich

erzeugt werden. Der Verein für evangelische Kunst in Berlin ist ein todtgebornes Unternehmen, und was für Früchte es tragen wird, davon konnte die vor einigen Jahren veranstaltete Ausstellung der Concurrenzbilder eine Probe geben. Es waren, ich glaube dreißig oder vierzig Ecce homo da, aber doch sehr wenige darunter, bei denen man hätte verweilen mögen.

Wenn die Benutzung der Kunst auch zu dem allerlöblichsten außerhalb liegenden Zweck als ein Mißgriff betrachtet werden muß, insofern jedes Kunstwerk ein in sich abgeschlossenes sein soll, das sich selbst Zweck ist, und nicht ein Vehikel zur Beförderung irgend einer von seinem Wesen getrennten Tendenz: so versteht es sich von selbst, daß der Künstler seinen Pinsel ebensowenig zu gemalten Abhandlungen von moralischen und socialen Fragen hergeben darf. Glücklicherweise spielt die Tendenzmalerei in der Kunst der Gegenwart auch eine ziemlich untergeordnete Rolle, was um so erfreulicher ist, je breiter sich die Tendenz in der Literatur der letzten Jahre macht. Auch der düsseldorfer Hübner, dessen Jagdrecht vielleicht durch den unglücklichen Gegenstand noch mehr als durch die glückliche Behandlung den Beifall des großen Haufens erwarb, scheint diese Richtung verlassen zu haben. Möchten doch die schlesischen Weber und andre hungernde Proletarier von unsern Ausstellungen bald ganz verschwunden sein; Bildersäle sind doch am allerwenigsten zu Lösungen socialer und andrer Principienfragen geeignet.

Wenn die religiösen Richtungen einerseits, das Interesse an den socialen Fragen andrerseits die Historienmalerei auf Abwege geführt hat, so ist die erhöhte Wanderlust und Reisewuth unsrer Tage, die sich Dank der erleichterten Communication nicht mehr mit Europa begnügt, sondern schon fast auf alle Länder erstreckt, die in dem berühmten „Wanderlied für die deutsche Jugend" besungen werden — sie ist auf die Landschaftsmalerei nicht ohne Einfluß geblieben. Auch die Genremaler begnügen sich nicht mehr wie früher mit römischen Pifferari, Barbierscenen von Piazza Montanara oder neapolitanischen Tarantellen; es erscheinen auf unsern Ausstellungen immer mehr und mehr ägyptische Studenten, konstantinopolitanische Raucher und abyssinische Sklavenhändler. Indessen diese interessanten Persönlichkeiten sind doch noch vereinzelt, die außereuropäische Landschaft dagegen ist schon zu einer Gattung erwachsen, die von Jahr zu Jahr zahlreicher wird. Früher war Italien das weiteste Ziel des pilgernden Künstlers, die Verbindung Griechenlands mit Baiern machte zuerst dies schöne Land zum Gegenstande für die deutsche Kunst, die Expedition unter Lepsius hat das Land der Pyramiden, die Reisen der Engländer Kleinasien in den Kreis der Länder gezogen, die von Touristen und Landschaftern abgereist werden. Humboldts Reisen in Südamerika sind auch für die bildende Kunst nicht ohne Folgen geblieben. Während die Maler der früheren Zeiten mit anspruchslosen Darstellungen aus der nächsten heimischen Umgebung die Herzen

rührten, streifen die unsern vom Nordpol bis zum Aequator, um noch nicht dagewesene Effecte für den verwöhnten Gaumen des Publicums zu entdecken. Ich sah im Museum von Lyon zwei Bilder von Biard, das Eismeer und die afrikanische Wüste, beide höchst wirksam und frappant gemalt, nebeneinander. An und für sich ist nun gar nichts dagegen zu sagen, daß die Kunst das Schöne und Eigenthümliche auch in der fremdartigen Natur der Tropen und Polarkreise zum Gegenstande ihrer Darstellung macht; ja ich stehe nicht an, die Farbenwirkungen, die Hildebrand auf Bildern von Madera und dem Nil erreicht hat, als Berechnungen der Landschaftsmalerei zu betrachten. Nur freilich liegt auch die Gefahr sehr nahe, daß grade das Fremdartige, Bizarre, Frappante zur Hauptsache gemacht und die wahre Aufgabe der Landschaftsmalerei darüber vergessen wird. Ist dies der Fall (wie es denn in der That häufig genug sich zeigt), so hören solche Bilder auf ein rein künstlerisches Interesse zu haben; sie sind dann geographische Illustrationen, aber keine gemalten Gedichte mehr. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Richtung auf das Frappante, den überraschenden Effect, welche im Wesen dieser Gattung begründet ist, sich auch der übrigen Landschafsmalerei mittheilt, und nicht zu ihrem Vortheil. Doch von solchen Ausschreitungen kehrt die Kunst spät oder früh in die richtigen Geleise zurück, die ungesunden Richtungen sterben ab, aber die Erfindungen, zu denen sie geführt haben, tragen zur Weiterentwicklung bei.

Nach dieser Uebersicht der gegenwärtigen deutschen Malerei, die aus der gedrängten Fülle der Erscheinungen nur die hervorragendsten und am meisten ins Auge fallenden berühren konnte, wende ich mich zu einer kurzen Betrachtung der französisch-belgischen Kunst. Auf den ersten Blick ist ihr von der deutschen verschiedenes, ja entgegengesetztes Wesen unverkennbar. Während bei uns die Landschaft einen so breiten Raum einnimmt, tritt sie dort ganz in den Hintergrund. Während bei uns die Historienmalerei ihre Stoffe mit Vorliebe aus der Welt der Ideen entnimmt, greift sie hier ins volle „bunte Leben", und reproducirt dies mit allen seinen Zufälligkeiten zur vollsten Anschaulichkeit. Endlich steht dieser Kunst eine Virtuosität im Gebrauch der technischen Mittel zu Gebot, zu der die spröde, theils freiwillige, theils nothgedrungene Einfachheit der Darstellung auf deutschen Bildern einen eigenthümlichen Contrast bildet.

Die Thatsache, daß das Naturgefühl der romanischen Nationen von dem der germanischen verschieden ist, wird niemand bestreiten, wie verschieden man diese Erscheinung auch auffassen mag. Ebenso unbestritten ist es, daß die germanische Naturauffassung für das Entstehen der Landschaftsmalerei einen günstigern Boden bietet als die romanische. Die Kunstgeschichte bestätigt dies in auffallender Weise. Es hat allerdings zu allen Zeiten einzelne romanische Landschaftsmaler gegeben, die den besten germanischen an die Seite gesetzt

werden können, und es gibt jetzt wenigstens einen, der unter allen lebenden vielleicht das Höchste in dieser Gattung geleistet hat, Calame. Aber dergleichen vereinzelte Erscheinungen lassen den Mangel der ganzen Gattung nur um so greller hervortreten. Bei uns findet ein Künstler, der mit einer neuen und eigenthümlichen Auffassung der Natur hervortritt, sogleich zahlreiche Nachfolger; bei den romanischen Nationen bildet er wol Schüler, aber keine Schule. Auf belgischen und französischen Ausstellungen (wie z. B. auf der exposition générale des beaux arts 1851 zu Brüssel) ist das Verhältniß von Landschaft und Figurenbildern ziemlich das umgekehrte von dem auf deutschen Ausstellungen. Ueberdies ist ein großer Theil der französischen Landschaften für uns ziemlich ungenießbar. Wir sehen hier nicht die liebevolle Hingebung an die Erscheinung, die der deutschen Landschaftsmalerei eigenthümlich ist, sondern die dargestellte Natur ist behufs der erzielten Gesammtwirkung mehr oder weniger willkürlich zurechtgemacht; was oft zu einer ganz unleidlichen Manier ausartet, bei der weder der Form noch der Farbe ihr Recht geschieht. Solche Bilder lassen daher auch nothwendig kalt.

Ganz andre und erfreulichere Erscheinungen hat der auf die Wirklichkeit gerichtete Sinn der Franzosen und Wallonen im Gebiet der Historienmalerei hervorgebracht. Dieser kühne, vor nichts zurückschreckende Realismus, der sich an alle Höhen und Tiefen des Lebens wagt, hat etwas Gewaltiges, das man anerkennen muß, man mag seine Verirrungen auch noch so streng tadeln. Diese Schlachtenbilder von Horace Vernet z. B., sie sind doch mit einer hinreißenden, erschütternden Wahrheit gemalt, man glaubt fast mitzuerleben, was man sieht. Hier jagen die wilden Chasseurs zur Attaque, dort flüchten die arabischen Frauen auf Kameelen, zielt der langbärtige Beduine mit seiner langen Flinte — dies Getümmel, das über das Blachfeld wogt, es hat etwas Berauschendes wie Schlachtmusik. Dann wieder die Sturmcolonne, die, Gewehr beim Fuß, auf das Signal wartet, die steilen Felsen von Konstantine zu ersteigen, während der alte General mit der Uhr in der Hand, von seinem Stabe umgeben, seine Dispositionen berechnet: es ist eine Spannung in dem ganzen Bilde, die der Betrachter unwillkürlich mitempfindet. Und endlich der Sturm selbst, wo die rothhosigen Infanteristen mit Händen und Füßen an der schroffen Höhe heraufklettern, hier ein Getroffner zurücktaumelt, dort ein junger Lieutenant mit geschwungenem Degen vorandringt, da ein kleiner Tambour unerschrocken die Trommel schlägt — man glaubt das Geschrei, die Schüsse, den Trommelwirbel den ganzen Schlachtlärm zu hören. Und mit ebenso rücksichtsloser Wahrheit hat Couture die Orgien der römischen Kaiserzeit, hat Paul de la Roche die Verurtheilung Marie Antoinettes und Napoleon in Fontainebleau gemalt. Die deutsche Philisterei hat nicht über die bespritzten Stiefeln wegkommen können, die der große Mann auf dem letztern Bilde anhat. Wem solche

Leistungen, wie die genannten, nicht von der Berechtigung des Realismus in der bildenden Kunst überzeugen, den kann man nicht anders als bornirt nennen.

Diese realistische Auffassung verdankt einen guten Theil ihrer Wirkung einer unbedingten Herrschaft über die technischen Mittel. In diesen Bildern wird die Illusion bis zu einem Grade gesteigert, der nie bisher erreicht worden ist, und die Belgier namentlich haben mitunter eine Poesie des Colorits, die ihre Leistungen den besten der alten Venetianer ebenbürtig macht. Die Verächter der Technik und der Farbe unter den deutschen Idealisten, könnten aus solchen Bildern, namentlich denen von Gallait, viel lernen. Die Wirkung des großartigen gallaitschen Bildes im Justizpalast zu Brüssel: die Abdankung Karls V. ist nicht am wenigsten der meisterhaften Benutzung der Farbe zuzuschreiben. Durch das ganze sehr große Gemälde herrscht ein warmer röthlicher Ton; nur die einzige Figur Philipps II., der recht in der Mitte des Vordergrundes vor dem greisen Kaiser mit gefalteten Händen kniet, ist vom Kopf bis zu den Füßen in schwarzblauen Sammt gekleidet. Diese stark contrastirende kalte Farbe hebt diese einzige Figur auf eine merkwürdige Weise von der übrigen Versammlung ab, und gibt ihr etwas unheimlich Düsteres; und so wird der Eindruck der Schwermuth, der bangen Ahnung, die über dem ganzen glänzenden Kreise schwebt, durch die eigenthümliche Auszeichnung des künftigen Regenten erhöht.

Ueberall, wo ein bedeutender Geist mit solchen Mitteln einen großen Inhalt zur Darstellung gebracht hat, wie Gallait in diesem Bilde, da erscheint der Realismus in seiner vollen Berechtigung. Eine große, mit Begeisterung aufgefaßte Wirklichkeit, die in der ganzen Pracht der Erscheinung sich darstellt, reißt dann den Betrachter unwiderstehlich hin. So ist es in den großen rubenschen Bildern in der Galerie zu Wien, so in den besten von Vernet, Gallait und Coutüre. Die geläutertsten Werke der realistischen Richtung hat Paul de la Roche geschaffen. Er hat am meisten gestrebt, die oft entgegengesetzten Forderungen der Wahrheit und Schönheit zu vereinigen, und es am meisten verstanden, beiden zugleich gerecht zu werden. Der Untergang seines großen Wandbildes in dem zur Preisvertheilung bestimmten Saale der école des beaux arts zu Paris, ist einer der beklagenswerthesten Verluste, welche die Kunst erlitten hat; doch dürfen wir uns noch der Hoffnung hingeben, daß der Künstler ihn ersetzen werde. Es war die Versammlung der großen Künstler vergangener Jahrhunderte, deren hohe Gestalten hier von den Wänden auf die Belohnung der Schüler herabblickten, einzeln und in Gruppen, in tiefem Sinnen oder in traulichem Gespräch. Es war eine Versammlung von Helden und Königen aus dem Reiche des Geistes, und sie erschien in wahrhaft königlicher Pracht und Würde.

Wenn nun hochbegabte Naturen in der realistischen Richtung ebenso bedeutende als erfreuliche Werke zu schaffen vermögen, so sind minder begabte natürlich in Gefahr, sich auf den mannigfaltigen Abwegen zu verlieren, zu denen der Realismus leicht führt, und die auch jene großen Künstler nicht immer ganz vermieden haben. Die Gefahr liegt zunächst nahe, die äußere Wahrheit und nicht die innere zur Hauptsache zu machen. Gar manche dieser Bilder sind mit der scrupulösesten Genauigkeit im Costüm und andern Aeußerlichkeiten gemalt, so daß sie den Betrachter allerdings in die dargestellte Zeit und an den Ort des Vorgangs versetzen, aber leider fehlt es dem Schauspiel, das auf dieser vortrefflich arrangirten Scene sich darstellt, an Inhalt, oder dieser ist die Nebensache. Es ist hier ganz wie in so vielen neuen Dramen und Opern, die (und nicht blos in Paris) mit einer historischen Treue gegeben werden, als wenn der ganze Erfolg von der richtigen Reihenfolge eines Triumphzugs oder von der Decoration eines Festsaals abhinge; nur leider taugt die Poesie und die Musik nicht viel. In das entgegengesetzte Extrem sind häufig die Düsseldorfer verfallen, die durch gänzliche Vernachlässigung des Costüms und der Scenerie den Charakter der Darstellung beeinträchtigt haben. Es ist interessant, Behandlungen derselben Gegenstände von Franzosen und Deutschen zu vergleichen; in den zu erwähnenden Fällen fallen sie zufällig zum Vortheil der erstern aus. Es gibt eine Findung Mosis von Köhler in Düsseldorf und eine von dem zu früh gestorbenen Dominique Papéty (in der Sammlung des verstorbenen Consul Schletter zu Leipzig). Dort sieht man einige blonde Mädchen in einem idealen Theatercostüm an einem Ufer, das mit einer Vegetation bewachsen ist, wie sie in Deutschland an Flußufern wächst; hier eine ägyptische Prinzessin, von Natives in orientalischem Pomp und Ceremoniell umgeben, in einer tropischen Abendbeleuchtung. Die Söhne Eduards sind von Hildebrand und Paul de la Roche gemalt. Hildebrand hat zwei zarte schlafende Prinzen dargestellt, die aber ebensogut östreichische oder russische, als englische sein können. Bei Paul de la Roche haben die beiden halbwüchsigen Knaben den angelsächsischen Typus, starkes Incarnat und röthlich blonde Haare; sie sitzen in einem hohen, gefängnißartigen Zimmer des Tower von verfallenem Aussehn, mit verschlossenen Vorhängen, und halten einander in ängstlicher Spannung umfaßt; ein Lichtschein fällt durch die Thür, auf die ein kleiner Hund bellend losgeht. Eine solche Behandlung des Costüms können nur Fanatiker des Idealismus verdammen. Aber wie gesagt, bei der großen Masse der Belgier und Franzosen bleibt es nicht bei dieser billigen Berücksichtigung der Nebensache, sondern sie werden geradezu zur Hauptsache gemacht. Ebenso häufig findet man eine virtuose Technik an nichtssagende Gegenstände verschwendet und es ist bei unzähligen belgischen Bildern klar, daß sie nur gemalt sind, um die Kunst des Malers zu zeigen. Dem malerischen Effect zu Liebe ist das Ganze erfun-

den, angeordnet und beleuchtet; und namentlich mit der Beleuchtung wird ein ganz lächerlicher Mißbrauch getrieben; in wie vielen Bildern sind nur die Reflexe die Hauptsache! Auf den belgischen Akademien (wenigstens der zu Antwerpen) malen die Schüler ihre Farbenstudien nach dem Modell, bei einer von oben einfallenden Beleuchtung; und wenn sie sich durch dieses scharfe Licht freilich gewöhnen auf möglichst körperliches Heraustreten der Formen hinzuarbeiten, so verfallen sie auch durch diese Gewöhnung leicht in den Fehler, solche Effecte da anzubringen, wo sie nicht hingehören.

Die Hauptgefahr für den Realismus aber ist, daß er sich leicht zur Anerkennung des Princips verführen läßt: le laid c'est le beau, ein Princip, das natürlich in der bildenden Kunst noch unendlich mehr Unheil stiftet als in der Poesie. Wenn der Wahrheit und dem Effect Schönheit und Mäßigung ganz und gar geopfert werden, dann hat die Verkennung des wahren Wesens der Kunst den höchsten Grad erreicht. Es fehlt nicht an traurigen Beispielen, wohin die Wahl scheußlicher Gegenstände und der treue Anschluß an die nackte, unschöne Wirklichkeit auch bedeutende Talente führen können. Auch ein so großer Künstler wie Gallait hat sich verführen lassen, das absolut Gräßliche darzustellen: ich meine die enthaupteten Leichen Egmonts und Hoornes, ein Gegenstand, der in ein anatomisches Cabinet, aber nicht in eine Bildergalerie gehört. Je größer hier die Meisterschaft der Darstellung ist, um so größer ist der ästhetische Widerwille, den sie dem wahren Freunde der Kunst einflößt. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß die Richtung der neuromantischen französischen Literatur und Bühne auf die „Nachtseite des Lebens" hier vielfach auf die bildende Kunst eingewirkt hat, oder vielmehr, daß diese wie jene Verirrungen in derselben unnatürlichen Ueberreizung ihren Grund haben. —

Werfen wir schließlich einen Blick auf die gesammte Malerei unsrer Zeit, so geht aus dem hier gegebenen kurzen Abriß wol hervor, daß diese Kunst sich gegenwärtig nach allen Seiten hin mit einem Reichthum, einer Fülle und Pracht entfaltet hat, wie nur in den blühendsten Perioden, welche die Kunstgeschichte je in ihre Annalen verzeichnet. Auf der einen Seite der großartige Idealismus der Deutschen, auf der andern der in seiner Art nicht minder großartige Realismus der Franzosen und Belgier; eine Darstellung der Natur, die aus dem tiefsten Verständniß entsprungen, das Erschaute und Empfundene durchgeistigt und verklärt; endlich eine Beherrschung der technischen Mittel und eine Vollendung des Colorits, wie sie nur von den größten Virtuosen früherer Perioden erreicht worden ist. Eine Vergleichung unsrer Kunstperiode mit der Blütezeit der Malerei im sechzehnten Jahrhundert dürfte immerhin gewagt erscheinen. Ob die Nachwelt Cornelius neben Michel Angelo setzen wird, wissen wir nicht; aber Rafael freilich, der einzige, den die Natur schuf und dann die Form zerbrach, hat jetzt so wenig seines Gleichen, als in irgend einer andern Zeit.

Dagegen will es uns scheinen, nicht nur, daß die Zahl der wahrhaft bedeutenden Schöpfungen größer ist, als damals, sondern auch, daß die jetzige Kunst bei weitem vielseitiger ist, als die des sechzehnten Jahrhunderts. Freilich sehen wir unsre Kunstzustände noch aus zu großer Nähe an, um darüber ein unbefangenes Urtheil zu haben, aber das dürfen wir behaupten, daß die Fülle von Schöpfungen, die der Genius des Jahrhunderts auf diesem Gebiet ins Leben gerufen hat, reichliche Entschädigung für die Oede und Dürre auf so manchem andern zu bieten vermag.

Anmerkung der Redaction. — Zu einzelnen Punkten dieses Artikels, dessen Ansichten wir im Ganzen vertreten, behalten wir uns vor, nachträglich einige Bemerkungen zu machen.

Die deutsche Tagespresse 1856.

Aus Süddeutschland.

(Fortsetzung.)

Die modernen Lebens- und Verkehrsverhältnisse habens gethan, daß man jetzt kaum mehr sagen kann, hier grenzt sich das Gebiet der politischen Interessen vom socialen ab, dort dieses vom religiösen, das außerpolitische vom politischen. Freilich hat sich dies alles von jeher praktisch ebenso untrennbar verflochten. Aber das Bewußtsein vom organischen Ineinandergreifen aller Gebiete des öffentlichen Lebens ist im großen Publicum doch erst ein Product der schweren Erfahrungszeit, welche mit der Zerstörung herrlichster Illusionen bewiesen hat, daß keine einzige Partie des Culturlebens ohne innigste Wechselwirkung mit und Mitwirkung aus allen Gebieten zu segensreicher Entfaltung zu gedeihen vermag. Die Stürme des Jahres 1848 hatten fast die ganze nichtpolitische Tagesliteratur verweht und zerstört. Nur langsam und schüchtern, aber — man darf es mit Stolz sagen — im Allgemeinen gehaltvoller, kräftiger, ersprießlicher als vorher sind ihre Organe wieder aufgewachsen. Und dies eben in dem Bewußtsein, dem praktischen Leben ebenso genau anzugehören, wie diejenige periodische Presse, die man recht eigentlich als publicistische bezeichnet. Nicht blos in der allgemeinen Zeitströmung, sondern genau in diesem Bewußtsein begründete es sich auch zunächst, daß keine außerpolitische Zeitschrift, insofern und insoweit sie eben allgemeineren Charakters, den nationalen Gedanken unberücksichtigt ließ. Der historische Geist, welcher die allgemeine Literatur immer mächtiger zu beherrschen begann, spiegelt sich auch allenthalben in den außerpolitischen Zeitschriften ab. Rein „belletristische" Journale entstanden nicht wieder, oder doch nur als sehr untergeordnete Localblätter. Die ausschließlich erzählende Tagesliteratur nahm andere Formen an;

sie gestaltete sich mehr und mehr zu novellistischen Sammelwerken, deren Periodicität eben blos eine formelle Eigenschaft blieb. Selbst die Feuilletons der politischen Zeitungen, welche in der ersten Epoche ihrer allgemeineren Anwendung (bis zum Schlusse der vierziger Jahre) dem belletristischen Bedürfniß meistens die oberflächlichste Nahrung darboten, haben sich im Verlauf der Zeit bedeutend ernster und gehaltvoller gestaltet, der Novellistik und namentlich den Uebersetzungen großentheils Valet gesagt, um historische, ethnographische, allgemein wissenschaftliche Arbeiten an deren Stelle zu setzen. Ihre vermischten und literarischen Nachrichten geben sich heute meistens blos als ganz beiläufige Notizen, gleichsam als leichte Erholung nach der politischen Lectüre, keineswegs mehr mit dem Anspruch auf eine genügende Vertretung des nichtpolitischen Culturlebens.

Hierbei ist übrigens ein formeller Unterschied zwischen der politischen Zeitungsliteratur Nord- und Süddeutschlands keineswegs zu übersehen. Erstere behandelt ihren feuilletonistischen Theil meistens nur nebensächlich, unterdrückt ihn in politisch wichtigen Momenten wol ganz oder beschränkt ihn doch auf das allerbescheidenste Maß. Jedenfalls gibt er sich nicht als nothwendiges Glied ihres Organismus, und es existiren sehr große Zeitungen, welche das Feuilleton nie besessen oder allmälig wieder ganz abgeschafft haben. Diese Unterordnung des unpolitischen Theiles der politischen Zeitungen ist dagegen in Süddeutschland nicht in gleichem Maße gewöhnlich. Während selbst die kleinsten Zeitungen, sogar reine Localblätter in den Rheinstaaten, Baiern rc. kaum wagen, ohne eine regelmäßige belletristische Beilage, selbst meistens mit einem besonderen Titel, zu erscheinen, ist in andern die Druckeinrichtung von vornherein darauf berechnet, daß das Feuilleton (der belletristische Theil) von der Zeitung abgeschnitten und als besonderes Buch gesammelt werden kann. Bekanntlich hat sogar der jetzt in München versammelte Poetenkreis eine derartige Beilage zur officiellen neuen münchener Zeitung begründet. Aber dabei besteht doch auch wieder gar kein innerer und intellectueller Zusammenhang zwischen der politischen Haltung der Zeitungen und dem eigentlichen Feuilleton oder der belletristischen Beilage. Um so auffallender muß es erscheinen, daß doch zugleich im deutschen Südwesten und Süden auch jene Zeitschriften sehr selten sind, welchen der ästhetische und belletristische, literarhistorische und kritische Inhalt des öffentlichen Lebens zwar die Hauptsache, doch die principielle Vermittlung dieser Interessen mit dem praktischen Leben intellectuelle Aufgabe ist. Es gibt fast kein Blatt im ganzen deutschen Südwesten, welches das öffentliche Leben in der Weise behandelte, wie die Grenzboten, das deutsche Museum u. s. w. Das „frankfurter Museum“ ist sogar seit einer Reihe von Jahren wieder der erste Versuch — und ein gelungener — diesen Zweig der periodischen Presse selbstständig zu vertreten; wenngleich auch hierin die Novellistik

einen breitern, die allgemeinere culturhistorische Erörterung einen engern Raum einnimmt, als in den genannten Blättern Mitteldeutschlands und im „Bremer Sonntagsblatt“, obschon dieses im Wesentlichen zum Vorbild genommen zu sein scheint. Das frankfurter Museum besteht schon seit dem vorigen Jahr; das neue Jahr hat aber im ganzen Südwesten keinen Zuwachs auf diesem Gebiete der Tagesliteratur gebracht.

Desto erfreulicher erscheint die Regsamkeit, welche sich auf volkswirthschaftlichem Gebiete in den verschiedensten Gegenden Süddeutschlands kundgibt. Und zwar nicht blos durch Begründung neuer Zeitschriften, sondern auch durch gewisse Einrichtungen in schon bestehenden politischen Zeitungen. Namentlich haben mehre ihr bis da rein belletristisches Feuilleton nach dieser ernsteren und praktischen Richtung hingewendet. Meistens freilich in der Art, daß sie nicht sowol ausführlichere Erörterungen bestimmter Fragen, sondern möglichst vollständige Uebersichten aller Vorgänge auf diesen Gebieten geben. Natürlich fallen damit die einzelnen Nachrichten notizenhaft und trocken aus. Aber sie lenken doch die Aufmerksamkeit derjenigen Leser, die nicht unmittelbar an den Eisenbahnen, Telegraphen, Creditinstituten, finanziellen Kammerverhandlungen u. s. w. betheiligt sind, immer wieder von neuem auf diese Fragen, während früher derartige Nachrichten zu den consequent überschlagenen gehörten. Diese Wirkung erstreckt sich nicht blos auf die eignen Leser solcher Blätter, sondern auch auf die Localpresse ihres Bereiches. Seitdem z. B. die beiden größern frankfurter Zeitungen eine eigne Rubrik für „volkswirthschaftliche Nachrichten“ herstellten (wie sie die hamburger Nachrichten und andere Zeitungen allerdings schon lang hatten), war es eine der nächsten Folgen, daß mehre kleine Blätter ihres Verbreitungsrayons ähnliche Einrichtungen trafen. Ja in Frankfurt selbst sieht man ein Localblatt (frankfurter Anzeiger) dadurch veranlaßt, in seiner belletristischen Beilage von Zeit zu Zeit derartige ernstere Fragen zu verfolgen, während jene beiden Zeitungen bereits auch zu volkswirthschaftlichen Leitartikeln übergegangen sind. Dieser volkswirthschaftliche Eifer kommt natürlich auch wieder dem Interesse an solchen Blättern zu statten, welche sich die Nationalökonomie zur eigentlichen Aufgabe gesetzt haben. Dem im vorigen Jahre mit mehr localem Charakter entstandenen „badischen Centralblatt für volkswirthschaftliche Interessen“ ist in Heidelberg mit dem neuen Jahre bereits ein „Centralblatt für die volkswirthschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen Deutschlands“ unter dem Titel „Germania“ gefolgt. So weit dasselbe aus den bisherigen Nummern beurtheilt werden kann, strebt es mit tüchtigstem Eifer danach, seinem Programme gerecht zu werden d. h. Vollständigkeit und wissenschaftliche Gründlichkeit ohne Meinungsausschließlichkeit mit faßlicher Darstellung und einer durchaus praktischen Richtung zu vereinigen. Es kann in der That allmälig zu einem allgemeindeutschen Organ der nationalökono-

mischen Interessen heranwachsen, dessen wir im Gegensatz zu England, Frankreich und Belgien noch entbehren.

Wie wichtig aber ein solches für Deutschlands praktische Entwicklung und für die Verbreitung der noch sehr mangelhaften Intelligenz des großen Publicums auf den materiellen Gebieten der nationalen Interessen werden müßte, von wie großem, wenn auch vorläufig nur mittelbarem Einflusse auf die Ausbildung einer nationalen Politik — bedarf es etwa dafür einer langen Beweisführung? Ebenso wie das von manchen Seiten immer von neuem angestrebte Unternehmen gelang, die nationalpolitischen Interessen und Anliegen Deutschlands durch vielseitige Begünstigung der materiellen zu beschwichtigen und schließlich zu ersticken, ebensowenig können wir es wegleugnen, daß die sich immer enger zerflechtende Gemeinsamkeit und gegenseitige Wechselbedingung der materiellen Interessen den nationalpolitischen Gedanken und das deutsche Einheitsbewußtsein auch über die Jahre äußerster Erschlaffung und Niedergedrücktheit hinweggerettet hat. Je weniger vor der Hand eine Aussicht ist, daß dem deutschen Volke eine Gewähr seiner nationalpolitischen Wünsche und Bedürfnisse zu Theil wird, desto dringender bleibt die Aufgabe, ihm die materiellen Grundlagen dieses Baues der Zukunft, die Bausteine und Vorarbeiten für seine dereinstige Erhebung, die Banner und Capitale seiner nationalen Hoffnungen auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete vor Augen zu halten. Die Möglichkeit dafür liegt jedoch nicht etwa darin, daß alles hierher Gehörige ausschließlich in einem Centralorgan sich sammelt. Durchaus nicht; ein solches hat vielmehr nur die localen Interessen in ihrer Gesammtheit und Bedeutung als nationale zu vertreten. Es ist sogar sehr nöthig, daß sich die locale und sachwissenschaftliche Presse der Nationalökonomie immer mehr entwickelt und daß die Theilung der Arbeit auch auf diesem Gebiete immer mehr Platz greife, damit die Resultate aus den localen Vorgängen und Zuständen in bestimmten Organen summirt werden. Denn nur so kann endlich das Bewußtsein und die praktische Ueberzeugung vom nationalen Wesen der Volkswirthschaft gleichermaßen allgemein herrschend werden, wie das politische, sociale, wissenschaftliche, kurz das culturliche Nationalbewußtsein. So verschiedenartig und zusammenhanglos also auch vorläufig die nationalökonomischen Zeitschriften nach ihren localen Verhältnissen und ihren speciellen Aufgaben sich darstellen — es ist bei einer so jungen Literatur nicht anders denkbar —, so erscheint doch jede einzelne als baarer Gewinn für den allgemeinen Zweck. Wir sehen bereits den Gegensatz in Oestreich. Dort besteht keine volkswirthschaftliche Localpresse. Und trotz der riesenhaften Anstrengungen auf allen Gebieten der nationalen Arbeit sah sich das officielle Centralorgan dieser materiellen Interessen, sah sich die „Austria" genöthigt, sich in ein Wochenblatt zu vereinfachen. Dagegen entstand mit Neujahr in Sachsen eine „Saxonia" als Magazin unterhaltender Belehrung mit specieller Berücksichtigung der

sächsischen Gewerb- und Industriezustände; ferner ein „Deutscher Courier" als wöchentlicher Concurrent des hendschelschen Telegraphen und von weit umfassenderer Tendenz, weil er der Geschäftswelt nicht blos die Fahrzeiten, sondern auch fortlaufend die organischen und regulativen Einrichtungen der Posten, Eisenbahnen und Telegraphen nebeneinanderstellt. Für andre Gebiete der Volkswirthsschaft bleiben ebenfalls die Journale nicht aus. So ist ist in Köln soeben ein „Berggeist" zur Vertretung der Interessen des Bergbau- und Hüttenwesens im Entstehen, so hat in Halle eine Halbmonatsschrift, „der Kaufmann" begonnen, welche sich die Verbreitung kaufmännischer Kenntnisse unter jüngern Mitgliedern der Handelswelt zur Aufgabe macht. So sehen wir weiter bald da, bald dort ein Journal von durchaus praktischer Tendenz heranwachsen, während bemerkenswerth genug die Organe der blos theoretischen und innerlich scheidenden Principienreiterei auf allen materiellen Gebieten mehr und mehr verschwinden.

Freilich kann es nun, da die Journalistik auch in diesem Bereiche des öffentlichen Lebens eine Macht wird, ebensowenig daran fehlen, daß einzelne große Geld- und Geschäftsinstitute sich in den Besitz bestimmter Organe für ihre specifischen Interessen zu setzen oder die Stimme andrer dafür zu gewinnen suchen. An sich liegt darin kein Unrecht von Seiten solcher Institute und es gehört gewissermaßen zu den von unsern Preßzuständen octroyirten Vorurtheilen, wenn man den Blättern einen solchen Dienst zum Vorwurf macht. In Ländern, wo eine freie Presse existirt, hat dieses Verfahren von jeher bestanden. Wenn auch der Schaden eines falsch angebrachten Vertrauens für unvorsichtige und schlecht unterrichtete Geschäftsmänner im einzelnen Falle sehr bedeutend sein kann, so wird er für das große Publicum eben dadurch ausgeglichen, daß solche Organe durch die Gewissenlosigkeit publicistischer Börsenmanöver sofort ebensoviel an öffentlichem Vertrauen einbüßen, als etwa ihre Redacteure momentan durch einen journalistischen Coup gewinnen. Ist nicht z. B. die langbegründete Autorität der Nachrichten der Indépendance belge seit jenem Momente, da sie im kritischesten Momente der pariser Friedensconferenzen mit falschen Depeschen auf die Leichtgläubigkeit der Börsenmänner speculirte, außerordentlich tief gesunken? Könnte man nicht auch aus Deutschland ähnliche Beispiele anführen? Freilich sind hier solche Verhältnisse weit bedenklicher, eben weil unsre Presse keine freie Kritik üben darf. Aber im Allgemeinen — es ist freilich nur „deutscher Trost" — wird derselben doch auf den volkswirthschaftlichen Gebieten eine freiere Bewegung, als auf den politischen gestattet. Und nach der gewöhnlichen Praxis wird man von oben herab die freie Discussion nach dieser Richtung um so weniger beschränken, je mehr die großen volkswirthschaftlichen Unternehmungen von Privatleuten, Gesellschaften, Vereinen in die Hand genommen, je weniger sie Regierungssache sind. Ist dies

aber der Fall, so reicht die Presse auch vollkommen aus, um den Mißbrauch der Presse zu bekämpfen. Die deutsche Journalistik hat dafür auf politischem Gebiete bereits den Beweis geführt, als sie noch viel unreifer, viel weniger organisirt, aber freilich vom Bewußtsein wirklicher Freiheit innerhalb des Gesetzes getragen war und sich als wahrhafte Vertreterin der nationalen Interessen betrachten durfte. Sie wird den Beweis auf volkswirthschaftlichem Gebiet ebensowenig schuldig bleiben, und hat ihn bereits, trotz äußerer Ungunst der Verhältnisse, nach den verschiedensten Richtungen siegreich angetreten. —

Es kann nicht in unsrer Absicht liegen, hier auch die periodische Literatur der Facultätsfächer zu berühren. Selbst indem wir die Zeitschriften der allgemeinen Wissenschaften ins Auge fassen, müssen wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken. So weit sich dieselben an ein größeres Publicum wenden, sehen wir, wie auch in der Buchliteratur die lebhafteste Thätigkeit in den historischen Disciplinen — Naturwissenschaften und Geographie (im höhern Sinne) auf der einen, Geschichtswissenschaft auf der andern Seite. In der Naturwissenschaft verfolgt die Journalistik dieselben Lieblingsziele, wie in der modernen Buchliteratur und es drohen ihr demgemäß wol auch zum Theil dieselben Gefahren. Indem sie vorzugsweise die kosmische und tellurische Entstehungsgeschichte im Auge hält und die natürlichen Entwicklungsgesetze zu popularisiren sucht, führt sie nur allzugern und allzuhäufig den Streit zwischen der materialistischen Richtung und ihren Gegnern gewissermaßen zur Entscheidung vor ein Publicum, dem sie doch andrerseits — und mit vollstem Rechte — nur eine dilettantische Stellung zu den Wissenschaftsfragen zugesteht. Dabei hält sie sich von den religiösen und politischen Nebenfragen nicht fern. Andrerseits aber erstreben auch manche Zeitschriften dieser Gebiete ihre Popularität in einer falschen Belletristik, in welcher das didaktische Element sich bis zur Unerkennbarkeit zersetzt. Oder ihre Arbeiten verfallen in eine ästhetisirende Natursentimentalität, welche mit dem stilistischen Apparat für allerlei Gefühlserregungen, die machtvolle Wucht einer Eröffnung des Blickes in das Walten der Naturkräfte zu lauter kleinen „Emotionen" zersplittert, ohne daß das positive Wissen dabei gewinnt. Diese Mode erscheint um so bedenklicher, als sie dem praktischen wie dem ethischen Grunde der ganzen naturwissenschaftlichen Neigung unsrer Gegenwart schnurstracks zuwiderläuft. Denn diese entsprang entweder dem directen Bedürfnisse nach naturwissenschaftlichen Kenntnissen, um dieselben bei den einzelnen Geschäftsthätigkeiten verwerthen zu können, oder sie war das Ergebniß einer Niedergedrücktheit, welche die Ueberzeugung von einer festbegründeten Gesetzmäßigkeit des Weltlebens, die von den Verwirrungen des Menschen- und Staatenlebens erschüttert worden war, im Anschauen der Natur wieder zu befestigen sucht. Dem einen dieser Bedürfnisse muß also durch klare Darstellung der wissenschaftlich festgestellten Thatsachen, dem andern durch den entschieden-

sten Hinweis auf die erkannten Grundgesetze genügt werden. In keinem Fall aber kann eine unklare Gefühlsanregung fördernd wirken. Denn eine solche läßt das dilettantische Begriffsvermögen und die gemüthliche Gereiztheit nur allzuleicht zu einer gewissen mystischen Selbstbefriedigung und zu einem theologischen Pietismus abirren, der gar nahe verwandt ist mit jener Denkfaulheit, deren Begünstigung ein so probates Mittel der religiösen und politischen Reactionsbestrebungen ist. Und wir dürfen ja niemals vergessen, daß ihre Organe, indem sie sich von vornherein an die Gemüthsbequemlichkeit wenden, grade in den dilettantischen und halbgebildeten Massen einen bedeutenden Vorsprung haben.

Allerdings ist der Sinn für Geschichtswissenschaft, welcher noch um einige Jahre älter als der für die Naturwissenschaften, gegen solche Rückwendungen ein gutes Antidot, allein die Behandlung der Geschichte als allgemeines Anregungs- und Bildungsmittel ist in der journalistischen Form weit schwieriger, als in der Naturwissenschaft. Die Buchliteratur dieser Richtung entwickelt sich nun allerdings staunenswerth. Ihre unmittelbare Wirkung äußert sie jedoch mehr auf ein der Beschaulichkeit überhaupt zugänglicheres Publicum, auch mehr auf gereiftere Lebensjahre und Lebensanschauungen, während die naturwissenschaftliche Journalistik sich im Allgemeinen doch vorzugsweise an das heranreifende Geschlecht und an die Vertreter praktischer Thätigkeiten zu richten hat. In der Geschichtswissenschaft ist nun vor allem und über alles das Culturmoment dasjenige, welches seine populäre Anerkennung fordern muß. Und nach dieser Seite gewinnt ein Unternehmen Bedeutsamkeit, welches im neuen Jahr zur Ausführung gedieh. Es ist dies die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", welche in Nürnberg erscheint. Ihre Tendenz geht dahin, den sehr zerstreuten Materialien zur Kenntniß der Gesellschaftszustände früherer Jahrhunderte zum Centralorgan zu dienen. Die Idee ist sicherlich zeitgemäß und man darf bei weiterer Entwicklung des Unternehmens auch hoffen, daß die Ausführung den Intentionen des Begründers vollständig entsprechen wird. Geschieht dies, so ist die Popularität der Zeitschrift ebenso gewiß, als ihr Einfluß auf die historischen Anschauungen des größeren Publicums.

Am Schlusse unsrer Uebersicht müssen wir wiederholen, daß es nicht auf einen Zeitungskatalog von möglichster Vollständigkeit ankam. Einziger Zweck blieb vielmehr der Hinweis auf die verschiedenen geistigen Strömungen der Gegenwart und deren bemerkenswertheste Vertretung in der deutschen Zeitschriftenliteratur. Leider haben die volkswirthschaftlichen Annäherungen zwischen Oestreich und Deutschland sich noch nicht zur Consequenz einer innerlichen Verflechtung der deutschen und östreichischen Tagesliteratur entwickelt. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß die außeröstreichische Presse einen Theil der Schuld davon trägt; sie könnte wol hier und da entgegenkommender sein. Der

Hauptgrund fortdauernder Scheidung beider Zeitungsgruppen liegt aber in den so grundverschiedenen Voraussetzungen, aus welchen und auf welche hin sich beide an ihr Publicum wenden. Der große Aufschwung der östreichischen Tagespresse ist eine so anerkannte Thatsache, daß ihre nähere Berührung vollkommen überflüssig. Allein ebensowenig läßt es sich ableugnen, daß das specifisch-östreichische Bewußtsein, von welchem ihre gesammte Haltung auch bei nationalen Fragen bedingt wird, deren Wechselwirkung mit der außeröstreichischen Zeitungswelt ebenso hemmend entgegensteht, als die particularistische Tendenz mancher gouvernementalen Organe Deutschlands deren allgemeinerer Verbreitung und Wirksamkeit. Dies würde sich unabsehbar vermehren und die nichtöstreichischen Zeitschriften würden bis auf ganz indifferente Ausnahmen auch wieder aus Oestreich gänzlich ausgeschlossen werden, wenn die Hierarchie jene Machtvollkommenheit in Bezug auf die Presse gewönne, die sie aus den Satzungen des Concordats vom 18. August 1855 ableitet. Ihre zufahrende Hast, womit sie sich derselben noch vor Regelung der Grenzen zwischen Staats- und Bischofsbefugniß zu bemächtigen suchte, läßt die Hoffnung offen, daß die geistliche Censur nicht alleinherrschend werde. Grade weil dies noch zweifelhaft, weil die Hierarchie noch lange und hartnäckige Kämpfe voraussieht, ist sie natürlich um so eifriger bemüht, Organe ihrer Tendenz allerwärts zu schaffen, andere unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Bei der Centralisation, welche gegenwärtig fast nur in Wien die wirklich bedeutsameren Organe der Monarchie versammelt, hat dieses Streben in den Provinzen eine bedeutende und gefährliche Zukunft. Ob der Gesammtwirkung solcher localen Blätter, welche doch sämmtlich durch einen gemeinsamen Geist geleitet und commandirt sind — man vergleiche die vortreffliche Organisation und Disciplin der ultramontanen Presse, die sich über die Einzelstaaten Deutschlands ausbreitet — ein mit der officiellen wiener Zeitung zusammenhängendes gouvernementales Organ, ein „katholisches Archiv", dessen Herstellung beabsichtigt ist, das Gegengewicht zu halten vermag, bleibt mindestens äußerst fraglich.

Dies Thema ist indessen hier nicht weiter zu erörtern. Dagegen geben manche Zahlen und Verhältnisse einer statistischen Uebersicht der periodischen Presse des Kaiserstaates, welche jüngsthin in officieller Weise veröffentlicht ward, den Denkenden reichsten Stoff zu mannigfaltigen Betrachtungen. — In runder Summe erscheinen in Deutschland mit Oestreich etwa 6000 Zeitungen und Zeitschriften. Davon kommen 375 auf 36 Millionen Oestreicher, während die nach Abzug der östreichischen Bundestheile ungefähr 28 Millionen betragende Bevölkerung Deutschlands 5600 verbraucht. Von jenen 375 östreichischen Zeitschriften sind nur 206 in deutscher Sprache geschrieben, also 169 nichtdeutsch. Unter letzteren sind dagegen 50 politischer Natur, während unter den deutschen blos 40. Unter den übrigbleibenden 166 nichtpolitischen deutschen

und 119 nichtdeutschen sind 69 bloße Anzeigblätter, Badelisten rc., welche sonach der periodischen Presse nur formell angehören. Es bleiben eigentlich im Ganzen blos 216 nichtpolitische Journale. Unter diesen sind wieder 70 rein belletristische, und 37 Gesetz- und Verordnungsblätter, zusammen 107. Weiter fallen den strengen Facultätswissenschaften 19 theologische, 12 medicinische, 11 juristische 14 pädagogische Blätter zu; den allgemeinen Wissenschaften 11 Literatur- und Vereinsblätter, ebensoviel historische und geographische, 10 naturwissenschaftliche; bestimmten technischen Fächern 29 forst- und landwirthschaftliche, 3 militärische, 3 polytechnische und 3 künstlerische. Nach der Sprache vertheilte sich die Gesammtzahl von 169 nichtdeutschen Zeitschriften folgendermaßen: 89 italienische (18 polit.), 17 ungarische (2 polit.), je 15 czechische (3 polit.) und polnische (2 polit.), 8 croatisch-illyrische (2 polit.) je 6 slavonische und ruthenische (1 polit.), je 5 romanische (2 polit.) und serbisch-illyrische (1 polit.), 2 armenische (1 polit.), 1 hebräische (polit.). Nach den Kronländern geordnet erscheinen aber die 375 deutschen und nichtdeutschen Zeitschriften Oestreichs in folgendem Verhältniß: in Niederöstreich 68, in der Lombardei mit Venedig 59, Ungarn 33, Böhmen 33, Galizien und Krakau 15, Küstenland und Triest 12, Mähren 12, Tirol mit Vorarlberg 12, Oberöstreich 10, Kroatien mit Slavonien 10, Woiwodina 8, Schlesien 7, Steiermark 6, Krain 5, Salzburg 4, Siebenbürgen 4, Bukowina 2, Dalmatien und Militärgrenze je 1.

Geschichte der vereinigten Staaten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesstaat, von Eduard Reimann, Oberlehrer in Breslau. Weimar, Böhlau. —

Geschichte der amerikanischen Colonisation und Unabhängigkeit, von Heinrich Handelmann, Privatdocent in Kiel. Erster Band, erste und zweite Lieferung. Kiel, Schwers. —

Das Leben Georg Washingtons, von Washington Irving. Aus dem Englischen von Drugulin. Leipzig, Lorck. —

Da die französische Revolution, in welcher man zum ersten Male im Lauf der Geschichte den Versuch machte, den Staat aus dem Begriff heraus zu construiren, sich unmittelbar an den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner anschließt, da mehre von den Helden der französischen Revolution in Amerika ihre Vorstudien gemacht hatten und von dort sogar den Katechismus der neuen Lehre, die sogenannten Menschenrechte, mitbrachten, hat sich in der

öffentlichen Meinung Europas das Vorurtheil erhalten, die große Republik sei gleichfalls aus dem Begriff hervorgegangen, sie sei gewissermaßen auf einer tabula rasa aufgerichtet worden. Wie wenig diese Vorstellung den wirklichen Zuständen entsprach, war den Kundigen freilich bekannt; allein die Masse ist darüber noch immer im Unklaren, und so lange die massenhafte Auswanderung fortdauert, so lange man sich einbildet, für jeden Wunsch, für jedes Ideal in Amerika die entsprechende Wirklichkeit zu finden, wird es schwer sein, den, der nicht sehen will, zu enttäuschen. Daß nicht alles Gold ist, was glänzt, darüber kann freilich bei den ausführlichen Berichten der Auswanderer kein Zweifel mehr obwalten. Ja es scheint sogar die Reaction von den Schriftstellern jetzt etwas ins Uebermaß getrieben zu werden. Wir haben in einem frühern Artikel darauf aufmerksam gemacht, wie unberechtigt die pessimistische Auffassung ist, welche unsere Publicisten und Belletristen über England verbreiten. Noch viel ärger steht es mit Amerika. Sollte man es z. B. nach den Berichten des Ausland beurtheilen, eines im Ganzen sehr wohlunterrichteten und gutgesinnten Blattes, so müßte man Amerika als ein zweites Sodom und Gomorrha betrachten, welches in jedem Augenblick den Feuerregen der göttlichen Rache erwartet. Der Grund dieser einseitigen und übertriebenen Angriffe liegt lediglich in den falschen Voraussetzungen, mit denen man an das Studium der amerikanischen Zustände geht. Man hat sich ein bestimmtes Bild von dem gemacht, was man in Amerika finden will, die Wirklichkeit entspricht diesem Bilde in keiner Weise, und so ist man nur zu geneigt, in diesem Widerspruch ein Unrecht Amerikas gegen Europa zu suchen.

So gibt es z. B., wenn man von der Negersklaverei absieht, kein Verhältniß, welches in Deutschland mit so großer Bitterkeit besprochen wäre, als die Reaction der sogenannten Knownothings gegen die Einwanderer. Eine exclusive Republik, ein intoleranter Freistaat, es ist das ein Widerspruch, in den man sich gar nicht finden kann. Man wird ihn nur dann begreifen, wenn man sich nicht auf die Beobachtung der gegenwärtigen Zustände beschränkt, sondern zu ergründen sucht, wie sie geworden sind.

Die amerikanischen Freistaaten sind nicht auf einer tabula rasa aufgerichtet, sie sind auf einer sehr bestimmten sittlichen Grundlage organisch aufgewachsen. Die Revolution war nur die reife Frucht, die vom Baume abfiel. Die Gründer der Republik waren keine idealistischen Neuerer, sondern zähe conservative Staatsmänner, in der alten Schule gebildet, von praktischer Lebenserfahrung ausgehend und jedem Ungestüm abhold. Bei der demokratischen Verfassung konnte es freilich nicht fehlen, daß im Lauf der Entwicklung die alte conservative Richtung theilweise verlassen wurde, aber sie besteht noch fort, ja sie ist noch immer die eigentliche Grundlage des amerikanischen Staatslebens. Die vielgerühmten Menschenrechte gingen nicht aus der Philosophie hervor,

sondern waren die Formel für die bestimmten Ansprüche der damaligen Amerikaner. Die Eidgenossenschaft ist nicht ein Conglomerat verschiedener Nationen, sondern sie beruht auf einer bestimmten Nationalität, welche kräftig genug ist, die in ungeheurer Masse hinzuströmenden fremden Elemente allmälig zu absorbiren. Freilich muß sie eine gewisse Gewalt dazu aufwenden, und diese Gewalt äußert sich in der Form des Hasses. Sie führt zu Excessen, die in keiner Weise gerechtfertigt werden können, aber man muß wenigstens nicht glauben, daß diese aus willkürlichen Einfällen einer fanatischen Partei entspringe. Dies ist der politische Gesichtspunkt, der uns bei der Lectüre der vorliegenden Schriften vorzugsweise interessirt hat. Fassen wir zunächst die Composition derselben ins Auge.

Die einfachere Aufgabe hat sich Herr Reimann gestellt. Er behandelt nur die Jahre 1781—87, diejenige Zeit, in welcher die Unionsverfassung aus ihren ersten elementaren Zuständen sich zu einer folgerichtigen Form entwickelte. Die Zeit, diese bisher noch ziemlich unbekannte Entwicklungsperiode zu charakterisiren, ist jetzt gekommen, da in den letzten Jahren eine Reihe von Documenten über die damaligen Verhältnisse veröffentlicht sind, namentlich die Papiere von Madison, 1841. Das vorliegende Werk ist demnach ausschließlich nordamerikanische Verfassungsgeschichte. Ein viel weiteres Ziel hat sich Herr Handelmann gesteckt. Er will nach und nach die Geschichte der sämmtlichen amerikanischen Staaten behandeln. Die bisherigen Lieferungen zerfallen in zwei Hauptabtheilungen: 1) in die Geschichte der Colonien, welche gegenwärtig das Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten ausmachen, von der ersten Einwanderung an bis 1787 (688 Seiten); 2) die Geschichte von Haiti von der Entdeckung der Insel bis jetzt (192 Seiten). Die Geschichte von Brasilien soll demnächst folgen. — Die Geschichte der vereinigten Staaten zerfällt in zwei Abschnitte: in die Geschichte der Colonisation, die mit einer Uebersicht über die gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse schließt, und in die Geschichte der Unabhängigkeit. Es ergibt sich von selbst, daß das erste Werk mehr einen monographischen Charakter an sich trägt, während das letztere eine übersichtliche Darstellung bezweckt.

Beide Bücher legen ein sehr erfreuliches Zeugniß für den Fortschritt unserer historischen Methode ab. Die Verfasser sind noch junge Männer, sie haben sich aber schon vollständig jene Besonnenheit und Sicherheit der Kritik angeeignet, die wir als einen Erwerb der unmittelbar vorhergehenden großen Geschichtschreiber betrachten können. Es fehlte den Deutschen bisher an einem historischen Stil, und jeder Geschichtschreiber war gewissermaßen genöthigt, in seiner Bildung von vorn anzufangen. Folgende Umstände erschwerten bis jetzt die Bildung eines historischen Stils in Deutschland. Nachdem der einseitige historische Pragmatismus der Aufklärung überwunden war,

überwog zunächst das Beispiel der classischen Vorbilder, welches auch der Poesie eine entschiedene Richtung gab. Man bemühte sich, zu schreiben, wie Tacitus oder Livius, oder was man sonst für einen Liebling hatte, und die Gelehrten wetteiferten darin mit den Ungelehrten, Johannes von Müller mit Schiller und Woltmann. Es war das die Periode, wo die rhetorische Kunstform als das Höchste der Geschichtschreibung erschien. — Nachdem dieser Standpunkt überwunden war, sehen wir in der Geschichtschreibung drei verschiedene Richtungen auftreten. Der ersten kam es vorzugsweise auf historische Kritik an; sie strebte danach, dunkle Thatsachen aufzuklären, die Forschung trennte sich bei ihr ganz von der Darstellung. Es waren Männer, die in Beziehung auf die Gelehrsamkeit den ersten Rang einnehmen, zum Theil auch von genialer Begabung: Savigny, Niebuhr, Böckh, Grimm, Eichhorn, Ottfried Müller u. s. w., sie waren alle mehr oder minder der Gegenwart abgewendet und ihr Interesse heftete sich vorzugsweise an die Trümmer der Vorzeit. Sie haben nicht blos ein ungeheures kritisch gesichtetes Material zusammengeführt, sondern auch für die Forschung die Methode für ewige Zeiten festgestellt. An diese historische Schule schloß sich dann zum Theil unter der Anregung des Freiherrn von Stein die Sammlung von Quellenschriftstellern der deutschen Geschichte, von Actenstücken, Urkunden u. s. w.; ferner die historischen Vereine für Provinzialgeschichte, und was sonst in diesen Kreis gehört. Wenn die Schule sich im Anfang theils auf die Philologie, theils auf die Rechtswissenschaft stützte, und daher auf den historischen Stil keinen vortheilhaften Einfluß ausübte, so wandte der letzte in dieser Reihe, Leopold Ranke, der nicht blos ein großer Gelehrter, sondern auch ein großer Künstler war, die in der philologisch-juristischen Schule erworbene Methode auf das moderne Leben und auf die Darstellung an und bahnte so den Weg von der abstracten Forschung zur wirklichen Geschichtschreibung. — Die zweite Richtung der historischen Kunst ging von der Philosophie aus. Den Details abgeneigt und gegen die Thatsache ziemlich gleichgiltig, bemühte sie sich, die historischen Ideen in großen und glänzenden Perspectiven zu entfalten. Auf der einen Seite finden wir hier die Romantiker und Naturphilosophen, denen es an Beziehungen zur eigentlichen historischen Schule nicht fehlte. Denn wenn die Schelling, Steffens und Schubert über die Geschichte blos phantasirten, wenn Friedrich Schlegel, der eigentliche Gründer der Schule, sich mit allgemeinen Umrissen begnügte, so vertieften sich dagegen die Hurter, die Philipps, die Schütz rc. in Details, und der jüngste aus der Schule, Heinrich Leo, vereinigt damit noch das Talent einer lebhaften und ansprechenden Erzählung. Die Philosophen aus der hegelschen Schule sind zwar den Romantikern und Legitimisten im Princip wie im Resultat entgegengesetzt, in der Methode kommen sie aber darin mit ihnen überein, daß es ihnen vorzugsweise auf die Construction von Ideen an-

kommt. Auch für sie ist die Literatur und namentlich die Poesie die eigentliche Blüte der Cultur, während die historische Schule ausschließlich ihre Aufmerksamkeit auf die sittlichen Zustände wendet. Die historische Schule bemüht sich, unparteiisch, objectiv-interesselos bis zur Selbstverleugnung zu sein, während die Ideen der philosophischen Schule zuletzt in Parteistichwörter auslaufen. — Wie auch hier die einseitige philosophische Bildung sich allmälig mit concretem Detail erfüllt, und die Resultate der andern Richtungen in sich aufzunehmen sucht, zeigt namentlich Droysen. — Die dritte Richtung ist die geistvollere und gelehrtere Durchführung des alten Pragmatismus. Diese Schule geht von dem sittlich-politischen Bewußtsein der Gegenwart aus und macht dasselbe zum Maßstab des Urtheils über die Vergangenheit. Nicht die Erforschung der Thatsachen, nicht die Construction der Ideen, sondern die Feststellung des sittlichen Urtheils ist ihr die Hauptsache. Sie legt der Geschichte vorzugsweise einen pädogischen Zweck bei, den Zweck, das Volk über seine Interessen aufzuklären und ihm Achtung vor jeder wahren Größe, Verachtung jeder Hohlheit und jedes Scheins einzuflößen. Schlosser ist der Gründer dieser Schule, Gervinus sein bedeutendster Nachfolger. — Nun versteht es sich von selbst, daß die einzelnen Richtungen sich nie so vollständig voneinander absondern konnten, daß irgend eine dieser Erscheinungen das Princip rein und ungemischt ausdrückt; aber in jedem bestimmten Fall ist das Uebergewicht des einen Moments über das andere deutlich herauszuerkennen. — Erst in neuester Zeit findet eine Ausgleichung statt. Die politische Aufregung der letzten Jahre hat ein bestimmtes politisches Nationalbewußtsein hervorgebracht, dem sich auch der objective Künstler, der unparteiische Kritiker nicht entziehen kann, und auf der andern Seite hat die akademische Bildung eine so große Ausbreitung und Festigkeit gewonnen, daß es auch dem leidenschaftlichsten Parteimann nicht mehr einfallen wird, Geschichte zu schreiben, ohne die Quellen nach strengster Methode zu prüfen. Nehmen wir die jüngeren Schüler Rankes, z. B. Waitz und Sybel, sodann Droysen, dessen Grundlage die philosophisch-philologische Bildung ist, und etwa Duncker, der der schlosserschen Richtung am nächsten steht, so werden wir trotz aller Abweichungen eine wesentliche Verwandtschaft entdecken, und diese Verwandtschaft beruht darin, daß wir es nicht mehr mit abstracten Gelehrten, nicht mehr mit einseitigen Philologen, Juristen, Philosophen, Künstlern rc. zu thun haben, sondern mit politischen Charakteren, die dem Leben nicht müßig zusehen, sondern thätig in dasselbe einzugreifen bemüht sind. Wenn die Paulskirche auch die deutsche Politik nicht wesentlich gefördert hat, so hat sie desto segensreicher auf unsere Geschichtschreibung eingewirkt.

Die beiden Schriftsteller, von denen hier die Rede ist, haben durchaus keinen rhetorischen oder philosophischen Zweck; sie erzählen schlicht und einfach, was sie zu erzählen haben, und es zeigt sich, daß daraus der zweckmäßigste

historische Stil hervorgeht. Wir werden gar nicht daran erinnert, daß wir ein Kunstwerk vor uns haben, wir können uns unbefangen in die Sache vertiefen, und diese Sache verdient unser ernsthaftestes Studium schon um des richtigen Verständnisses unserer eignen Zustände willen, denn wenn man früher in der alten Welt die Muster suchte, wie man sich die Gegenwart vorstellen müsse, so ist die neue Welt, in welcher wir primitive Zustände im Zusammenhang mit der raffinirtesten Bildung sich entwickeln sehen, am geeignetsten, an dem fremden Stoff unsern Blick für die eignen Zustände zu schärfen. — Wir begnügen uns hier mit diesen Andeutungen und behalten uns vor, den Stoff selbst nach der Anleitung der drei Schriftsteller im Zusammenhang darzustellen.

Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Dritter Theil. Bis zu Napoleons Flucht aus Rußland (1811). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. —

Mit einer Arbeitskraft, die alle Vorstellungen übersteigt, strebt Herr Häusser der Vollendung seines Werkes zu. Noch sind kaum zwei Jahre seit dem Erscheinen des ersten Bandes verflossen und schon haben wir drei starke Bände, welche die wichtigste Zeit der deutschen Entwicklung umfassen, und die Vollendung des Ganzen mit dem vierten Bande ist noch für den Herbst dieses Jahres in Aussicht gestellt. Der Erfolg des Buchs wird durch diese schnelle Arbeit unstreitig gefördert, während die innere künstlerische Vollendung wahrscheinlich bei einer langsameren, sorgfältigeren Durcharbeitung gewonnen haben würde. Indeß wollen wir mit dem Verfasser darüber nicht rechten, daß wir manches besser wünschten, da das, was er wirklich gibt, durchaus gut zu nennen ist.

Bei der wehvollen Zeit der Jahre 1806 bis 1812 kam es zunächst darauf an, den ernsten Charakter der Begebenheiten durch einen ernsten, charakterfesten Ton angemessen wiederzugeben. Dies ist dem Verfasser vollkommen gelungen. Man sieht, wie er mit seiner tapfern Gesinnung in jenen schweren Kämpfen wie in der Gegenwart lebt, wie seine klare Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten durch einen unsträflichen Charakter getragen wird. Er läßt sich niemals durch den Schein der Größe verblenden, den Maßstab des sittlichen Urtheils aus den Augen zu lassen; er gibt sich aber auch nicht zum Apologeten des bloßen guten Willens her, wo sich dieser mit Schwäche verbunden zeigt; er strebt nicht nach kalter Objectivität, er läßt sein warmes Gefühl überall durchblicken, aber er vermeidet wenigstens im Ganzen die blos rhetori-

schen Wendungen. — Gegen die beiden frühern Bände steht der gegenwärtige in einer doppelten Beziehung im Nachtheil: einmal haben sie nicht in dem Grade den Reiz der Neuheit, da die Zahl der unbenutzten Quellen, die dem Verfasser zu Gebote standen, dies Mal geringer ist; sodann kam es dies Mal mehr darauf an, durch seine, geistvolle Charakteristik der einzelnen Figuren dem Bekannten einen neuen Reiz zu geben und den Verzweigungen der Politik in allen Kanälen des geistigen Lebens nachzuspüren. Hier reicht das Talent des Verfassers nicht vollständig aus. Seine Charakteristik ist richtig, aber sie hat nicht jenen Zauber der Genialität, den wir durch neue glänzende Leistungen der Geschichtschreibung gewissermaßen zu beanspruchen verwöhnt sind. Dagegen hat das Buch den Vorzug einer klaren, deutlichen, durchaus volksthümlichen Schreibart, und es liegt in dem Gegenstand selbst Interesse genug, um die Beihilfe der Kunst überflüssig zu machen.

In der Erforschung der Thatsachen ist der Verfasser gewissenhaft zu Werke gegangen, und wenigstens im Allgemeinen darf man behaupten, daß alles, was er erzählt, feststeht, wenn auch bei den widersprechenden Angaben der unzähligen Quellen manches im Dunkel bleiben mußte. Von den drei Gegenständen, deren Darstellung der gegenwärtige Band umfaßt, den Fortschritten und Uebertreibungen der Franzosen, der innern Wiedergeburt Preußens und dem Verhalten Oestreichs, sind die beiden ersten erschöpfend behandelt. Der letztere läßt viel zu wünschen übrig, woran freilich der Verfasser unschuldig ist, da von jener Seite die Quellen noch immer sehr spärlich fließen. Vielleicht der vortrefflichste Theil ist die Schilderung der rheinbündischen Zustände, namentlich des projectirten Königreichs Westphalen, wobei man noch rühmend erwähnen muß, daß trotz seines gerechten Abscheus gegen die französische Herrschaft der Verfasser in der Benutzung polemischer Schriften sehr behutsam zu Werke geht.

So sind wir denn wieder in unsrer Literatur um ein bedeutendes Feld bereichert. Die schwerste Periode der deutschen Geschichte hat eine würdige Darstellung gefunden und an der Hand dieses Leitfadens kann sich nun das deutsche Volk in das genauere Studium des Details vertiefen, damit ihm seine Vorzeit völlig zur Gegenwart werde, seine Schande sich lebendig in sein Herz eingrabe und sein wohlerworbener Ruhm ein freudiges Licht auch auf die Zukunft werfe. Denn in der That ist es Gegenwart, was wir hier zum zweiten Mal erleben. Ein großer Theil der Schäden, an denen damals Deutschland unterging, ist noch immer nicht geheilt, die Gefahren sind noch immer vorhanden, aber auch die Kraft ist nicht verloren, mit welcher damals das Volk sich Recht zu verschaffen wußte. Für den männlichen, unerschrockenen Freimuth, mit welchem der Verfasser die Sonde in Deutschlands Wunden legt, verdient er den Dank der Nation.

Novellen von Hermann Grimm.

Berlin, Hertz. —

Wir sind bei der Besprechung der zahlreichen Romane, die jedes Jahr hervorbringt, selten in der Lage, mehr als den gewöhnlichen Beifall auszusprechen, mit dem man ein Buch empfängt, gegen welches sich keine erheblichen Ausstellungen machen lassen, für dessen Existenz aber auch kein stichhaltiger Grund anzuführen ist. Wir freuen uns, dies Mal einen andern Standpunkt einnehmen zu können. Das Werk, das uns vorliegt, ist die Schöpfung eines echten Dichters, eines Dichters, der in Bezug auf die bestimmte Kunst, um die es sich hier handelt, auf dem richtigen Wege ist. Wir können ihm in dieser Gattung nur zwei Leistungen zur Seite stellen: die Novellen von Paul Heyse und von Gottfried Keller. In dieser Reihe nimmt der Dichter eine sehr ehrenvolle Stelle ein, und wir möchten ihm sogar den Vorzug geben. Zuerst fällt das feine Auge für die Erscheinungen der Natur auf. Sie sind gewissermaßen ihrem innersten Lebensnerv nachgefühlt und durch Farbe und Stimmung sehr glücklich wiedergegeben. Mit derselben Aufmerksamkeit verfolgt der Dichter aber auch die Bewegungen der Seele; jeder einzelne Zug ist aus dem vollen Leben herausgeschöpft und verräth zugleich ein warmes Herz und einen richtigen Verstand. Mit jener Virtuosität in der Analyse, welche unsrer Zeit überhaupt eigenthümlich ist, späht der Dichter jeder einzelnen Regung nach: aber, was das Wichtigste ist, er büßt darüber nicht den Blick für das Ganze ein. Die Begebenheiten, die er erzählt, sind einfach, aber die daran sich entwickelnden Seelenstimmungen beschäftigen uns so lebhaft, daß wir keinen Augenblick ermüdet werden. Der Dichter geht von dem sehr richtigen Grundsatz aus, es sei die Aufgabe der Poesie, das Schöne zu zeigen. Der Fehler, in den die meisten neuern Poeten verfallen, ihre Virtuosität im Häßlichen zu entfalten, bleibt ihm fern. Wir finden in sämmtlichen Gemälden keinen einzigen wirklich störenden Zug, der den schönen Eindruck des Ganzen verkümmerte, und so können wir auch in sittlicher Beziehung, obgleich unnützes Moralisiren vollständig vermieden ist, unsre unbedingte Anerkennung aussprechen.

Schon die frühern Leistungen Hermann Grimms haben wir mit Aufmerksamkeit verfolgt. Einzelne Schönheiten von großem Werth, Spuren einer echten Dichternatur haben wir überall angetroffen, aber kein einziges dieser Werke hat einen durchweg erfreulichen und befriedigenden Eindruck auf uns gemacht; namentlich sind wir der Ansicht, daß sein Talent fürs Drama nicht ausreichend ist. In der neuen Sphäre dagegen zeigt er sich vollkommen zu Hause, und indem wir die besten Hoffnungen für seine Zukunft daraus schöpfen, erlauben wir uns noch, ihm einen Rath zu ertheilen.

Die Genremalerei kann nur für einen gewissen Raum ausreichen; treibt

man sie zu lange, so wird auch das beste Talent der Gefahr ausgesetzt, seine Kraft in kleinen Erfindungen auszugeben, die zuletzt zu unkünstlerischer Detailmalerei verführen. Wenn aber der Dichter sich zu einem Gemälde in größerem Stil entschließen wollte, so würde für die Technik und Composition W. Scott das passendste Vorbild sein. Wir können uns vorstellen, daß bei seiner eigenthümlichen, feinen, etwas zarten ästhetischen Bildung, die sich in ihren letzten Fäden noch in die romantische Schule verzweigt, dieser Dichter ihm widerstrebt. Aber für die Technik kann man auch bei demjenigen lernen, dem man in der Anlage entgegengesetzt ist; ja ein solches Studium ist das fruchtbarste. Seitdem das eigentliche Epos aus dem Kreise der Poesie zurückgetreten ist, hat W. Scott ohne viel Nachdenken und Reflexion durch seinen richtigen Instinct und seine gesunde Natur das Gesetz aufgefunden, welches noch in keiner Weise überboten ist. Man hat früher seine Zigeuner, seine Bettler, seine hochländischen Räuber nachgebildet, ohne viel Erfolg; auf das innere Gesetz und die Methode seines Schaffens hat man weniger Aufmerksamkeit verwandt. Dem gegenwärtigen Berichterstatter wird die Bemerkung erlaubt sein, daß der ungewöhnliche Erfolg, den der Roman seines Freundes, „Soll und Haben", davongetragen hat, wenigstens zum Theil darauf beruht, daß der Dichter sich die Gesetze seiner poetischen Gattung, wie sie W. Scott aufgestellt, durch sorgfältiges und eindringendes Studium angeeignet hat. Wir Deutschen bedürfen dieser Zucht am meisten, weil unsre besten Dichter es in der Regel vergessen haben, daß die geistvollsten Erfindungen nicht genügen, wenn man nicht so erzählt, wie erzählt werden muß, um den Zuhörer in Spannung zu erhalten. Wenn es Hermann Grimm gelingt, die angeborene Gabe, zu schauen, die keine Kritik ersetzen kann, mit der richtigen Kunstform zu verbinden, die durch ernsthaftes Studium wesentlich gefördert wird, so kann er etwas Vorzügliches leisten. —

Literatur.

Juristische Abhandlungen. Von Dr. Hermann Wasserschleben, Professor der Rechte an der Universität Gießen. Gießen, 1856. — Die in dieser Schrift enthaltenen Abhandlungen sind den Entscheidungsgründen entnommen, welche der Herr Verfasser als Referent in der dem gießener Spruchcollegium überwiesenen gräflich bentinckschen Proceßsache zu seinem Urtheilsentwurf ausgearbeitet hatte.

Der bentincksche Proceß ist bekanntlich im Jahr 1854 nicht durch Vergleich zwischen den Parteien, sondern durch eine Uebereinkunft der oldenburgschen Regierung mit der klägerischen Partei beendigt worden, und dieser der beklagten Partei durchaus und in jeder Hinsicht nachtheiligen Uebereinkunft hat sich die letztere unterwerfen müssen.

Hätte die deutsche Presse dem Verlaufe jenes Processes nur halb die Aufmerk-

samkeit geschenkt, wie jetzt dem Streite über das bacherlsche Eigenthumsrecht an dem Fechter von Ravenna, so würde er schwerlich durch den Einfluß politischer Gewalten und der Cabinete, statt durch das competente Gericht entschieden worden sein.

Aber freilich hätte diese Aufmerksamkeit einige Mühe und einigen Ernst erfordert. Man hätte sich wenigstens mit der Geschichte des bentinckschen Processes einigermaßen bekannt machen müssen, und hätte nicht ganz gleichgiltig dagegen sein dürfen, daß Verträge vermittelt, abgeschlossen und garantirt wurden, um von der Macht nicht länger und nicht weiter, als es ihr beliebte, gehalten zu werden, daß das Ausland, da die klägerische Partei aus Ausländern bestand, durch diplomatische Verwendung den äußersten Einfluß auf den Proceß ausübte, und daß mächtige inländische Höfe diesem Einfluß zu Hilfe kamen.

Es ist wol kein Proceß geeigneter, Aufschluß über die deutschen Rechtszustände der Gegenwart zu geben, als der bentinckscbe. Die ganze Kette von Bemühungen, die sich selbst richten, durch welche die rechtliche Entscheidung desselben theils unnütz gemacht, theils vereitelt wurde, ist von einem andern, nicht juristischen Schriftsteller, der früher auch über den jordanschen und den weidigschen Proceß geschrieben hatte, Herrn A. Boden in seiner Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte, Frankfurt a. M., 1856“ ungescheut dargelegt worden.

Das Eine kann indessen doch in der ganzen Geschichte des bentinckschen Processes als erfreulich hervorgehoben werden, daß die beiden deutschen Rechtsfacultäten, welche im Auftrage des oldenburgischen Oberappellationsgerichtes in demselben Recht zu sprechen hatten, dies mit der größten Unabhängigkeit, auch von ihren eignen Regierungen, theils gethan haben, theils gethan haben würden. Das oldenburgsche Oberappellationsgericht war durch einstimmigen Bundesbeschluß vom Jahr 1828 als die zur rechtlichen Entscheidung des bentinckschen Erbfolgestreites durch deutsche Rechtsfacultäten allein competente Behörde anerkannt. Die jenaische Juristenfacultät wies die klägerische Partei durch Erkenntniß vom Jahr 1842 mit allen ihren Klaganträgen ab; aus der Schrift von Wasserschleben geht hervor, daß die gießener Rechtsfacultät im Begriff stand, das jenaer Urtheil im Widerspruch mit einem gegen dasselbe gerichteten Bundes-Mehrheitsbeschluß vom Jahr 1845 zu bestätigen und dadurch rechtskräftig zu machen, als man dies plötzlich von anderer Seite zu verhindern wußte. —

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller und Johannes Falke. Nürnberg, Bauer & Raspe. — Von der Tendenz der Zeitschrift werden wir die klarste Vorstellung geben, indem wir auf den Inhalt der uns vorliegenden vier Hefte hinweisen. Die deutsche Culturgeschichte von J. Falke. Die Bettler zu Effelder des Jahres 1667 und ihre Zeit von G. Brückner. Ueber Tafelrunden und Schildbäume in Hildesheim von Karl Seifart. Wohlleben und Prachtliebe der Gesellschaft Limburg zu Frankfurt a. M. von Dr. Römer-Büchner. Zur Geschichte des Rauchens. Das heidelberger Faß. Zur Charakteristik der Frauenlectüre im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Kopfputz im 15. Jahrhundert. — Die allgemeinen Gesellschaftszustände Deutschlands von der Reformation

bis zum 30jährigen Kriege von Karl Biedermann. — Aberglaube in Krain gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Dr. Rehlen. Mittheilungen aus Familienannalen des 16. Jahrhunderts von K. Seifart. Bücherschau. Buntes: die polnischen Auguste und ihre Schmeichler. — Monsieur Alamode, der Stutzer des 30jährigen Kriegs von Jac. Falke. Das frühere Schützenwesen der Deutschen von Dr. A. Barack. Eine Selbstbiographie aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, mitgetheilt vom Archivar Dr. Landau. Buntes: Zum Hofleben. — Zur Sittengeschichte von Nürnberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Dr. Lochner. Die Hexenprocesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert von Dr. K. Pfaff. Culturgeschichtliche Annalen der Stadt Frankfurt a. M., mit besonderer Rücksicht auf Gesundheitszustand und Medicinalverfassung von Dr. W. Stricker. Buntes: Der Dilettantismus in der Culturgeschichte. — Die einzelnen Arbeiten sind mit Umsicht und Gründlichkeit ausgeführt und der Ton grade so einfach und populär, wie sich für ein Werk ziemt, welches für das größre Publicum bestimmt ist. Die Wissenschaft kann durch eine solche geordnete Zusammenstellung monographischer Beiträge nur gewinnen und so sprechen wir den lebhaften Wunsch aus, daß das Interesse des Publicums dem Werth der Leistung entsprechen möge.

Weimarer Sonntagsblatt. Zweiter Jahrgang. Weimar, Böhlau. — Ein Localblatt kann auch für die allgemeine Literatur Interesse erregen, wenn die Localität, die es vertritt, einen positiven Inhalt hat. Weimar besitzt ausgezeichnete Gelehrte und tüchtige Künstler, die noch den Vorzug eines engern Zusammenhangs haben, als in einer größern Stadt möglich wäre, es besitzt eine kriegerische musikalisch-kritische Schule, es besitzt ferner die Traditionen an die große Vergangenheit. Das Letzte ist das eigentlich Interessante an diesem Blatt. So heben wir namentlich einen größern Aufsatz von C. W. Weber hervor: was Weimar in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that. Ferner einen Brief von Tieck an Riemer über dessen Mittheilungen, wo einige interessante Notizen über die Stellung der romantischen Schule zu Goethe gegeben werden; dann einzelne Erläuterungen über Stellen aus Goethe von J. S. (Saupe?), z. B. eine Erklärung des Hans von Rippach. Noch in den neunziger Jahren war der Ausdruck Hans von Rippach in Leipzig gäng und gäbe, um einen landjunkerlichen Großhans aus der nächsten Runde (Rippach war nämlich die letzte Station auf der alten Poststraße von Naumburg nach Leipzig), und im weitern Sinne einen stolzen Gimpel und ungeleckten Bären zu bezeichnen. — Am willkommensten war uns ein ungedrucktes Gedicht von Goethe in Fräulein von Schillers Stammbuch am 10. August 1819.

Weil so viel zu sagen war
  Wußt ich nichts zu sagen,
Ob die Blätter gleich ein Jahr
  Mir vorm Auge lagen.

Jetzo da du sie entführt,
  Mag die Feder walten
Denn es bleibt, wie sichs gebührt,
  Immerfort beim Alten.

Milde zum Verständlichen
  Wird die Mutter mahnen,
Deutend zum Unendlichen
  Auf des Vaters Bahnen.

Neue historische Schriften. — Von Theodor Juste, dem Geschichtschreiber der belgischen Revolution von 1830, ist ein neues Werk erschienen: Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II. 2 Bde. Das Werk hat einen populären Charakter; es ist weniger auf eine gelehrte Kritik, als auf eine Verbreitung nützlicher Erkenntniß in Bezug auf den Staat und die Geschichte berechnet. — Dagegen gehört dem Bereich der strengsten Gelehrsamkeit das Werk an, welches wir bereits flüchtig erwähnt haben: die Geschichte der Regierung Philipps II., Königs von Spanien, von dem Amerikaner William Prescott. Das Interesse der Amerikaner für Spanien ist bemerkenswerth. Die beste spanische Literaturgeschichte hat uns Ticknor geliefert, und die beiden frühern Werke, durch welche Prescott seinen Ruhm in der historischen Literatur begründet hat, die Geschichte der Eroberung von Mexico und Peru, fallen wenigstens zum Theil gleichfalls innerhalb der spanischen Geschichte. Er wurde zu diesen Werken theilweise durch seine Vorstudien zur Geschichte Ferdinands und Isabellas geführt; allein die Episoden waren werthvoller als das Hauptwerk, denn so verdienstlich jene Geschichte ist, so merkt man doch heraus, daß sie mitten unter der Sammlung der Materialien geschrieben wurde. In dem neuen Werke befindet sich der Verfasser bereits auf bekanntem Gebiet, es ist freier und überlegener geschrieben und nähert sich daher auch mehr der künstlerischen Vollendung. Die Vorzüge der älteren Schriften, gründliche Detaildarstellung und Wärme der Beschreibung, sind geblieben. Der feine geistreiche Spürsinn auf dem psychologischen Gebiet und die große Perspective, die wir jetzt an das ideale Bild eines Geschichtschreibers zu knüpfen gewohnt sind, ist weniger ausgebildet. — Ein Pragmatiker von dem alten Schlage, conservativ in dem entschiedensten Sinn dieses Worts, aber ein ehrlicher und gewissenhafter Charakter ist Archibald Alison, der seiner Geschichte Europas gegenwärtig eine Fortsetzung folgen läßt (1815—1852), von welcher bis jetzt fünf Bände erschienen sind. Alison kommt es nicht wie seinem großen Landsmann Macaulay auf Lebhaftigkeit und Vollständigkeit des Details an; weder sein rhetorisches Talent ist bedeutend, noch sein descriptives, aber er versteht gut zu gruppiren und das praktische Verständniß der Dinge dieser Welt, das allen Engländern angeboren zu sein scheint, gibt seiner Darstellung auch für uns großen Werth. Es ist sehr nützlich, wenn wir uns unsere eigne Geschichte zuweilen von den Engländern erzählen lassen; wir selbst werden sie wol tiefer auffassen und geistvoller darstellen, aber der nüchterne Engländer kann uns zuweilen auf den common sense hinweisen, wenn wir einmal im Uebermaß des Geistvollen geneigt sein sollten, die Tramontane zu verlieren. — Wir fügen diesen historischen Schriften ein neues Werk verwandten Inhalts hinzu: Eine italienische Reise in Briefen. Dem Freunde der Natur, der Kunst und des Alterthums gewidmet von C. F. Michelet. Mit drei Plänen. Berlin, G. Schindler. — Der interessanteste und belehrendste Theil des Buchs enthält den Versuch, die Localitäten des alten Roms festzustellen. In Bezug auf Beobachtung der gegenwärtigen Zustände, der Beschreibungen aus dem Gebiet der Natur rc. zeichnet sich der Verfasser dadurch aus, daß er die Dinge ohne Vorurtheil, mit offenem und frischem Auge ansieht.

Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrhundert vor Christus. Von J. Kruger. Frankfurt a. M., H. C. Brunner. — Wir erwähnen dies wunderliche Buch, welches nach dem Urtheil der Sachverständigen,

die wir zu Rathe gezogen haben, eine wissenschaftliche Besprechung nicht hervorrufen kann, nur in Bezug auf zwei Umstände. Einmal ist es merkwürdig, daß die Geschichtsforschung noch immer nicht so weit gekommen ist, das fruchtlose Bemühen aufzugeben, aus poetischen Werken Thatsachen construiren zu wollen, wo man nicht über die Art und Weise der poetischen Ueberlieferung beglaubigte Nachrichten hat. Nach dem Firdusi eine Geschichte Assyriens zu schreiben, ist noch viel zweckwidriger, als wenn man das Nibelungenlied bei der deutschen Geschichte zu Grunde legen wollte, denn bei Firdusi ist die Sache noch durch viel mehr Hände gegangen. — Sodann hat Fallmerayer in der Donau Nr. 86 über das Buch eine ausführliche Kritik gegeben, worin er sich im Wesentlichen auf die Seite Krugers stellt und folgende Bemerkung hinzufügt: „Der Verfasser ist nicht blos ein Südlicher, er gehört zu seinem Unglück auch noch jenem Lande an, welches man in der Rangliste der Intelligenz noch hinter das viel bespöttelte „Neu-Böotien" zurückzustellen pflegte. Daß wir stark im blinden Glauben sein und mit wahrhaft moskowitischer Eleganz das Joch der Druidendisciplin zu tragen verstehen, wird anerkannt; daß wir aber auch in der classischen Philologie und in der Philosophie der Geschichte etwas Tüchtiges wissen; daß wir frei und unabhängig von willkürlicher Autoritätsdictatur Trug und Wahrheit kritisch zu unterscheiden vermögen; daß wir Thucydides in der Ursprache lesen und die eignen Gedanken in kunstvoller Plastik auszuprägen im Stande seien, glauben unsre Gegner noch heute nicht. Ob man hierin Recht oder Unrecht habe und ob man diesseits des thüringer Waldes eben jetzt auf dem rechten Wege sei, diesen nordischen Unglauben an unsre geistige Begabung und unsren höheren Bildungsstand zu zerstören, gehört nicht zur Frage. Genug, daß die Kluft existirt, und es für Herrn Krugers Landsleute doppelter Vorsicht bedarf, weil sie außer den Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, auch noch ein mächtiges Vorurtheil zu bekämpfen und nur für unanfechtbare Evidenz Duldung und matte Anerkennung zu erwarten haben." — Wenn die süddeutschen Schriftsteller auf diesen Punkt zu sprechen kommen, so ist es zuweilen, als ob sie alle Besinnung verlören. Die Sage von der Ueberhebung der Norddeutschen ist so allgemein verbreitet, daß man sie für wahr annimmt, auch wo gar kein bestimmter Fall vorliegt. Wenn die Norddeutschen vergessen sollten, daß Goethe und Schiller der Dichtkunst, daß Hegel der Philosophie einen neuen Aufschwung gegeben haben, so müßten sie nicht recht bei Sinnen sein. Daß Süddeutschland, daß namentlich Oestreich im gegenwärtigen Augenblick in der Wissenschaft weniger leisten, als Norddeutschland, um das einzusehen, bedarf man wahrlich keiner norddeutschen Augen. Aber noch nie haben wir etwas davon gehört, daß man in Norddeutschland gegen eine wissenschaftliche oder künstlerische Leistung deshalb ungerecht war, weil sie aus Süddeutschland kam, und die Empfindlichkeit in dieser Beziehung, die bei den süddeutschen Schriftstellern so häufig hervortritt, ist gewiß kein Zeichen von Kraft. —

Populäre Literatur. — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates zum Vortrag und Selbstunterricht. Von Dr. Karl Rosenberg. Zwei Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. — Das erste Bändchen haben wir bereits angeführt, das zweite geht bis zum Jahre 1815. Der gemeinfaßliche Ton der Schrift und ihre patriotische Gesinnung ist lobend hervorzuheben. — Das musi-

kalische Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, eine historisch-biographische, kunstwissenschaftliche, pädagogische Musikzeitschrift, zur Vermittlung der Gegenwart mit der Vergangenheit, zur genauern Kenntniß und gerechten Würdigung der einen wie der andern und weitern Beförderung der edlen Kunst, zunächst für alle, welche die Musik an höhern Lehranstalten und Seminarien, in öffentlichen Schulen oder Privatinstituten und Familien zu lehren, den Gesang in Kirchen und bei feierlichen Gelegenheiten, desgleichen liturgische oder Militärsängerchöre oder andre Musikvereine zu leiten, die Orgel zu spielen haben oder sich auf ein solches Amt vorbereiten; dann auch für Dilettanten oder Musikfreunde, so wie zur geneigten Kenntnißnahme der hohen Kirchen- und Schulbehörden herausgegeben in zwanglosen Heften unter Mitwirkung mehrer Herren Geistlichen und gelehrten Kunstfreunde, Musikdirectoren und Organisten, so wie Musiklehrer an Seminarien und andern Schulanstalten von J. G. Hientzsch, Director a. D., Mitglied der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, der kaiserl. königl. Akademie zu Roveredo rc. Erstes und zweites Heft. Berlin, Selbstverlag. — Der Titel spricht sich über das, was der Verfasser will, so ausführlich aus, daß uns nichts zu sagen übrig bleibt. Die hervorragenden Aufsätze in den vorliegenden Heften sind die Beiträge zur Geschichte des frühern und jetzigen Musikwesens auf dem Lande, in der Mitte des ehemaligen Sachsens und zur Geschichte der Musik in Berlin. — Die Entziehung der Vor- und Zwischenmusik im Berliner Schauspielhause durch die gegenwärtige Generalintendantur. Fliegendes Blatt von F. W. Gubitz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. — In Bezug auf die Zwischenmusik stehen wir entschieden auf Seite der Intendantur gegen den Verfasser; was die Vormusik betrifft, so möchten wir sie für das idealistische Drama beibehalten, aber nur unter der Bedingung, 1) daß die Musik dem Charakter des Stücks angepaßt ist, 2) daß sie nicht lange dauert und sich in dem bescheidenen Raum einer leicht verständlichen Einleitung hält. Wo diese Bedingungen nicht zu erfüllen sind, wollen wir auch für diesen Fall gern auf die Ouvertüre verzichten. — Am Himmel und auf der Erde. Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Mit Beiträgen von Dr. L. Heros, Prof. Dr. Mädler, Freih. v. Schönholz, Dr. Ed. Stollé u. A. Herausgegeben von Anton Gubitz. Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. Berlin, Vereinsbuchhandlung. — Das Genre unterscheidet sich nicht wesentlich von den Unternehmungen ähnlicher Art. Das Publicum hat den Vortheil, für einen äußerst billigen Preis eine Uebermasse naturhistorischer Notizen zu erhalten. — Lachender Ernst und Stacheln der Laune. Gesammelte Blättchen des Humors von F. W. Gubitz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. — Aeußerst gutartige harmlose Scherze, die fast zu stark an die gute unschuldige Zeit des Gesellschafters erinnern. — Diätetischer Haus- und Brunnenalmanach für 1856. Ein populärer Rathgeber für den Hausstand und ein Führer auf Brunnenreisen von Dr. E. von Nußdorf. Mit einer Eisenbahn- und Brunnenkarte. Berlin, H. Schindler. — Familiar letters on various subjects. For the use of young persons of both sexes. By J. H. Hedley. The second edition, carefully revised and corrected with an addition of twenty letters. Leipzig, Naundorf. — Ein brauchbares Handbuch für Anfänger, die mit der Erlernung des Englischen vorzugsweise einen praktischen Zweck verknüpfen. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Literaturgeschichte.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Erster Theil. Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. —

Mehr noch, als die politische Geschichte, zeigt die Literaturgeschichte, wenn man sie in ihren großen Perspectiven verfolgt, einen innern Zusammenhang, eine Folge und Gliederung, daß wenigstens ein Theil der Menschheit als ein organisches Ganze erscheint. Dem Geschichtforscher und dem Philologen erschließen sich freilich noch andre Gebiete, welche in diesen Zusammenhang nicht gehören, z. B. die sehr umfangreiche ost- und südasiatische Literatur, die, so weit wir es bis jetzt ermitteln können, zur europäischen Geschichte keine weitere Beziehung hat, als eben jene Untersuchungen der Philologen; dagegen lassen sich in der Literaturgeschichte Europas, wenn man sich nur nicht allzu pedantisch an die Jahreszahlen hält, da das Nachzittern der Bewegung die Wirksamkeit der bewegenden Kraft überdauert, sehr scharf getrennte Perioden bezeichnen, deren jede ihre ganz bestimmte Physiognomie, oder, wie der hergebrachte Ausdruck lautet, ihre Signatur hat. Wir machen bei der Durchmusterung dieser Perioden die Beobachtung, daß sich innerhalb jeder derselben, zuerst ganz im Geheimen und unmerklich, eine Reaction herausstellt, die endlich mit revolutionärer Kraft sich gegen die bisherige Autorität geltend macht und zur Signatur der folgenden wird. Jede Periode ist gegen die nächst vorhergehende ungerecht, weil sie einen feindseligen Gegensatz ausdrückt, und es bleibt einem spätern, diesem Gegensatz entrückten Zeitalter vorbehalten, eine nachträgliche Gerechtigkeit auszuüben.

So wurde die erste Culturperiode des Mittelalters bis ganz vor kurzem als ein Zeitalter der Barbarei gebrandmarkt und erst die Romantik, die nach verwandten Stoffen suchte, mußte die Gelehrsamkeit darauf aufmerksam machen, daß in der Periode des Ritterthums, der ungebrochnen Hierarchie, der Scholastik, der gothischen Baukunst u. s. w. eine innere Harmonie und dabei doch ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit geherrscht hätte, die von einem geschickten Zeichner aufgefaßt, sich als ein höchst erfreuliches Bild darstellt. Wenn aber A. W. Schlegel seine Blumensträuße aus den südlichen Dichtern mit

den Worten eröffnet: „Eins war Europa in den großen Zeiten des Ritterthums u. s. w.", so vergißt er dabei, daß das von jeder Periode gilt, sobald sie nur die Kraft hat, sich zu einer energischen Blüte zusammenzufassen. Er vergißt ferner, daß trotz der Harmonie in der Erscheinung doch im Wesen selbst, wie in jeder Periode, so auch in der Periode des Ritterthums ein starker Widerspruch erhalten war, den man mit einem geläufigen Parteinamen jener Zeit als die welfisch- und ghibellinische Bildung bezeichnen kann. Das Papstthum und das Kaiserthum waren die beiden höchsten politischen Blüten jener Periode; als die eine derselben der andern unterlegen war, war das Lebensprincip der Periode erstickt.

Das nächste Zeitalter hat die Signatur der classischen Bildung. Gewöhnlich bezeichnet man mit dem Ausdruck Renaissance ein etwas späteres Zeitalter, wobei man sich hauptsächlich auf die Entwicklung der Baukunst, der Kleidertracht und andre äußerliche Erscheinungen bezieht. Aber die Wiedergeburt beginnt schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, ja sie ist in ihrem innersten Kern die Wiederaufnahme des Ghibellinenthums, das, in der Politik zu Boden geschlagen, sich auf die Literatur und Kunst warf. Es hat eine symbolische Bedeutung, daß der große Erneuerer der Kunstpoesie, der Schüler Virgils, zugleich ein leidenschaftlicher Ghibelline war. Die Kirche hatte gesiegt, aber wie in der frühern Periode die siegreichen Barbaren der Cultur des Römerthums unterlagen, so nahm die Kirche die Bildung ihrer Gegner an. Leo X. war der höchste Gipfel, aber keineswegs der Beginn dieser Verweltlichung. Die Literatur und die Kunst gingen mit der Sitte Hand in Hand. Macchiavell sprach unumwunden die Grundsätze aus, die im Stillen jedermann hegte, die aber freilich dem folgenden Zeitalter so fremd geworden waren, daß man sich vergeblich darüber den Kopf zerbrach, was er sich dabei gedacht haben könne. In den äußern Formen war ja die Kirche noch allgemein herrschend; die Kunst und Wissenschaft dienten nur zu ihrer Verherrlichung. Aber freilich wird die Sache begreiflich, wenn man neben die sixtinische Madonna etwa die Leda und die Jo von Correggio hängt, wenn man Tasso mit Aretin, Pulci und Ariost zusammenstellt, wenn man sieht, wie in Camoëns die holdselige heidnische Venus als Beschützerin des Kreuzes gefeiert wird. Das wiederauflebende Alterthum rächte sich an den siegreichen Barbaren durch einen bittern Spott, der sich in den höchsten Kunstformen entwickelte, und wie verschiedenen Gebieten auch der Ciceronianismus des Erasmus und der Don Quixote des Cervantes angehören, sie drücken doch denselben Geist aus, der sich einfach und unbefangen im Fürsten, mystisch und mit der Anlage zur Schwärmerei in Cardanus und seinen Nachfolgern entfaltet. Wenn man noch dazu nimmt, daß die Entdeckung der neuen Welt, so wie das kopernicanische System mit den Ausläufern der Periode zusammenfällt, so wird man zugeben,

daß auch diese neue revolutionäre Periode troß ihrer bunten, reizenden Verwirrung eine innere Harmonie zeigt, die der Harmonie des eigentlichen Mittelalters nichts nachgibt.

Die herrschende Richtung des Zeitalters ging von den Gebildeten aus. Das gebildetste Volk der Zeit, die Italiener, standen an der Spitze der Bewegung; die Reaction schlummerte, ihrer selbst noch nicht bewußt, in den allgemein verachteten niedern Schichten des Volks, welches das Christenthum noch in einem ehrlichen Glauben empfing, während die Gebildeten ein frivoles phantastisches Spiel damit trieben. Am meisten entwickelt war diese Integrität des Gemüths im deutschen Volk, welches auch noch immer seine eigne Literatur hatte, eine Literatur mit einer nicht sehr christlichen, aber durchaus ehrlichen und treuherzigen Physiognomie, die hinter ihrer bescheidenen Außenseite eine furchtbare Kraft verbarg. Der Ausbruch mußte erfolgen, sobald das Volk zum Bewußtsein kam, es werde in seinem Glauben von der Bildung betrogen. Daß ein Hanswurst wie Tetzel dies Bewußtsein hervorrufen mußte, ist eine eigenthümliche Ironie der Geschichte.

Die Kraft der neuen Periode ging nicht von den Gebildeten aus, sondern von dem Volk. Ein Sohn des Volkes war sein Prophet, und die hochmüthige Bildung wurde zu Schanden. Zwar vertrugen sich im Anfang die Humanisten ganz gut mit den Reformatoren, aber nur wenn ein drittes vermittelndes Motiv, z. B. das nationale, dazu kam. Die aufrichtigen Vertreter der alten Bildung, z. B. Erasmus, hielten sich von der neuen Bewegung fern, dieser nicht etwa blos aus Charakterschwäche, sondern weil er den innern Kern des neuen Lebens besser begriff, als viele andre seiner Zeitgenossen und weil er noch in dem Aberglauben der vorigen Periode begriffen war, die Bildung müsse die Welt regieren. Dies Mal war es aber nicht die Bildung, sondern der Glaube, der sich zum Herrscher machte. Die Bauernsöhne, die Theologie studirt hatten, wurden die Vertreter der Literatur, und die katholische Kirche, die plötzlich wieder fromm wurde, fand in ihren Casuisten eine noch viel umfangreichere literarische Unterstützung, als der Protestantismus. Den letzten Resten des altheidnischen Germanismus wurden die Klauen beschnitten. Wo eine wirkliche Kraft vorhanden war, trat sie in der Form des religiösen Fanatismus auf, wie Cromwell. Zum ersten Mal war die Bibel jetzt ein wirkliches Evangelium der Welt geworden. Die Protestanten lernten aus ihr ihre Muttersprache, die Katholiken schöpften aus der Vulgata ihre Dichtung. Wenn die glaubenlose Bildung wieder einmal sich vermessen sollte, allein das entscheidende Wort zu führen, so muß man sie an die furchtbare Demüthigung erinnern, die ihr widerfuhr, als ein Calderon den dümmsten Aberglauben des Pöbels poetisch verklärte. Was in diesen Zeiten Großes hervorgebracht wurde, benutzte den Glauben wenigstens als mitwirkende Kraft. Freilich trug die Schöpfung

nicht immer das Gepräge ihres Ursprungs und man sah es z. B. der niederländischen Republik nicht mehr an, daß sie von den Bilderstürmern ausgegangen war.

Auch dies Mal war eine Reaction vorhanden, aber sie lag nicht in dem Volk, sondern in den Höfen. Das weltliche Wesen hatte auch in der theologischen Verpuppung im Stillen fortgewirkt. Die Fürsten hatten auf den Trümmern der säcularisirten Kirchengüter ihre Souveränetät aufgerichtet, der Orden der Jesuiten wurde eine Handelscompagnie, die Erben Cromwells gründeten die parlamentarische Regierung, Wallensteins Hofastrologen stellten die Gesetze der himmlischen Mechanik fest, Papst Gregor ließ den Kalender verbessern, und während das protestantische Leben im Pietismus versumpfte, wandten sich die Wissenschaft und Kunst wieder den classischen Vorbildern zu.

Die Revolution erfolgte dies Mal nicht am Anfang, sondern am Schluß der Periode. Der Uebergang aus dem kirchlichen Zeitalter in das Zeitalter der Aufklärung ist unmerklich. Boileau und Molière verherrlichten neben Racine und Bossuet den Hof Ludwigs XIV., und das untergehende Gestirn der Maintenon sah noch die aufgehende Sonne Voltaires. Das Volk hatte mit seinem Glauben so lange geherrscht, bis dem Glauben die Lebenskraft ausgegangen war. Sofort drängten sich die Gelehrten, die Aristokraten, die Gebildeten wieder auf den Thron der öffentlichen Cultur. Die Naturwissenschaft und Naturphilosophie war ununterbrochen fortgegangen, aber sie hatte schweigen müssen; jetzt drängte sie sich mit lautem Geschrei auf den Markt. Die Bildung hatte nun einen bestimmten Feind, oder wie man es jetzt nannte, den Aberglauben. Wenig dachten die Höfe und ihre Freunde daran, als sie sich am Candide und an der Pucelle erfreuten, als sie selbst das système de la nature in Schutz nahmen, daß sie damit der Demokratie in die Hände arbeiteten. Die Fürsten und die Vornehmen freuten sich, daß öffentlich verhöhnt wurde, was ihnen im Innern längst verächtlich geworden war. Die Kirche trat, wie in den Zeiten des alten Humanismus, ganz aus der Bildung heraus und lebte in finsterm Groll in den Hütten der ländlichen Kirchspiele. Ganz Europa hatte wieder eine gemeinsame Bildung, ja einen gemeinsamen Glauben, denn der Haß zeigte dies Mal eine productive Kraft. Wenn auch Voltaire und Rousseau, wenn auch die französischen Encyklopädisten und die deutschen Kritiker, wenn auch die Akademie und Goethe in vielen einzelnen Punkten voneinander abwichen, im Grunde strebten sie demselben Ziele zu. Es war die lange unterdrückte Leidenschaft der Natur, es war der wilde Idealismus des Herzens, der seine Fesseln von sich warf. Zwar legte die deutsche Dichtung am Hof von Weimar wieder ein akademisches Gewand an, aber damit konnte sie es nicht ungeschehen machen, daß sie einen Werther und Faust, einen Karl Moor und Ardinghello hervorgebracht; das griechische Heidenthum ließ sich nicht mehr ersticken und auch die

Physiognomie des Marquis Posa ließ sich unter den neuen Masken wol wieder herauserkennen. Da kam die Stunde der Entscheidung, die Werther, die Faust, die Karl Moor und Ardinghello tagten über den Geschicken einer großen Nation, der philanthropische Robespierre mußte, um die Todesstrafe abschaffen zu können, vorher mit einer Virtuosität ohne Beispiel die Guillotine spielen lassen, und die Bildung sah zu ihrem Schrecken, daß der Glaube, den sie gepredigt, wieder in die Hände des Volks übergegangen war. Es waren die Erben der religiösen Fanatiker von 1572 und 1648, die sich aufs neue in dem Blut der Aristokraten berauschten, freilich dies Mal aus andern Gründen. Die erschrockene Bildung bekehrte sich wieder, verleugnete ihren bisherigen Glauben und kehrte zu den Idealen der Vorzeit zurück. Burke, Chateaubriand, Schlegel u. s. w. wurden die Verkündiger der Romantik, aber ihr vereinzelter Kampf hätte keine Wirkung gehabt, wenn nicht durch das napoleonische Weltreich auch die Völker wären erregt worden, wenn nicht der Glaube an Gott und eine bessere Zukunft, über den der Verstand bis dahin gespottet, sich als ein allgemeines Bedürfniß des Herzens herausgestellt hätte. Daß nun in diesem Zeitalter der Bekehrungen die Periode der Aufklärung mit scheelen Augen angesehen wurde, liegt in dem natürlichen Gegensatz; daß man jetzt aber allseitig wieder anfängt, ihr gerecht zu werden, deutet bereits auf den Beginn einer neuen Periode hin.

Von dieser Wendung legt auch das vorliegende Buch ein günstiges Zeugniß ab. Der Verfasser schildert das so vielfach angefochtene Zeitalter der Aufklärung, welches er ganz richtig mit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt, als entschiedener Apologet, aber freilich von einem freieren und höheren Standpunkte aus, als derjenige war, den man inmitten der Bewegung einnehmen konnte. Er verkennt nicht die bedenklichen Erscheinungen, welche das Heraustreten des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit begleiten (diese schöne Definition des alten Kant bleibt noch immer die zweckmäßigste); aber er findet dessenungeachtet einen innern logischen Zusammenhang, wo man sonst nur Willkür und Leidenschaft gesucht hatte. Mit dem Plan des Buchs erklären wir uns vollkommen einverstanden.

Was nun die Ausführung betrifft, so machen wir auf dasjenige aufmerksam, was wir in einem frühern literarhistorischen Artikel bemerkt haben. Man muß an ein literarhistorisches Werk nicht die Ansprüche stellen, die man an ein geschichtliches zu stellen berechtigt ist. Der Historiker kann für die Ewigkeit arbeiten, weil er seinen Gegenstand vollständig darstellen kann; der Literarhistoriker muß sich ein bescheideneres Ziel stecken, er muß zunächst an seine eigne Zeit denken. Wenn sein geistiger Inhalt so bedeutend und seine künstlerische Form so vollendet ist, daß auch die Nachwelt sich daran erfreut und daraus belehrt, so ist das gut, aber er kann sich dieses Ziel nicht vorstecken. —

Herr Hettner verzichtet von vornherein auf eine gelehrte Arbeit im strengern Sinne des Worts. Wenn er seine Anschauungen aus den Quellen schöpft, so kommt es ihm doch nicht darauf an, das Material vollständig gesammelt und kritisch gesichtet zu überliefern; er begnügt sich bei den Thatsachen mit den bekannten Monographien, an welchen die englische Literatur überreich ist, während sie sich an das Unternehmen einer zusammenhängenden Darstellung noch gar nicht gewagt hat. Es kommt ihm darauf an, an den hervorragenden Erscheinungen der Literatur den Gang der allgemeinen Culturentwicklung nachzuweisen. Wir würden bei der Auswahl manches anders wünschen; das Urtheil würden wir zuweilen modificiren, namentlich in den Fällen, wo Hettner zu lebhaft einer bestimmten Idee nachgeht, dabei die andern Seiten des Gegenstandes übersieht und dieses später dann durch eine entgegengesetzte Einseitigkeit wieder gut zu machen sucht, wo er sich also widerspricht. Indeß wir halten es für unnütz, darauf näher einzugehen, da jeder kritische Leser in irgend einem Punkt besser unterrichtet sein wird, als der Schriftsteller, der allen Formen der Cultur gerecht werden will und sich daher bei manchen Punkten auf Hörensagen verlassen muß. In Beziehung auf das Thatsächliche behalten wir uns vor, zum beliebigen Gebrauch ein Verzeichniß der Errata mitzutheilen; dagegen müssen wir auf zwei Fehler aufmerksam machen, von denen wir ernstlich wünschen, daß sie der Verfasser bei den beiden folgenden Bänden vermeiden möge.

Der erste ist die novellistische Form, die bei der Vorlesung wol wesentlich dazu beitragen mag, die Lebhaftigkeit und das Interesse des Vortrags zu erhöhen, die aber in dem Buch keinen angenehmen Eindruck macht. Wahrscheinlich ist hier unbewußt der Einfluß Rankes maßgebend gewesen. Bei diesem feingebildeten, geistvollen Mann, der aber selten die Ruhe und Stetigkeit hat, zusammenhängend zu erzählen, machen diese anmuthigen Sprünge der Darstellung zuweilen einen ganz bezaubernden Eindruck, aber sie haben nur eine individuelle Berechtigung, als Muster zur Nachahmung sind sie in keiner Weise zu empfehlen, und der rankesche Stil in der Geschichtschreibung ist der letzte, dessen Verallgemeinerung wir wünschen könnten; am wenigsten paßt er für das Gebiet der Literaturgeschichte.

Ein zweiter Fehler hängt damit zusammen, aber er gehört Hettner eigenthümlich an. Bei seinem lebhaften Temperament und seinem warmen Interesse für die Stoffe begegnet es ihm häufig, daß er an seinen eignen Gedanken ein größeres Behagen findet, als ihm selbst bei reiferer Ueberlegung angemessen erscheinen würde. Wir haben ihn schon früher bei seinen journalistischen Arbeiten aufmerksam beobachtet und mit einiger Verwunderung gesehen, wie er dann am meisten über seinen Gedanken erstaunt, wenn derselbe Gedanke etwa acht oder vierzehn Tage vorher anderweit bereits ausführlich auseinandergesetzt war. Es liegt nun darin durchaus kein Plagiat, denn für denjenigen, welcher die

Literatur mit Unbefangenheit und hinreichender Kenntniß betrachtet, ergeben sich die Gedanken von selbst; aber es macht doch immerhin einen komischen Eindruck, den man ja leicht vermeiden kann. Auch von jenem Haschen nach Esprit, welches in der jungdeutschen Periode eine so schaudererregende Ausdehnung gewann, ist er keineswegs ganz frei, und hier muß wiederum die Berechtigung nur in der Individualität gesucht werden. Wenn z. B. Heine mit ungewöhnlichen Einfällen ungenirt um sich wirft, so wird man zuweilen geärgert, aber seine Wirkung macht es doch, denn Heine hat wirklich ungewöhnliche Einfälle, Einfälle, die trotz ihrer bizarren Form häufig den Nagel auf den Kopf treffen. Bei Hettner ist es aber blos Manier. Er hat eine lebhafte Empfänglichkeit, ein schnell bewegliches, nicht immer sicheres Urtheil und die Fähigkeit, die passenden Vergleichspunkte bei der Hand zu haben. Aus dieser Anlage geht dann ein guter Schriftsteller hervor, wenn er eine sehr scharfe Selbstkritik ausübt und die instinctive Thätigkeit seines Urtheils durch allseitige Forschung und besonnene Ueberlegung corrigirt. Bis jetzt ist ihm das noch nicht in dem wünschenswerthen Maß gelungen, er scheint noch nicht einmal ernsthaft danach gestrebt zu haben.

Möge Herr Hettner in diesen Bemerkungen keine Ueberhebung sehen. Wir wissen sehr gut, daß der deutsche Geschichtschreiber noch keinen ausgeschriebenen Stil, noch keine sichere Methode vorfindet, daß er die Weise, die ihm angemessen ist, erst finden muß, und daß es ihm daher nahe liegt, diese unvermeidliche subjective Thätigkeit vor dem Publicum zur Schau zu stellen; allein man muß diese Neigung ernsthaft bekämpfen, denn je strenger man sich an die Sache hält, je sicherer wird der Eindruck sein, den man macht, und wie in allen Dingen, wird auch hier die einfachste Form die beste sein. —

Geschichte der englischen Poesie. Von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Alexander Büchner. Zwei Bände. Darmstadt, Diehl. —

Daß die Tendenz des Buchs von der des vorigen wesentlich verschieden ist, zeigt schon der Titel. Der Verfasser hat die Absicht, durch ausführliche Angaben des Inhalts und durch Mittheilung zahlreicher Proben die Kenntniß der englischen Literatur in Deutschland zu verbreiten. Was die letzteren betrifft, so verfolgt er eine bedenkliche Methode: er gibt nämlich poetische Uebersetzungen. So anerkennenswerth in dieser Beziehung sein Talent ist, so leistet es doch für den vorliegenden Fall nicht ganz das, was es leisten soll, und wenn wir die Frage ganz bei Seite lassen, ob eine englische Literaturgeschichte für denjenigen Leser, der des Englischen nicht mächtig ist, überhaupt einen Nutzen haben kann, so wäre es auf alle Fälle zweckmäßiger gewesen, den englischen Text zu geben und eine prosaische Uebersetzung hinzuzufügen. — Die biogra-

phischen Notizen sind nicht sehr ausführlich, aber es ist im Grunde davon so viel gegeben, als der deutsche Leser brauchen kann. Es versteht sich von selbst, daß bei dem vorwiegenden Bestreben, die Kenntniß des Materials zu vermehren, das Urtheil in den Hintergrund tritt; wo sich aber der Verfasser auf Urtheile einläßt, können wir ihm meistens beitreten. Herr Büchner geht von einem richtigen poetischen Princip aus, und er ist unbefangen genug, in den Erscheinungen auch dasjenige gelten zu lassen, was mit dem Princip nicht unmittelbar zusammenhängt. — Der Stil ist ziemlich nachläßig, und es hätte der Wirkung des Buches nicht geschadet, wenn der Form mehr Recht widerfahren wäre. — Trotzdem ist es ein gutes und nützliches Buch und hat um so größeres Recht zu einer Stellung in der Literatur, da seit Bouterweck für die zusammenhängende Darstellung des Gegenstandes sehr wenig gethan ist. — Bei der Gelegenheit machen wir auf einen Artikel in der brockhausschen Gegenwart aufmerksam, welcher die neueste englische Literatur behandelt, im Ganzen mit viel Einsicht und Sachkenntniß, wenn auch mit etwas zu großem Aufwand an überflüssigem Witz. —

Balzac en pantoufles par Léon Gozlan. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Comp. —

Der Verfasser, ein langjähriger Freund des verstorbenen Dichters, erzählt eine Menge interessanter und unterhaltender Details aus dem Leben und den Gewohnheiten desselben. Einzelnes davon hat freilich nur für den Franzosen Bedeutung, aber Balzac ist in der allgemeinen Literatur ein zu merkwürdiges Phänomen, als daß wir nicht auch auf die Einzelnheiten seines Lebens unsre Aufmerksamkeit richten sollten. Wenn wir uns von ihm ein Bild aus seinen Schriften machen wollten, so erscheint er uns als ein hypochondrischer, bald zur Schwärmerei, bald zur Blasirtheit geneigter Grübler, der jeder Lebensbeziehung so lange ernst und forschend ins Auge sieht, bis ihm vor dem scharfen Sehen der Blick trübe wird, der so spitzfindig das Nervengeflecht auseinanderlegt und zerschneidet, bis von dem Leben nur noch todte Atome übrig bleiben. In der Wirklichkeit entsprach Balzac dieser Vorstellung keineswegs. Er war ein jovialer, bis zur Frivolität leichtsinniger Wildfang, eine harmlose Natur, die mit dem Leben spielte, ein hastiger und unruhiger Projectenmacher, der aber selten im Stande war, bei irgend einem Entwurf längere Zeit stehen zu bleiben, der, wenn ihm etwas fehlschlug, der erste war, darüber zu spotten; kurz im vollsten Sinn des Worts, was die Franzosen bon enfant nennen. Wenn er in seinen Romanen zuweilen das Leben mit einer Schärfe beobachtet, die uns erschreckt, so hat er dagegen in der Wirklichkeit sich fortwährend täuschen lassen, ohne über diese Illusionen irgend ein Mißbehagen zu empfinden; kurz eine Sammlung der bizarrsten Widersprüche, für die man schwer einen Leitton

findet. Ehe wir den Versuch machen, uns wenigstens einigermaßen in diesem Gewirr zu orientiren, theilen wir einige Notizen aus dem vorliegenden Buch mit.

Balzac ging sehr selten ins Theater. In der Comédie français hat man ihn etwa dreimal in seinem Leben gesehen. Er war nicht im Stande, einem größern Stück dauernd Aufmerksamkeit zu schenken, selbst wenn er für den Dichter eine besondere Vorliebe hegte. Als er 1840 sein erstes Drama: Vautrin, auf die Bühne brachte, machte er zuerst die größten Anstalten, sich den Erfolg zu sichern; er setzte die größten Hoffnungen auf denselben und baute sich die fabelhaftesten Luftschlösser. Das Stück fiel durch, wie kurz vorher V. Hugos Burggraves durchgefallen war; in beiden Fällen mit Recht. Aber Balzac ließ sich nicht im geringsten dadurch stören. Sein Freund besuchte ihn Tags darauf in seinem Landhaus, und schon hatte Balzac das Stück vollständig vergessen, schon war er voll von neuen Projecten und Chimären; er wollte sich durch Verbesserung der Gartencultur und dergleichen Millionen erwerben, und zwar in der allerkürzesten Frist. — Der große Erfolg seiner Schriften geht zum Theil von den Frauen aus, die ihm Dank wußten, daß er unter allen Dichtern zuerst die Fähigkeit zu lieben und geliebt zu werden über alle Grenzen des Alters ausgedehnt hatte. Bei den frühern Romanschreibern mußten die Heldinnen jung sein; für Balzac fängt das Leben der Frau eigentlich erst im dreißigsten Jahre an. Nebenbei hat er am meisten den Heroismus und die Größe der weiblichen Natur gefeiert, und er hat selbst aus den Fehlern derselben geheimnißvolle Tugenden herauszuschälen gewußt. — Sehr spaßhaft sind die Anekdoten über seine Methode zu bauen (z. B. in dem Landsitz les Jardies), seine Zimmer mit dem raffinirtesten weibischen Luxus anzufüllen, seine unregelmäßige und bizarre Lebensweise, seine beständigen Nachtwachen, die Wuthausbrüche, die zuweilen mit einer ganz wilden Energie erfolgten, um dann schnell vorüberzugehen, namentlich aber über sein phantastisches Streben nach unermeßlichen Reichthümern. In den monographischen Vorstudien zu seinen Werken ist vieles, was an Jean Paul erinnert, wie denn auch in der That in der Composition der beiden Dichter sich eine große Aehnlichkeit findet. — Wir lassen hiermit das Buch bei Seite, um von unserm Standpunkt aus auf den Gegenstand einzugehen.

Von den Belletristen der neuesten romantischen Schule in Frankreich verdienen, wenn man von einigen sehr feinen, aber nicht grade wirkungsreichen Talenten absieht (z. B. Mérimée, Musset, Bernard, Augier rc.), die meiste Aufmerksamkeit Balzac und G. Sand. Dem ersten Anschein nach sind sie sich durchaus entgegengesetzt. G. Sand ist der leidenschaftlichste Idealist, den man sich vorstellen kann, das Gefühl, die Leidenschaft scheint alle Beobachtung der Wirklichkeit zu verschlingen, während sich Balzac mit einem Eifer in die empirische Wirklichkeit vertieft, dem kein anderer Schriftsteller gleichkommt, selbst Thackeray nicht. Indeß bei näherem Zusehen entdeckt man viele Aehnlichkeiten,

zunächst in ihren Extravaganzen. Nehmen wir z. B. G. Sands Lelia, Spiridion, Gabriel und ähnliche Phantasiebilder, und halten dagegen Balzacs Louis Lambert, Seraphitus und die sämmtlichen Novellen, die er im sogenannten mystischen Buch gesammelt hat, so finden wir fast gar keinen Unterschied. Die glühend gläubige Frau phantasirt grade ebenso, wie der grübelnde Skeptiker; bei jener ist der Glaube ein Rausch, bei diesem der Zweifel. Aber auch ihre bessern Seiten haben etwas Verwandtes. Was G. Sand betrifft, so geben wir gern zu, daß ihr Enthusiasmus zuweilen eine hinreißende Wirkung ausübt, aber doch nur in seltenen Fällen. Ihre raffinirten Erfindungen, nicht blos die Lelia, sondern auch Indiana, Jacques (den Balzac auch könnte geschrieben haben), le secrétaire intime, Leo Leoni rc. machen auf uns grade einen so unangenehmen Eindruck, wie Balzacs Phantasien aus der pariser Gesellschaft, z. B. père Goriot. Dagegen besitzt G. Sand einen wunderbaren Reiz, wo sie das helle Sonnenlicht ihrer Poesie auf die Realität fallen läßt, wie in dem Teufelssumpf, in Horace, André rc., so wie uns Balzac dann am meisten ergreift, wenn er seine Sonde nicht an die Ueberschreitungen des Verstandes und des Willens, sondern an das menschliche Herz legt, wie Eugénie Grandet. Die beiden Dichter sind gewissermaßen zwei Pole, die nur in der Vereinigung etwas Ganzes bilden, denn die bloße Synthese ist ebenso unfruchtbar wie die bloße Analyse. G. Sand gesteht selbst zu, daß Balzac einen sehr großen Einfluß auf sie ausgeübt hat; einen nützlichen, denn er schärfte ihr Auge für die Farben des Lebens, einen schädlichen, denn er steigerte ihre Neigung zum Raffinement und gab ihr die Mittel an die Hand, es noch weiter auszudehnen. Im Stil verdient G. Sand unzweifelhaft den Vorzug, denn Balzacs Schreibart steht auch in den besten Fällen hart an der Grenze des Barocken. Aber auch hier kann man sagen, daß Balzac dann am besten schreibt, wenn er einmal seinem Gemüth freien Spielraum läßt, und G. Sand, wenn sie ihre leidenschaftliche Rhetorik mäßigt. Wäre Balzac nicht von jener Großmannssucht besessen gewesen, welche die Erbkrankheit unsers Jahrhunderts zu sein scheint, hätte er nicht das eitle Streben gehegt, aus seinen individuell sehr interessanten Bildern ein Totalbild der menschlichen Gesellschaft zusammenzusetzen, und hätte er nicht in der Weise Jean Pauls seinen Stil systematisch corrumpirt, so würden wir ihm vielleicht classische Werke verdanken; und wäre G. Sand nicht von dem Dämon der Philosophie besessen gewesen und hätte sich durch ihn in das Gebiet der Reflexion verleiten lassen, wozu sie nur ein sehr mäßiges Talent besitzt, so würde gleichfalls die Zahl ihrer vollendeten Schöpfungen größer sein. Indessen diese Wünsche sind eitel, da bei der einen die Emancipation des Weibes, bei dem andern la recherche de l'absolu das ursprüngliche Motiv waren, und auch bei der beschränkten Anerkennung, die sie gegenwärtig verdienen, stehen sie doch weit über allen ihren Mitbewerbern.

Das Duell.

Von einem preußischen Juristen.

Alle Welt stimmt darin überein, daß das Duell nicht unbestraft bleiben könne, nur sind über die Art und Weise, wie sich die Gesetzgebung dieses Gegenstandes anzunehmen habe, die Meinungen sehr verschieden. Die Gesetzgebungen verschiedner Länder über das Duell stehen sich in ihren Principien oft diametral gegenüber. Ebenso ist die Gesetzgebung eines einzelnen Landes mit der öffentlichen Meinung oft im vollsten Widerspruch. Es ist aber höchst mißlich, wenn die Gesetzgebung die öffentliche Meinung, die Sitte, Lebensart und den Charakter einer Nation erst bilden soll, wie dies unter andern so schlagend die Geschichte der lex Papia Poppaea beweist.

Man darf Sitten und Lebensart nicht vermittelst der Gesetze verändern. Will man Veränderungen vornehmen, so muß man durch Gesetze reformiren, was durch Gesetze besteht, und durch die Lebensart ändern, was durch diese eingeführt ist. Die gemeinsame Ueberzeugung, das Bewußtsein, welches die Glieder eines Volkes gemeinsam durchdringt, der Volksgeist, ist die Quelle der Gesetzgebung; und wenn das Gesetz über die Ungleichheit der Individuen zur Herrschaft gelangen muß, so wird eben durch den Stoff, um so zu sagen, welcher der Volksgeist, die Sitte, für die Gesetzgebung ist, das Individuelle einer Nation in der Gesetzgebung wiederum zu seiner Geltung gelangen und gelangen müssen. Wie aber der individuelle Geist einer Nation sich nach und nach verändert, und die eckig auftretenden Besonderheiten sich im Verkehr mit andern Nationen ebenso wie bei einem einzelnen Menschen im Verkehr mit andern allmälig abschleifen; wie er sich allmälig dem Einfluß allgemeinerer, über den abgeschlossenen Charakter des Volkes hinausgehender Gedanken öffnet und seine anfängliche Schroffheit und Isolirung verliert, so verschwindet mit der fortschreitenden Civilisation oft was früher eine Eigenthümlichkeit, eine Sitte einer Nation war, so wird die Sitte oft zur Unsitte, und auch die Gesetzgebung, das treue Abbild von der verschiedenen Bildungsstufe eines Volks wird diesen verschiedenen Entwicklungsstufen nachfolgen müssen. Wir werden zeigen, daß zwar in der Vorzeit das Duelliren eine Sitte war, daß es jedoch in der Gegenwart bei uns zur Unsitte geworden ist, so wie, daß der bisherige Widerspruch zwischen Gesetzgebung und Volkssitte nur dadurch gelöst werden kann, daß sich die öffentliche Meinung gegen das Duell allgemein ausspricht. Bisher hat man überall anerkannt, daß dieser Gegenstand unlösbare Schwierigkeiten für den Gesetzgeber biete. So erklärte Friedrich der Einzige in seinen Mémoires 2c. Band I., daß die Gewalt der größten Könige nichts vermocht habe gegen diese barbarische Sitte des Zweikampfes; der Kardinal Richelieu test. polit. Cap. III. sec. 2., daß man bis jetzt vergebens auf

die Früchte gewartet habe, welche die Gesetzgebung über das Duell habe tragen sollen, und de Felice: Code d'humanité etc. T.V. p. 264, daß die Könige und Fürsten alle Kräfte vergeblich angewendet hätten, um diesem abscheulichen Wahnwitz zu steuern. Ebenso sprechen sich zahlreiche Concilienschlüsse, päpstliche Decrete und Gesetze der Kaiser und Fürsten aus.

Nach der, dem longobardischen Gesetze einverleibten Constitution Karls des Großen sollen die, welchen sie den Zweikampf gestattet, sich mit Stöcken schlagen. Das Capitular Ludwigs des Frommen läßt die Wahl frei, sich mit Stöcken, oder mit scharfen Waffen zu schlagen, später schlugen sich nur die Leibeigenen mit Stöcken. In Proceßsachen begann der Kläger mit der Erklärung vor dem Richter, dieser oder jener habe diese oder jene That begangen, und der andere antwortete, indem er ihn der Lüge zieh. Hierauf befahl der Richter den Zweikampf. Bald galt es als Grundsatz, daß man, sobald man der Unwahrheit beschuldigt wurde, sich schlagen müsse. Traten mehre Kläger auf, so mußten sie sich vergleichen, die Sache durch einen unter ihnen auszumachen, konnten sie aber nicht einig werden, so wurde dies durch Zweikampf entschieden. Wenn ein Zeuge gegen jemand ausgesagt hatte, so konnte der Gegner ihn zum Zweikampfe zwingen, wurde der Zeuge darin überwunden, so war es ausgemacht, daß die Gegenpartei einen falschen Zeugen gestellt hatte. Der Zeuge konnte vor seiner Vernehmung erklären: er wolle sich nicht für eine fremde Sache schlagen, wenn ihn aber der ihn Anrufende vertheidigen wolle, so werde er die Wahrheit sagen. Die Partei sah sich auf diese Weise genöthigt, für den Zeugen zu kämpfen und wenn sie überwunden wurde, verlor sie den Proceß nicht, sondern der Zeuge wurde verworfen. Gundobald bestimmte daher: „Wenn der Beklagte Zeugen stellt, um zu schwören, daß er das Verbrechen nicht begangen, so kann der Kläger einen der Zeugen zum Zweikampfe herausfordern, denn es ist billig, daß, wer sich zum Eide erboten und erklärt hat, er wüßte die Wahrheit, keine Schwierigkeit mache, für seine Behauptung zu kämpfen." Wenn ein Urtheil verkündet wurde, mußten alle Richter zugegen sein, um sich zu demselben zu bekennen, wurde aber dagegen appellirt, so mußte wiederum der Zweikampf bestanden werden.

In dieser Form, des s. g. gerichtlichen Zweikampfes, erscheint das Duell als Gottesurtheil, Tacitus German. c. 2. Der Papst verwarf jedoch später dieses Entscheidungsmittel in Processen und empfahl dafür den Reinigungseid (purgatio canonica). Mit der Aufhebung des Faustrechts und der Einführung bessrer Justiz verschwand das Duell als Gottesurtheil nach und nach.

Das Duell bestand ferner in einer zweiten Form; nämlich in der, daß es als Mittel diente, eine erfahrene Beleidigung zu rächen. Im ältern deutschen Rechte ist das Duell in dieser Form noch nicht bekannt; es wurden dergleichen Fälle durch gütliche Beilegung zu schlichten gesucht; nur für mündliche Be-

leidigungen und leichte Thätlichkeiten bestand die Selbstrache fort, jedoch nicht in Form des Duells. Das heutige Duell ist erst aus der Ansage der Fehde im Mittelalter in derselben Weise nach und nach entstanden, als es in der Form als Gottesurtheil nach und nach gleichzeitig verschwand. Erst im 16. Jahrhundert entwickelte sich der heutige Begriff des Duells vollständig und damit entstanden auch Gesetze über dasselbe. Die Reichsgesetze bestraften Selbsthilfe und Zweikampf wegen des Vermögens; aber weder die peinliche Halsgerichtsordnung von 1531, noch die Reichspolizeiordnung von 1577, noch ein Landesgesetz enthält Bestimmungen über den Ehrenzweikampf, und das Reichskammergericht hielt im 16. Jahrhundert dies Duell für ebenso erlaubt, als die Vertheidigung des Lebens.

Zu Ende des 16., besonders im 17. Jahrhundert war das Duelliren in Frankreich zu einem solchen Unfug und Greuel entartet, daß z. B. in den ersten acht Regierungsjahren Heinrichs IV. 4000 Edelleute im Zweikampfe geblieben waren. Die vielfachen damaligen Beziehungen und der Verkehr mit Frankreich, namentlich der dreißigjährige Krieg, verbreiteten diese Entartung auch nach Deutschland. Damals erstanden Duellgesetze in fast allen Ländern Europas, unter denen sich besonders die von Frankreich auszeichnen. Heinrich IV. erließ zuerst 1602 im April ein Edict, welches die Grundlage der spätern französischen Gesetzgebung wurde. Es gründet sich auf das System des Ehrengerichts, in welchem Genugthuung für erhaltene Ehrenbeleidigungen nach dem Gewissen von Standesgenossen gewährt wurde und die strenge Bestrafung der dennoch stattfindenden Duelle. Wichtiger noch als das Edict von 1602 ist das von Sully abgefaßte vom Juni 1609, welches zwar im Wesentlichen das frühere erneute, jedoch mehr Ehrenstrafen als Todesstrafen anwendet. Wer jemand an seiner Ehre beleidigt, verliert auf sechs Jahre sein Amt, seine Ehren, Würden und Pensionen, muß während dieser Zeit vom Hofe entfernt bleiben, kann innerhalb dieser Zeit auch nur durch die Begnadigung des Königs von dieser Strafe befreit werden, sofern er gleichzeitig dem Beleidigten die vorgeschriebene Genugthuung gewährt. Wer aber dergleichen Würden, Pensionen rc. nicht hat, verliert ebensolange ein Drittel seiner Einkünfte, und wenn er auch diese nicht, oder weniger als 200 Livres hat, erhält er zweijährige Gefängnißstrafe. Das Duell wurde gleichzeitig für infam und als gegen die wahre Ehre laufend bezeichnet. Unter den spätern Edicten ist besonders noch das vom Juli 1643, vom August 1679 und 28. October 1711 zu erwähnen, welche jedoch im Wesentlichen die frühern Bestimmungen nur mit mehr Eingehen in das Detail wiederholten. Diese Gesetzgebung ist bis jetzt die einzige, welche das Wesen des Duells wahrhaft erkannt, und gegen dasselbe geeignete Mittel angewendet hat. Sie lehnt sich an die öffentliche Meinung, läßt nur Standesgenossen über Ehrensachen competent urtheilen,

schließt den gewöhnlichen Rechtsgang als ungeeignet aus und gewährt durch die Ehrenurtheile der Standesgenossen dem Beleidigten diejenige Genugthuung, die selbst das Duell nicht zu leisten vermochte.

Trotz der manigfaltigen und eigenthümlichen Verhältnisse, die zu erörtern zu weit führen würde, welche hauptsächlich aber darin bestanden, daß Marschälle, Ehrenrichter und Adel dem Duellverbot ungünstig waren, hatte diese Gesetzgebung doch einen solchen Erfolg, daß er als vollständig hätte bezeichnet werden können, wenn nicht die Fürsten zu nachsichtig und mit Begnadigen zu freigebig gewesen wären.

Die neuere Gesetzgebung von Frankreich, der code pénal von 1791 und 1810, haben das System der Straflosigkeit des Duells angenommen. Im Königreich Baiern wurde in dem 1813 publicirten Strafgesetzbuche das neuere französische System ebenfalls angenommen und das Duell straflos gelassen; die Mangelhaftigkeiten dieses Systems stellten sich jedoch bald ein und 1819 trug die Ständeversammlung auf Abänderung desselben und auf ein Duellgesetz und dabei namentlich auf Ehrengerichte an, ließ jedoch unter Umständen das Duell noch zu. Das Ehrengericht, bemerkte der Referent des Ausschusses, sei seiner Natur nach Friedensgericht, gelingt die gütliche Vereinigung nicht, so erkenne es nach summarischer Cognition, gebiete Ruhe und verurtheile den einen oder beide Theile, gebe Verweise und verhänge Geld- oder Arreststrafen; in wichtigen Fällen haben die Parteien das Recht, vor einem andern Ehrengerichte die Revision nachzusuchen (Verhandlungen der II. Kammer 1819. Band III. S. 224 ff.).

Die preußischen Gesetze vom 17. September 1652, 6. August 1688, 28. Juni 1713 beruhen alle auf dem Grundsatze, daß der gewöhnliche Justizweg wider den Beleidiger, für den Beleidigten ein genügendes Ehrenrettungsmittel und zugleich ein hinreichendes Surrogat für das Duell bilde, weshalb das Duell mit scharfen Strafen belegt wurde. Zugleich bestimmten sie aber auch Strafen gegen den Beleidiger, welche sehr geeignet waren, dem Beleidigten Genugthuung zu verschaffen und gleichzeitig von dem Zweikampfe abzuhalten und z. B. nach § 11 des Edicts von 1683 in Entsetzung der Charge, Geldbuße, Gefängniß, Landesverweisung und Verbietung des Degens bestanden; bald mußte der Injuriant sich vor versammeltem Richtercollegium aufs Maul schlagen, oder sich vor demselben gleiche Schläge, als er ausgetheilt, von dem Beleidigten gefallen lassen, daneben auch schriftlich und mündlich erklären, daß er unbesonnener, brutaler Weise losgeschlagen mit der Bitte, der Beleidigte möge es ihm vergeben. Mitunter mußte selbst der Beleidiger knlend Abbitte thun. Diese Gesetze kamen jedoch wegen allzumilder Nachsicht nicht zur vollen Ausführung, und man hoffte alle Schwierigkeiten zu beseitigen, indem man bei Entwerfung des allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten ein

Ehrengericht als Surrogat für das Duell einführen wollte. Diese Bestimmungen wurden jedoch gestrichen, und es wurde nur der, die Strafbestimmungen enthaltende Abschnitt in das allgemeine Landrecht aufgenommen und gleichzeitig eine Privatgenugthuung durch Ehrenerklärung, Widerruf und Abbitte angeordnet. Im Jahre 1811 wurde aber auch diese aufgehoben, indem man annahm, daß dieselbe gleichzeitig mit in der öffentlichen Strafe enthalten sei.

Damit hatte man aber den richtigen Gesichtspunkt gänzlich verlassen, da es dem Manne von wahrer Ehre weniger auf Bestrafung des Beleidigers, als vielmehr auf Zurücknahme der Beleidigung ankommt, und wenn diese Gesetzgebung keine nachtheiligen Folgen hatte und die Fälle der Verletzung der Duellgesetze immer seltener wurden, so lag dies weniger in der Art der Gesetzgebung, als vielmehr darin, daß überhaupt das Duell in der neuern Zeit seltener geworden ist, und dieser Umstand ist grade ein Beweis dafür, daß in dem gegenwärtigen Jahrhundert zur Unsitte geworden ist, was vor Jahrhunderten Sitte und Gewohnheit war, daß das gegenwärtige Jahrhundert das Unsittliche, Unmoralische, Unreligiöse, das Unvernünftige des Duells erkannt hat und nach einem Surrogate für dasselbe verlangt, was einzig und allein in dem Ehrengerichte gefunden werden kann. Das hat die preußische Gesetzgebung denn auch bereits in den Verordnungen vom 20. Juli 1843 und 27. September 1845 richtig erkannt, wenn auch noch nicht genügend gelöst und auch nur für das Militär angeordnet.

In das neuere Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 sind wiederum nur Strafbestimmungen, nicht dagegen das Ehrengericht und überhaupt keine Bestimmungen zur Genugthuung des Beleidigten aufgenommen. Das Gesetzbuch geht überhaupt auf Reparirung der verletzten Ehre, auf die verletzte Persönlichkeit gar nicht ein, denn die § 163 angeordnete öffentliche Bekanntmachung kann durchaus nicht dafür angesehen werden, es hat den römischrechtlichen Grundsatz angenommen und den deutschrechtlichen ganz bei Seite liegen lassen. Während nämlich die Römer einem Geschmähten auf keine Weise Vorwürfe machten, es rein von ihm abhängen ließen, ob er sich um die Injurie kümmern wollte, während sie durch Privatklagen die Verletzung verfolgen ließen, betrachteten die Deutschen jeden beschimpften und gescholtenen Mann als ehrlos, beraubten ihn aller Vorzüge, schlossen ihn von Turnieren, Zünften 2c. so lange aus, als er die erlittene Schmach auf sich ungeahndet ließ; Injurienprocesse anzustellen wurde für schimpflich gehalten, und so blieb nichts übrig, als sich mit dem Degen Genugthuung zu verschaffen. Vgl. Mittermaier, Bemerkungen über Duellgesetze, S. 145. In den Motiven des Strafgesetzbuchs heißt es nun: „Die verletzte Ehrenhaftigkeit soll durch den Beweis der persönlichen Tapferkeit und der Todesverachtung bewährt werden; dies ist der Grundgedanke. Wenngleich nun ohne weiteres anerkannt werden muß, daß

der Zweikampf vom religiösen Standpunkte aus ganz zu verwerfen und ebenso in einer sittlichen Lebensordnung nicht zu vertheidigen ist, so muß doch als eine Thatsache zugegeben werden, daß der Zweikampf im Einzelnen sehr oft nicht zu vermeiden ist, wenn derjenige, welcher ihn ablehnt, nicht zugleich seine Lebensstellung vernichten oder beeinträchtigen will. Die allgemeinen Lebensansichten stehen hier in Conflict mit den allgemeinen sittlichen und rechtlichen Lebensregeln. Die in den frühern Strafbestimmungen unverhältnißmäßig harten Strafen, heißt es weiter, sind der Grund der gänzlichen Unanwendbarkeit derselben gewesen; die Begnadigung hat vermittelnd zwischen dem Gesetze und der allgemeinen Volksanschauung eintreten müssen und es sind die schwersten erkannten Strafen in verhältnißmäßig gelinde verwandelt worden." Deshalb sei die Strafbarkeit des Duells anerkannt, jedoch die Höhe der Strafe in einer Weise bemessen, daß sie dem im Volke lebenden Rechtsbewußtsein entspreche und daß sie, wenn sie demnächst erkannt werde, auch vollstreckt werden könne.

Aber auch jetzt noch rechnen die Duellanten von vornherein auf Begnadigung und nach dem zu urtheilen, was die Geschichte des Duells seit Jahrhunderten lehrt, nicht ohne Hoffnung, auch ist mir bis jetzt kein Fall bekannt, wo die gering bemessene Strafe an Duellanten vollstreckt worden wäre. Die preußische Gesetzgebung über das Duell kann also auch noch nicht als abgeschlossen betrachtet, muß vielmehr nach dem Folgenden als lückenhaft und mangelhaft bezeichnet werden. Der Charakter, den diese Gesetzgebung trägt, ist ein polizeilicher, indem er derartige Excesse nicht gestattet, indeß wegen der Natur derselben nur geringer bestraft. Zur Sühne der erhaltenen Beleidigung wird gleichzeitig auf den Rechtsweg verwiesen, der sich jedoch wie schon die mitgetheilte Geschichte des Duells darthut, als unzureichend ergibt. Ehrensachen eignen sich gar nicht zu einer juristischen Discussion und sind sehr oft gar nicht Verletzung eines positiven Rechtes, sie können mithin auch gar nicht nach dem Gesetz und daher nicht von dem Richter, welcher seinen Ausspruch aus positiven Gesetzen schöpft, sondern nur von Standesgenossen und nach Standesgefühlen beurtheilt und richtig bemessen werden.

Wie sich aus den mitgetheilten Motiven ergibt, kommt es der Gesetzgebung gar nicht darauf an, die verletzte Ehre wieder herzustellen und somit Selbsthilfe unnöthig zu machen, als vielmehr nur die unsittliche Handlung zu bestrafen, indem sie stillschweigend annimmt, daß daraus die Reparatur jener Verletzung von selbst folge. Die Ehre wird allgemein für ein höchstes Gut anerkannt, dennoch wird nach preußischem Recht z. B. der Diebstahl an einem geringen Gegenstande oft härter bestraft als der Raub an der Ehre, während dem Beleidigten kein Mittel gegeben ist, seinem verletzten Ehrgefühl Genugthuung zu verschaffen. Wie ich schon einmal oben erwahnte, ist der Beleidigte oft weit davon entfernt, auf die individuelle Meinung des Beleidigers von

seinem Werthe ein Gewicht zu legen, ebensoweit ist der ehrenhafte Mann entfernt, auf Bestrafung des Beleidigers zu dringen, ihm kommt es in der Regel nur darauf an, seinen Standesgenossen darzuthun, daß er nicht gesonnen sei dergleichen erfahrene Beleidigungen zu ertragen. Der Injurienproceß (und dieser kann im preußischen Recht unter Umständen zu einem vom Staatsanwalt erhobenen Anklageprocesse werden) sagt einmal Stelzer, neues Archiv für Criminalrecht Band III. S. 448, „ist die Glocke, mit welcher die Schande, welche man erlitten zu haben glaubt, erst recht ausgeläutet wird," und Mittermaier sagt einmal, „es ist dem nicht juristischen Verstande wol zu verzeihen, wenn er an dem Injurienprocesse keinen Gefallen findet, da selbst Rechtsgelehrte die Unzweckmäßigkeit der Klage rügten." Nichtsdestoweniger ist nach § 343 und 152 ff. des Strafgesetzbuchs der Rechtsweg das einzige Ehrenrettungsmittel, welches die Gesetzgebung dem Beleidigten als Surrogat für das bestrafte Duell gibt. Wie wenig dieser Weg aber im Stande ist, dies zu sein, darüber hat die öffentliche Meinung aller Länder seit Jahrhunderten bereits entschieden. Das bisher als Ehrenrettungsmittel angesehene Duell ist von der Gesetzgebung mit Strafe bedroht, und so ist der unglückliche Unterthan in der übelsten Situation, von dem Staate in die traurige Lage versetzt, entweder das mit Strafe bedrohende Duellgesetz zu befolgen und den Makel seiner Ehre zu ertragen, oder aber das Gesetz zu verletzen und seine Ehre wieder herzustellen, da sich das alleinige Mittel, welches der Staat gewährt, hierzu als durchaus ungeeignet erwiesen hat.

So stehen sich die öffentliche Meinung und das Gesetz direct gegenüber und der Unterthan rathlos zwischen beiden. Kann aber nicht der Unterthan gerechterweise verlangen, daß der Gesetzgeber, wenn er das Duell verbietet, auch Anstalten treffe, durch welche er zu dem gelange, was er nach den Gesetzen der Gerechtigkeit beanspruchen darf? Strafen gegen den Zweikampf, sagen sehr treffend die Motive zum bairischen Strafgesetzbuch von 1831 S. 180., lassen sich nur dann erst zur Vollziehung bringen, wenn die nothwendige Vorbedingung in Erfüllung gesetzt ist, kräftige Maßregeln nämlich, in denen der Beleidigte Schutz wider die Beleidigung und ungesäumte vollständige Reparirung der verletzten Ehre findet.

Hiernach ist also im preußischen Recht das Duell indirect zur Nothwendigkeit geworden, während alle Stimmen sich mehr und mehr dahin vereinigen, daß dasselbe verschwinde. Da die jetzige Gesetzgebung und die durch sie gegebenen Mittel nicht hinreichen, ein Surrogat für dasselbe zu sein, so erhält das Vorurtheil, welches man noch immer theilweise für dasselbe hat, nur neue Nahrung und die Erfüllung des allgemeinen Wunsches wird immer weiter in die Ferne hinausgeschoben. Während das Duell durch Verbreitung richtiger Ansichten, wie die Erfahrung lehrt und wie ich oben schon ange-

deutet habe, immer mehr und mehr in Abstellung kommt, hat die Gesetzgebung um so mehr die Pflicht, ein genügendes Surrogat an dessen Stelle zu setzen, was den Anforderungen der öffentlichen Meinung entspricht, da das Ehrgefühl eben auf dieser Meinung, namentlich der der Standesgenossen beruht, da es ein geistiges Princip ist, welches nicht durch Bestrafung des Beleidigers, sofern es verletzt war, wieder hergestellt werden kann, und um so viel weniger, wenn die Strafen rein polizeilicher Natur, nicht aber Ehrenstrafen sind.

Noch ist die Frage zu untersuchen, ob die Ehrenrichter unter Umständen das Duell für zulässig erklären können, oder nicht. In jenem Falle hat man gesagt, wenn dem Ehrengericht die Befugniß beigelegt werde, den Zweikampf unter Umständen zuzulassen, so werde dadurch das Duell legalisirt und der Ehrenrichter über den Gesetzgeber gestellt. Dieser Einwand ist an sich gerechtfertigt, man vergißt jedoch dabei, daß es in der That wol Fälle geben kann, wo nach den persönlichen Ansichten der Parteien und den sonstigen Umständen allerdings ein solches äußeres Mittel erforderlich scheint, um die gewünschte Genugthuung zu gewähren, auch wird dies bei einem Gerichte, welches seine Pflicht erfüllt, nur selten vorkommen; sodann trifft dieser Einwand nicht das ganze Institut, sondern nur die Art und Weise der Einrichtung und Befugniß derselben, womit das ganze Institut noch nicht beseitigt ist; die Ehrengerichte werden vielmehr sehr wohlthätig wirken, wie bereits die mitgetheilte französische Gesetzgebung gezeigt hat und sie werden es dann um so mehr, je mehr sie die öffentliche Meinung für sich haben und durch dieselbe ihr Ansehn vermehren und befestigen.

Schließlich will ich noch die Worte des Entwurfes des allgemeinen Gesetzbuchs Theil I. Abschnitt III. S. 344 anführen, in welchem ebenfalls auf die Einführung des Ehrengerichts angetragen ist, ohne daß sie jedoch angenommen und eingeführt wurde: daß die Meinung, so heißt es daselbst, als ob die Ehre eines Offiziers oder Edelmanns gegen eine wider sie unternommene Beleidigung nicht anders, als durch Zweikampf gerettet werden könne, auf einem bloßen Vorurtheile beruhe, weil es nicht in der Gewalt irgend eines Privatmanns steht, dem andern seine Ehre zu nehmen oder zu schmälern, daß dieses Vorurtheil höchst widersinnig sei, weil der Beleidigte, indem er wegen der eingebildeten Kränkung Satisfaction sucht, es in die Gewalt des Beleidigers stellt, ihm eine wirkliche zuzufügen; daß dieses Vorurtheil zugleich einen unerlaubten Eingriff in die Majestätsrechte des Staats und des dem Landesherrn allein zukommenden jus vitae et necis enthalte; daß es ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Ordalien und des Faustrechts sei; darüber sind Philosophen und Geschichte längst einig. Es gibt aber Vorurtheile, die aller Macht der Legislation trotzen und so allgemein verbreitet und begünstigt sind, daß, je mehr die Gesetzgebung die Strafen der daraus folgenden Verbrechen erhöht, desto

zuverlässiger eine gänzliche Straflosigkeit dadurch erwirkt wird. Daß das Duell in diese Classe gehöre, lehrt die Erfahrung fast aller Nationen. Solchen Vorurtheilen die Macht der Gesetze gradezu entgegenzustellen, ist also vergeblich; man muß vielmehr auf ihren Grund zurückgehen und diesen zu entkräften bemüht sein. Injurien, die einem Edelmann oder Offizier widerfahren, wirken widrige Begriffe von seinem Charakter bei dem Publicum und insonderheit bei seinen Standesgenossen. Die Genugthuung, welche dem Beleidigten im ordentlichen Wege Rechtens, von den ordinären Gerichten verschafft werden kann, ist nun schon einmal durch das gemeine Vorurtheil für unzureichend erklärt, und derselben diejenige, die er sich durch den Zweikampf selbst verschafft, substituirt worden. Es kommt also darauf an, an Stelle dieses letztern ein andres Mittel zu finden, welches in den Augen des Beleidigten und seiner Standesgenossen hinreichen könnte, jenen widrigen Eindruck auszutilgen. Wenn die Behandlung solcher Ehrensachen den eignen Standesgenossen des Beleidigten aufgetragen wird, so muß dieser nothwendig geneigter werden, die Sicherheit oder vermeintliche Rettung seiner Ehre Männern anzuvertrauen, denen er die Tüchtigkeit nicht absprechen kann, aus eignem Gefühl, Kenntniß und Erfahrung dergleichen Beleidigungen und die schicklichste Ahndung derselben richtig zu beurtheilen.

Erst unter solchen Voraussetzungen können gegen ein dennoch unternommenes Duell strenge Strafen angedroht und wirklich verhängt werden, die das Gefühl der Menschlichkeit empören, so lange dem Manne von Stande nur die traurige Alternative, sich entweder der Ahndung der Gesetze oder der Verachtung seiner Standesgenossen und in manchen Fällen zugleich dem Verluste seiner Bedienung ausgesetzt zu sehen, übrig gelassen wird.

Die englisch-amerikanische Differenz.

1.

Die centralamerikanische Frage.

Der Theil des spanischen Mittelamerikas, der früher das Königreich Guatemala bildete, ist infolge der Revolutionen zu Anfang der zwanziger Jahre in fünf Republiken, Guatemala, Costarica, Nicaragua, Salvador und Honduras zerfallen, die einen Staatenbund bilden, so locker, daß er vorübergehend auch schon ganz zerfallen ist. Den Staat Honduras trennt von dem karaibischen Meer das Gebiet der Moskitos, so genannt nach einem aus indischem und Negerblut gemischten wilden Stamme. Das Gebiet ist ein langer Streif von einer Breite von 24 und einer Länge von 27 geographischen Meilen, der sich von

der Mündung des Flusses San Juan im Süden bis zum Kap Gracias a Dios im Norden hinzieht und zwischen diesen beiden Punkten die ganze Meeresfläche östlich von Honduras in sich schließt. 1656 vertheidigten noch die Moskitoindianer die Unabhängigkeit ihres Gebiets gegen die damals in Amerika allmächtigen Spanier, aber einige Zeit nach der Eroberung Jamaikas durch die von Cromwell ausgehende Flotte stellte sich der König der Moskitos mit der Zustimmung der vornehmsten Häuptlinge und seines Volks unter den Schutz Englands, welches das Protectorat annahm und es seit jener Zeit nicht nur ununterbrochen ausgeübt, sondern auch auf den Hafen San Juan de Nicaragua ausgedehnt hat, indem es behauptete, daß dieser Hafen, an dem äußersten Ende des Staates Nicaragua gelegen, zum Moskitogebiet gehöre und ihn am 1. Januar 1848 militärisch besetzte. Seit der Zeit bildet er einen Theil des Königreichs Moskitia und führt den Namen Greytown. Die Könige oder Häuptlinge dieses Staats sind gelegentlich in Jamaika gekrönt worden, wie z. B. der gegenwärtige, welcher dabei die Namen Robert Karl Friedrich empfangen hat.

Mit Ausnahme des Staates Nicaragua, der eine erfolglose Verwahrung gegen die Einverleibung von San Juan de Nicaragua einlegte, bekümmerte sich niemand um das Gebahren der Engländer in jenen vom Weltverkehr entlegenen Gebieten. Anders jedoch wurde es, als die Vereinigten Staaten in den Besitz von Californien kamen und die Entdeckung der dortigen reichen Goldlager dem Verkehr der atlantischen Staaten mit dem neuerworbenen Territorium einen ungeahnten Aufschwung gab. Der Seeweg um das Cap Horn, die einzige Verbindungsstraße nach der neuen Erwerbung, war zu lang und gefährlich, als daß sich nicht das Bedürfniß nach einer kürzeren Linie alsbald hätte fühlbar machen sollen und die Blicke der Amerikaner fielen jetzt auf Centralamerika, durch welches sich die kürzeste Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere herstellen ließ, und wo der Fluß San Juan und der Nicaraguasee die günstigste Gelegenheit zur Anlegung eines schon früher projectirten Kanals darboten. Die Regierung von Nicaragua trat bereitwillig einer Gesellschaft amerikanischer Bürger alle Rechte ab, welche sie über die Verkehrlinie besaß. Aber die Mündung des San Juan wurde von der Stadt Greytown beherrscht und diese war zwar nicht grade im Besitz der Engländer, stand aber doch unter der Herrschaft eines ihrer Schutzverwandten, des halbwilden Königs der Moskitoindianer, der sich in ihren Händen leicht zu einem blinden Werkzeug benutzen ließ. Damit nun England nicht seinen Einfluß anwende, um den Bau des projectirten Kanals ganz zu vereiteln, oder wenigstens über denselben durch sein Protectorat besondere Rechte oder eine unbedingte Controle zu erlangen, wurde es von großer Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten, mit England über die Grenzen, bis zu welchen dasselbe sein

Schutzrecht über den Moskitostaat auszudehnen gewillt sei, zu einer Verständigung zu gelangen. Erst im November 1849 wurde diese angebahnt. Mr. Lawrence war damals eben erst als Vertreter der Vereinigten Staaten in England angekommen und einer seiner ersten Schritte war, an Lord Palmerston eine Note zu richten, in welcher er keineswegs das englische Protectorat in Frage stellte, sondern anfragte, ob die englische Regierung geneigt sei, gemeinschaftlich mit den Vereinigten Staaten die Neutralität eines schiffbaren Kanals, einer Eisenbahn oder jeder andern Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean zu gewährleisten und ob die englische Regierung beabsichtige, Nicaragua, Costarica, die sogenannte Moskitoküste oder irgend einen andern Theil Centralamerikas zu occupiren oder zu colonisiren. Darauf erwiderte Lord Palmerston, daß England keineswegs beabsichtige, die genannten Staaten oder Gebietstheile zu occupiren oder zu colonisiren und sprach die Bereitwilligkeit seiner Regierung aus, gemeinschaftlich mit den Vereinigten Staaten die Arbeiten einer Gesellschaft zu unterstützen, welche die Herstellung einer von allen Völkern zu benutzenden Verkehrsstraße über die Landenge beabsichtige. Unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Verbindungslinie zu allen Zeiten dem Handel aller Nationen unter gleichen Bedingungen offen sei, zeigte sich die englische Regierung bereitwillig, das Zustandekommen derselben dadurch zu erleichtern, daß sie die Sicherung der Arbeiten während der Ausführung und nach ihrer Vollendung übernahm und sich damit einverstanden erklärte, die Verkehrsstraße unter den Schutz internationaler Verträge zu stellen, damit die Benutzung oder der Fortbestand derselben niemals durch einen Kriegszustand gefährdet werde.

Diese beiden Depeschen bildeten den Ausgangspunkt der spätern Unterhandlungen über den sogenannten Clayton-Bulwerschen Vertrag vom 19. April 1850 und sind, wie sich später zeigen wird, diese Unterhandlungen in demselben Geiste fortgeführt und abgeschlossen, wie sie begonnen worden.

In dem ersten Artikel dieses Vertrags, welcher den Kern desselben bildet, und um dessen Bestimmungen sich der ganze Streit dreht, verpflichten sich die beiden contrahirenden Regierungen nach dem Wortlaut: „Niemals Befestigungen, welche den Kanal beherrschen oder in seiner Nachbarschaft liegen, zu errichten, niemals ein Herrschaftsrecht über Nicaragua, Costarica, die Moskitoküste oder irgend einen Theil von Centralamerika zu beanspruchen oder auszuüben und ebensowenig von einem Schutzrecht, welches einer der beiden Staaten gewährt oder in Zukunft gewähren könnte, oder von einem Bündniß, welches einer derselben mit irgend einem Staat oder einem Volke abgeschlossen hat oder noch abschließen dürfte, Gebrauch zu machen, um derartige Befestigungen zu errichten oder zu erhalten, oder um Nicaragua, Costarica, die Moskitoküste oder irgend einen andern Theil von Centralamerika zu occupiren, zu

befestigen oder zu colonisiren, oder ein Herrschaftsrecht über diese Staaten und Gebiete zu beanspruchen oder auszuüben."

So wenig waren beide Regierungen der Meinung, daß dieser Vertrag ein Aufhören des englischen Protectorats über die Moskitoküste oder eine Rückgabe der Stadt Greytown oder San Juan de Nicaragua nach sich ziehe, daß Webster, damals amerikanischer Staatssecretär, gegen den englischen Gesandten, Mr. Crampton, ausdrücklich erklärte: „Er sei keineswegs der Meinung, daß die Vereinigten Staaten dafür hielten, von dem Augenblick des Abschlusses des Vertrags vom 19. April 1850 habe Großbritannien jedem Recht der Einmischung in die Angelegenheiten Greytowns oder der Moskitoküste entsagt." Andrerseits erklärte Lord Palmerston beim Abschlusse des Vertrags, daß die englische Regierung die Moskitoküste weder zu occupiren, noch zu befestigen und colonisiren oder Herrschaftsrechte darüber auszuüben gedenke, ließ aber ausdrücklich die Frage über die politischen Beziehungen zwischen England und der Moskitoküste unberührt. Was die Rückgabe von Greytown an den Staat Nicaragua betrifft, so dachte die damalige amerikanische Regierung so wenig daran, auf ihr, als auf einer natürlichen Folge des Clayton-Bulwerschen Vertrags zu bestehen, daß sie nach dem Abschluß desselben noch besondere Unterhandlungen mit England über die Abtretung von Greytown und des angrenzenden Gebiets an einen der centralamerikanischen Staaten fortführte und dabei nicht etwa von den Bestimmungen des Clayton-Bulwerschen Vertrags ausging, sondern von den Bedingungen, die England aufstellte und die mit dem Vertrag nicht das mindeste zu thun hatten, indem es nämlich die Abtretung abhängig machte von der Tilgung einer Entschädigungsforderung, die es an Costarica hatte und von der von diesem Staat zu übernehmenden Verpflichtung, die Moskitoindianer auf gewissen Punkten des von ihnen bewohnten Gebiets, welche niemals anders als nominell unter spanischer Herrschaft gestanden haben, unbehelligt zu lassen. Auch hierbei erkannte Mr. Webster das Schutzrecht Englands über die Moskitoküste und die Stadt Nicaragua indirect an, indem er bemerkte, daß die Vereinigten Staaten kein directes Interesse an irgend einer Nicaragua und die Moskitoküste betreffenden Frage hätten, so weit dieselbe nicht die Erbauung eines Kanals und die freie Schiffahrt auf demselben berühre.

Die Einigkeit zwischen den Vereinigten Staaten blieb ungestört, bis die schwache Regierung des Präsidenten Pierce den Annexationsbestrebungen der demokratischen Partei freieren Lauf ließ als je zuvor. In Mittelamerika machte sich der amerikanische Gesandte bei der Republik Nicaragua, Mr. Borland, zu ihrem Sprecher. Als er am 15. September 1853 von dem Präsidenten der Republik feierlich empfangen wurde, hielt er eine Rede, welche man wol als Programm der Politik, welche die jetzt in den Vereinigten Staaten herr-

schende Partei den übrigen Staaten gegenüber zu befolgen gedenkt, betrachten kann. Er entwickelte zuvörderst die bekannte Monroedoctrin, wonach das amerikanische Festland nicht weiter von europäischen Mächten colonisirt werden dürfte und erklärte, daß die Vereinigten Staaten entschlossen wären, diese Doctrin in aller Strenge aufrecht zu erhalten. Ziemlich offen bot er der Republik Nicaragua eine Art Protectorat der Union an. Daß sich die Vereinigten Staaten unrechtmäßiger Usurpation schuldig machten, wollte Mr. Borland nicht zugeben. Bezahlten sie doch ihre Gebietserwerbungen schon seit einem halben Jahrhundert mit baarem Gelde. Mit Mexico hätten sie zwar Krieg geführt und ihm zwei seiner schönsten Provinzen entrissen; hätten sie ihm aber nicht das ganze Land umsonst nehmen können und hätten sie ihm nicht für diese beiden Staaten — nur zwei von einundzwanzig! — 15 Millionen silberne Dollars bezahlt? Mit großer Beredtsamkeit setzte darauf der Redner die Vortheile der Vereinigung mit Nordamerika auseinander und fügte schließlich hinzu: „Wundert ihr euch, daß wir unsre Regierung lieben und stolz auf dieselbe sind? Da wir überzeugt sind, daß sie die beste und freieste Regierung auf der Welt ist, so kann es gewiß nicht befremden, noch ein Unrecht sein, daß wir wünschen, auch andere Völker möchten ihre Principien billigen, ihre Formen sich aneignen und an ihren Vortheilen Theil nehmen. Wird man uns Vorwürfe machen, daß wir diese Vortheile vornehmlich den uns benachbarten Nationen wünschen, die mit uns dieselben Sympathien und Interessen haben?" Dieselbe Sprache führte sein Nachfolger Mr. Daniel Wheeler: „unsre Hoffnungen, unsre Schicksale stehen in so genauer Verbindung miteinander, daß die Interessen der beiden Republiken identisch sind. Unsre wahre Politik ist nicht nur zu verkünden, sondern auch gegen die ganze Welt zu behaupten, daß die amerikanischen Nationen sich selbst regieren können, und daß keine auswärtige Macht das Recht hat, sich in unsre Angelegenheiten und Interessen zu mischen. Die Würde, die Rechte, die Sicherheit, die Ruhe aller verlangen es und der Gedanke einer Intervention, oder eines Colonisationsversuchs einer auswärtigen Macht auf dieser Seite des Oceans ist ganz unzulässig." Begnügte sich dieser Staatsmann mit der Aufstellung der Monroedoctrin, so sprachen sich amerikanische Blätter um so deutlicher über die weitern Consequenzen aus. Eines derselben, das in vertrauten Beziehungen zu den Regierungskreisen steht, äußerte in einem Artikel über die im Werke befindlichen Colonisationsversuche durch Nordamerikaner in Mittelamerika: „Die Folgen dieser Colonisation sind einfach und unvermeidlich. Indem die Colonie von San Juan de Nicaragua oder Greytown ausgeht und durch ihre Ausdehnungskraft um sich greift, macht sie sich zur Beherrscherin des stillen Oceans; hat sie diese Linie erst als Operationsbasis, so rückt sie nach Süden wenigstens bis an den Isthmus von Panama vor und vereinigt sich im Norden, mit oder ohne Zu-

stimmung der dazwischen liegenden Staaten, mit dem Süden der Vereinigten Staaten und wandelt alles in einen integrirenden Theil der großen Union um." Diese Theorie suchte man zuvörderst dadurch zu verwirklichen, daß man die mittelamerikanischen und die nordamerikanischen Vereinigten Staaten durch gemeinsame materielle Interessen in nähere Berührung miteinander brachte. 1853 begab sich ein ehemaliger Gesandter der Vereinigten Staaten in Centralamerika, Mr. Squier, nach Honduras und unterhandelte mit der Regierung dieser Republik im Namen einer Actiengesellschaft über die ausschließliche Concession für eine die beiden Meere verbindende Eisenbahn, welche in Omoa anfangen und in der Fonsecabucht ausmünden sollte. Er erlangte nicht nur die Concession, sondern es wurde ihm auch der ganze zum Bau der Eisenbahn nothwendige Grund und Boden und die Insel Zacate in der Fonsecabucht abgetreten. Das Unternehmen war unter die Garantie der Regierung der Vereinigten Staaten gestellt, welche als Protectorin auftrat. Letzterer sollte eine Küstenstrecke am karaibischen Meere abgetreten werden, welche zu dem Landstrich gehörte, den England für den König der Moskitoindianer beanspruchte. Der Republik Honduras scheint sehr viel an dem Abschluß dieses Unternehmens gelegen gewesen zu sein, denn der Präsident General Cabanas drang in die Nationalversammlung, den Vertrag bald möglichst zu ratificiren, da es vom größten Vortheil für den Handel, den Ackerbau, den Reichthum und die Civilisation des Landes sei. Gleichzeitig schickte er einen außerordentlichen Bevollmächtigten nach Washington, welcher angeblich mit nichts Geringerem beauftragt war, als die Einverleibung der Republik Honduras in die Vereinigten Staaten zu vermitteln. So weit war man allerdings noch nicht, denn der Gesandte begnügte sich zu wünschen, daß „die Vorsehung die beiden Völker durch das unauflösliche Band des Interesses und gemeinsamen Gedeihens vereinigen möge." Dies war jedoch nicht der erste Colonisationsversuch, denn schon 1839 hatte der König der Moskitos ein Stück seines Königreichs an zwei Amerikaner, Sheppard und Haley, verkauft, die es 1843 wieder an einen Bürger des Staats Virginien unter der Bedingung abtraten, daß dieser eine amerikanische Actiengesellschaft zur Colonisation des Landes und zur Ausbeutung der Bergwerke begründe. Wir wissen nicht, ob außer der oben erwähnten Garantieübernahme diese verschiedenen Unternehmungen von der amerikanischen Regierung sonst noch begünstigt wurden, aber wenn dieser auch keine Verletzung des Völkerrechts zuzuschreiben ist, so stehen jedenfalls die Privatpersonen, welche in Mittelamerika Colonien anzulegen versuchten, nicht mehr auf dem Boden der mit England abgeschlossenen Verträge. Außerdem ist es mit den Privatunternehmungen amerikanischer Bürger in fremden Staaten eine eigne Sache. Anfangs wol wirthschaften sie auf eigne Hand, aber unversehens nimmt sich die Staatenregierung ihrer an und aus dem Privatunternehmen wird

eine Staatssache, wie es z. B. bei der Annexation von Texas der Fall war.

Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls hatte, wenn jemand ein Recht hatte Beschwerde zu führen, England dieses Recht und nicht die Vereinigten Staaten. Grade diese aber beschwerten sich über Verletzung der mit England abgeschlossenen Verträge und speciell des Clayton-Bulwerschen Vertrags von 1850. Ihre Beschwerdegründe, die sich gegen das ganze Verhältniß des Moskitogebiets zu England richteten, waren folgende:

1. Daß England vor April 1850 in Besitz der ganzen Küste von Centralamerika vom Rio Hondo bis zum Hafen San Juan de Nicaragua nebst der Insel Ruatan mit Ausnahme des Theiles zwischen dem Sarstun und dem Cap Honduras gewesen sei.

2. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten nicht begreife, unter welchem Titel England, welches den größten Theil dieser Besitzungen 1786 aufgegeben, sich derselben später wieder bemächtigt habe; ebensowenig wisse sie genau, zu welcher Zeit das Protektorat Englands über Moskitia wieder in Kraft getreten sei, indem die Regierung der Vereinigten Staaten die erste Nachricht davon 1842 von einem amerikanischen Agenten erhalten habe; außerdem hätten Capitän Bonny Castle und andere Autoritäten die Moskitoküste nicht als den Fluß und die Stadt San Juan de Nicaragua in sich schließend dargestellt, welches letztere die Spanier immer als einen Ort von besonderer Wichtigkeit und als einen Schlüssel der beiden Amerikas betrachtet hätten.

3. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten erachte, Spanien habe kraft des Vertrags von 1786 ein Recht, dagegen zu protestiren, daß sich England auf der Moskitoküste festsetze oder das Protectorat über dieselbe annehme; daß England durch seinen Vertrag mit Mexico anerkannt habe, die früher spanischen Colonien ständen zu andern Staaten in demselben Verhältniß, wie Spanien selbst, und erbten die Vortheile der alten von dem Mutterlande abgeschlossenen Verträge; daß die Regierung der Vereinigten Staaten stets den Anspruch Großbritanniens auf alle von diesem in Centralamerika behaupteten Besitzungen bestritten hätte, mit Ausnahme des Theiles von Belize, welcher zwischen dem Rio Hondo und dem Sibun liegt; daß sie stets dem Rechte Großbritanniens, ein Protectorat über Moskitia herzustellen, widerstanden habe, und daß sie mit großem Staunen und Bedauern erfahren, daß britische Streitkräfte 1848 die Behörden von Nicaragua, welche Hafen und Stadt von San Juan de Nicaragua kraft altspanischer Rechte besessen, vertrieben und dann daselbst die Moskitiaflagge aufgezogen hätten.

4. Daß Mr. Monroe als Präsident der Vereinigten Staaten 1823 in einer öffentlichen Botschaft dem Congreß angekündigt hätte, daß europäische

Mächte in Zukunft auf dem amerikanischen Festland keine Colonien anlegen dürften.

5. Daß kein Anspruch Großbritanniens, im Namen oder unter der Autorität der Moskitoindianer zu handeln, gut begründet sein könne, da dieser Stamm, selbst wenn er nie von Spanien unterjocht worden, ein Stamm von Wilden wäre, welche nach der Praxis und den Grundsätzen aller europäischen Nationen, welche jemals auf dem amerikanischen Festland gelebt, keinen Rechtsanspruch hätten, auf dem von ihnen bewohnten Gebiet als unabhängige Staaten zu zählen. Sie hätten auf dieses Gebiet nur einen Anspruch bloßer Occupirung, indem das Gebiet das Eigenthum seines Entdeckers oder selbst der Entdecker einer wenn auch noch so entlegenen Gebietsstrecke auf demselben Continent sei. Und nur dieser könne diesen Rechtsanspruch auf Bewohnung durch die Indianer durch Kauf aufheben in dem Maße, wie die Fortschritte der Niederlassung der Weißen es nothwendig machten.

Und da endlich Großbritannien durch den Vertrag von 1850 erklärt habe, Moskitia oder Centralamerika weder zu colonisiren, zu befestigen, zu occupiren noch Herrschaftsrechte über dasselbe zu beanspruchen, sei es dadurch verpflichtet, sein Schutzrecht über das Volk und das Gebiet der Moskitos aufzugeben und außerdem Ruatan, eine zu Honduras, einem centralamerikanischen Staate, gehörige Insel, die aber dennoch neuerdings von Großbritannien colonisirt oder occupirt worden sei, herauszugeben.

Man muß fast lächeln, wenn man diese Beschwerdegründe näher ansieht und kann kaum glauben, daß die amerikanische Regierung sie im Ernst vorgebracht hat. Ihr Benehmen ähnelt ausnehmend dem eines Raufboldes, der nach einem Streit lüstern ist und nur nach den frivolsten Gründen herumsucht, um eine Herausforderung noch allenfalls zu rechtfertigen. Ueberhaupt sind die Schritte des amerikanischen Ministeriums in dieser Angelegenheit als ein Nothbehelf des Präsidenten Pierce zu betrachten, der durch sein principloses und schwankendes Benehmen bei allen Parteien in Mißachtung gesunken war und als letzte Rettung die eroberungssüchtigen Elemente der demokratischen Partei zu sich herüberzuziehen suchte.

Die britische Regierung antwortete auf die Beschwerden Buchanans ebenso würdevoll, als versöhnlich. Hinsichtlich des ersten Punktes konnte England mit Recht behaupten, daß es zwar ein Schutzrecht über Moskitia ausübe, aber keine Besitzungen daselbst habe und abgesehen von der daraus folgenden vollkommenen Grundlosigkeit der Beschwerde, jede Erklärung oder Vertheidigung von Schritten verweigern müsse, die es vor fast vierzig Jahren gethan und die kein Recht oder keine Besitzungen der Vereinigten Staaten beeinträchtigten. Würden doch die Vereinigten Staaten, wenn England unter ähnlichen Verhältnissen eine Erklärung von ihrer Regierung verlangte, über ein solches An-

sinnen erstaunt sein, während das amerikanische Volk es nicht mit der Würde und Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten verträglich halten würde, eine derartige Erklärung abzugeben. Hinsichtlich des zweiten und dritten Punktes bemerkte die englische Regierung: „In Betreff der Behauptung, daß die Regierung von Altspanien in Bezug auf das Moskitoprotectorat einen Anspruch oder ein Einmischungsrecht habe, ist hervorzuheben, daß seit dem Frieden von 1815 diese Regierung niemals dieses Protectorat in Frage gestellt hat; und was die Behauptung betrifft, daß Großbritannien durch seinen Vertrag mit Mexico als ein Princip anerkenne, daß die mit Spanien seinerseits eingegangenen Verpflichtungen nothwendigerweise auf jeden Bruchtheil der spanischen Monarchie übergingen, der später zum selbstständigen Staate geworden, so weise die Regierung diese Annahme mit aller Entschiedenheit zurück. In seinem Vertrag mit Mexico habe England einfach stipulirt, daß englische Unterthanen im unabhängigen Mexico nicht schlimmer gestellt sein sollten, als in Mexico, so lange es eine spanische Provinz war. Daß die Rechte, welche englische Unterthanen unter spanischer Herrschaft genossen, jetzt wieder durch besondern Vertrag mit der Republik festgestellt werden, beweist eben, daß die Bestimmungen früherer Verträge nicht selbstverständlich auf das neue Verhältniß übertragen würden, da sonst eine neue Verpflichtung überflüssig gewesen wäre. Aber selbst wenn die mittelamerikanischen Republiken von Spanien das Recht ererbt hätten, gegen das Protectorat Englands über die Moskitoküste Einwand zu erheben, so hatten sie sich doch Jahre lang aller Einwendungen enthalten und als sie dieselben erhoben, geschah es unter ähnlichen Rechtsansprüchen von mehren zu gleicher Zeit, so daß es nach Aufgeben des Protectorats von Seiten Englands zweifelhaft blieb, wem die Herrschaft über das aufgegebene Gebiet zufallen würde — eine Ungewißheit, welche nur zu Zwistigkeiten führen konnte, die dem Interesse aller dabei betheiligten Staaten schädlich sein mußten. Die Vereinigten Staaten selbst hatten früher das britische Protectorat und sogar die Besetzung von San Juan de Nicaragua stillschweigend anerkannt. Bis Ende 1849 ist das ganze Verhältniß niemals in Verhandlung mit der englischen Regierung berührt worden. Als 1850 der Präsident der Vereinigten Staaten dem Congreß verschiedene Papiere über die centralamerikanischen Angelegenheiten vorlegte, erklärte der Staatssecretär ausdrücklich, daß sich die Regierung von Nicaragua 1847 wegen der beabsichtigten und 1848 wegen der stattgefundenen Besetzung von San Juan de Nicaragua durch die Engländer an die nordamerikanische Regierung gewendet, aber keine Antwort empfangen habe; daß ebenso das Verlangen des Generals Castellon, des Gesandten von Nicaragua, die Vereinigten Staaten möchten wegen der Ansprüche, welche England im Namen des Königs der Moskitoindianer auf Greytown erhoben, interveniren, wiederholt zurückgewiesen worden sei. Daß, wenn auch die centralamerikanischen Staaten

ein Recht gehabt hätten, sich über das britische Protectorat über die Moskitoküste als eine Verletzung ihrer Souveränetät zu beschweren, dieses Recht den Vereinigten Staaten ganz und gar abging, darüber schwieg die englische Regierung schonend.

Der Versuch, die Aufstellung des Präsidenten Monroe als einen allgemein giltigen Lehrsatz des Völkerrechts zur Anerkennung zu bringen, ist allerdings von den Amerikanern mehrfach gemacht worden. Aber neue völkerrechtliche Grundsätze können nur durch Zustimmung aller Betheiligten zur rechtlichen Geltung gelangen und die einseitige Ansicht eines Präsidenten der Vereinigten Staaten über ein völkerrechtliches Verhältniß kann für die Rechte europäischer Staaten nicht im mindesten maßgebend sein. Ganz ebenso verhielt es sich mit dem von der Vereinigten Staaten Regierung aufgestellten Grundsatz, daß Wilde nach europäischem Völkerrecht keinen unabhängigen Staat bilden können, eine Behauptung, die durch die Praxis der nordamerikanischen Republik, die den Negerstaat Liberia stets als einen unabhängigen Staat behandelt hat, widerlegt wird.

Einen Schein von Stichhaltigkeit — und noch dazu blos auf den ersten Blick — hat nur der zuletzt angeführte Beschwerdegrund, daß durch das Protectorat über das Moskitogebiet und namentlich durch die Besetzung von San Juan de Nicaragua der Vertrag von 1850 verletzt sei. Es läßt darüber der Vertrag keinen Zweifel. Es muß hier zuvörderst hervorgehoben werden, daß der Vertrag abgeschlossen wurde zu einer Zeit, wo das englische Protectorat über die Moskitoküste schon seit Jahren bestand, ohne von der Regierung der Vereinigten Staaten angefochten worden zu sein und dieses Protectorat ist daher als das rechtsgiltige Verhältniß zu betrachten, welches der Vertrag nur in gewissen Schranken halten soll. Indem nun der erste Artikel desselben jedes Protectorat (oder Bündniß) verbietet, welches zum Zwecke hat, Befestigungen zu errichten oder zu unterhalten, welche den projectirten Kanal beherrschten, oder in den früher genannten mittelamerikanischen Staaten überhaupt Befestigungen anzulegen, sie zu occupiren oder zu colonisiren, oder ein Herrschaftsrecht über dieselben zu beanspruchen oder auszuüben, erlaubt er selbstverständlich jedes andere Protectorat, welches sich mit einem geringeren Maß von Befugnissen begnügt. Wie früher schon erwähnt, herrschte bei der amerikanischen Regierung nach dem Abschluß des Vertrags darüber auch gar kein Zweifel und der Staatssecretär Webster erklärte ausdrücklich, wie es die Ansicht seiner Regierung sei, daß England keineswegs damit jedem Rechtsanspruch auf Einmischung in die Angelegenheiten von Greytown oder die Moskitoküste entsage. Daß gegen das britische Protectorat nichts einzuwenden ist, scheint sogar die gegenwärtige amerikanische Regierung selbst anzuerkennen, indem Mr. Buchanan in seinen Depeschen eigenmächtig das Protectorat in ein Besitzverhältniß verwandelt,

um darauf eine Beschwerde gegen die englische Regierung zu begründen. Um aber nachzuweisen, daß die englische Regierung auch außerdem die Bestimmungen des Vertrags von 1850 verletzte, haben die Amerikaner sich auf das im Vertrag gebrauchte Wort „occupiren" gestützt, welches sie so deuten mochten, daß darunter jedes Niederlassen oder Wohnen, selbst wenn es nicht unter dem Schutz einer constituirten englischen Behörde geschieht, zu verstehen wäre, wogegen die Engländer, als in zweifelhaften Fällen allein entscheidend, den diplomatischen Sprachgebrauch für sich anführen, welcher, wie das Beispiel zahlreicher Verträge mehr als genügend beweist, stets unter Occupation die Besetzung durch eine bewaffnete Macht versteht, die während ihrer Dauer die einheimische Regierung außer Function setzt. Uebrigens erklärt sich die englische Regierung auch jetzt noch bereit, das Protectorat über das Moskitogebiet aufzugeben, wenn dasselbe in unbestrittenen Besitz eines der mittelamerikanischen Staaten gelangt und Bürgschaft geleistet wird, daß die Moskitoindianer in gewissen von ihnen bisher bewohnten Theilen unbehelligt blieben, wie denn bereits 1852 von Großbritannien und den Vereinigten Staaten gemeinschaftlich zu diesem Zwecke ein Vertrag mit der Republik Nicaragua eingeleitet wurde, der aber nicht zum Abschluß kam.

Nicht so nachgiebig zeigt sich die englische Regierung hinsichtlich der Insel Ruatan, auf der sich schon 1742 die Engländer niedergelassen haben, die im vorigen Jahrhundert stets als englische Besitzung bezeichnet wurde und von der allerdings Centralamerika in den dreißiger Jahren Besitz zu ergreifen versuchte, worauf dann aber die englische Flagge sogleich wieder dort aufgepflanzt wurde. In englischem Besitz war die Insel auch bei Abschluß des Vertrags von 1850, hinsichtlich dessen Mr. Clayton in einer Note vom 4. Juli 1850 ausdrücklich erklärt, daß er durchaus keinen Bezug auf die englische Niederlassung in Honduras, noch auf die kleinen Inseln in der Nachbarschaft derselben habe, welche als ihre Dependenzien bekannt sind, zu denen auch Ruatan zweifellos gehört, da der Vertrag von 1850 stillschweigend über diese Insel hinweggeht.

Eine Nation, die den Verpflichtungen andrer Staaten eine so ausnehmend strenge Auslegung gibt, müßte, sollte man meinen, selbst mit äußerster Gewissenhaftigkeit darauf sehen, daß sie nicht selbst Verletzungen des Völkerrechts begeht. Ueber dieses Bedenken hilft aber den Staatsmännern der Vereinigten Staaten die Lockerheit des Bandes hinweg, welches die Union umschlingt und das geringe Maß von Ansehen und Einfluß, welches die Centralregierung in den einzelnen Staaten genießt. Selbst bei dem besten Willen die Neutralität aufrecht zu erhalten, entziehen sich sowol einzelne Staaten, wie Scharen von beutelustigen Abenteurern mit Leichtigkeit der Controle der Centralregierung, und führen auf eigne Faust Krieg mit den Nachbarstaaten, mit denen die Union

als Staat in Frieden lebt. Beschwerden über solche Unternehmungen schenkt die Centralregierung nur halb Gehör. Noch im vorigen Jahr durfte Oberst Kinney eine bewaffnete Expedition nach der Moskitoküste ausrüsten, und die sich beschwerenden Minister von Nicaragua und Costarica erhielten zur Antwort, daß das Ganze nur eine Geschäftsexpedition sei, und die Regierung keine Veranlassung sehe, sich einzumischen. Zuletzt verbot sie allerdings die Abfahrt der Expedition, die aber dennoch eine günstige Gelegenheit zu finden wußte, unter Segel zu gehen. Sie war nur die Vorläuferin der spätern Expedition Walkers, der gegenwärtig Centralamerika auf eigne Hand zu erobern versucht. Will man dies nur als Privatunternehmen gelten lassen, für welche die Regierung der Union keine Verantwortung trägt, so verweisen wir auf die Beschießung von Greytown im Jahre 1854 als ein Beispiel, wie Beamte der Regierung gegen Staaten verfahren, deren Unabhängigkeit die Staatsmänner der Union gegen Angriffe von Seiten Englands mit so empfindlicher Eifersucht zu bewahren vorgeben. In Greytown war im Sommer vorigen Jahres ein Auflauf gewesen, wobei der bevollmächtigte Minister der Vereinigten Staaten in Centralamerika einen des Mordes Angeklagten aus dem Gewahrsam der gesetzlichen Behörden zu befreien versuchte. In dem Handgemenge wurde Mr. Borland geschlagen und verhaftet. Obgleich der amerikanische Gesandte selbst an den ihm widerfahrenen Schaden Schuld war, indem er unbefugterweise in die amtliche Thätigkeit der Ortsbehörden eingegriffen hatte, verlangte doch der mit dem Kriegsschiff Cyane in dem Hafen erscheinende Capitän Hollins für diese Beleidigung Genugthuung und gab der Behörde von Greytown eine Frist von zwei Tagen vom 11. bis zum 13. Juli, ob sie um Verzeihung bitten oder sich einer Beschießung aussetzen wolle. Ersteres weigerte sich die Behörde zu thun und nun beschoß Copitän Hollins die kleine Stadt sechs Stunden lang und setzte dann eine Anzahl Matrosen ans Land, welche die noch stehenden Trümmer in Brand steckten. England, die Schutzmacht, beschränkte sich auf eine Beschwerde, worauf die amerikanische Regierung den Capitän zwar abberief, ihm aber durch den Marinesecretär versichern ließ, daß er das Vertrauen des Marinedepartements immer noch in demselben Grade genieße wie früher. Sie durfte der öffentlichen Meinung gegenüber nicht mehr thun, denn diese fand das brutale Benehmen des Hollins nur energisch und höchst lobenswerth.

Während mit der Connivenz der amerikanischen Regierung neutrale Städte bombardirt werden und bewaffnete Freibeuterscharen auf Eroberungszüge gegen befreundete Staaten ausgehen, erheben ihre Organe neuerdings wieder ein gewaltiges Geschrei, daß die englische Regierung angeblich der Regierung von Costarica mit 200 Musketen auszuhelfen versprochen hat. Sie wollen darin eine Neutralitätsverletzung sehen, als ob die Vereinigten Staaten und nicht blos Oberst Walker mit Costarica Krieg führte. Oder steht die Regierung

der Vereinigten Staaten etwa bereits im Begriff, Walker als einen unter ihrer Fahne und mit ihrer Vollmacht kriegführenden Heerführer anzuerkennen?

Auf dieser Entwicklungsstufe ist die centralamerikanische Differenz jetzt angelangt. In den Verhandlungen zeigt sich von Seiten der Amerikaner durchweg der Geist jener demokratischen Politik, die alles, was nicht zu dem Kreise ihrer Gesinnungs- und Staatsgenossen gehört, für rechtlos erklärt, und für ihre Ansprüche keine andere Grenze kennt, als das eigne Belieben. Derselbe Mr. Buchanan, der sich so ängstlich besorgt zeigt, daß die Uebergriffe Englands die Selbstständigkeit der mittelamerikanischen Staaten gefährden könnten, stellt in einer Depesche vom 18. October 1854 folgende Grundsätze über das gegen Spanien hinsichtlich Cubas zu beobachtende Verfahren auf, Grundsätze, die nicht etwa blos seine Privatmeinung, sondern das Resultat einer 1854 abgehaltenen Conferenz sämmtlicher Vertreter der Vereinigten Staaten in Europa sind.

„Nachdem wir Spanien für Cuba einen seinen gegenwärtigen Werth übersteigenden Preis angeboten haben und dieser nicht angenommen worden ist, haben wir die Frage zu überlegen: gefährdet Cuba, so lange es im Besitz von Spanien bleibt, ernstlich unsern innern Frieden und das Fortbestehen unsrer geliebten Union? Wird diese Frage mit Ja beantwortet, so sind wir durch jedes göttliche und menschliche Gesetz gerechtfertigt, es Spanien zu entreißen, wenn wir die Macht dazu haben; und zwar nach demselben Princip, welches einen Einzelnen rechtfertigen würde, das brennende Haus seines Nachbars niederzureißen, wenn durch dasselbe seiner eignen Wohnung die Gefahr der Verbrennung drohte. Unter diesen Umständen dürfen wir uns weder vor den Kosten, noch vor der Uebermacht scheuen, welche Spanien gegen uns ins Feld führen könnte. Wir enthalten uns des Eingehens auf die Frage, ob der gegenwärtige Zustand der Insel eine solche Maßregel rechtfertigt. Wir würden jedoch untreu unsrer Pflicht, unwürdig unsrer tapfern Ahnen sein und niedrigen Verrath an unsern Nachkommen begehen, wenn wir duldeten, daß Cuba afrikanisirt und zu einem zweiten St. Domingo mit allen davon unzertrennlichen Schrecken für die Weißen würde, und wenn wir duldeten, daß sich der Brand auf unsre heimische Küsten ausdehnte und das schöne Gebäude unsrer geliebten Union gefährdete und zerstörte."

Dies sind die Principien, nach welchen die Vereinigten Staaten gegenwärtig ihre auswärtige Politik regeln und es muß dem Europäer einleuchten, daß bei solchen Principien die Berufung auf das Völkerrecht einen ganz besondern Nachdruck haben muß!

Die frommen deutschen Landsknechte.

(Nach Dr. Bartholds: „George von Frundsberg" und kriegswissenschaftlichen Quellen bearbeitet.)

Das Ritterthum hatte sein Ende erreicht. Nicht im Stande, der dämonischen Gewalt des Schießpulvers die Wage zu halten, war die Ritterschaft allein unfähig geworden, den Glanz der Kaiserkrone und des deutschen Namens zu schirmen, nur mit Widerwillen und trotzend auf Selbstherrlichkeit folgte sie dem Rufe der Kaiser in gelockertem Lehnsverbande. Als aber Kaiser Maximilian I. „der Weißkunig und junge Held voll theurer Gedanken" erschien, um Ordnung zu schaffen in Deutschland, welches ein eigenwilliger Adel, der Bürgerstolz reicher Städte und eine Geistlichkeit, mächtig durch die Herrschaft der Gemüther und irdischen Besitz, mehr als tausendfältig gespalten, da bedurfte er einer starken, ihm ergebenen Heeresmacht, um seine Erbschaftshändel mit Frankreich auszufechten wie den Frieden zu halten im Reich, und welche bei Treue und Gehorsam auch stark genug wäre, dem gefürchteten schweizerischen Fußvolk und der tapfern französischen Cavalerie entgegenzutreten. In solcher Bedrängniß griff er hinein in das Mark seines Volkes, und ordnete kräftiges Stadt- und Landvolk unter seine Fahnen, besoldete und waffnete es nach schweizer Art, ohne Schild, mit langen Spießen, Hellebarden und Schlachtschwertern, lehrte es Glied und Rotte halten, die Spieße ausstrecken; adelige und bürgerliche Hauptleute und Weibel führten es gegen den Feind. Landsknechte nannte man die mannigfaltig bewaffneten, buntgekleideten Haufen, denn es war Volk vom Lande, ein Gegensatz des Gebirges, von wo die Schweizer, nicht vom flachen Lande allein, sondern und vorzüglich auch aus den rüstigen Handwerksgesellen der Städte. Nicht Lanzknechte sind sie zu heißen, da sie im Unterschiede von der ritterbürtigen Lanze den Spieß führten.

Dieses Fußvolk hat den Ruhm deutscher Waffen länger als ein Jahrhundert durch alle Welt getragen und aufs neue gezeigt, daß für das westliche Europa wenigstens nicht der Reiter, sondern der Fußganger der wahre Krieger und Sieger ist. Dem unerschrockenen geschlossenen Haufen gegenüber mußte der Ritter in seiner stürmischen Tapferkeit verloren sein.

Als die Form für die neue Miliz einmal gefunden und der Krieg zum Handwerk geworden, begehrte sie für seinen Dienst wer bezahlen konnte, um so mehr, als neben der Tüchtigkeit auch die Treue des deutschen Kriegsvolkes in Ehren stand. Mag es auch zu beklagen sein, daß die kriegerischen Gesellen so oft für eine fremde Sache bluteten, so war es doch zu natürlich, daß in bewegten Zeiten der Einzelne den Wechsel politischer Dinge nicht allzeit im Auge behalten konnte. In allen Ländern Europas sehen wir die Landsknechte eine

Rolle spielen. „Das war" sagt ein geistreicher neuerer Geschichtschreiber „das Zeitalter, wo die Truppen, auf welche Wasiljowitsch traute, wenn er seine Moscoviter wider die Polen führte; welche Schweden der Union unterwarfen; welche in England wider die Sache der Yorks auf derselben Stelle starben, wo sie die Schlacht erwartet; welche sowohl Bretagne für die Krone Frankreichs zweifelhaft machten, als sie es eroberten; sowohl die Vertheidiger, als die Besieger von Neapel, die Ueberwinder von Ungarn, so lang sie wollten und die es retteten, da sie mit der Beute nach Haus gingen — diese Kriegsführer und Entscheider in aller Welt sämmtlich Deutsche waren."

Dieses Zeitalter endigt mit dem bunten Völkergemisch des dreißigjährigen Krieges, und dann nimmt das Kriegswesen abermals eine neue Gestalt an. Das bauschige Wams schwindet zur knappen Uniform, statt der Spieße kommen Feuergewehre auf, einem Herrn schwört fortan der Soldat, verkauft er seine Treue für immer: in den stehenden Heeren der gekräftigten Fürstenmacht. —

Geist, Einrichtungen und Sitten der Landsknechte sind durch ihre Auffassung des Waffendienstes so eigenthümlich, daß wir sie weder früher noch später in irgend einem Heere wieder finden: ein militärisches Gemeinwesen, in welches der Kriegslustige nach Lust und Neigung eintritt, frei von Zwanggesetz und Pflichten, in welchem er Leib und Leben gegen Sold und Beute in sorgfältig stipulirter Uebereinkunft auf so und so viel Zeit feil zu bieten kommt. Keine Werbekünste bringen den ungebundenen Bürger und Bauern von Werkstatt und Pflug als einen geängsteten Recruten zu fürstlichen Fahnen, wie die Aufrichtung der Regimenter in anschaulichem Bilde zeigen soll. Dieser gedenken wir die Schilderungen der Gerichtsverfassung und der Kampfesart folgen zu lassen, um endlich in der Zügellosigkeit und Ausartung der Landsknechte auch dem Schatten als unzertrennlichem Begleiter aller menschlichen Erscheinungen gerecht zu werden. —

Sobald ein Kriegsherr sich veranlaßt fand, ein Heer aufzubringen, mußte er sich zunächst an einen geeigneten Vermittler wenden, in der Person eines schon berühmten Kriegsmannes, gleichviel, ob adeligen oder bürgerlichen Herkommens. Er bestellte ihn zu seinem Feldobersten mit dem Patent, ein Regiment Knechte aufzurichten und übersandte zugleich den Artikelbrief, wie es mit Sold und Verfassung zu halten. Auf solchen Bescheid eröffnete in Aussicht reichen Erwerbs der Oberst, falls er nicht von dem Fürsten die benöthigten Summen erhalten, seinen Credit bei Freunden und Kaufleuten, zur Noth verpfändete und versetzte er Hab und Gut, Frauenschmuck und Silbergeschirr, (wie Herr George von Frundsberg zu seinem rühmlichen Zuge nach Italien 1526) ein Heer zu werben. — Zugleich beschickte der Oberst seine Kundschaft an rüstigen Kriegsleuten, und hatte sein Name guten Klang, so konnte er wol gar, wie dieser deutsche Held, mit einem Schlage die ganze abenteuerliche Brüderschaft

von Rittern, Hauptleuten und Knechten aufbringen; dann ließ er, nachdem er seinen Stellvertreter im Regiment und die Hauptleute über die Fähnlein mit Vorsicht gewählt, auf Straßen und Märkten die Werbung umschlagen, und gewöhnlich strömte es haufenweise zu, wie ein schwäbischer Chronist in seiner derben Sprache sagt: „wenn der Teufel Sold ausschreibt, so fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen im Sommer, daß sich doch jemand zu Tode verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur alle her kam und sich den Winter erhalten hat." Doch war es darum keineswegs verlaufenes Gesindel oder schimpfliche Gesellen, welchen die Fähnlein der frommen Gemeine Zuflucht bieten sollten. Nur Leute von einer gewissen Wohlhabenheit konnten angenommen werden, denn es mußte ein jeder Wams und Schuhe, Blechhaube, Harnisch, Schlachtschwert, Hellebarde oder langen Spieß, obendrein wol gar ein Stück Geld mitbringen, stark, rüstig und unbescholten sein, wollte er in des Hauptmanns Musterrolle aufgenommen werden, wenn nicht dringende Kriegesnoth auch mit armseligeren Knechten, die nur verzweifelten Muth im Herzen, vorlieb nahm. Aber bei alledem hatte es keine Noth, kriegslustige Bursche, zerfallen mit geistlicher und weltlicher Obrigkeit, überdrüssig des Landfriedens und nach fröhlichem Feldleben verlangend, hatte Deutschland und vor allem Schwaben, die gepriesene Mutter frommer Landsknechte, allzeit genug; auch wessen Handwerk grade nicht ging, mochte der Trommel folgen, wie der Waiblinger, Maler und Schnitzer von Heiligenbildern, ein riesiger Bursche und brotlos, seitdem man daheim den Glauben geändert. Es ist ja überdies zu allen Zeiten und besonders, wann die Gemüther aufgeregt, kein Mangel gewesen an den ruhelosen, überreichen Naturen, welche bei einförmiger Tagesarbeit zu Taugenichtsen übersprudelnd durch freien Spielraum ihrer Kräfte in Kampf und Gefahr zu Helden werden. Es waren allerdings unter den Reihen des deutschen Fußvolks größtentheils städtische Handwerker, aber es fochten auch Adel und vornehme Kriegsmänner, Söhne wohlhabender Patricier und ein tüchtiger gemüthvoller Bürgerstand, empfänglich für jeden edleren Aufschwung des Geistes, sangreich, fromm und ehrbar in der Landsknechte Mitte. Wehe der hochmüthigen Chevalerie von Frankreich, wenn sie in den heißen Schlachttagen Italiens nicht Hufschmiede und Schuster gehabt hätte, die für die Bayards sich wagten und ein doppelt Wehe, als sie bei Pavia den Spießen der Verachteten gegenüberstanden!

Mit einem Zehrpfennig auf den Weg versehen, verliefen sich nach vorläufiger Bekanntmachung des Artikelsbriefes die geworbenen Haufen wieder bis zum Stelldichein. Hier wurde genaue Musterung gehalten durch den fürstlichen Musterherrn, einen gar vornehmen und erfahrenen Kriegsmann und Landknechtsbrauches wohl kundig, ob nicht etwa nach wohlbeliebter Art die Hauptleute mehr Namen in der Liste, als Knechte auf den Beinen hätten, „Finanzirens halber", ob ein jeder mit eigen Wehr und Waffen versehen, auch alle

rüstig und wohlgemuth, keine Krummen und Lahmen darunter. Wer aber für einen andern oder mit entliehener Waffe unter dem Joch durchginge, sollte für einen Schelmen erachtet werden. War alles in Ordnung befunden worden, so wurde das Regiment versammelt, nicht wie ein Regiment im heutigen Sinne, ein nach Anzahlverhältnissen bestimmter Heerestheil, sondern der Inbegriff sämmtlicher Fähnlein, so viel da waren, zur frommen Gemeine. Auf Trommelschlag stießen die Fähnlein im Ringe zusammen, und hoch zu Roß mitten darinnen haltend begrüßte mit abgezogenem Baret der Oberst in kurzer und herzlicher Rede seine lieben, ehrlichen Kriegsleute. Darauf wurde mit lauter Stimme der Artikelbrief verlesen, wie ein jeder gegen Gott und Kriegsherrn, Oberst, Hauptleute und alle Kriegsämter, vor Feind und Waffenbrüdern, gegen Frauen, Priester und Eigenthum sich als tapfrer und frommer Landsknecht zu verhalten, und was er dagegen auch an Sold und Rechten zu empfangen habe, worauf die verlesenen Punkte in die Hände des Amtmanns vom Regiment, des Schultheißen zur Stelle feierlich beschworen wurden. Dann stellte der Oberst der Reihe nach die hohen Aemter vor, als seinen Lieutenant im Regiment, den Proviant- und den Quartiermeister und endlich die seltsamste Figur des ganzen Haufens, den öffentlichen Ankläger, die tausendäugige, überall gegenwärtige Fehmgewalt: den furchtbaren Profoß, der halb ernst, halb gutmüthig und komisch sich dann auch wol mit warnendem Sprüchlein einzuführen pflegte. Zugleich ward den Fähndrichen, bewährten, großgewachsenen Kriegsleuten in voller Mannesblüte, ihr wichtiges Amt vertraut, daß sie Leib und Leben bei dem Fähnlein lassen, in Schlacht und Sturm allzeit tapfer voranschreiten, auch auf Ehr und gute Haltung des ganzen Haufens fleißig Acht haben sollten.

Nach Erledigung alles dessen, was zur Gemeinsamkeit des ganzen Regiments gehörte, zog jedes Fähnlein unter seinen Hauptleuten auf einen bestimmten Platz, damit nun die kleinen Republiken sich im Innern gliederten, und mit einer Achtung vor dem gemeinen Manne, wie sie dem Führer ehrlichen Kriegsvolks so wohl ansteht, eröffnete auch der Hauptmann sein wichtiges Amt in einer Ansprache, indem er sich durch Entbietung alles Rechts oder Fugs und Verheißung frommer, tapferer, vorsichtiger Führung des Wohlwollens der Mannschaft versicherte und allen ein gleicher Hauptmann und Mitbruder in Freud und Leid zu sein versprach, auch gegen die andern Aemter des Fähnleins zu Gehorsam und Gefälligkeit entbot, und wenn endlich auch deren Vorstellung und eigne Empfehlung geschehen, so schickte der versammelte Ring sich an, aus seiner Mitte die niederen Aemter und Befehlsstellen auszuschießen, wie es zum Recht und Brauch seines freien Gemeinwesens gehörte.

In dem Verhältniß der Obern zum Kriegsvolk waltete waffenbrüderliche Gleichstellung, nicht mit der falschen Popularität der Schwäche zu verwechseln und erklärlich, wo jene noch durch keine besondere Standesehre über den ge-

meinen Mann erhoben waren, keine gesetzliche Autorität ihre Personen heiligte, und nur die allerentschiedensten Persönlichkeiten so tüchtigen, aber auch so schwierigen und keine Willkür leidenden Untergebenen gewachsen waren. Erst in späterer Zeit trennen sich in scharfer Ständesonderung Offizier und Soldat, in den gemißhandelten Werbeheeren des vorigen Jahrhunderts erreicht sie ihren höchsten Grad, bis humanere Systeme auf das ursprünglich deutsche Verhältniß zurückgelenkt haben und es in den erhöhten Stimmungen froher oder gefahrvoller Momente zeitweise in sein volles Recht eintritt.

Ungebundene Freiheit des Costüms und persönliche Erscheinung jedes Einzelnen nach Geschmack und Vermögen bezeichnen unsren Kriegsmann jener Zeit, wo man noch wenig von gleicher Kleidung und Abrichten wußte. Die Heere waren viel zu theuer zum wohlgefälligen Augendienst jener Zeit, auch mochte man noch Mannigfaltigkeit leiden und jedermann schwur bei seinem Barte. Die Trachten der Landsknechte in den überkommenen Abbildungen sind ergötzlich anzuschauen, möchte sich auch der heutige Militärgeschmack darob entsetzt haben! — Da hat jeder an und um, wie es ihm eigen und gefällt, der mit Pickelhaube, jener mit Helm, ein dritter mit Hut oder kleidsamem Federbaret, da sieht man ein geschlitztes und enggeknöpftes Wams, hier hat einer eine weite Pluderhose, jener sich enges rothes Beinkleid zugelegt und nach glücklicher Schlacht, oder wenn sie bei ergiebiger Plünderung mit „längster Elle“ gemessen, stolzieren viele gar wohl im Ritterkleid oder mit Sammet und Seide behangen geckenhaft einher. Die Waffen sind noch mannigfaltiger; wie sie grade einer in seiner Werkstätte aus Väterzeit aufgehangen fand oder dem Feinde abnahm, von dem langen Spieß, Fausthammer und Morgenstern bis zum breiten Landsknechtsdegen. Besonders gute Waffnung aber erhielt doppelten Sold, wie auch die Hakenschützen, adeligen Knechte und kleinen Aemter, wofür sie in erster Reihe fochten; auch der einfache Sold war schon hoch genug, reichlicher als ein spärliches Soldatentractament, wofür denn sonst hätte man Leben und Glieder wagen sollen? — Denken wir uns nun zehn- bis funfzehntausend solche grillenhaft und phantastisch aufgeputzte Gesellen in alle Farben des Regenbogens gekleidet, jede Art von Wehr und Waffen tragend, wie sie als Seltsamkeiten unsere Sammlungen bewahren, vornweg ein hoher Kriegsmann zu Roß, von Kopf bis zu Füßen geharnischt, von Trabanten und Hunden umsprungen, auch wol auf einem Maulthier schlichter einherziehend; dann die Fähndriche mit ihren farbigen Fähnlein, wie sie weithin noch über die erhobenen Spieße stolz im Winde flattern, die Trommler mit Trommeln so groß wie die Weinfässer und kaum zu erschleppen, dahinterdrein der „helle Haufe“ in willkürlichem Behagen, fluchend und singend einherziehend; die ernsthafte, fast geistliche Gestalt des Schultheißen mit seinen Schreibern, die vermummte Gestalt des Profoßen, neben ihm Stockknechte und der schreckliche Freimann mit rother

Hahnenfeder und breitem Richtschwert an der rechten Hüfte; endlich daran angehängt das Regiment des ehrsamen Hurenweibels, das schleppende Gefolge der „Hurn und Buben“, Garköche und „Sudlerinnen“, zusammt den wol mit kämpfenden Rudeln bissiger Hunde, in unübersehbarem Schweif mit Zeltwagen und Karren vermischt — und fassen wir dieses Durcheinander unzählbarer Figuren in wunderlichstem Gemisch in ein Bild zusammen, so haben wir leibhaftig den wichtigsten Theil der Heeresmacht, mit welcher Deutschlands Kaiser die Welt im Zaume hielten.

In der Rechtsverfassung der Regimenter, die immer den tiefsten Einblick in das innere Leben einer Soldatenwelt gewährt, finden wir hier lebendige Soldatenehre mit hoher Gerechtigkeitsliebe in einem freien Bewußtsein wurzelnd, auch einige Schwerfälligkeit, das ist deutsche Art und wenn wir sogar auf eine Form des Rechtsbrauchs stoßen werden, welche uns wie blutige Rohheit erscheint, so müssen wir bedenken, daß in Heeren von ungebundener Organisation, wo regelmäßige Soldzahlung und Aussicht auf Beute nur zu oft alleinige Regulatoren der Mannszucht waren, die Justiz nicht anders als schnell und schrecklich sein konnte. Bei Errichtung eines Regiments hatte sich der Oberst mit den Kriegsleuten über den Brauch in peinlichen Rechts- oder Malefizsachen zu verständigen und ward ihnen alsdann entweder Geschwornengericht unter Vorsitz des Schultheißen oder das furchtbare Genossengericht der langen Spieße zugesagt. Im erstern Falle ward ein erprobter, rechtsverständiger Kriegsmann, kein dem kriegerischen Leben fernstehender Rechtsgelehrter, von dem Obersten unter Verleihung des weißen Stabes als Schultheiß in Eid und Pflicht genommen, worauf dieser sich nach zwölf geschickten Knechten, etwa einem aus jeden Fähnlein, als Gerichtsleuten umthat. Sie schwören insgesammt auf das heilige Evangelium, recht zu richten ohne Ansehn der Person und jegliche Rücksicht, dem Schultheißen gehorsam zu sein in allen billigen Dingen und was sie richten und urtheilen zu verschweigen bis in das Grab. Ein Gerichtsweibel und Schreiber werden gleichfalls aus dem Regiment gewählt. — Trommelschlag ruft dieses Schwurgericht zusammen, und es spricht zur Stelle Recht nach herkömmlichem Brauch in allen Dingen, wo es um Geld und Gut, Streit und bürgerliche Vergehen geht. Von fast religiösem Pomp aber ist der Hergang der Malefizgerichte, wenn unter Beisitz aller Hauptleute, Fähndriche und Feldweibel „an einem nüchternen Morgen“ auf Grund des beschwornen Artikelbriefes über Ehre, Leib und Leben gerichtet wird. Dieser Hergang, dessen nur andeutungsweise Mittheilung weder anziehend noch verständlich sein könnte, war kurz gesagt von einer Umständlichkeit, welche auch jeden Schein von Gunst oder Eile fernhielt, und mit warmer Fürsprache des Angeklagten, indem Kläger und Fürsprecher „ins Recht dingen“. Erst nach wiederholter Vertagung reiften verwickelte Fälle zum Spruch und die kunst-

lose Rechtsprechung der Standesgenossen mußte die Gemüther um so tiefer erschüttern, als es keine erlernte Redefertigkeit zu bewundern gab. Mit dem „Schuldig“ bricht der Schultheiß den Stab und empfiehlt des armen Gefangenen Seele Gott. Er wird dem Profoß übergeben und der Geistliche empfängt seine letzten Bekenntnisse, darauf führt ihn der Freimann zur Richtstätte. Hier spricht der Profoß den gegenwärtigen Landsknechten ins Gewissen, daß sie sich das Schicksal des Verurtheilten wohl zu Herzen nehmen, sich des „Vollsaufens“, worin die meisten Vergehen begangen würden, besonders enthalten und sich vor Strafen hüten mögen, die niemandem geschenkt werden könnten. Zum kurzen Abschiede noch im Ringe herumgeführt, kniet der arme Sünder nieder; mit dem scharfen Hiebe ist der Frevel gesühnt und des Gerichteten Leichnam nimmt ehrliche Grabstätte auf.

Wenn an diese Art des Rechtsbrauchs noch die Form unsrer heutigen Kriegsgerichte erinnert, so hat sich die andre, das Recht der langen Spieße, in dem barbarischen Gassenlaufen verloren. Sollte Schlußrecht eingeführt werden, so hielt der Oberst der versammelten Gemeine in ernster Mahnung vor, sich vor Uebelthat zu bewahren, weil jeder des andern Richter sein müsse und die Knechte legten feierlichen Eid ab, wenn einer wider die Artikel verstieße, so solle er unanzusehen Freundschaft, Sippschaft oder Gunst, ohne allen Neid und Haß durch die „drei Räthe“ verurtheilt werden. Wenn nun durch den Profoß ein Pflichtbrüchiger angetroffen und festgenommen war, so ließ dieser den Obersten um die Gnade bitten, die Gemeinen an einem nüchternen Morgen zusammenkommen zu lassen. Ist ihm gewillfahret, so tritt der Profoß mit seinem Gefangenen in die Mitte, um mit dem Gruß: „Guten Morgen, ihr lieben ehrlichen Landsknechte, edel und unedel, wie uns Gott zueinandergebracht hat,“ — der Justiz freien Lauf zu fordern. Dann heißt er den Feldweibel ein „Mehr“ machen, worauf dieser ansagt, wer des Profoßen Wort nachzukommen gedenke, möge seine Hand aufheben; es beginnt der Hergang mit Fürsprecher und Rath für Kläger und Angeklagten, sie dingen ins Recht. Wenn nach dreimaligem Abtreten der Klagebestand erhärtet ist, so thun die Fähndriche ihre Fähnlein zu, stecken sie mit dem Eisen ins Erdreich und fordern die Landsknechte auf, solchen Schimpf zu ahnden, damit das Regiment wieder ehrlich sei, sonst wollen sie ihre Fähnlein nimmer fliegen lassen. Ein Knecht wird vorgerufen, damit er seinen Rath gebe, der fordert sich vierzig gute Kriegsleute, edel oder unedel, zum Beistand. Der Beschluß, den sie fassen, wird der Gemeine mitgetheilt, sie treten wieder ein; andere vierzig urtheilen und die dritten folgen ihnen. Haben auch diese berathen, so wird unter Trommelschlag ihr Ausspruch der Menge zur Entscheidung vorgelegt, stimmt sie zu mit aufgehobenen Händen, dann ist es um den Missethäter geschehen. Die Fähndriche bedanken sich beim gemeinen Mann, daß er so willig gewesen,

ehrenhaft gut Regiment zu stärken, werfen ihre Fähnlein in die Höhe, lassen sie fliegen und ziehen dem Aufgange der Sonne zu. Das Regiment ordnet seine Reihen zum Hochgericht, die Spieße senken sich zur schrecklichen Gasse — kein Erbarmen! wer eine Lücke macht, muß selbst dran glauben! Aus seinen Ketten geschlossen, wird mit drei Streichen auf die Achsel im Namen heiliger Dreieinigkeit der Verbrecher dem Tode geweiht, nicht zaghaft mag er hin und wieder laufen, herzhaft in die Spieße hineingejagt und er ist erlöst. Sobald er verschieden, kniet die rächende Versammlung nieder zum Gebet für sein Seelenheil und umzieht unter dem Feuern der Hakenschützen dann dreimal den Leichnam, zum Schluß bedankt sich auch der Profoß im Ringe und redet zu, daß doch einer des andern Strafe beherzigen möge. —

In beiden Arten des Rechtsbrauchs sehen wir die Genossen als Richter; so schrecklich der Vollzug, so besonnen und schonend die Rechtsprechung, und die richterlichen Beamten haben nach wohlerwogener Gewissenspflicht zu handeln, wenn nicht nach Auflösung des Regiments sie die Selbstrache ereilen soll.

Die Kriegführung jener Zeiten hatte noch nicht den streng wissenschaftlichen Anstrich angenommen, den andre Waffen, andre Heere im Laufe der Zeiten ihr gegeben haben und im Besondern beim Fußvolk bedurfte es zum Kriege geringer Vorbereitung. Wie der Landsknecht seine eigne Waffe zur Anwerbung mitbrachte, so war ihm auch der Gebrauch derselben anvertraut und da die so theuer bezahlten Heere nur für den Zweck und die Dauer des Krieges bestanden, so kannte man auch künstliche taktische Uebungen und das nachmalige „chikanöse Trillen" nicht; mit keinem Abrichtungsdienst beladen konnten die Befehlshaber ausschließlich Führer sein. — Die kunstlose Taktik der Landsknechte war ähnlich derjenigen, mit welcher Roms starre Legionen die Welt erobert und ganz dieselbe, an welcher in den Schweizerschlachten die hochmüthige Ritterschaft so schmähliche Niederlagen erlitten; volle Massen, wie der natürliche Instinct die Menschen zusammendrängt, enggeschlossen und standhaft, dann unverzagt mit Gott frisch drauf, fällt, was fällt. So ist es geblieben, bis die allgemeine Einführung der Feuergewehre die tiefen Schlachthaufen zu langen Linien dehnte. —

Wenn vor der Schlacht der Oberanführer mit dem Obersten über die Form der Aufstellung Rath gepflogen, so werden die Fähnlein in gevierte Ordnung gebracht, die starken Regimenter für sich, schwache zusammenstoßend zum starren Wald von Speeren, hoch flattern inmitten die Fähnlein. In der äußersten, dem Feinde zugewandten Linie drei Glieder der am besten gerüsteten Knechte mit langen Spießen, darauf „ein Blatt" mit Schwertern oder Hellebarden; den mittlern Umfang füllen wieder lange Spieße, den innern Kern sämmtliche kurze Wehren umschließend; im letzten Blatte abermals die tüchtigsten, langbewehrten Knechte, um dem stürmenden Haufen nachzudrücken. Die Hauptleute

in voller Rüstung, mit mächtigen Schlachtschwertern zu Fuß vor der Front. „Verlorne Knechte" durch das Loos oder Abgabe aller Rotten bestimmt und unter einem Hauptmann zu „Rennfähnlein" vereinigt, werden von der geschlossnen Masse abgesondert, um in keckem Voraneilen den Kampf zu eröffnen und den geworfnen Feind leichtfüßig zu verfolgen, auch Hakenschützen, deren Gebrauch die gewandten Spanier empfohlen, und welche Karl V. vermehren und leichter bewaffnen ließ, pflegten schützend in lockern Haufen den Flügeln angehängt zu werden. Mit den Colonnen des Fußvolks abwechselnd hielten tiefgeordnete Geschwader der Reiterei, welche in dieser Periode im Mittelzustande zwischen feudalem Militär und neuerm Soldwesen, durch denselben Kaiser zu einer neuen deutschen Cavalerie gebildet wurde, welche wie die berüchtigten „schwarzen Reiter" des schmalkaldischen Krieges sich als eine vortreffliche Truppe erwies. Vor den Schlachtlinien des Fußvolks und der Reiter fuhren die Geschütze auf, schwerfällige Maschinen, von Karrengäulen und Stückknechten in langer Doppelreihe transportirt und als „Quartan-, Roth- und Feldschlangen" auch „Scharfmetzen", in unerschöpflicher Laune der Stückgießer mit Namen von Heiligen und allerhand komischen Benennungen getauft. So kommen „Basiliskus" und alle zwölf „Apostel", „Sau, Affe, Bauer, Ochs, Wildermann" und noch wunderlichere Taufnamen vor, und alle Röhre waren mit sinnigem Zierrath reichlich geschmückt, entsprechend einem Zeitgeschmack, dem selbst bis zum geringen Hausgeräth herunter nicht die kahle Nutzbarkeit genügen mochte. —

(Schluß folgt.)

Literatur.

Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde, eine geographisch-statistische Darstellung der Erdtheile, Länder, Meere, Inseln, Gebirge, Berge, Vorgebirge, Buchten, Häfen, Flüsse, Seen, Völker, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Bäder, Berg- und Hüttenwerke, Leuchtthürme, Kanäle, Eisenbahnen 2c. nebst den geographisch-astronomischen Bestimmungen der Lage der Orte. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Hoffmann. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. — Von diesem trefflichen Werk sind bis jetzt funfzehn Lieferungen erschienen (A—D). Wir machen das Publicum noch einmal darauf aufmerksam; es findet hier in einer Vollständigkeit, der man nichts an die Seite stellen kann, alles zusammen, was in Beziehung auf den behandelten Gegenstand irgend wissenswerth ist, und zwar für einen Preis, der in Beziehung auf das Geleistete ganz unerhört niedrig gestellt ist. —

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die englisch-amerikanische Differenz.

2.

Die Werbungsangelegenheit.

Die wegen der englischen Werbungen auf dem nordamerikanischen Festlande mit den Vereinigten Staaten entstandene Differenz ist viel einfacher, als die mittelamerikanische, und wäre mit einem Wort beizulegen, wenn auf Seite des Beschwerdeführers der gute Wille vorhanden wäre.

Als gegen Ende des Jahres 1854 das Stocken der Belagerungsarbeiten vor Sebastopol das anfangs mit allzu sanguinischer Zuversicht so nahe geglaubte Ende des Kriegs in unerkennbare Ferne hinausrückte und in den Leiden des Winters die englische Operationsarmee zusammenschmolz, wie Schnee vor dem Frühlingswind, die Werbeoffiziere in England und Irland aber vergebens nach Recruten suchten, um den reißend schnellen Ausfall in den Reihen des englischen Heeres zu ersetzen, entschloß sich das Ministerium Aberdeen, die Befriedigung suchende Kriegslust des Auslandes für seine Zwecke zu benutzen. Zuerst lenkte es allerdings seine Blicke auf das europäische Festland, wo die unversiegbare Rauflust der Deutschen und Schweizer den englischen Fahnen reichlichen Zulauf zuzuführen versprach. Da aber die Regierungen, unter deren Unterthanen man hauptsächlich sich zu recrutiren gedacht, ohne Ausnahme neutral waren, so ließ sich voraussehen, daß die Behörden, auf die Landesgesetze gestützt, der Werbung vielfach Hindernisse in den Weg legen würden. Viele von den abenteuernden Elementen, auf welche die englischen Werber rechnen mußten, hatten sich nach den Vereinigten Staaten gewendet; dort wachte keine argusäugige Polizei, und niemand, durfte man nach früheren Erfahrungen hoffen, kümmerte sich darum, ob die verlornen Söhne des deutschen Vaterlandes ihre Haut nach Centralamerika oder Cuba, um unter dem Banner des einsamen Sternes auf Freibeuterzüge auszugehen, oder nach der Krim, um unter englischer Fahne gegen die Russen zu kämpfen, zu Markte zu tragen beliebten. Außerdem waren auch in den Vereinigten Staaten die Irländer, die hier um kargen Lohn Steine klopften und Chausseen bauten, und die in Irland selbst die Werbetrommel vergebens lockte, während sie früher einen Hauptbestandtheil der englischen Truppen gebildet hatten. Die englische Regierung entschloß sich

daher, eine Werbestation für die Fremdenlegion in Halifax in Neuschottland, also auf englischem Gebiet, zu errichten. Gegen das amerikanische Gesetz verstieß sie damit nicht im mindesten. Das englische Gesetz bestimmt freilich anders. Kein englischer Unterthan darf ohne königliche Genehmigung in ausländische Militärdienste treten, mag die Anwerbung auf englischem Gebiet oder im Auslande geschehen. Nicht einmal in den Reihen der Verbündeten der Königin, die mit den Feinden denselben Krieg führen, darf der Engländer fechten. Die Vereinigten Staaten verbieten dagegen blos die Werbung für fremde Kriegsdienste innerhalb ihres Gebiets, und kein Gesetz spricht dem amerikanischen Bürger das Recht ab, außerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten sich unter fremde Fahne anwerben zu lassen, wenn er unter ihr nur nicht gegen das eigne Vaterland ficht. Unter diesen Verhältnissen stand auch die englische Regierung keinen Augenblick an, ihr Vorhaben, in Neuschottland und Canada englische Werbestationen anzulegen, der Regierung der Vereinigten Staaten mitzutheilen, und diese zeigte durch ihre Antwort, daß sie das amerikanische Gesetz genau so auslege, wie die englische, indem im Mai 1855 der amerikanische Staatssecretär, Mr. Marcy, an den englischen Gesandten in Washington, Mr. Crampton, schrieb, die Neutralitätsgesetze der Vereinigten Staaten wurden unnachsichtlich aufrecht erhalten werden, aber es sei niemandem verwehrt, die Vereinigten Staaten zu verlassen, und sich für ausländische Dienste anwerben zu lassen.

Das Gesetz war also klar und unzweifelhaft, aber es gibt in den Vereinigten Staaten noch etwas, was über dem Gesetz steht: der souveräne Wille des Volks, oder vielmehr der Partei, die am lautesten zu schreien versteht. Wie allerwärts ist das auch in den Vereinigten Staaten die demokratische, und genau wie anderwärts ist auch sie von einem grimmigen Haß gegen England erfüllt. Außerdem hat sie sehr entschiedene Sympathien für Rußland. Bekanntlich hat Kaiser Nikolaus einmal geäußert, er könne nur zwei Regierungsformen begreifen und achten: Die Autokratie und die Republik; was dazwischen liege, erscheine ihm als Zwitterding. Die Amerikaner haben diesen Ausspruch stets als ein besonders auf sie gezieltes Compliment betrachtet, zumal da Kaiser Nikolaus seine theoretische Vorliebe für Republiken auch durch die rücksichtsvolle Aufnahme bethätigte, die er reisenden Nordamerikanern stets angedeihen ließ. Vor der Huld eines Zaren aber schmilzt auch das Herz des verhärtetsten Demokraten, dessen Abgott ja ohnedies die materielle Macht ist, und der amerikanische Demokrat hat noch besondere Gründe für seine Sympathie für den russischen Absolutismus, denn beide Adler, der russische und der amerikanische, sind sich gleich an Ländergier und an Mißachtung der Rechte ihrer Nachbarn, und fühlen sich als Mitglieder einer Familie. Die englischen Werbungen für die zum Kriege gegen Rußland bestimmte Fremdenlegion waren da-

her den amerikanischen Demokraten ein bösen Dorn im Auge, und alles wurde aufgeboten, um ein Einschreiten der Regierung dagegen zu Wege zu bringen.

Die englische Regierung hatte nach Einrichtung der Werbestationen in Canada und Neuschottland ihren Agenten den strengsten Befehl ertheilt, keinen Mann innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten anzuwerben, und die Neutralitätsgesetze der Vereinigten Staaten auf das genaueste und gewissenhafteste zu beobachten. Der Speculationsgeist bemächtigte sich aber bald dieser Sache. Dem amerikanischen Geschäftsmann ist, um mit dem englischen Sprichwort zu reden, alles Fisch, was in sein Netz kommt, und da die Conjunctur des Marktes sich so stellte, daß waffenfähige Männer ein guter Exportartikel zu werden versprachen, so warf sich die Speculation auf die Branche Recruten. Es entstanden auf Privatspeculation an verschiedenen amerikanischen Orten Werbebureaus, welche die Beförderung von Recruten nach Canada und Neuschottland übernahmen, ein Geschäft, das offenbar gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten verstößt; nur waren die Uebertreter derselben Bürger der Vereinigten Staaten, und nicht die englischen Agenten, denen bis dahin keine Betheiligung daran nachgewiesen war. Die englische Regierung hätte daher, als vollkommen unbetheiligt, die Sache ruhig ihren Gang fortgehen lassen können, aber bei ihrer Bekanntschaft mit der übergroßen Empfindlichkeit der Nordamerikaner hielt sie es für das Beste, so wie sie von den, ohne ihr Zuthun geschehenen Schritten zur Betreibung von Werbungen auf amerikanischem Gebiete Nachricht erhielt, die Werbnugen ganz einzustellen, um selbst der Möglichkeit einer Collision zuvorzukommen. Sie ertheilte daher bereits am 22. Juni 1855 Befehl, die Werbestationen auf britischem Gebiet in Neuschottland und Canada ganz aufzuheben.

Vierzehn Tage nach Absendung des Befehls begann der Notenwechsel zwischen den beiden Regierungen über die Werbungsangelegenheit. Am 6. Juli überreichte Mr. Buchanan, der Gesandte der Vereinigten Staaten in London, Lord Clarendon eine Note, in welcher er sich über die Verletzung der Neutralitätsgesetze durch Personen beschwerte, welche zum Zweck der Anwerbung von Recruten für das englische Heer innerhalb der Vereinigten Staaten mit oder ohne Genehmigung der englischen Regierung Schritte gethan hätten. Die Note schloß mit der Aeußerung: „Der Präsident wird sich sehr freuen, zu erfahren, daß die Regierung Ihrer Majestät zu den Maßregeln, über welche Beschwerde geführt wird, keine Autorisation ertheilt hat, sondern das Verfahren ihrer dabei betheiligten Beamten gemißbilligt und entschiedene Maßregeln getroffen hat, einem Verfahren ein Ende zu machen, welches dem Völkerrecht, den Gesetzen der Vereinigten Staaten, und den Rücksichten, welche befreundete Staaten in ihrem Verkehr untereinander stets gegeneinander haben müssen, gleichmäßig widerspricht.“

Da die englische Regierung dieser Beschwerde bereits durch den Befehl, die Werbungen außerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten einzustellen, zuvorgekommen war, so konnte sie in ihrer Antwort an Mr. Buchanan dieses Aufgeben ihres unbezweifelten Rechts als ein Pfand für ihren aufrichtigen Wunsch, jede Collision mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu vermeiden, hervorheben, und bei dieser Gelegenheit die Versicherung wiederholen, daß jeder Verstoß gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten im Widerspruch mit ihren Wünschen und den ihren Beamten ertheilten Instructionen stehe. Daß ihre Agenten denselben zuwidergehandelt hätten, erlaubte sie sich aus Mangel an Beweisen vor der Hand zu bezweifeln.

So befriedigt war Mr. Buchanan mit dieser Antwort, daß er seiner vollkommenen Zufriedenheit damit nicht allein in einer Note vom 18. Juli Ausdruck gab, sondern auch eine mittlerweile von seiner Regierung abgesandte Note zurückhielt, welche zwar die Beschwerden in etwas bestimmterer Form wiederholte, die er aber durch die ihm jetzt von der englischen Regierung mitgetheilte Note für erledigt hielt. Nun ruhte die ganze Angelegenheit mehre Monate, und das englische Ministerium hielt dieselbe für vollständig abgemacht, als am 5. September eine neue amerikanische Note eintraf. Sie enthielt nicht etwa neue Beschwerden über seit der letzten Note vorgekommene Verletzungen der Neutralitätsrechte durch britische Agenten, sondern wiederholte nur die alten in ihrer Allgemeinheit, und beanspruchte abermals Satisfaction, obgleich nach Mr. Buchanans Urtheil, welches derselbe durch Innebehaltung der amerikanischen Note vom 15. Juli kund that, diese bereits gegeben war, da England nicht angestanden hatte, der Hoffnung des Präsidenten, „daß sie das Benehmen ihrer Agenten (im Fall sie sich unterfangen sollten, auf amerikanischem Gebiet Truppen zu werben) ernst rügen und entschiedene Maßregeln treffen werde, ihm ein Ende zu machen," vollständig zu entsprechen. Es blieb daher der britischen Regierung nichts übrig, als auch ihrerseits auf das früher Gesagte zurückzukommen und nochmals zu wiederholen, daß sie nicht glauben könne, einer ihrer Vertreter oder Agenten habe ihren Instructionen, die Neutralität und die Gesetze der Vereinigten Staaten auf das sorgfältigste zu achten, zuwidergehandelt.

Mit dieser Erklärung wollte sich aber Mr. Marcy, der amerikanische Staatssecretär, nicht zufrieden stellen. In einer Note vom 13. October wiederholte er die ganz im Allgemeinen gehaltenen Beschuldigungen, daß englische Beamte die Gesetze der Vereinigten Staaten verletzt hätten, und kam auf die verschollene Note vom 15. Juli zurück, welche nach seiner Meinung aussprach, welches Maß der Genugthuung die nordamerikanische Regierung beanspruche. Wie es schien, wuchsen die Forderungen auf jener Seite mit der Nachgiebigkeit, welche England an den Tag zu legen sich beeilte. Erst hatte der Präsident sich für

befriedigt erklärt, wenn England die Werbungen auf amerikanischem Gebiet einstellte und entschiedenen Tadel über die Beamten ausspreche, welche gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten verstoßen hätten. Ersteres konnte die englische Regierung nicht thun, denn sie hatte auf amerikanischem Gebiet gar nicht werben lassen; sie hatte aber schon längst freiwillig mehr gethan, und selbst den Werbungen auf britischem Gebiet in Nordamerika ein Ende gemacht. Hinsichtlich des zweiten Punktes wartete sie immer noch vergebens auf Beweise, und konnte, so lange sie ausblieben, blos betheuern, daß sie ihre Agenten zu einem solchen Benehmen nicht ermächtigt, sondern daß es ihren Instructionen schnurstracks zuwiderlaufe.

Jetzt verlangte der Präsident mehr. Die obenerwähnte Note schloß nämlich: „Der Präsident ist geneigt zu glauben, daß Ihrer Majestät Regierung das ungesetzmäßige Verfahren ihrer Beamten und Agenten, seitdem ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, nicht gutgeheißen hat, und daß sie es sich selbst und den Vereinigten Staaten für schuldig erachten wird, ihre Handlungen zu desavouiren, und mit ihnen auf eine ihrem ernsten Vergehen angemessene Weise zu verfahren ... Da aber die Werbungen für die britische Armee in der erwähnten Weise durch zu diesem Zwecke bestellte Beamte und Agenten, wie er glaube, in den Vereinigten Staaten immer noch fortgingen, so instruire der Präsident Mr. Buchanan, Ihrer Majestät Regierung zu sagen, er erwarte, sie werde rasche und wirksame Maßregeln ergreifen, ihr Verfahren einzustellen, und die jetzt in englischen Diensten befindlichen Personen aus denselben entlassen, welche innerhalb der Vereinigten Staaten angeworben worden oder welche die Vereinigten Staaten mit innerhalb derselben abgeschlossenen Contracten verlassen haben und jetzt in der britischen Armee dienen."

Der Kern der Beschwerde blieb auch für jetzt das Anwerben innerhalb der Vereinigten Staaten, wovon sich die britische Regierung schon vor Monaten so formell als man billigerweise nur verlangen konnte, losgesagt hatte. Demnach verstand es sich auch von selbst, daß sie keine Soldaten, die in den Vereinigten Staaten angeworben worden, oder dort Contracte abgeschlossen, entlassen und gegen ihre Beamten keinen Tadel aussprechen konnte. Da amerikanischerseits versäumt wurde, neue Thatsachen beizubringen, konnte auch von englischer Seite nur das wiedergesagt werden, was man schon mehr als einmal geantwortet hatte.

Die amerikanische Diplomatie wußte nun eine Abwechslung in die bisherige Einförmigkeit zu bringen. Nachdem abermals eine Pause in der Correspondenz eingetreten war, von October bis December, traf eine vom 28. December datirte Depesche des amerikanischen Staatssecretärs in London ein, die viel mehr als bisher gefordert worden verlangte. Man hätte natürlich meinen sollen, daß ärgere Verletzungen der amerikanischen Neutralität vorgekommen wären,

als bisher. Dieses war aber keineswegs der Fall. Zwar richteten sich die Beschwerden dies Mal namentlich gegen den englischen Gesandten, Mr. Crampton, so wie gegen die englischen Consuln in Cincinnati, Philadelphia und Neuyork, aber die Vorkommnisse, über die man Beschwerde führte, waren von älterem Datum als die Depesche, in welcher die amerikanische Regierung erklärt hatte, sich mit einem Tadel gegen die britischen Agenten als Genugthuung befriedigen zu wollen. Jetzt aber verlangte sie die Abberufung dieser Herren. Es waren nämlich in den Städten Philadelphia und Neuyork Personen gerichtlich zur Verantwortung gezogen worden, welche für die englische Fremdenlegion geworben hatten. Sie hatten ausgesagt, sie handelten im Auftrag des englischen Gesandten oder der obengenannten englischen Consuln. Merkwürdigerweise aber hatte man keinem dieser Herren Gelegenheit gegeben, sich wegen der gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen zu verantworten und die Wahrheitsliebe der sie anklagenden Zeugen einer Prüfung zu unterziehen, trotzdem, daß der Charakter der Zeugen von vornherein ihre Aussagen verdächtig machte. Leider waren es Deutsche, die sich zu diesem schmuzigen Geschäft hergaben. Die Beschuldigungen gegen den Gesandten, Mr. Crampton, beruhten hauptsächlich auf den Aussagen von Hertz und Strobel, zweier Personen vom schlechtesten Leumunde. Hertz hatte sich nach eidlich beglaubigten Aussagen mehrfach Schwindeleien zu Schulden kommen lassen, und nur Mitleid hatte ihn vor gerichtlicher Untersuchung und Strafe gerettet. Strobel hatte früher in Diensten des Statthalters von Neuschottland in Halifax gestanden, war von diesem wegen schlechter Aufführung entlassen und dann nach Washington verschlagen worden, wo er vergeblich versucht hatte, von Mr. Crampton Geld zu erpressen. Das Motiv zu seinem Auftreten vor Gericht liegt demnach nahe genug. In den Vereinigten Staaten gab er sich für einen politischen Flüchtling aus, was er vielleicht war, und für einen ehemaligen bairischen Offizier, der er nachgewiesenermaßen nicht gewesen war. Beide sehr ehrenwerthe Herren galten der öffentlichen Meinung als russische Spione. Behauptungen solcher Persönlichkeiten muthete die amerikanische Regierung der englischen zu, als glaubwürdiger zu betrachten, als die bestimmten Verneinungen eines ihrer angesehensten Beamten, des Gesandten in Washington, und auf solche Gründe gestützt, stellte sie eine Forderung, deren Gewährung für England eine ewige Schmach gewesen wäre, und deren Versagung zu einem Bruch zwischen zwei durch ihre Verwandtschaft und ihre Interessen auf ein enges Bündniß angewiesenen Staaten führen konnte. Die Beschwerde gegen den englischen Consul in Cincinnati war gar noch vor Gericht schwebend, und die amerikanische Regierung verlangte von der englischen die Bestrafung desselben, ehe seine Schuld festgestellt war. So stand es mit der Motivirung der Beschwerden. M. Marcy hatte jedoch, um das fehlende Gewicht der Gründe mit

ihrer Zahl zu ersetzen, wenigstens gegen den britischen Consul in Neuyork noch eine Beschwerde in Reserve. Derselbe hatte auf glaubwürdige Weise erfahren, daß das amerikanische Barkschiff Maury im Hafen von Neuyork als russischer Caper ausgerüstet werde, und theilte dieses pflichtgemäß dem englischen Gesandten mit, der nun seinerseits der amerikanischen Regierung die Angelegenheit vorlegte. Die amerikanischen Behörden fanden die Anzeige gravirend genug, um das Schiff vorläufig mit Beschlag zu belegen und gegen den Ausrüster desselben eine Untersuchung zu beginnen, die mit dessen Freisprechung endigte. Man vermeint wohl, die Vereinigten Staatenregierung, so ängstlich besorgt, ihre Neutralität aufs strengste gegen Rußland aufrecht zu erhalten, hätte mit Eifer die Gelegenheit ergriffen, gegen England dieselbe Rücksicht an den Tag zu legen? Nicht doch; ein englischer Consul hatte ein Einschreiten amerikanischer Behörden gegen Bürger des Staates veranlaßt, hatte damit den der Souveränetät der Vereinigten Staaten schuldigen Respect vergessen, und mußte deshalb abberufen werden! So argumentirte Mr. Marcy in seiner Depesche vom 28. December.

Eine stille Ahnung von der Richtigkeit seiner Beschwerde muß Mr. Marcy wol gehabt haben, denn zum Schluß nimmt er noch seine Zuflucht zu dem großen ungeschriebenen Codex des Völkerrechts, aus dem die amerikanische Diplomatie stets ihre besten Waffen holt, wenn sie ein recht schreiendes Unrecht oder einen gänzlich absurden Anspruch beschönigen will, zu dem Codex, in dem auch die Monroedoctrin, die Lehre von der Manifest destiny (dem offenbaren Schicksalsberuf) der Nordamerikaner, die Nachbarstaaten sich einzuverleiben, von der Erlaubtheit der Freibeuterei, wenn amerikanische Bürger sie üben, von dem Recht, mit befreundeten Nationen Krieg zu führen, ohne mit ihnen in Kriegszustand zu gerathen, und andere schöne Sachen stehen. Dies Mal fand die geschickte Hand des Mr. Marcy darin den Satz, daß es eine Verletzung der Souveränetätsrechte der Vereinigten Staaten sei, wenn die englische Regierung auf ihrem eignen Territorium Werbungsstationen errichtete. Dies stand zwar mit dem geschriebenen Gesetz der Vereinigten Staaten und mit dem, was Mr. Marcy früher selbst zugegeben, im vollständigen Widerspruch, aber es war wahrscheinlich „offenbare Schicksalsbestimmung" der Vereinigten Staaten, es mit England zu einem Bruch zu treiben, und dem Schicksale mußte sich das Völkerrecht beugen.

Die englische Regierung weigerte sich, ein anderes Völkerrecht, als das bei allen Völkern giltige, oder durch besondere Verträge festgestellte anzuerkennen, und schlug es auf das bestimmteste ab, ihren Gesandten und ihre Agenten abzuberufen. Die betreffende Note ist vom 30. April 1856, und es hängt nur noch an der Antwort des amerikanischen Cabinets, ob diese Angelegenheit zum ernstlichen Bruch führen soll oder nicht. Sie ist in gleichem

Stadium mit der centralamerikanischen Frage, wird aber wol in dieser verschwinden, wenn die neuesten Nachrichten sich bestätigen, daß die Vereinigten Staaten General Walker anerkannt haben.

Die Straßen Londons.

1.

„London ist keine Stadt mehr, es ist eine mit Häusern bedeckte Provinz", sagt Horace Say, der bekannte französische Staatsökonom.

Diese Bemerkung ist indeß, wie viele französische Phrasen ähnlicher Art, mehr geistreich und glänzend, als klar und bestimmt. Denn wenn der Ausdruck „Provinz", wie das von Unüberlegsamen häufig geschieht, als gleichbedeutend mit dem englischen „shire" gebraucht wird, so ist trotzdem, daß jenes Wort ungeheuer viel zu sagen scheint, zu wenig damit gesagt. Ausgemacht ist, daß es in England kein County und in Frankreich kein Departement gibt, welches sich nach der Menge seiner Bevölkerung mit der britischen Metropole vergleichen ließe. Nicht nur enthält London fast doppelt so viel Seelen, als der ausgedehnteste Bezirk des französischen Reichs, es ist auch von mehr als einer Viertelmillion Menschen mehr bewohnt, als irgend eine Grafschaft Großbritanniens. Die Bevölkerung des Departement du Nord beträgt ungefähr 1,140,000, die des Seinedepartements 1,380,000, die von Lancaster andrerseits 2,031,236.

Ja es scheint förmlich kleinlich, von London als einer bloßen Provinz zu sprechen, wenn es innerhalb seiner Grenzen eine größre Zahl von Menschen als manches Königreich hat. Das ist keine bloße Redensart, da die Hauptstadt Englands über eine halbe Million Einwohner mehr hat als Sachsen, welches von ungefähr 1,900,000, als Hannover, welches von ziemlich 1,800,000 und als Würtemberg, welches von etwa 1,750,000 Menschen bewohnt ist, und da allein auf der Middlesexseite der Themse mehr Menschen sind, als im ganzen Großherzogthum Baden.*)

Aber noch mehr: gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte das ganze Königreich England noch lange nicht so viel Bewohner, als das heutige London umschließt; denn die Bevölkerung Englands belief sich im Jahre 1377 auf nicht mehr als 2,092,978 Seelen.

---

*) Hierzu mag bemerkt werden, daß Dänemark ohne die deutschen Herzogthümer fast eine volle Million weniger Einwohner und selbst mit diesen noch nicht ganz so viele hat, als London. Die Einwohnerzahl des sogenannten dänischen Gesammtstaats nämlich betrug 1855 circa 2,400,000, die der Herzogthümer für sich 900,000.

Nehmen wir es sodann als ausgemacht an, wenn Balbi die gesammte Einwohnerzahl der Erde auf 1,075 Millionen angibt, so macht die Riesenstadt an der Themse grade den 450. Theil dieser Menge aus, so daß sich in jedem Tausend der ungefähren Gliederzahl der gesammten Menschenfamilie wenigstens zwei Londoner befinden.

Kurz, London kann dreist als die am dichtesten bewohnte Stadt der Welt bezeichnet werden. Es hat ein Viertel mehr Menschen in seinen Mauern, als Peking haben soll, zwei Drittel mehr als Paris, noch einmal so viel als Konstantinopel, viermal soviel als Petersburg, fünfmal so viel als Wien und Neuyork und ungefähr sechsmal so viel als Berlin.

Wir folgten im Vorstehenden, mit einigen nothwendigen Abweichungen, der Darstellung Henry Mayhews, der in seiner soeben in der ersten Nummer erschienenen Schrift „The Great World of London" einen sehr lehrreichen und interessanten Ueberblick über diese Verhältnisse gibt. Es sei uns gestattet, einige weitere Auszüge aus den Mittheilungen dieses Hefts zu geben. So mag denn London, fährt Mayhew fort, zahlreicher bevölkert, als irgend eine französische oder englische Provinz und als manches Königreich, wol als eine Welt für sich betrachtet werden und von diesem Standpunkt aus hat Addison von der britischen Hauptstadt, als zusammengesetzt aus verschiedenen Racen wie eine Welt gesprochen, statt sie als bestehend aus verwandten Familien wie eine Stadt zu betrachten.

„Wenn ich diese große Stadt," sagt er im Spectator, „nach ihren verschiedenen Quartieren und Abtheilungen betrachte, so sehe ich sie als eine Mischung verschiedener Nationen an, die sich nach ihren betreffenden Sitten, ihrer Lebensweise und ihren Interessen von einander trennen. Die Höfe von zwei Ländern unterscheiden sich nicht so sehr von einander, als der Hof und die Stadt Londons in ihrer eigenthümlichen Lebens- und Redeweise. Kurz, die Bewohner von St. James sind trotzdem, daß sie unter denselben Gesetzen leben und dieselbe Sprache reden, ein verschiedenes Volk von denen, welche in Cheapside wohnen, verschieden nach Klimaten und Graden in ihrem Denken und Reden."

Betrachten wir deshalb London als Welt für sich, so erscheinen Belgravia und Bethnal Green als die entgegengesetzten Pole der londoner Sphäre, gleichsam die kalten Zonen der Hauptstadt, die eine eiskalt in ihrer Vornehmheit, Förmlichkeit und Feierlichkeit, die andre von dem ewigen Winter erstarrender Armuth bedeckt. Von dieser Welt ist Temple Bar der unzweifelhafte Aequator, welcher die Hemisphäre der City von der des West End unterscheidet und in seiner unmittelbaren Nachbarschaft eine Reihe von Banken hat, welche die Goldküste vertreten können. Was Greenwich für die Kauffahrer Englands ist, das

ist Charing Croß für die londoner Droschkenkutscher — das Zero, nach welchem alle Längen der hauptstädtischen Welt gemessen werden.

Sodann hat diese londoner Welt, ganz wie die Erde, von der sie einen Theil bildet, ihre großen Continente; denn was sind die ungeheuern jenseits der Themse liegenden Gebiete von Southwark und Lambeth anders, als solche Continente? Ferner sind die Oertlichkeiten von St. Benetfink und von St. Benetsherehog, ja selbst von Bevis Marks, im Herzen der City, für den größten Theil der Londoner selbst, ganz ebenso eine terra incognita als der Tschadsee im Innern Afrikas für alle, mit Ausnahme der Landers und Barths.

Und wiederum, was das Volk der Riesenstadt betrifft, so ist der feingebildete Pariser nicht weiter verschieden von dem barbarischen Botokuden, als der duftende Dandy der Almacksbälle von dem echten Billingsgate-Rough. Die Ethnologen haben die verschiedenen Geschlechter der Menschheit in fünf scharfgetrennte Typen oder Racen eingetheilt, aber sicherlich sind die Richter, welche in den Gerichtshöfen von Westminster den Vorsitz führen, moralisch ganz ebenso verschieden von den jüdischen Diebshehlern in Petticoat Lane, als die kaukasische Race von der malayischen. Steht nicht der „pet parson" einer puseyischen Kapelle in West End ethisch wie physisch dem londoner Boxerhaupthahn, und steht nicht dieser wieder dem Alderman der City durchaus so fern, wie der Neger dem Mongolen, oder der Mongole der amerikanischen Rothhaut?

Fürwahr, wir finden in der londoner Welt fast jede geographische Species der menschlichen Familie. Wenn Arabien seine Nomadenstämme hat, so hat die britische Metropole ihre wandernden Horden gleichfalls. Wenn die karaibischen Inseln ihre Wilden haben, so zeigt die Hauptstadt Englands nicht weniger thierische und uncivilisirte Typen. Wenn Indien seine Thugs hat, so besitzt London seine „garotte men".

Ebensowenig sind die religiösen Glaubensbekenntnisse der ganzen Erdkugel vielartiger, als die der englischen Riesenstadt. Wir lächeln mitleidig über die Stämme der Bight of Benim, welche eine Eidechse zu ihrem Lieblingsgotte gemacht haben, ziehen die Augenbrauen vor Staunen in die Höhe und schlagen die Hände zusammen, wenn wir hören, daß die Bissagos einen Hahn, wie er bei uns auf dem Scheunthor sitzt, mit Gebeten verehren. Aber haben wir nicht unter uns, in dieser „hocherleuchteten Metropole" und in diesen „hochgebildeten Zeiten" Leute, welche des andächtigen Glaubens leben, daß Frau Johanna Southcott erwählt war, die Mutter des Messias zu werden? andre, welche moralisch überzeugt sind, daß Joë Smith von dem Allmächtigen das Buch Mormon in die Feder dictirt wurde, ein liegengebliebener Roman, den Tausende als zweites Evangelium ansehen? wieder andre, welche eine besondere Offenbarung finden in dem Geplapper verrückter Weibsbilder, dem „Reden in unbekannten Zungen", wie sie es nennen? und noch andre, die steif

und fest glauben, das Hauptmittel, sich mit den Geistern des Jenseits in Verbindung zu setzen, seien klopfende Tische?

Auch die sprachliche Verschiedenheit der verschiedenen Racen und Völker der Erde kann nicht viel größer sein, als die Verschiedenheit der Ausdrucksweise unter den einzelnen Classen der hauptstädischen Bevölkerung. Es ist wahr, der alte charakteristische Cockneydialekt ist im Bereiche der Glocken von Bowbells, seiner Heimath, fast aus der Mode gekommen. Die Aldermänner Londons setzen heutzutage nur noch selten ein W für ein V, lassen selten das H weg, wo es nicht hingehört und brauchen es selten, wo es nicht gebraucht werden soll. Nicht oft hört man sie noch von ihrem 'ouse und ihrem 'ead, von einer „Higthalian willer" statt „Italian villa" und andern derartigen Curiositäten sprechen. Aber wenn diese Form verschwunden ist, so gibt es noch zahlreiche merkwürdigere Arten, sich auszudrücken, unter den Bewohnern der Themsestadt.

Der londoner Stutzer z. B. vermag das R nicht auszusprechen. Er hilft sich mit dem W und redet so von seinem Nachmittagsritt als von einem „afternoon wide", geht in die „Opewa" statt in die „Opera", nennt Rotten Row „Wotten Wow" und entschließt sich, wenn die Zeit der Wettrennen zu Epsom, Worcester oder Shrewsbury kommt, „to wun down to the waces".

Die affectirte hauptstädtische Miß andrerseits spricht die englischen Worte für „blauer Himmel", wie „blju skjei" aus, ist statt „kind" (gütig) stets „kjeind" gegen arme Leute und findet, daß Miß Soundso in ihrem neuen Hut „sweetly pretty" aussieht.

Der burschikose junge Gentleman ferner nennt seinen Vater „governor" wenn er sich noch mehr gehen läßt, auch „old brick", Geld ist ihm „tin", eine Cigarre heißt bei ihm „weed" u. s. w.

Sodann ist der „cadgers cant", die Bettlersprache, zu erwähnen, eine Ausdrucksweise, die von der später zu charakterisirenden Diebssprache dadurch verschieden ist, daß sie Worte braucht, die den gewöhnlichen Bezeichnungen für dieselbe Idee ähnlich sind. Dann wieder muß des „Coster slang" gedacht werden, der Sprache, welcher sich die Höker bedienen, und in welcher jedes Wort so ausgesprochen wird, als würde es von hinten buchstabirt. „I say, Curley, will you do a top of reeb?" würde ein Höker sich einem Kameraden gegenüber ausdrücken, wenn er sagen wollte: „Hör' mal, Curley, willst du nicht einen Krug Bier zum Besten geben?" Und der andre könnte antworten: „It's on doog, Whelkey, on doog (no good). I've had a reg'lar troseno (one sort, bad sort) to day. I've been doing bloody dab (bad) with my tol (lot oder stock). H'an't made a yennep (penny)." d. h. es geht nicht gut Whelkey, es geht nicht gut an. Ich habe heute schlechte Geschäfte, verteufelt schlechte Geschäfte gemacht mit meinem Kram, habe nicht einen Pfennig verdient."

Dann kommt das wahre englische „Slang“ oder Rothwälsch, die Gauner- und Diebssprache. Dieses ist ein Gemisch von mittelalterlichem Latein, hebräischen Worten, zigeunerischen Ausdrücken, willkürlichen Erfindungen und solchen Bezeichnungen, die dem heutigen Englisch, der deutschen und italienischen Sprache entnommen sind.

Da Schriftsteller, wie Dickens und Ainsworth häufig davon Gebrauch machen, gehen wir etwas näher darauf ein. Das Wort „patter“, welches der rothwälsche Ausdruck für „speech“ ist, wurde von dem Paternoster entlehnt, welches die alten Bettler zu murmeln pflegten. „Fake“ ferner, welches thun oder machen heißt, ist das lateinische facere, woher auch „fakement“, welches in der Gaunersprache etwas Gemachtes, dann speciell einen Bettelbrief bedeudet. Da der Hauptzweck des Rothwälsch der ist, eine Geheimsprache zu sein, so wird es von den Eingeweihten fortwährend durch fremde Worte ergänzt, welche man den Strolchen vom Festlande ablernt, wenn sie in die „padding-kens“ d. h. in die Diebesherbergen Londons einkehren. So ist das Wort „carser“ (ein vornehmes Haus) das italienische casa, welches man sich von den Savoyardenknaben angeeignet hat, die mit dem Leierkasten herumziehen; so das Wort „ogle“ (ein kleines Auge) von den Holländern an Bord der Aalboote in Billingsgate, so das Wort „showfull“ (schlecht) von den Juden, denen wir das gleichklingende „schofel“ verdanken und so das Wort „fogle“ (ein Taschentuch) wahrscheinlich von den deutschen Herumstreichern, welche hier mit Vögeln handeln. Endlich haben sich in dem Slang auch Reste der alten Sprachen des Landes erhalten, wie „gammy“ (schlecht) das welsche gam, gekrümmt, wunderlich, und die Redensart „it is not the cheese“ (es ist nicht, was ich wählen würde) das altenglische, noch bei Chaucer zu findende cheese für choose.

Den größten Theil des englischen Rothwälsch jedoch machen willkürliche Erfindungen aus. So heißt der Mund tatertrap (Kartoffelfalle), die Nase paste horn (Kleistertopf), das Blut claret (Rothwein), die Schuhe crabshells (Krebsschalen), die Zähne dominoes, ein Regenschirm mushroom (Pilz), das Gefängniß stone jug (Steinkrug) u. s. w. „Can you roker Romany? heißt: Können Sie Rothwälsch sprechen? „What is your monekeer?“ Was ist Ihr Name? „Where do you stall to in the huey?“ Wo wohnen Sie in der Stadt? „Oh, I drop the main toper and slink into te ken in the back drum.“ Ob ich mache mich aus der Hauptstraße fort und schlüpfe in die Herberge im Hintergäßchen. „Will you have a shant o' gatter after all this dowry of parny?“ Wollen Sie ein Glas Bier haben nach all diesem vielen Regen? „I've got a teviss left in my clye?“ Ich habe noch einen Schilling in meiner Tasche. Dies sind einige Proben dieses Jargons, der sich von der Sprache, in welcher Burke und Fox redeten, allerdings wesentlich unterscheidet.

Von London als einer Welt zu sprechen, heißt deshalb, fährt Mayhew fort, kaum eine Metapher anwenden. Die verschiedenen Classen der Bevölkerung der Stadt entfernen sich in allen Punkten sehr wesentlich von einander, und wir könnten, um bei den Dialekten zu bleiben, leicht zeigen, daß jeder Kreis der Gesellschaft seinen Jargon hat und daß es ein Rothwälsch der vornehmen Welt, ein Rothwälsch der Clubhäuser, der Offiziersgesellschaften, der Rechtscollegien, der Redactionszimmer, der Hospitäler, der Ställe, Werkstätten und Küchen, ja selbst der Parlamentshäuser — nicht blos ein Rothwälsch von Billingsgate und den Diebshöhlen gibt.

Aber London ist nicht blos eine Welt, es ist auch eine große Welt.

Wir sind so lange gewöhnt gewesen, uns unter Welten ungeheure Massen vorzustellen, die mehre tausend Meilen im Durchmesser haben, daß es schier wie Uebertreibung klingt, einen kleinen Fleck Erde, wie der, welchen die Hauptstadt Englands bedeckt, unter die Weltkörper zu zählen. Allein die Entdeckungen des gegenwärtigen Jahrhunderts haben uns eine Classe von Himmelskörpern offenbart, von denen viele kaum so groß wie gewisse deutsche Königreiche sind.

Wir folgen nun Mayhew zunächst zu einigen Phantasiesprüngen, ohne die es bei ihm, dem Humoristen, nicht wol abgeht. „Diese Asteroiden oder Planetoiden," sagt er, „sind nach dem Astronomen Bruchstücke eines größeren Planeten — bloße Sternenspäne oder Splitter einer größeren Kugel, die früher die Aetherkluft zwischen Mars und Jupiter ausfüllte, nach Kirkwood ungefähr einen Durchmesser halb so groß als der Erddurchmesser hatte, und deren Tag mehr denn zweimal so lang als der unsre war. Selbst so betrachtet also kann London als eine Art Terroid, als ein abgetrennter Span der größeren Welt, der Erde gelten.

Die Scheiben der kleinen Himmelskugeln haben, wie Humboldt uns in seinem Kosmos sagt, eine Oberfläche, die nicht viel mehr als die Hälfte der Oberfläche von Frankreich, Madagaskar oder Borneo beträgt. Ja Hind sagt, daß der größte der fünfundzwanzig kleinen Planeten wahrscheinlich nur einen Durchmesser von 450 englischen Meilen hat, so daß eine solche planetarische Welt noch nicht einmal so groß als unsre kleine Insel ist.

Da dies nun das Maß der größten der kleinen Planeten ist, so können wir wol annehmen, daß einige dieser Himmelskörper kaum größer als die Hauptstadt selbst sein mögen, welche letztere einen Raum von nicht weniger als 120 (englischen) Quadratmeilen bedeckt.

Wenn nun durch eine vulkanische Zuckung — durch ein unterirdisches Erdbeben — durch eine Explosion der Kräfte im Kerne der Erde, unser Weltkörper plötzlich wie eine Riesenbombe zerplatzte und, indem sie in ein paar Dutzend Terroiden zerspränge, die Weltstadt London von der übrigen Masse der Erdkugel losgerissen würde, so wäre die letztere vollkommen groß genug,

um ihre Pflicht als selbstständige Welt zu thun und sich um sich selbst drehend die Runde um die Sonne zu machen — wobei dann Hampstead der Nordpol und Sydenham der Südpol sein, beide einen sechsmonatlichen Winter haben, die ganze Linie von Oxford Street, Holborn und Cheapside dagegen unter der ewigen Sonne der Gegend, die dann die heiße Zone der Metropole wäre, liegen und während es in Kensington Tag wäre, die Leute zu Mile End im Dunkel der Nacht leben würden.

Und welch eine wundersame Welt würde dieses für sich um die Sonne kreisende London sein! Eine Welt, die auf allen den 120 Quadratmeilen, die sie bedeckte, kaum einen Acker grünes Feld haben — eine Welt, die nicht im Stande sein würde, einen Sack Korn zu erzeugen oder eine Herde Schafe zu ernähren — eine Welt gedrängt voll Häuser und mit einem Straßennetze überzogen gleich den Adern eines Weinblattes und eine Welt mit zwei und einer halben Million Menschen, die in sie fast so dicht zusammengedrängt wären, als die Neger im Zwischendeck eines Sklavenschiffs.

Kann man Ceres, Pallas, Juno oder Astraea oder Iris oder irgend einen der fünfundzwanzig kleinen Planeten hiermit vergleichen?"

Von diesem Phantasiespiel, welches den Titel seines Buches in ziemlich anmuthiger Weise rechtfertigt, folgen wir dem Verfasser auf ein solideres Gebiet. Es würde kein anschauliches Bild von der Größe Londons geben, sagt er, wollte man dem Leser zu diesem Zwecke sagen, es bedecke nach dem letzten Census (von 1851) 78,029 Acres oder 122 Quadratmeilen, enthalte 327,391 Häuser und habe 2,362,236 Einwohner (die, wie aus einer spätern Angabe hervorgeht, jetzt bis auf dritthalb Millionen sich vermehrt haben müssen).

Durch derartige Angaben würde die Vorstellungskraft sicherlich nicht mehr in den Stand gesetzt, sich ein deutliches Bild von der Bedeutung der größten Stadt in der Welt zu machen, als wenn man ihr die Größe der See dadurch veranschaulichen wollte, daß man ihr sagte, die Gesammtoberfläche aller Meere belaufe sich auf 145 Millionen Quadratmeilen, und dieselben enthalten 6,441 Billionen Tonnen des gemeinen Salzes.

Indem wir versuchen wollen, ein lebhafteres Gemälde und einen deutlichern Begriff von der Größe Londons zu geben, müssen wir vorausschicken, daß, zu sagen, wo die Hauptstadt beginnt und wo sie endigt, ebenso schwierig ist, wie wenn man die genaue Scheidelinie zwischen den einzelnen Farben des Regenbogens oder zwischen dem salzigen oder süßen Wasser an der Mündung eines Flusses ins Meer angeben wollte. Denn die Dörfer, welche sich an die Vorstädte anschließen, ziehen sich so unmerklich in die Stadt hinein, daß nur ein der Verhältnisse völlig Kundiger sich zurecht zu finden weiß. Es ist infolge dessen für nothwendig erachtet worden, specielle Parlamentsacten zu er-

lassen, damit die Londoner wissen, wie weit sich London wirklich ins Land hinein erstreckt, und die Größe der Stadt gesetzliche Grenzen habe.

Dies ist indeß ein Seitenstück zu dem bekannten gesetzgeberischen Acte König Kanuts; denn es ist ganz ebenso absurd, zu den Ziegeln und dem Mörtel Londons zu sagen: „Bis hierher und nicht weiter!" als es von jenem den Fortschritt hassenden Herrscher war, dies zu den Wogen der See zu sagen.

Im Jahre 1603 z. B., finden wir, waren die gesetzlichen Grenzen Londons „in- und außerhalb der Mauern" der Art, daß sie nicht viel mehr als 1500 Acres umschlossen. Allein schon im nächsten Jahrhundert war die Stadt „accordind to law" bis zu einer Ausdehnung von 20,000 Acres angeschwollen. Dann zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Flächenraum wieder erweitert bis zu 30,000, ferner im Jahr 1837 abermals bis zu 46,000 Acres, während die letzte Parlamentsacte der Stadt einen Raum von nicht weniger als 78,000 Acres zu bedecken erlaubt hat.

In der That, das Wachsthum der hauptstädtischen Bevölkerung innerhalb der letzten zehn Jahre zeigt uns, daß in London alle zwölf Monate für 40,000 neue Ankömmlinge weiterer Platz besorgt werden muß. Von diesen sind etwa die Hälfte Fremde — eine Einwanderung, die etwa so groß ist, als ob die ganze Bevölkerung der Insel Guernsey sich nach der Hauptstadt aufmachte, um dort zu bleiben — oder, können wir hinzufügen, als ob alljährlich eine Stadt von der Einwohnerzahl Karlsruhes sich London anfügte.

Diese Angabe beweist sich durch folgendes Exempel:

2,362,236	Einwohnerzahl Londons im Jahre 1851
1,948,417	„ „ 1841
413,819	Wachsthum der Bevölkerung in zehn Jahren.
41,381.9	Jährliches Wachsthum

84,944	Geburten in London während des Jahres 1855.
61,506	Todesfälle „ „ „
23,438	Jährliches Uebersteigen der Todesfälle durch die Geburten.
17,943	Jährliche Einwanderung.
41,385	Jährl. Anwachsen d. Bevölkerung.

Kein Wunder also, daß die Berichte zeigen, wie fortwährend 4000 neue Häuser im Bau begriffen sind, und es kann dreist behauptet werden, daß London sich jährlich durch den Anschluß einer Stadt von beträchtlicher Ausdehnung vergrößert. Daher fährt London, obschon es, wie Maitland sagt, schon vor hundert Jahren eine Stadt, einen Burgflecken und dreiundvierzig Dörfer in sich aufgenommen hatte, immer noch fort, Tag für Tag Vorstädte zu verzehren und Felder auf Felder zu verschlingen, und die Baumeister lassen unablässig Häuser aufsprießen, wo kurz vorher die Marktgärtner noch Kohlköpfe aufsprießen ließen. Die Metropole streckt ihre zahllosen Straßenfibern gleich den tausend Wurzeln eines alten Baumes aus, und es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß auch die letzte

Bestimmung über die Schranken dieses Wachsthums nicht für die Ewigkeit getroffen worden ist, ja daß schon nach zehn Jahren eine andere Acte wird erlassen werden müssen, welche diese Schranken noch weiter hinausrückt.

Was nun die jetzige Größe dieser ungeheuren Stadt betrifft, so umschließt sie einen Raum, der einst die Gebiete von vier sächsischen Staaten — des Königreichs der Mittelsachsen, Ostsachsen, South Rick und Kentwaras — ausmachte. Dieser Raum hat mehr als die doppelte Ausdehnung der Insel St. Helena, fast die doppelte von Jersey. London ist ziemlich so groß als Elba und beinahe halb so groß als Madeira. Es erstreckt sich nicht blos in die drei Grafschaften Middlesex, Kent und Surrey, sondern die Länge des Theils der Themse, welcher die Stadt durchschneidet und die Ufer gleichsam in zwei große städtische Provinzen theilt, mißt von Hammersouth bis Woolwich nicht weniger als zwanzig englische Meilen, während der Strom in seinem Laufe durch die Stadt auf der einen Seite die Wasser der schiffbaren Flüsse Roding und Lea, und auf der andern den Ravensbourne und Wandle nebst einer Menge von Bächen aufnimmt, die jetzt unter den Häusermassen hinfließen und das schmuzige Amt von Schleußenräumern versehen, einst aber zum Theil von hinreichendem Wasserreichthum waren, um der Schauplatz von Schiffstreffen zu sein.

Von Osten nach Westen erstreckt sich London von Plumstead bis nach Hammersmith auf der Middlesexseite des Flusses und von Woolwich bis nach Wandsworth auf der Surreyseite, und zwischen diesen äußersten Punkten zieht sich eine beinahe ununterbrochene Reihe von Häusern hin, welche gegen vierzehn Meilen lang ist, während die Reihe von Gebäuden, die von Norden nach Süden geht und Holloway mit Camberwell verbindet, über zwölf Meilen lang ist.

Wenn wir aber nur die solide Masse von Häusern im Centrum betrachten, wo die Gebäude Rücken zu Rücken aneinander und fast so dicht wie die Baumwollenballen im Schiffraume eines Kauffahrers stehen, so ist selbst die von diesem bedeckte Fläche Landes noch größer, als die Insel Guernsey. Die vergleichsweise Dichtheit der Bauart in den verschiedenen Theilen Londons kann von der Thatsache abgenommen werden, daß im Herzen der Stadt sich mehr als dreißig Häuser auf dem englischen Acker befinden, während auf demselben in den entfernteren Gegenden von Hampstead und Kensington deren nur etwa zwei stehen.

Eine Aufzählung der Menge von Gebäuden, welche London bilden, würde, wir wiederholen es, nichts dazu beitragen, das Bild von London anschaulicher zu machen. Dagegen erhält man eine gute Idee von dem Gegenstande, wenn man sich fragt, wie lang die Linie sein würde, falls alle diese Gebäude nebeneinander gestellt und eine einzige ununterbrochen fortlaufende Straße wären.

Dies ist leicht dargestellt, wenn man annimmt, daß jedes der Häuser Londons eine Front von funfzehn Fuß Breite habe. Multiplicirt man die Zahl der Häuser mit funfzehn, so findet man, daß eine solche Straße ziemlich tausend englische Meilen lang und somit über ganz England und Frankreich, von York bis nach den Pyrennäen reichen würde.

Nach dieser Betrachtung wird man leicht einsehn, daß die Straßen der Hauptstadt, welche auf der Karte wie ein ungeheures Wirrsal von Ziegelsteinhäusern aussehen, mehre Tausende sind, und wirklich zählt jener gewaltige Band des London Post-Office Directory mehr als 10,500 verschiedene Straßen, Plätze, Rundtheile, Terrassen, Villas, Gassen, Höfe, Squares, Seitengäßchen u. s. w. auf.

Viele von diesen Durchfahrten sind an sich selbst von nicht unbeträchtlicher Länge. Orfortstreet z. B. ist fast anderthalb Meilen lang, und Regentstreet mißt von Langham Church bis zur Carlton Terrasse beinahe eine Meile, während die beiden großen mit dem Flusse parallellaufenden Durchfahrten, von denen die eine sich über Orfordstreet, Holborn, Cheapside, Cornhill und Whitechapel nach Mile End erstreckt und in der That nur eine Straße mit verschiedenen Namen ist, und die andere, die von Knightsbridge über Piccadilly, Haymarket, Pall Mall East, den Strand, Cannon Street, Tower Street u. s. w. auf der Ratcliffestraße nach den Westindia Docks geht, jede über sechs Meilen lang sind.

„Aber wenn man," sagt Dr. Johnson, „sich einen rechten Begriff von der Größe dieser Stadt machen will, so muß man sich nicht damit zufrieden geben, daß man ihre Straßen und Plätze sieht, sondern zugleich einen Blick auf die kleinen Seitengäßchen und Höfe werfen. Nicht in den glänzenden Gebäuden jener besteht die Unermeßlichkeit Londons, sondern in der Vielartigkeit menschlicher Wohnungen, welche hier zusammengedrängt sind."

In der That, die Ausdehnung der londoner Straßen, mit Einrechnung der kleinen und kleinsten, ist beinahe unglaublich. Denn ein Bericht der Polizei aus dem Jahr 1850 gibt die Länge der Durchfahrten der Stadt auf nicht weniger als 1750 Meilen an, so daß hiernach die Haupt- und Nebengassen der Capitale noch länger als die Linien der fünf großen Eisenbahnen sind, wenn diese aneinandergesetzt würden.

Versuchen wir nun auch von der ungeheuren Masse menschlicher Wesen, welche in diesen Straßen und Häusern leben, eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, so ist vielleicht der folgende Weg der richtige. Vergleichen wir die Zahl der Menschen, die in der Metropole Englands leben, mit der Zahl derer, die bei Gelegenheit des Begräbnisses Wellingtons in den Straßen waren, welche der Leichenzug berührte, so können wir aus der Ausdehnung der Menschenmasse, die an jenem Tage sich versammelt hatte, auf die Ausdehnung

der Masse schließen, welche die gesammte Einwohnerschaft Londons bilden würde, falls sie je zusammengebracht werden könnte.

Man rechnete heraus, daß damals ungefähr anderthalb Millionen Menschen beisammen waren, um der Feierlichkeit beizuwohnen, und daß diese die Trottoirs auf eine Strecke von drei Meilen bedeckten. Daraus folgt, daß die Einwohner Londons, wenn sie zu gleicher Zeit in den Straßen erschienen, eine dichte Masse menschlicher Wesen von etwa fünf englischen Meilen Länge bilden würden.

Oder, um die Sache noch anschaulicher zu machen, man kann sagen, wenn die gesammte Bevölkerung Londons, militärisch geordnet, paarweise aufgestellt würde, so müßte die Länge dieser großen Armee von Londonern 670 Meilen lang sein, und sie würde, vorausgesetzt, daß sie sich mit einer Schnelligkeit von drei Meilen in der Stunde fortbewegte, neun Tage und neun Nächte bedürfen, um an dem, der über sie Heerschau hielte, vorbei zu defiliren.

London ist wesentlich eine Stadt der Contraste d. h. eine Stadt, wo die Extreme der gesellschaftlichen Zustände sich dem Beobachter mit größerer Gewalt aufdrängen als anderwärts. Ueberfluß und Mangel, Pracht und Schmuz, Hunger und Obdachlosigkeit treten hier in schärfern Umrissen hervor, als in irgend einer andern Stadt der Welt. Das Elend der Armen, die Masse der Bettler und Diebe ist anderswo zur Genüge geschildert worden, und wir heben deshalb aus Mayhews Mittheilungen nur noch einiges von der lichten Seite hervor.

Das englische Landvolk sagt, die Straßen Londons seien mit Gold gepflastert, und es hat damit nur die Möglichkeit für die Wirklichkeit genommen. Denn faßt man den ungefähren Geldbesitz der Stadt zusammen, so dürfte sich damit leicht die ganze Fläche des Pflasters der 1750 Meilen langen Straßen bedecken lassen. Aber noch mehr, das wirkliche Pflaster der Straßen kostet nicht weniger als vierzehn Millionen Pfund, und die Ausgaben für die Anlegung einer Straße betragen pro Meile 8000 Pfund, so daß wahrlich die bloßen Steine beinahe wie Goldklumpen zu rechnen sind.

Sodann aber sind die unter der Oberflache liegenden Reichthümer nicht weniger ungeheuer. Denn unter diesen selben Pflastersteinen von London erstrecken sich Gasröhren von 1900 Meilen Länge hin und außerdem Wasserröhren von gleicher Länge. Kosteten diese auch nur einen Schilling der Fuß, so würde das schon fast eine halbe Million Pfund geben. Endlich aber dürfen jene unterirdischen Tunnel der Schleußen, jene ziegelsteinernen Eingeweide der Riesenstadt nicht unbeachtet bleiben; die sich ebenfalls unter dem Pflaster der Stadt einige hundert Meilen hinstrecken und ungeheure Summen kosten. Man sollte fast meinen, daß es in London keine Armuth geben könne, wenn man die

Masse von Geld in Betracht zieht, die allein für die Erleuchtung Londons mit Gas und für die Apparate zur Bereitung desselben ausgegeben wird. Das Capital, welches in Gasröhren, Bottichen, Gasmessern und ähnlichen Apparaten angelegt ist, beträgt etwa drei und eine halbe Million, und die Kosten der Beleuchtung belaufen sich durchschnittlich auf eine halbe Million Pfund. Jede Nacht brennen in den Gassen 360,000 Gaslaternen, die gegen dreizehn Millionen Cubikfuß Gas verzehren.

Ganz ungeheuer ist begreiflicherweise der Werth der Gebäude. Der Ertrag oder das jährliche Einkommen von den Häusern Londons, wie es durch die Eigenthums- und Einkommensteuer festgestellt ist, beläuft sich auf zwölf und eine halbe Million Pfund, so daß der Gesammtwerth der Gebäude Londons, nach dem Ertrage von zehn Jahren berechnet, die ungeheure Summe von hundert und fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling betragen würde.

Allein dies ist noch nicht alles: diese Summe drückt, so erstaunlich sie ist, nur den Werth der Häuser sofern sie als leerstehend betrachtet werden aus, und um zugleich den Werth der Möbel zu begreifen, die sie in sich fassen, müssen wir einen Blick auf die Berichte der Versicherungsgesellschaften werfen, und hier finden wir, daß das versicherte Eigenthum in den Häusern Londons (obwol nur zwei Fünftel davon versichert sein sollen) mehr als 166 Millionen Pfund beträgt.

Geld und Werthpapiere pflegt man nicht zu versichern und so werden wir auf eine andre Zahlenreihe geführt, welche den staunenswerthen Reichthum dieser Riesenstadt ausdrückt. Der verstorbene Rothschild nannte im Jahr 1832 die englische Hauptstadt die Bank der ganzen Welt. „Ich glaube," sagte er, „daß alle Handelsgeschäfte in Indien und China wie in Deutschland und Rußland von hier aus geleitet und entschieden werden." Er konnte das wissen, und in der That, wir haben keine Ursache, es zu bezweifeln; denn wir erfahren aus guter Quelle, daß der Betrag des Capitals, welches den Bankiers Londons zur Verfügung steht, auf ungefähr 64 Millionen Pfund veranschlagt wird, und daß die Depositen oder die Summen, welche bei den Versicherungsgesellschaften niedergelegt sind, etwa 10 Millionen Pfund betragen mögen, während die zu Disconten verwendeten Werthe in London allein sich auf die fast unglaubliche Summe von 78 Millionen Pfund belaufen.

Man behauptet auf gute Autorität hin, daß ein einziges Geschäftshaus Londons im Jahr 1841 gegen dreißig Millionen Pfund Sterling auslieh, was ungefähr zwei und drei Viertel Millionen monatlich ist, und es kamen an manchen Tagen Zahlungen vor, die sich auf 700,000 Pfund beliefen.

Aber das ist nicht alles. Es gibt in London ein Etablissement, welches das „Clearinghouse" heißt, und wohin man die Anweisungen und Wechsel bringt, aus denen ein großer Theil des von den Bankiers zu zahlenden und zu

empfangenden Geldes besteht, und wo die Anweisungen und Wechsel, die auf das eine Bankierhaus gezogen werden, durch die ausgeglichen werden, welche dasselbe von andern in Händen hat. In dem Anhange zu dem zweiten Berichte des Parlamentsausschusses in Beziehung auf die Banken befindet sich eine Angabe über die Zahlungen, welche durch das Clearinghouse im Jahr 1849 geleistet wurden, und obschon alle Summen unter hundert Pfund dabei weggelassen sind, beliefen sich diese Zahlungen doch auf mehr als 954 Millionen Pfund, und die jährlichen Zahlungen von drei Bankiers allein betrugen über hundert Millionen. Eine solche Bedeutsamkeit des Handels ist nicht nur völlig ohne Gleichen, sondern verlangt auch einen starken Glauben, um nicht für ein Wunder zu gelten. Ein Gang nach den verschiedenen Docks indeß, diesen ungeheuren Stapelplätzen der Reichthümer aller Welt, wird auch den ungläubigsten Zweifler von der Wahrheit jener Angaben überzeugen.

Diese Docks sind in der That der eigentliche Brennpunkt der Macht unsrer Handelsfürsten. Die Krahne ächzen unter der Last von Reichthümern, die sie emporwinden. In den Speichern sind Haufen von Indigo und andern Färbestoffen aufgeschichtet, welche gleichsam ebenso viele Haufen ungezählten Goldes sind. Auf den Böden und in den Kellern lagern Schicht auf Schicht Schätze, die das Auge verwirren. Der Reichthum scheint so grenzenlos wie die See über die er gekommen ist, er ist so groß, daß man glauben könnte, er würde die ganze Welt reich machen, wenn er vertheilt würde. Geht man über diesen Kai, so ist die Luft stechend von den Massen von Tabak, die dort lagern, während auf jenem ein überwältigender Duft von Rum die Atmosphäre schwängert. Beim dritten wird einem übel von dem Geruche, den Millionen Häute und Hörner ausströmen und auf dem nächsten wieder duftet die Luft von unermeßlichem Kaffee und Gewürz. Fast allenthalben erblickt man Haufen von Getreide, von gelbem Schwefel oder bleifarbigem Kupfererz. In dem einen Waarenhause ist die Diele klebrig von dem Rohzucker, der durch die Ritzen der Fässer gelaufen ist, in dem andern herrscht ein betäubender Weingeruch und dort sind unendliche Fässer, gefüllt mit der köstlichen Flüssigkeit, neben unendlichen andern, in denen Rum und Cognac sich befinden. Vor den Kais endlich liegen zahllose Schiffe, die neue Reichthümer gebracht haben.

Es ist unmöglich, sich einen völlig zutreffenden Begriff von dem Handel des londoner Hafens zu machen. Aber wenn wir die Ein- und Ausfuhr zusammenrechnen, so werden wir nicht übertreiben, wenn wir den Werth derselben auf ungefähr 65 Millionen Pfund veranschlagen*).

*) Dies ist unzweifelhaft eine große Summe. Nehmen wir jedoch an, daß der Werth in preußischer Münze ausgedrückt 450 Millionen Thaler betrage, so wäre derselbe nicht erheblich größer als der, welcher die auf ungefähr 840 Millionen Mark Banco zu veranschlagende Aus- und Einfuhr Hamburgs repräsentirt.

Es leben in London von den Docks nicht weniger als 20,000 Menschen. Unmittelbar sind an ihnen täglich zwischen ein- und dreitausend Arbeiter beschäftigt, je nachdem das Geschäft lebhaft oder flau, die Nachfrage nach Händen stark oder schwach — das heißt, je nachdem der Wind den Schiffen, die nach dem Hafen wollen, günstig oder ungünstig ist. „Es ist ein böser Wind, der niemandem zu Gute weht," heißt ein englisches Sprichwort, und man lernt an die Wahrheit desselben glauben, wenn man sieht, wie hier gegen zwei Tausend Magen chamäleonartig im eigentlichsten Sinne von der Luft leben und wie ein Ostwind so vielen Menschen das Brot vor dem Munde wegnehmen kann.

Die Erwähnung des Magens erinnert noch an einen andern Gesichtspunkt, von dem die Größe Londons anschaulicher wird. Die Berichte über den Viehmarkt zeigen, daß London jährlich 272,000 Ochsen, 30,000 Kälber, 1,480,000 Schafe und 34,000 Schweine — im Werthe von sieben bis acht Millionen Pfund — verzehrt, während von den Bäckern der Stadt in derselben Zeit 1,600,000 Quarter Weizen zu Brot verbacken werden. Von dem Verbrauch an Gemüsen, über den Mayhew ausführliche Tabellen gibt, bemerken wir nur, daß die Londoner jährlich 310,464,000 Pfund Kartoffeln, 89,672,000 Krautköpfe, 32,648,000 Rüben, 16,817,000 Möhren und 1,489,600 Bushel (berliner Scheffel) Zwiebeln verspeisen. Dazu kommen circa 400 Millionen Pfund frische und ungefähr 47 Millionen Pfund getrocknete Fische und 495,896,000 Austern — ungerechnet die Masse von Hummern, Krabben, Muscheln und Krebsen u. s. w., welche täglich aufgekauft werden. Dazu ferner 4,013,500 Stück Geflügel, dazu endlich eine große Menge von Aepfeln, Apfelsinen, Kirschen, Pflaumen und verschiedenen Beeren.

Nicht geringer ist im Verhältniß der Verbrauch an Getränken; denn neben 19,215,000,000 Gallonen Wasser, welche den Häusern von den verschiedenen Gesellschaften geliefert werden, verschwinden in den Kehlen der Londoner alljährlich 65,000 Pipen verschiedener Weine, 2,000,000 Gallonen (circa zwölf Millionen gewöhnliche Weinflaschen) Spirituosen und 43,200,000 Gallonen Porter und Ale.

Endlich aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Metropole jährlich 3 Millionen Tonnen Kohlen zu Zwecken der Erwärmung und Erleuchtung verwendet.

Sind nun die großen Fleisch- und Gemüsemärkte Zeichen des Wohllebens, dessen sich ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung erfreut, so gibt es andre Märkte, die man als Beweis für die Noth und den Mangel anführen kann, den andre Londoner leiden. Folgen wir zum Schlusse dieser Betrachtung, damit dem Contraste wenigstens einigermaßen sein Recht werde, dem Verfasser nach der Börse der Lumpensammler Londons.

Die Handelsartikel bestehen hier nicht aus werthvollen Schiffsladungen, die von allen vier Weltgegenden kommen, sondern einfach aus Packen schmuziger

Fetzen, die in den Seitengassen und auf den Kehrichthaufen Londons aufgelesen wurden. Der Reichthum, in welchem die Kaufleute von Rag Fair Geschäfte machen, ist lediglich der Abfall der wohlhabenden Welt, die abgelegte Haut derselben gleichsam, wenn ihre Zeit gekommen ist, eine neue anzuziehen.

Vor einigen Jahren kaufte ein jüdischer Kleidertrödler die Häuser hinter Phils Buildings, einem Hofe, der aus Houndsditch führt, und machte daraus den Markt, der jetzt „Old Clothes Exchange" heißt. Hier ist der Mittelpunkt des londoner Lumpenmarkts. Gegen vier Uhr im Sommer und gegen drei Uhr im Winter findet hier das Hauptgeschäft statt, und dann ist die Passage, die von Houndsditch nach der Tröblerbörse führt, gedrängt voll von Leuten mit stachlichen Bärten und orientalischen Nasen, die fast alle große Säcke auf dem Rücken und gewöhnlich drei oder vier alte Hüte in den Händen haben. Vor dem Thorwege steht der berühmte Thürhüter, Barney Aaron, um mit ausgestreckter Hand das Eintrittsgeld — einen Halfpenny — zu erheben, während neben ihm sein Sohn Posto gefaßt hat, der eine Art Patronentasche umhängen hat, in der er den halben Centner Kupfergeld, der bereits eingegangen ist, aufzubewahren pflegt. Indem der Fremde durch das Thor tritt, wird der Geruch der hier aufgehäuften alten Wäsche, der abgetragenen Schuhe und Röcke und der halbverfaulten Hasenhäute schier betäubend. Eine garstige Säure gemischt mit dem Dufte von Moder und Pilzen schwimmt in der Luft — es ist eine Art „bouquet de mille balayures", welches weit entfernt ist, christlichen Nasen wohlthuende Empfindungen zu erwecken.

Die „Börse" besteht aus einem großen viereckigen Platze, der mit einem niedrigen Schuppen umgeben ist, und in dessen Mitte auf vier doppelten Reihen von Bänken die Verkäufer sitzen, während ihre Waaren vor ihnen auf dem Boden ausgebreitet sind. Das erste, was dem an diese Scenen nicht gewöhnten Auge auffällt, ist, daß unter den Käufern dieses Kehrichts von London eine größere Geschäftigkeit und Hast zu herrschen scheint, als unter den Kaufleuten, die mit kostbaren Dingen handeln. Das zweite ist die Uebereinstimmung, welche zwischen den Empfindungen der Nase und denen des Auges herrscht, sobald sich das Bild vollständig aufgerollt hat. Hier sitzt ein „Crockman" d. h. ein Verkäufer von irdenen Waaren, in einer hellrothen Plüschweste und Kniehosen, welche ein paar Beine wie Balustraden bedecken, neben seinem halb geleerten Korbe mit Porzellan- und Steingutgeschirr, während zu seinen Füßen die Sammlung scheinbar werthloser Paletots, zerrissener Wellingtons und fettiger, zerknickter Hüte aufgespeichert ist, welche er für seine Krüge, Tassen, Waschbecken und Nippes eingetauscht hat. Ein paar Schritte von ihm ist ein Frauenzimmer, das in einen alten grauen Kutschermantel mit vielen Kragen gehüllt ist, ein Paar tuchne Männerstiefeln anhat und deren Strohhut von wiederholt auf ihm getragenen Packen zusammengedrückt ist. Der Boden vor

ihr ist mit alten theefarbenen Schnürleibern und Bündeln hölzerner Blankscheite, so wie kleinen Stückchen Fischbein belegt, während neben ihr auf der Bank ein Häufchen alter Sonnenschirme liegt, die zusammengebunden sind und wie ein Köcher voll Pfeile aussehen. Im Winter sieht man dieses Frauenzimmer mit Haufen von Hasenfellen umgeben, von denen einige so alt und steif sind, daß sie gefroren zu sein scheinen. Dann weiter trifft das Auge auf einen Mann mit einem Vorrath von Stiefeln, von denen einige ohne Sohlen sind, andere mit zerrissenen Drähten wie ein Rachen mit gelben Zähnen gähnen, einige, lange der Wichse entbehrend, wie rostiges Metall aussehen und andere wieder über und über mit weißen Moderflecken bedeckt sind. Neben einem andern Trödler begegnen wir einem Hügel von ausgewaschenen Westen, alten baumwollenen Unterbeinkleidern und Strohhüten, die sich zur Hälfte in die Elemente ihrer Existenz aufgelöst haben. Dann sieht man einen Judenknaben die Rudera eines Theateranzugs emporhalten, der aus einem schwarzsammtnen Wamms mit unechter Goldstickerei besteht und dem jungen Israeliten augenscheinlich irgend ein rührendes Melodrama in die Seele zurückruft, welches er an einem Sabbatabend im Paviliontheater aufführen sah.

Noch ein paar Schritte weiter bläst einer der Kaufleute in einen alten gefärbten Muff, dessen Haare so fuchsig geworden sind, wie der Backenbart eines Schotten. Auf der nächsten Bank treffen wir einen schwarzbärtigen, ausgemergelten Knochensammler, der in schmuzige, von Fett starrende Lumpen gekleidet ist. Er hat seinen Sack auf das Pflaster ausgeleert und die Knochen, die alten Nagel und Hufeisen und die Tuch- und Leinwandfetzen, die er gesammelt, jede Waare auf ein bestimmtes Häufchen sortirt und während er so dasitzt und begierig auf einen Käufer dieser Kostbarkeiten wartet, kaut er an einem Stück verschimmelter Pastetenrinde, die man ihm bei seinem Umzuge irgend wo gegeben.

In einem Theile der „Börse" bemerkt man das rauchgeschwärzte Gesicht eines wohlbekannten herumziehenden Kesselflickers, der eine Gesichtsfarbe wie Currypulver und Hände so braun, als ob sie frisch getheert wären, hat; vor ihm steht eine Pyramyde alter, verbogener Theekannen und Brühnäpfe von Neusilber, und sein Nachbar ist ein Regenschirmflicker, vor welchem eine Menge Fischbeinrippen und mit Zwingen versehene Stöcke mit scharfzugespitzten Knochengriffen liegen.

Die Käufer sind ein ebenso malerisches und wunderliches Geschlecht als die Verkäufer. Sie gehören allen Nationen an und tragen allerlei Trachten. Einige sind Schweizer, andere Griechen, noch andere Deutsche. Einige kommen hierher, um „für den irischen Markt" abgetragene Kleider, wie sie von wohlthätigen Anstalten an die Armen vertheilt werden und alte Soldatenmäntel zu erkaufen. Ein wohlbekannter Alter, mit einem langen Barte und einem zer-

lumpten Kittel, der in seinem Fette wie eine Theerdecke glänzt, und von dem es heißt, daß er Tausende besitze, ist hier einen und alle Tage, um zu sehen, ob er seinen Schätzen nicht noch ein paar Sixpence hinzufügen kann, indem er um den Wegwurf feilscht, der auf dem Boden ausgebreitet ist. Man sehe, wie er schweifwedelt und winselt und die Achseln zuckt, indem er jenen armen Teufel zu verleiten sucht, sich von der silbernen Bleistifthülse, die er „gefunden" hat, um ein paar Pence weniger, als ihr wirklicher Werth ist, zu trennen.

Während die Käufer zwischen den Reihen der Verkäufer auf und ab gehen und jetzt vor den alten Flaschen, Stiefeln, Hüten und Röcken, jetzt vor den Haufen von Knochen, altem Eisen, Schnürleibern, Frauenkleidern, Schlafröcken und Westen stehen bleiben, schreit ein dicklippiger Judenknabe von seinem hohen Verkaufsstande in der Mitte des Marktes mit bezeichnendem Accent: „Ingwerbier, einen Halfpenny das Glas! — einen Halfpenny das Glas, Ingwerbier!" Zwischen den Bänken schleichen Weiber mit Körben voll Schafsfüße hin und kreischen: „Hammelkeulen, zwei für 'nen Penny. Wer gibt mir Handgeld?" und nach ihnen kommt ein Mann mit einem großen Bret voll „fatty cakes".

Ferner steht in der Mitte des Markts ein andrer Händler mit den Leckerbissen der Straße. Er hat gepökelte Trompetenschnecken zu verkaufen, die wie ungeheure Maden in Schüsselchen mit Salzwasser schwimmen. Neben ihm befindet sich ein Verkaufsstand mit Zuckergebacknem, an dem ein Haufe junger Söhne Israels gierig um „Boneypartes Rippen" und ähnliche Delicatessen würfelt.

An dem einen Ende der „Börse" befindet sich ein Kaffee- und Bierhaus, in dessen Räumen man Juden antrifft, die Dame spielen oder sich, indem sie für verhandelte Artikel Zahlung leisten oder empfangen, noch etwas abzuzwacken suchen, während einem, wenn man sich durch das Thor entfernt, welches nach Petticoat Lane führt, draußen ein Mädchen begegnet, welches einen Pferdeeimer mit Eis trägt und in Tassen von der Größe einer halben Eierschale eine Flüssigkeit verkauft, die wie gefrorener Seifenschaum aussieht, wobei sie, den Eimer schüttelnd, daß der Inhalt wie zerbrochenes Glas klirrt, unablässig ausruft: „Now boys, here's your coolers, only an aypenny a glass! — an aypenny a glass."

In der That, auch Rag Fair ist ein Beispiel für die Größe Londons, und vielleicht nirgend in der Welt findet sich eine solche Masse von Lumpen und Lappen, Moder, Schimmel, Schmuz und Fäulniß zum Verkauf ausgestellt als in der Trödlerbörse in Houndsditch.

Ostpreußische Grenzbilder.

2.

Wiederum lasse sich unser Leser an die Stelle führen, die man gemeinhin als die Grenzscheide deutscher Bildung zu bezeichnen pflegt, obwol diese Bezeichnung nur theilweise richtig ist, da der Deutsche sich mit Stolz bewußt sein darf, daß die Elemente seiner Cultur jetzt theils zersetzend, theils umbildend viel weiter in die benachbarten Nationalitäten eindringen.

Wollte nur die deutsche Cultur kräftig genug wirken, auch die entferntern Theile des politisch abgegrenzten Deutschlands zu durchdringen und auch die bis jetzt vernachlässigten Landstriche zu beglücken, die auf ihren wohlthätigen Einfluß ein Recht haben. Wir werden erfahren, wie viel sie hier an der preußisch-polnischen Grenze noch zu schaffen hätte.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Beobachtung des Grenzlebens nicht nur hier, sondern fast überall des Merkwürdigen mehr erschauen läßt, daß wir wenigstens hier des Merkwürdigen mehr zu suchen gewohnt sind als im Innern der Länder. Hier begegnen sich die Völker und offenbaren sich gegenseitig die Geheimnisse ihres Daseins. Abweisend und entgegennehmend zeigen sie uns die Verschiedenheit ihrer Sitten und ihres ganzen geistigen Habitus: eine Wechselwirkung, deren sich auch bei dem ernstesten Widerstreben kein Theil erwehren kann.

Am klarsten zeigt sich auf der besagten Stelle die Verschmelzung des deutschen und slawischen Elements wie überall in der Sprache. Dieser masurische Dialekt ist vorwiegend polnisch, doch so sehr mit deutschen Worten untermischt, daß es uns oft nicht schwer fallen dürfte, den Masuren theilweise zu verstehn. Besonders die Bezeichnungen aller Gegenstände, welche der Masur blos aus dem Umgange mit der deutsch gebildeten Bevölkerung kennen gelernt hat, nimmt er aus der Sprache der letztern auf, indem er sie sich nur durch die polnische Endung ki oder ka mundgerecht macht. Der meistens in tiefem Elend oder doch in natürlicher Rohheit lebende Grenzpole kennt ein Ding wie eine Lichtputze, einen Fensterladen kaum aus der Anschauung, hat daher auch kein Wort für dasselbe, und so begnügt sich der Masur ganz kurz mit der Bezeichnung putscherki (Putzscheere) fensterladki u. s. w. — Aber diese Zusammenwürflung deutscher und polnischer Sprachelemente in dem masurischen Dialekte geht noch weiter. Es herrscht gleichsam das Uebereinkommen, neben den ausschließlich polnischen Vocabeln auch die polonisirten deutschen gelten zu lassen, wenn auch Sätze wie: moi vaderezek spaz luchtki, sapal kreutzki — Mein Vater fiel von der Lucht (dem Boden) und brach das Kreuz — mehr nach einem scherzhaft entstellten Deutsch, als nach einem wirklichen Dialekt

klingen. Nicht allgemein werden wir diese Unsicherheit in der Wahl der deutschen und polnischen Worte so prägnant ausgedrückt finden wie in dem angegebenen Beispiel, das wir der Sprache der Masuren wortgetreu entnommen haben. Doch wird man im Ganzen sich keinen falschen Begriff von dem erwähnten Dialekt machen, wenn man von dieser kleinen Probe auf das Ganze schließen will.

Nächst der Sprache finden die sich hier vermischenden Nationalitäten in ihrer socialen Haltung einen zweiten Berührungspunkt. Mit Unwillen bemerkten wir bei den masurischen Bauern, besonders bei den ärmern und bei derjenigen Classe, die ohne Grundbesitz sich vom Fischfang kümmerlich nährt, die Hinneigung zu leibeigner Unterwürfigkeit. Der niedrige oder der arme Masur ist nicht weit entfernt von wirklicher Demüthigung vor den Herrn, die ihm in ziemlich stattlichem Aufzuge begegnen, und es sollte den Gutsbesitzern nicht schwer werden, ihre Insassen zu vollkommener Leibeigenschaft zu gewöhnen. Nur der üble Wille der Gutsherrn und die gesetzliche Rechtfertigung fehlt hier, um ein solches Elend zu vollenden; die Untergebenen selbst sind vollständig dazu disponirt. Einen jammervollen Anblick gewährt ein solcher Instmann, wie er hier genannt wird, ein solcher Scharwerksarbeiter, wenn er einem „Herrn", wol gar dem Gutsherrn begegnet! Vom Deutschen hat er das Grüßen vermittels Entblößen des Hauptes gelernt, vom polnischen Leibeignen aber außerdem noch einen gewissen Anfang des Niederkniens, eine Bewegung, als wollte er bei dem Gruße vor lauter Ehrfurcht zusammenbrechen. Die Hand zieht schnell die Mütze vom Kopf und kreuzt sich dann mit der andern anstatt über der Brust unten über den Magen. In kurz abgebrochenen Reverenzen fällt Kopf und Brust über den Unterkörper hin, und die gebeugten, zitternden Knien scheinen den Mann kaum aufrecht halten zu können. So bewillkommnet er uns und betrachtet uns dabei mit so demüthig jammervollen Blicken, daß wir vorübereilen, um unserm Auge diesen Anblick zu entziehen. Rechnen wir noch das blasse Aussehn und die zerlumpte Kleidung dieses preußischen Mitbürgers hinzu, so können uns leicht andre Dinge zu Sinn kommen als die Zufriedenheit mit dem Fortschritte unsrer Cultur.

Und wie freudig könnte sich unsre Cultur in diesem Lande bewegen, das, wenn auch nur theilweise mit üppiger Fruchtbarkeit, doch überall mit den herrlichsten Naturreizen geschmückt ist. An dem südlichen Abhange des preußischen Theils der uralisch-baltischen Landhöhe sich vertiefend, zeigt uns dieses Land die lieblichsten Gegenden, indem es mit grünbewachsenen Schluchten, nackten, steilen Abhängen, sanft gerundeten Hügeln und klaren Seen abwechselt, die durch mannigfach schattirte, bald licht- bald dunkelgrüne Wälder anmuthig hervorblicken. Eine Schlucht in der Nähe der Domaine Czychen, welche die Kunst noch mit einigen unerheblichen Bequemlichkeiten versehen hat, würde

nicht verfehlen, das übersättigte Auge eines reisetrunkenen Touristen angenehm zu fesseln, und ein Werder in einer Abzweigung des Maurersees mit seinem reizenden Laubesgrün und seiner wunderbar hellen Abspiegelung entbehrt wol nur des licht= und duftgesättigten italischen Himmels, um einen gleichen Zauber auszuüben wie die Landschaften, die unter jenen glücklichen Kreisen liegen. Trotz dieser Schönheiten haben wir uns nicht gewundert, niemals eine masurische Landschaft im Bilde angetroffen zu haben. Es müßte ein einheimischer Maler sein, der einen solchen Gegenstand wählte; denn ein fremder wagt sich wol kaum, selbst aus der Nähe nicht, in die Wildnisse, wo nach dem allgemeinen Glauben noch zahllose Wölfe und Bären hausen; obwol die letzten ziemlich ausgerottet sind, während die ersten allerdings als eine Mittheilung des nahen polnischen Gebietes noch häufig erscheinen.

Einen Maler zu erzeugen, davon ist dieser Strich Landes noch weit entfernt. Der feine Sinn und das schöpfungahnende Leben eines echten Künstlergemüthes ist für einen geborenen Masuren, selbst für den gebildetern, ein transscendentales Problem; denn was ihm von Bildungsmitteln zufließt, bezieht sich nur auf seine Erziehung zum künftigen Broterwerber und Amtsverwalter, und man sollte nicht glauben, wie eng der Gesichtskreis der meisten Jünglinge ist, die aus masurischen Provinzialstädten her die Universität beziehen. Instinctmäßig, so scheint es, haben sie sich angeeignet, was ihr nicht erwählter, sondern anerzogener Beruf erfordert. Diesen füllen sie nach beendeten Studien mit all ihrem Dasein, Dichten und Trachten aus, und jeder Anspruch über diese Grenzen hinaus findet sie theilnahmlos und unbildsam. Dieser Mangel an Humanität macht sich auch in sittlicher Beziehung bemerkbar, indem die jugendliche Rohheit unter ihnen zügellos walten darf, ohne durch den Anschluß an freundlichere Sitten sich in einer gewissen äußerlichen Annehmlichkeit zu zeigen oder durch Einwirkung zarterer, geistiger Momente eine Entschuldigung für sich zu gewinnen. Nicht selten finden wir unter ihnen gute Köpfe, wie sie die ausgezeichneten preußischen Lehranstalten heranzubilden nicht verfehlen; wir finden hier tüchtige Arbeitskräfte für subalterne Staatsämter, Kräfte, die sich oft aus den Tiefen der Gesellschaft, aus den ungünstigsten Umständen emporgearbeitet haben; und insofern belohnt die Einwohnerschaft dieser Gegenden wol die ersichtliche Mühe und die Opfer der Regierung; doch ist uns kein Beispiel bekannt, daß ein Individuum aus Masuren sich nur auf eine besondere Höhe allgemeiner Nützlichkeit emporgeschwungen habe.

Wir lassen uns über den gebildetern Theil der Bevölkerung des Weitern aus, um auf die Betrachtung der niedern Classe vorzubereiten. Man findet wirklich kaum eine geeignetere Zufluchtstätte vor aller Cultur, als dieses Masuren, wo die natureinfältige Gemüthlichkeit mit ihren Blindekuhspielen und

ihrer Gassenhauermusik in höchst ergötzlich kleinstädtischer Beschränktheit fortlebt. Ein herrliches Ländchen, um den seit zwanzig Jahren abgestorbenen Geschmack im äußern Leben, in Wissenschaft, Dichtung und Kunst aufs gründlichste zu repetiren. Wir haben während unsres dortigen Aufenthaltes alle die schönen alten Lieder gelernt, die jetzt längst aus dem poetischen und musikalischen Gedächtnisse unsres Volkes entschwanden, an dieser Stelle jedoch sich des Reizes der Neuheit noch nicht entäußert haben. — Bedenken wir die Fortschritte, die eine Bevölkerung unter einer klugen Regierung in zwanzig Jahren machen kann, so werden wir einen Begriff von dem Zustande der niedern Classe, wol aber auch den Trost gewinnen, daß nach andern zwanzig Jahren auch unsre jetzigen musikalischen Bravourstücke, und andrerseits unsre jetzigen Bildungsmittel in diese geistige Einöde gedrungen sein möchten.

Mindestens der niedern Volksclasse wünschten wir diesen Fortschritt in kürzerer Zeit. Wir hätten aber auch für sie noch vieles andre Wünschenswerthe, was nicht durch die Wohlthat der staatlichen Erziehung, sondern nur durch materielles Wohlthun zu erringen wäre: wir wünschten vielen Hunderten Erlösung aus einem grenzenlosen Elend. — Es gibt in Masuren fruchtbare, überaus fruchtbare Strecken, und diese sind mit reinlichen, schmucken, blühenden Dörfern besät. Da erheben sich Hunderte von kleinen, aus Holz geschnitzten Thürmchen, die Zeugen eines wohlhäbigen, sich über die menschliche Bedürftigkeit erhebenden Zustandes; da umschatten Linden und Eichen die festen, vom verderbenden, fauligen Mose gereinigten Strohdächer, und Hunderte von Störchen bauen dort ihre glückweissagenden, friedlichen Nester. Es ist ein erfreulicher Anblick. Ein andrer Theil der Ländereien ist durch ausgedehnte Domänen und durch große, reiche Güter fortgenommen; ein drittes Quantum, aus sandigem, halmlosem, dürrem Boden bestehend, wo außer kärglichem Buchweizen kein andres Kräutlein Wurzel und Nahrung gewinnen kann, ist einem dritten Theil der Bevölkerung überlassen; ein vierter aber, von der Scholle gelöst, hat sich am waldigen Stromesufer seine sturmdurchwehte Baracke gebaut oder sich eine Kammer in einer solchen gemiethet und nennt nur den morschen Kahn, den Seelenverkäufer, sein Eigenthum, der dort, an das zerfaserte Seil gebunden, von den Wellen des Sees geschaukelt wird. Im Grunde ist es um diese Fischer, die von dem unfruchtbaren Wasser ernten, noch besser bestellt, als um jene Sandbauern, die von der unwirthbaren Erde ernten wollen. Immer wachsen die Fische in der tiefen Flut; und scheucht sie auch ein Sturm oft wochenlang von den Reusen des kundigen Fischers in die Tiefe und an das unterhöhlte Ufer, so werden sie nach vorübergegangenen Stürmen desto sicherer in des Netzes Windung gelockt. Wollte aber der Bauer seine Körner in den Flugsand säen, wie viele Thränen müßte er mit einstreuen, ohne aufsprießende Freuden erwarten zu dürfen! Selbst der Buch-

weizen, mit dem er fast seinen ganzen Acker besät, liefert ihm nur kärglichen und unsichern Ertrag; denn auch er verträgt die glühenden, regenarmen Sommer nicht, und außerdem wird der sandige Acker oft durch heftige Regengüsse sammt der darin versenkten Saat mit fortgeschwemmt. Weh einem solchen Ackerbauer, den die Entfernung eines Sees verhindert, zugleich die Fischerei zu betreiben! Er wird den Holzdiebstahl und die Wilddieberei zu Hilfe nehmen müssen, um sein und seiner Familie kümmerliches Leben zu fristen, bis die Vollendung seines Elendes hereinbricht.

Es ist schon ein Erlebniß, in diesen Wildnissen sich zu verirren und in der Hütte eines masurischen Fischers oder abgebauten Landmanns Herberge suchen zu müssen. Schon die Hütte selbst erregt uns Grauen. Neuerbaut war sie wol schon aus verwitterten, halb verfaulten Planken und Pfählen mit hölzernen Pflöcken zusammengenagelt und nothdürftig mit schlechtem Stroh gedeckt; die Fäulniß hat seitdem ganze Planken aus den Wänden gezehrt, so daß Sturm, Regen und Schnee in das Innere der Baracke zu gelangen vermögen. Zerfetzt weht das Stroh des Daches umher, und der zusammenfallende Rauchfang drückt sichtbar auf seine morschen Sparren. Die Fensterhöhlen sind Tag und Nacht durch Breter verschlossen, die man von außen angenagelt hat, und die zum Sommer fortgenommen werden, im Winter aber genügendes Licht durch ihre Löcher und Spalten schimmern lassen. Die Thür schlottert in ihren Angeln von Stricken oder Fischdärmen, vermittels deren sie nothdürftig befestigt ist. Nebengebäude gibt es wol nicht — und wozu wären sie auch, da selten mehr Vorräthe aufzuspeichern sind, als eine Kammer des Hauses zu fassen vermag, deren Boden, mit Lehm gepflastert, zugleich als Tenne dient. — Und gar das Innere des Hauses! Tief in Schmuz versinkt unser Fuß beim Eintritt; denn der Boden ist keineswegs gedielt und dazu in einer fortwährenden Umwandlung begriffen; denn dieser eine Raum schließt alles Leben und alle Verrichtungen der Familie in sich. Diese, zu welcher innig vertraut einige Ferkel und einige Hühner gehören, wohnt einträchtig um einen schwarzen Ofen und behält sich vor seinen grunzenden Stubengenossen, den Gespielen der Kinder, als einzige Bequemlichkeit die breite Bank vor, welche durch die Ofenhitze halb verkohlt ist. Der dicht daneben befindliche Herd dient als Tisch, als Schrank, kurz anstatt jegliches Hausgeräthes; die obere Abplattung des Ofens aber ist die Ruhestätte der Armen, denen der Schlaf das einzige Glück ist. Zur Winterzeit verschläft der Mann mit seinen schmuzigen Kindern hier auf dem Ofen Tag und Nacht, wenn ihn das Fischerhandwerk nicht in Anspruch nimmt; und schläft er nicht, so flickt er hier seine Netze, spießt hier die Fische zum Räuchern auf lange, hölzerne Stäbe, läßt sich sein Tröglein Fischbrühe hier hinauf reichen. Sein Tröglein, — doch das ist selten; gewöhnlich speist die ganze Familie, bisweilen, aber nicht immer vermittels langer hölzerner Löffel, aus einem und

demselben Trog, der von dem Tischgeräth ihrer Mitwohnerschaft in nichts verschieden ist, kaum in der Sauberkeit; denn man gestattet es dem Hausgeflügel wenigstens vollkommen und verzeiht es den allerliebsten grunzenden Thierchen, wenn sie Schnabel oder Schnautze den seltneren Leckerbissen nähern. Diese bestehen aus Fischen und immer wieder aus Fischen: Fische liefern die Suppe, gekochte Fische sind das Gemüse, getrocknete Fische die Fleischkost, geräucherte Fische das Brot dazu. Dies hat wirklich die Form des Brotes. Die kleinen Fische werden nämlich mit dem Schlamm des Sees, der ihnen anhaftet, weidlich zu Klumpen zusammengeknetet, halb getrocknet und dann noch über dem Rauch ein wenig gebräunt. So sind sie Brot geworden und werden in langen Reihen auf ein Bret über dem Herd aufgespeichert. Die größeren Fische räuchert man hier auf die kürzeste Weise. In den Boden des Wohnraumes, in den man bei besonders glücklichen Zeiten auch den kleinen Vorrath von Küchengewächsen einkellert, wird ein Loch gegraben und im Grunde desselben ein Schmauchfeuer von Kienspänen und Reisig zum Schwelen angezündet. Darüber hängt man die auf einen dünnen Stab gereihten Fische und läßt sie einige Stunden räuchern: das theilt zugleich dem Zimmer Wärme und Duft, den Wänden die schwarze, dauerhafte Tünche mit. Diesem Bilde gebe man die hier gewöhnliche Beleuchtung durch einen Kienspan, Dzibber genannt, der aus einem Spalt der niedrigen Decke herabragt und den die Hausfrau nicht müde wird alle fünf Minuten durch einen neuen zu ersetzen. So hat man ein Gemälde, das durch Originalität und Düsterkeit seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Für unsre Gewohnheiten, unser Auge, unsren Gaumen ist alles dieses nicht geeignet; für diese aber finden wir auch in der stattlicheren Hütte und bei den wohlhabenderen Insassen keine Befriedigung. Kaum die Herberge werden wir hier erträglich finden; unsre Speisevorräthe werden wir uns weislich selbst mitbringen müssen. Wir vertrauen dann den Händen der uns herzlich bewillkommenden, sehr gastfreien Wirthin etwa den gemahlenen Kaffee an, dessen Absud uns erquicken soll, und nach langem Harren erhalten wir endlich unsren Kaffee, nicht ihn selbst, sondern nach Fortschüttung der unerklärlichen Brühe den nahrhafter scheinenden Bodensatz mit einer Zuthat von geröstetem Speck und Zwiebeln. Es geschieht uns dann ganz recht; wir sind nach Verdienst bestraft für die Unbedachtsamkeit, diesen Leuten eine Bekanntschaft mit der Levante zuzumuthen.

Hier wüßte ich in der That nichts Versöhnendes, um das Anschaun eines so traurigen Daseins erträglicher, keinen Gesichtspunkt, um von ihm aus dieses Elend verschönt darzustellen. Alles ist hier tristes, unglückseliges Hinbrüten, zwangvolle, unlustige Arbeit, freudenleeres Vegetiren. Man wende nicht ein, daß diese Menschen sich in ihrem Elende auch wohl fühlen, weil sie keinen bessern Zustand kennen. — Sie sehen dort das hohe Dach des nahe gelegenen

Gutes sich mit weitrauchenden Schornsteinen erheben, und sie dürfen nur bis zum benachbarten Dorfe gehn, um ihr Herz mit Neid zu erfüllen. Und sie sehen hier das eigne Haus und Leben. Hier mangelt alles Hinschauen auf selbsterschaffenes Glück, und daher jede Poesie, jeder erhebende Ausdruck eines menschlichen Gefühls. Es sind zwei oder drei von den Polen erlernte Lieder, eines vom Ziegenbock, das andre von den Franzosen und noch ein drittes beliebiges: diese singt der Masur mitunter trübe und alleinstimmig vor sich hin und weiß nach Beendigung des schlechten Liedes nicht, daß er gesungen hat. Düster und in sich gekehrt sitzt er da, und zum höchsten Genuß an seinen Fischen nagend, denkt er an die vollen Scheuern des Gutsherrn und an die gehäuften Schüsseln reicher deutscher Bauern. Sogar nach der Stadt führt ihn oft der Verkauf der besten Fische, besonders der Muräne; und es ist leicht zu erklären, daß die Anschauungen, die er in der Stadt gewinnt, seine Unzufriedenheit, seinen Neid, seinen Groll gegen das Schicksal vermehren müssen. Daher ist der Masur von Natur scheu und hat einen bösen Blick; man traut ihm nicht viel Gutes zu, und man darf ihm in der That nicht zu sehr trauen. — Alles, was diese Leute von Märchen sich erzählen, sind Räubergeschichten, Geschichten von Todtschlag reicher Herrn, von Beraubung begüterter Nachbarn und ähnliche. Hier und da taucht eine Sage auf, in welcher Weise sie zu ihrem Erwerbe, selbst zu diesem kärglichen Erwerbe gelangt wären. So erzählen sie sich von den Muränen, oder wie sie dort heißen — Marenen, deren Verkauf vielen Masuren die einzigen Münzen in die Hände bringt, eine sonderbare Sage. Diese Marenen sollen nämlich — wir können die Wahrheit dieses Umstandes nicht verbürgen — nur in einem See Italiens, in einem sächsischen und am meisten in den Seen Masurens angetroffen werden. Der Masur erzählt, daß der Teufel ihm die Fische aus dem gesegneten Italien gebracht, unterwegs aber einige verloren habe, wodurch auch noch ein andrer See solche Fische erhalten. Diese Sage hörten wir oft, und es wurde bei der Erzählung der Aerger nicht verhehlt, daß die Kralle des Teufels nicht vorsichtiger gewesen sei. —

Der Leser soll von diesen Bildern des Elendes nicht scheiden, ohne vorher seinen Blick auf ein Gemälde andrer Art gerichtet zu haben.

Längs der südöstlichen Grenze des preußischen Gebiets zieht sich nämlich der ungeheure johannisburger Forst hin, eine der beträchtlichsten Waldungen Preußens. Dieser Theil der Provinz zeigt fast durchgängig einen sandigen Boden, der nur an wenigen Stellen durch fruchtbares Land unterbrochen ist. Dürr und spärlich mit Halmen besetzt, zeigen sich hier die Aecker und mühevoll bahnt sich der Fuß des Wandrers oder das Rad des Gespanns seinen Pfad durch die glühenden, aufstäubenden Sandwege, ohne daß auf Meilen in der Runde ein wirthliches Dach Labung und Ruhe verheißt. Auf einem solchen

Boden erhebt sich in einer Ausdehnung von etwa dreizehn Meilen jene Wildniß, der johannisburger Forst. Eben und zierlos ist der durch herabgefallene dürre Tannennadeln gebräunte und geglättete Boden; das Auge späht umsonst nach einem Farrenkraut, einer Erdbeerblüte, einem Mooshügel, welche mit ihrem Grün diesen gleich einem weiten Sale braunpolirten Boden schmückten. Und auf diesem erheben sich nun in einem gleichen Braun die hohen schlanken Stämme der Tannen, Tausende von Stämmen, die wie ebensoviel Säulen die dunkelgrünen Gewölbe des Forstes emporhalten. Ernst und schweigend ist die Natur, wie die Vorhallen und die Säulengänge eines Museums, deren weite Leere mit einem Gefühl der Einsamkeit erfüllt, während doch eine so bunte Mannigfaltigkeit im Innern sich uns erschließen soll.

Lenkt der Wandrer seinen mühevollen Weg tiefer in diese Wildniß, in einer und derselben Richtung, um sich nicht zu verirren, durch die nackten, von keiner Haselstaude umschatteten Stämme bis in die Nähe des Städtchens Johannisburg fortschreitend, so sieht er plötzlich den Wald sich lichten und gewahrt auf dem baumlosen Raume, aber rings umher dicht von Wald eingeschlossen, ein wohlansehnliches Dorf und weiterhin noch ein zweites ähnliches, aus Hütten bestehend, die zwar nicht mit den Wohngebäuden reicher Bauern wetteifern, doch in ihrem Aussehn sich vor den ärmlichen Fischerhütten Masurens sehr vortheilhaft auszeichnen.

In diesen Dörfern wandeln hohe Gestalten einher, in jenen Gegenden ein Schreckmittel für Kinder und Erwachsene; doch ist kein triftiger Grund vorhanden, bei ihrem Begegnen vor Furcht außer sich zu gerathen, selbst wenn sie dem einsamen Wandrer, hoch und finster einherschreitend, tief in der Oede des Waldes, das lange Jagdgewehr auf der Schulter und die blinkende Holzart in der Hand, begegnen.

Diese merkwürdigen, halb geheimnißvollen Menschen sind die sogenannten Philipponen. Woher ihr Name, das ist selbst den eingebornen Masuren unbekannt; auch hat sich um ihre Herkunft wol selten jemand im Ernste bekümmert und culturgeschichtlich sind sie gänzlich verborgen. Sie weichen in ihrem Wuchs, ihrer Haltung, ihrer Kleidung bedeutend von den übrigen Einwohnern Masurens ab. Hoch, schlank, stattlich, von fast edlem Wesen, dunkelbärtig, mit regelmäßigen, oft schönen Gesichtszügen wandeln sie einher. Ihr Anzug besteht fast uniform aus einem langen, gut geschnittenen blauen Rock und einer spitzen, grauen Mütze, welche diese Gestalten noch größer erscheinen läßt. Ein gewisser Wohlstand ist in ihrem Aeußern bemerkbar, obgleich es bekannt ist, daß die beiden von ihnen bewohnten Dörfer nur dürftiges, schlechtes Land besitzen. Es ist ausgemacht, daß sie sich vorzugsweise durch Holz- und Wilddiebstahl ernähren, wobei sie durch den Respect nicht wenig beschützt werden, in den sie sich selbst bei den Forstbeamten zu setzen gewußt haben. Eine Reihe

von Schreckensscenen, die Jahre hindurch zwischen den Philipponen und den im tiefern Wald von aller Hilfe entfernten Forstbeamten vorgefallen sind, und in denen der Grund zu der Furcht liegt, die man noch heutzutage vor jener Menschenclasse hegt, haben für sie den Forstdiebstahl gleichsam zum Privilegium gemacht, indem der Forstbeamte in diesen ungeheuern holz- und wildreichen Waldungen für den Staat lieber eine verhältnißmäßig geringe Einbuße zu-lassen, als sein Leben bei der Ueberwachung so gefährlicher Waldfrevler aufs Spiel setzen mag. Die Philipponen, wegen der Dürftigkeit ihres Landbesitzes und wegen der Entfernung der Seen einmal auf den Forstdiebstahl angewiesen, haben ihre Widersetzlichkeit gegen die Forstbeamten so lange zu einem fort-währenden Kampfe ausgedehnt, bis diese und selbst auch die Regierung müde geworden sind, den mannigfachen Schädigungen durch Einsetzung von Menschen-leben Einhalt zu thun. Es wird in Masuren ein Fall erzählt, wie jene Kämpfe mit den Forstbeamten, durch Blutrache verursacht, von dem Aeltervater bis auf den Urenkel fortgeführt worden sind. Nunmehr hat sich dieses düstre unheimliche Wesen aus der Wildniß verloren, und ohne sonderliche Besorgniß läßt der Philippone, wenn ihn der tiefe Schnee des Winters verhindert, andre Wege einzuschlagen, seinen mit gestohlenem Holz beladenen Schlitten dem Ge-höfte des Oberförsters und der minder pflichtgetreuen Förster nahe vorbei-gleiten; erschrickt auch nicht im mindesten, wenn in der Stadt ihn einer von den Grünröcken beim Verhandeln des Holzes trifft und mit halb zornigen, halb ängstlichen Blicken beobachtet, ohne zu wagen, die Obrigkeit in Anspruch zu nehmen. In vielen Fällen mag die Feindseligkeit zwischen Philipponen und Forstbeamten sich jetzt schon zu einem gewissen Einverständniß verwandelt haben, das vermöge gewisser Uebereinkommen und Abmachungen beide Theile die Seg-nungen der Eintracht genießen läßt. Wo dies nicht der Fall ist, da haben nur die Beamten Ursache, vor den im Walde umherschleichenden Philipponen zu zittern; jeder andre dürfte wol ungefährdet ihnen gegenüber und in ihre Hütte treten. Freilich sind von der Beschäftigung mit Forstdiebstahl, der in-dessen bei so manchem eine Entschuldigung findet, die Neigungen zur Plün-derung von Fremden wol nicht sehr weit entfernt. Gewiß aber schreibt die vor den Philipponen allgemein gehegte Furcht, die manche Mutter für ihr vom heimathlichen Gut zum Schluß der Ferien nach der Stadt entsandtes Söhnchen zittern macht, sich großentheils von dem ernsten, düstern Benehmen her, womit diese Menschen auftreten.

In Betracht der von der Art der übrigen Einwohner Masurens bedeutend abweichenden Erscheinung der Philipponen und in Betracht des Umstandes, daß sie fast jede andre Beschäftigung, als die für sie gefahrvollen der Jagd und des Holzdiebstahls vermeiden, auch hierin von den friedlichen, sogar indolenten,

Ackerbau und Fischfang liebenden Masuren gänzlich verschieden, könnte man auf die Vermuthung gerathen, daß diese Menschen Abkömmlinge der preußischen Ureinwohner seien, die sich in jenen beiden Ortschaften zwar der Einwirkung der polnischen Nachbarschaft nicht erwehren konnten, sich jedoch, durch die Abgeschlossenheit der Wildniß begünstigt, von der innigeren Vermischung mit fremden Nationalitäten fern erhalten haben.

Literatur.

Englische Literatur. — The Transcaucasian Campaign of the Turkish Army under Omer Pascha; a Personal Narrative, by Lawrence Oliphant. — Ein Spätling, aber ein willkommener. Das schwere Gewicht, welches die Katastrophe von Sebastopol in die Wagschale der Ereignisse warf, hat den Kriegszug Omer Paschas nach Transkaukasien in Schatten gestellt, und der unverschuldete geringe Erfolg desselben hat nicht dazu beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit mehr darauf zu lenken. Doch bietet der vorliegende Bericht darüber viel Interessantes. Mr. Oliphant, ein viel gewanderter Mann, war kaum aus dem fernen Westen der Vereinigten Staaten in England eingetroffen, als er sich auf den Weg machte, um Omer Pascha auf seinem Zug zum Entsatz von Kars zu begleiten. Er traf in Trebisonde gleichzeitig mit der Nachricht vom Fall Sebastopols ein. Er war Zeuge, wie die Türken die Hand aufs Herz oder vielmehr auf ihren Magen drückten und mit ungewohnter Inbrunst Maschallah! riefen, während die Griechen, aus Furcht, den Zorn der Sieger zu reizen, sich schüchtern in ihre Winkel verkrochen. Später wohnte er der Schlacht am Ingur bei und begleitete die Armee bis in die Nähe von Kutais; doch wir sehen ab von den gewissermaßen veralteten Kriegsscenen und sehen uns lieber in Gesellschaft des unternehmenden Reisenden Land und Leute an. Zu Anfang des Feldzugs wohnte Mr. Oliphant auf Einladung des ebenfalls in Kaukasien anwesenden Herzog von Newcastle einer großen Jagd bei, welche Prinz Michael von Samursachan zu Ehren der Gäste veranstaltet hatte. In Begleitung von dem hundert Mann starken Gefolge des Prinzen ritten im malerischen Zuge der Herzog von Newcastle, Mr. Calthorpe und Mr. Oliphant nach den 15 englische Meilen von Schemscherrai entfernten Wildgehege. Das prinzliche Jagdschloß war ein bescheidenes kleines Gebäude aus Holz mitten in einem dichten Walde von so riesenhaften Bäumen, wie sie Oliphant selbst in den Urwäldern Nordamerikas nicht gesehen hatte. Der Prinz bereitete hier seinen Reisenden einen comfortablen Empfang und bewirthete sie mit vortrefflichem russischen Thee. Ueberhaupt war alles russisch, was sich von Spuren der Civilisation zeigte, und der Wirth schien sich unter der neuen türkischen Herrschaft gar nicht wohlig zu fühlen. Hoffentlich wird die unglückliche Hoheit nicht zur Strafe für die gezwungene Annahme türkischer Würden zuletzt nach Sibirien

geschickt werden. Als die Reisenden Nachmittags den Wald durchstreiften, ließ ihnen das zahlreiche Rothwild und die vielen Spuren von wilden Schweinen, welche sie sahen, für den nächsten Tag eine schöne Jagd hoffen. Als sie aber am nächsten Morgen die schäbigen Hunde und die geringe Anzahl von Treibern erblickten, nahmen ihre Hoffnungen ein sehr bescheidenes Maß an, zumal da die Anordnungen, welche der fürstliche Wirth für die Jagd traf, kein sehr glänzendes Zeugniß für die weidmännischen Erfahrungen desselben ablegten. Der Jagdgrund war eine weite Ebene, von dem Meere durch einen Streifen Wald getrennt, welcher sie auf allen Seiten einschloß, und dieser Wald bestand aus hohem Farrenkraut, mit Birken- und Ellerngebüsch untermischt, durch welches sich die Treiber nur mit der größten Anstrengung einen Weg bahnen konnten. Die Jäger waren an dem Rande des Dickichts aufgestellt, das so dicht war, daß das Wild kaum in demselben gesehen werden konnte. Der Herzog machte einen schönen Schuß auf ein Reh, das in einer Entfernung von mehr als 120 Schritt durch das Gehölz sprang. Nach der Aufregung, welche dieser Erfolg verursachte — nach dem Frohlocken des Fürsten und der vollkommenen Befriedigung, die sich auf den Gesichtern seines Gefolges malte, — ließ sich fast vermuthen, daß die Waidmannslust des Fürsten sich gewöhnlich begnügte, auf das Wild zu schießen und es nicht zu treffen. Weder Calthorpe noch Oliphant hatten das Glück, dies thun zu können; ihre Gesellschaft erhielt aber später eine Vermehrung durch die Offiziere des an der Küste ankernden englischen Kriegsschiffs Highflyer, die alsbald eine Fusilade zum Besten gaben, welche ein genügendes Zeugniß von dem sprichwörtlichen sanguinischen Temperament der Marinebrigade ablegte. Sie hatten sofort ein wildes Schwein aufgescheucht, welches sich dem Anschein nach den Spaß gemacht hatte, zwischen ihren Beinen herumzulaufen, und ihrer Aussage nach aus einer Entfernung von zehn Schritt nicht weniger als zwölf Kugeln in den Kopf bekommen hatte. Obgleich die Jäger so vortrefflich geschossen hatten, war das Schwein doch nirgends zu finden; aber weit entfernt, nur einen Augenblick den unwürdigen Verdacht zu hegen, daß es gefehlt worden, trösteten die Jäger ihre Freunde von der Marine mit der Auskunft, daß die russischen Schweine die Kugeln noch viel besser vertragen könnten, als die russischen Matrosen.

Während des eigentlichen Feldzuges wohnte Oliphant in einem Zelte mit dem englischen Obersten Ballard, der dem Generalstabe Omer Paschas beigegeben war und der die türkischen Schützen ganz besonders gut zu behandeln wußte. So oft er sah, daß einer dieser Schützen zögerte, nahe genug an das Ufer des jenseits vom Feinde besetzten Flusses heranzutreten, wandte er die Waffe der Ironie gegen ihn, die auf den Türken besser wirkt, als der schärfste Zwang. „Nimm mich zum Schanzkorb, guter Junge; leg deine Flinte auf meine Achsel, dann wirst du gewiß nicht getroffen," war ein Spott, der den Säumigen gewiß vorwärts brachte. Einmal im Feuer, schossen diese Schützen sehr gut und trugen viel zum glücklichen Ausgang der Schlacht bei. Sie zeichneten sich sehr vortheilhaft vor dem kaukasischen Zuzug aus, den Abchasen, die sich fast ausschließlich mit dem Wegfangen von Knaben und Mädchen beschäftigten und deshalb von Omer Pascha nach dem Uebergang über den Ingur nach Hause geschickt wurden. In der Schlacht an diesem Flusse leistete auch

ein Pole, Hidaiot, große Dienste durch eine Kriegslist, welche Mr. Oliphant also erzählt: „Omer Pascha hatte eine Hütte im Walde in Besitz genommen, und war eifrig mit Depeschenschreiben beschäftigt. Die Russen hatten am andern Ufer des Flusses eine starke Batterie aufgefahren, welche den Uebergang fast unmöglich machte, und Oberst Simmons, (ebenfalls ein englischer Offizier im Stabe des Paschas), hatte daher den Rath gegeben, weiter stromaufwärts durch Hülfe einer Furt über den Fluß zu setzen und die Batterie im Rücken zu nehmen. Omer Pascha billigte den Plan und dem Obersten gelang es auch wirklich, an der ausgesuchten Stelle mit zwei Bataillonen Infanterie und drei Compagnien Schützen das andere Ufer zu erreichen, die Strömung war jedoch so stark, daß mehre Soldaten bei dieser Gelegenheit von ihr fortgerissen wurden und ertranken. Drüben im Holze entdeckte die kleine Schaar einen Hohlweg, der bis an einen mit einem Verhau verstärkten Graben führte. Da man hier keinen Angriff vermuthete, war er unvertheidigt, und der Oberst marschirte weiter, nachdem er hier eine Reserve zurückgelassen hatte. Als er jedoch sich der Batterie bis auf 800 Schritt genähert hatte, bemerkte ihn der Feind und sendete eine russische Colonne zum Angriff vor, die ein lebhaftes Feuer empfing. Gleichzeitig sahen sich die Türken von einer zweiten Colonne in der Flanke angegriffen, und Oberst Simmons mußte dieser mit einer schwachen Abtheilung die Spitze bieten, während Capitän Dymock, ebenfalls ein Engländer, und Hidaiot sich gegen die erste Colonne und die Batterie wendeten. In dem sich daraus entspinnenden kurzen, aber hitzigen Gefechte verloren die Türken ohngefähr 50 Mann an Todten und Verwundeten, und auch Capitän Dymock wurde tödtlich getroffen, nachdem ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen worden. Hidaiot nahm sofort seine Stelle ein; mit seiner rothen, mit Pelz verbrämten Mütze und seinem polnischen Militärmantel war er kaum von einem russischen Offizier zu unterscheiden. Als Pole hatte er längere Zeit in der russischen Armee gedient und seine Kenntniß der russischen Sprache kam ihm jetzt zu statten. Mit lauter Stimme rief er den russischen Soldaten, welche die kleine Schar von allen Seiten umringten, zu: „Flieht, Kinder, flieht, ihr seid umringt; ganze Regimenter von Ungläubigen kommen durch den Wald." Im nächsten Augenblick war die Batterie verlassen; und nachdem der Pole die Kanonen, zum Zeichen, daß er sie erobert, mit dem Degen berührt hatte, kehrte er zu Capitän Dymock zurück, der in seinen Armen den Geist aufgab. Hidaiot wurde für sein Benehmen in dieser Schlacht zum Major ernannt und erhielt den Medschidieorden."

Die Eingebornen zeigten sich keineswegs so günstig gestimmt für die Türken, als man vorausgesetzt hatte, und von einem entgegenkommenden Benehmen war nicht die Rede. Mr. Oliphant kam jedoch, obgleich er die Sprache nicht kannte, als viel erfahrner Reisender mit ihnen aus. Er schlägt folgendes Recept vor: „Trittst du in ein Haus, wo die Frau sich in eine Ecke zurückzieht und der Mann die Thüre sperrt, so zeige erstlich eine Hand voll der blanksten Sixpence vor; zweitens machst du das Zeichen des Kreuzes und sagst Anglia; hat dir dies den Eingang verschafft, so küssest du drittens das kleinste von den Kindern; dann zeigst du viertens alle Merkwürdigkeiten der Civilisation vor und schließest mit dem Revolver; fünftens mußt du auf die Hühner weisen, wenn welche da sind. Ist letz-

teres nicht der Fall, so mußt du gackern oder glucksen und das erste beste Zeichen machen, das dir für Eier einfällt, und dabei Sixpences emporhalten. Um diese Zeit wird sich vollkommenes Vertrauen hergestellt haben. Zum Zweck allgemeiner Unterhaltung legt man sich auf der Stelle ein Wörterbuch an, was immer das gespannteste Interesse erregt und vielen Spaß macht. Unter allen Umständen muß man freigebig sein, da die Kunde davon sich leicht bis zu dem nächsten Lagerplatz verbreitet. Ich bot stets für ein Huhn einen halben Schilling, für eine Ente einen, für eine Gans anderthalb, für eine Truthenne zwei Schillinge. Die Concurrenz zwischen den verschiedenen die Armee begleitenden Engländern war groß, und wer am glücklichsten fouragirt hatte, gab den andern ein Mahl."

Nicht immer wurde es den Engländern so leicht, die Eingebornen für sich zu gewinnen und sie hatten mehr als einmal mit ihrer Hinterlist zu kämpfen. Einmal hatten sie nicht ohne Mühe einen jungen Burschen bewogen, sie nach dem Dorfe Drandy zu bringen. Unter seiner Führung gelangten sie bald auf einen freien Raum, wo ein paar Hütten mitten in Maisfeldern standen und ringsum Hügel mit dem herrlichsten Wald bewachsen sich erhoben. Hier erregten die Reisenden das größte Aufsehen; die Hunde fielen sie wüthend an, die Weiber rannten von Hütte zu Hütte, offenbar in der Absicht, sich zu verbarrikadiren und eine Belagerung auszuhalten; die Männer aber traten in einen drohenden Haufen zusammen und maßen die Fremden mit Blicken, welche keineswegs geeignet waren, sie zu beruhigen. Alle leugneten standhaft, daß dies das Dorf Drandy sei, in der Hoffnung, die Reisenden würden auf diese Versicherung hin sich wieder auf den Weg machen. Da es jedoch bereits sechs Uhr Abends war, so hatten die Engländer keineswegs Lust von neuem den Wald auf Entdeckung zu durchziehen, und sie drohten daher, sich mit Gewalt Quartier zu verschaffen, wenn man ihnen nicht einen zuverlässigen Führer gebe. Das wirkte und die Engländer glaubten froh sein zu können, unter diesen Umständen das ungastliche Dorf zu verlassen. Der neue Führer war ein trotziger, verstockt aussehender Bursche, der die Gesellschaft mitten in den dichtesten Wald brachte und dann erklärte umkehren zu wollen. Als man dagegen Einwand erhob, sprang er ohne alle Umstände hinter Oliphant aufs Pferd, faßte ihn um den Leib und forderte ihn auf, selbst voran zu reiten. So ging es über Stock und Stein fort, bis die Arme des Führers allmälig in ihrem Halt nachließen. Dadurch argwöhnisch gemacht, paßte Oliphant sorgfältig auf und faßte den Führer beim Kragen, als er eben vom Pferde heruntergerutscht war und den Versuch gemacht hatte, zu entschlüpfen. Nachdem er ihn jedoch auf das freundschaftlichste mit dem Gebrauch und den Vorzügen des Revolvers bekannt gemacht, zeigte er sich nachgiebiger, stieg wieder aufs Pferd und Oliphant wickelte der Vorsicht halber den Rock des Führers um den Arm. So wider Willen zur Weiterreise gezwungen, rächte er sich dadurch, daß er dem Reisenden, wie dieser den andern Morgen entdeckte, die Patrontasche leerte und ihren Inhalt in seine Tasche versetzte.

Erst nach Dunkelwerden kamen die Verirrten aus dem Wald heraus und erreichten das Dorf Drandy, ohne einen bessern Empfang zu finden, wie an ihrem frühern Rastort. Da sie auf keine gutwillige Aufnahme rechnen konnten, nahmen sie gleich von einem unbewohnten Hause Besitz und machten alsdann einige Ver-

suche, die Einwohnerschaft für sich zu gewinnen, denn sie wünschten etwas zu essen zu haben. Allmälig stellte sich das Vertrauen wieder ein, und nachdem die Reisenden die kleinen Kinder geküßt, den Müttern Schmeicheleien gesagt und den Vätern unwiderstebliche Sixpences, so blank wie sie aus der Münze gekommen, geschenkt hatten, waren nur noch die alten Weiber zu besiegen: aber diese waren unerbittlich. Sie stürmten und schimpften über die Zudringlichkeit der Gäste und wollten sich durch das zuvorkommendste Benehmen nicht versöhnen lassen. Bis zuletzt behaupteten sie, die Fremden wären Russen, und wollten nicht dulden, daß ihnen Gastfreundschaft erwiesen würde. Aber die blanken Geldstücke trugen zuletzt den Sieg davon und bald lagen Hähne und Hennen mit abgeschnittenen Hälsen in erfreulichem Ueberfluß vor den Fremden. Dann wurde Honig und Milch, Maisbrod, Quark und Eier gebracht und bald konnten sie sich über das Mißgeschick des Tages trösten und sogar ihrer Dienerschaft und ihrem Gepäck, die, von der Nacht überrascht, knietief im Schlamme im Walde herumirrten, eine Erinnerung schenken.

Als die Fortschritte der türkischen Waffen Omer Pascha in Stand setzten, tiefer ins Land zu dringen, gelangten die Reisenden noch in eine andere fürstliche Residenz, nach Sugdidi, den Sitz des Dadian von Mingrelien, eines Schwagers des früher erwähnten Fürsten Michael. Die Stadt ist nach Kutais die zweite des Landes. Sie liegt auf einer sanften Anhöhe, von der man ein reiches und fruchtbares, meistens ebenes Land überblickt. Sie hat im Ganzen blos zwei Straßen aus hölzernen Häusern, beschattet von schönen Buchenalleen. Ihre Einwohnerzahl wird auf 2000 geschätzt, doch war bei dem Einrücken der türkischen Armee außer ein paar zurückgebliebenen Hunden kein lebendes Wesen zu erblicken. Die beiden Straßen münden auf einen viereckigen Platz aus, dessen eine Seite der nur zum Theil ausgebaute Palast der Fürstin Dadian einnimmt; auf den beiden andern stehen die griechische Kirche mit ihren Nebengebäuden und die malerische, aus Holz gebaute Wohnung des Fürsten Gregor. Der Palast der Fürstin war zum Staunen der Engländer mit allem ausgestattet, was die europäische Civilisation verlangen kann. Obgleich die Bewohner entflohen waren, war doch das ganze Meublement stehen geblieben, denn man hatte schwerlich an die Möglichkeit gedacht, vor den Türken räumen zu müssen. Ein sehr hübsches Porträt des Czaren Nikolaus stand in einem Kasten an die Wand gelehnt, wie zum Fortschaffen bereit, und war vielleicht vergessen worden. Stühle und Sophas mit rothem Sammet überzogen, schön eingelegte Tische, prachtvolle Kronleuchter, kostbare Bronzesachen, so neu als kämen sie frisch von Paris, waren in dem Salon auf eine Weise vertheilt, daß man in einem Palast in der civilisirtesten Gegend von Europa zu sein glaubte. Die schöne Wohnung blieb unangetastet, denn Omer Pascha stellte Schildwachen an die Thür, die Jedem ohne alle Ausnahme den Zutritt verwehrten. Die Besitzerin des Palastes, die verwittwete Fürstin Dadian war gegenwärtig Regentin des Landes für ihren achtjährigen Sohn. Sie war nebst ihren Schwägern, den Fürsten Konstantin und Gregor, auf ihren ohngefähr eine Tagereise von Sugdidi entfernten Landsitz im Gebirge geflüchtet. Sogar eine Seidenfabrik gab es in diesem abgelegenen Winkel am Fuße des Kaukasus. Ein Franzose hatte sie eingerichtet, aber auch er hatte sich aus dem Staube gemacht. Die Versuche, durch Hülfe des Fürsten Michael sich

in Verkehr mit der geflüchteten Fürstenfamilie zu setzen und sie auf die Seite der Verbündeten herüberzuziehen, schlugen fehl. Die russische Macht war ihnen zu nahe und die englische viel zu fern; den russischen Schutz aber mit dem türkischen zu vertauschen, fiel ihnen gar nicht ein.

Als das unaufhörliche Regenwetter des Spätherbstes die Armee nöthigte, die Hoffnung, Kutais zu erreichen, ganz aufzugeben und die Nachricht von dem Falle von Kars Omer Pascha in seinem Vorhaben, den Rückzug anzutreten, bestärkte, begleitete Mr. Oliphant die Nachhut und war Zeuge der meisten kleinen Scharmützel die zwischen diesem Theil der Armee und den verfolgenden Russen stattfanden. Trotz der wenig erfreulichen Wendung, welche die Ereignisse genommen hatten, und der vielen Anstrengungen, die zu ertragen waren, behielt der Reisende doch seinen frischen Muth bei, und erreichte ohne weitere Gefährde Redut Kale, von wo er sich wieder nach Europa einschiffte.

Lake Ngami, Explorations and Discoveries during four years Wanderings in the Wilds of Southern Africa, by Ch. John Andersson. — Während Barth, Vogel und die Genossen, die ihren Eifer für die Wissenschaft bereits mit dem Leben gebüßt haben, den Europäern die Geheimnisse des Innern von Mittelafrika erschließen, dringen andre Reisende zu gleichem Zweck tief in die südliche Hälfte. Zu den letzteren gehört der Verfasser des vorliegenden Werkes, Andersson, ein geborner Schwede, der mit dem Engländer Galton im April 1850 England verließ, und vom Cap aus nach dem Ngamisee, damals erst vor einem Jahre entdeckt, vordrang. Die Bilder, welche die Reisebeschreibung vor das geistige Auge stellt, sind lebhaft und originell. Die Karawane besteht aus von Maulthieren gezogenen Wagen und aus Ochsen als Lastthieren. Letztere tragen mehre Kisten mit Flinten als Geschenke für die Negerhäuptlinge, Munition, Lebensmittel, Lagergeräth. Die Reise geht über eine wilde, unfruchtbare Ebene, hie und da von einem Granitfelsen unterbrochen, auf welchem, nur von dem Nachtthau lebend, eine anmuthig rothblühende Schlingpflanze blüht, oder der Weg geht durch eine Bergschlucht, wo unter überhängenden Felsen ein noch feuchtes Flußbett sich durch riesenhafte Rohrpflanzen, dichten Rasen und üppige Klettergewächse dahinzieht. Die Hitze, welche schwül auf der ganzen Landschaft lastet, macht den Anblick einer Wasserlache zu einem frohen Ereigniß. Nachmittags rasten die Reisenden in dem Schatten der breiten Aeste der Acacien, und Nachts wird unter freiem Himmel geschlafen. Am nächsten Tage finden sie die Spuren von Rhinocerossen, Papageien flattern in den Bäumen, prachtvolle Falter schweben durch die Luft, eine Giraffe wird geschossen und liefert einen Beitrag zum Mittagsmahl, oder die wilden Damaras bringen ein paar Straußeneier, deren jedes, obgleich so viel Nahrungsstoff wie 24 Hühnereier liefernd, doch hier auf der Reise als eine Portion für einen Hungrigen gilt. Nachts muß Sorge getragen werden, daß Löwen nicht die Lastthiere, oder gar die Reisenden fortschleppen. Endlich erreicht die Karawane eine Missionsstation, einen jener Vorposten der Civilisation in der Wildniß, wo in einer aus Teichschlamm aufgebauten Hütte ein christlicher Geistlicher den Wilden das Evangelium lehrt.

Den Hauptzweck der Reise, die Erforschung des Ngamisees, erreichten die

Reisenden vollkommen. Er ist 60—70 geogr. Meilen im Umkreis, im Durchschnitt 7 Meilen und von Brillenform, ist süß und reich an Fischen, und sendet den Zambesestrom in den Kanal von Mozambique.

Von Henry Martins französische Geschichte (4 Bde.) ist die vierte Ausgabe erschienen. Das Buch ist charakteristisch für die Methode der Geschichtsphilosophie, die seit den letzten Jahren auch bei unsern überrheinischen Nachbarn sich verbreitet hat. — Ein wichtiger Beitrag für die französische Culturgeschichte ist die Histoire des Institutions publiques établies en France pour l'amélioriation du sorts des classes laborieuses von dem Präfecturdirector de la Marce. — Das Leben des Cola Rienzi hat eine neue Aufklärung gefunden in dem Buch: La Vita di Cola di Rienzo, scritta da incerto outore nel secolo XIV.; ridotta a migliore lez'one ed illustrata con note ed osservazioni storico-critiche da Zefirino Re. — Die französische Culturgeschichte der Jahre 1789—1800 ist behandelt in dem Werk: Histoire littéraire de la Révolution, par M. Eugène Manon. — Ferner führen wir an die Lebensbeschreibung des berühmten Mathematikers Gauß von seinem Schüler Sartorius von Waltershausen (Leipzig, Hirzel); ein Werk der wärmsten Pietät. —

Neue Romane. Un Zouave par Charles Deslys. 3 Tom. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Comp. — Eine höchst melodramatische Geschichte in der Weise von Eugène Sue und Fréderic Soulié, in welcher alle Mysterien der menschlichen Natur, alle Nachtseiten der Gesellschaft hervorgesucht werden, um Grauen und Entsetzen hervorzurufen. Daß der Held grade ein Zouave sein muß, verdankt er dem augenblicklichen Geschmack. Das Zouaventhum steht mit der Geschichte selbst in keiner unmittelbaren Berührung. — Noch bemerken wir, daß in derselben Sammlung die Novelle: Robespierres Schwester, von der Gräfin Dash, mit dem dritten Bande ihren Abschluß gefunden hat. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Straßen Londons.

2.

Die Hauptstraßen Londons sind das Interessanteste und Merkwürdigste, was London dem Beobachter von Menschen und Sitten zu bieten hat.

Nicht daß wir damit ihre architektonische Schönheit meinten, obschon manche Straßen im West End lange Reihen von Palästen sind, in Pall Mall eine Menge der stattlichsten Clubhäuser sich befinden, in Regentstreet die Fronten jedes Häuservierecks so verbunden sind, daß sie eine einzige Façade bilden, und jede Façade verschieden ist, so daß eine Art architektonisches Panorama sich den Augen darbietet, in Tyburnia und Belgravia endlich die Terrassen und Squares ungeheure Colonien von Palästen darstellen. Ebensowenig denken wir dabei an die Pracht der Verkaufsgewölbe, diese krystallnen Schatzkammern, deren Glasscheiben sowol nach ihrer Größe als nach ihrer Durchsichtigkeit dem reinsten Eise von Landseen gleichen und hinter deren Fenstern und Thüren die theuersten Producte der Welt blitzen und schillern. Ebensowenig ferner haben wir dabei die geräumigen Docks am östlichen Ende der Stadt im Auge, wo die benachbarten Straßen die amphibienhafte Wunderlichkeit holländischer Städte zeigen, wo die Spitzen der Mastbäume sich mit den Spitzen der Schornsteine mischen, und wo die Empfindung des ungeheuren Waarenreichthums alle Begriffe übersteigt. Noch weniger endlich blicken wir bei jener Bemerkung auf die großen grünen Parks, die wie ebensoviele heitere Ausschnitte aus der frischen Natur des Landlebens in der rauchgedörrten Stadt zerstreut sind, und wo das grüne Laub und Gras sich im Vergleich mit den staubigen Massen rostfarbner Mauern, die es umgeben, doppelt anmuthig ausnimmt.

Wir nennen diese großen londoner Durchfahrten deshalb ein so interessantes Schauspiel, weil durch sie eine so endlose und unermeßliche Mannigfaltigkeit von Leben flutet.

Ohne Zweifel machen diese ungeheuern Massen von Menschen, die ohne Unterbrechung durch die Hauptstraßen der Riesenstadt strömen, den ersten tiefen Eindruck auf das Gemüth des Fremden, und wir selbst betrachteten diese lebendigen Scenen nie ohne die Empfindung, daß hierin die wahre Größe der Capitale, das eigentliche Merkzeichen ihrer Bedeutung für die Welt liegt.

Reisende sprechen von der erhabenen Pracht des Wassersturzes des Niagara, wo jede Minute Tausende von Tonnen des flüssigen Elements sich in einer einzigen, Staunen und Grausen erweckenden Flut in die Tiefe ergießen. Aber was ist dieses Naturschauspiel gegen die ungeheure Menschenflut, gegen den wunderbaren Lebensstrom von tausend und abertausend rastlosen Seelen, die, jede von einem andern Antriebe bewegt, jede von andern Zwecken vorwärts gedrängt, durch jene großen Straßen wogen! Was ist die gesammte Gewalt des größten Wasserfalls der Welt gegen die vereinte Macht der verschiedenen Gedanken und Willenskräfte, welche die Atome, aus denen dieser Menschenstrom zusammengesetzt ist, nach ihren Zielen treiben! Und wenn das Gebrüll der thalabwärts donnernden Wasser das Gemüth schreckt und beängstigt, so wird die Seele dessen, der den Lärm und das Getöse des londoner Straßenlebens zum ersten Male hört, nicht weniger davon ergriffen und verstört.

Es gibt in der That nirgends einen Anblick, der an Unermeßlichkeit der Rastlosigkeit des Dichtens und Trachtens auf den londoner Straßen gleich käme. Können die Massen der Pyramiden dem Gemüth ein solch überwältigendes Gefühl von aufgewendeter Arbeitskraft und ewiger Dauer einflößen, als es sich bei Betrachtung der nie endenden, nie ermüdenden Thätigkeit der Menschenmassen in diesen Straßen ihm aufdrängt? Wenn die Wüste in der Empfindung unendlicher Vereinsamung, die sie hervorruft, den Gipfel des Erhabenen ausprägt, so ist diese gigantische Stadt nicht weniger erhaben, wenn auch aus dem entgegengesetzten Grunde. Wir finden uns umgeben von zahllosen Menschen und fühlen uns doch vergleichsweise, wo nicht völlig, einsam und freundlos in Mitten dieser unendlichen Menge.

Es ist noch manches Bewundernswerthe an London zu nennen. Die großen Zeitungsbureaux, wo es möglich ist, täglich Blätter auszugeben, welche so viel Stoff als ein Buch enthalten, die ungeheuren Brauereien, welche förmliche Stadttheile bilden, sind sicherlich sehenswerth. Aber was sind sie und was alle andere Merkwürdigkeiten Londons gegen den Anblick der Straßen, namentlich in den späteren Nachmittagsstunden. Dann drangen sich die Menschen in den Hauptdurchfahrten Meile auf Meile gleich einer Herde von Schafen in einer engen Heckengasse, und Fuhrwerke, gestopft voll Passagiere fahren, dicht hinter- und nebeneinander wie die Steine des Pflasters unter ihnen, im langen Zuge zu Tausenden dahin. Ueberall, wohin man blickt, zeigt sich dieselbe schwarze Menschenmasse, und so weit man vor Einbruch der Nacht wandern kann, allenthalben dasselbe dichte Gewühl. Fürwahr unter allen Wundern der Welt gleicht an Wirkung auf das Gemüth keines diesem Kreislauf des Lebens durch die Adern der Themsestadt.

Ein Blick auf die Einzelnheiten des Verkehrs in diesen Straßen wird das

Gesagte bestätigen. Das Nachstehende beruht zum größten Theil auf einem Berichte des City-Surveyors Heywood. Dasselbe ist von sehr ausführlicher Art und setzt nicht nur die Zahlen der von einem, zwei oder mehr Pferden gezogenen Fuhrwerke, die im Verlaufe von zwölf Stunden über vierundzwanzig der belebtesten Straßen der Stadt sich bewegten, sondern auch die Zahl der Wagen jeder Art, welche zu jeder Stunde des Tages die Stadt durchkreuzen, auseinander. Vermittelst dieser Tafel finden wir, daß in dem täglichen Strome von Bewegung gleichsam zwei Flutzeiten sind, von denen die eine ihren höchsten Punkt gegen elf Uhr des Vormittags erreicht. Bis zu dieser Zeit schwillt die Zahl der Wagen fortwährend und zwar so rasch an, daß sich um elf beinahe zweimal so viele in den Straßen befinden, als um neun Uhr des Morgens. Nach elf Uhr dagegen tritt in dieser Flut des Verkehrs eine Ebbe ein. Die Zahl der Fuhrwerke nimmt allmälig ab bis zwei Uhr Nachmittags, wo sich deren etwa ein Sechstheil weniger als um elf durch die Straßen bewegen. Dann aber fängt die Flut wieder an zu schwellen und das währt bis fünf, wo sich innerhalb der Grenzen der Stadt einige hundert Wagen mehr befinden als um elf Uhr. Nach dieser Zeit tritt abermals die Ebbe ein, und der Strom erreicht seine nächste Fluthöhe erst wieder um elf Uhr des nächsten Tages.

Ferner zeigt jener Bericht, daß die Gesammtzahl der Wagen und Karren, welche innerhalb zwölf Stunden durch die Straßen der City passiren, sich gewöhnlich auf den achten Theil einer Million oder etwas über 125,000 beläuft. Viele von diesem sind, wie nicht vergessen werden darf, doppelt und mehrmals gerechnet; aber wenn wir nur die Zahl derer zusammenstellen, welche in bestimmten Linien erscheinen — z. B. in Holborn, Fleet-Street, Leedenhall, Blackfriars Bridge, Bishopsgate Street und Finsbury Pavement — so beschäftigt der Verkehr der Stadt immerhin gegen sechzigtausend hin und zurück fahrende Wagen.

Daß diese Angabe sich nicht weit von der Wahrheit entfernt, wird durch die Thatsache bewiesen, daß in den Straßen Londons mehr als dreitausend Droschken, gegen tausend Omnibusse und gegen 11,000 Privatwagen und Karren fahren. Sodann rechnet man, daß circa dreitausend Fuhrwerke täglich aus der Nachbarschaft Londons in die Stadt kommen, während der Betrag der Meilensteuer, den die hauptstädtischen Postwagen im Jahre 1853 bezahlten, darthut, daß die vereinigten londoner Omnibusse und Stadtposten im Lauf dieses Jahres nicht weniger als 21,800,000 Meilen zurücklegten — eine Entfernung, die beinahe den vierten Theil der Entfernung der Erde von der Sonne ausmacht.

Aber die Durchfahrten innerhalb der Grenzen der City sind nicht der dreißigste Theil der außer ihr sich hinziehenden und da es zwei bestimmte Linien gibt, welche, jede sechs Meilen lang, London von Westen nach Osten

durchschneiden und wenigstens vier bestimmte Straßen, die sich von Norden nach Süden in einer Länge von je vier Meilen erstrecken, so zeigt eine Berechnung, die einfach genug ist, daß um fünf Uhr des Nachmittags, wo alle diese Durchfahrten voll des regsten Verkehrs sind, zu einer und derselben Zeit durch London ein dichter Strom von Droschken, Karren, Kutschen und Omnibussen fließt, der eine Länge von beinahe dreißig Meilen hat.

Wir haben vorhin von der erstaunlichen Länge gesprochen, welche die londoner Straßen haben, wenn man sie als Eins betrachtet. Ein Blick auf irgend einen Plan Londons wird zeigen, was für ein verwirrter Knoten diese Haupt- und Nebengassen sind. Ein System von Nerven und Haargefäßen kann nicht wunderlicher verschlungen sein, als sie, und man könnte ebensowol in einem Knäuel von Würmern Ordnung und System suchen, als in den Conglomerat von Straßen, welches die britische Metropole ausmacht.

„Ich begann die Karte von London zu studiren," sagt Southey in seinen „Espriella Letters", obschon ich beim Anblick ihrer ungeheuren Ausdehnung den Muth verloren hatte. Der Fluß gibt keinen Anhalt für den Fremden, der seinen Weg zu finden strebt; denn es führt keine Straße an seinem Ufer hin, auch gibt es keine Erhöhung, von der man sich umsehen und seine Richtung bestimmen kann.

Aber die Benennung der londoner Straßen ist ebenso unsystematisch, als die Anlage der Straßen und muß darum den Fremden in die größte Verlegenheit bringen. Bekannt ist es, wie verblüfft jener Franzose war, über die hundert Bedeutungen, welche das englische Wort „box" hat. Wir erinnern nur an band-box (Bandschachtel), Christmas-box (Weihnachtsgeschenk), coach-box (Kutscherbock), box on the ears (Ohrfeige), box tree (Buchsbaum), private-box (Theaterloge), the wrong box (Mißgriff), boxing the compass (die Himmelsgegend mit dem Compaß vergleichen) und a boxing match (ein Boxerkampf). Aber sicherlich in noch mehr Verlegenheit würde er gerathen sein, wenn er gefunden hätte, wie derselbe Name einem oder zwei Dutzend Straßen gegeben worden ist, die oft so entfernt voneinander sind, daß, wenn man das Unglück hat, der Träger eines Briefs mit der Adresse „Kingsstreet, London" zu sein, man sehr leicht von der Kingsstreet Golden Square nach der Kingsstreet Cheapside und dann wieder zurück nach der Kingsstreet Coventgarden u. s. w. herumirren kann, bis man die sämmtlichen zweiundvierzig Königsstraßen gesehen hat, die jetzt in dem Adreßbuch verzeichnet stehen.

Einen recht interessanten Blick in die Denkungsart der Londoner gewährt die Betrachtung der Namen, welche die Straßen der Stadt führen. Es geht aus einem Vergleich dieser Namen zunächst hervor, daß die Engländer ein ungemein loyales Volk sind, dem der Träger der Krone und seine Familie durchaus keine gleichgiltigen Personen sind. Von den Straßen Londons, seinen

Squares, Terrassen u. s. w. sind nicht weniger als dreiundsiebzig nach dem König, achtundsiebzig nach der Königin (Queenstreet, Queens Terrace) getauft worden. Zweiundvierzig sind mit dem Worte Prinz, vier mit Prinzessin, sechsundzwanzig mit Herzog, eine mit Herzogin zusammengesetzt. Achtundzwanzig heißen nach dem Regenten und überdies gibt es eine Regina Villa und einunddreißig Straßen und Höfe, die an die Krone erinnern.

Sodann ist auch die Aristokratie nicht vergessen. Viele große und kleine Gassen heißen nach bekannten Edelleuten und Fürsten. So gibt es neunundachtzig Localitäten, die York, achtundfunfzig, die Gloucester, vierundvierzig, die (zu Ehren des Hauses Braunschweig) Brunswik heißen. Ferner hat London neununddreißig Oertlichkeiten, die den Namen Bedford, fünfunddreißig, die den Namen Devonshire, sechsunddreißig, die den Namen Portland verewigen, vierunddreißig sind nach Cambridge, achtundzwanzig nach Landsdowne, siebenundzwanzig nach Montague, sechsundzwanzig nach Cumberland, zweiundzwanzig nach Claremont und Clarence, zwanzig nach Clarendon, dreiundzwanzig nach Russel, einundzwanzig nach Norfolk benannt — ungerechnet die Menge von Haupt- und Nebenstraßen, die nach Cavendish, Northumberland, Cecil, Buckingham und Stanhope getauft sind.

Dann ist außerordentlich viel für die Helden der Nation gethan worden. Zweiundfunfzig Straßen tragen Wellingtons, neunundzwanzig Marlboroughs, elf Nelsons Namen. Sodann heißen zwanzig Waterloo, funfzehn Trafalgar, dreizehn Blenheim, eine Boyne und drei Navarino, während zu Ehren von Premierministern sechs Orte nach Pitt, zwei nach Fox und drei nach Canning genannt worden sind. Fünf Straßen erinnern an den Lordkanzler Eldon, ein Platz hat Cobdens, zwei Gassen haben Burdetts Namen erhalten. Nach Dichtern und Gelehrten sind gleichfalls mehre Localitäten bezeichnet: es gibt ein Shakespear Walk, ein Ben Jonson Field, acht Miltonstreets und sieben Straßen führen den Namen Addisons, eine den Catos.

Sehr häufig sind unter den Namen der Straßen solche, welche von Taufnamen der englischen Herrscher, seltener die, welche von andern Taufnamen hergenommen wurden. Achtundfunfzig Localitäten heißen nach George, vierzig nach Victoria, dreiundvierzig nach dem Prinzen Albert und acht nach Adelaide. Neunundvierzig führen den Namen Charles, fünfunddreißig den Namen James, dreiunddreißig den Namen Eduard, siebenundvierzig den Namen John, dreißig heißen nach Alfred und zwanzig nach Charlotte, Elisabeth und Frederik. Außerdem gibt es acht King Edwardsstreets, zwei King Williamsstreets und eine King Johnsstreet.

Viele Straßen tragen sodann den Namen ihrer Erbauer oder Besitzer, und so gibt es mehre, welche sich der Namen Baker oder Smith, Newman oder Perry, Milman, Warren, Leigh oder Nicholas erfreuen.

Besonders oft kommen fernerhin religiöse Titel vor. Weltbekannt ist die Buchhändlerstraße Paternoster-Row. Dann gibt es eine Ave Maria Lane, einen Amen Corner, einen Adam und Eva Court, einige All Hallows Chambers (Allerheiligenkammern) und mehre Gassen, die nach der Vorsehung benannt sind. Außerdem gibt es Kirch- und Kapellengassen, einen Bischofsspaziergang, einen Dekanhof, einen Mitre Court (Bischofsmützenhof), mehre Oertlichkeiten, die an Klöster und Abteien erinnern, einen Tabernacle Walk (Stiftshüttenspaziergang) eine Worshipstreet (Anbetungsstraße), eine Menge Engelgassen und Engelhöfe und nicht weniger als zwanzig Straßen und Plätze, die nach der Dreifaltigkeit genannt sind.

Wieder andere dagegen haben ihre Namen aus dem Heidenthum. Wir finden in der Vorstadt zwei Neptunstraßen und eine Hermesstraße, vier Minervaterrassen, zwei Apollogebäude, einen Dianenplatz und eine Herculespassage, außerdem mehre Straßen, welche den Namen der Britannia führen und ungefähr ebensoviele, welche mit Caledonia zusammengesetzt sind. Derselbe patriotische Geist scheint unter den Pathen und Gevatterinnen der Straßen den Namen Albion äußerst beliebt gemacht zu haben; denn es erfreuen sich nicht weniger als funfzig Straßen, Gebäude, Seitengäßchen und Sackgäßchen des stolzen nationalen Beinamens.

Die Wissenschaft der Astronomie und die der Geographie haben alsdann gleichfalls ihre Rechte geltend gemacht. Es gibt Sonnenstraßen, Sternenalleen (sogar einen Sternenwinkel) und eine Half Moon Street, und es gibt Themse-, Fluß-, Bach- und Quellenstraßen, Wassergassen, ja sogar eine Ocean Row.

Bei andern hat die Zoologie Gevatter gestanden. Man findet eine Fischstraße, einen Elephantengarten, eine Kuhgasse, eine Lämmerallee, eine Bärenstraße, eine Enten- und selbst eine Entrichsgasse, eine Reben- und eine Taubengasse, zahlreiche Schwanengäßchen, Adlerstraßen, Schwalbenstraßen und einen Sperlingswinkel (Sparrow Corner). In dieselbe Kategorie sind die Localitäten zu verweisen, welche nach fabelhaften Ungeheuern und mythologischen Geschöpfen benannt sind, wie die Red- und die White Lion Street, der Seejungfernhof und der Phönixplatz.

Als Anhang hierzu muß die Reihe derer erwähnt werden, welche ihre Benennung von Nahrungsmitteln herleiten, wie die Milch-, die Bier-, die Brotstraße, der Ananasplatz, der Zuckerhuthof, der Essighof, die alte Pastetengasse und — der Puddingswinkel. Auch die Orangenstraße, die Citronenstraße, der Birnbaums- und der Feigenbaumshof und das Kirschbaumsgäßchen dürfen nicht vergessen werden.

Auch die Botanik hat ihr Theil bekommen. Es gibt zehn Terrassen, Gäßchen, Höfe und Villas, die nach der Rose, neun, die nach der in England bekanntlich sehr volksthümlichen und namentlich zu Weihnachten eine Rolle

spielende Stechpalme, sieben, die nach dem ebenfalls sehr beliebten Epheu benannt sind. Es gibt ferner eine Lilienterrasse, zwei Geißblattvillas, zwei Fohrenhaine, einen Lavendelhügel und -Platz, zwölf Weidengänge (Willow Walks), drei Akazienstraßen, eine Unterholzgasse (Coppice Row) und nicht weniger als vierundfunfzig Cottages, Crescents und andere Plätze, welche den Namen Grove (Hain) führen, obwol sie so wenig Zweige und Blätter haben, als ein Laternenpfahl.

Eine große Anzahl von Durchfahrten wiederum sind nach ihrer Größe oder Gestalt getauft worden. Bezeichnend ist dabei, daß es dreiundzwanzig Straßen, Höfe und Wege gibt, welche ihr Name als breit, aber nur drei, welche derselbe als schmal bezeichnet. Sechs Oertlichkeiten heißen lang, ebenso viele kurz, fünfunddreißig hoch; vier sind mit dem Worte „back“ als Hintergassen, ebensoviele durch „fore“ als Vordergassen bezeichnet. Eine Oertlichkeit heißt, Kehrwiederum (Turnagain), zehn Gassen sind als Mittel-, zwanzig durch „Croß“ als Querstraßen charakterisirt. Endlich hat die Geometrie drei Ovale, vier Dreiecke, zwei Polygone und einen Quadrant geliefert.

Die Farben, welche einige Gassen nach ihren Namen haben sollen, kommen von den Namen ihrer Erbauer oder Besitzer her. Greenstreet, Whitestreet u. s. w. wäre deshalb nicht mit die grüne Straße, die weiße, sondern mit Greens- und Whitesstraße wiederzugeben.

Bei einem Volke von Schiffern kann es nicht Wunder nehmen, wenn viele Straßen und Stadttheile nach den vier Hauptpunkten des Compaß genannt sind, doch mag es auffallen, daß von den achtundvierzig, die durch die Silbe „North“ als nördlich laufend bezeichnet sind, viele in einer ganz andern Richtung laufen. In den Vorstädten tragen viele Ortsnamen den Charakter des Lobes, namentlich des Lobes der schönen Aussicht, die (vor vielen Jahren vielleicht) von da aus zu genießen war. So hat man in London nicht weniger als vierundzwanzig „Prospect Cottages und Places“, vier Bellevues und ebensoviele Belvideres, etwa anderthalb Dutzend Pleasant Places, vier Mount Pleasants, sechzehn Terrassen und Cottages, die ihrem Namen zufolge ein Paradies sind und sechs „Muster der Vollkommenheit-Villas und Gassen“ (Paragon Villas and Rows).

Die verschiedenen Gewerbe sind, wie zu erwarten, in den Namen der Gassen und Plätze ebenfalls nicht unvertreten; doch fällt sofort ins Auge, daß, während die Handwerke sich meist mit einer oder höchstens zwei Straßen begnügen müssen, mehr als dreißig Straßen durch das Wort „commercial“ an den Handel erinnern.

Die weitere Ausführung dieser Beobachtungen lassen wir aus und bemerken nur noch, daß es außer acht Holzstraßen in London auch sieben Silverstreets und sogar zwei Diamond Rows gibt.

Die Physiognomie der londoner Straßen und Stadttheile ist des Studiums im hohen Grade würdig. Die feingeschnittenen Züge eines englischen Aristokraten können von dem Alltagsgesicht eines Aldermans nicht verschiedener sein, als das vornehme Belgravian Square von seinem gemeinen Nachbar in Barbican ist, und wie es in der Gesellschaft eine Mittelclasse gibt zwischen dem Adel und dem Kleinbürger, welche als Muster ostensibler Vornehmheit betrachtet werden mag (hierher gehören die Bankiers, die bekanntern Advocaten und Aerzte u. s. w.), so haben wir in London auch eine Classe von Oertlichkeiten, die weder zu den gemeinen noch zu den vornehmen im engern Sinne des Worts gehören, sondern durch ihren architektonischen Charakter ungefähr ihren Bewohnern, die man als „professional gentry" bezeichnen kann, entsprechen.

Wenn uns der Leser durch die Straßen folgt, welche Fitzroy Square umgeben, so bedarf es keiner messingenen Platten mit Namens- und Standesangabe an den Thüren, um uns zu sagen, daß dies das londoner Künstlerquartier ist. In der Mitte des ersten Stocks befindet sich ein hohes Fenster, die Läden sind am hellen Tage geschlossen, mit Ausnahme des obersten Theils, welcher das „Oberlicht" einläßt. Die mit Spinneweben behangenen Fensterscheiben und die flachen Stöcke der altmodischen Rouleaux, die in Unordnung herumhängen — alles bezeichnet die Wohnung von Leuten, die schwerlich zu der wohlhäbigen Classe gehören. Man bemerkt ferner, indem man weiter geht, Läden mit Farbentöpfen in den Fenstern, Gemälde in Wasserfarben, die zum Verkauf ausgestellt sind und große braune Photographien, und in einer andern Straße neben der ersten befinden sich Waarenhäuser mit Gipsabgüssen, Händen, Füßen, die in Gips modellirt sind und Figuren von Pferden, die alle Muskeln zeigen. Wer nach diesem nicht sofort inne wird, daß hier die Herren hausen, die sich durchaus mit wunderlichen Bärten und Hüten und einer malerischen Manteldrapirung kenntlich machen zu müssen glauben, bedarf mehr als einer Brille, um seinen Scharfblick zu stärken.

Machen wir uns dann über Regentstreet nach Saville Row auf den Weg und kommen wir um die Mittagsstunde dort an, so brauchen wir ebensowenig wie dort nach den messingnen Thürschildern zu sehen, um zu erfahren, daß hier in jedem zweiten Hause ein Arzt oder Wundarzt von Ruf wohnt. Fast vor jeder Schwelle hält eine bespritzte Kutsche, mit abgetrieben aussehenden Pferden bespannt, und fortwährend gehen und kommen aus den Thüren bleiche Gesichter mit schwarzen Respiratoren vor dem Munde, und man ist überzeugt, daß die Gesellschaft, die hier wohnt, eben im Begriff steht, ihre Rundreise durch die Stadt zu machen und — für zehn Guineen die Stunde — ein paar Dutzend Pulse zu befühlen und die gleiche Zahl von Zungen zu beaugenscheinigen.

Machen wir uns dann nach Chancery Lane auf und haben wir dort auf die schwarzbefrackte Welt Acht, die mit Actenbündeln zusammengebunden mit rothem Bande in den Händen sich hin und her bewegt. Beobachten wir die mit einem kleinen Katalog von Namen versehenen weit offenstehenden Hausthüren, die Individuen, die in Priesterröcken und gepuderten Perücken — ein Mittelding von Pfarrer und Kutscher im Aeußern — nach den Gerichtshöfen eilen, die Papierladen, in welchen juristische Kalender, Stücken Pergament, von Aussehen so fettig wie Papier zum Durchzeichnen und mit den Worten „this indenture" in der Ecke versehen und Gesetzeslisten in hellrothes Leder gebunden hängen; beobachten wir die Möbelmagazine, die hier vorzüglich Schreibepulte mit Lederüberzug und zahllosen, taubenschlagartigen Fächern, gewaltige eiserne Geld- und Documentenschränke, Papierkörbe und dergleichen enthalten, so wissen wir auch von diesem Quartier, wie der Genius heißt, der es bewohnt.

Dann wie verschieden sind die Squares in den verschiedenen Theilen Londons — diese Squares, die so rein national, so völlig unähnlich dem französischen place und dem deutschen Markt oder Platz sind, der nichts als ein großes Stück Pflaster oder ein mit Kies bestreuter Raum mit einem Standbilde, einer Säule oder einem Brunnen in der Mitte ist. Es ist wahr, die Bäume werden hier in London so schwarz wie die Menschen unter der tropischen Sonne, aber dennoch nimmt sich der breite Teppich grünen Rasens und das gelegentlich eingestreute Blumenbeet, welches die Liebe des englischen Volks zur Gärtnerei und die Sehnsucht der Londoner nach dem Landleben bezeichnet, äußerst anmuthig aus. Wie stattlich und geräumig sind die alten Gebäude um Grosvenor Square mit ihren steinernen Simsen, Fenstergewänden und Thürpfosten in Mitten der düsterrothen geglätteten Ziegelfronten. In Frankreich und Deutschland würde in jeder Etage dieser Paläste eine verschiedene adelige Familie wohnen. Der Raum, den sie einschließen, ist gewöhnlich ebenfalls ein kleiner Park oder Garten, was sich ebenfalls besser ausnimmt, als der nüchterne gepflasterte Vorhof fremder Schlösser.

Dann ist Grosvenor Squares Zwillingsbruder, Portmans Square, wo die Häuser ganz so wie dort, nur nicht so imposant sind. Ebenfalls in diese Kategorie gehören St. James-, Berkeley-, Cavendish-, Hanover-, Manchester- und das noch prächtigere und stattlichere Belgrave- so wie das Eaton Square.

Zunächst im Range nach diesen kommen die Squares, welchen der Engländer das Prädicat „respectable" ertheilt, im West End: Montague, Bryanstone, Cadogan und Connaught, während die andern, von denen nur Bedford-, Torrington-, Queens-, und Flinsbury-Square erwähnt werden mögen, sämmtlich in jenem Bezirke östlich von der Tottenham Court Road liegen, welcher die berühmte terra incognita John Wilson Crokers war.

Dann sind die City Squares zu nennen, diese so außerordentlich stillen Plätze mitten im steinernen Herzen von London. Sie scheinen so still und verlassen wie Klostergänge, und der Wunsch nach Ruhe ist bei den Bewohnern so groß, daß sie stets einen in Livree gesteckten Wächter zu dem Zwecke besolden, die Straßenjugend fortzuprügeln und die Leute zu zerstreuen, die sich um Bänkelsänger und Seiltänzer sammeln, welche die Stille dieser Plätze als eine Goldgrube anzusehen pflegen. Hierher gehören z. B. Devonshire Square, Bridgewater-, America-, Nelson Square und Warwick Square, von denen indeß die meisten nichts Anderes als die kahlen Plätze des Festlands sind.

Ferner hat man die außer Mode gekommenen alten Squares, die im Süden von Oxford Street und Holborn und im Osten von Regent Street liegen. Wo hier einst vornehme Wohnungen waren, befinden sich jetzt nur große Häuservierecke voll Hotels, Miethwohnungen, Ausstellungen und Verkaufsgewölbe. Dahin gehören die oft genannten Soho- und Leicester Squares und selbst Coventgarden. Endlich sind noch die vorstädtischen Squares zu nennen, z. B. Thurlow Square bei Brompton, Edwards Square bei Kensington, Claremont Square bei Pentonville, und Surrey Square bei der alten Straße nach Kent.

Im Ganzen befinden sich in London mehr als hundert Squares, und diese stehen bei den Bewohnern der umliegenden Straßen in solcher Gunst, daß sie als die Hauptquartiere und Brennpunkte der Vornehmheit in der ganzen Nachbarschaft betrachtet werden, und daß zum Beispiel die anspruchsvollern Gewerbtreibenden von Gowerstreet und dergleichen, statt ihre Adresse als Gowerstreet Tottenham Court Road anzugeben, sie lieber Gowerstreet, Bedford Square schreiben.

Gleich wie die Plätze haben auch die Straßen ihre bestimmten Classen. Es gibt Modestraßen wie Arlingtonstreet, St. James und Park Lane, die Richmond- und die Carlton Terrace u. a.; sodann kommen die „respectablen" Straßen als z. B. Clarges- und Harleystreet, Gloucester- und Woburn Place und Keppelstreet. Dann die Oertlichkeiten, wo sich Miethwohnungen der bessern Art befinden, meist in den vom Strand auslaufenden Gassen. Sodann müssen die Straßen und Gäßchen in der Nähe der Bank erwähnt werden, wo die Häuser so voll Kaufleute und Commis sitzen, wie eine Auswandrerherberge voll armes Volk. Dann gibt es Straßen, die sich als Hauptsitze eines bestimmten Handwerks charakterisiren: Lombardstreet, wo die Bankiers ihre Geschäfte machen, Long Acre, wo die Wagenbauer ihre Werkstätten haben, Clerkenwell, der Bezirk der Uhrmacher, Hatton Garden, der Bezirk für die italienischen Glasbläser, das Borough, der für die Hutfabrikanten, Bermondsey, wo die Gerber, Lambeth, wo die Töpfer, und Spitalfields, wo die Weber, Catherine Street, wo die Zeitungshändler, und die New Road, wo die Zink-

arbeiter sich ausbreiten. Mincing Lane ist der Sitz der Großhändler in Materialwaaren. In der Lower Thomas Street ist der Handel mit Orangen und ausländischem Obst vorwiegend u. s. w.

Eine der am schärfsten ausgeprägten Physiognomien ist die der Gegenden in der Nachbarschaft der Docks. Die Straßen haben in diesem Stadttheile alle mehr oder minder einen seemännischen Charakter. Die Läden sind der Mehrzahl nach mit den Bedürfnissen der Matrosen gefüllt. Die Schaufenster zeigen Quadranten und Sextanten von blitzendem Messing, Chronometer und Fernröhre, während über der Thür die gewaltige Figur eines Seeoffiziers mit einem dreieckigen Hute unverwandten Blicks jahraus jahrein den Leuten im ersten Stock des gegenüberliegenden Hauses in die Fenster starrt. Dann kommen die Märkte, wo die Matrosen wohlfeile Schuhe kaufen, die Schenken, welche fast alle „Zur lustigen Theerjacke" heißen, die gewöhnlich „Matrosenheimath" getauften Herbergen für Seeleute, wo hinter dem Schenktisch fortwährend freies Concert ist. Ferner sind hier die Segelmacher, deren Läden Massen von Tauwerk füllen und wo ein durchdringender Theergeruch die Nase beleidigt. Alle Materialisten in dieser Gegend sind sogenannte „Provision agents", in ihren Fenstern stehen Büchsen mit eingemachten Gemüsen und jeder Artikel „wird garantirt, sich in jedem Klima zu halten". Das Privilegium, an den Ecken der Straßen zu wohnen, scheinen die „Slopsellers," d. h. die Verkäufer billiger fertiger Kleider zu haben. Ihre Fenster hängen voll rothe und blaue Wollenhemden, die Thüren sind fast ganz versperrt mit wohlgeölten Norwestern, die Front des Hauses nehmen zahllose Hosen von Segeltuch, grobe Lootsenröcke und sogenannte Peajackets ein. Schon die Fußgänger, die mit dem Wackelschritt, der dem Seemann eigen ist, durch die Straßen schlendern, die Steuermänner in glänzenden Westen von schwarzem Atlas, die schwarzen Matrosen mit großen Pelzmützen auf den Köpfen und die Steuerofficianten mit ihren Messingknöpfen auf den Jacken würden dem Fremden sagen, daß er sich in der maritimen Sphäre Londons befindet.

Sehr interessant auch ist ein Blick auf den Marktverkehr, der namentlich an Sonnabenden auf manchen Gassen äußerst lebhaft ist. Dann nämlich kaufen die arbeitenden Classen, die ihren Lohn bekommen haben, ihr Sonntagsmahl ein, und das Gedränge ist dann an manchen Punkten kaum zum Durchkommen. Das Schauspiel, das der Beobachter hier hat, trägt mehr den Charakter eines Jahrmarkts als eines Wochenmarkts. Hunderte von Verkaufstischen sind aufgestellt und jeder hat seine zwei Lichter, entweder die neumodische Gaslampe mit ihrem milchweißen Lichte oder die rothbrennende rauchige Thranlampe der alten guten Zeit. Der eine zeigt seine gelben Schellfische vermittelst einer Kerze, die in ein Bündel Feuerholz gesteckt ist, der Nachbar hat sich aus einer ungeheuern Rübe einen Leuchter gemacht und das Unschlitt

läuft zu beiden Seiten herunter, während ein Knabe neben ihm, der „Unbändig große Birnen, acht für einen Penny" ausschreit, sein Kerzchen mit einer dicken Rolle Löschpapier umgeben hat, welches im Winde aufflackert. Einige Verkaufsstände sind dunkelroth beschienen von dem Kohlenfeuer, welches durch die Löcher eines eisernen Ofen scheint, in dem Maronen geröstet werden, andere beleuchtet eine hübsche achteckige Laterne, wieder in andern scheint das Licht durch ein Sieb. Diese und die hellstrahlenden Glaskugeln in den Läden der Theehändler und die Gaslichter der Fleischerläden, die im Winde wie feurige Flaggen wehen, strömen eine solche Fülle von Licht aus, daß in einiger Entfernung die Atmosphäre unmittelbar über der Stelle aussieht, als ob die Straße in Feuer stünde.

Trottoir und Pflaster sind mit Menschenmassen bedeckt. Die Hausfrau mit dem dicken Umschlagtuch und dem Marktkorb am Arme schreitet langsam dahin, und sieht sich hier an einem Tische mit Mützen um und feilscht dort um ein Bündel Grünwaare. Kleine Knaben mit drei oder vier Zwiebeln in der Hand kriechen zwischen den Leuten durch, schlüpfen durch jede Lücke im Gedränge und bitten in winselndem Tone, als ob sie ein Almosen haben wollten, ihnen etwas abzukaufen.

Ueberwältigend ist der Tumult der tausend Stimmen, die alle zugleich ihre Waaren ausbieten. „Wieder was verkauft!" brüllt der eine. „Gebratene Kastanien, ganz heiß!" blökt ein andrer. „Einen Halfpenny die Schachtel! Wichse!" kreischt ein Knabe. Kauft, kauft, kauft —ka—a—uft!" ruft der Fleischer. „Ein halbes Buch Papier für 'nen Penny!" schreit der Papierhändler der Straße. „Zwei Pence das Pfund Trauben!" — „Drei für 'nen Penny, Yarmouther Windbeutel!" — „Wer will 'nen Damenhut für vier Pence kaufen?" — „Hier wird billig gekauft, drei paar für 'nen Halfpenny, Schnürsenkel!" — „Jetzt ist gute Gelegenheit zu kaufen, wunderschöne Trompetenschnecken, das Dutzend 'nen Penny!" „Hier gibts Törtchen!" schreit der wandernde Conditor. Und so geht das babylonische Stimmengewirr weiter.

Da steht einer, dem über den Rücken und die Brust Matten mit rothen Rändern hängen, wie das Oberkleid eines Herolds. Neben ihm schreit ein Mädchen mit braungebeizten Händen: „Wallnüsse, schöne Wallnüsse, sechzehn für 'nen Penny" aus. Einen der benachbarten Läden hat sein Besitzer, ein Schuhmacher, um Kunden herbeizulocken, mit einem Dutzend Gasflammen illuminirt, und in deren vollem Glanze lehnt ein blinder Bettler, der nur das Weiße von den Augen sehen läßt und einige Bettelreime murmelt, die in den schrillen Klängen eines Musikanten verloren gehn, der neben ihm die Bambusflöte bläst. Das scharfe Gekreisch der Knaben, das heisere Schreien der Weiber, das Gebrüll der Männer mischen sich alle in ein wüstes Durcheinander. Bisweilen läßt ein irischer Höker seinen Schrei „Fine' ating apples!"

hören oder das Gewinsel eines Leierkastens bricht aus, während das Trio von Bänkelsängern, das seinen Spuren folgt, sich die erschöpften Lungen ausruht.

Ein Tisch ist grün und weiß von Rübenbündeln, ein andrer roth von Aepfeln, ein dritter gelb von Zwiebeln, ein vierter purpurblau von Rothkraut. In diesem Augenblicke schreitet ein Mann mit einem Regenschirme vorbei, dessen innere Seite nach außen gekehrt und mit Anzeigen beklebt ist. Dann fährt man zusammen von dem plötzlichen Knacken der Zündhütchen auf den Gewehren, mit denen Knaben an der Ecke der Straße nach der Scheibe schießen, und dann wieder hört man den Ausrufer vor der Thüre eines Pennyconcerts die Vorübergehenden eindringlich ermahnen, sich mit dem Eintritt zu sputen, da Mr. Somebody eben daran ist, das beliebte Lied vom Scheerenschleifer zu singen.

Hier wieder ist ein Verkaufstisch mit neuen Blechpfannen, dort ein anderer mit blauem und gelbem Steingut und blitzenden Glaswaaren. Dann geht man an einer Reihe alter Stiefeln vorbei, und dann an einem Laden mit rothen Taschentüchern und gestreiften Hemden, hinter denen Knaben die Kunden herbeirufen. An der Thür eines Theeladens steht ein Mann, umstrahlt von hundert Lichtkugeln, um den Leuten ihre Rechnungen auszutheilen, wobei er „dem Publicum für bisher bewiesene Gunst dankt" und alle Concurrenz zu verachten betheuert. Hier an der Straße hin befinden sich ein Dutzend Gliederpuppen, wie sie die Schneider zur Ausstellung ihrer Waaren verwenden. Sie haben keine Köpfe, sind in sogenannte Chesterfieldjacken von grobem Stoff gekleidet und tragen auf der Brust Zettelchen mit Inschriften wie „Sehen Sie auf den Preis!" oder „Bedenken Sie die Qualität!" Und hier wieder passiren wir an einem Fleischladen vorbei, wo Rippenstücken und Keulen, Zungen und Schinken bis an die Decke aufgeschichtet sind, und vor welchen der Fleischer in seinem blauen Rocke, das Messer an dem von seiner Hüfte herabhängenden Stahle wetzend, hin und hergeht und zu jeder vorüberwandelnden Frau sagt: „Was kann ich für Sie thun, meine Liebe?"

Ehe man diesen Tumult und dieses Gedränge selbst gesehen hat, ist es unmöglich, sich einen Begriff von der Anstrengung und dem Kampfe zu machen, den es kostet, den Penny Profit aus dem Sonntagsmahle des armen Mannes in London zu erringen, von dem daselbst Tausende leben.

Zum Schlusse sei uns gestattet, unserm Führer noch in ein Quartier zu folgen, welches, wenn jener Hof in Houndsditch die Börse der Lumpensammler ist, ohne Bedenken als die Börse der londoner Diebe bezeichnet werden kann. Unser Bild von dem Leben auf den Straßen der britischen Metropole würde unvollständig sein, wenn wir nicht einen Blick in die Diebshehlerstraße thun wollten, welche einst Petticoat Lane, jetzt anständiger Middlesex Street heißt.

Anfänglich unterscheidet sich die Petticoat Lane, welches als absoluter Ge-

gensatz der Regentstreet aufzufassen, als Brennpunkt alles Gemeinen und Lumpigen, als Centrum der unfashionabeln Welt zu betrachten ist, nur wenig von den Straßen in ihrer Nachbarschaft. Sie ist so eng und so dunkel wie diese und ist von denselben Sackgäßchen unterbrochen, wie diese. Weiter hin aber kommen ihre charakteristischen Merkmale mehr zu Tage. In den Rinnsteinen haben sich Schmuz und sein Feind, der Seifenschaum, friedlich nebeneinander abgelagert. Auf den Schwellen und Treppenstufen sitzen Weibsbilder mit ungekämmten Haaren, und vor den Häusern spielen Gruppen von Knaben mit scharfgeschnittnen Nasen, einige in Männerröcken, deren Aermel in die Höhe gestreift sind, während die Schöße auf dem Pflaster schleppen, andere in Hosen, die unten aufgerollt und oben mit Bindfaden bis unter die Arme heraufgezogen sind.

In einem andern Seitengäßchen erblickt man Weiber, die eine alte französische Bettstelle auskratzen, welche über den halben Hof weggeht, und daneben sind andere, die ein Bettinlet von der Farbe mit Milch gemischten Kaffees ausklopfen, ehe es in das Möbelmagazin oben geschafft wird. Im Hofe gegenüber steht vielleicht ein eben geöffnetes Faß uralter Heringe, während an der Mauer die aufgeschlitzten Leiber von Stockfischen trocknen. Ein Stück weiter hinauf scheint die Gasse sich vorzüglich der Zubereitung solcher Eßwaaren zu widmen, welche die Israeliten besonders lieben. Beinahe ein Haus um das andere enthält ein „Etablissement", wo gebratne Fische verkauft werden, die Luft ist dick von Dämpfen gesottenen Oels und während man weiter geht, hört man das Zischen und Prasseln der schmorenden Schollen und Goldbutten, während Weiber mit glühend rothen Wangen, orientalischen Habichtsnasen und fettgetränkten Schürzen, die dampfende Bratpfanne in der Hand, hin und her laufen. Die Verkaufsbreter der Garküchen stehen voll von Schüsseln mit frischgebratenen Fischen, die so braun wie der Boden eines frisch mit Sand bestreuten Vogelbauers aussehen, und neben diesen stehen Austerfässer, gefüllt mit eingelegten Gurken, die in der Essigbrühe wie ungeheure fette Raupen liegen.

Gemischt mit diesem trifft man ferner seltsame Fleischerläden, an deren Haken kleine, blutlos bleiche Fleischstücken hängen. An jedes ist ein blechernes Zeichen befestigt — das Siegel des Rabbiners, womit er bezeugt, daß das Thier, von dem das Fleisch kommt, nach dem vorgeschriebenen Gebrauch geschlachtet worden ist. Die Fleischer, die man hier sieht, sind die einzigen Glieder ihres Handwerks, die in London dem Genius der Unreinlichkeit treu geblieben sind.

Die Bäckerladen in dieser Gegend haben ebenfalls ein anderes Gepräge, als in andern Theilen der Stadt. Die Haare und Augenbrauen der Bäckermeister sind in ungewöhnlichem Grade mit Mehl bestäubt, so daß sie dem grotesken Bilde gleichen, welches ein gepuderter jüdischer Bedienter in Belgravia liefern würde.

Noch weiter hinauf nimmt die Straße eine völlig andere Physiognomie an und die Stapelplätze getrockneter Fische, die Garküchen, die schmuzigen Fleischer und die Gurkenfässer machen Trödelmärkten Platz, wo alte Möbel und allerlei Handwerksgeräth aufgestapelt sind. Sägen und Hobel, Winkelmaße und Aexte liegen hier zu Tausenden an den Fenstern zum Verkauf. Das Pflaster vor den Thüren ist bedeckt mit einem Gerümpel alter Tische und Stühle aus Tannenholz, mit ungeheuren unbehilflichen Sophas, deren Sitz unter das Gestell gesunken ist und die mit diesen niedergesessenen Kissen wie jene Wagen aussehen, wo die Ladung unter der Achse der Räder liegt. Ferner sind in den Läden plumpe Armstühle ohne Ueberzug im Negligé grober grauer Leinwand, altmodische Schenktische, Bambusstühle, deren Rohrbezug sich in seine Elemente aufzulösen im Begriff ist, und die an alte Fischreusen erinnern. Die Diele aber bedeckt ein Haufen von Federbetten, die zusammengedrückt sind und Klumpen von Roggenmehlteig gleichen.

Neben den Möbeltrödlern machen sich die Kleidertrödler besonders bemerklich, die, wie die Reihen Hosen von englischem Leder oder genarbtem Plüsch, die Flanelljacken und ähnliche Körperhüllen beweisen, die an ihren Thüren und Fenstern baumeln, ihre Kunden vorzüglich unter den Arbeitern haben.

Fast vor jeder Thür sitzt eine dicke Jüdin, deren Ohrengehänge so groß wie ein Mannsfinger sind, und deren Hände von goldnen Ringen blitzen. Die einen putzen alte Messingleuchter, die andern scheuern den Rost und Ruß von alten Theekesseln. Ihre Hände und Gesichter strotzen mitten in ihrem Putz von Schmuz. Hier sieht man ein Frauenzimmer, die auf ihrer Haube solche Büschel künstlicher Blumen hat, wie sie die Kutscher zum ersten Mai ihren Pferden an die Köpfe stecken, damit beschäftigt, das Fett aus dem Kragen eines fadenscheinigen Ueberrocks zu ziehen, und dort wichst eine nicht weniger aufgeputzte Judendirne ein Paar Schnürstiefeln oder ein Pferdekummt, während an der Thür dieses Gewölbes mit alten Flaschen und Lumpen, und dieses gebrechlichen Hauses, dessen Bewohner, nach seinem elenden Aussehen zu urtheilen, keine hundert Schritt vom Armenhause entfernt zu sein scheinen, eine großartige Modedame mit einem spitzenbesetzten Sonnenschirm in der mit gelben Handschuhen bekleideten Hand und einem hellgrünen und feuerroth geblümten Kaschmirshawl sich eben von ihren schmierigen Töchtern verabschiedet.

Sähe man nicht solche Figuren, so würde man sich fragen, was diese seltsame Mischung von Lumpen, alten Kleidern, rostigen Kesseln und gichtbrüchigen Möbeln mit Juwelen und künstlichen Blumen an den Fenstern von Petticoat Lane bedeute. Die Leute, die hierher kommen, um zu kaufen oder zu verkaufen, sind Arme, und die brauchen keine Ringe und Ohrglocken. Der Luxus, der sich in der Straße dem Trödelkram beimischt, ist für die, welche sich von dem Elende oder dem Verbrechen der Armen nähren. Wenn alle die alten Betten und

Werkzeuge und Kleider in Petticoat Lane Zungen hätten, sie würden manche Geschichte unbekannten Leidens und manches Verbrechen erzählen. Wer da weiß, was ein Handwerker aushält, ehe er sich von seinen Werkzeugen trennt, die ihm gleichsam ein anderes Paar Hände sind, wird daran nicht zweifeln, sich diese Geschichte vielleicht selbst erzählen. Er wird sich auch die von jenen Kinderschuhen und von dem Herzeleid erzählen, das die Mutter empfand, als sie von den kleinen Füßen gezogen wurden, um für den Erlös eine Mahlzeit für die hungernde Familie oder ein Glas Gin für den durstigen Vater zu kaufen. Und er ahnt vielleicht auch die Geschichte jenes seidnen Taschentuchs, dessen da, aus dessen Ecke soeben Zeichen und Nummer getrennt worden ist. Ist der Bursche, der es gestohlen und an den Juden für ein Viertel des Werths verkauft hat, den jetzt der darauf gesteckte Zettel angibt, etwa aus einer der unglücklichen Familien, die zu diesem Haufen alter Möbel ihren Beitrag lieferten? Oder war er von Natur ein Taugenichts — einer von denen, welche Carlyle todtschießen und in die Kehrichtgruben kehren lassen möchte?

Dort an der Ecke eines der Höfe, weiter oben in der Gasse, steht eine Gruppe von Knaben, die begierig einem Kameraden über die Schulter schauen, welcher einige silberne Löffel vorzeigt. Der Jude, welcher sie kauft, ist ein regelmäßiger Besucher der Synagoge und trägt die Gesetze Mosis auf bloßem Leibe. Aber er fragt nicht, woher, und hat stets einen Schmelztiegel auf dem Feuer stehen. Seine Töchter sehen wie indianische Götzen, ganz Gold und Schmuz aus, aber nächsten Sabbath wird man sie im Stil der neuesten Mode durch Aldgate paradiren sehen. Der Alte wird Ruth und Rachel Tonnen Goldes hinterlassen, wenn er stirbt, um sich, wie er hofft, in Abrahams Schoß zu setzen.

Und jetzt wird der Leser sich klar sein, wer in Petticoat Lane die gebratenen Fische, die künstlichen Blumen und die Juwelen kauft, die außer dem Gerümpel und Trödel zum Verkauf ausgestellt sind.

Die frommen deutschen Landsknechte.

(Schluß aus Nr. 23.)

Die Vorbereitung zur Schlacht war der frommen Landsknechte würdig, denn unverbrüchlich beobachtete das deutsche Fußvolk die Sitte, niederzufallen, um das Gebet zu verrichten, auch wol ein geistliches Lied anzustimmen, eine fromme Gewohnheit, welche den Ausländern so seltsam erschien, daß sie in ihren Schriften die Deutschen bald einen wilden Schlachtgesang anheben, bald

sich aus Furcht vor den Stückkugeln niederstrecken lassen. — Vor der Schlacht von Pavia sehen wir das Kriegsvolk zur Beichte gehen, und Herr George von Frundeberg hat gar eine Mönchskutte über die Rüstung gezogen, als ein frommes Sterbekleid, indem er seine braven Knechte vor den Feind führt. — Vom fußfälligen Gebete aufgestanden, warf nach uralter Kriegssitte das Regiment Erdschollen hinter sich und schüttelte den Staub von Wams und Schuhen, gleichsam als entledige es sich alles Schlechten und weihe sich dem Schlachtentode, damit es aber auch an irdischem Zuspruch nicht gebrechen möchte, so riefen die Hauptleute in freundlichen und bittenden Worten ihre Knechte auf, des alten deutschen Waffenruhms eingedenk zu sein und sich tapfer zu schlagen, ein Gebrauch, den würdigen mag, wem je in Feindes Angesicht Fleisch und Bein erbebte und das Herz nach Muth rang. Also redete Herr Philipp von Freiberg vor dem Sturme auf Brescia (1512) seine deutschen Streiter an: „Lieben Landsknechte und Brüder, die Franzosen haben beschlossen, Brixen zu stürmen und hoffen es durch Eure Mannhaftigkeit zu zwingen, deshalb ermahne ich euch denn, daß ihr eures alten Lobes und deutscher Tapferkeit eingedenk seiet und euch festiglich und standhaft daran macht. Der Prinz und alle Edelleute Frankreichs sind gewillt, entweder mit uns zu sterben oder den Sieg zu erringen. Wer also von euch dieses Sinnes und Vorsatzes ist, der hebe des zum Zeichen die Hand auf, die übrigen aber treten aus dem Ringe." Da hoben alle Knechte freudig die Hand auf, schrien einmüthig: „sterben oder die Stadt gewinnen!" und jeder schnitt mit dem Messer Kerben in den von langem Gebrauch geglätteten Spieß, damit er ihn besser fassen könne. Und als darauf gute Beute verheißen wurde, machte so ausdrückliche Vergünstigung die armen Landsknechte noch freudiger und jeder hoffte an dem Tage reich zu werden.

Die Schlacht eröffnete das Krachen des schweren Geschützes und die voraneilenden Läufer, von den Franzosen gar kläglich enfants perdus genannt, dann stürzten Reiter auf Reiter, und wenn die Zeit gekommen, „druckte" in enggeschränktem, undurchbrechbarem Viereck durch die Lücken der helle Hause nach, indem die fünftaktig scharf abgesetzten Trommelschläge: Hüt dich Baur, ich komm" und der laute Schlachtruf: „Her, her" — andern hatten die Deutschen nicht — das Gemüth zur Kühnheit stimmten. So ging es, die Herzhaftesten vordrängend, auf den Feind los zum blutigen Ringen Mann an Mann; blutig wie allemal der persönliche Kampf, zumal mit rohen Waffen, ist während das Schußgefecht, wenn auch mit allem Graus sinnlicher Eindrücke die Einbildungskraft erschütternd, viel weniger Menschen opfert. — Aber noch ehe die Schaaren aneinanderstießen, ereigneten sich vor der Front mitunter Scenen, welche an die schönsten Tage des Römerthums und der Ritterblüte erinnern, die Einzelnkämpfe der Hauptleute auf den Tummelplätzen aller kühnen Waghälse. So vor der Mordschlacht von Ravenna, für welche die

deutschen Knechte dem Allmächtigen auf den Knieen dankten und großmüthig alle Beute von sich abwiesen. Als es zur Schlacht ging, traten Fabian von Schlabrendorf, ein Sachse, der riesigste Mann in Europa, und Herr Johann Spät von Pumern, das Haupt mit grünen Kränzen geschmückt vor die Reihen und forderten einige Spanier zum Kampfe auf; der starke Fabian erlegte seinen Gegner, der Schwabe aber fiel, zu Tode verwundet von einer hämischen Kugel, noch ehe er seinen Mann erreicht. — So stritt auch Herr George von Frundsberg, wie eine wandelnde Säule voranschreitend und nach jedem mächtigen Streiche mit dem Schlachtschwert tief aufseufzend. Erst die überhandnehmende Mörderlichkeit des Feuergewehres hat diesen Heldenthaten ein Ziel gesetzt.

Keine schönere Glorie der Landsknechte als die Schlacht von Pavia (1525), welche Dr. Bartholds vortreffliches Werk auch mit so hinreißender Lebendigkeit schildert. An der Spitze seiner Gendarmen, unter welchen Bayard ohne Furcht und Tadel und viele hundert Edle fechten, führt der erste Ritter Frankreichs, König Franz I., den sein Heer verehrt, die Romantik der Ritterzeit zum letzten Male in die Schranken. Schweizer stehen den herrlichen Reitern zur Seite und deutsches Fußvolk, die berüchtigten „schwarzen Knechte", Mann für Mann vom Scheitel bis zur Zehe in der Farbe des Todes gerüstet, florfarbene Fähnlein wehen gar düster über die Häupter her. Versuchte Offiziere, größtentheils im Reichsbanne lebend, weil sie frühern Abmahnungen von fremdem Kriegsdienst nicht nachgekommen, führen die verwegne Schar, welche sich für den fremden König so ehrlich geopfert hat. Auf der andern Seite fechten Spanier und Deutsche gegen dieses Heer, das sein ritterlicher König selbst unüberwindlich nennt. Angriff auf Angriff häufend stürmen die Gendarmen, wie von heroischer Trunkenheit berauscht, in den Tod, wacker hält das deutsche Fußvolk, in stundenlangem Kanonenfeuer nicht erschüttert, und als es mit seinen erbitterten Erbfeinden, den Eidgenossen zusammenstößt, um ihnen „daß den Kühl zu binden," büßen diese mit dem Leben zugleich ihren alten Ruf der Unbesiegbarkeit ein. In unnatürlichem Haß lassen die Deutschen im fremden Solde von den Spaniern ab, um sich gegen die kaiserlichen Landsleute zu wenden, aber die schwarze Bande wird bis auf den letzten Mann erschlagen. Das stolzeste Heer zu Boden geworfen, der König gefangen, ein gar herrlicher Ausgang! —

Ein Kriegsvolk, welches sich so zu schlagen verstand „in weiter breiter Welt" und dessen liederreiche Gesellen dem Stande entsprossen, worin die neue Muse ihren Sitz aufgeschlagen, mußte zumal bei der Richtung des deutschen Gemüthes, sich über Freud und Leid des Lebens in Spruch und Lied beschaulich zu ergehen, einen gar köstlichen Schatz von Liedern haben, von denen einzelne, wie: „Straßburg, du wunderschöne Stadt" noch heute der deutsche Soldat

sein eigen nennt. Die Poesie der Landsknechte in ihrer treuen und gemüthlichen Verfassung, mit ihren guten Schwänken und fröhlichen Sängern, schuf in unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Was erlebt, ward zum Lied und der Freund echter deutscher Reimgedichte wird unter der dichterischen Hinterlassenschaft der Landsknechte auch die „von der stat Pavia“ zu finden wissen.

Krieg überhaupt aber ist ein leidenschaftliches, verwilderndes Element und der Soldat allein, der, ein Held in der Schlacht, im Herzen Gott um Frieden bittet, ist vor Ausartung bewahrt, welche uns darum bei den Landsknechten, die ihn in nach Zeitbegriffen christlich erlaubtem Handwerk führten, nicht befremden mag. Je lockender die Bedingungen, welche die Kriegsfürsten stellen mußten, um so mehr nahm Gewinnsucht, Frechheit, Meuterei und Prassen zu, am allerwenigsten bei den Anführern stand das Gelübde der Armuth im kriegerischen Glaubensbekenntniß. Besonnene Berechnung, ob bei einem Unternehmen auch etwas Ansehnliches „hinter sich zu schlagen sei“ war häufiger als hochherzige Begeisterung, und wenn auch der edle Frundsberg, zur Ehre seiner Nation in den Krieg ziehend, über solchen Krämergeist erhaben war, so besannen sich doch viele andre schon und nannten es eine glückliche Heimkehr, wenn sie mit gefülltem Säckel und sonst guter Beute nach Hause zogen. Ohne Scheu und Makel wurde das „Finanziren“ geübt, dem darum die Fürsten eine schimpfliche Controle entgegenstellten, und die schmachvollen Betrügereien eidgenössischer Bandenchefs, den König täuschend, haben nicht wenig zur Niederlage von Pavia beigetragen. Solche Speculation würde uns anwidern als eine Ehrenrührigkeit, hätte nicht die Offenheit des Geständnisses sie als einen ganz unanstößigen Zeitbegriff festgestellt. Habgieriger Eigenwille des Kriegsvolks brach nicht selten schönen Unternehmen die Spitze ab, wie bei dem Sturm auf ein Schloß bei Pampelona die schwarzen Knechte den Ritter Bayard zu schwerer Entrüstung gereizt haben sollen. Altes Herkommen angebend, verweigerten sie zu den Waffen zu greifen, ehe ihnen nicht doppelter Sold gezahlt würde, darauf ihnen der Ritter sagen ließ, daß er sich niemals um ihren Brauch gekümmert, wenn sie aber ihre Sache brav machten, sie anständig zu belohnen wissen werde. Darauf machten sie sich denn höchst verdrossen ans Werk, richteten aber wenig aus, so daß die Hommes d'armes nur durch Kriegslist den Platz gewinnen konnten, hatten aber nichtsdestoweniger die Unverschämtheit, um Sturmsold anhalten zu lassen, darob der Chevalier in schrecklichem Zorn entbrannte und jedem der Schufte einen Strick zum Hängen versprechen ließ . . . Mag dieses Factum hinterdrein auch durch französische Geschichtschreiber entstellt und das arme Fußvolk zu entschuldigen sein, daß es nicht ohne guten Lohn sein Leben zum nachherigen Ruhm der stolzen Ritter in die Schanze schlagen wollte, so beweisen andrerseits die sehr ausdrücklichen Bestimmungen der Artikelbriefe wegen Beute und Sturmsold, daß dergleichen

Vorkommnisse nicht zu den Seltenheiten gehörten, doch mochte zu jener Zeit auch der Kriegsmann mehr Veranlassung haben, für Verstümmlung und Alter durch einen Beutepfennig zu sorgen. Aber gewöhnlich wards schnell wieder durchgebracht in Spiel und Trunk, welche schon Tacitus als Erbübel der Deutschen geschildert hat. Die Spielsucht, im noblen Leichtsinn der „geschwinden Spieler in Karten und Würfeln" als böses Beispiel von oben gegeben, herrschte als ein ganz allgemeines Laster, mit Todtschlag und Aberglauben vermischt, ganzer Monatssold wurde in wenigen Würfen auf der Trommel gewonnen und verloren und fromme Gemüther haben sich mit Recht empört auch über Kirchenschänderei und Gotteslästerung, welche letztere überdies in dem abscheulichen Fluchen nicht wenig verübt und Gegenstand strafender Verordnungen wurde.

Ein gar bequemes und liederliches Lagerleben, von dem knappen Feldhaushalt heutiger Soldaten sehr abstechend, brachte der altgermanische gemüthliche Gebrauch mit sich, Weib und Kind und jegliches Leibesbedürfniß auch auf Heerzügen mitzuschleppen, welcher in das damalige Kriegswesen als handwerksmäßige Bethätigung bürgerlichen Lebens vollen Eingang fand. Schnell eingerichtete Märkte und ein ungeheurer Troß sorgten für alle Bequemlichkeit, die bei damaligen Verkehrsverhältnissen auf der Wegfahrt nicht überall zu finden sein mochte, und wenn auch das mitziehende Gesindel von Hurenweibeln und „Rumormeistern" gar hart behandelt und arg geschlagen ward, damit der „faulen Schwengel und Hurn" nicht zu viele würden, so mag die Wirthschaft doch toll genug gewesen sein. Bei keinem Lager durfte der Galgen fehlen, vor welchem Gerechtigkeitssymbol selbst Kaiser Karl V. im Vorbeireiten den Hut abzuziehen pflegte.

Bösartige Treulosigkeit, zur Ehre deutschen Namens sei es gesagt, kannten die Landsknechte nicht und wo sie rebelliren, ist ihre Widerspenstigkeit meistentheils — aus dem Magen gekommen, welchen die Naivetät eines Märchenbuches überhaupt die Quelle alles Treibens und Uebels auf dieser Welt nennt. Ohne Geld gab es keine Schweizer, ohne Geld keine Landsknechte, und hungrigen Magen ist nirgend gut predigen. Charakterisirt doch zwei Jahrhunderte später Berenhorst den deutschen Soldaten so richtig, indem er sagt: „Mit Reden ist beim deutschen Soldaten nichts auszurichten, noch weniger ist er mit Ambition zu kitzeln. Man gebe ihm gut Brot, Bier und Rindfleisch in den Magen, Tabak in den kurzen Stummel, auf den Leib ein wohlgefüttert Wams, an die Schenkel eine Tracht, die ihn nicht am Gehen hindert, und auf den Kopf irgend etwas, das kein neumodischer Hut ist, — dann fühlt er sich wohl in seiner Haut und thut, wie ihm geheißen wird." Und wenn die eisern disciplinirten Truppen seiner Zeit dem geistreichen Beobachter diese Aphorismen entlockten und man selbst mit der hungrigen Verdrossenheit der

Kämpfer für Pflicht und Vaterland seine liebe Noth hat, wer möchte es den Landsknechten verdenken, wenn sie für schwere Kriegsarbeit allzeit vollauf an Essen und Trinken haben wollten? Sonst unerschrockene Regimenter verweigerten häufig Dienst und Zucht, wo Schmalhans Küchenmeister war; so konnten die Deutschen in dem umlagerten Pavia nur mit List und Mühe bezähmt werden und vergeblich zerbiß der Graf von Mansfeld sich die Nägel in Yvry: hätte auch die geschossene Mauerlücke nicht so weit geklafft, er mußte die Grenzfeste von Luxemburg dem Connetable von Frankreich öffnen, weil seine daheim an derbe Kost gewöhnten Schwaben und Niedersachsen nicht Lust zeigten, sich mit fastendem Magen vor der Bresche todtschießen zu lassen. — In williger Entbehrung haben andere Nationen Vorzüge, dafür läßt sich der Deutsche ehrlich todtschlagen, so lange man Zusage hält und ihm wohl sein läßt.

Uebelstände schlimmer Natur zog sehr häufig die Entlassung der Kriegsvölker im fremden Sold nach sich, wenn Nichtbefolgung des kaiserlichen Abberufungsmandates, das mit Acht und Galgen drohte, sie heimathlos gemacht hatte; war Sold und Beute verzehrt und lief nicht neues Kriegsgeschrei um, dann wehe Landstraße und Bauersmann! Die komische Seite dieser Erscheinung hat Hans Sachs, in seinen Jugendjahren vielleicht selbst frommer Landsknecht, in dem Schwank dargestellt, wie neun Landsknechte sich in den Himmel „hineingegartet“ haben, aber flugs zu spielen und gottlos zu lästern anfangen, so daß St. Petrus ihrer nur durch falschen Waffenlärm listig wieder los werden kann und seitdem keinen mehr hineingelassen hat. —

Aber wenn wir auch kein Gebrechen deutscher Natur und jener Zeit unserm Auge entziehen wollen, immerhin können wir mit Freude und Stolz auf die gemüthvolle Treuherzigkeit und mannhafte Streitbarkeit der frommen Landsknechte zurückschauen! —

Das Gastspielunwesen.

Sei es uns vergönnt, in folgenden Zeilen eine Seite unsrer Bühnenzustände zu berühren, welche die gewöhnliche Ansicht als eine Glanzseite derselben zu betrachten pflegt, während sie doch Nähersehenden und Ernsterdenkenden grade als eine der schlimmsten Schattenseiten erscheinen muß. Wir meinen die Sitte oder vielmehr Unsitte der endlosen Gastspiele. Unsre Betrachtungen gelten hier hauptsächlich dem Schauspiel, obwol sie auch in vielem auf die Oper angewandt werden könnten, wo dieser Krebsschaden kaum weniger zu Tage tritt.

Lange und glanzvolle Zeiten hat unsre deutsche Schauspielkunst durchlebt,

fast ohne das Institut der Gastspiele zu kennen. Selten, daß einer unsrer alten Meister auf fremden Bühnen in fremder Gesellschaft auftrat. Schröder gastirte allerdings zur Zeit seines Engagements am damaligen Nationaltheater zu Wien zweimal in Hamburg, allein sein Hauptzweck dabei war, sein Andenken in dem Ort, der die Wiege seines Ruhms gewesen, frisch zu erhalten und sich die Möglichkeit einer einstigen Rückkehr zu bewahren. Schröder sah mit vorahnendem Blick, daß unter den damaligen Verhältnissen seines Bleibens in Wien nicht lange sein könne. Bekannt ist aber, daß er auf einer andern Kunstreise durch Deutschland alle und jede Anerbietungen zu Gastspielen abwies. Späterhin suchte ihn Schiller für die erste Darstellung seines „Wallenstein" in Weimar zu gewinnen, und forderte ihn sogar in dem Prolog zu „Wallensteins Lager" öffentlich dazu auf — umsonst. Sicher wirkte bei diesem ablehnenden Entschluß gegenüber einer so ehrenvollen Einladung Schröders Einsicht mit, welche ihm die neu sich erhebende Periode der dramatischen Poesie und darstellenden Kunst, die wir am besten als die „rhythmische" charakterisiren können, als eine ihm fremde und unverständliche erscheinen ließ. Aber gewiß sah Schröder auch mit seinem klaren Verständniß der Bedingungen einer wahren Kunst ein, daß zur Hebung derselben die Gastspiele niemals beitragen, daß in ihnen kein Heil liegt.

Iffland ist eigentlich der erste, der die Unsitte begründete. Seine Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, daß er aus Eitelkeit und Sucht nach Beifall zu weit gehe, daß er durch Vertheilung von Freibillets sich den Beifall erkaufe, und daß er sich auf seinen Gastspielreisen übermäßig anstrenge und somit ruinire. Und doch schien das Publicum zu jener Zeit schon sehr gnädig, wenn es den Gast nach der ersten und letzten Vorstellung gleichsam zum Gruß und zum Abschied — hervorrief. Was würde Iffland wol in unsern Tagen denken, in denen ein jeder Gast ex officio gerufen, und der Enthusiasmus vorsorglich nicht blos durch Freibillets, sondern auch durch sonstige reichliche Spenden belebt und angefeuert werden muß? Eine jede Zeit hat freilich ihre eigne Weise, nur ist es zu bedauern, daß man in diesem Fall der unsern nicht den Vorzug geben kann.

Es wäre einseitig, wollten wir mit einem Schlag alle Gastspiele verdammen, und sie abgeschafft haben. Unser Kampf gilt nur der marktschreierischen Art, mit der man diese Sitte mißbraucht, und bei der niemand weniger Vortheil hat, als grade die Kunst, deren Princip man doch so großsprecherisch dabei an der Stirne trägt.

Fühlt sich der Schauspieler nur einmal flügge, gleich kommt ihm auch die Lust, in fremde Länder zu wandern. Die bedeutenderen Schauspieler haben ja ohnehin contractlichen großen Urlaub, und sind mehre Monate des Jahres auf Gastspielreisen, um auch andern Unglücklichen die Wohlthat ihres Anblicks

zu gewähren. Die Gründe, mit denen man diese Kunstzugvögel vertheidigt, sind faßlich und blendend. Allerdings wird gar vielen eifrigen Theaterfreunden nur durch diese Gastspiele Gelegenheit geboten, die großen Künstler kennen zu lernen und sich ihrer zu freuen. Ob aber dieser Zweck nicht auch, und sogar besser erreicht werden könnte, wenn diese Kunstreisen weniger handwerksmäßig betrieben würden? Zudem ist die Bemerkung gewiß nicht ungerechtfertigt, daß ein Publicum einen Gast nach ein paar Vorstellungen höchstens im Allgemeinen, und das sogar nur oberflächlich, beurtheilen — seinem eigentlichen Werth, seiner innern Eigenthümlichkeit aber nicht im mindesten nachgehen kann. Wie aber schwindet damit der so sehr gerühmte Vortheil zu einem Minimum zusammen! Ist es doch gewöhnlich nur die Neugier, welche die meisten treibt, und die Eitelkeit, ihn, den Großen, Unübertrefflichen, oder sie, die Herrliche, Holde mit eignen Augen gesehen zu haben. Und doch haben sie am Ende kaum mehr als eine Caricatur der großen Künstler gesehen, wissen dafür freilich mit um so größerer Anmaßung, je geringer ihr Verständniß ist, über das Gesammtgebiet der Kunst mit allen ihren Einzelerscheinungen abzuurtheilen. Was thut bei einem Publicum nicht die vorgefaßte Meinung, nicht das imponirende Urtheil der so unabhängigen Zeitungen! Unter zehn bedeutenden Gastspielen ist gewiß bei neun anzunehmen, daß das Publicum weniger die wahren Vorzüge des Künstlers beachtet, als daß es sich an Fehler, manierirte Angewohnheiten klammert, die es als preiswürdige Talente und erhabne Schönheiten in den Himmel erhebt.

Schwächer noch, wie mit diesem Grund, ist es mit einem andern bestellt. Außer in den drei bis vier größten deutschen Theatern, ist das Publicum bereits so weit, daß es nur bei einem Gastspiel eines bedeutenden Künstlers ein classisches Stück in guter Aufführung sehen zu können meint. Nur von Gästen duldet man classische Stücke. Oft mag wirklich die heimische Bühnengesellschaft für ein solches Stück keine Kräfte haben, oft aber verbirgt sich auch der Ungeschmack hinter diesem Vorwand, nur um durch ernstere Aufführungen nicht gelangweilt zu werden. Den letzteren Theil des Publicums können wir füglich übergehen, aber auch die erstere Ansicht, daß bei unzureichenden eignen Kräften nur mit Hilfe eines Gastes eine tüchtige Darstellung eines Meisterstücks zu erzielen sei; erscheint trüglich. Geben wir auch viel zu, so bleibt dieser Grund doch nur halb wahr. Denn geben wir zu, daß die betreffende Rolle von dem Gast auch meisterhaft gegeben würde, so haben wir damit noch lange keine genügende Darstellung, indem das Unfertige und Auseinanderfallende, das ein solches Gastspiel fast unabweislich mit sich bringt, dadurch nicht gehoben wird. Kommt aber hinzu, daß der Gast, wie es gewiß oft geschieht, weniger die Rolle, als sich selbst spielt, daß er nach Effect und Applaus strebt, so bleibt uns von der vielberühmten guten Vorstellung nur ein widerlicher Eindruck.

Liegt aber der Werth einer Vorstellung besonders in der Abrundung des Ganzen, in dem Verständniß, das durch das gesammte Stück geht, und das Zusammenspiel wie ein belebender Hauch erfrischt, so muß man anerkennen, daß all diesen Anforderungen ein Gastspiel gradezu widerspricht. Nichts hemmt und stört gewöhnlich das Zusammenspiel eines Abends mehr, als ein Gast, und je bedeutender dieser erscheint, um so mehr tritt jener Uebelstand zu Tage. Gewiß, der Gast mag großartige, hinreißende Momente bieten, allein das Ganze — somit das Wichtigste — zerfällt in sich. Oder will man den Totaleindruck zu Gunsten eines Einzelnen hintansetzen? Dann freilich dürfte der bildende Künstler sich auch darauf beschränken, nur einen kleinen Theil seiner Figur im Detail zu bearbeiten, das Ganze und Große aber nur im Rohen anzudeuten.

Doch das sind ja anerkannte Grundsätze. Weit mehr fragt es sich hier, ob es überhaupt möglich erscheint, daß ein Künstler sich selbst und seiner Kunst Würdiges auf seinen Kunstreisen leisten kann? Uns erscheint dies zum wenigsten sehr schwierig. Der Gegenbeweis mag freilich sehr leicht erscheinen, indem man uns nur auf den Enthusiasmus der Menge, auf den Beifall selbst des gebildeteren Publicums hinweist. Und dennoch ist das so gut, wie nichts bewiesen. Wer da weiß, wie sehr sich — sei es durch die vorgefaßte Meinung von der Trefflichkeit des Gastes, oder sei es durch Vorliebe für das aufzuführende Stück im Theater selbst die Feingebildeten vorweg einnehmen lassen, der wird auch wissen, was jener Beifall zu bedeuten hat. Niemand aber, der den Gast so hoch erhebt, mag ihn in seiner Heimath d. h. in seiner gewohnten, heimischen Gesellschaft gesehen oder doch genauer beobachtet haben. Hat man das aber, so wird man meist sehr leicht eine Veränderung des Spiels bemerken, die nicht grade zum Vortheil des Künstlers sich zeigen mag. Wie kann das auch anders sein? Unsre Künstler gehen jetzt ein Drittheil des Jahres auf Gastspielreisen; sie versorgen sich dafür mit einem Cyklus von einem halben Dutzend Rollen, die sie nun wöchentlich und an den verschiedensten Orten herabspielen.

Wer möchte, wenn er das überlegt, noch an Begeisterung bei ihnen glauben? Wer ist da noch überzeugt, daß der Schauspieler, der wöchentlich wenigstens einmal als Hamlet überlegt „ob sein oder nicht sein" — wirklich noch das lebendige Gefühl, die innere Erregung besitze, oder wer wird nicht vielmehr an den Staarmatz und seine Kunststücke erinnert? Beschränkte sich das Uebel aber nur auf den bloßen Mangel des Gefühls, so wäre es wenigstens nicht schlimmer als gewöhnlich, wo man sich auch oft vergebens nach etwas Gefühl, wie nach einer Oase in der Wüste sehnt. Doch nur zu leicht tritt beim Gastspiel für diesen ebenerwähnten Mangel ein schlimmer Ersatz ein, der größte Feind wahrer Kunst — Effecthascherei. Solches Coulissenreißen wird um so

verderblicher, je einschmeichelnder es uns eingegeben wird. Der rohe Acteur, der bei jedem Abgang brüllen zu müssen glaubt, daß das Haus erzittert, wird einfach ausgelacht; der aber, der mit affectirtester Feinheit seine Abgänge in das rechte Licht zu stellen weiß, der auch sonstige kleine Hilfsmittel nicht verschmäht, als da sind ein bischen Stottern, dann Dehnen und plötzliches Fallenlassen der Worte, oder der gar mit einer neuen, wenn auch an sich unwahren und abgeschmackten Deutelei seiner Rolle dem Publicum imponirt — der wird bewundert und verehrt. Beide stehen aber auf der nämlichen Stufe der Kunst — beide wollen mit ungehörigen Mitteln den Sieg davon tragen.

Es ist eine kaum zu vermeidende Klippe für die Künstler, daß sie in ihren Gastdarstellungen zu sehr austragen und nüanciren. Es ist begreiflich, daß sie ihre Vorzüge dem neuen Publicum in das schönste Licht zu stellen und sie so viel wie möglich hervorzuheben trachten. Das Publicum seinerseits erwartet etwas Unerhörtes, Unübertreffliches, und so kommen sich beide entgegen und treiben sich gegenseitig auf der schwindelnden Höhe empor, die immer weiter von der Natur abführt. Einen schlagenden Beweis lieferte hierfür schon Iffland, der freilich wieder verständig genug war, seinen Fehler einzusehen und zu gestehen. Er gab im Jahr 1809 eine Reihe von Gastvorstellungen in Hamburg und gefiel an einem Abend in der Rolle des Baron in der „Lästerschule" außerordentlich, da er mit wahrhaft übersprudelnder Laune spielte. Er mußte die Rolle wiederholen, und zu dieser zweiten Darstellung fand sich auch Schröder ein, der damals das Theater schon verlassen hatte, und Iffland wußte um diesen Besuch. Sieh da, zur größten Verwunderung aller gab Iffland ein ganz andres Bild als das erste Mal, mit viel gemäßigteren, naturwahreren Zügen, und als ihn jemand über seine vermeintliche geringere Laune berief, sagte er ruhig, auf Schröders Loge deutend: „die hohe Obrigkeit ist auf ihrem Posten."*) —

Gestand aber schon Iffland auf diese Weise seinen Fehler, wie vielmehr ist er seitdem Allgemeingut der reisenden Schauspieler geworden, und mußte es werden. Iffland ist es, der zuerst in seinen Darstellungen ein Effectspiel aufbrachte, das selbst seine große Künstlernatur oft ganz beherrschte.**)

Hat sich der Künstler aber einmal in mehrmonatlichen Gastspielen an die Unsitte des Affectirens und Effecthaschens gewöhnt, wird er da — zurückgekehrt an seinen heimischen Ort, nicht die Art und Weise, die ihn in der Fremde so vielen Beifall ernten ließ, auch bei den heimischen Laren einbürgern wollen?

Goethe sprach sich öfters gegen die häufigen Gastspiele aus. Auf den Vorwurf, daß er dem Publicum die Bekanntschaft mit fremden Künstlern ent-

*) Lebrun, hamb. Theatergesch.

**) Tieck, dramatische Briefe, an mehrern Orten. Ed. Devrient, Geschichte der Schausp. III, 58.

zöge, sagte er: „Sind sie schlechter als unsre Schauspieler, so wollt ihr sie nicht sehen, sind sie besser, so sollt ihr nicht." Durch letzteres Mittel wollte er dem Publicum die einheimischen Mitglieder nicht verleiden. Doch berief er die bedeutendsten, deren Besitz Weimar doch nicht hoffen konnte, öfters zu Gastspielen, so Iffland, die Unzelmann-Bethmann u. a. Er wollte dabei die Gäste dem Personal zum Muster und neuen Antrieb, dem Publicum zum Maßstab des Geschmacks hinstellen. In Weimar, wo unter Goethes Direction das tüchtige Zusammenspiel als das Wichtigste erkannt war, für das die fleißigsten Studien gemacht werden mußten, mochten jene obenerwähnten Uebelstände der Gastspiele weniger auffallen. Ein Mann, wie Goethe, der schon im Mai 1791 bei Eröffnung des Theaters im Prolog sagen ließ:

„Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle miteinander
Ein schönes Ganze vor Euch stellen sollen,
So reget sich die Furcht in unsrer Brust." . .

und noch deutlicher etwas weiter:

„Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
dem Andern hastig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen" —

ein Mann, der diese Zeilen als Hauptprincip hinstellte und die Macht hatte, ihre Befolgung durchzusetzen, konnte auch Uebergriffen der Gäste entgegentreten; allein ob er seinen Zweck erreichte, und die Gastspiele die heimischen Künstler neu belebten und anfeuerten, ist doch sehr zu bezweifeln. Nur zu leicht entsteht das Gegentheil,[1] denn auch Künstler, obwol sie häufig genug Engel und Heilige darzustellen haben, sind doch nur Menschen, die einen Fremden, einen Eindringling, der sich ohne weiteres über sie stellt, und den das Publicum oft ungebührlich erhebt, gewöhnlich mit mißgünstigen Augen betrachten, und wenn sie überhaupt etwas von ihm lernen, nur zu leicht grade die Fehler absehen, weil jener damit seine Haupterfolge erreichte, so daß man getrost von ihnen sagen kann:

„Wie er sich räuspert, wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt."

Gewiß, die Fälle sind zu zählen, in welchen ein solches Vorbild wahren Eifer und wahre Selbsterkenntniß bei andern erweckt. An diesem Uebelstand ist das Publicum oft großentheils schuld, indem es durch allzu ungerechte Parteinahme für den Gast die eignen Bühnenmitglieder mißmuthig macht, die wol empfinden, daß man sie auf eine zu unbillige Art fallen läßt. Sind doch, die wenigsten Theater ausgenommen, überall die Stücke, in denen ein berühmter

Gast aufgetreten ist, für lange Zeit verbannt, da ja das Publicum in seiner gewöhnlichen Laßheit für die allmälige Fortbildung seiner Künstler sich nicht interessirt, sondern stets nach Neuem haschend lieber willig jedes fremde Gesicht aufnimmt, als durch Theilnahme an den eignen Künstlern dieselben anzufeuern sucht.

Das ungefähr sind die Hauptgefahren, die das Gastspielunwesen in seinem Gefolge führt, Gefahren, die abzuwenden vor der Hand freilich gar keine Aussicht da ist, zumal da das leidige Virtuosenthum auch in die darstellende Kunst gedrungen ist, und sich daselbst fest eingenistet hat. Immerhin schadet es nicht, auf diese Mängel aufmerksam zu machen, die sich ja nur an den Mißbrauch der besprochenen Sitte heften. Denn wir sind, wir sagen es nochmals, weit davon entfernt, die Gastspiele ganz zu verurtheilen. Mit Maß und steter Wahrung der höhern Gesetze der Kunst, werden sie den Vortheil bieten, den Iffland ihnen zuschrieb, wenn er sagt: „Das Vergnügen, das ein Künstler einem neuen Publicum gibt und von ihm empfängt, verleiht frisches Blut, neue Aussichten, erhöhte Kraft."

Gewiß, mehr wie ein andrer, bedarf der Künstler nothwendig einer freiern, frischern Anregung, als er zu Hause empfängt, er bedarf eines anders denkenden, anders fühlenden Publicums, wenn er seine ganze geistige Kraft erhalten und nicht in hergebrachte Formeln und Routine verfallen will. Aber der Künstler soll vor allem kein Mäkler sein, der Werth seiner Darstellung soll nicht nach der Höhe des Honorars bemessen werden, und ebensowenig soll er die nothwendige Anregung, die er bei wohlvorbereiteten Gastspielen an einigen Bühnen finden kann, verwechseln mit der vernichtenden Aufregung, die eine Kurierreise über die verschiedensten Bühnen und durch die verschiedensten Geschmacksrichtungen mit sich bringen muß, und die den Künstler stets tiefer in das Getriebe der Effecthascherei und in den tollen Strudel einer Ehrsucht reißen muß, die sich zuletzt nur um das Beifallsgebrüll und Toben der Galerien bekümmert.

Alle Vortheile der Gastspiele blieben aber, während ihre Nachtheile sehr schwinden würden, wenn die Sitte der Gesammtgastspiele mehr aufkäme. Wenn eine ganze Gesellschaft, oder wenigstens mehre Mitglieder derselben, die schon den Stamm der verschiedenen Aufführungen bilden, sich vereinigen, um auswärts eine Reihe von Vorstellungen zu geben, so kann dies in den meisten Fällen nur von Nutzen sein. Für die Künstler ist das fremde Publicum da und somit die neue Anregung, ihre Kräfte anzuspannen; die Zuschauer wiederum haben Gelegenheit, fremde Künstler und ihre Art zu würdigen, und doch zugleich sich eines abgerundeten Zusammenspiels, also einer wahrhaften Schauspieldarstellung zu erfreuen. Ja, diese Sitte hätte für die Mitteltheater noch den Vorzug, daß die Gesellschaft, die zu Hause die meisten Stücke nur

ein=, höchstens zweimal wiederholen darf, um das Publicum nicht zu langweilen, auf diese Art die Stücke öfters wiederholend, ihr Spiel und ihr Verständniß nur verbessern könnte.

Das alles möchte wol recht hübsch sein, allein ein Hauptpunkt steht ihm doch entgegen — der Geldpunkt. Der Gast will Geld sehen, viel Geld und dazu gelangt er viel leichter, wenn er allein steht und sich allein producirt. Je mehr er gegen die andern absticht, um so lieber ist es ihm. Da freilich, wo diese Gründe überwiegen, sind alle Worte verloren.

Wir sprachen bis jetzt nur von dem Schauspiel, doch möchten wir auch mit wenigen Worten hier der Oper erwähnen. Denn auch ihr bringen Gastspiele nicht viel Nutzen, wenn sie in der bisherigen Art betrieben werden. Auch hier wird das Ensemble zerrissen und der Charakter des Werks zerstört; und bietet auch die Partitur gewisse Anhaltspunkte, über die niemand hinaus kann, so ist doch dabei der Verderbniß ein überreicher Spielraum geboten, nichts ist ja gewöhnlicher, als daß der Sänger oder die Sängerin, um dem Publicum zu imponiren und die Kraft und den Umfang ihrer Stimmen zu zeigen, die vorgeschriebenen Noten nicht achten, sondern einfach ihrer Liebhaberei folgen. Und fast haben sie Recht, denn niemals ist der Beifall stärker, als wenn der Künstler durch irgend ein übelangebrachtes Kunststück der Kunst ins Gesicht geschlagen hat. Wie der Schauspieler sinkt auch der Sänger bei einem engen Cyklus von Rollen, die er tagtäglich producirt, in handwerksmäßige Manier herab. Eine reine, gebildete Stimme und ein durchdachter Gesang müssen hierbei scheitern und zu Grunde gehen. Doch die Ausführung würde uns hier zu weit führen, genug daß es klar wird, wie sich Schauspieler und Sänger, wenn sie einmal auf einem gewissen Punkt angelangt sind, brüderlich die Hand reichen und ihr Streben das nämliche Ziel hat — den Effect. Und doch ist „der beliebte Effet," wie Thibaut in seiner Reinheit der Tonkunst sagt, „größtentheils nichts als ein Erzeugniß des Ungeschicks und der Feigheit, welche Allen dienen und gefallen will." —

Zur Culturgeschichte Rußlands.

Die slawisch=griechisch=lateinische Akademie in Moskau.

Am 12. (24.) Januar 1855 feierte die Universität Moskau das hundertjährige Jubiläum ihrer Gründung, die bei allen Mängeln, die den russischen Bildungsinstituten überhaupt ankleben und die Wirksamkeit derselben oft hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleiben lassen, in der Culturgeschichte

des Reichs Epoche macht. Dieses Fest, das in einem Augenblicke stattfand, wo der Kanonendonner Sebastopols in dumpfen Schlägen durch ganz Europa erdröhnte, gab den russischen Gelehrten zur Veröffentlichung mehrer Schriften Veranlassung, die sich zum Theil speciell auf die moskauer Hochschule, zum Theil auf die mit ihr in Verbindung stehenden Anstalten und auf das Unterrichtswesen Rußlands im Allgemeinen beziehen. In die zweite Kategorie gehört eine Geschichte der geistlichen Akademie in Moskau, der ältesten Gelehrtenschule des großrussischen Landes, in welches die Cultur weit später eindrang, als in das unter polnischer Herrschaft befindliche Weiß- und Kleinrußland. Dieses Werk, das den Baccalaureus der Akademie Sergius Smirnow zum Verfasser hat*) und das wir durch eine Recension Xenophon Polewois, eines der kundigsten russischen Literarhistoriker, kennen lernen, gibt merkwürdige Aufschlüsse über die Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art, welche die Anfänge der Geistesbildung im mitternächtlichen Reiche der Zaren zu bekämpfen hatten, über die Bedrückungen und Verfolgungen, welche die ersten Jünger der Civilisation erdulden mußten, und es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, wenn wir den von dem Recensenten auszugsweise mitgetheilten Inhalt desselben, mit Weglassung einiger für deutsche Leser unnöthigen Details, wiedergeben.

„Die Geschichte der russischen Literatur," schreibt Polewoi, „die von der kirchen-slawonischen streng zu unterscheiden ist, beginnt erst vor etwa hundertfunfzig Jahren. Bei einer so kurzen Existenz verliert sich indeß der Anfang der russischen Literatur für uns in gewissen unbestimmten, mythengleichen Ueberlieferungen, und der künftige Geschichtschreiber dieser Literatur wird, ein Niebuhr in seiner Art, die Fabeln und Legenden von der Wirklichkeit sondern müssen, um den wahren Ausgangspunkt der literarischen Thätigkeit des russischen Geistes festzustellen. Ein solcher Zustand unsrer Literaturgeschichte hat seinen Grund in dem Mangel an gewissenhafter Forschung und in einem seltsamen Vergessen der reichen Materialien, die sich in den Archiven der Akademien, der Collegien, der Ministerien und in vielen Privatsammlungen bergen. Man findet dort gleichzeitige, treue, ungeschmeichelte Zeugnisse, welche die Wahrheit in ihrer ganzen Blöße zeigen, die aber den Historikern unzugänglich bleiben, welche unterdessen einer nach dem andern die Versicherung wiederholen, daß von Peter dem Großen an und mit dem von ihm zusammengestellten russischen Alphabet die neuere Geschichte der russischen Literatur, eine neue Schulbildung, eine europäische Cultur begonnen habe, und daß für Lomonossow keine andere Aufgabe geblieben sei, als das Begonnene in Ordnung zu

*) Istoria Moskowskoi Slawjano-Greko-Latinskoi Akademii. Sotschinenie Sergéja Smirnowa. Moskau, 1855. 428 S. 8.

bringen und Lorbeeren zu pflücken. Endlich müssen aber, mit Karamsin zu reden, diese schönen Fabeln einer wirklichen historischen Kenntniß Platz machen. Endlich müssen wir uns überzeugen, daß sich die Thatsachen anders verhalten, als sie von unsern Herodoten und Liviussen dargestellt werden. Peter der Große, der genialste unter den Reformatoren, blickte tiefer als alle andern in den Abgrund der Barbarei, in welchen unser theures Vaterland versenkt war, und suchte seine Umwandlung durch vollständiges Losreißen der Gegenwart von der Vergangenheit zu beginnen. Er verstand besser, als je einer unsre alte slawische Trägheit und verfolgte sie unbarmherzig in allen Phasen des gesellschaftlichen Lebens. Er war ein Mensch und konnte manches nicht voraussehen, manches falsch auffassen, in manchem zu weit gehen, aber wer von uns wird trotz alledem diesen Regenerator Rußlands nicht bewundern, der allein in jener Zeit es zu erheben und es mit neuem Leben zu begaben trachtete, während alle andern, alle, selbst die Mitglieder seiner Familie, den von ihm beabsichtigten Reformen widerstrebten und, seinem unbeugsamen Willen gehorchend, ihn ungern ausführten, ihn, wo es nur möglich war, zu umgehen suchten, mit Hartnäckigkeit an ihrer geliebten Barbarei in geistiger wie in materieller Beziehung festhaltend.*) Die Beweise hierfür treten uns nicht nur in den politischen Ereignissen seiner Zeit entgegen, sondern auch in den Erscheinungen, die sich an seine inneren Verbesserungen und Bildungspläne knüpften. Von der einen Seite widersetzten sich ihm die Raskolniks, die Fanatiker, von der andern die Vorfahren des von wisinschen Mitrophanuschka**), von der dritten die Scholastik, die in allen vor Peter dem Großen existirenden Lehranstalten tiefe Wurzel geschlagen hatte. Peter hatte keine Zeit, das Volk zu erziehen, er wollte wenigstens die höhern Stände bilden, aber auch dort traf er auf Hindernisse, die in der kurzen Periode eines Menschenlebens nicht zu überwinden waren. Unter Peter konnte es keine Literatur geben, weil es keine Bildung gab; unter seinen Nachfolgern bis Katharina II. erschienen einzelne Schriftsteller, der arbeitsame, aber schwerfällige Tredjakowskji, der Satiriker Kantemir, endlich der geniale Lomonossow, alle jedoch vom Geiste der Scholastik getränkt, nur von ausländischen Ideen zehrend. Es gab nicht einmal eine Sprache. Was unter Peter selbst gedruckt wurde, erschien auf seine specielle Verordnung, zuweilen unter seiner eignen Mitwirkung; überall mußte er per-

---

*) Wir theilen dieses für den Standpunkt des Verfassers charakteristische Urtheil über Peter den Großen mit, ohne natürlich im mindesten die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Bekanntlich läßt sich vielmehr gar manches dagegen einwenden, und namentlich hat die spätere Geschichte Rußlands das Bedenkliche des Versuchs gezeigt, ein Land von seiner Vergangenheit mit Gewalt „losreißen" zu wollen. D. R.

**) Mitrophanuschka ist der Held des in Rußland für classisch geltenden von wisinschen Lustspiels „Nedorosl", — ein Typus des alten, verknöcherten moskowitischen Landadels. D. R.

sönlich eingreifen. Und in welchem Zustande das vorpeträische Rußland sich in Hinsicht der Bildung und Aufklärung befand, zeigen alle nach den Quellen bearbeiteten Schriften über dieses Thema.

Zu solchen Werken zählt auch die Geschichte der slawisch-griechisch-lateinischen Akademie in Moskau. Ihr Hauptverdienst besteht darin, daß sie nicht allein nach gedruckten Quellen bearbeitet ist, sondern daß der Verfasser auch zahlreiche handschriftliche Urkunden zu Rathe gezogen hat, die in den Sammlungen der geistlichen Akademie, der Synodalbibliothek und des Reichsarchivs in Moskau, in verschiedenen Kloster- und Kirchenbibliotheken enthalten sind. Sein Buch ist daher für die Geschichte der Civilisation und Literatur in Rußland von außerordentlicher Wichtigkeit. In dieser Geschichte macht die Errichtung der moskauer Akademie Epoche. Wie schwer die Gelehrsamkeit, selbst die theologische, in Rußland Eingang fand, erhellt aus den Hindernissen, die sich bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Einführung geistlicher Schulen entgegenstellten. „Die Bildung und die Gewohnheiten des Westens," heißt es in der Schrift des Herrn Smirnow, „galten unsern Vorfahren als Heidenthum (basurmanstwo.) Es ist bekannt, daß Boris Godunow Lehranstalten in Moskau zu gründen und deutsche Gelehrte nach der Hauptstadt zu berufen wünschte; allein die Ausführung dieses Plans stieß bei der Geistlichkeit auf energischen Widerstand. Das fromme Altrußland fürchtete die westlichen Innovationen und daher beschränkte sich bei uns die Bildung zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf wenig mehr, als die Erlernung des Alphabets." — Selbst das Bestreben, die Ritualbücher zu verbessern, hatte seine Märtyrer. Weder der berühmte Name eines der Retter des Vaterlandes, des troizker Archimandriten Dionysius, noch das Genie des mächtigen Patriarchen Nikon konnten diese Männer beim ersten Angriff auf die Unwissenheit vom Verderben retten. Es ist unmöglich, alle Opfer aufzuzählen, welche dieses sinnlose Ungethüm verschlang, aber die Geschichte muß die Namen der edlen Märtyrer der Aufklarung in ihre Tafeln einschreiben. Der Metropolit von Gaza, Paisius Ligarides, der im Jahr 1660 nach Moskau kam, erklärte endlich gradezu, daß die religiösen Unruhen in Rußland von der Unwissenheit herrührten und daß es zur Heilung dieser Krankheit nur ein Mittel, die Errichtung von Schulen, gebe. „Alles Uebel," schrieb er, „entsteht aus zwei Ursachen, daß man weder Volksschulen, noch Bibliotheken hat. Wenn man mich fragen würde: welches sind die Säulen der Kirche und des Staates? so würde ich antworten: zum ersten Schulen, zum andern Schulen und zum dritten Schulen!" *) Ferner spricht er in seinem Sendschreiben von der Nothwendig-

*) Dieser Ausspruch des griechischen Erzbischofs erinnert an das bekannte Axiom Montecuculis über Kriegführung, scheint aber kein Plagiat zu sein, da die Schriften des berühmten

keit, in diesen Schulen die griechische, lateinische und slawische Sprache zu lehren. Die wohlthätigen Rathschläge des Ligarides wurden von den Patriarchen Paisius von Alexandrien und Makarius von Antiochien unterstützt, die im Jahr 1666 nach Moskau kamen. In Predigten wie in Privatunterhaltungen rühmten sie die Aufklärung, drangen auf die Einführung des Schulunterrichtes und stellten die Vortheile ans Licht, die er dem Staate wie der Kirche bringen werde. Die Stimme der Wahrheit fand Anklang, und einige Bürger von Moskau richteten eine Bittschrift an den Zaren um die Erlaubniß, eine Schule im Kirchspiel des heiligen Johannes Theologus anlegen zu dürfen. Der Zar willigte ein und die orientalischen Patriarchen mit ihrem moskauer Collegen Joasaph ertheilten den Bittstellern im Jahr 1668 die Concession zur Errichtung einer slawisch-griechisch-lateinischen Schule. In der hierüber ausgefertigten Urkunde bezeugen die Patriarchen ihre Freude über das unternommene Werk und bedrohen die Gegner der Wissenschaft mit dem Anathem. So verdankte Rußland den Griechen die ersten Keime der Bildung, wie es ihnen das Licht des Christenthums verdankte. Allein dies war nur ein schwacher Anfang, das erste Saatkorn in einem unermeßlichen Felde, das erst nach schweren Stürmen reifen sollte. Der Zar Feodor Alexejewitsch, ein würdiger Vorgänger Peters des Großen, beschloß, die neue Anstalt zu erweitern und sie zu einer Akademie zu erheben. Unter Mitwirkung des Patriarchen entwarf er ein ausführliches Statut für die künftige Akademie, die er reichlich auszustatten und auf deren Katheder er gelehrte Griechen zu berufen gedachte; aber ein früher Tod verhinderte ihn, seinen nützlichen Plan auszuführen. Der Entwurf wurde geändert, auf einen kleinern Maßstab reducirt; indessen trafen zwei der von ihm eingeladenen griechischen Professoren, die Brüder Lichuda, nach Ueberwindung vieler Hindernisse aus Venedig in Moskau ein, um dort die erste Pflanzstätte der Wissenschaft zu gründen.

Mit der Wirksamkeit dieses Brüderpaars beginnt die Geschichte der slawisch-griechisch-lateinischen Akademie, welche fast 130 Jahre hindurch in Moskau ihren Sitz hatte. In ihrer Geschichte sind drei Perioden zu unterscheiden: die erste, in der das griechische Element vorherrschte und in der die Akademie selbst die helleno-griechische hieß, umfaßt die Zeit von den Lichudas bis zu Palladji Rogowskji (1685—1700); die zweite, von Palladji Rogowskji bis zum Metropoliten Platon (1700—1775), zeichnet sich durch das Uebergewicht der lateinischen Bildung aus, von der auch die Akademie den Namen der slawisch-lateinischen annahm; die dritte schließt die Zeit des Metropoliten Platon bis zur Umgestaltung der Akademie und ihrer Uebersiedlung nach dem Dreieinig-

---

östreichischen Feldherrn ihm schwerlich zugänglich waren, wenn sie überhaupt schon damals existirten. D. R.

keitskloster (1775—1814) in sich. — Während der ersten Periode waren nicht allein die griechische Richtung und die griechische Sprache, sondern auch der Einfluß der griechischen Patriarchen vorherrschend. Die Brüder Lichuda thaten Wunder; fast ohne Mittel, ohne die russische Sprache zu verstehn, den Bedrückungen und Verfolgungen der Finsterlinge Preis gegeben, die sie endlich aus Moskau vertrieben, gelang es ihnen, kundige Lehrer zu bilden, die das begonnene Werk fortsetzten. Noch ehe sie die Hauptstadt Rußlands verließen, trat einer ihrer Zöglinge an die Spitze der Akademie. Es war dies der erste russische Gelehrte, Doctor Palladji Rogowskji, mit welchem eine neue Periode in der Geschichte dieses Instituts beginnt. „Nachdem er anderthalb Jahre hindurch den Vorträgen der Lichudas im Kloster Epiphania beigewohnt, hatte Palladji, nach einer vollkommenen Wissenschaft verlangend, sich aus Moskau entfernt, das Mönchskleid abgelegt und ein Jahr lang die Jesuitenschule in Wilna besucht. Hierauf verbrachte er noch ein Jahr in der schlesischen Stadt Neisse im Studium der Poetik und ging dann nach Olmütz, um Rhetorik zu hören. Die olmützer Jesuiten weigerten sich, ihn in ihre Schule aufzunehmen, wenn er sich nicht der Union anschlösse, und aus Liebe zur Wissenschaft entschloß sich der junge Russe zum einstweiligen, scheinbaren Abfall vom orthodoxen Glauben. Dies eröffnete ihm den Weg nach Rom, wo er sieben Jahre hindurch die Philosophie und Gottesgelahrtheit im griechisch-unirten Collegium studirte, von dem unirten Erzbischof Onuphrius zum Priester geweiht wurde und zum Doctor der Philosophie und Theologie promovirte, worauf er heimlich nach Rußland entwich, dem Patriarchen Adrian seine unfreiwillige Apostasie beichtete und ein ausführliches Glaubensbekenntniß im orthodoxen Sinne schrieb, in welchem er die mit den Lehren der orientalischen Kirche unvereinbaren Dogmen und Sophismen (mudrstwowania) des Westens verfluchte. Am 2. Juni 1699 nahm der Patriarch den Neuigen wiederum in den Schoß der rechtgläubigen Kirche auf, übertrug ihm im folgenden Jahre das Amt eines Directors der Akademie und ernannte ihn zum Abt des Klosters Saïkonospask. Seine westliche Bildung hatte jede Spur der von seinen griechischen Lehrmeistern erhaltenen Erziehung verwischt; er verstand nicht einmal griechisch und hielt seine Vorlesungen in lateinischer Sprache. Aber seine Wirksamkeit dauerte nur kurze Zeit; von den Mühseligkeiten der Reise und vieljährigen Studiums erschöpft, starb er schon am 23. Januar 1703 und ward im Kloster Saïkonospask beerdigt. Unterdessen war nach dem Tode des Patriarchen Adrian der Metropolit von Rjäsan, Stephan Jaworskji, als Vicarius des Patriarchats an die Spitze der russischen Kirche getreten. Im Jahr 1701 übertrug der Zar auch die moskauer Akademie seiner unmittelbaren Aufsicht, und Jaworskji nahm zuerst den Titel eines **Protectors** der Akademie an. In der Akademie zu Kiew und später im Auslande gebildet,

konnte Stephan mit dem von den Lichudas eingeführten Studienplan nicht einverstanden sein; ihm galten die in den Schulen von Kiew, Lemberg und Posen herrschenden Normen für maßgebend, und er rieth daher dem Zaren, die moskauer Akademie nach dem Muster der kiewer zu reorganisiren. Peter selbst hatte auf seinen Reisen durch Europa überall nur Pflanzstätten der lateinischen Bildung gesehen; indem er das staatliche Leben Rußlands umgestaltete, wollte er auch die Wissenschaft in die allgemein üblichen Formen kleiden, und durch einen Ukas vom 7. Juni 1701 wurde die Einführung der lateinischen Lehrmethode in der Akademie beschlossen. In Folge dieses Ukas berief nun Jaworskji Lehrer aus Kiew, welche die moskauer Akademie auf den Fuß ihrer heimathlichen Hochschule einrichteten. Es scheint sogar, daß die kiewer Professoren zur Beschleunigung der Reform ihre vorgeschrittenen Zöglinge mit nach Moskau brachten; wenigstens findet man in dem Verzeichnisse der Studenten der Philosophie vom Jahr 1704 nur drei Großrussen — alle andern, einunddreißig an der Zahl, haben kleinrussische und polnische Namen. Alle Collegia wurden in lateinischer Sprache gehalten, alle Dissertationen in derselben abgefaßt; die Akademie verlor ihren frühern Namen einer griechischen Schule und hieß in den officiellen Acten gewöhnlich nur die lateinische oder slawisch-lateinische. Es verdient Bemerkung, daß man in jener Zeit der lateinischen Sprache eine besondere politische Bedeutung zu geben suchte, indem man sie die Sprache der Autokratie nannte, eine Sprache, die an die blühenden Tage des römischen Reichs erinnere."

In dieser Weise erhielt die Wissenschaft in Rußland vom Anfang an einen scholastischen Charakter, der sich von der einzigen damals existirenden höhern Lehranstalt über alle in der Folge errichteten Institute verbreitete. Aber wie wenig Theilnahme fand auch diese von dem Machtspruch Peters ins Leben gerufene Anstalt! Ihre besten, eifrigsten Lehrer (und deren gab es leider nicht viele) gingen als Opfer der Unwissenheit, des Neides und der Kabale zu Grunde. Ein solches Schicksal hatte namentlich der gelehrte und verständige Theophilakt Lopatinskji, der erst von dem Metropoliten Feophan Prokopowitsch, dann von Biron verfolgt wurde. Es fehlte auch nicht an andern Opfern, und die übrigen dachten daher hauptsächlich an ihre eigne Sicherheit, während die in Barbarei versunkenen Zeitgenossen allen Schulunterricht hartnäckig von sich wiesen. Umsonst verkündete Peter, daß „eine gute und gründliche Bildung die Wurzel, der Same und die Grundlage alles Nützlichen, sowol für den Staat als die Kirche" sei: die Stimme des Zaren verhallte in der Wüste. Man hing noch allzusehr an der alten Ignoranz, dem alten Müßiggang. Wie Peter selbst bemerkte, hielten die Eltern die Aufforderung, ihre Kinder in die Schule zu schicken, für eine gewaltsame Recrutenaushebung; sie verweigerten den Gehorsam, und wenn sie nachgeben mußten, so munterten sie die

Kinder heimlich auf, aus der Akademie zu entfliehen. Bei solchen Begriffen, bei solchen Sitten konnte von Bildung, konnte von Literatur keine Rede sein. Bis zu den Tagen Katharinas II. war der von Peter angebahnte Civilisationsproceß ein Kampf Weniger, die ihre Aufgabe nur unklar verstanden, mit der Barbarei, und zwar ein Kampf, der für die Streiter keineswegs gefahrlos war. Die Gelehrten wollten die Scholastik, die im Auslande erzogenen jungen Edelleute die weltmännische Abgeschliffenheit in französischer Form die Stelle der wahren Geistescultur vertreten lassen. Erst Katharina lehrte ihr Volk den Werth der Erziehung schätzen, sich mit den Wissenschaften und der Literatur beschäftigen, und erst von da an wurde es nicht mehr nöthig, die Schüler mit Gewalt und durch die Furcht vor Strafe in die Lehranstalten zu treiben.

In diesem ganzen Zeitraum, von Peter bis Katharina, blieb die slawisch-lateinische Akademie fast das einzige gelehrte Institut in Moskau, wie es die Akademie der Wissenschaften in Petersburg war. Aus der moskauer Akademie gingen nicht nur hohe geistliche Würdenträger, sondern auch Staatsbeamte und Gelehrte hervor, indem ihre Zöglinge oft in die petersburger übertraten. Bekanntlich gehörte Lomonossow zu den ausgezeichnetsten Schülern der moskauer Akademie, aber die gesellschaftlichen und culturlichen Zustände seiner Zeit verhinderten seinen Genius, sich in voller Kraft zu entwickeln. Als Literat und Gelehrter machte er in allem den Anfang und, wie Peter auf einem größern Schauplatz, kämpfte er sein Lebelang mit der Unwissenheit und starb über dem Kampf, der Nachwelt nur das Beispiel seines Strebens hinterlassend."

Correspondenzen.

Frankfurt a. M., 26. Mai. — Eine der letzten Nummern der Grenzboten enthält einen frankfurter Brief, worin nur mit großer Schüchternheit Preßverhältnisse berührt werden, die hier am Orte notorisch sind und die der Herr Briefsteller ganz ungescheut und unter Nennung der Namen hätte besprechen können, die er nur mit Anfangsbuchstaben als ein Noli me tangere bezeichnet. Diese Schüchternheit rührte aber wol nur von der Einseitigkeit des Herrn Briefstellers oder doch seiner angezogenen Correspondenz her, worin blos diejenigen Schäden der heutigen Presse hervorgehoben werden, welche die Kurzsichtigkeit den Regierungen zur Last legen möchte, während sie viel eher auf Personen zurückgeführt werden können, von denen die Regierungen in demselben Grade mißbraucht werden, wie das große Publicum manchmal von einzelnen Parteischriftstellern. Derselbe Friedrich Perthes, welchen Ihr Briefsteller in Nr. 21 anführt, sagt auch irgendwo in seinem Leben, wie es merkwürdig sei, daß eine kleine Zahl böser oder irregeleiteter, aber beharr-

licher Schriftsteller die ganze öffentliche Meinung bestimmen und vergiften könnten. Ich will damit nur sagen, daß die Schäden der Presse, wie sie auch in diesem Augenblick vorliegen, allgemeine seien, an denen die Regierungen nur Theil haben, und die zwar von ihnen verstärkt werden können, aber nicht von ihnen allein ausgehen.

Die Redaction der Grenzboten hat in einer Nachschrift in derselben Nummer sehr richtig die Grenzen abgesteckt, innerhalb deren sich eine Regierungspresse zu halten habe, wenn sie diesen Namen verdienen und wirklich den Regierungen, wie dem Gemeinwesen nützen soll. Sie hat auch bemerkt, wozu Sie mir vielleicht einen Zusatz zu machen erlauben, daß wenigstens die Zeitungsredactionen von abhängigen Schriftstellern nichts aufnehmen sollten. Aber hier liegt eben das Verkehrte und Verderbliche einer falschen Regierungspresse. Der Literat und Zeitungsschreiber, der von einem Regierungspreßagenten, deren sich allerdings auch in Frankfurt aufhalten, geworben wird, der schreibt den Zeitungsredactionen, als wäre er unabhängig, und ist auch oft in der Lage, ihnen Nachrichten geben zu können, die sie nicht gern zurückweisen. Wie würde man sichs sonst z. B. erklären, daß seit einer langen Reihe von Jahren die eigentlichen ständigen frankfurter Correspondenten der augsburger Allgemeinen Zeitung zum Theil zu der untergeordnetsten Gattung des hiesigen Literatenthums gehörten, und auch ihr jetziger Hauptcorrespondent von hier soll, wie allgemein behauptet wird und mir noch in diesen Tagen von einem genau unterrichteten Manne bestätigt worden ist, ein gewesener Barbiergehilfe sein; woraus wir aber, wie die Verhältnisse nun einmal sind, weder der Allgemeinen Zeitung, noch jenem Literaten einen Vorwurf machen, der blos einen geachteten Stand mit einem in unsern Augen minder geachteten vertauscht haben würde. Nimmt man hierzu, daß abhängige Literaten den oft nicht weich gebetteten Redactionen bequemer sind, als solche, welche zugleich eine eigne Ueberzeugung vertreten wollen, so muß tüchtigern Männern jede journalistische Thätigkeit in Deutschland wenn nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert werden. Und ich habe oben nicht einmal von abhängigen und absolut abhängigen Zeitungsredactionen, wie der nominellen Redaction der hiesigen Postzeitung, geredet.

Fügt man zu allen diesem das Treiben großer speculirender Buchhändler hinzu, wovon Sie vielleicht in Leipzig selbst Beispiele kennen, so wie einzelner in deren Interesse fungirender oder sich dieser und jener Partei aufdrängender selbstsüchtiger Literaten, so wird man zu der betrübenden, aber nothwendigen, schon oben ausgesprochenen Ueberzeugung kommen, der berührte Schaden sei ein ziemlich allgemeiner und die Besserung könne nur von innen kommen. — Was nun die ganz besondern frankfurter Preßverhältnisse und die unter denselben hervorstechenden Personen betrifft, so werde ich um der politischen Wichtigkeit dieses Platzes willen sine ira et studio, quorum causas procul habeo, demnächst eingehender darauf zurückkommen.

Für heute erlauben Sie mir nur noch, Sie auf die im Verlage von Brönner dahier erschienene Schrift von Aug. Boden: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte" aufmerksam zu machen. Da sie sich durch die Vielseitigkeit ihres Inhaltes auszeichnet, durch den aber ein rother Faden geht, welcher ihn zu einem Ganzen macht, so scheint eine kurze Anzeige derselben vom Orte ihres Erscheinens aus gerechtfertigt zu sein.

Der Verfasser selbst nennt sich bald einen conservativen, bald einen liberalen Schriftsteller, womit er sagen zu wollen scheint, daß er das eine wie das andre, weil nämlich jedes mit Maßen, sei, oder daß ihm für unsre Zeit ein echter Conservatismus mit einem echten Liberalismus zusammenfalle. Er reicht daher auch bald der einen, bald der andern Partei in einzelnen Fällen die Hand, wie der liberalen u. a. in der schleswig-holsteinischen und der kurhessischen Frage, und wenn er, als diese am brennendsten waren, Oestreich und der sog. großdeutschen Partei, zu der er damals gerechnet werden konnte, wegen ihres Verhaltens in derselben entschieden entgegentrat, so geht hieraus, wie aus vielen ausdrücklichen Aeußerungen hervor, daß er mit gleicher Unparteilichkeit gegen Oestreich wie Preußen auf demjenigen deutschen Standpunkt steht, welcher für die übrigen deutschen Staaten ein Gewicht in den deutschen Angelegenheiten in Anspruch nimmt und sie u. a. auch als ein Mittel und Werkzeug betrachtet, die beiden deutschen Großmächte auf dem Grunde des allgemeinen deutschen Interesses einig zu machen und zu erhalten. In dem Athenäum ist die Unparteilichkeit der ganzen Schrift hervorgehoben worden, indem das englische Blatt den Verfasser an impartial writer nannte. Der politische Theil des 647 Seiten in Octav großen Buches, dem sich der juristische und manches vom literarischen eng anschließt, wird ohne Zweifel als ein neuer Beitrag zu der Geschichte der Jahre 1848 bis 1850 zu betrachten sein. Da der Verfasser seit 20 Jahren in Frankfurt unabhängig lebt, so war er im Stande, manches besser zu sehen und zu erfahren, als die sich nur kürzere Zeit dort aufhielten, und sich als Norddeutscher ruhiger zu den süddeutschen Wirren zu verhalten, als dies den darin Aufgewachsenen und Befangenen möglich sein konnte. Dieser Umstand befähigte ihn, Jordan zu vertheidigen, ohne zu dessen Partei zu gehören, ja indem er diese Partei bekämpfte, und über den weit wichtigern weidigischen Proceß unparteiisch d. h. unter Bekämpfung eines falschen Liberalismus sowol, als eines schlechten Conservatismus zu schreiben und das Recht darin zur Anerkennung zu bringen. Sein Aufenthalt in Frankfurt mußte den Verfasser, wenn er aufmerksam war, auch genau mit dem Treiben am Bundestage bekannt machen, und man findet diesen in einzelnen seiner Thätigkeiten, so wie in den Personen einzelner Bundestagsgesandten so freimüthig besprochen, als sich das nur derjenige gestatten durfte, der sich an Ort und Stelle solche Beweise sammeln konnte. Von einzelnen Bundestagsgesandten finden sich besondere Charakteristiken, u. a. von den Herren von Blittersdorff und von Pechlin, und des Herrn Victor Strauß in Bückeburg Meineidstheorie aus dem Jahr 1853 wird auf S. 568 mit derjenigen der hessischen Radicalen der dreißiger Jahre verglichen, jedoch zum Vortheile der letztern. In dem theologischen Theil der Schrift, wenn man Abhandlungen und Aufsätze eines Laien, der jedoch gründliche theologische Studien gemacht hatte, so nennen kann, scheint uns der Verfasser ganz mit der Richtung dieser Blätter übereinzustimmen. Er hat nur solche in die Sammlung aufgenommen, deren Gegenstände das Interesse, welches sie zur Zeit der Abfassung hatten, behalten haben, wie z. B. wo jetzt abermals eine evangelische Generalsynode in Berlin zusammentreten soll, die „Beleuchtung der Verhandlungen der evangelischen Generalsynode zu Berlin im Jahr 1846 „„über die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften.““ Den schönwissenschaftlichen Theil des Buches betreffend glauben wir auf den Auf-

satz „Ueber Goethe, mit Beziehung auf einige seiner Tadler" aufmerksam machen zu dürfen, eine Ehrenrettung Goethes in Beziehung auf sein Verhältniß zum Herzog Karl August und zu Schiller, überhaupt in Beziehung auf die ersten Jahre seines weimarschen Lebens. Gegen die Abhandlungen über das junge Deutschland hat man schon eingewandt, daß Männer wie Gutzkow jetzt auf einer höhern oder andern Stufe ständen. Der Verfasser scheint auch dies zwar nicht anzunehmen, der Einwand ist aber deshalb ungegründet, weil jene Abhandlungen aus der Zeit der Blüte des jungen Deutschlands herrühren und während derselben oder gleich nach derselben (1835—1838) geschrieben wurden, wie uns denn überhaupt das Interesse der Schrift dadurch gewinnen zu müssen scheint, daß mit Ausnahme der Abhandlungen über Goethe die einzelnen Theile derselben den Erscheinungen und Ereignissen, auf welche sie sich beziehn, gleichzeitig waren oder auf Anregung des jedesmal gegenwärtigen Augenblickes geschrieben wurden. Einiges ist in „Nachschriften" hinzugefügt, wie eine Kritik der berüchtigten, aber einflußreichen Schrift des Dänen Wegener „Ueber das wahre Verhältniß des Herzogs von Augustenburg zum holsteinischen Aufruhr," deren unheilvollen Einfluß auf die frankfurter deutschen Diplomaten der Verfasser, wie aus seinem Buch hervorgeht, schon gleich nach ihrem Erscheinen in der Allgemeinen Zeitung beklagt hatte.

---

* Der neulich in diesem Blatte berührte Streit zwischen England und den Vereinigten Staaten wegen Centralamerika ist in ein neues Stadium getreten, indem Präsident Pierce Walker anerkennt, und, wie durch die nesten Nachrichten bestätigt worden, dem englischen Gesandten seine Pässe ertheilt hat. Die Bereitwilligkeit, mit welcher der Präsident eine noch um den Besitz der Herrschaft und zwar mühsam ringende Partei als Regierung de facto anerkennt, ihr dadurch die moralische Unterstützung der Vereinigten Staaten verschafft, und materielle in Aussicht stellt, ohne welche Walker wol dem Untergang Preis gegeben sein dürfte, zeigt am besten die wahren Beweggründe, welche das Cabinet von Washington bei der gegen England beobachteten Politik von Anfang an geleitet haben. Die seit dem Abschluß des Clayton-Bulwerschen Vertrags in Centralamerika eingetretenen Verhältnisse haben dem Präsidenten das Bestehen des Vertrags leid werden lassen, und er hat alles versucht, um einen Bruch herbeizuführen, der ihm den Vorwand verschaffte, einen Vertrag für erloschen zu erklären, der den Plänen der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten herrschenden Partei, die Einverleibung Centralamerikas in die Union vorzubereiten, ein völkerrechtliches Hinderniß in den Weg legt. Weil er selbst das Bedürfniß fühlte, den Vertrag zu verletzen, fand er es für das Gerathenste, vorher England der absichtlichen Verletzung des Vertrags zu beschuldigen. Nachträglich kommt auch noch eine Depesche vom Jahr 1851 zu Tage, in welcher bereits Buchanan den Zweck, mit dem die Vereinigten Staaten den fraglichen Vertrag abgeschlossen, ziemlich offen eingesteht. Er schreibt unter dem 2. Mai an den englischen Staatssecretär des Auswärtigen: „Das englische Cabinet scheint große Wichtigkeit auf die Thatsache zu legen — warum ist jedoch schwer einzusehen — daß Mr. Buchanan in seiner Darlegung angibt, daß Ruatan 1856 in

großbritannischem Besitz gewesen sei. Eben weil England nicht blos Ruatan, sondern fast die ganze östliche Küste Centralamerikas besetzt hielt, lag den Vereinigten Staaten so viel an dem Abschluß einer Convention, welche England verpflichtet, diese Besetzung aufzugeben." In Voraussicht der sehr nahe liegenden Bemerkung, daß dieser Zweck hätte offen eingestanden und der Rechtstitel Englands mit Gründen hätte angefochten werden müssen, setzt er mit naiver Aufrichtigkeit hinzu: „Ein solches Verfahren würde nur nutzlose Gereiztheit zur Folge gehabt haben. Es genügte zu wissen, daß England, gegenwärtig in Besitz, gleichviel unter welchem Titel sich verpflichtet, den Besitz (Occupation) aufzugeben." Es ist nur zu verwundern, daß nach Empfang solcher Depeschen die englische Diplomatie es noch der Mühe für werth hält, mit Vernunftgründen zu streiten.

Das streitige Eiland Ruatan — beiläufig gesagt des Streites gar nicht werth, — gehört nach völkerrechtlichem Brauch unzweifelhaft zu der britischen Besitzung Belize, und beruht der Rechtsanspruch Englands durchaus nicht blos auf einer alten Karte. Es kann zwar nicht angegeben werden, wann England zuerst das Eiland in Besitz genommen hat, aber so oft eine der centralamerikanischen Regierungen den Versuch gemacht hat, sich dort festzusetzen, hat England sein Besitzrecht geltend gemacht, das centralamerikanische Behörden auch dadurch anerkannt haben, daß sie Beschwerden über die Ansiedler auf Ruatan stets an die Behörden nach Belize gewiesen haben.

Abgesehen von der politischen Wichtigkeit ihrer Lage, ist die britische Colonie Honduras auch für den Handel von nicht geringer Bedeutung. Die Colonie führte 1856 nach England, den Vereinigten Staaten und andern Ländern aus für 345,377 Pf., 1854 für 452,313 Pf.; der Werth der Einfuhr betrug im Jahr 1854 2,417,642 Pf. Die Tonnenzahl der einlaufenden Schiffe belief sich 1854 auf 31,124, die der auslaufenden auf 27,803 Tonnen. Der Hauptort, Belize, hat ungefähr 8000 Einwohner.

So sehr sich die öffentliche Meinung Englands abgeneigt zeigt, einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu beginnen, wenn das Benehmen derselben nur nicht gar zu übermüthig wird, so erhebt sie dennoch zugleich den Ruf, wenn der Krieg einmal nicht zu vermeiden ist, ihn besser vorbereitet zu beginnen, als den von 1846 oder den neuesten gegen Rußland. Die Presse warnt vor dem „Himmel-werhätte-das-gedacht-System", welches erst an das Verbessern denkt, wenn bittre Erfahrung die schweren Nachtheile des Verbleibens beim Alten gelehrt hat. „Wenn die Nordamerikaner uns zum Krieg drängen — was Gott verhüte, obgleich die Langmuth ihre Grenzen hat" — schreibt ein liberales Blatt, „so droht uns dieses System wieder. Die Nordamerikaner haben fünf erst vollendete Fregatten alle von der Größe und nach dem Muster des Niagara; dieses Schiff hat eine Länge von 367, eine Breite von 56, eine Wassertiefe von 23 Fuß; es trägt eine Last von 3000 Tonnen und Maschinen zu 2000 Pferdekraft. Der Niagara ist mit Griffiths Schraube versehen und hat 11 Knoten in der Stunde zurückgelegt, ohne die Schraube auszuheben, eine Schnelligkeit, die demnach auf 12½ Knoten zu erhöhen wäre. Diese Fregatte ist außerordentlich schwer armirt. Unsre zuletzt erbauten Fregatten, wie der Euryalus, sind dagegen Pygmäen und können es ebensowenig mit dem Niagara aufnehmen, als 1815 der Macedonian und die Guerriere mit der Constitution und

der United States. Die Amerikaner sind so klug gewesen, uns alle unsre Experimente probiren zu lassen, und 12 andere von diesen Riesenfregatten sollen jetzt zu dem Niagara und seinen fünf Schwestern hinzukommen, so daß die Amerikaner eine noch nie dagewesene Seemacht von 18 dieser fliegenden Leviathans besäßen, die unsern Schraubenlinienschiffen gleich, und an Metallgewicht ihnen überlegen sind. Bleiben wir in dieser Hinsicht zurück, so werden im Fall eines Kriegs die Amerikaner nach ihrer alten Taktik den ersten glücklichen Schlag führen. Sie werden eine Fregatte einer Fregatte, eine Corvette einer Corvette entgegenstellen, dem Namen nach gleich starke Schiffe, in Wirklichkeit aber unendlich überlegen. Dann heißt es in aller Welt, eine amerikanische Fregatte oder eine amerikanische Corvette habe ein englisches Schiff gleichen Ranges in den Grund gebohrt oder geentert — und unsre Matrosen werden der Aussicht auf Glück und Beute folgen, wie im vorigen Kriege, und massenweise aus unsrer in die amerikanische Marine übertreten . . . Unsre Marine muß mit der Zeit Schritt halten. Amerika muß ganz anders behandelt werden als Rußland. Im voraus gewarnt heißt im voraus gewaffnet sein. Wir müssen Fregatten bauen, die es mit dem Niagara aufnehmen können. Das Geld darf nicht gespart werden: ein Zurückfallen in das alte System des Schlendrians verdient Ursache zur Anklage des betreffenden Ministers zu werden, während gehörige Kriegsbereitschaft sich am Ende als das beste Vorbeugungsmittel gegen den Krieg erweist."

In London ist soeben eine biographisch-kritische Skizze „Felix Mendelssohn Bartholdy" von Julius Benndix bei John Murray in zweiter Auflage erschienen. Dieselbe Verlagshandlung bringt den ersten Band von Sir Robert Peels Memoiren, ferner Ubicinis Briefe über die Türkei in zwei Bänden. Letzteres Buch ist von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der innern Zustände und der Handelsverhältnisse der Türkei, die über der allgemeinen politischen Bedeutung der orientalischen Frage bis jetzt so oft übersehen worden sind.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das dreiunddreißigste niederrheinische Musikfest in Düsseldorf, den 11., 12. und 13. Mai 1856.*)

An Dr. Julian Schmidt.

Sie werden, lieber Freund und verehrter Redacteur, von mir einen Bericht über das jüngste Musikfest in Düsseldorf erwarten und ich habe außer dem natürlichen Wunsch, noch einmal wieder bei Ihnen als Referent einzutreten, noch so manche Veranlassung, Ihrer Erwartung zu entsprechen, daß ich die Feder ergreife, obgleich, wie Sie wissen, meine Zeit für dergleichen Arbeiten ungemein knapp bemessen ist. Das wird mich wenigstens in Ihren Augen entschuldigen, wenn mein Bericht nicht so ausführlich sich über alle Punkte verbreiten sollte, wie es die Bedeutung eines Festes der Art vielleicht erwarten läßt.

Die erfreulichste Veranlassung zu berichten, ist mir das in allen wesentlichen Punkten vollständige Gelingen eines Festes, das zu einem edlen künstlerischen Zweck viele und bedeutende Kräfte in einem weiten Kreise von Mitwirkenden und Zuhörenden angeregt und angespannt hat, und nun durch die Befriedigung nach so schönen Anstrengungen ringsumher neuen Samen ausstreut und Lust und Wetteifer für künstlerische Bestrebungen wach hält. Es ist etwas gar Eignes und Schönes um ein solches Fest, das mehre Tage lang Tausende dem gewöhnlichen Thun und Treiben entrückt und in einem höheren geistigen Interesse vereinigt. Denn wie verschieden auch nach Sinn und Bildung die Weise sein mag, in welcher der Einzelne sich an dem Genuß einer solchen Feier betheiligt, so ist doch bewußt oder unbewußt die Kunst das höhere Element, welches alle durchdringt und trägt, sie wird die reine, klare Lebensluft, in welcher alle sich frei und heiter bewegen. Wenn wir keine olympischen Spiele mehr haben, so dürfen wir uns doch dieser Musikfeste rühmen, in denen die Kunst, welche unsrer Zeit und unsrem Volk die eigenste ist, ihre Macht und Herrlichkeit als eine wahrhaft volksthümliche offenbart. Denn es handelt sich hier nicht allein um Musteraufführungen, welche durch momentane Con-

*) Bei der momentanen Entfernung der beiden Herausgeber ist der Abdruck verzögert worden.

centration außerordentlicher Kräfte hervorzurufen sind. Man muß den Chor ins Auge fassen, der aus Abgeordneten von Gesangvereinen vieler Ortschaften gebildet ist und eben diese Vereine, welche oft sehr zufällig vertreten sind, hinter sich hat, so wie das Orchester, das auf eine ähnliche Weise gebildet wird, um sich zu vergegenwärtigen, welche Summe von musikalischer Kraft und Bildung im Volk dadurch repräsentirt wird. Und wenn man dann wahrnimmt, in welcher Weise ein Kunstwerk wie Beethovens neunte Symphonie von einem solchen Chor und Orchester ausgeführt, in welcher Weise es von einem ebenso gemischten Publicum aufgenommen wird, so wird man inne, daß die höchsten Leistungen unsrer größten Künstler in Wahrheit tiefe Wurzeln im Volk geschlagen haben und der Nation angehören. Lassen Sie uns, mein theurer Freund, auch an dieser Aeußerung eines nationalen Gefühls uns erfreuen, wenn es gleich dem idealen Gebiet des künstlerischen Empfindens und Verstehens angehört. Gar wenige mögen das Gefühl des Einigseins und Zusammengehörens beim wahren Genuß deutscher Musik als ein patriotisches empfinden, desto besser! um so unbefangener und gesunder wird es als ein Factor eines lebendigen Nationalgefühls überhaupt mitwirken.

Es war keine geringe Aufgabe, zwei Jahre hintereinander an demselben Ort ein Musikfest zu Stande zu bringen, und der überaus glänzende Erfolg des vorjährigen Festes war eher geeignet, diese Aufgabe zu erschweren. Der noch nicht vollendete Ausbau des Gürzenich machte es unmöglich, das Fest in Köln zu feiern; um nicht etwa gar eine Unterbrechung eintreten zu lassen, entschloß man sich in Düsseldorf zu einer Wiederholung, und durch die Energie und Umsicht des Comités und insbesondere des Herrn Herm. Voß gelang es bald, die materiellen Voraussetzungen des Zustandekommens zu sichern. An der Bereitwilligkeit der verschiedenen Gesangvereine, zahlreich mitzuwirken, war nicht zu zweifeln; das Verzeichniß der Mitwirkenden weist dies Mal in allen Stimmen größere Zahlen auf: im Sopran 185 (statt 167), im Alt 140 (statt 125), im Tenor 168 (statt 158), im Baß 237 (statt 204), im Ganzen also 780 Choristen, während im vorigen Jahr deren 654 gewesen waren. Daß diese numerische Verstärkung von keiner großen Wirkung sein würde, ließ sich annehmen; es scheint aber, als wenn von den angemeldeten Choristen eine beträchtliche Anzahl ausgeblieben sei, so daß die Zahl der wirklich Mitsingenden vielleicht geringer war; in der That schien auch die Wirkung des Chors nicht ganz von der Macht und Fülle zu sein, wie im vorigen Jahr. Etwas mochte dazu wol beitragen, daß die Schöpfung in seltener Weise geeignet ist, den Chor auf die mannigfaltigste Art zur vollsten Geltung zu bringen. Allein auch ein solcher Rückblick that den Leistungen des Chors in diesem Jahr keinen eigentlichen Schaden; er war durchaus kräftig, gesund und frisch und hatte sich dessen bemeistert, was er vorzutragen hatte.

Bei der Besetzung des Orchesters war man bemüht gewesen, die Blasinstrumente, welche voriges Jahr den Saiteninstrumenten nicht ganz ebenbürtig erschienen, zu verbessern, auch war dies nicht ohne Erfolg geblieben. Die Saiteninstrumente dagegen standen dies Mal etwas zurück, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß eine so überaus schöne, in Kraft und Zartheit gleich wohlthuende Wirkung der Saiteninstrumente, wie man sie voriges Jahr in Düsseldorf hörte, in aller Welt selten vernommen wird und nur unter besonders günstigen Umständen erreicht werden konnte. Die Zahl der Geigen und Bratschen war etwas geringer, die Bässe waren — wol mit Rücksicht auf die Symphonie — verstärkt (27 Violoncelle und 16 Contrabässe).

Nach einem, wie mir scheint, sehr richtigen Grundsatz wechselt man bei den Musikfesten, wenn auch nicht regelmäßig, mit dem Dirigenten. Schwerlich aus der Ansicht, die bei dem Engagement der Solisten und Virtuosen maßgebend sein mag, daß neue Namen und Personen auf das Publicum eine erhöhete Anziehungskraft ausüben, sondern weil die eigenthümliche geistige Anregung und belebende Kraft, welche von dem Dirigenten ausgeht, solchen Massen gegenüber von ungewöhnlicher Frische und Energie sein müssen. So wohlthätig, ja nothwendig bei musikalischen Instituten von regelmäßig fortlaufender Wirksamkeit die stetige Tradition einer einheitlichen Direction sich erweist, so heilsam ist für eine außerordentliche Veranlassung, bei der es auf eine rasche Verschmelzung großer Massen ankommt, die kräftigere Anregung, welche von einem Dirigenten ausgeht, dem Achtung und Vertrauen der Mitwirkenden entgegenkommen, ohne daß eine beiderseitige Gewohnung ein bequemes Sichgehenlassen zugibt. Die Wahl war auf Julius Rietz gefallen, der, früher während einer Reihe von Jahren Musikdirector in Düsseldorf, dort und im Rheinland bekannt und heimisch, ebenso gern der gastlichen Einladung zu diesem Ehrenposten folgte, als man ihn dort freudig und herzlich empfing. Daß es für Ihren Referenten eine besondere Genugthuung war, den befreundeten Meister, dessen sichere Leitung er so oft mit Theilnahme und Befriedigung beobachtet hat, einmal wieder am Dirigentenpult zu sehen, wissen Sie, und in einem Bericht, der sich zunächst nach Leipzig wendet, ist es überflüssig, sich weiter darüber auszulassen, wie sehr geeignet Rietz durch sein hervorragendes Directionstalent und seine große Erfahrung und Sicherheit für die Leitung eines Musikfestes sei. Er hat sich als Dirigent auch hier bewährt und an dem, was so erfreulich gelang, hat die energische Festigkeit und die anregende Frische seiner Direction den wesentlichsten Antheil, während das meiste von dem, was minder befriedigend ausfiel, einer Sphäre angehört, in welcher sein Einfluß nicht maßgebend sein konnte.

Den größten Schwierigkeiten ist immer das Engagement der Solisten unterworfen; die Aufgabe, Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, die durch

Ruf und Leistungen den so hoch gespannten Kräften und Anforderungen eines solchen Festes genügen, ist von der Art, daß man sich über jeden Glücksfall freuen, und, was nicht gelingen will, mit Resignation ertragen muß. Ein Sonnenglanz, wie ihn Jenny Lind über das vorjährige Musikfest ausbreitete, ist nur durch sie zu erreichen, und sie ist leider nicht immer zu erreichen. Das Festcomité hat durch die Berufung von Frl. Therese Tietjens aus Wien, welcher Frl. Louise Thalen aus Düsseldorf und Frl. Ida Dannemann aus Elberfeld für die zweiten Sopranpartien zur Seite standen, und von Frau Johanna Hoffbauer-Findorf aus Halberstadt als Altistin gezeigt, daß man darauf bedacht war, anerkannt tüchtige Kräfte zu gewinnen. Neben diesen Damen war Herr Schneider aus Leipzig, schon durch den allgemeinen Beifall, den er voriges Jahr gefunden hatte, für das diesjährige Musikfest designirt; Herr Dumont-Fines aus Köln ist seit Jahren der Bassist der Rheinlande. Durch die Theilnahme des Herrn Jules Stockhausen war endlich für die Solovorträge ein Sänger gewonnen, welcher auch diesem Theil der Leistungen des Musikfestes eine Bedeutung gab, wie sie allein eine im höchsten Sinne künstlerische Vollendung zu verleihen im Stande ist.

Um dem Fest als Fest- und als Pfingstfest seine rechte Bedeutung zu geben muß vor allem schönes Wetter sein, und dafür kann freilich das Comité beim besten Willen nicht sorgen. Das vorige Musikfest dankte dem herrlichen Wetter, wodurch es begünstigt wurde, zum guten Theil die heitere, festliche Stimmung, mit welcher man es sich in der gemeinsamen Anstrengung und dem gemeinsamen Genuß so wohl sein ließ; das unfreundliche Regenwetter, welches dies Mal schon vor dem Beginn des Festes eintrat, stellte demselben kein günstiges Prognostikon, und einige leere Plätze auf dem Orchester und im Zuschauerraum wären wol besetzt worden, wenn nicht die Witterung fröhliche Reisegedanken bei vielen niedergeschlagen hätte. Manchen, die an Vorbedeutungen glauben und deshalb auf das Motto der hillerschen Symphonie: Es muß doch Frühling werden, große Stücke hielten, meinten, das wochenlange unausgesetzte Rufen nach Regen in allen Proben zum Elias habe am Ende doch seine Wirkung gethan; es machte wirklich einen tragikomischen Effect, als in der Probe mit steigendem Eifer um Regen gebeten wurde, während dieser höchst ungelegen prasselnd auf das Dach strömte. Die ersten Proben waren daher auch nur schwach besucht; am Morgen des ersten Festtags sah man sich vergebens nach dem festlichen Gedränge um, das im vorigen Jahr die Straßen und Spaziergänge erfüllte, und ein Zusammensein auf dem Ananasberg, bei welchem sich damals die heiterste Stimmung unter allen Anwesenden verbreitete, wie sie Gelingen und Genuß verbürgt, fand dies Mal gar nicht statt. Indessen klärte sich das Wetter bis zum Concert selbst auf, und blieb auch in den folgenden Tagen, abgesehen von einigen Gewitterschauern, schön. Selbst diese

richteten keinen erheblichen musikalischen Schaden an; als Opfer fiel nur, wie im vorigen Jahr die gadesche Ouverture, so dies Mal der erste Satz von Beethovens Tripelconcert, das vor dem unwiderstehlichen Crescendo eines heftigen Platzregens allmälig völlig verschwand, so daß man die Künstler bewundern mußte, die sich auch durch ein solches Accompagnement nicht aus der Fassung bringen ließen. Uebrigens war es eine wahre Wohlthat, daß man in der langen Pause, welche sehr zweckmäßig die langen Concerte unterbricht, aus der Schwüle des Saales in den schönen großen Garten des Festlocals gehen und frische Luft schöpfen konnte, wenn gleich die Maitrankconsumtion nicht völlig so erheblich zu sein schien wie voriges Jahr. Am zweiten Pfingsttag wurde dann auch die heitere Morgenconferenz auf dem Ananasberg nachgeholt, und die Geistlichkeit, welche gegen die frühere Gewohnheit es durchgesetzt hatte, daß die Generalprobe während der Kirchzeit ausgesetzt wurde, hatte dadurch wesentlich die gute Stimmung gefördert; denn es ist kaum zu sagen, wie sehr ein ungezwungenes Beisammensein im Freien, der mannigfache Austausch der Gedanken und Ansichten, durch die wechselnde Begegnung stets neu angeregt, grade bei so gehäuften künstlerischen Genüssen erfrischt und erhebt. Auch nahm die äußere und innere Betheiligung sichtlich zu, die letzten Tage waren ungleich frequenter und belebter, als der erste. Die Zahl der anwesenden Nobilitäten war kaum so groß als im vorigen Jahr, allein auch so war an Musikdirectoren kein Mangel fühlbar.

Glücklicherweise sind alle diese Umstände, wenn sie auch dazu beitragen, den Eindruck des Festes mehr oder weniger glänzend, heiter oder behaglich zu machen, doch nicht das, wodurch Wesen und Charakter desselben bestimmt wird. Denn zuletzt ist und bleibt es ein Musikfest, und die Wahl und Ausführung der Kunstwerke gibt den Ausschlag; in dieser Hinsicht ist das Musikfest, wie schon bemerkt, in allen wesentlichen Punkten zu völliger Befriedigung gelungen.

Als die beiden Grundpfeiler der Aufführungen hatte man Mendelssohns Elias und Beethovens neunte Symphonie mit Chören ausersehen, und mit dieser Wahl konnte man wohl zufrieden sein. Auffallenderweise ist der Elias bisher noch auf keinem niederrheinischen Musikfeste gegeben, und es war daher sehr angemessen, in die ohnehin beschränkte Zahl großer Oratorien, welche für derartige Aufführungen zur Frage kommen, ein Werk aufzunehmen, das in jeder Hinsicht gerechten Anspruch auf diese Auszeichnung hat. Eine eingehende Betrachtung des Oratoriums würde hier zu weit führen. Allein wenn man auch zugeben wird, daß im Elias wie im Paulus die Charakteristik des Trägers beider Kunstwerke die ganze Kraft und Energie dieser gewaltigen Männer, wie die heilige Schrift sie darstellt, nicht erreicht, sondern wesentlich eine Seite ihres Wirkens, ihre glaubensstarke Zuversicht auf inbrünstiges

Gebet, hervorhebt; und daß im Paulus die Empfindung und Erfindung vielleicht frischer und unmittelbarer ist als im Elias: so schließt dieses Zugeständniß einer in der Natur des Meisters begründeten Beschränkung nicht die Anerkennung dessen aus, was er auch hier Großes und Bedeutendes geleistet hat. Man ist gegenwärtig von manchen Seiten her ebenso eifrig bemüht, eine vollständige Geringschätzung gegen Mendelssohns Leistungen an den Tag zu legen, als man noch vor kurzer Zeit ihn über alle zu erheben geneigt war. War diese Bewunderung gleich einseitig und übertrieben, so war sie doch erfreulicher und behaglicher als die forcirte Geringschätzung. Mendelssohn verband mit bedeutender musikalischer Begabung und einem feinen poetischen Sinn eine seltene Durchbildung; er war nicht allein ein vollkommen geschulter Musiker, sondern ein durchgebildeter Mensch, und beides stand bei ihm nicht in Widerspruch, sondern in Harmonie miteinander, weil er den glücklichen Takt besaß, der nur wirkliche Künstlernaturen auszeichnet, mit Sicherheit zu empfinden, was seiner Natur gemäß sei. War er gleich kein schöpferisches Genie wie die Heroen unsrer Musik, so bleibt ihm in der Geschichte der modernen Musik das unbestrittene Verdienst, daß er der poesielosen Routine wie dem dilettantisirenden Romanticismus entgegentrat und durch die That wieder ins Klare brachte, daß poetische Auffassung und Beherrschung der Form in ihrer unzertrennlichen Vereinigung das Wesen der Kunst ausmachen. Wahrlich unsere Zeit hat nicht Ursache, spröde zu thun gegen künstlerische Leistungen, in denen ein durchaus edler Sinn, poetische Auffassung und vollkommene Sicherheit der Technik sich aussprechen, selbst wenn sie darin wesentlich das Resultat künstlerischer Bildung erkennen sollte. Denn wie viele Künstler sind denn, die es bis zu solcher Bildung, die es nur bis zum Geschmack bringen? Einem Werke von solcher Anlage, Ausdehnung und Bedeutung gegenüber erkennt jeder leicht, welch ein Unterschied zwischen künstlerischen Intentionen oder vielmehr Velleitäten und dem Vermögen besteht, fertige klare Gestalten auszubilden, die das ausdrücken, was der Künstler, durch sie aussprechen will. Es war wol charakteristisch, daß ein Künstler, der während der Probe neben mir in der Partitur nachlas — er gehört nicht dem musikalischen ancien régime an — nach dem großartigen Schlußchor des ersten Theils ausrief: „Ach, wie gut ist es, wenn einer etwas Ordentliches gelernt hat; sonst hätte er die Wirkung nicht hervorbringen können!" Gewiß nicht, und daß dieses Chor wie die ganze Schlußscene und überhaupt die Hauptstücke des Oratoriums, die Schilderung der Noth, der Wettstreit mit den Baalspriestern, Elias in der Wüste, die Erscheinung auf dem Horeb auch auf das Publicum hier wie sonst tiefen Eindruck machten, beweist, daß in dieser Musik noch etwas mehr wirksam ist, als bloße Formgewandtheit.

Der Chor hat in diesem Oratorium eine sehr ausgedehnte Anwendung

gefunden und auch deshalb ist dasselbe für ein Musikfest durchaus angemessen; Schade ist es, daß Mendelssohn, der denselben so geschickt und einsichtig zu benutzen weiß, mehrmals und namentlich gegen das Ende hin die Wirkung desselben durch zu starke Anwendung der Blechinstrumente beeinträchtigt hat. Wenn man den wahrhaft wohlthuenden Eindruck empfunden hat, den so starke und wohlklingende Chormassen auf das Ohr und Gefühl hervorbringen, so bedauert man es, dieselben vergebens gegen die niederschmetternde Macht des „tönenden Erzes" ankämpfen zu sehn. Daß der Chor sich wacker hielt, mit Sicherheit und Festigkeit — sehr wenige Stellen ausgenommen — einsetzte, frisch und kräftig aushielt und prächtig klang, bedarf kaum des ausdrücklichen Zeugnisses; auch vom Orchester kann man dasselbe sagen. Und so war für das Ganze ein tüchtiger, fester Grund gelegt, ein solider und glänzender Rahmen für die Leistungen der Solosänger gewonnen.

Für die Partie des Elias war Herr Jules Stockhausen gewonnen. Nach den außerordentlichen Erfolgen, welche dieser Sänger in der letzten Zeit in Deutschland errungen hat, war man äußerst gespannt, ihn zu hören, um so mehr, als das Genre des Oratoriums, nach dem, was über ihn bekannt geworden war, ihm fremd zu sein schien; denn daß er den Elias bereits in Straßburg und Basel gesungen hatte, mochten Wenige wissen. Allerdings hatte er mit mancherlei ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen. Seine Stimme ist ein entschiedener Bariton mit bedeutender Höhe; die Partie des Elias liegt zwar nirgend so tief, daß sie den Umfang seiner Stimme überschritte, aber sie bewegt sich nicht selten in Tonlagen und verlangt in denselben Kraft und Klang, welche für seine Stimme nicht die günstigsten sind. Dies gilt namentlich gleich vom ersten Recitativ, das, um die rechte Wirkung zu thun, gegen die mächtigen Accorde der Blasinstrumente wie mit Flammenzügen die unheilvolle Prophezeihung verkündigen muß. Diese Macht des materiellen Klanges hat Stockhausens Stimme nicht, am wenigsten in dieser Lage; dazu kam noch, daß er, durch übermäßige Anstrengung erschöpft und körperlich unwohl, am ersten Tage und besonders im ersten Theil des Elias nur mit großer Anstrengung sang. Es ist daher begreiflich, daß ein Theil des Publicums, der sein Urtheil über einen Sänger nach dem materiellen Klang der Stimme zu bemessen pflegt, sich in seinen Erwartungen getäuscht fand; auch ist durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß für manche Partieen im Elias eine erhöhete Kraft, ein vollerer Klang der Stimme erwünscht gewesen wäre. Nirgend aber trat dies als ein Mangel von solcher Art hervor, daß das Verständniß und der Genuß an der künstlerischen Leistung dadurch verkümmert worden wäre. Denn Stockhausen ist nicht blos, was man so gewöhnlich sagt, ein Sänger mit schöner Stimme und gutem Vortrag, sondern ein Künstler, „der nichts will als das Kunstwerk rein zur Darstellung bringen und dies perfect kann." Daß das Singen eine

Kunst sei, ist freilich eine Vorstellung, die jetzt leider nicht allein unserem Publicum, sondern auch unsern Sängern fast ganz fremd geworden ist. Wie wenige bedenken, daß auch die umfangreichste, wohlklingendste Stimme nur ein Material ist, das durch die allerstrengste Schulung dem künstlerischen Gebrauch gerecht gemacht werden muß; daß das, was man gewöhnlich Fertigkeit nennt, keineswegs das einzige, nicht einmal das wichtigste Resultat dieser Schulung ist, sondern daß die vollkommene Herrschaft über die Tonbildung im weitesten Umfang das ist, was der Gesangkünstler erreichen muß, damit er unter allen Umständen nicht allein einen schönen Ton zu bilden, sondern diesem jedes Mal die Klangfarbe zu geben, ihm den Ausdruck einzuprägen vermöge, welcher erforderlich ist, um das auszudrücken, was der Componist gewollt hat. Freilich gewinnt eine solche an sich schon bewundernswerthe Herrschaft über die vollkommen ausgebildete Stimme erst Leben und Bedeutung, wenn der Sänger auch die allgemeine musikalische Bildung besitzt, um diese Mittel dem Wesen der Kunst gemäß zu verwenden, und poetischen Sinn und Verständniß, um von innen heraus seine Aufgabe geistig zu erfassen und zu beleben. Die Vereinigung dieser Eigenschaften ist es, welche Stockhausen einen so hohen Rang als Sänger anweist, und, was sich bei einem wahren Künstler von selbst versteht, die unbedingte Hingebung an die Sache, die Wahrheit, welche seinen Vortrag bis ins kleinste Detail durchdringt. Daher kann man auch kaum sagen, daß er in einem Genre besser sei als in dem anderen; die Vollendung der technischen Ausführung, die poetische Wahrheit der Darstellung ist stets dieselbe, und wenn die Wirkung eine verschiedene ist, so liegt das wol zum großen Theil auch am Zuhörer, an dessen Stimmung und Richtung. Daß Stockhausen eine seltene Fertigkeit besitzt, daß er die Coloratur, sowol die rasch fließende der modernen, als die gewichtige der früheren Gesangsweise, Triller, Manieren aller Art und in jeder Nuancirung vollkommen ausgebildet hat, hört jeder leicht; die Freiheit und Sicherheit, mit welcher er Schwierigkeiten überwindet, die nur der Kundige wahrnimmt, überall Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung des Einzelnen herzustellen und Licht und Schatten zu vertheilen weiß, empfindet in ihrer wohlthuenden Wirkung wol auch der Laie, recht würdigen kann sie nur der Kunstverständige. Aehnlich verhält es sich mit der Kunst den Ton zu bilden und ihm die verschiedenartigsten Klangfarben zu geben. Wer empfänglich für das Wahre und Schöne ist, der wird freilich von der Wahrheit des Ausdrucks, welche stets mit der Schönheit des Tons vereint ist, getroffen werden und oft am meisten bei solchen Stellen, welche scheinbar an sich wenig bedeutend, eine wunderbare Wirkung thun, — nicht weil der Sänger etwas Neues und Anderes aus ihnen macht, sondern weil er das zur Geltung zu bringen weiß, was in ihnen liegt; allein in welcher Weise diese Wirkung auf dem künstlerischen Gebrauch künstlerischer Mittel be-

ruht, das wird wiederum nur der Kunstverständige ganz beurtheilen können. Natürlich wird die höchste, die eigentliche Wirkung auch von Stockhausen nur dadurch erreicht, daß seine meisterhafte Technik allein seiner poetischen Auffassung dienstbar ist. Er besitzt eine außerordentliche Kraft und Lebendigkeit, den Charakter einer Person oder Situation nach den durch die musikalische Ausführung gegebenen Momenten in einem ganz bestimmt ausgeprägten plastischen Bild aufzufassen, und zwar wie ein echter Künstler als ein Ganzes, so daß von dem Kernpunkt derselben aus alle Einzelnheiten ihr wohlabgemessenes Licht und die richtige Färbung erhalten. Darauf beruht die stets gleiche Wahrheit seines Vortrags, die jedes Einzelne mit Liebe behandelt, ohne es eines vorübergehenden Effects wegen zu bevorzugen, die Klarheit und Anschaulichkeit, die in jedem Augenblick eine ganz bestimmte Empfindung im Hörer hervorruft, ohne je auch nur im Geringsten zu übertreiben. Hierzu kommt, daß mit der Feinheit im Auffinden der charakteristischen Momente eine natürliche Einfachheit, mit der Lebhaftigkeit der Empfindung ein wahrer Adel sich aufs glücklichste verschmelzen und ein künstlerisches Ganze von seltener Vollendung hervorbringen. Wer Stockhausens Elias aufmerksam gefolgt ist, dem wird ein Bild von scharf ausgeprägter Individualität entgegengetreten sein, in allen Zügen übereinstimmend und wahr. Dieser Elias war der mendelsohnsche und die Organisation des Sängers brachte es mit sich, daß die Züge, welche der Componist mit Vorliebe ausgebildet hat, des frommen inbrünstigen Beters, des über sein Volk trauernden Sehers, des unter der Last seiner vergeblichen Anstrengung erliegenden Greises — auch vom Sänger mit gleicher Vorliebe in den Vordergrund gestellt wurden. Vielleicht läßt sich noch eine andere Auffassung denken, die umgekehrt von den Momenten kräftiger Erregung ausgehend die Darstellung des Componisten gewissermaßen zu ergänzen und weiter zu bilden suchte; allein an sich ist gegen eine Auffassung nichts einzuwenden, die sich so auf den Standpunkt des Componisten stellt und von da aus ein in sich vollendetes Charaktergemälde entwirft. Es würde zu weit führen, dies im Einzelnen zu verfolgen; allein um nur Eins anzuführen, der herzergreifende Ausdruck in den Worten: „Siehe da dein Sohn lebet!" der geheimnißvolle Schauer vor der Nähe Gottes bei den Worten: „Der du deine Diener machst zu Geistern," die wunderbare Mischung menschlicher Trauer und prophetischer Größe in den Worten: „Und der Herr wird Israel schlagen;" die verschiedene Nuancirung der Trauer in den Worten: „Sie wollen sich nicht bekehren!" und: „O daß meine Seele stürbe!" — das sind Momente von der höchsten künstlerischen Bedeutung und gewiß jedem unvergeßlich. Und doch sind sie sämmtlich von der Art, daß sie bei einem mittelmäßigen Sänger ziemlich spurlos vorübergegangen wären und nur als die Züge eines wirklichen Seelengemäldes so ergreifend wirken konnten. Ich will es daher gar

nicht erwähnen, daß Stockhausen die Arie „Es ist genug!“ rührend vortrug, denn hier hat der Componist ihm vollständig vorgearbeitet und es ist vielmehr zu rühmen, daß er eher zurückhielt als weiter ging; aber auch die erste Arie: „Herr Gott Abrahams!“ wurde durch seinen Vortrag zu einem wahrhaft erhebenden innigen Gebete.

Die wahrhaft plastische Kraft in Stockhausens musikalischem Vortrag bewährte sich auch da, wo er nur eine einzelne Situation darzustellen hatte; so namentlich in der Arie: „Bacchus ewig jung und schön“ im Alexanderfest. Die Art, wie die Lust und Seligkeit des Trinkens in derselben dargestellt wird, ist von dem, was wir uns unter bacchisch orgiastischer Schwärmerei im antiken Sinn denken, oder von der Weise, wie sich der ausgelassene Jubel eines Trinkgelags heutzutage äußert, so sehr verschieden, daß es zum rechten Verständniß derselben gewissermaßen einer Interpretation bedarf. Stockhausen wußte die Feierlichkeit und den Pomp mit der unergründlichen Tiefe der Trinklust zu einem so individuell lebendigen Bilde zu verschmelzen, daß man einen der alten kriegserfahrnen Feldherrn Alexanders mit dem Becher in der Hand vor sich zu sehen glaubte. Mit derselben Sicherheit und Schärfe zeichnete er in der Arie des Seneschal aus Johann von Paris den französischen Hofmann; und obgleich die komischen Pointen der Arie recht eigentliche Bühneneffecte sind, so regte er doch durch seinen prägnanten Vortrag die Imagination so bestimmt an, daß sicherlich, auch wer mit der Situation nicht näher bekannt war, die komische Wirkung ganz voll und rein empfunden hat. Bei Leistungen der Art soll man eigentlich nicht fragen, welche besser sei, denn jede ist an ihrem Ort und in ihrer Art das, was sie sein soll, wobei man gern zugeben kann, daß dem einen dieses, dem andern jenes mehr zusage und gefalle. Ich kann daher auch nicht sagen, daß von Stockhausens Leistungen der Vortrag der Lieder das Höchste sei. Ich will damit gewiß seinen Liedern nicht zu nahe treten, ich habe nur von Jenny Lind etwas Aehnliches gehört und wünsche mir nichts Besseres, allein ich finde, daß seine echt künstlerische Begabung und Bildung sich auch auf diesem Gebiet in derselben Weise kund macht, wie auf anderen. Die knappere, leichter zu übersehende und aufzunehmende Form, die concentrirte Kraft der Empfindung und des Ausdrucks, die freiere Wahl solcher Stücke, die seiner Stimme besonders günstig sind, erklären es wol, daß die Wirkung seiner Liedervorträge eine schlagendere ist; für mich ist es am bewundernswerthesten, daß er diese auch hier nur durch rein künstlerische Mittel hervorbringt; jedes seiner Lieder ist ein Ganzes, von bestimmter Färbung, und doch mit einer ebenso freien als feinen Nuancirung des Einzelnen; ein Ausdruck, wie er ihn in die Worte: „Unten fängts schon an zu blühen“ in Schumanns Frühlingsnacht zu legen weiß, ist allein ein Beweis künstlerischer Meisterschaft.

Die Nähe so vollendeter Leistungen hat etwas Drückendes für die daneben Stehenden, denn der unmittelbare Eindruck des Echten und Wahren ist unwiderstehlich, und so geneigt man ist, dies hinzunehmen, als ob es sich nur so von selbst verstehe, so empfindlich wird man dadurch gegen das minder Gelungene oder wol gar Verfehlte. Mitunter scheint es unbegreiflich, wie nicht schon das Beispiel des Richtigen von offenbaren Verstößen abhielt, die gegen Declamation und Accentuation, gegen reine und deutliche Aussprache und ähnliche elementare Forderungen leider oft genug begangen wurden, vom geistig beseelten Vortrag gar nicht zu reden; wenn nicht eben bei wirklich künstlerischen Leistungen alles eng miteinander zusammenhinge, und einem großen Künstler etwas abzulernen künstlerische Durchbildung voraussetzte.

Verstöße der Art treffen natürlich Hrn. Schneider nicht, welcher sich auch dies Mal als einen gebildeten Sänger bewährte, der mit Verstand und Einsicht seine Partie durchdacht hatte und in ihrem Vortrag Sinn für das Einfache und Edle erfreulich an den Tag legte. Allein neben Stockhausen empfand man doch, daß er seine schöne Stimme nicht in dem Maße ausgebildet hat, daß sie ihm in allen Nuancen völlig dienstbar ist; unter der Anstrengung, welche er mitunter anwenden muß und die sich auch in seinem Gesicht ausdrückt, leidet dann auch die Schönheit des Tons, der ihm noch nicht mit allen Klangfarben zu Gebote steht, um jeder Nuance des Gefühls den bezeichnenden Ausdruck zu geben. Ich glaube, es liegt nur hieran, wenn seinem Vortrag, der stets verständig überlegt und richtig aufgefaßt ist, doch mitunter das tief Ergreifende und zugleich Leuchtende einer poetisch belebten Darstellung fehlt. Indessen glaube ich doch ein paar Mal bemerkt zu haben, daß Hr. Schneider der Versuchung unterlag, um einen wohllautenden Ton zur Geltung zu bringen, länger anzuhalten, als eigentlich nöthig und zweckmäßig gewesen wäre; namentlich trat im beethovenschen Liederkranz das unverhältnißmäßige Halten auf den Schlußtönen als jene nicht wohlthuende Manier hervor, vor welcher ein Künstler, wie Hr. Schneider, auf seiner Hut sein muß und wird, selbst wenn ein großer Theil des Publicums ihm dafür zuklatscht. Ich hätte auch gewünscht, daß er einigen Partien im Elias etwas mehr Festigkeit gegeben hätte. Mendelssohn ist darin, z. B. in der ersten Tenorarie bis an die Grenze des Weichen gegangen, und es ist sehr zu fürchten, daß der Ausdruck, wenn der Sänger der gegebenen Weisung nachgibt, weichlich werde. Ueberhaupt haben die Tenorsänger sehr häufig fest im Auge zu behalten, daß sie nicht einseitig den weichen und zarten Charakter ihrer Stimme ausbilden, sondern auch männliche Kraft und Würde derselben erhalten.

Hr. Dumont-Fines, der die Baßpartie in Schumanns Adventslied und in der neunten Symphonie übernommen hatte, ist ein Veteran aus der achtbaren Schar deutscher Dilettanten, die mit lebhaftem musikalischen Interesse

und unermüdlichem Eifer stets bereit sind einzutreten und es zu einem Grad von Sicherheit und Fertigkeit bringen, daß ihre Mitwirkung, da wo man nicht über großartige Mittel zu verfügen hat, stets dankenswerth ist und ihnen eine verdiente locale Autorität verschafft. Den Aufgaben und Anforderungen eines großen Musikfestes zu genügen, ist er jetzt nicht mehr im Stande, und ein wirklicher Sänger kann er nie gewesen sein. Seine Stimmmittel hätten dazu wol ausgereicht, aber es fehlt ihm an künstlerischer Bildung. Man hört fast nur Gurgeltöne, sehr oft verkehrtes Athemholen und durchweg eine schlechte Aussprache, so daß das erste Element eines guten Gesanges, schöne Tonbildung, ihm mangelt; auch hat er, wie dies so oft Dilettanten geht, Unvollkommenheiten und Fehler einer ungenügenden Bildung mit Vorliebe als vermeintliche Vorzüge gepflegt. Dahin gehört, offenbar als angebliches Attribut eines würdigen und kräftigen Vortrags, eine eigenthümliche Art von Martellato, das jeden Ton accentuirt und im Recitativ der neunten Symphonie den Zuhörer die einzelnen Töne wie ebensoviele Stöße einer Locomotive empfinden ließ, wobei Hr. Dumont in der langen Phrase auf freuden (vollern) sogar nach h nicht blos absetzte, sondern pausirte und erst nach den beiden Accorden des Orchesters g eintreten ließ! Schlimmer noch, oder wenigstens ebenso schlimm ist der Mangel an Geist und Geschmack im Vortrage Hrn. Dumonts, wie dies besonders in der Arie aus der Schöpfung und den Liedern hervortrat. Die Verbesserungen, welche Hr. Dumont Haydn gelegentlich zu Theil werden ließ, waren um so störender, je bekannter das Musikstück ist, die übertriebene Charakteristik der einzelnen Thiergattungen, das schmelzende Säuseln bei dem weidenden Rind und Schaf, waren arge Verstöße gegen den guten Geschmack; und so wurde auch Schuberts Wanderer in lauter einzelne contrastirende Effecte zerspalten. Die Wahl des marschnerschen Liedes war, abgesehen von der trivialen Composition, schon des Textes wegen ein Mißgriff. Oder finden Sie es angemessen, wenn bei einem Musikfest ein Mann auf die Tribune tritt und vor Tausenden singt:

> Ja du bist mein, ja du bist mein!
> Ich wills dem blauen Himmel sagen,
> Ich wills der dunkeln Nacht vertraun.
>
> Du sollst von Lieb und Lust umgeben,
> Ganz fühlen, daß du glücklich bist.
> Schließ mich in deine Arme ein,
> Ja du bist mein, und ewig mein!

Nehmen Sie es nicht als Mangel an Galanterie, daß ich zuletzt von den Damen rede, allein leider waren die Sängerinnen dies Mal nicht der Glanzpunkt des Musikfestes. Frl. Tietjens zeichnet sich durch eine schöne, starke,

leicht ansprechende, namentlich auch in der Höhe ungemein wohlklingende Stimme aus, so daß die materielle Wirkung aufs Ohr, da wo sie ihre Stimme frei gebrauchen konnte, besonders in der glänzenden und für sie günstig gelegenen großen Arie im Elias, eine sehr günstige war. Leider war sie durch eine Erkältung schon von Anfang an sehr gehindert und diese nahm im Verlauf des Festes so sehr zu, daß man namentlich am letzten Tage nur bedauern konnte, daß sie ihrer Stimme solche Anstrengungen zumuthen mußte, ohne ein befriedigendes Resultat zu erreichen. Diese ungünstigen Verhältnisse lassen über ihre Ausbildung als Sängerin vielleicht kein ganz sicheres Urtheil zu. Es war auffallend, daß sie den Ton nicht selten quetschte, daß sie ihn nicht fest einsetzte, sondern hinüberzog, daß sie falsch Athem holte, daß sie die Coloraturen nicht frei und sicher machte, sondern verwischte und im Tempo zunehmend beschleunigte, daß sie bei so mancher Gelegenheit, ja Nöthigung dazu keinen Triller machte; und ich fürchte, diese Ausstellungen kommen nicht alle auf Rechnung des Katarrhs: eine wahrhaft künstlerisch durchgebildete Sängerin hätte auch unter ungünstigen Umständen ihre Kunst unzweifelhaft erkennen lassen. Unverkennbar und nicht zu entschuldigen war es, daß Frl. Tietjens ihre Partien, die noch dazu einem Genre angehören, das ihr fremd ist, nicht vorher mit der gehörigen Sorgfalt einstudirt hatte. Man findet meistens, daß gründlich gebildete Künstler mit dem größten Fleiß studiren, weil sie wissen, was es sagen will, eine Partie ganz und gar zu beherrschen, und wie nothwendig dies ist, um ein sicheres Gelingen zu verbürgen; wer sich ohne Noth auf die Eingebung des Augenblicks verläßt, zeigt dadurch in der Regel auch, daß er in seiner Ausbildung nicht weit genug vorgeschritten ist, um die Schwierigkeiten der Sache und sein eignes Können richtig zu ermessen. Frl. Tietjens war in ihren Partien so wenig zu Hause, daß sie in den Proben noch mit dem Notenlesen und dem Takt recht ernstlich zu thun hatte und erst anfangen mußte zu lernen; es versteht sich von selbst, daß unter solchen Umständen bei der Aufführung auch von geistiger Auffassung und freier Darstellung nicht die Rede sein konnte, sondern daß die Sachen eben nur herauskamen, und wenn auch manche landläufige Sängereffecte von ihr nicht verfehlt wurden und ihre Wirkung beim Publicum nicht verfehlten, so spricht das immer nur für einen Grad von Routine, welches einer Bühnensängerin eben nicht hoch anzurechnen ist. Allein eine solche Nonchalance zeugt von wenig Achtung für die Kunst, für das Publicum und den eignen Ruf, und diese darf auch eine kaiserl. königliche Hofopernsängerin nicht ungestraft aus den Augen setzen.

Frau Hoffbauer hat eine Altstimme von seltener Schönheit und namentlich sind die tiefen Töne der eigentlichen Altregion von außerordentlich schönem Klang, auch die Höhe klingt gut; allein die verschiedenen Register

sind so verschiedenartig im Ton und es ist der Sängerin so wenig gelungen, sie gegeneinander auszugleichen und zu verschmelzen, daß auch der materielle Eindruck kein gleichmäßiger war und man über den Genuß einzelner isolirter schöner Klänge nicht hinauskam. Ebensowenig besitzt sie die geistige Herrschaft über ihre Gesangsmittel und über das, was sie mit denselben erreichen soll; sie wendet dieselben nur äußerlich, nach eingelernten Formeln an, ohne selbstständig, von innen heraus aufzufassen und darzustellen. In der Scene der Königin im zweiten Theil des Elias, deren ganze Wirkung auf dem Ausdruck der leidenschaftlichen Aufregung beruht, die so deutlich dem Componisten vorgezeichnet ist, wurde dieser seelenlose, marionettenartige Vortrag im hohen Grade peinlich, um so mehr, als er mit der schönen Stimme so sehr im Widerspruch stand.

Die übrigen Solisten, ohne durch ihre Leistungen hervorzuragen, füllten ihren Platz aus; die Arie des Knaben im Elias wurde recht gut und klar vorgetragen. Die kleinen Ensemblesätze kommen grade bei solchen Gelegenheiten oft zu kurz, weil es im Gedränge der Zeit nicht immer möglich ist, Sorgfalt auf die Auswahl solcher Stimmen zu wenden, die zueinander passen und durch ihr Zusammenwirken erst den rechten Effect hervorbringen; durch die Ungleichartigkeit der Stimmen verlor namentlich das Terzett für Frauenstimmen im Elias sehr an seiner schönen Wirkung.

Die Charakteristik der Sänger hat mich den historischen Gang eines Berichts unterbrechen lassen; ich gehe zum zweiten Concert über. Das Hauptstück desselben, und in mancher Beziehung die Krone des Festes war die neunte Symphonie. Diese ist an den rheinischen Musikfesten so oft aufgeführt worden und auch außerdem, wo man über bedeutende Kräfte zu verfügen hat, z. B. in Köln, so viel zu Gehör gebracht, daß das mächtige Werk, das anderswo noch ein Gegenstand scheuen Staunens ist, hier bei Ausführenden und Zuhörern ganz eingebürgert ist. Offenbar machte auch die Symphonie bei der Aufführung den lebhaftesten und tiefsten Eindruck auf das Publicum, so wie man auch sonst wahrnehmen konnte, daß sie das Interesse der Leute am meisten beschäftigte und als die bedeutendste Nummer des gesammten Programms angesehen wurde. Nur unter dieser Voraussetzung ist eine befriedigende Aufführung derselben mit solchen Massen bei so wenigen Proben denkbar, allein es bleibt kein geringes Verdienst des Dirigenten, dieselben zu organisiren und geistig zu beleben. Wenn ich den Wunsch abrechne, daß das Tempo des ersten Satzes, um den Charakter der festen Entschlossenheit und energischen Willenskraft ebensowol als der zarten, schmerzlichen Wehmuth klarer und bestimmter zur Geltung zu bringen, etwas hätte ermäßigt werden mögen, so war die Aufführung der drei ersten Sätze ganz vortrefflich und von wunderbarer Wirkung. Namentlich das Adagio, diese Krone deutscher

Instrumentalmusik, gelang unübertrefflich und in der für die Blasinstrumente gefährlichen Stelle, welche schon manches Orchester zu Fall gebracht hat, überwand der Hornist Hr. Justus nicht allein siegreich alle Schwierigkeiten, sondern das Ganze wurde mit einer Sicherheit, mit einem weichen Schmelz zur Darstellung gebracht, daß die Wirkung bezaubernd war. Das vollständige Gelingen des letzten Satzes liegt außer jeder Berechnung, eine durchaus wohlthuende Wirkung wird überhaupt nicht zu erreichen sein. Die Solostimmen reichten nicht aus, weder in Hinsicht der Stimmmittel noch der freien Auffassung, und man muß sie angesichts der unermeßlichen Schwierigkeiten — obwol diese allerdings zu lösen sind — für entschuldigt erklären. Auch der Chor kam trotz seiner großen Masse nicht in der Art zur Geltung, wie man es erwarten mochte; daß die übertriebene Zumuthung, welche Beethoven durch die fast unausgesetzte hohe Lage den Singstimmen macht, daran den wichtigsten Antheil hatte, wurde besonders durch die Stellen klar, in welchen die naturgemäße Lage den Singstimmen gestattete, sich zu entfalten, deren Wirkung denn auch außerordentlich schön und großartig war.

Man pflegt auf den Musikfesten ein bedeutendes Werk für Chorgesang der älteren Zeit und eins aus neuerer Zeit aufzuführen. Neben der neunten Symphonie konnte nur ein Oratorium von mäßigem Umfang aufgeführt werden und man hatte deshalb Händels Alexanderfest gewählt, das um einige Arien gekürzt war; auch war die entsetzliche ramlersche Uebersetzung überarbeitet — für die Chöre freilich nur im Textbuch, weil man die zahlreichen Chorstimmen nicht mehr hatte verbessern können. Die Aufführung gelang sehr gut, namentlich in den Chören; den Arien merkte man freilich vielfach an, daß sie auf eine Virtuosität und eine Art des künstlerischen Vortrags berechnet sind, welche jetzt selten zu finden ist und ohne welche sie zum Theil unlebendig und formelhaft erscheinen. Die beiden Baßarien aber, so wie das „lydische Brautlied" und die Sopranarie „Verlassen an des Grabes Rand" sind von einer unvergänglichen poetischen Kraft, und die Chöre haben den mächtigen Schritt, in dem noch niemand Händel nachgekommen ist. Wie wohlthuend war es auch hier die volle Tonmasse der Singstimmen, durch die einfache Behandlung des Orchesters gehoben und nicht beeinträchtigt auf sich wirken zu lassen.

Bei den Dimensionen dieser Concerte hatte man durch die Abkürzung des Alexanderfestes noch Raum für eine Gesangscomposition gewonnen und Schumanns Adventslied gewählt. Manche hätten, wie ich hörte, sein Neujahrslied vorgezogen, das mir nicht bekannt ist; allein die abgeneigten Urtheile, welche man über das Adventslied vernahm, scheinen mir nicht ganz gerecht. Das Werk enthalt namentlich in seinem ersten Theil große Schönheiten, ist innig und zart, ohne irgend weichlich zu werden und vollkommen klar und

leicht faßlich; dem Schlußchor möchte man wol mehr Concentration und Steigerung der Kraft wünschen, allein wenn die Wirkung desselben auch nicht mächtig und überwältigend ist, so schließt er doch in würdiger Weise die Stimmung ab, welche sich dem Ton des Ganzen gemäß auch hier nicht zum höchsten Schwunge erheben konnte.

Eingeleitet wurde dieses Concert durch Cherubinis Ouverture zu den Abenceragen. Sie wissen, mit welcher Virtuosität diese Ouverture in Leipzig gespielt wurde und mit wie besonderer Vorliebe Rietz dieselbe, wie überhaupt die cherubinischen Ouverturen bis zur saubersten Feinheit der Ausführung einstudirt. Es konnte wol gewagt erscheinen, dasselbe mit einem so massenhaften Orchester zu versuchen, allein es gelang vollständig. Im rapidesten Tempo wurde die Ouverture mit ebenso viel Feuer als Feinheit vorgetragen, und das lang anhaltende Pianissimo jener wunderbaren Stellen, auf denen man wie auf einer spiegelglatten Eisfläche fortgleitet, übte bei der intensiven Fülle des Tons einen zauberhaften Reiz aus. Es war ein Virtuosenstück des Orchesters vom ersten Rang und bester Wirkung. Auch die Ouverture zur Zauberflöte im dritten Concerte wurde vortrefflich ausgeführt, nur wäre für diese ein etwas mäßigeres Tempo erwünscht gewesen. Es kam freilich alles heraus, auch mit der richtigen Betonung und Nuancirung und die Bravour des Orchesters bewährte sich von neuem glänzend; allein der Charakter der Würde, den dieses wundervolle Musikstück bei aller heiteren Lebendigkeit hat, wird doch durch übergroße Schnelligkeit unfehlbar beeinträchtigt und namentlich manche Stellen der Blasinstrumente verlieren an feiner und edler Wirkung.

Gegen die Gewohnheit ließ Rietz gar keine seiner Compositionen aufführen, obgleich man namentlich seine letzte Symphonie, die mit so großem Beifall aufgenommen ist, gewiß gern gehört hätte. Vermuthlich wollte er durch sein Beispiel zeigen, daß es nicht als eine unabwendbare Nothwendigkeit gelten dürfe, bei jedem Musikfeste Compositionen des Dirigenten aufzuführen, und dieser ehrenwerthen Gesinnung kann niemand seine Achtung versagen. Vielleicht wäre es nicht unangemessen gewesen, wenn Herr Musikdirector Tausch sich gesagt hätte, daß noch viel weniger Rücksichten einer localen Courtoisie auf die Wahl der aufzuführenden Musikstücke Einfluß üben dürfen. Seine Ouverture in C moll, mit welcher das Concert eröffnet wurde, legt höchstens von einem gewissen Geschick Zeugniß ab, nicht ohne starke Reminiscenzen ein Musikstück zu Stande zu bringen, das durch angemessene Instrumentation recht gut klingt, aber eine eigenthümliche Productionskraft verräth sie so wenig als geistreiche Factur. Immerhin mag sie ihren Platz neben anderen Ouverturen behaupten, allein die Auszeichnung, bei einem Feste der Art mit solchen Mitteln, vor einem solchen Publicum aufgeführt zu werden,

müßte billig nur Werken von unzweifelhaft hervorragender Bedeutung zu Theil werden.

Dieses dritte oder sogenannte Künstlerconcert der Musikfeste gibt überhaupt noch zu manchen Wünschen Veranlassung, die hoffentlich nicht blos fromme bleiben werden. Ursprünglich wurde es wol als eine Art von Zugabe zu dem eigentlichen Musikfeste betrachtet, um die einmal versammelten Kräfte so viel wie möglich zu nutzen, wobei denn die doppelte Rücksicht eintrat, daß dies Concert nicht viel Zeit zum Einstudiren in Anspruch nehmen durfte, die den Hauptaufführungen nicht verkürzt werden konnte, und daß den Virtuosen Gelegenheit gegeben werden sollte, sich für die Opfer zu entschädigen, welche sie der classischen Musik gebracht hatten. Beide Rücksichten sind wohl berechtigt; allein jetzt, wo die Musikfeste eine solche Bedeutung erlangt haben, wäre es sehr der Mühe werth, auch das dritte Concert auf eine würdigere Stufe zu erheben. Vor allen Dingen wird es dann nöthig sein, dasselbe nicht zu sehr dem Zufall des letzten Augenblicks zu überlassen, sondern zur rechten Zeit mit Berücksichtigung der gewonnenen Kräfte ein interessantes und bedeutendes Programm zu entwerfen, für dessen Ausführung dann auch im voraus studirt und geübt werden kann. Es scheint ferner nicht nöthig, daß jeder Sänger und jede Sängerin womöglich zweimal auftrete, so wenig als daß jedes Mal mehre Instrumentalisten sich hören lassen. Hierüber darf nur der Umstand entscheiden, ob ein günstiges Geschick das wahrhaft Treffliche und Ausgezeichnete dem Publicum vorzuführen gestattet. Wenn in dieser Hinsicht eine weise Beschränkung eintritt, so gewinnt man Raum für das Bedeutende. Es ist sehr zu wünschen, daß ein so vortreffliches Orchester nicht regelmäßig auf zwei Ouverturen beschränkt werde, sondern womöglich eine Symphonie zur Aufführung komme. Die meisten Symphonien, welche für ein solches Fest in Frage kommen, sind jetzt so allgemein bekannt, daß, zumal wenn rechtzeitig die aufzuführenden angezeigt werden, jedes Orchestermitglied damit bekannt und der Aufführung vorgearbeitet sein kann. Dabei würde auch der Vortheil erreicht, daß manche Symphonien, die jetzt, weil sie zu kurz oder zu leicht erscheinen, ausgeschlossen sind, namentlich haydnsche und mozartsche, eben dieser Eigenschaften wegen als vorzüglich passend sich erweisen und eine willkommene Bereicherung des Repertoirs abgeben würden. Dann wäre es auch möglich, den herrlichen Chor, den man nicht ohne Bedauern den ganzen Abend müßig auf seinen Plätzen dasitzen sieht, wieder zu verwenden. Schon jetzt ist es Sitte, zum Schluß einen bedeutenden Chor aus einem der Oratorien zu wiederholen, nicht selten wird es sich treffen, daß mehr als ein Chor zu solcher Wiederholung geeignet ist; auch ist es bei der Continuität der Musikfeste sehr wohl denkbar, daß gewisse bedeutende Chöre gewissermaßen stabil, in allen Gesangvereinen so bekannt und durchgeübt werden, daß man sie gemeinsam auch ohne viel Proben wird

ausführen können. Um nur ein Beispiel zu nennen, so ist das Hallelujah aus dem Messias, mit welchem das vorige Musikfest so schön schloß, von der Art, daß man sich immer wieder von neuem freuen würde, es in grandioser Weise aufgeführt zu hören; und sicherlich gibt es auch noch andere Chöre, welche sich dazu eignen. Es würde dann immer für die eigentlichen Solovorträge noch Raum genug bleiben, ja sie würden dadurch gewinnen, weil eine Abwechselung solcher Art die Aufmerksamkeit frischer erhalten würde, die durch die Monotonie der jetzt üblichen Programme bald abgespannt wird. Die Solovorträge müßten aber auch mit Sorgfalt gewählt werden, daß nicht allein das Nichtige und Unkünstlerische schlechthin ausgeschlossen bliebe, sondern, nicht minder als die Individualität der Künstler, auch die Eigenthümlichkeit eines großen Festes ins Auge gefaßt würde. Vor allen Dingen müßte auch hier das Zusammenwirken so bedeutender Kräfte, wie sie selten vereint sind, und so viel wie irgend möglich die Aufführung größerer Ensemblesätze erstrebt werden, welche schon an sich meistens von bedeutenderem Kunstwerth, eine um so schönere Zierde dieser Musikfeste ausmachen würden, je seltener eine von allen Seiten gelungene Ausführung mehrstimmiger Solosätze zu erreichen ist. Hier ist noch ein weites Feld geöffnet und ein würdiges Ziel aufgesteckt für diejenigen, welche sich um die Weiterbildung der Musikfeste ein wahres Verdienst erwerben wollen.

Was die Wahl der Solovorträge anlangt, so gaben dieselben, was ihren künstlerischen Werth an sich anlangt, keinen Grund zu Ausstellungen. Nur dagegen muß ich meine Bedenken aussprechen, daß der Vortrag von Liedern selbst auf den Musikfesten überhandnehme, wohin sie doch entschieden nicht gehören. Dies Mal sang Herr Schneider den Liederkranz von Beethoven, Herr Dumont-Fines zwei, Herr Stockhausen drei Lieder. Die erste Bedingung jeder künstlerischen Wirkung ist jedoch, daß zwischen Zweck und Mittel ein richtiges Verhältniß obwalte, und Lieder mit Clavierbegleitung sind gewiß nicht ein Maßstab eines großen Musikfestes. Die Lieder von Stockhausen waren in ihrer Art einzig und enthusiasmirten das Publicum mit vollem Recht. Dennoch möchte ich um des Ganzen willen wünschen, er hätte dort keine gesungen, denn ein einzelner großer Genuß kann den Nachtheil nicht ersetzen, welchen die unvermeidliche Nachfolge derer verursacht, welche nicht durch geniale Leistungen berufen sind, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Frl. Tietjens allein war der alten Sitte treu geblieben und hatte zwei große Arien, aus der Entführung („Martern aller Arten") und aus Fidelio („Abscheulicher!") gewählt, eine Wahl, die man nur loben konnte.

Die Herren Tausch, Laub und Grützmacher hatten sich vereinigt zu Beethovens Concert für Pianoforte, Violine und Violoncello. Die Wahl eines natürlich nur selten gehörten Werks, das für viele neu und interessant sein mußte, ist sehr anerkennenswerth, um so mehr, als sie nicht ohne Resigna-

tion der ausübenden Künstler geschehen konnte. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß dies Concert in den ersten beiden Sätzen wenig bedeutend ist und selten sich zu beethovenschem Schwung erhebt, nur die Polonaise — die auch im vierhändigen Arrangement sehr populär geworden ist — zeichnet sich durch Originalität und Anmuth aus. Dazu kommt aber, daß das ganze Concert für keins der Instrumente dankbar ist, am wenigsten für die beiden Saiteninstrumente, und namentlich ist das Violoncell durchgehends in so hoher Lage gehalten, daß die Schwierigkeiten mit der Wirkung in umgekehrtem Verhältniß stehen; es ist unbegreiflich, was für eigenthümliche Umstände diese Schreibart veranlaßt haben können. Es war daher namentlich von Herrn Grützmacher eine anerkennenswerthe Aufopferung, daß er, um das wenig gespielte Concert zu Gehör zu bringen, auf eigentlichen Effect seines Spiels beim Publicum verzichtete; er konnte es in dem Bewußtsein, daß sein Ansehen als Virtuos bei demselben fest gegründet sei. Herr Laub erholte sich nachher an dem Concert von Mendelssohn, das er in jeder Hinsicht, was Ton, Fertigkeit, Vortrag anlangte, schön und edel vortrug und wohlverdienten enthusiastischen Beifall errang.

Zum Beschluß wurde, wie schon gesagt, der letzte Chor aus dem ersten Theil des Elias wiederholt. Daß derselbe nach so langer und verschiedenartiger Aufregung und Abspannung dieses Abends noch eine durchschlagende Wirkung machte, so daß man den vollen Eindruck der Großartigkeit des Festes hinwegnahm, das war das beste Zeugniß für die Composition und die Ausführung. Und wie billig brach der Jubel der erhöheten Stimmung in lauten Beifall aus, fröhliches Tuschblasen und ein Regen von Blumen gaben Rietz deutlich zu erkennen, daß man dankbar fühlte, wem man vor allem diesen schönen Genuß zu danken hatte.

Ein Bild aus der Schweizer Gegenwart.

Die Grenzboten führten ihren Lesern unlängst in „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" auch das Werbewesen des vorigen Jahrhunderts vor und schließen in Nr. 3. des diesjährigen Januarheftes ein solches Bild mit den Worten: „wie die Gewaltthätigkeit der Staatsraison vor hundert Jahren mit dem Leben, der Freiheit und dem Lebensglück der Einzelnen geschaltet hat."

Aehnliches erlebt man hier in der Schweiz noch alle Tage. — Es ist weltbekannt, daß die Schweiz in früherer Zeit ein ziemliches Contingent Sol-

baten für gutes Geld nach Holland lieferte, und welche Rolle die Schweizerregimenter bei den französischen Königen spielten, haben wir wol nicht nöthig, hier des Weitern auseinanderzusetzen, — sie ist ebenso bekannt und sogar weltgeschichtlich. Diese Wirthschaft und Seelenverkäuferei nach jenen Ländern hat nun allerdings aufgehört, aber darum noch nicht das ganze Werbgewerk in der Schweiz. Es gilt immer noch das alte Sprichwort: „Der Schweizer muß ein Loch haben, wo er hinaus kann." Das macht die alte Gewohnheit. Der Weg nach Holland und Frankreich ist nun zwar abgeschnitten; damit ist aber noch nicht das Loch verstopft, durch das der Schweizer, mit oder ohne Gewalt, hinaus zu kommen sucht; es hat sich nur nach Süden, nach Rom und Neapel gewandt. Dort suchen nun die armen Geldgierigen, oder auch Verzweifelten und Uebermüthigen, oder wie sie alle genannt werden mögen, was sie in der Heimath nicht zu finden glauben: sie lassen sich durch das trügerische Geld blenden und noch immer zu fremdem Kriegsdienst anwerben, und gehen dadurch einem erbärmlichen Leben, einem förmlichen Sklavenleben entgegen, das man ihnen allerdings nicht vorher offenbart, im Gegentheil im rosigsten Lichte darstellt, das aber hinlänglich bekannt ist, um jeden vor einem solchen Schritt zu warnen.

Es ist zwar von Bundeswegen verboten, in der Schweiz für fremden Kriegsdienst zu werben; dessenungeachtet haben wir aber gesehen, wie es bei Bildung der französischen und englischen Schweizerlegion für die Krim zuging: die Schweizeroffiziere gingen voraus und die Soldaten folgten ihnen, ja ganze Wachtposten suchten in ihrem Kriegermuth mit Hinterlassung ihrer Waffen, das Weite. Und was vermochte die Leute zu solchem Schritt? das Geld! — Auch bot sich rund um die Schweiz herum Gelegenheit genug dar, die wanderlustigen Vögel hinauszutreiben und sie gefahrlos zu entführen. Waren sie einmal in den Händen der Werber, dann konnte weder der Bund, noch irgend jemand ihrem Weitertransport ein Hinderniß entgegensetzen, geschah es ja doch mit Bewilligung der Betreffenden!

Dieses Werbwesen oder vielmehr Unwesen wird nun noch jeden Tag und mitten in der Schweiz betrieben, und mit einer solchen Keckheit, daß es in Erstaunen setzen muß, wie unter den Augen der Behörden so etwas geschehen kann, namentlich da das Werben für fremden Kriegsdienst, wie gesagt, von Bundes wegen gesetzlich verboten ist. Und auf welche Weise verfährt man bei diesem Werben? Es ist unerhört für unsre Zeit! Gelegentlich sieht man sich die Burschen an, kundschaftet sie aus, lockt sie dann ins Wirthshaus, wo es nicht an Wein und sonstigem Geiste dieser Art fehlt, und benebelt dort ihre fünf Sinne. So weit gebracht, sucht man ihnen das Soldatenleben in Neapel oder Rom so herrlich und in Freuden vorzumalen, daß die armen Tröpfe in ihrem Taumel darüber in Enthusiasmus gerathen und auf den

Handel eingehen. So lange die Leute aber noch ein klein wenig bei Verstande sind, läßt sich noch keine Gewalt anwenden, das wissen die Werber ganz gut; deshalb muß das Glas noch vollends das Siegel drauf drücken. Fort läßt man einen um keinen Preis mehr, denn es könnte am Morgen, wenn der Rausch verschlafen ist, die Reue kommen und dann wäre Mühe und Geld umsonst gewesen. Man versichert sich ihrer also, so gut man kann, und am Morgen, wenn die am Abend Benebelten erwachen, finden sie sich gebunden auf dem nächtlichen Strohlager. Ohne Säumen oder Aufsehn zu erregen, gehts dann fort über die Grenze dem Depot zu, wo schon mehr solcher armen Sünder bereit liegen, um, wenn der Trupp vollzählig ist, forttransportirt zu werden.

So etwas passirt in unsrer Zeit, mitten im Lande unter dem Auge des Gesetzes und bei der persönlichen Freiheitsliebe der Schweiz.

Andere haben wieder andere Manieren, um ihre Leute zu kapern. Daß um die Schweiz herum hie und da feststehende Werbedepots vorhanden sind, kann man leider nicht wehren; ebenso nicht, daß die Werber die ausgefeimtesten Kniffe anwenden, um neben den Verzweiflungsvollen und Leichtsinnigen auch die unschuldigsten Opfer ins Garn zu kriegen, — denn nicht alle braucht man zu benebeln und zu binden, um sie fortschaffen zu können, viele laufen auch freiwillig ihrem Schicksal in die Hände. So liest man z. B. hie und da in Schweizerblättern Annoncen folgender Art: „Ein Portemonnaie mit etwas Geld ist gefunden und abzuholen bei Schnewelin, königlich neapolitanischem Werbesergeant in Gailingen." Oder auch: „Ein Schlitten ist zu verkaufen." rc. Wo Gailingen liegt, weiß jeder Schweizer, und ein stärkerer Wink ist auch für die Neapellustigen nicht nöthig. — Ist nun so ein Vogel eingefangen, so ist es nicht selten, daß die Reue auf dem Fuße folgt und der Eingefangene wieder das Weite sucht. Um nun nicht vergebliche Mühe gehabt zu haben, wird Jagd gemacht, und auf einer solchen Jagd trifft sichs dann manchmal, daß, wie es unlängst erst wieder dem genannten Schnewelin begegnete, statt des Vogels der Jäger eingefangen und auf einige Wochen in Gewahrsam gebracht wird. Mehr kann freilich nicht geschehen und man muß den geheimen Feind des Landes ebenso wieder laufen lassen, wie man ihn eingefangen hat.

Die einzelnen Werber, die sich indessen auch ungescheut in der Schweiz herumtreiben und ihre Geschäfte machen, ohne daß man viel davon merkt, — denn man kann ihnen so lange nichts anhaben, als sie nicht bei ihrem Handwerk ertappt werden, — liefern ihre Opfer an die Hauptdepots, z. B. nach Lindau, von wo aus sie dann weiter transportirt werden. Wie es von da an mit den verkauften Seelen zugeht, darüber wollen wir eine solche verkaufte Seele selbst reden lassen:

„Wir wurden von unserm Werber zu dem rothhaarigen, dickbauchigen

Hauptmann . . . . . . nach Lindau gebracht, der bei seinem schändlichen Gewerbe sich von dem Bankrott wieder erholt hat, um deswillen er aus der Schweiz hat weichen müssen. Der wußte das lustige Leben in Neapel vollends nicht genug zu rühmen und bald befanden wir uns auf dem Marsche nach Italien. Aber je weiter wir uns von dem Vaterlande entfernten, desto schwerer wurde es uns ums Herz.

In dem Depot der Einschiffung zu Livorno wurde uns zuerst der Staar gestochen. Man hatte uns am rechten Fleck. Jetzt hieß es: Stöcke abgegeben! Knebelbärte herunter! Polkahaare geschnitten! Ein winddürrer Wachtmeister las uns in halbem Welsch allerhand erbauliche Sachen herunter vom Arrest bei Wasser und Brot, vom Krummschließen in Eisen und von körperlicher Züchtigung, will sagen: vom Prügeln. Item, daß wir jetzt keine Bauern und Republikaner mehr seien, sondern Soldaten Sr. Majestät des Königs von Neapel, und also niemandem, als ihm und unsern Obern zu gehorchen hätten.

Da gabs lange Gesichter und ich wäre gern mit der Hälfte meiner Kameraden wieder heimgegangen, wenn uns keine Riegel vorgeschoben worden wären. Wir mußten an Bord des Dampfers Vesuv und nach drei Tagen und drei Nächten kamen wir bei Tagesanbruch in Neapel an. Gegen Mittag verließen wir den Dampfer und sagten der elenden Schiffskost, die in halbverschimmeltem Zwieback, in Kohl und Kabis mit erschrecklich vieler Brühe und erbärmlichem Wein bestand, gern Valet und zehrten wieder einmal im Hafen von unserm Geld, aber dafür gut und nahrhaft.

Die Eisenbahn brachte uns in die Nähe der Kaserne, wo uns zahlreiche Kameradschaft empfing, von denen aber schon manche bitter klagten über schnöde Mißhandlungen. Wir selbst wurden erst nach Verfluß von acht Tagen eingekleidet, was uns sehr erwünscht war. Denn einer unserer Offiziere, der Bündner Salis, gab namentlich denjenigen von uns, die blaue Blousen und weiße Hüte trugen, nur den zärtlichen Namen „Freischärlerhunde", die er „rangschiren" wolle, daß es eine Art habe.

Jetzt gings ans Exerciren. Appell wurde am Morgen noch bei Lichte gehalten. Unsere Trillmeister, Wachtmeister und Korporäle einiger Schweizerregimenter begrüßten uns mit den schrecklichsten Flüchen aus dem Wörterbuch des Teufels selbst. Täglich wurden sechs bis sieben Stunden exercirt und auf dem Posten an der italienischen Sonne gebraten. Nach der Ablösung muß geputzt werden. Selten hat man ein paar Stunden frei und sobald die Sonne untergeht, ist großer Appell mit Abendgebet und darauf ist man in die Kaserne eingeschlossen, wenns kühl ist und ganz Neapel spazirt und man sich von der Hitze des Tages erholen könnte. — Anfangs hab ich wenig schlafen können. Die Kasernen sind in alten Klöstern, die Zimmer niedrig

und dunkel und Nachts besuchen einen zwar nicht die Geister der Mönche, aber andre Plagegeister, nämlich „die duzwitt marschir und die langsam marschir", wie unser alter Wachtmeister von den Flöhen und Läusen sagte. Hat man eines Tages etliche Stunden frei und geht in Neapel spaziren, so kann man nicht mit den Leuten discouriren, weil niemand deutsch versteht oder verstehen will, und man kanns den Bürgern anmerken, wie sie uns verachten, hassen und für Blutsauger und Vergebensfresser ansehen, die der König angestellt und mit schwerem Gelde besolde, damit sie die Freiheit unterdrücken. Da ists kein Wunder, daß viele Soldaten sich dem schlechten Leben ergeben, oder vor Heimweh sterben und desertiren. Das geräth aber unter hundert Fallen einmal, und deren, die man wieder kriegt, wartet die Galeere.

Es sind jetzt vier Schweizerregimenter und ein Jägerbataillon im Königreich Neapel. Ein Regiment ist drüben in Palermo, die übrigen liegen in Neapel und der Umgegend. Unter uns Schweizern sind viele Deutsche, ehemalige Freischarler und dergleichen Leute; auch Handswerksburschen, die von den Werbern durch schöne Versprechungen über den Löffel barbiert worden sind. Und was für schlechte Leute sind unter den Soldaten! Kerls, Gott verzeih mirs, von denen man glaubt, sie seien dem Henker entlaufen. Bürschlein, die daheim meisterlosig waren und vor Wollust nicht wußten, was anfangen. Ich bin nicht verwöhnt worden beim Schlempenbauer und hab bei der Mutter selig oft Sparsich und Mangelkraut gehabt, aber ich hab doch schon oft im Stillen gedacht, wenn ich nur wieder daheim wäre. Denn was die Kost betrifft, so bekamen wir zweimal im Tag zu essen. Morgens acht Uhr wurde ein Geköch aufgetragen, das aus Suppe, Fleisch und verschiedenem Gemüse in einer Schüssel zusammen bestand. Nachmittags wurden Bohnen und Pasten oder Pasten und Bohnen aufgestellt. Pasten sind eine Art Kröpfli, nur schwerer und unverdaulicher. Aber aus lauter Sorgfalt für unsere Mägen war für ein gehöriges Quantum Brühe gesorgt, und manchmal wäre ein Taucher nöthig gewesen, um das wenige Dicke aus der Tiefe herauszuholen. Das Beste hatten am Morgen die drei bis vier Köche, der Ordinärchef, Feldweibel, Fouriere und übrigen Unteroffiziere, die nichts in die Soldatenmenage legen, in ihre hungrigen Mägen wandern lassen. Das Brot ist schlecht und das Wasser nicht gut. Darum waren wir alle recht herzlich froh, als uns der Rest des Handgeldes ausbezahlt wurde, besonders da wir so lange darauf hatten warten müssen.

Man kann sich gar nicht denken, wie großartig die Schelmerei in diesen Schweizerregimentern betrieben wird, und es drückt einem fast das Herz ab, wenn man einen Blick in diesen unsaubern Hafen wirft. Wir wollen nur einige von den himmelschreienden Ungerechtigkeiten aufdecken. Der Mann erhält vom König 14 Gran Sold. Hiervon fallen 6½ Gran ins Ordinäre,

$3\frac{1}{2}$ Gran in die Masse und 4 Gran auf die Hand; dazu alle 2 Tage ein Brötchen, will sagen: ein Grüschweggen. Von dem ins Ordinäre kommenden Geld wird nun ein Theil regelmäßig unterschlagen und daraus, so wie von den 15 Gran Zulage, die der König monatlich für den Mann bezahlt, werden die Cigarren und die flotten Abendsitze bestritten, wobei die Feldweibels und Fouriere sich über die geschorenen Schäflein lustig machen. Sogar dem Profos bleibt das Oel, das er für die Abendstunden in die Lampen gießen soll, an den Fingern kleben.

Natürlich bleiben auch manche der Herren Offiziere hierbei nicht zurück und von den 112 Gulden, die jeder vom König erhalten soll, wenn er die zweite Capitulation eingeht, ziehen diese Herren für ihre Beutel 40 Gulden ab. Darum bieten sie auch alles auf, die armen Soldaten nach Ablauf der ersten Capitulation zu einer zweiten zu bewegen, was ihnen leider, trotz der Qualen und Plagen der Soldaten, nur zu oft gelingt.

Kann nun einer diesen Ungerechtigkeiten nicht zusehen und es geht ihm endlich der Mund über, so gehts ihm schlecht. Fürs erste bekommt er scharfen Arrest, und dann läßt man ihn tagelang in Eisen im Gefängniß liegen, wo Läuse und Wanzen ihn fast auffressen, von dem Gestank und der feuchten Luft nicht zu sprechen, die das Athmen zur Qual machen. Der gemeine Soldat muß immer Unrecht haben und nach kurzer Verhandlung wird er in den Kasernenhof geführt, auf die lange Bank gefesselt und ihm nach Befund 25, 50 bis 100 Stockprügel vom Profos aufgezählt.

Einmal haben einige um der erlittenen Betrügereien willen sogar Lust bekommen, zu desertiren. Aber bald brachten sie die Gendarmen wieder zurück. Monatelang schmachteten die Armen im Gefängniß; endlich sollten sie vom Kriegsgericht ihr Urtheil empfangen. Unser Batallon wurde in ein Viereck aufgestellt. In der Mitte befand sich ein Tisch, an dem die Offiziere des Kriegsgerichts Platz nahmen. Die Gefangenen wurden unter Bedeckung der Wachmannschaft und dem Schall eines unheimlichen, langsamen Marsches vorgeführt und dem Großrichter gegenübergestellt. Das Urtheil wurde verlesen und lautete auf mehrjährige Galeerenstrafe. Als sie die Uniformen mit den roth und gelben Sträflingskleidern vertauscht hatten und ihnen ihre paar Habseligkeiten in einem Bundel übergeben waren, wurden sie unter einem niederschlagenden Galeerenmarsche an der Fronte hinuntergeführt und den am Ende aufgestellten Gendarmen übergeben.

Bei großen Manövern gibts auch große Entbehrungen, Hunger und Durst. Doch daran muß sich der Soldat gewöhnen. Aber man erlaubt sich dabei auch noch Thätlichkeiten gegen den geplagten Mann. So konnte z. B. ein bejahrter Soldat wegen Unwohlseins seiner Compagnie nicht mehr folgen, und blieb einige Schritte zurück. Da kommt der Feldweibel L.... auf ihn

zu, schimpft ihn aus und schlägt ihn mit der Schuhspitze auf empfindliche Theile des Leibes. Mit aller Anstrengung schleppt sich der Arme noch auf den Exercirplatz und setzt sich dort erschöpft an einem Graben nieder. Abermals wird er von dem Feldweibel mißhandelt. Doch jetzt nahte sich ein Barmherziger dem Elenden, nämlich der — Tod. Seine Kameraden machten dem Oberstlieutenant von dem Vorgefallenen Anzeige, aber die Sache wurde vertuscht und blieb ununtersucht.

Gott möge jeden einen Schauder empfinden lassen, der an Neapel denkt, um dort als Söldner die schönsten Jahre seines Lebens gründlich zu verpfuschen. Lieber auf die mühsamste Weise gearbeitet im Vaterlande oder auswärts, als die Schmach des Söldners tragen."

So weit die Klagetöne einer nach Neapel verkauften Seele.

Trotz aller dieser Erbärmlichkeiten, Mißhandlungen und Betrügereien, denen die Verkauften ausgesetzt sind, und trotz dem, daß dies ziemlich jeder in der Schweiz weiß, gelingt es den Seelenverkäufern doch fortwährend, ihre Fänge zu machen und ihre Opfer ungehindert fortzuschaffen. Denn daß die Seelenverkäuferei fortgetrieben wird, beweist die fortwährende Ergänzung der Schweizerregimenter in Neapel und Rom.

Den nach Rom Verkauften gehts um kein Haar besser — im Gegentheil, sie scheinen noch schlimmer daran zu sein, als die in Neapel.

Ein Armer oder Unglücklicher kommt auf dem Dopot an und stellt sich als Recrut, da begegnet ihm der Werboffizier recht freundlich. Man steckt reiches Futter an die Angelruthe — es beißen dann noch mehre an, und ist der Transport vollzählig (ein solcher zählt 20 Mann), so geht ein Werbesergeant als Führer mit. Einzelne, die sichs haben reuen lassen, werden im Zimmer eingesperrt, oder auch kurz den Gendarmen übergeben und geschlossen geführt. Der große Troß zieht leichtsinnig ab, singend und trinkend; aber einmal auf italienischem Boden, kehrt sich der Wind: da wird den Recruten erklärt, daß die Reise auf Kosten ihres Handgeldes geht. Auf elenden Karren kommt der Transport nach Macerata, und zwar, weil der Sergeant eigenmächtig gefahren ist, um 14 Tage zu früh. Endlich werden die Leute aufs Quatieramt citirt, endlich sollen sie ihr Handgeld erhalten — statt 30 Scudi bekommt der eine fünf, der andere blos drei; denn da liegt der Conto für Reise, Essen, und — unglaublich, aber wahr! — für Equipirung! — Aber auch diese fünf Scudi gehören nicht ihnen: da kommt der Corporal d'Escadre und zieht Carotten (auf deutsch schmarotzt); dann der Sergeant der Section. — Geht das Exerciren an, so haben die Leute um 5 Uhr auf dem Platze zu sein. Hier geht der Recrut nüchtern, wird gedreht, geschimpft, sogar mit dem Ladstock geschlagen; bis etwa um 9 Uhr dauert das Exerciren, dann bekommt er eine Suppe und zum Glück noch eine Ration Brot, womit er seinen Hunger

stillt. Er putzt sich zum Appell, — das Putzzeug bestreitet er von seinen 15 Centimes täglichen Sold. Um ein Uhr beginnt das Exerciren aufs neue bis vier Uhr, wo eine noch viel schlechtere Suppe seiner wartet. Nun wird der Junge mit hungrigem Magen aufs Piquet commandirt, und wirft sich um Mitternacht erschöpft auf sein schlechtes Lager. Kälte und Wassertrinken machen ihn bald fieberkrank; hat er eine gute Natur, so überwindet er, wenn nicht, so geht er darauf. — Etwa einem ists auch zu bunt, er ladet sein Gewehr — gute Nacht, Welt! Morgens verscharrt man ihn auf einer Weide, daß er sich trösten mag. — Stirbt ein Protestant, so hat er das Nämliche zu erwarten. Wenn einer Scrupel hat, so wird die Arrestthüre aufgemacht. Macht ein verstockter Kerl seinem Unmuthe Luft, so wird die Bank in den Hof gestellt, der Bursche darauf gelegt, und zwei Corporale schlagen, daß die Hosen in Stücke fliegen, daß der Client Himmel und Menschen um Erbarmung anruft und gewöhnlich ohnmächtig davon getragen wird.

Zu allem diesem kommt noch, daß der Soldat vom Volke verachtet und verhöhnt ist.

Welche Stimmung unter den Truppen herrscht, begreift jeder, nur die Offiziere wollen es nicht begreifen. Diese, welche durch die Soldaten größtentheils ihre Existenz haben, sind noch so gut und verachten ihre Landsleute und behandeln sie als Vagabonden oder gleich russischen Leibeignen. Und wer sind diese Herren? — Es sind Söhnlein heruntergekommener Noblesse aus den Urcantonen — es sind Flüchtlinge des Sonderbundes — es sind Anwerber, welche dadurch, daß sie 50 Recruten stellten, Lieutenant — oder durch 100 Opfer — Hauptmann wurden. Sie kommen oftmals zerlumpt, ohne alle Kenntnisse zum Regiment und sind das Gespötte der Unteroffiziere und Soldaten, von denen der Dümmste mehr weiß, als sie. Um sich nun ein Ansehen zu geben, fangen sie an, Strafen zu dictiren, die Soldaten zu cujoniren, und haben sie ein wenig gelernt, so kennt ihre Arroganz keine Schranken mehr. Dabei können die Herren mit ihrem Solde nicht nach ihrer Art leben, deshalb wird Geld eingesackt, wo es nur immer herzunehmen ist, und der arme Soldat muß sich diese Zwackerei gefallen lassen, er hungert und schweigt. — Wenn einer vier Jahre gedient hat, kann er gehen, wenn er will, in einem zerrissenen Kaput, in alten schabigen Hosen, mit dem Reisegeld bis an die Landesgrenze. Von Ersparniß zu reden, wäre die größte Lächerlichkeit. — Viele werden aber aufs neue gecapert, entweder durch Wein oder durch List. — Leider gelingt es nur zu oft, so einen armen Teufel in sein überstandenes trauriges Loos wieder zurückzuziehen. — Nach sechzehnjähriger Dienstzeit kommen sie zu den Veteranen, und bekommen dann täglich zehn Centimes (3 kr.) Sold. —

Die Kansasfrage in Amerika.

Das Zerwürfniß zwischen England und Amerika ist seit unsrer Besprechung dieser Frage durch zwei Ereignisse in ein neues Stadium getreten. Der englische Gesandte Crampton in Washington hat seine Pässe bekommen und „General“ Walker, der Freibeuterhäuptling in Nicaragua, ist in der Person seines Gesandten Padre Vigile vom Präsidenten anerkannt worden.

Die Frage, ob wir einen Krieg zwischen den beiden Mächten haben werden, ist dadurch noch nicht entschieden. Muß das englische Cabinet jetzt den amerikanischen Gesandten, Mr. Dallas, fortschicken? Wir glauben, daß keine Röthigung vorliegt. Jeder Regierung muß das Recht zugestanden werden, einen Gesandten zu entlassen, welcher, sei es nun aus einer wirklichen oder eingebildeten Ursache, dem Haupte dieser Regierung persönlich unangenehm wird. Mr. Crampton befindet sich ohne seine Schuld in dieser Lage dem Präsidenten gegenüber. Er hat sich das Mißfallen dieses schwächsten aller bisherigen Staatsoberhäupter Amerikas und der Großsprecher und Raufbolde in seiner Umgebung zugezogen, und es ist ein Vortheil für ihn sowol als für England und Amerika, wenn er sich aus einer Stellung zurückzieht, die er nicht länger mit Nutzen ausfüllen kann. In Betreff des Mr. Dallas existiren keine solchen Empfindungen, und es würde zu bedauern sein, wenn das englische Cabinet blos um Gleiches mit Gleichem zu vergelten den kleinlichen Trotz der Herren in Washington nachahmen wollte. Großbritannien kann es in der Würde unbezweifelter Macht und unbefleckter Ehre sehr wohl mit ansehen, daß ihm von drüben her eine Faust gemacht wird. Vielleicht ist der einzige Weg, auf welchem Lord Clarendon dem amerikanischen Volke die Meinung des britischen Cabinets in dieser rein persönlichen Frage andeuten kann, der, daß er Mr. Crampton eine wichtigere Mission überträgt, als die, welche er jetzt aufgeben muß. Was aber auch geschehen möge in dieser Angelegenheit, so viel ist klar, daß, so lange Mr. Pierce Präsident ist, England keinen Gesandten in Amerika haben wird.

Dennoch und trotz aller der Großsprechereien der amerikanischen Presse glauben wir nicht an einen Krieg zwischen den beiden Nationen. Zunächst deshalb nicht, weil England gerüstet und Amerika nicht gerüstet ist. Sodann aber auch, weil in England die öffentliche Meinung entschieden gegen einen solchen Kampf ist. Die Engländer zerfallen über jede Frage in Parteien. In einem Punkte aber sind sie einig, in der Frage nach einem Kriege mit den Vereinigten Staaten. Niemand wünscht ihn, jedermann verurtheilt ihn. Jeder würde sich lieber dreimal so viel Unangenehmes von Amerika sagen und anthun lassen als er von Rußland, Frankreich oder irgend welcher andern Macht

sich gefallen ließe. Niemand würde der erste sein wollen, der die Hand aufhöbe gegen die Verwandten „jenseits des großen Wassers." Endlich aber kann grade im gegenwärtigen Augenblick den Amerikanern sehr wenig an einem Kriege liegen, der ganz andre Dimensionen annehmen würde, als der letzte.

Die Nachrichten von Kansas, welche diese Woche eingetroffen sind, zeigen, wie mächtig die Motive waren, welche die Politik Mr. Pierces gegenüber dem Auslande bestimmten. Die Hoffnung, eine stürmische Begier nach Krieg anzuregen und auf diese Weise die öffentliche Aufmerksamkeit von den Schandthaten der Grenzleute in Missouri und der noch schmachvollern Handlungsweise der Centralregierung, welche zu diesen Schandthaten die Hand bietet, abzulenken, hat unzweifelhaft den wesentlichsten Theil der Beweggründe ausgemacht, welche den Präsidenten veranlassen, einen Streit mit England vom Zaune zu brechen.

Um zu verstehen, was jetzt in Kansas vorgeht, müssen wir einen Rückblick auf die frühere Geschichte dieses Territoriums thun. Durch die sogenannte Nebraskaacte, welche im Jahr 1854 vom Präsidenten unterzeichnet wurde, wurde festgesetzt, daß fernerhin jeder neue Staat oder jedes Territorium durch seine eigne Gesetzgebung bestimmen sollte, ob er zu den freien oder zu den Sklavenstaaten gehören wolle — eine Frage, die früher dem Congreß zur Entscheidung überlassen worden war. Auf Grund dieser Acte sollte im März 1855 die Wahl einer gesetzgebenden Versammlung in Kansas vorgenommen werden, und wenn die Entscheidung den wirklichen Einwohnern des Territoriums überlassen worden wäre, so würden diese sich ohne Zweifel dahin erklärt haben, einen freien, nicht einen Sklavenstaat bilden zu wollen. Dies aber waren die Sklavenhalter des benachbarten Missouri mit allen Mitteln zu hindern entschlossen. Als der Wahltag kam, zogen starke Banden von ihnen aufgewiegelten Gesindels bewaffnet mit Bowiemessern und coltschen Revolvern über die Grenze nach Kansas, trieben die Ansiedler, welche gegen die Sklavenhalterpartei gestimmt haben würden, theils mit Gewalt, theils durch Einschüchterung von den Wahlurnen weg und wählten dann ihrerseits eine Anzahl Vertreter, wozu sie natürlich als Nichteingesessne kein Recht hatten. Dieses ungesetzliche Parlament versammelte sich bald nachher und beschloß eine Anzahl von Gesetzen zur Aufrechthaltung der Sklaverei. Das Volk von Kansas protestirte gegen dieses unerhörte Vorhaben und wählte, als jene Banden sich wieder entfernt, eine Gesetzgebung, welche ihre wahre Meinung in Betreff der Sklavenfrage ausdrückte. Sie wählten auch einen Delegaten in das Repräsentantenhaus der Congresses, und die Missourier wählten, indem sie nochmals einen bewaffneten Einfall in das Gebiet unternahmen, ebenfalls einen Delegaten. Die Partei der Freiheit, welche beinahe sämmtliche wirkliche Ansiedler des Territoriums umfaßte, ver-

langte durch ihren Vertreter Zulassung zum Congreß. Dieser jedoch konnte zu keinem Entschluß kommen. Alles was er thun konnte war die Niedersetzung einer Untersuchungscommission, welche im April dieses Jahres ihre Sitzungen in der Stadt Lawrence in Kansas begann. Die vor dieser Commission vorgebrachten Beweise lassen keinen Zweifel mehr zu, daß bei der Wahl vom März 1855 die Eindringlinge von Missouri und nicht das wirkliche Volk von Kansas gewählt haben. Sie zeigen unwidersprechlich, daß ein großer Theil der Scheinlegislatur, welche jener bewaffnete Pöbel gewählt, und welche der Präsident als „regelmäßig constituirte Behörde" anerkannt, nie im Territorium, sondern stets in Missouri gewohnt hat.

Da die Sklavenhalter Missouris, welche ein scharfes Augenmerk auf die Fortschritte der Untersuchung hatten, vor den überraschenden Aufschlüssen, die von den Zeugen gegeben worden waren, erschracken, so beschlossen sie, ihre Macht zu benutzen, um den Fortgang der Verhöre zu hindern. Nachdem sie sich gewiß geworden, daß die schwachmüthige Centralregierung in ihrem Bestreben, die Partei der Sklavenhalter in der Union um jeden Preis bei guter Laune zu erhalten, bereit sei, ihnen in jeder Hinsicht den Rücken zu decken, begann sie ein vollständiges Schreckensregiment in Kansas einzuführen. Mehre Monate hindurch sandten sie ihre bewaffneten Banden aus Missouri nach dem Territorium, und diese begingen unter dem Vorwande, die von der Scheinlegislatur beschlossenen Gesetze zum Vollzug zu bringen, allerlei Unthaten an den friedlichen Ansiedlern. Vor einigen Wochen ersuchten sie den Gouverneur Heider, ein Mitglied der Commission zu verhaften, indem sie angaben, er habe sich gegen die gesetzliche Autorität aufgelehnt, in Wahrheit aber, weil sie dadurch die weitere Untersuchung zu hemmen glaubten. Dann aber neckten und schreckten sie die freien Ansiedler auf jede mögliche Weise, indem sie die Hoffnung hegten, daß sie sich auf diese Weise aus dem Territorium vertreiben lassen würden.

Da die Antislaverie-Party in Kansas indeß bei ihren Grundsätzen beharrte, so wurden von Seiten der Gegner gewaltsamere Maßregeln ergriffen, und es ist ein förmlicher Bürgerkrieg ausgebrochen. Am 21. Mai rückten zwölfhundert Bewaffnete mit mehren Geschützen über die Grenzen von Missouri und lagerten sich in der Nähe von Lawrence, dem Hauptquartier der Abolitionisten. Sie gaben als Zweck ihres Erscheinens die Absicht an, mehre Personen zu verhaften, welche gegen die von der Legislatur gegebenen Gesetze gehandelt hätten. Am folgenden Tage zog ein Theil derselben in die Stadt, und obwol nicht der mindeste Widerstand geleistet worden, wurden zunächst das Freestatehotel, das Haus des Gouverneurs und zwei Druckereien niedergebrannt. Dann wurden zwei von den Häuptern der Abolitionisten erschossen, und als hierauf die gesammte Bevölkerung den Ort verließ, steckte jener be-

waffnete Pöbel — den ein Marschall der Vereinigten Staaten anführte — das Städtchen in Brand.

Die Nachricht von diesen schmachvollen Vorgängen hat in allen Nichtsklavenstaaten einen Sturm der Entrüstung gegen Mr. Pierce und seine Art zu regieren hervorgerufen. Jedermann scheint zu fühlen, daß die Krisis der Union endlich gekommen ist. Selbst das Organ der Regierung gesteht das zu. Indem es von Kansas spricht, sagt es: „Welche Frage sich auch in dem Wahlkampfe geltend machen sollte, die Sklavenfrage, wie sie in der Maßregel gegen Kansas eingeschlossen ist, wird den Vorrang behaupten — in Vergleich mit ihr sind alle andern Fragen von geringerer Bedeutung." Höchst wahrscheinlich wird sich das erfüllen, trotz aller Versuche des Cabinets Pierce, diesen Gegenstand in der Aufregung der Gemüther verschwinden zu lassen, welche ein Krieg mit England hervorzurufen geeignet schien. Die Sklavenfrage muß entschieden werden, selbst wenn sie zu einer Trennung der Union führen sollte. Und wird das amerikanische Volk einen Kampf mit England wagen, wenn ein solcher Entscheidungskampf zu gleicher Zeit im Inlande wüthet?

Die Bildung der Frauen.

Bibliothek für die deutsche Frauenwelt. Erster Band: Mythologie der Deutschen. Von Claire von Glümer. Leipzig, O. Wigand. —

Ueber weibliche Erziehung von Hanna More. (Aus ihrem „Essays on various subjects"). Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über den gegenwärtigen Stand der Literatur über weibliche Pädagogik begleitet von Dr. Robert König, Rector der Caecilienschule in Oldenburg. Oldenburg, G. Stalling. —

Die Idee der Frauenemancipation, welche seit den Zeiten des jungen Deutschland und der neuromantischen Schule in Frankreich innerhalb der Literatur eine so ungebührliche Ausdehnung gewonnen hat, stellt sich für jedes gesunde Gefühl augenblicklich als eine Verirrung dar, für welche kein Rechtfertigungsgrund gefunden werden kann. Aber wie es überhaupt keine Wirkung ohne Ursache gibt, wie auch die Krankheit als ein Symptom von der innern Beschaffenheit des Organismus aufgefaßt werden muß, so läßt sich der Grund des Mißbehagens der modernen Frauen an ihrem Loose wol nachweisen. Nur liegt er nicht in der Natur der Dinge, sondern in der eigenthümlichen Bildung, die man ihnen gibt. In frühern Zeiten erlangten sie keine andere Bildung, als diejenige, die sich auf ihren spätern Beruf bezog, und wer sich aus eigner Kraft mehr davon aneignete, wurde von der Gesellschaft sofort als eine Ausnahme betrachtet, auf welche die herkömmlichen Regeln nicht anzuwenden seien. In

neuerer Zeit dagegen ist der Grad der Bildung eines von den ersten Dingen, wonach man fragt, wenn man den Werth einer Frau bestimmen will. Freilich herrscht über das, was man unter Bildung verstehen soll, die wunderlichste Verwirrung. Man nennt in der Regel diejenige Frau gebildet, die über Rossini und Shakespeare, über Kaulbach und G. Sand mit einer gewissen Geläufigkeit Conservation zu machen versteht und fragt wenig danach, ob diese Urtheile innerlich empfunden und durchgearbeitet oder lediglich eingelernt sind.

Es liegt auf der Hand, daß auch in Beziehung auf das Erziehungssystem zwischen den beiden Geschlechtern ein Unterschied gemacht werden muß; abgesehen davon, daß ihr späteres Leben verschiedenartige Vorkenntnisse und Geschicklichkeiten erheischt, weist sie auch die Natur auf eine verschiedenartige Thätigkeit hin, die sich im Wesentlichen auf den Gegensatz des Zeugens und Empfangens zurückführen läßt. Es ist über diesen Gegenstand bereits so viel Weises und Thörichtes gesagt worden, daß niemand daran denken wird, etwas Neues dazu bringen zu wollen. Im Ganzen wird alle Welt darüber einig sein, daß in geistiger Beziehung bei dem Mann die Fähigkeit der Begriffe und Abstractionen, bei dem Weib die Fähigkeit der Vorstellungen und Anschauungen überwiegt; bei dem Mann der Grundsatz, bei dem Weib das unmittelbare Urtheil. Daß die Erziehung auf diesen Gegensatz Rücksicht nimmt, ist ganz in der Ordnung; nur scheint es verfehlt, diese Rücksicht so weit zu treiben, daß man die Anlage gradezu mit dem Ziel der Erziehung verwechselt, und darauf gehen im Grunde alle unsere Töchterschulen aus. Sie vermeiden es mit einer gewissen Aengstlichkeit, irgend einen Gegenstand anzuregen, wobei von Zergliederung, Regel und System die Rede ist, und wo sie es nicht ganz umgehen können, wie z. B. bei der Erlernung einer Sprache, verstecken sie es so viel als möglich; sie suchen das junge Mädchen darüber zu täuschen, daß es eine Regel empfängt, indem sie ihm vorspiegeln, es handle sich nur um einen individuellen Fall und wenn auch bei dieser Methode die Erlernung der Sprache zuweilen erleichtert wird, so geht doch der größte Gewinn der geistigen Gymnastik darüber verloren, nämlich sich in jedem Fall darüber klare Rechenschaft zu geben, aus welchen Gründen man so oder so verfährt. Die lateinische Grammatik, welche mit vollem Recht dem Knabenunterricht zu Grunde liegt, wie der juristischen Bildung das römische Recht, lehrt die Knaben nicht blos lateinische Autoren verstehen, und sich selbst lateinisch ausdrücken, sondern sie lehrt sie gradezu logisch denken. So lange die Realschulen nicht einen ähnlichen Gegenstand gefunden haben werden (die Mathematik kann es ihres abstracten Inhalts wegen nicht sein), werden sie im Zustand eines hoffnungslosen Experimentirens bleiben.

Bei den Töchterschulen ist das in noch weit höherem Grade der Fall; denn auch selbst diejenigen Disciplinen, die sie mit den Knabenschulen gemein

haben, werden so betrieben, daß jede Vollständigkeit, jede unbedingte Durchdringung des Gegenstandes ausgeschlossen bleibt, denn das würde, wie man meint, den Anstrich der Pedanterie hervorbringen, und eine pedantische Dame könnte sich doch in der guten Gesellschaft nicht sehen lassen. Dadurch wird jene Dreistigkeit des Urtheils herbeigeführt, die uns bei „gebildeten" Frauen so häufig überrascht, und deren Grund einfach darin liegt, daß sie die Schwierigkeiten nicht sehen. — Die schlimmste Verirrung der Töchterschulen zeigt sich in den sogenannten deutschen Aufsätzen. Mit Recht glaubt man, daß die Gefühlsbildung bei den Frauen die Hauptsache ist, viel wichtiger, als die Verstandesbildung. Statt nun aber das Gefühl einer strengen Zucht zu unterwerfen und es auf Wahrheit und Natur zurückzuführen, gewöhnt man das junge Mädchen an eine Virtuosität des Empfindens; sie muß über jeden Baum, über jede Blume, über den Begriff der Freundschaft, über Störche und Schwalben, über Gott und ähnliche Dinge sich Empfindungen zu machen verstehen; mit andern Worten, und wer ruhig überlegt, wird diese Bezeichnung nicht zu stark finden, man gewöhnt sie daran, sich selbst und andern etwas vorzulügen und vorzuheucheln, und ist dann außer sich vor Verwunderung, wenn sie dies Talent im spätern Leben in Anwendung bringt. Das echte, wahrhafte Gefühl wird zwar dadurch nicht erstickt, aber es wird doch wenigstens sein Ausdruck verkümmert.

Der Einfluß dieses Jugendunterrichts ist bei den Frauen um so größer, da einerseits ihre Bildung damit fertig ist, andererseits aber immer ihr Streben und ihre Aufgabe bleibt, Bildung zu repräsentiren. Der Mann, der nach Ablauf seiner Schulzeit in ein bestimmtes Geschäft tritt, hört bald auf, dieser Art der Bildung nachzustreben. Die Wirkung der Schulzeit geht deshalb nicht verloren, denn sie lehrt ihn in seinem eignen Fach tüchtig und ganz zu Hause zu sein und so den Eindruck einer harmonischen Natur hervorzubringen, von der bei einem Halbgebildeten nie die Rede sein kann. Die Frau fährt fort, zu lesen und zu urtheilen, aber sie liest in der Regel nichts weiter als Romane oder allenfalls Journale. Wir wollen ganz davon absehen, wie erbärmlich der Stoff ist, der ihnen in der Regel damit geboten wird, aber auch im besten Fall lernen sie daraus nur noch mehr die Virtuosität der individuellen Empfindung und des unmittelbaren Urtheils ausbilden; das Gefühl des Allgemeinen geht mehr und mehr darüber verloren.

Zum Theil liegt das an der unzugänglichen Form, hinter der sich unsere ernsthaften Schriftsteller verstecken. Die eigentlichen Wissenschaften verlangen diese Form, aber es gibt eine mittlere Region, in der wissenschaftliche Strenge und künstlerische Anmuth gepaart sein können. Es ist z. B. kein Grund vorhanden, warum eine gebildete Frau in unsern Tagen nicht Mommsens römische Geschichte, Rankes Päpste, oder ein ähnliches Werk lesen sollte, in wel-

chem der gelehrte Stoff künstlerisch überwältigt ist. Sie wird es anders lesen, als der Mann, da sie andere Wünsche und Voraussetzungen mitbringt, aber sie wird dennoch eine reiche Ausbeute für sich selbst finden. Der Fortschritt dieser Literatur in unsern Tagen wird auch auf die Frauen eine heilsame Rückwirkung ausüben.

Der bisherige Mangel in dieser Sphäre gab schon häufig Veranlassung, an eine specielle Lectüre für Frauen zu denken. Die Bedenken eines solchen Unternehmens sind ganz ähnlich, wie die Bedenken einer specifischen Kinderliteratur. Denn in der Regel bildet man sich ein, die Frauen seien untergeordnete Geschöpfe, und um von ihnen verstanden zu werden, müsse man wenigstens den Schein der Ungründlichkeit und Halbbildung annehmen. Einer wirklich gescheiten Frau konnte daher nichts so zuwider sein, als diese specifische Damenlectüre.

Indeß sind diese Uebelstände nicht nothwendig mit der Gattung verknüpft, und die Idee, den Frauen das Gebiet des allgemeinen Wissens zugänglich zu machen, ist durchaus berechtigt, ja nothwendig. Man macht es aber dadurch zugänglich, daß man es in die Form der Anschauung und Vorstellung übersetzt, kurz, daß man dasselbe thut, was jeder echte Geschichtschreiber thun soll. Um so etwas vollständig durchführen zu können, muß man das Gebiet, das man darstellen will, eigentlich ganz beherrschen, denn wahrhaft populär kann nur die höchste Bildung sein, nur diejenige, die das Material so unbedingt beherrscht, um jeden Augenblick das Angemessene bei der Hand zu haben. Allein es bleibt das ein frommer Wunsch, da die Gelehrten zu so etwas nicht zu bringen sind, da sie in der That keine Zeit dazu haben.

Eine Frau, auch die am feinsten gebildete, wird jenen Anforderungen niemals völlig entsprechen können; ihr Unternehmen wird aber dankenswerth sein, wenn sie ernst und gewissenhaft zu Werke geht, und das ist bei der Herausgeberin des zuerst genannten Werks in hohem Grade zu rühmen. Daß sie sich über ihre eigne Stellung keine Illusionen macht, zeigt das Motto aus Tasso:

> Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen,
> Es sei ein Urtheil über einen Mann
> Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
> Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
> Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
> Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt;
> Wohin sich das Gespräch der Edeln lenkt,
> Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.

Sie hat bei ihrem Unternehmen die verständige Kühnheit gehabt, unmittelbar auf die Quellen zurückzugehen, aber nicht, um darüber geistreich zu räson=

niren, sondern um schlicht und einfach wieder zu erzählen, was sie darin gelesen, da, wo es angeht, mit den eignen Worten des Meisters. Hin und wieder hätte man gewünscht, daß sie noch vollständiger den kleinen Anstrich von Gelehrsamkeit vermieden, noch dreister den Ton der freien Erzählung angeschlagen hätte; aber auch so, wie es da ist, wird es der wahren Frauenbildung zuträglicher sein, als die vielen theoretischen Bücher, die, anstatt Hand ans Werk zu legen, erst sehr gründlich darüber hin und her räsonniren, wie man Hand ans Werk legen müsse. Indem wir dem schönen Unternehmen glücklichen Fortgang und eine recht lebhafte Anerkennung wünschen, können wir uns nicht enthalten, aus der Vorrede die Art und Weise mitzutheilen, wie sich die Verfasserin das Verhältniß der Bildung zum wahren Beruf des Weibes vorstellt.

„Die Gattin soll nicht Dienerin, sondern Freundin und Gefährtin des Mannes sein, seine Stütze und sein Trost in Zeiten der Trübsal. Sie bedarf dazu einer Geistesbildung, die sie befähigt, die Interessen des Mannes zu verstehen, und einer Bildung des Herzens, die sie frei macht von Selbstsucht, Genußsucht und Eitelkeit. — Die Mutter soll nicht allein Pflegerin, sie soll auch Erzieherin der Kinder sein; die erste mütterliche Leitung bestimmt fast immer über die Lebensrichtung der ihr anvertrauten Seelen, sie bringt gleichsam Grundton und Färbung des ganzen Wesens hervor und bewirkt somit Glück oder Unglück in sich immer erweiterndem Kreise. Aber die wichtige, heilige Aufgabe der Erziehung wird in unsern schwierigen Verhältnissen nur dann vollständig erfüllt werden können, wenn ein gebildeter Geist dem „Instincte der Mutterliebe" zu Hilfe kommt. — Die Hausfrau hat in gleicher Weise für das körperliche und geistige Wohl aller Familienglieder zu sorgen. Ihr ist die Ueberwachung jener tausend kleinen Obliegenheiten und Geschäfte übertragen, deren Bedeutung wir erst erkennen, wenn sie versäumt oder ohne Einsicht und Liebe gethan werden — was nur zu oft zu den peinlichsten Störungen des Familienfriedens Veranlassung gibt. Und Hand in Hand mit diesen bald größeren, bald kleineren Pflichten, die sich auf das materielle Gedeihen der Familie beziehen, geht die Sorge der Hausmutter für das geistige Leben in ihrem Kreise, denn das eine vermag nicht ohne das andere zu bestehen. Wie wir die ordnende, sorgsame, verschönernde Hand gebildeter Frauen in jeder äußeren Kleinigkeit erkennen, so empfinden wir auch den Hauch ihres Geistes im Großen wie im Kleinsten. Er durchweht sozusagen das ganze Haus; er drückt sich in jedem einzelnen Mitgliede der Familie, in ihrem Zusammenleben, in ihrem Interesse für das Gute und Schöne aus; er verbreitet über alle, die sich diesem Kreise nahen, jenes heitere Behagen, von dem wir nicht wissen, woher es kommt oder worin es liegt — es ist aber des Hauses bester Segen, der Segen einer wahren Frauenbildung. — Auch jene

Tausende, denen solche Pflichten weder als Gattin noch als Mutter auferlegt sind, haben Antheil an der allgemeinen Aufgabe der Frauen: als Tochter, als Schwester, als Freundin sind auch sie berufen, für das Wohl des Familienkreises zu wirken. Und wäre hier und da ein ganz alleinstehendes Wesen, so hätten gerade für die Einsame geistige Genüsse doppelten Werth — und je mehr sie innerlich wächst und erwirbt, um so mehr wird sie tüchtig sein, sich einen Beruf zu sichern, wo die Sorgsamkeit, Thätigkeit und Geduld des Weibes immer einen Platz finden: nämlich in der großen Familie derer, die von geistiger oder leiblicher Noth bedrückt sind." — Auch bei dem zweiten Werke, welches wir in der Ueberschrift angeführt haben, können wir verständige Einsicht und tüchtige Gesinnung rühmend anerkennen.

Der palmersche Vergiftungsproceß.

Selten hat ein Criminalproceß in England so großes Aufsehen gemacht, wie der gegen den Arzt William Palmer in Rugeley wegen der Vergiftung seines Freundes Cook. So leidenschaftlich standen sich gleich nach dem Beginn der Untersuchung die Meinungen über seine Schuld oder Nichtschuld im Publicum gegenüber, daß der Proceß durch ein besonderes Parlamentsgesetz von dem Wohnort des Angeklagten nach London verlegt wurde, denn die Aussicht ein unparteiisches Verdict in Rugeley zu erlangen war äußerst gering, indem zu der großen Aufregung noch der moralische Einfluß kam, den der energische Charakter Palmers auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, ausübte, und der so stark war, daß er sogar Beamte, wie den Postmeister in Rugeley und den Todtenbeschauer ihre Amtspflicht vergessen machte. Palmer, obgleich ursprünglich praktischer Arzt, hatte die Praxis schon vor Jahren aufgegeben, frequentirte die Pferderennen und betrieb fast ausschließlich Wettgeschäfte. Dadurch wurde er mit einem Mr. Cook bekannt, der, ursprünglich Jurist und im Besitz eines Vermögens von 12—15,000 Pfund, sich ebenfalls dem Turf, wie es der Engländer nennt, widmete. Unglückliche Wetten und schlechte Wirthschaft stürzten Palmer bald in Geldverlegenheiten und er fing bereits 1853 eine ruinöse Wechselreiterei an. Als die dadurch erlangten Mittel nicht mehr reichten, setzte er falsche Wechsel in Umlauf und zwar 1853 den ersten von 2000 Pfund, angeblich von seiner sehr wohlhabenden Mutter acceptirt. Der Entdeckung entging er vor der Hand durch Prolongirung der Wechsel, die sich in der Hand eines londoner Advocaten Pratt, der sich mit dem Discontiren zweifelhafter Papiere beschäftigte, befanden. Im September 1854 starb seine Frau, deren Leben er mit 13,000 Pfund versichert hatte, und mit dieser Summe gelang es ihm, einen Theil seiner Schulden zu bezahlen. Aber immer blieb neben andern der gefälschte Wechsel von 2000 Pfund uneingelöst. Er versicherte nun das Leben seines Bruders ebenfalls für 13,000 Pfund und stellte gegen Verpfändung der Police neue Wechsel aus, die Pratt mit 60% discontirte. Nachdem er ein Jahr auf diese Weise fortgewirthschaftet hatte, befanden sich im November 1855 in Pratts Händen für 11,500 Pfund Wechsel, sämmtlich verfallen und sämmtlich mit dem ge-

fälschten Accept seiner Mutter versehen. Die Hoffnung, durch die auf seinen Bruder ausgestellte Police die Schuld zu decken schlug fehl, denn als der Bruder starb, weigerte sich die Versicherungsgesellschaft zu zahlen und es wirft schon einen schlimmen Verdacht auf Palmer, daß er gegen die Gesellschaft sich der Klage enthielt. Um einer augenblicklichen Geldverlegenheit zu entgehen, erlangte er die Bürgschaft Cooks für einen Wechsel von 500 Pfund und weitere 500 Pfund durch Verpfändung der beiden Cook gehörenden Rennpferde Polestar und Sirius. Obgleich er angeblich dieses Geld für Cook aufnahm, verwendete er es doch für sich, indem er ein falsches Giro Cooks auf das Papier setzte. Dieser gefälschte Wechsel wurde zehn Tage nach dem Tode Cooks, am 24 November, fällig. Ehe dieses Ereigniß noch eintrat, versuchte Palmer mit Cooks Beihilfe seinen Stallknecht für die Summe von 25,000 Pfund zu versichern, doch mißlang diese Operation. Mittlerweile war Pratt ungeduldig geworden und trug auf Wechselexecution gegen Palmer und seine Mutter wegen der fälligen 4000 Pfund an. Noch einmal wurde der entscheidende Schlag durch Einzahlung von 600 Pfund abgewendet, aber am 13. November drängte Pratt abermals um 1000 Pfund zur theilweisen Deckung eines Wechsels von 1500 Pfund, der bereits am 9. November fällig gewesen war.

So ohne einen Pfennig Geld in der Hand zu haben zu Zahlung so beträchtlicher Summen gedrängt und jeden Augenblick von der Gefahr bedroht, daß seine Fälschungen an den Tag kommen würden, faßte Palmer den Gedanken, Cook zu ermorden. Dieser befand sich am 13. November in Gesellschaft mit Palmer bei dem Pferderennen in Shrewsbury und gewann daselbst durch sein Pferd Polestar über 2000 Pfund. Die Woche vorher hatte er schon in Worcester gewonnen und hatte 7—800 Pfund baares Geld bei sich, während der Betrag der Wetten erst am nächsten Montag in London bei Tattersalls gezahlt werden sollte.

Möglicherweise beabsichtigte Palmer blos, Cook durch Brechweinstein krank zu machen, um während dieser Zeit die in London fälligen Summen einzuziehen und für sich zu benutzen und kam erst durch die Furcht von der Entdeckung seiner Streiche auf den Gedanken einer Vergiftung.

Cook, bei seinem Tode 28 Jahr alt, befand sich bei seiner Ankunft in Shrewsbury vollkommen wohl. Er hatte zwar eine schwache Brust, doch nicht in dem Grade, daß dies Besorgniß erregte, und geschwollene Drüsen hatten ihm die Besorgniß eingeflößt, an den Folgen einer galanten Krankheit zu leiden, eine Besorgniß, die jedoch der londoner Arzt, der ihn seit Jahren behandelte, für vollkommen unbegründet erklärt. Kurz, Cook kam nach Shrewsbury vollkommen gesund und fühlte sich zuerst unwohl, als er nach dem glücklichen Ausgang des Wettrennens in Gesellschaft Palmers und einiger Anderen Grog trank. Er klagte über brennenden Geschmack desselben, worauf Palmer sogleich das Glas austrank und die andern Anwesenden aufforderte zu kosten — obgleich kein Tropfen mehr im Glase war. Cook bekam heftiges Erbrechen und mußte sich zu Bett legen. An demselben Abende, wo Cook von dem Grog krank wurde, sah ein Frauenzimmer in dem Gasthaus, wo Cook mit Palmer zechte, letzteren ein mit Getränk gefülltes Glas gegen das Licht halten und es dann in das Zimmer hineintragen. Daß Cook selbst Palmer mißtraute, scheint daraus hervorzugehen, daß er nicht diesem, sondern einem andern Anwesenden, Fisher, sein Geld, 8—900 Pfund, zum Aufheben gab.

Am nächsten Tag fühlte sich jedoch der Kranke wieder wohler und begleitete Palmer nach Rugeley, wo beide in dem Gasthof Talbot Arms abstiegen, dem Hause des Angeklagten gegenüber. Dieser brauchte jetzt nothwendiger als je Geld, denn er hatte in Shrewsbury stark verloren und hatte so wenig Fonds, daß er sich 25 Pfund zur Hinfahrt hatte borgen müssen.

Die Beiden kamen am 15. November spät Abends in Rugeley an und an diesem und dem folgenden Tag befand sich Cook vollkommen wohl, aber am Sonnabend und Sonntag, wo Palmer ihn fast nie verließ, stellten sich wieder dieselben Symptome ein, wie in Shrewsbury. Zuerst nach einer Tasse Kaffee, die sich der Angeklagte von der Aufwärterin hatte geben lassen und Cook selbst gebracht hatte; dann nach Brotwasser, welches der Angeklagte aus seiner Wohnung hatte holen lassen, obgleich er es im Gasthof hätte bekommen können, endlich nach einer Tasse Fleischbrühe, die ebenfalls über die Straße geholt worden war. Diese Fleischbrühe kostete unterwegs eine Aufwärterin und mußte sich ebenfalls heftig erbrechen und sich zu Bett legen, ganz wie Cook in Shrewsbury. So oft Cook etwas in Palmers Anwesenheit gebracht wurde, mußte er sich erbrechen, so oft er etwas genoß, während Palmer nicht im Hause anwesend war, stellten sich keine Kranheitssymptome ein. Dem herbeigerufenen Arzte spiegelte der Angeklagte vor, der Kranke leide an einem biliösen Anfall, infolge zu reichlich genossenen Champagners. Aber kein einziges Symptom einer solchen Krankheit war vorhanden, die Zunge war rein, der Patient fieberfrei und von Galle keine Spur. Ebensowenig hatte er zu viel Wein getrunken. Am Montag reiste Palmer nach London, und unmittelbar vor seiner Abreise gab er Cook noch eine Tasse Kaffee, auf die wieder Erbrechen folgte; nach seiner Abreise trat sichtliche Besserung ein, das Erbrechen hörte auf und Cook konnte das Bett verlassen.

Unterdessen kassirte Palmer in London die von Cook gewonnenen Wetten ein, aber nicht durch den gewöhnlichen Geschäftsagenten seines Freundes, sondern durch eine andere Person und bezahlte mit dem Gelde seine dringendsten Schulden; die Briefe, welche der Agent in dieser Angelegenheit an Cook schrieb, unterschlug Palmer durch Hilfe des Postmeisters in Rugeley. Dort kam der Angeklagte um 9 Uhr Abends bei Cook wieder an, den er bis 10 oder 11 Uhr nur verließ, um bei Newton, dem Gehilfen eines Arztes und Apothekers Salt, drei Gran Strychnin zu kaufen, welche jener ihm ohne Umstände ausantwortete, da er ihn als praktischen Arzt kannte. Nach seiner Rückkehr in den Gasthof nahm der Kranke die ihm von Dr. Bamford, dem Arzt, der ihn behandelte, verschriebenen Pillen ein. Aber während dieselben Pillen am Montag so wohlthätig auf ihn gewirkt hatten, stellten sich dies Mal heftige Krämpfe ein, bei denen der Kranke aber sein Bewußtsein behielt. Er erholte sich jedoch wieder und am Dienstag früh ging Palmer in den Laden eines Droguisten Namens Hawkings. Er hatte mit diesem Manne seit zwei Jahren keine Geschäfte gemacht, sondern die Arzneien, deren er benöthigt war, regelmäßig von einem andern Droguisten Thirlby bezogen. Jetzt verlangte er zwei Drachmen Blausäure. Während er darauf wartete, kam Newton, derselbe, von dem er am Tage vorher Strychnin gekauft hatte, zufällig in den Laden. Palmer nahm ihn rasch beim Arme und führte ihn unter dem Vorwand, ihm etwas Wichtiges mittheilen zu wollen, auf die Straße hinaus, unterhielt ihn aber nur von ganz gleichgiltigen Dingen, bis

ein vorübergehender Bekannter Newton ein paar Augenblicke beschäftigte. Nun begab sich Palmer sogleich wieder in den Laden und ließ sich zu der Blausäure noch sechs Gran Strychnin und eine Quantität Batleyschen Opiumliquor geben, bezahlte und ging fort. Neugierig geworden erkundigte sich Newton, was Palmer gekauft habe und erhielt die gewünschte Auskunft. Auf dem Heimwege sprach Palmer noch bei dem Postmeister ein, ließ sich von diesem eine Anweisung auf den noch unerhobenen Ertrag der Wetten von 350 Pfund schreiben und fälschte dazu Cooks Unterschrift.

Auch am Morgen dieses Tages hatte Cook Kaffee und Fleischbrühe genossen, die ihm Palmer geschickt hatte und sich auch dies Mal wieder erbrechen müssen. Der Angeklagte hatte noch einen andern Arzt herbeigerufen, Mr. Jones, einen Freund von Cook, und auch dieser fand keine Symptome des von Palmer angegebenen biliösen Anfalls. Die drei Aerzte traten zu einer Consultation zusammen und kamen überein, die von Bamford begonnene Behandlung fortzusetzen. Während dieser die früher verschriebenen Pillen verfertigte, kam Palmer zu ihm und forderte ihn auf, auf die Schachtel zu schreiben, wie sie einzunehmen wären. Dies geschah und der Angeklagte nahm die Pillen mit, überbrachte sie dem Kranken, aber erst nach Verlauf von ³/₄ Stunden, und lenkte, ehe er sie jenem eingab, die Aufmerksamkeit des anwesenden Jones auf die Aufschrift der Schachtel mit der Bemerkung, daß die Schrift für einen 80jährigen Mann merkwürdig kräftig und deutlich sei. Dies war halb 11 Uhr Nachts. Cook wollte anfangs die Pillen durchaus nicht einnehmen, weil sie ihn vorige Nacht zu krank gemacht hatten, ließ sich aber doch zuletzt bewegen. Er brach sich gleich darauf, doch die Pillen blieben bei ihm. Als er die Pillen einnahm, befand er sich vollkommen wohl. Krankheitssymptome waren nicht vorhanden, am allerwenigsten Anzeichen nahenden Todes. Jones schlief in demselben Zimmer mit Cook, aber er war kaum ¹/₄ Stunde im Bett, so bekam Cook wieder die heftigsten Krämpfe, die ihn so zusammenzogen, daß er mit in die Höhe gebogenem Körper nur mit dem Kopf und den Hacken auf dem Bett ruhte. Ein Dienstbote lief über die Straße und klingelte bei Palmer, der im nächsten Augenblick schon angekleidet am Fenster erschien und in zwei Minuten an dem Bette des Kranken stand. Er bemerkte noch ausdrücklich, er habe sich nie so schnell angezogen, hatte aber zum Anziehen gar keine Zeit gehabt und der Verdacht liegt nahe, daß er in gespannter Erwartung über das, was geschehen mußte, angekleidet geblieben war. Kaum am Bett angekommen, eilte er wieder fort, um ein linderndes Mittel zu holen, und brachte zwei Pillen, angeblich Ammoniakpillen, die sich aber nicht so schnell verfertigen lassen. Der Kranke nahm sie, brach sie aber von sich und bekam sogleich wieder die heftigsten Krämpfe, und starb mit allen Symptomen des Starrkrampfs, aber des Starrkrampfs, der sich nur bei Vergiftungen durch Strychnin und ähnliche Gifte, aber nie bei andern Krankheiten einstellt. In solchen Fällen tritt der Starrkrampf erst mit gelindern Symptomen auf und entwickelt sich allmälig und ohne Unterbrechung bis zum höchsten Paroxysmus. Er braucht zu seiner Entwicklung Stunden und selbst Tage. Bei Strychnin dagegen handelt es sich nicht um Stunden, sondern um Minuten. — Die Symptome entwickeln sich nicht allmälig, sondern treten gleich in ihrer ganzen Heftigkeit auf und endigen nach wenigen Augenblicken fürchterlicher Qual und eigenthümlicher Krämpfe mit dem Tode.

Gleich nach dem Hinscheiden Cooks stöberte Palmer in den Taschen der Kleider des Verstorbenen und im Bett herum, wie mehre Personen gesehen haben und seit dieser Zeit ist das Buch, in welchem Cook Wetten verzeichnete, verschwunden und auch über die Geldangelegenheiten desselben fanden sich keine Papiere vor. Am nächsten Tage aber ließ Palmer den Postmeister Cheshire kommen und muthete ihm zu, als Zeuge ein mit Cooks Unterschrift versehenes Document zu unterschreiben, in welchem Cook bekannte, daß Palmer für seine Rechnung für 4000 Pfund Wechsel ausgestellt und dafür noch keine Zahlung empfangen habe. Im Uebrigen zeigte der Angeklagte großen Eifer, den Verstorbenen baldigst unter die Erde zu bringen und veranlaßte Dr. Bamford, einen altersschwachen Greis, ein Zeugniß auszustellen, daß Cook am Schlagfluß gestorben sei. Unterdessen war der Stiefvater Cooks, Mr. Stevens, in Rugeley eingetroffen und veranlaßte, durch Palmers Benehmen mißtrauisch geworden, eine Section der Leiche. Palmer hatte sich erboten, die zur Section herbeizurufenden Aerzte selbst auszuwählen und sich höchst angelegentlich bei Newton über einem Glase Grog erkundigt, ob man nach einer Vergiftung mit Strychnin Spuren davon im Körper finde? Die verneinende Antwort des Gefragten hatte ihn sichtlich beruhigt. Später fand man in seinem Hause ein medicinisches Buch und bei dem Capitel über die Wirkung des Strychnins in seiner Handschrift die Bemerkung: „Strychnin bewirkt den Tod durch Starrkrampf der Respirationsmuskeln.“

Vor der ersten Section hatte der Angeklagte Sorge getragen, die Meinung zu verbreiten, daß Cook an allen möglichen Krankheiten gelitten habe. Der Leichenbefund wies aber einen vollkommen gesunden Zustand nach, wenigstens keine Symptome, welche den raschen Todesfall erklärten. Als die öffentliche Meinung Palmer immer entschiedener als den Mörder bezeichnete, wurde im Januar die Leiche wieder ausgegraben, um einer genauen Untersuchung unterworfen zu werden. Palmer war bei der zweiten Section anwesend und konnte sich nicht enthalten, als die Aerzte den normalen Zustand aller Organe bestätigen mußten, gegen Dr. Bamford zu äußern: „Doctor, sie hängen uns noch nicht!“ Während der secirende Arzt den Magen und die Eingeweide herausnahm und in ein Gefäß that, stieß ihn Palmer so, daß das Gefäß fast umgefallen wäre. Ehe noch die Section vollendet war, verschwand das Gefäß von der Tafel und wurde auf einem entfernteren Tischchen wieder gefunden, wo Palmer es hingestellt hatte. In der darüber gebundenen Blase befanden sich zwei Schnitte. Den Postillon, der das Gefäß nach London zur chemischen Untersuchung bringen sollte, versuchte Palmer mit 10 Pfund zu bestechen, den Wagen unterwegs umzuwerfen und das Gefäß zu zerbrechen. Dem Todtenbeschauer machte er ebenfalls während der Untersuchung Geschenke, weshalb das Zeugenverhör sehr einseitig ausfiel und den Postmeister bestach er, ihm den Brief mitzutheilen, in welchem Dr. Taylor, der die chemische Untersuchung vorgenommen hatte, über das Resultat an den Arzt Gardner in Rugeley berichtete, und als er daraus erfuhr, daß keine Spuren von Strychnin, sondern blos von Brechweinstein gefunden wurden, berichtete er dies frohlockend dem Todtenbeschauer. Auch an Geld hatte der Angeklagte nach Cooks Tode Ueberfluß, während er vorher hatte borgen müssen, wogegen sich in Cooks Nachlassenschaft von den früher unzweifelhaft besessenen Summen gar nichts vorgefunden hatte.

Bei der Section waren, wie schon erwähnt, keine Spuren von Strychnin gefunden worden, dagegen aber von Brechweinstein, der in starken Gaben allerdings den Tod, aber nicht unter den bei Cook an den Tag getretenen Symptomen verursachen kann. Darauf stützte sich vornehmlich die Vertheidigung. Schon vorher war in der Presse ein leidenschaftlicher Kampf über die Frage entbrannt, ob die Spuren von Strychnin im Körper nach dem Tode zu entdecken seien oder nicht.

Die darüber angestellten Versuche gaben keine entscheidende Antwort. Bei einigen mit Strychnin vergifteten Thieren fand man deutliche Spuren im Zellgewebe und in den Eingeweiden, bei andern gar keine und die Ansicht der gewiegtesten Autoritäten sprach sich dahin aus, daß eine mäßige Gabe Strychnin, obgleich zur Herbeiführung des Todes vollkommen genügend, vom Körper spurlos absorbirt werden könne und daß nur bei überreichlichen Gaben Spuren zurückblieben. Uebereinstimmend waren alle Aussagen darin, daß der Tod Cooks nach den ihn begleitenden Symptomen nur infolge genossenen Strychnins eingetreten sein könne und alle Versuche der Vertheidiger und der von ihm beigebrachten ärztlichen Zeugen, den Starrkrampf durch eine Rückenmarksaffection oder als verspätet eintretende Folge galanter Krankheiten darzustellen, schlug vollständig fehl. Unzweifelhaft blieb es stets, daß der als Folge solcher Krankheiten erscheinende Starrkrampf sich wesentlich und unverkennbar von dem durch Strychnin verursachten unterscheidet. Strychnin war unzweifelhaft in Palmers Besitz gewesen. Der Vertheidiger versuchte zwar, Newtons erst nachträglich abgelegtes Zeugniß grade wegen seiner Nachträglichkeit verdächtig zu machen, aber der zweite Ankauf von Strychnin bei H[illegible]s ließ sich in keiner Weise ableugnen. Die Entschuldigung, Palmer habe es zur Vergiftung von Hunden anwenden wollen, wurde zwar vorgebracht, aber der Vertheidiger machte nicht einmal den Versuch, einen Beweis dafür beizubringen. Da also Palmer Strychnin gekauft hatte, die gekaufte Quantität nicht mehr in seinem Besitz war und er eine anderweitige Verwendung nicht nachweisen konnte, da Cook unter Symptomen gestorben war, die nur eine Strychninvergiftung erklären konnte und Palmer beständig um ihn gewesen und ihn unter mancherlei verdächtigen Umständen [illegible] hatte, da seine drückenden Geldverlegenheiten und die Furcht, [illegible] überführt zu werden, ihm ein Interesse an Cooks Tode gaben, um sich des in dessen Besitz befindlichen Geldes und der diesem zukommenden Forderungen zu bemächtigen, da er außerdem wirklich bereits widerrechtlich über die Gelder Cooks verfügt, seine Unterschrift gefälscht und seinen Tod benutzt hatte, um eine Forderung an ihn zu simuliren, und da alle diese schweren Verdachtsgründe bestärkt werden durch sein Benehmen während der Krankheit und nach dem Tode Cooks, so war hier eine Kette von Indicienbeweisen hergestellt, welche die Geschwornen vollkommen rechtfertigte, ein Schuldig über den Angeklagten auszusprechen. Lord Cambpell, welcher als Richter den Vorsitz führte, sprach nach dem Verdict ganz entschieden seine Beistimmung aus und die allgemeine Stimme ist ihm darin gefolgt. Trotz der Verwendung angesehener Freunde und Verwandten, und trotz der fast zudringlichen Bemühungen der Gegner der Todesstrafe ist das Urtheil am 14 Juni in Rugeley vollstreckt worden. Bis zu seinem letzten Athemzug hat jedoch Palmer seine Unschuld behauptet und dieselbe Gleichgiltigkeit beibehalten, die ihn während des ganzen Processes nur einmal verlassen hat — als der Anwalt für die Anklage in seiner Antwort auf die Vertheidigung das künstliche Gebäude derselben Schlag für Schlag zertrümmerte und Schuldbeweis auf Schuldbeweis zu einer niederdrückenden Last übereinanderhäufte. Da sank Palmer einen Augenblick wie an seiner Sache verzweifelnd zusammen und verhüllte das Gesicht, um gleich darauf das Publicum wieder mit der resignirenden Miene eines Märtyrers anzusehen. So starb er auch, obgleich des Mordes von Cook überführt, und der Vergiftung seiner Frau und seines Bruders dringend verdächtig.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

ANNEX A